Das Überseeische Deutschland

Franz Karl Hutter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Das Überseeische Deutschland

## Die deutschen Kolonien in Wort und Bild

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Dr. R. Büttner, Professor Dr. Karl Dove, Direktor A. Seidel, Direktor C. v. Beck, H. Seidel, Dr. Reinecke, Kapitänleutnant Deimling. Mit 6 farbigen Karten, 21 ganzseitigen Tafeln und 237 Textabbildungen nach photographischen Aufnahmen

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
IUL 13 1918
LIBRARY

Die Entwürfe zum Einband, Vorsatzpapier und Schutzumschlag sind von Frau Käthe Roman-Försterling in Karlsruhe

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

# Inhalt


Seite

Vorwort . . . . . 1

**Kamerun** von Franz Hutter

I. Erwerbung . . . . . 7
II. Lage und Grenzen . . . . . 13
III. Erforschung und Erschließung . . . . . 15
IV. Das Land . . . . . 30
V. Die (eingeborene) Bevölkerung . . . . . 79
VI. Unter deutscher Flagge . . . . . 145

**Togo** von R. Büttner

I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung . . . . . 171
II. Allgemeine Beschreibung des Landes . . . . . 175
III. Land und Leute von Südtogo . . . . . 184
IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute . . . . . 196
V. Nordtogo. Landschaften und Leute . . . . . 217
VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse . . . . . 232
VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze . . . . . 234
VIII. Missionen und Schulen . . . . . 238
IX. Die Stationen . . . . . 243
X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse . . . . . 254
XI. Versuchsanlagen und Plantagen, Arbeiterverhältnisse . . . . . 259
XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Finanzielles . . 261

**Deutsch-Südwestafrika** von Professor Dr. Dove

Einleitung . . . . . 269
I. Das Küstenland . . . . . 270
II. Der tropische Norden . . . . . 287
III. Das Hereroland . . . . . 290
IV. Groß-Namaland . . . . . 309

**Deutsch-Ostafrika** von A. Seidel

I. Allgemeine Beschreibung des Landes . . . . . 325
II. Beschreibung der einzelnen Landschaften . . . . . 402
III. Verwaltung und wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes . . 451

**Neu-Guinea** von C. v. Beck

I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas . . . 485
II. Politisches und Verwaltung . . . . . 489
III. Eingeborene Bevölkerung . . . . . 494
IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen . . . . . 507


Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
IUL 13 1913
LIBRARY

Die Entwürfe zum Einband, Vorsatzpapier und Schutzumschlag sind von Frau Käthe Roman-Försterling in Karlsruhe

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

# Inhalt


Seite

Vorwort . . . . . 1

**Kamerun von Franz Hutter**

I. Erwerbung . . . . . 7
II. Lage und Grenzen . . . . . 13
III. Erforschung und Erschließung . . . . . 15
IV. Das Land . . . . . 30
V. Die (eingeborene) Bevölkerung . . . . . 79
VI. Unter deutscher Flagge . . . . . 145

**Togo von R. Büttner**

I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung . . . . . 171
II. Allgemeine Beschreibung des Landes . . . . . 175
III. Land und Leute von Südtogo . . . . . 184
IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute . . . . . 196
V. Nordtogo. Landschaften und Leute . . . . . 217
VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse . . . . . 232
VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze . . . . . 234
VIII. Missionen und Schulen . . . . . 238
IX. Die Stationen . . . . . 243
X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse . . . . . 254
XI. Versuchsanlagen und Plantagen, Arbeiterverhältnisse . . . . . 259
XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Finanzielles . . 261

**Deutsch-Südwestafrika von Professor Dr. Dove**

Einleitung . . . . . 269
I. Das Küstenland . . . . . 270
II. Der tropische Norden . . . . . 287
III. Das Hereroland . . . . . 290
IV. Groß-Namaland . . . . . 309

**Deutsch-Ostafrika von A. Seidel**

I. Allgemeine Beschreibung des Landes . . . . . 325
II. Beschreibung der einzelnen Landschaften . . . . . 402
III. Verwaltung und wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebietes . . 451

**Neu Guinea von C. v. Beck**

I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu Guineas . . . 485
II. Politisches und Verwaltung . . . . . 489
III. Eingeborene Bevölkerung . . . . . 494
IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen . . . . . 507


Digitized by Google

Seite

V. Wirtschaftliche Verhältnisse . . . . . 545
VI. Ansiedler und Beamte . . . . . 553
VII. Arbeiterverhältnisse . . . . . 554
VIII. Schlußbetrachtungen . . . . . 562

**Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean von H. Seidel**

I. Die deutschen Salomoinseln . . . . . 569
II. Deutsch-Mikronesien . . . . . 577

**Samoa von Dr. Reinecke**

Einleitung . . . . . 603
I. Allgemeines . . . . . 604
II. Die Samoaner . . . . . 633
III. Die Samoaliteratur . . . . . 654
IV. Schlußwort . . . . . 656

**Die Kolonie Kiautschou von Kapitänleutnant Deimling**

I. Die Erwerbung . . . . . 659
II. Das Land . . . . . 660
III. Bevölkerung . . . . . 664
IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Besetzung . . . . 665
V. Entwicklung des Schutzgebietes seit der Besetzung . . . . . 667

# Verzeichnis der ganzseitigen Tafeln

vor Seite

Kamerun-Forscher † . . . . . 9
Von der Zintgraffschen Expedition zu Soldaten ausgebildete Eingeborene aus den Baliländern . . . . . 25
Lebensmittelverkauf auf einer Station . . . . . 65
Haus der Baseler Mission in Duala . . . . . 113
Regierungs-Gebäude und -Garten auf der Joßplatte in Duala . . . . . 145
Klein-Popo . . . . . 177
Bato in Akposso . . . . . 209
Siedlung im Hererolande . . . . . 289
Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande . . . . . 305
Karawane, reisefertig . . . . . 337
Der Kibogipfel des Kilimandjaro (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen . . . . . 345
Massai-Weib . . . . . 385
Banianen . . . . . 401
Askari und Invaliden beim Appell . . . . . 425
Maneromango. Eingang zur Boma . . . . . 441
Missionsschule . . . . . 473
Ein Mann vom Stamme der Jabims . . . . . 505
Dorfszene in Bogadjim bei Stephansort . . . . . 521
Jaluit. Straßenstraße mit der Landeshauptmannschaft . . . . . 537
Apia (Savalalo) von Matautu (Ost) aus gesehen . . . . . 601
Samoanisches Fischerdorf . . . . . 617

# Verzeichnis der Illustrationen

## Kamerun


| | Seite |
|---|---|
| Partie aus einem Dualadorf | 9 |
| Das Kamerunästuar | 11 |
| Bellstadt und Hügel | 12 |
| Übersicht einzelner wichtigster Forschungsreisen in Kamerun | 17 |
| Lianenbrücke über einen Fluß | 19 |
| Kamerun-Kanu | 21 |
| Elefantensee in Nordkamerun | 24 |
| Mbo (Balihäuptling) mit Leibsklaven | 26 |
| Bakwirihütten am Südhang des Kamerungebirges | 29 |
| Ein Kriek | 30 |
| Mangrovegebüsche | 32 |
| „Kakaohafen" der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft Viktoria | 34 |
| Der Kamerunfluß am Fuß der Joßplatte zur Zeit der Ebbe | 39 |
| Salzquelle Assamakang | 41 |
| Die Edeafälle am nördlichen Arm des Sanaga | 44 |
| Blick auf den Großfluß von der Faktorei Assanahang aus | 47 |
| Elefantenjäger mit erbeuteten Zähnen | 52 |
| Flußpferd | 57 |
| Baum von Gummilianen umklammert | 59 |
| Ölpalme mit Webervogelnestern | 61 |
| Männlicher Gorilla, erlegt bei der Jaundestation | 63 |
| Westafrikanischer Elefant | 69 |
| Sudannegerbehausung | 71 |
| Typ eines Sudannegers | 81 |
| Das Tengelingebirge | 85 |
| Männertypen aus einem Bantustamm | 86 |
| Typen von Sudannegerinnen | 87 |
| Eine Bantuansiedlung | 93 |
| Haustypen der Bantu-Sudan-Mischstämme | 95 |
| Gefleckte Hyäne mit ihrer Beute | 99 |
| Häuptlingsgehöft eines Bantu-Sudannegerstammes | 101 |
| Bantunegerinnen mit Kindern | 103 |
| Duala im Kriegsschmuck | 105 |
| Teil eines offenen Sudannegerdorfes | 107 |
| Waffen und Geräte in Tibati | 111 |
| Waffen und Geräte der Jaunde | 113 |
| Geräte und Waffen der Grenzstämme Südwestadamauas | 115 |
| Trommelinstrumente der Duala und ihre Handhabung | 119 |
| Inneres eines Männerhauses der Jaunde | 121 |
| Hausbauweise der Bantu-Sudan-Mischstämme | 123 |
| Inneres eines Weiberhauses der Jaunde | 125 |
| Dorfstraße in einer Bantusiedlung | 126 |
| Gehöft in Garua | 127 |
| Gehöft eines Bali | 131 |
| Ein Kanuschnabel der Duala | 135 |
| Inneres einer Eisenschmelzhütte und Schmiede der Jaunde | 137 |
| Waffen und Geräte der Grenzvölker Südwestadamauas | 138 |
| Muster von Tätowierungen und Haartrachten der Bantu | 141 |
| Viktoria | 149 |
| Im botanischen Versuchsgarten zu Viktoria | 151 |
| Handelsfaktorei Nsakpe der Nordwestkamerun-Gesellschaft | 153 |
| Kakaoernte von 4jährigen Bäumen | 157 |


Digitized by Google

Seite

Eine Kakaopflanzung in Bibundi . 159
Katholische Mission Engelberg . . 161
Katholisches Schwesternhaus Kribi 163


## Togo


Mann von Porto Seguro . . . 173
Die alte (Heroldsche) Station Misahöhe . . . . . 175
Der Gemmi bei Amedjovhe . . . 179
Der Yeggebach bei Bismarckburg . 181
Ewhe-Christengemeinde der Bremer Mission in Abutia bei Ho . . . 185
Netzflechter in Klein-Popo . . . 190
Lagune bei Groß-Popo . . . . 193
Fetischmädchen von Klein-Popo . 195
Akpafo in Boëm . . . . . 199
Haussa von Bornu mit Dagombasklaven . . . . . 203
Wapa — der Löwe von Akposso — und Frau . . . . . 205
Mann von Odomi in Adele . . . 207
Eingang zum Fetischhain in Dipongo . . . . . 209
Dadeafe in Adele . . . . . 211
Tanz der Akpossoleute in Bato . . 215
Leute von Bimbila . . . . . 219
Abu Bukr (Dyabo Bukari) von Tshautsho . . . . . 225
Schwesternhaus der katholischen Mission in Lome . . . . . 233
C. Goedelts Faktoreihof in Lome . 235
Katholisches Brautpaar in Lome . 237
Weg zur Missionsstation in Ho . 241
Yege (bei Bismarckburg) in Adele 243
Stationshaus von Bismarckburg . 245
Stationshaus in Kete-Kratyi . . 249
Katholische Missionsstation in Atakpame . . . . . 253
Junge Adelefrau von Yege . . . 257
Stationsaufseher Ciffey und junger Adelemann in Bismarckburg . . 261
Beratung der Adelehäuptlinge auf Bismarckburg . . . . . 263


## Deutsch-Südwestafrika


Deutsche Artillerie im Schutzgebiet 271
Swakopmund . . . . . 273
Flußtal in der Küstenwüste . . . 275
Ufervegetation . . . . . 277
Giraffenakazie . . . . . 279
Rotblühende Aloe . . . . . 281
Damararind . . . . . 282
Bock aus dem Süden . . . . . 283
Weinreben in Windhoek . . . . 285
Buschwald im Grasland . . . . 287
Junge Löwen . . . . . 289
Waterberglandschaft . . . . . 291
Garten am Swakop in Otjimbingue . . . . . 293
Buschbestand im Hochland. . . . 301
Jagdbeute der Soldaten . . . . 303
Lastwagen im Hererolande . . . 305
Ein Missionshaus . . . . . 307
Ein Bergdamara . . . . . 308
Eingeborene Sträflinge . . . . 309
Rehobother Bastards . . . . . 313
Bastard und Hoachanasleute . . 315
Junges Hottentottenmädchen . . 317
Pontok der Hottentotten . . . . 319
Hendrik Witbooi . . . . . 320
Festung von Windhoek . . . . . 322


## Deutsch-Ostafrika


Alte portugiesische Feste in Kilwa-Kissiwani . . . . . 327
Mangroven am Strande . . . . 329
Die Baumsteppe des inneren Hochlandes . . . . . 333
Der Rufiyi . . . . . 335
Ein Termitenhügel . . . . . 337
Szenerie aus dem ostafrikanischen Schiefergebirge . . . . . 338
Die Kalingaberge . . . . . 339
Der Hafen von Dar-es-Salam . . 340
Ein Affenbrotbaum . . . . . 341
Euphorbie . . . . . 342
Euphorbie . . . . . 343
Leberwurstbaum . . . . . 345
Dattelpalme . . . . . 347
Borassuspalme . . . . . 349
Ölpalme . . . . . 349
Phönixpalme . . . . . 351
Raphiapalme . . . . . 353
Raphiapalme . . . . . 355
Betelnußpalme . . . . . 356


Digitized by Google

| | Seite |
|---|---|
| Dracaena | 357 |
| Pandanusbaum | 358 |
| Dumpalme | 359 |
| Wahehe | 360 |
| Graf Goetzen, Dr. Erhardt und drei Wassangi | 361 |
| Wanyamwesi | 365 |
| Wassukumatänzer | 369 |
| Wakara, eine Hütte bauend | 373 |
| Wadjagga aus Moshi | 377 |
| Das Innere eines Hauses in Irangi | 379 |
| Tembe (in Iramba) | 383 |
| Massaifamilie | 389 |
| Wandorobboweiber | 393 |
| Suahiliweib | 399 |
| Ein Suahilibrief | 401 |
| Straße der Eingeborenen in Dar-es-Salam | 403 |
| Salzfabrikation in Ostafrika | 405 |
| Rinder aus der Tanganyikagegend | 409 |
| Negerhirsenfeld | 411 |
| Straße in Magogoni | 415 |
| Araber | 419 |
| Negerhütte im Küstendorf. Bananen und Kokospalmen | 421 |
| Ngomatanz | 425 |
| Afrikanische Musikkapelle | 427 |
| Korogwe mit einem Teil des Panganiflusses | 431 |
| Mikindani vom Hafen aus | 433 |
| Dampfer auf dem Rufiji | 435 |
| Markt in Bagamoyo | 439 |
| Elfenbeinkarawane | 443 |
| In der Umbasteppe. Zelt des Grafen Goetzen | 447 |
| Katholische Mission Kollasini | 449 |
| Katholische Mission, Schwesternhaus | 451 |
| Kirche in Magila | 457 |
| Schule in Maneromango | 459 |
| Kaiserliches Bezirksamt in Bagamoyo | 461 |
| Eingang zur Saadanistation | 465 |
| Besatzung der Station Bukoba | 467 |
| Gefangene Sklavenjäger in Moschi | 469 |
| Zollamt in Bagamoyo | 475 |
| Das Gouvernementskrankenhaus | 477 |
| Eisenbahnverwaltungsgebäude und Beamtenhaus in Tanga | 479 |


## Neu-Guinea


| | Seite |
|---|---|
| Die erste deutsche Poststation in Finschhafen | 493 |
| Ahnenhaus im Lemiengdistrikt | 497 |
| Ein Kanu der Eingeborenen von Siar im Prinz Heinrichhafen | 499 |
| Mann vom Jabimstamme | 501 |
| Marktszene bei Kalum | 503 |
| Mann aus Angail | 505 |
| Strandbild von Seleo | 509 |
| Der Friedrich Wilhelmshafen | 511 |
| Ansicht von Stephansort | 513 |
| Baumwollernte in Herbertshöhe | 515 |
| Baumwolle- und Kapokhaus | 517 |
| Übersichtskarte der bedeutendsten Expeditionen in Kaiser Wilhelmsland | 523 |
| Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth“ auf dem Kamu-(Ottilien-)fluß | 531 |
| Eingeborene aus der Gegend von Kamumünde | 533 |
| Junge Frauen aus Marangis | 535 |
| Der „getreue“ Bial und zwei Expeditionsmelanesen | 536 |
| Eingeborene aus dem Hinterlande des mittleren Kamu | 537 |
| Junges Mädchen aus dem Hinterlande des mittleren Laufes des Kamu | 539 |
| Kamuexpedition unter Dr. Lauterbach | 541 |
| Kamu-Goldfeldstation | 543 |
| Herbertshöhe | 547 |
| Ein 3 Monate altes Kautschukbäumchen | 551 |
| Ein ca. 1 Jahr alter Kautschukbaum | 552 |
| Wohnhaus eines Europäers in Stephansort nebst Küchengebäude | 553 |
| Papuanische Arbeiter der Neu-Guinea-Compagnie vom Stamme der Jabims | 555 |
| Hauptpflanzweg einer Tabakplantage | 557 |
| Bibitanlage (Saatbeete) auf einer Tabakplantage mit Schutzdächern gegen Sonnenbrand | 559 |
| Ochsenkarren (Kareta) in Stephansort | 560 |
| Beamte der Neu-Guinea-Compagnie | 561 |


Digitized by Google

Seite

Flagge der Neu-Guinea-Compagnie 565
Vorder- und Rückseite eines Neu-Guinea-Fünfmarkstückes . . . 566

## Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean

Ausläufer des Kaisergebirges bei Kap Laverdie . . . . . 573
Jünglinge mit Ballonmützen von Bougainville . . . . . 574
Ein Dorf in der Landschaft Bamiß auf Buka . . . . . 575
Ein Bukafertett . . . . . 576
Einfahrt in den Hafen von Korror 579
Karte der Rukinseln . . . . . 581
Große Basaltklippe auf der Insel Tschokatsch, Nordponapé . . . . 583
Auf der Basaltmauer von Nan Tauatsch . . . . . 585
Vornehmer Ponapése in einheimischer Tracht . . . . . 587
Steingeld und Versammlungshaus (Febai) auf Yap . . . . . 589
Das Kaiserliche Bezirksamt in Garapan . . . . . 591
Ansicht der Insel Taipingot-Rota . 592
Tanzkonzert bei einem Häuptlinge 597
Der Oberhäuptling oder Irodj Kabua mit Familie . . . . . 599

## Samoa

Das Innere von Savaii aus Nordost gesehen . . . . . 605

Seite

Straße in Apia . . . . . 607
Le Piva . . . . . 609
Blick auf den Lanuto'o . . . . . 610
Brücke aus Kokosstämmen . . . 611
Ananaspflanzung und Brotbäume bei der Aelestation (Upolu) . . 613
Spalten und Ausschneiden der Kopra der Kokosnüsse . . . . . 615
Verkaufsladen (store) . . . . . 617
Hauptstraße von Apia . . . . . 619
Karte von Samoa . . . . . 627
Vom Abschiedspicknick der Deutschen für Konsul Biermann (1895) . . 631
Hausbau . . . . . 635
Tanzgürtel flechtende Mädchen im Festschmuck . . . . . 637
Vor der Mahlzeit . . . . . 645
Erklettern einer Kokospalme . . . 647
Tänzer mit Kopfputz (tuinga) und Köpfmesser . . . . . 649

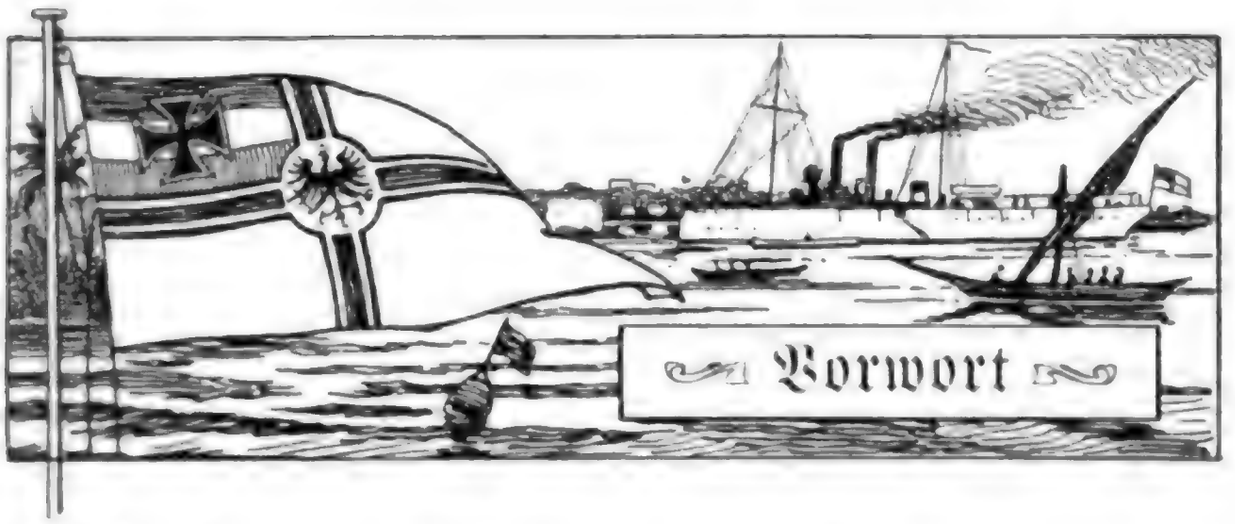
## Die Kolonie Kiautschou

Gebirgspartie in Lau schan . . . 66
Bucht bei Scha tsy kon . . . . . 66
Chinesischer Hochzeitszug . . . . 66
Inneres des Tempels in Nü ku kon 66
Pagode im Schutzgebiet am Pai scha ho . . . . . 66
Karte von Tsingtau . . . . . 67
Teil der Prinz-Heinrichstraße in Tsingtau . . . . . 67
Truppenunterkunftsräume in Kiautschou . . . . . 6


# Verzeichnis der Karten


vor Se

Übersichtskarte von Kamerun . . . . . .
Togo . . . . . 1
Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika . . . . . 2
Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika . . . . . 3
Die deutschen Schutzgebiete im Stillen Ozean . . . . . 4
Deutsches Schutzgebiet Kiautschou . . . . . 6



# Vorwort

Kein Volk ist so unstet über die ganze Erde gewandert wie der germanische Völkerstamm.

Germanische Völkerwogen durchfluteten Asien und Europa in vorgeschichtlichen Zeiten, aus denen wenig mehr als sagenhafte Berichte zu uns hereinklingen. Mit einem Wanderzuge führen sich die Germanen in die Weltgeschichte ein. Im Jahre 113 v. Chr. erschienen ungezählte Scharen an der Donau und pochten an die Tore des Römerreiches. Es waren nordische Völker, die mit Weib und Kind und aller Habe ausgezogen waren, andere Wohnplätze sich zu suchen. Und neue Wanderzüge branden stets aufs neue gegen den immer morscher werdenden Wall des Cäsarenreiches an, jahrhundertelang; verschlagen Goten und Vandalen über das Mittelmeer bis an die Gestade Afrikas. Welchen Stammes sind die Massen, die in der Sturmflut der Völkerwanderung ganz Europa überschwemmen und hin und her wogend überziehen? Weitaus zum größten Teil Germanen.

Zwei Ursachen sind es, die unsere Ahnen von der heimischen Scholle in die weite Welt hinausführten: einmal die tief eingewurzelte „uralt germanische Wanderlust", dann die Übervölkerung.

Und man könnte fast zur Ansicht kommen, jener Wandertrieb sei ein gütiges Geschenk der Natur, um sich leichter von der gewiß dem Germanen auch wieder so teuern Heimat losreißen zu können. —

Die Stämme sind seßhaft geworden in den neuen Sitzen; erhöhte Bodenbewirtschaftung gestattete auch größere Dichtigkeit der Bevölkerung. Doch der Wandertrieb ruht nicht. Er treibt die Wikinger hinaus auf die See, über das Meer in ihren Drachen. An den Küsten des Mittelmeeres tauchen normannische Scharen auf und gründen neue Reiche.

Aber ein weiterer Beweggrund, die Heimat zu verlassen, tritt nunmehr hervor neben und über dem unsteten Zug, der diese nordische Weltmeerritterschaft hinausgeführt hat: religiöse Überzeugungstreue, gepaart allerdings mit trotzigem Unabhängigkeitssinn. Das Kreuz ward aufgerichtet, die Götter Walhalls erblichen vor ihm. Doch lange wollte das Volk nicht vom Glauben der Väter lassen, lieber vom heimatlichen Boden.

„Sie brachten Weib und Kind, Vieh und Waffen, Erde von der Stelle, wo der Opferaltar Odins gestanden, sie brachten auch die Hoch-



Digitized by Google

sitzsäulen ihres väterlichen Hauses an Bord der Drachen und steuerten kühn dem wunderbaren Eiland zu, wo aus Gletscherspalten rotglühende Lavaströme brechen und unterirdische Feuer mächtige Säulen siedenden Wassers aus Schneegefilden hoch in die Lüfte steigen lassen."

Und gleich bei diesem ersten, geschichtlich verbürgten Auszug von — nehmen wir immerhin das moderne Wort — Kolonisten germanischen Stammes tritt uns entgegen, was sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte deutscher Kolonisation zieht: Kaum haben sie den Fuß auf den fremden Boden gesetzt, so ist ihr erstes, sich im neuen Land eine neue, zweite Heimat zu gründen, Sitten und Kultur des Vaterlandes in sie zu verpflanzen und fortzubilden.

Die alte Wanderlust lebte in diesen kühnen Seefahrern fort. Die hat bald ihre Nachkommen von Island nach Grönland getrieben und nach Amerika. — —

Die Kunde von dem fernen Festland im Westen war längst verschollen; über ein Jahrhundert bereits war es aufs neue aus den Fluten aufgetaucht: da ging am Morgen des 9. November 1620 in der hinter Kap Kod liegenden Bai ein englisches Schiff vor Anker, die „Maiblume" Sie trug 120 puritanische Auswanderer: die ersten Kolonisten Nordamerikas — germanischen Stammes.

Das großartigste Beispiel germanischer, ganz eigentlich deutscher Kolonisationstätigkeit bietet aber die Geschichte der Verdeutschung von Kurland Livland und Preußen durch den Ritterorden der Schwertbrüder und de Deutschherrenorden. Friedlich ist dies Werk nicht vor sich gegangen und dem hochherzigen Ureinwohnervolk wird nie die Bewunderung seines Heldenmutes, das Mitleid mit seinem unabwendbaren Geschi versagt bleiben. Aber höher steht die Kultur! Und die hat da Deutschtum in die Ostmark gebracht: über den umgestürzten Götter eichen und den Gräbern eines tapfern Volkes erhob sich ein neue Geschlecht mit deutscher Sprache und Sitte, baute sich auf eine deutsch Kolonie. — —

Dreier Mittel hatte sich bisher das weltenlenkende Geschick bedien das Germanentum zur Durchführung seiner kulturellen Aufgabe zu b stimmen: des innewohnenden Wandertriebes, der Übervölkerung, d Glaubensfestigkeit und -wärme. Nun fügte es ein neues hinzu. Ni plötzlich warf es dasselbe in das Völkerleben — es gibt in der Kult wie in der Natur keine Sprünge.

Schon von den ältesten Zeiten an waren die Beziehungen der Völ zu einander, wenn sie auf friedlichem Gebiet sich bewegten, solche d Handels. Eine führende Stellung nahm jahrhundertelang das germanis Element in ihm ein.

Und als nun der neue Abschnitt in der Weltgeschichte sich aufge hatte, als das Zeitalter der Entdeckungen angebrochen war, da war a der Zeitpunkt gekommen, wo das vorbereitete, erstarkte, nach neu weiteren Grenzen sich sehnende, vierte Mittel einsetzen konnte: der Hand

Digitized by Google

und mit ihm Erwerb überseeischer Gebiete. Die tolle Jagd nach Gold, die einen Kortez, einen Pizarro die alten Kulturreiche der Azteken und der Inkas zertrümmern ließ, ohne aufzubauen, hat kein germanischer Stamm mitgemacht. Dagegen besaßen zwei derselben den weitschauenden Blick und waren auch in der Lage, jetzt bei der Aufteilung der neuen Länder auf den Plan zu treten. Der konnte nur der Ozean sein. Ihn zu beschreiten bedurfte es einer Flotte. England und die Niederlande nahmen tatkräftig die Besitzergreifung überseeischer Länder auf. Deutschland gestatteten die inneren Wirren des Reiches keine Anteilnahme. Die einst so meergewaltige Hansa, und damit die deutsche Seefahrt waren schon von ihrer Höhe herabgesunken.

Mehr als ein Jahrhundert mußte vergehen, bis ein deutscher Fürst die außerordentlichen Vorteile, welche ein überseeischer Handel, Kolonien und eine tüchtige Flotte dem Lande bieten, erkannte, zugleich aber stark und entschlossen genug war, sie seinem Volke zu verschaffen.

1640 bestieg Friedrich Wilhelm, nachmals der Große Kurfürst genannt, den brandenburgischen Thron. Er hatte einen großen Teil seiner Jugendzeit in Holland zugebracht und offenen Auges den Aufschwung dieses Landes, als aus seinen überseeischen Unternehmungen herrührend, erkannt. Der Schiffsreeder Raule lenkte seinen Blick auf Guinea und Angola an der Westküste Afrikas, und 1680 bittet er den Kurfürsten, „baldt einen habilen Ingenieur zu schicken, umb dort zu versuchen, ob man allda künftig Jar nicht ein Fort machen undt Kriegsvolk ans Land bringen könne". 1682 erfolgte die Errichtung der „Afrikanischen Kompanie", und es wurde eine Expedition unter Major Friedrich v. d. Gröben ausgesandt, auf dem durch Vertrag erworbenen Landstrich am „Kap der drei Spitzen" eine „Forteresse" anzulegen (Großfriedrichsburg).

Doch der Große Kurfürst starb; immer erbitterter traten die eifersüchtigen Holländer den deutschen Kolonialbestrebungen entgegen. König Friedrich I. war noch der Politik seines großen Vaters treu geblieben, aber Friedrich Wilhelm I., der 1713 den preußischen Thron bestieg, war kolonialen Gedanken abgeneigt. Durch Vertrag vom 22. November 1717 gingen die brandenburgischen Erwerbungen an der Westküste Afrikas in den Besitz der Holländisch-westindischen Kompanie über.

Nach dem Aufgeben überseeischer Kolonisation seitens Preußens verhinderten die bald ausbrechenden Kriege in Deutschland jeden ernsten Gedanken deutscher Staaten an derartige Unternehmungen. —

Aber so weit das deutsche Volk beim praktischen Wettbewerb der Nationen um unbekannte Gebiete in fernen Weltgegenden zurückstand, so sehr stand es in vorderster Reihe bei der geistigen Erschließung. Forscher auf Forscher zog hinaus, von Martin Böheim, der im 15. Jahrhundert zuerst mit Diego Cao die Mündung des Kongo entdeckte, von Philipp v. Hutten an, der von 1535 bis 1538 in Südamerika als erster Europäer ins Innere vordrang, bis zu Alexander v. Humboldt, bis zu Barth und Nachtigal, die über ungeheure, bislang gänzlich unbekannte

Digitized by Google

Gebiete die erste und zugleich sicherste Kunde brachten. Und fast gleich groß ist die Zahl derer, die mit dem Leben den kühnen Wissensdrang gebüßt haben: am Amazonenstrom, im fernsten Osten, im ewigen Eis, in den Urwäldern Afrikas müssen wir ihre Gräber suchen.

Die Schätze der Forschung, die sie heimgebracht, wurden emsig gesammelt, gesichtet, verwertet in deutschen Gelehrtenstuben und haben doch auch ihr gut Teil beigetragen, den kolonialen Gedanken zu wecken und zu stärken. Freilich haben wir Deutsche nur allzu oft und allzu lange nur *gedacht*, während die Völker um uns *handelten*.

Unterdessen wuchs die Bevölkerung immer mehr an, und der Beweggrund, der vordem germanische Stämme ihre Sitze verlassen ließ, machte sich aufs neue geltend. Es begann die Auswanderung. Fast ausnahmslos war sie gleichbedeutend mit Aufgehen in die aufgesuchten Nationen. Auch der Handel, der am Anfang dieses Jahrhunderts tief daniedergelegen war, hob sich nicht nur zur alten Höhe wieder, er stieg zu noch nie dagewesener Bedeutung.

Da kam das Jahr 1870/71. Es brachte den Deutschen ein neugeeintes Vaterland. Alle Beweggründe, die seit dem Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte in den verschiedenen Zeitabschnitten als Triebfedern zu kolonisierender Tätigkeit gewirkt haben, erstarkten damit zu neuem Leben in dem wiederergrünten Sprossen des germanischen Völkerbaumes.

Mit der wachsenden Auswanderung, dem Erblühen der aus ihr hervorgegangenen deutschen Kolonien in Ländern anderer Nationalität, dem Aufschwung des Handels, der Schiffahrt und der Industrie, der Vergrößerung der Flotte hatte sich erst leise, dann weiter um sich greifend und Boden gewinnend der Wunsch geregt, *eigene* Kolonien zu besitzen. Und zu tiefst in des Volkes Seele drinnen gab guten Klang dazu die alte germanische Wanderlust.

Ein Anstoß von außen brachte die Kolonialbewegung in Fluß, und das Reich nahm nunmehr die Leitung in die Hand. „Deutschland gewährt seinen Schutz auf Nachsuchen überall, wo deutsche Niederlassungen auf bisher von einer andern Macht nicht besetztem Gebiet begründet sind oder werden, und den deutschen Rechten gültige, die Rechte dritter nicht verletzende Verträge zur Seite stehen.“ Mit dieser Erklärung bekundete Deutschland im Jahre 1884 seinen Entschluß, die aktive Kolonialpolitik fortan aufzunehmen.

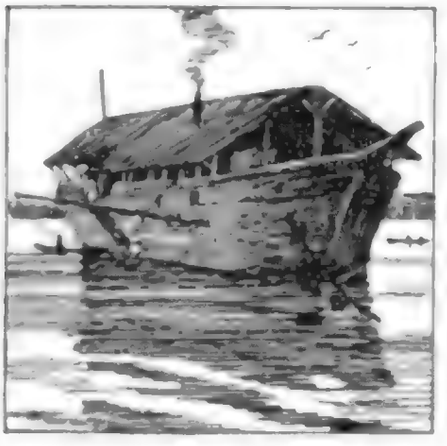
Im Golf von Guinea, an Afrikas Westküste, war vor 200 Jahren das brandenburgische Banner über der ersten preußischen Kolonie hochgegangen — gar bald mußte es sich wieder senken, weil Volk und Fürsten noch nicht reif waren, dem weitschauenden Blick des großen Hohenzollernherrschers zu folgen. Im Golf von Guinea an Afrikas Westküste stieg es zuerst in fernen Landen wieder in die Höhe, aber nicht mehr in den märkischen Farben. Der Fürst, der es aufs neue unter der Sonne der Tropen entfalten ließ, war wohl auch ein Markgraf von Brandenburg, jetzt aber zugleich Kaiser von Deutschland.

Digitized by Google

# Kamerun

von

Franz Hutter



Digitized by Google

# I. Erwerbung

Aus unscheinbaren, wenig versprechenden Anfängen ist unser Kolonialreich hervorgegangen. Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik ist das Jahr 1884. Der erste Anstoß ging von Südwestafrika aus; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich in erster Linie jene „Erklärung" des Fürsten Bismarck, deren in den einleitenden Worten zu diesem Sammelwerk über unsere überseeischen Besitzungen Erwähnung getan ist.

Die Erwerbung Kameruns anlangend, ist es zum besseren Verständnis der Entwicklung der Ereignisse notwendig, etwas weiter auszuholen.

Nachdem in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Handelsbeziehungen englischer Kaufleute an der Kamerunner Küste lebhafter und infolge eines am 7. Mai 1841 mit den Häuptlingen des Küstenstammes der Duala abgeschlossenen Vertrages, demnach diese sich verpflichteten, gegen ein gewisses Entgelt keinen Sklavenhandel mehr zu treiben, auch friedlicher sich gestalteten, ward zur Verminderung und Schlichtung gegenseitiger, nicht selten vorkommender Streitigkeiten verschiedenster Art in einem neuen Vertrag vom 14. Januar 1856 ein Schiedsgericht eingesetzt, der court of equity, aus dem naturgemäß eine Art von Schutzherrschaft sich herausbildete.

Aber auch das deutsche Handelshaus C. Woermann in Hamburg hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaufmännische Unternehmungen in Westafrika begonnen; unter andern auch in Batanga an der Kamerunküste eine Faktorei angelegt. Der deutsche Handel gewann an Ausdehnung, so daß Woermann 1868 am Kamerunfluß selbst, wo bisher nach Verdrängung holländischer und dänischer Niederlassungen — die Portugiesen, die ersten Entdecker, waren schon längst von hier verschwunden (vergl. S. 16 u. f.) — der Handel fast ausschließlich in englischen Händen lag, eine ständige Faktorei errichtete. Ihm folgten 1875 Jantzen und Thormählen mit gleichen Unternehmungen. Der deutsche Einfluß wuchs rasch, und schon 1883 war die größere Hälfte des westafrikanischen Handels in deutschen Händen. Außer an den erwähnten Plätzen besaßen die beiden genannten unternehmenden Männer, in denen der Geist der alten Hansa lebte, allein an der nachmaligen deutschen Kamerunküste Niederlassungen in Viktoria, Bimbia, Malimba und am Campo. Eine eigene und eine englische Dampferlinie mit regelmäßigen Fahrten zwischen Hamburg und Westafrika war eingerichtet. 1874 bereits hatte Woermann in einer Eingabe an das Auswärtige Amt gebeten, es möchte die Ernennung eines deutschen Konsuls für den Küstenstrich von der Nigermündung bis Bata baldtunlichst in Ausführung gebracht werden. Das geschah nun allerdings nicht, aber die Eingabe hatte wenigstens den Erfolg, daß man

Digitized by Google

in Regierungskreisen auf die Bedeutung dieses Stückes der westafrikanischen Küste aufmerksam wurde. Dort gewann der court of equity an Einfluß; bis zum Jahr 1882 zeigten sich auch nur englische Kriegsschiffe im Kamerunfluß, und die Tatsache einer gewissen, wenn auch durch keinerlei politischen Verträge und Abmachungen gestützten Oberhoheit der englischen Nation war gegeben. Das Bedürfnis nach einem staatlichen Rückhalt ward bei der immer größeren Ausdehnung und damit größer werdenden Vielgestaltigkeit und auch Verwicklung der Verhältnisse immer lebhafter, und so rieten nun 1882 (wie ganz begreiflich) die englischen Kaufleute den Dualahäuptlingen, um englisches Protektorat über Kamerun zu bitten, während die deutschen Häuser ihnen Deutschland nahelegten. Die Bitte ging an England, das aber 1½ Jahre lang gar keine Antwort darauf gab.

Unterdessen hatte von seiten des deutschen Reiches die Inangriffnahme aktiver Kolonialpolitik eingesetzt. Um diesen nun einmal eingeleiteten Schritt tatkräftig zu fördern, veranlaßte die Reichsregierung die Hansastädte, über die Lage ihres westafrikanischen Handels und die für seine Sicherung und Hebung wünschenswerten Maßnahmen zu berichten. Die Antwort auf die diesbezügliche Denkschrift der Hamburger Handelskammer vom 22. Dezember 1883 war entscheidend: die Regierung war geneigt, den geäußerten Wünschen Rechnung zu tragen; ein Kriegsschiff mit einem kaiserlichen Kommissar zur Vertretung deutscher Interessen und Abschließung von Verträgen mit unabhängigen Negerstaaten an der afrikanischen Westküste sollte abgesendet werden. Im Mai 1884 ging das Kanonenboot „Möwe" mit dem bisherigen Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, und seinem Begleiter Dr. Max Buchner von Gibraltar aus in See: wie einst vor 200 Jahren des Großen Kurfürsten Fregatte „Kurprinz" deutsche Farben an die afrikanische Küste zu tragen. Kein besserer Mann hätte gewählt werden können, als der berühmte und erfahrene Afrikareisende, der diese seine letzte Ruhmestat leider mit dem Leben bezahlen sollte. Vorahnend hat er von der Heimat und seinen Freunden Abschied für immer genommen. Er starb als Opfer des tückischen Fieberklimas am 20. April 1885 auf der Rückreise.

Am Kamerunfluß hatte sich mittlerweile anfänglich dank der vornehmen Nichtachtung des Protektoratsansuchens seitens Englands die Lage zu Gunsten der mit Sicherheit zu erwartenden deutschen Besitzergreifung verschoben. Dann aber war es den Engländern gelungen, durch Lügen und Drohungen die Eingeborenen wieder wankelmütig zu machen; und mit höchster Ungeduld erwarteten die deutschen Kaufleute das Eintreffen des deutschen Kriegsschiffes. Am 10. Juli war zu allem Überfluß noch das britische Kanonenboot „Goshawk" in den Fluß gelaufen; dessen Kommandant setzte alle Hebel in Bewegung, die maßgebenden Häuptlinge von weiteren Unterhandlungen mit den Deutschen abspenstig zu machen: „der britische Konsul käme in längstens acht Tagen von Bonny, und bis dahin dürften sie, die Häuptlinge, keinerlei bindende Verträge mit den Deutschen abschließen". Dieses anmaßende Verbot nutzte aber, ganz gegen die Absicht des Engländers, der deutschen Sache: die beiden einflußreichsten Häuptlinge, Bell und Akwa, fühlten sich dadurch in ihrer Selbstherrlichkeit verletzt und fragten den englischen Befehlshaber spöttisch, ob er ihnen ihr Land abkaufen könne. Das mußte nun dieser verneinen. Mit der Drohung, daß, falls Verträge mit den Deutschen ohne vorherige englische Zustimmung abgeschlossen würden, die Dörfer in Brand geschossen und die Häupt-

Digitized by Google

Dr Gustav Nachtigal

Ed. Robert Flegel

Heinrich Barth

G. Conrau

Dr. Eugen Zintgraff

Lt. Hans Tappenbeck

Lt. von Spangenberg

Hauptmann Zenner

Dr Rudolf Plehn

Hauptmann Freiherr
von Gravenreuth

Prlt. Richard von Volkamer

Digitized by Google

nge abgeſetzt würden, verließ der Engländer den Fluß. Begreiflicherweiſe etzte dieſe Androhung Bell und Akwa denn doch in Beſorgnis, und ſie eilten u dem Vertreter des Woermannhauſes mit der Bitte um Schutz; ſie wollten ich nicht mehr länger mit der Ausſicht auf die Ankunft der „Möwe" tröſten aſſen, um ſo mehr, als auch ein Teil ihrer von den Engländern aufgehetzten ntertanen ſich ſehr aufſäſſig zeigte. Die Lage wurde von Stunde zu Stunde edenklicher, der kleine Küſtendampfer „Mpongwe", der am gleichen Tage, n dem der Engländer den Fluß heraufkam, ausgelaufen war, Ausſchau nach der ſehnlichſt erwarteten „Möwe" zu halten, war noch nicht wieder in Sicht gekommen. In einer Verſammlung der deutſchen Vertreter wurde beſchloſſen, otigenfalls auf eigene Fauſt die deutſche Flagge zu hiſſen und es auf die Folgen ankommen zu laſſen, wenn die „Möwe" nicht in den nächſten Tagen intreffen würde. So ſtanden die Dinge am 11. Juli Mittags.

Da tauchten am Abend des gleichen Tages Lichter eines Schiffes draußen en Kap Kamerun her auf: iſt's wieder ein engliſches Schiff, oder ein deutſches, m Ende gar die „Möwe"? Die war's nun zwar nicht, aber der „Mpongwe" ampfte herein, was die Maſchine nur leiſten konnte und brachte die frohe Botſchaft, daß er draußen auf der Barre ein Kriegsſchiff geſichtet, ein deutſches Kanonenboot, die „Möwe". Und nun folgte Schlag auf Schlag. In nächt- dem Palaver ward wenigſtens mit einem der Häuptlinge noch ein Vertrag geſchloſſen. Am nächſten Tag, dem 12. Juli, Vormittags ertönten Jubelrufe uf den Hulks*) und am Strande: die „Möwe" kam ſtromaufwärts und lag ald in der Höhe der Joßplatte, auf der nachmals die Regierungsgebäude h erhoben, vor Anker. Dr. Nachtigal ging ſofort an Land, und ein paar

Partie aus einem Dualadorf.

---

*) Ältere Schiffe, die man mit der Flut möglichſt weit auf den Strand aufſetzen ließ. Dann wurden ſie nach allen Seiten verankert, die Maſten gekappt, nd zu Wohnungen und Faktoreien eingerichtet. Noch im Jahre 1893 lagen in Kamerun drei ſolcher Hulks im Fluſſe. Mit der durchgreifenden Verbeſſerung durch Kai u. ſ. w. Anlagen fielen dieſe Zeugen früherer Handelszeiten.

inge abgeſetzt würden, verließ der Engländer den Fluß. Begreiflicherweiſe ſetzte dieſe Androhung Bell und Akwa denn doch in Beſorgnis, und ſie eilten zu dem Vertreter des Woermannhauſes mit der Bitte um Schutz; ſie wollten ſich nicht mehr länger mit der Ausſicht auf die Ankunft der „Möwe“ tröſten laſſen, um ſo mehr, als auch ein Teil ihrer von den Engländern aufgehetzten Untertanen ſich ſehr aufſäſſig zeigte. Die Lage wurde von Stunde zu Stunde edenklicher, der kleine Küſtendampfer „Mpongwe“, der am gleichen Tage, n dem der Engländer den Fluß heraufkam, ausgelaufen war, Ausſchau nach der ſehnlichſt erwarteten „Möwe“ zu halten, war noch nicht wieder in Sicht ekommen. In einer Verſammlung der deutſchen Vertreter wurde beſchloſſen, notigenfalls auf eigene Fauſt die deutſche Flagge zu hiſſen und es auf die Folgen ankommen zu laſſen, wenn die „Möwe“ nicht in den nächſten Tagen eintreffen würde. So ſtanden die Dinge am 11. Juli Mittags.

Da tauchten am Abend des gleichen Tages Lichter eines Schiffes draußen

Partie aus einem Dualadorf.

on Kap Kamerun her auf: iſt's wieder ein engliſches Schiff, oder ein deutſches, m Ende gar die „Möwe“? Die war's nun zwar nicht, aber der „Mpongwe“ ampfte herein, was die Maſchine nur leiſten konnte und brachte die frohe Botſchaft, daß er draußen auf der Barre ein Kriegsſchiff geſichtet, ein deutſches nonenboot, die „Möwe“. Und nun folgte Schlag auf Schlag. In nächt- dem Palaver ward wenigſtens mit einem der Häuptlinge noch ein Vertrag geſchloſſen. Am nächſten Tag, dem 12. Juli, Vormittags ertönten Jubelrufe den Hulks[1] und am Strande: die „Möwe“ kam ſtromaufwärts und lag ald in der Höhe der Joßplatte, auf der nachmals die Regierungsgebäude erhoben, vor Anker. Dr. Nachtigal ging ſofort an Land, und ein paar

---

[1] Ältere Schiffe, die man mit der Flut möglichſt weit auf den Strand auf- ſetzen ließ. Dann wurden ſie nach allen Seiten verankert, die Maſten gekappt, und zu Wohnungen und Faktoreien eingerichtet. Noch im Jahre 1893 lagen in Kamerun drei ſolcher Hulks im Fluſſe. Mit der durchgreifenden Verbeſſerung durch Quai u. ſ. w. Anlagen fielen dieſe Zeugen früherer Handelszeiten.

Stunden später waren mit den bereits genannten Häuptlingen Bell und Akwa die Verträge abgeschlossen, kraft deren sie ihr Gebiet der Oberhoheit Deutschlands unterstellten. Der äußere formelle Akt fand zwei Tage später statt. Am 14. Juli 1884 ging auf der Joßplatte unter dem Salut der „Möwe" mit 21 Kanonenschüssen und unter drei Gewehrsalven der Besatzung des Kriegsschiffes die deutsche Kriegsflagge hoch, und Dr. Nachtigal erklärte, daß er das Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des deutschen Kaisers stelle. Diese feierliche Form der Besitzergreifung wiederholte sich an den verschiedenen Punkten, wo deutsche Niederlassungen sich befanden, in Bimbia, Batanga, Malimba, auch an verschiedenen Plätzen südlich der nachmaligen Südgrenze des Schutzgebietes; nur Viktoria am Fuß des Kamerunberges blieb vorerst englisch.

Am 19. Juli traf der britische Konsul Hewett in Kamerun ein — um zu erfahren, daß er fünf Tage zu spät gekommen sei. Nichtsdestoweniger protestierte er gegen die deutsche Besitzergreifung.

An den andern Orten der nunmehr deutschen Küste ging es den Engländern nicht besser; in Bimbia meinte ein alter Häuptling auf den Vorwurf hin, die Eingeborenen hätten doch sollen warten, bis sie, die Engländer, die Oberhoheit übernommen: „Wer füllt uns das ganze Jahr den Bauch? Der Deutsche, aber nicht der Engländer!"

Die protestierende Haltung des englischen Staatsvertreters, der Ärger ob der Überrumplung allenthalben, und schließlich der stets vorhandene Brotneid der englischen Kaufleute riß diese zu einer geradezu feindseligen Haltung gegen die Deutschen hin. Sie benutzten die augenblickliche Ohnmacht derselben — die „Möwe" war unterdessen nach dem Süden gegangen, auch dorthin das schwarze Kreuz im schwarz-weiß-roten Felde zu tragen —, um die Eingeborenen unter Vorspiegelungen von der Ohnmacht Deutschlands gegen die nunmehrige Schutzherrschaft aufzuwiegeln. So erzählten sie unter anderem unverfroren, die Deutschen besäßen nur ein einziges Kriegsschiff, eben die „Möwe"; sie konnten sich allerdings darauf stützen, daß bisher noch nie ein anderes deutsches Kriegsfahrzeug nach Kamerun gekommen war, während englische Schiffe sich bereits des öfteren gezeigt hatten. (Den Gegenbeweis, „daß der „king of Hamburg"" — um die mit köstlichem Humor schildernde Darstellung Dr. Buchners zu zitieren — „mehrere Kriegsschiffe mit Kanonen besitzt," brachte ihnen erst das deutsche Geschwader im Dezember gleichen Jahres; und damit „gelangten hervorragende Intelligenzen unter ihnen zur Erkenntnis, daß der „king of Hamburg" ein Unterhäuptling des „emperor of Germany" sei!") Bei diesen Umtrieben fanden sie einen erwünschten Bundesgenossen in dem Polen Szolz-Rogozinski, der sich damals gerade auf einer Forschungsreise im Kamerungebirge befand und auf die Kunde von den bedeutsamen Ereignissen an der Küste sich beeilte, das von ihm bisher durchzogene Gebiet den Engländern in die Hände zu spielen, wozu sich als natürlicher Kristallisationspunkt Viktoria, das wie oben erwähnt, vorerst englisch geblieben war, vortrefflich eignete. Nach Buchner lagen dieser Britenliebe übrigens weniger politische Motive zu Grunde, als vielmehr recht realistisch prosaische: Abneigung gegen einen der Woermannvertreter, dem der edle Pole tüchtig verschuldet war!

Die Gärung unter den Eingeborenen nahm immer mehr zu, die Lage der Deutschen ward immer unerquicklicher, und man muß Dr. Buchner (einen der

Digitized by Google

wenigen noch lebenden Zeugen dieſer ſtürmiſchen Zeiten der Erwerbung Kameruns) erzählen hören, um ſich einen Begriff der peinlichen, allmählich kritiſchen Lage des Vertreters deutſcher Reichsgewalt ohne irgend welchen Machthinterhalt und der deutſchen Kaufleute mit ihm in den der Beſitzergreifung folgenden Monaten machen zu können. Sie durften nicht mehr wagen, unbewaffnet ihre Wohnung zu verlaſſen, und ſchließlich im Dezember gleichen Jahres kam es zu offenen Feindſeligkeiten. Der ſtets deutſchfreundliche Häuptling Bell wurde verjagt und ſein Dorf niedergebrannt (beim Vorbeiziehen an den deutſchen Faktoreien hatten die Rebellen höhnend gerufen: „Da brennt eure deutſche Stadt, warum kommt ihr nicht zu helfen?“); die Ausſchreitungen den Deutſchen gegenüber nahmen eine bedenkliche Höhe an. Da erſchien wiederum gerade zu rechter Zeit als Retter in der Not die deutſche Flagge an deutſchen Kriegsſchiffmaſten. Und diesmal war es nicht *ein* kleines Kanonenboot; — ein Teil des weſtafrikaniſchen Geſchwaders unter Konteradmiral Knorr, die beiden Korvetten „Olga“ und „Bismarck“ gingen am 18. Dezember an der Barre vor Anker.

Das Kamerunäſtuar; links am Lande Regierungsgebäude und Faktoreien; im Fluſſe rechts ein Hulk.

Dieſes Geſchwader, im ganzen aus vier Schiffen beſtehend, war entſandt worden, nachdem in Deutſchland die amtliche Meldung des Reichskommiſſars Dr. Nachtigal über die vorgenommenen Flaggenhiſſungen eingelaufen war, und man aus dem Tone verſchiedener, ſowohl aus London wie aus Paris eingegangenen Noten erſah, daß eine ſtärkere Machtentfaltung an der weſtafrikaniſchen Küſte die deutſche Kolonialerwerbung nachdrücklich unterſtützen müſſe.

Sofort begab ſich Dr. Buchner, der von Nachtigal als Stellvertreter hier in Kamerun zurückgelaſſen worden war, an Bord des Flaggſchiffes. Das Ergebnis der Beſprechung war der Entſchluß des Admirals, unverzüglich mit Waffengewalt das Anſehen der deutſchen Flagge wiederherzuſtellen und den Deutſchen Sicherheit für Leben und Eigentum zu verſchaffen. Am 20. Dezember früh 7 Uhr ſtießen die Landungsboote mit 330 Mann und vier Geſchützen unter Befehl des Kapitäns z. S. Karcher ab; die „Olga“ folgte langſam flußaufwärts. In lebhaftem, den ganzen Tag währendem Gefecht wurden die Ortſchaften der aufſtändiſchen Stämme geſtürmt und in Brand geſteckt; der Verluſt an Toten und Verwundeten auf Seite der Neger war beträchtlich. Leider fiel auch auf deutſcher Seite ein Mann, ferner wurden mehrere ſchwer und leicht verwundet. Außerdem war gleich zu Beginn der Aktion ein Woermann-

Digitized by Google

agent, Pantänius, von den Aufrührern als Geiſel fortgeſchleppt und erſchoſſen worden: er fiel als erſtes Opfer der kolonialen Sache. Die nachdrückliche Züchtigung der Unruhſtifter erfüllte ihren Zweck. In dieſem Fall war die ſofortige Anwendung der Waffengewalt das einzig Richtige; handelte es ſich doch darum, einerſeits den Eingeborenen zu zeigen, daß die Deutſchen den Willen und die Macht beſaßen, das einmal Beſetzte zu halten und die, die ihrem Schutz ſich anheimgeſtellt, auch tatkräftig zu ſchützen, andererſeits den Engländern klar zu machen, daß von nun ab in der Weltherrſchaft ein neuer Abſchnitt angebrochen ſei, in dem auch Deutſchland einen „Platz an der Sonne“ beanſpruche, ihn ſich zu verſchaffen und zu halten geſonnen ſei — wenn's ſein muß, mit dem Schwert in der Fauſt. Die dort am Kamerunfluß empfangene Lehre war den Engländern um ſo verſtändlicher, als ſie, wie ſich im weiteren mit zweifelloſer Gewißheit ergab, nicht nur die Anſtifter ſondern geradezu die tätigen Mithelfer ſogar während des Gefechtes geweſe waren. Die von Admiral Knorr daraufhin erlaſſene Proklamation ließ abe auch an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig.

Bellſtadt und Hügel; letzterer wurde von der deutſchen Marine geſtürmt.

Am letzten Tag des Jahres 1884, des Geburtsjahres deutſcher Kolonial politik, traf auch die „Möwe“ wieder vor Kamerun ein mit Dr. Nachtiga an Bord, dem Manne, der den deutſchen Entſchluß in die Tat umzuſetzen ſ erfolgreich ausgeſandt worden war. An drei Stellen der Weſtküſte des alte Rätſellandes Afrika hatte er Deutſchlands Wappenpfeiler aufgeſtellt, die erſte Marken gezogen dem überſeeiſchen Deutſchland. Am ſchärfſten haben di Stürme gebrauſt, bis Jung-Kamerun geſchaffen und gefeſtet war; das erſ deutſche Blut ſeit dem großen Kriege, der uns das Reich geſchaffen, iſt b

seiner Grundsteinlegung geflossen, zum erstenmal seitdem hat wieder ein deutsches Geschütz, eine deutsche Büchse gesprochen.

Das nächste Jahr bereits brachte schärfere Abgrenzung des erworbenen Schutzgebietes an seiner Westseite gegen englische, an seiner Südseite gegen französische Besitzungen, und schuf ihm einen zusammenhängenden Küstenstreifen. Die Engländer verzichteten auf Viktoria und erhielten dafür ein von Nachtigal auf seiner Rückreise an der Nigermündung erworbenes Gebiet. Am 7. Mai 1885 waren die diesbezüglichen Verhandlungen mit England, am 24. Dezember gleichen Jahres jene mit Frankreich der Hauptsache nach zum Abschluß gelangt. Sie bezogen sich in erster Linie (wie eben bemerkt) auf die Abgrenzung an der Küste, sowie im Westen und Süden: dort vom Rio del Rey bis Yola am Benuë, hier vorerst von der Campomündung auf dem 2. nördlichen Breitengrad bis zum 15. östlichen Längengrad reichend. Ihr weiterer Zug, sowie die Nord- und Ostseite blieb noch so ziemlich offen; nur im allgemeinen war im Nordwesten eine Gerade von Yola bis zum Tsadsee, im Norden dieser selbst, im Osten der 15. Längengrad als ungefähre Abschließung der „deutschen Interessensphäre", wie man das damals nannte, angenommen, ohne der Forschung und Erwerbung damit Grenzen zu setzen; dem Wagemut und diplomatischen Geschick war freie Bahn, weiter Spielraum gelassen. Erst 1893 bezw. 1894 entstand die festere Gestalt, unter der wir Kamerun im Abschnitt II kennen lernen werden.

Das Zustandekommen dieser Linien, überhaupt der weitere Ausbau des Schutzgebietes hängt eng mit der Geschichte seiner Erforschung und Erschließung zusammen; die innerpolitische und wirtschaftliche Entwicklung soll in einem anderen Kapitel (dem letzten Abschnitt) behandelt werden.

## II. Lage und Grenzen

Um die Bai von Biafra, im innersten Winkel des Guineagolfes, legt sich unsere westafrikanische Kolonie Kamerun mit einem 320 km langen Küstensaume. Im Westen von englischem, im Süden von spanischem und französischem, im Osten und Norden von französischem Kolonialbesitz umgeben, verbreitert sich Kamerun fächerförmig ins Innere und dringt mit einer keilartigen Spitze bis zu dem ausgedehnten Binnenmeere des Sudan, dem Tsadsee vor. In das Meridiannetz eingegliedert, liegt die Kolonie auf der nördlichen Halbkugel zwischen etwa 8° 30′ und 15° östlicher Länge und 2° 2′ und 13° nördlicher Breite, ist also in ihrer ganzen Ausdehnung ein tropisches Land.

Der Flächenraum des Schutzgebietes beträgt rund 493000 qkm, steht also um 47000 qkm hinter dem Areal des Mutterlandes zurück und nimmt mit dieser Ausdehnung den dritten Größenplatz unter den deutschen Kolonien ein. Die eingeborene Bevölkerung wird auf rund 3,5 Millionen geschätzt. (Derartige Zahlenangaben in so unvollkommen erschlossenen Ländern haben übrigens naturgemäß nur den Wert einer ungefähren Durchschnittszahl. Im gegebenen Fall besagt also die Ziffer 3,5 Millionen eigentlich nicht viel mehr als: aus den Verhältnissen der in dieser Hinsicht genauer bekannten Landstriche läßt sich mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß die Gesamtbevölkerungsstärke mehr als 1 Million Menschen beträgt, eine solche von 5–6 Millionen nicht übersteigen dürfte.)

Digitized by Google

Der Name „Kamerún" kommt von dem portugiesischen Worte „camarão" (einer Art kleiner Krebse). Die ersten Entdecker, die Portugiesen, fanden nämlich in der buchtartigen Mündung des sogenannten Kamerunflusses Millionen kleiner Krabben, die auch heute noch zeitweilig in ungeheuren Mengen auftreten und als begehrter Leckerbissen eifrig gefangen werden. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßte sie, diesen Fluß „rio dos camarões", d. i. den Fluß der Krebse oder Krabben zu nennen. Die Engländer haben daraus „Camaroons" gemacht, und aus diesem ist unser „Kamerún" geworden. Ursprünglich darunter nur jener Platz verstanden, wo die erste Besitzergreifung stattfand und bis vor einem Jahr noch der Regierungssitz der Kolonie sich befand, hat sich das Wort zur Benennung des ganzen Schutzgebietes eingebürgert. Anläßlich der erfolgten Verlegung des Gouvernements nach Buea ward auch — es sei das gleich hier ergänzend bemerkt — eine Namensänderung vorgenommen: der bisherige Regierungssitz Kamerun (im engern Sinn) heißt nunmehr „Duala" (nach dem dort seßhaften Negerstamm); und das Wort „Kamerun" ist also fortan lediglich zur Bezeichnung des ganzen Schutzgebietes anzuwenden.

Der Küstensaum am Atlantischen Ozean vom Ästuar des Rio del Rey bis zur Mündung des Campo, der Shari (südöstlicher bedeutender Zufluß des Tsadsees) von seiner Einmündung in den Tsadsee bis zu 10° nördlicher Breite und ein kurzes Stück des Seeufers selbst sind die einzigen natürlichen und damit bereits festen Grenzen, die das Schutzgebiet derzeit besitzt; sonst sind es — wie ein Blick auf die Karte zeigt — fast ausschließlich mathematische Linien, welche die Ausdehnung Kameruns bezeichnen. So schwebt die Grenze gegen Nigeria im Nordwesten zum großen Teil noch in der Luft. Namentlich die Linie vom Benuë bis zum Tsadsee ist lediglich ein rein kartographischer Begriff, und es wird über ihre rationelle, den Verhältnissen angepaßte Führung wohl noch viel Zeit vergehen, da vorläufig England und Deutschland noch nicht Herren in ihren Anteilen an den Tsadländern sind. Die ganze Ostgrenze vom 10. nördlichen Breitengrad an nach Süden und die Südgrenze sind mit Frankreich, letztere in einem kurzen Stück nahe dem Atlantik mit Spanien, noch zu vereinbaren.

Umwandern wir zusammenfassend die augenblicklichen Grenzlinien Kameruns auf der Karte und beginnen an der westlichen Grenzstation Rio del Rey. Von ihr läuft die Grenze in beinahe rein nördlicher Richtung schnurgerade bis zu einer zweiten Grenzstation Nsakpe am Groß-River, dann wendet sie sich nordöstlich, wiederum in gerader Linie, auf Yola am Benue zu. Aber 50 km vor dieser Hauptstadt Adamauas macht sie am 9. nördlichen Breitengrad ehrerbietigst Halt und geht scheu in einem Bogen von eben genanntem Durchmesser um Yola herum bis zum Benuë, von wo sie in Nordnordwestrichtung weiterziehend den Schnittpunkt des 10. Grades nördlicher Breite und 13. Grades östlicher Länge trifft. Die alte Nordostrichtung aufnehmend, führt sie nunmehr durch 2½ Breitengrade an das Südufer des Tsadsees, hier mit dem 14. Längengrad abschließend. Jetzt übernimmt die Natur und zwar das Wasser eine Strecke weit die Abgrenzung, die bis hierher rein kartographisch war. Dem Südostufer des mächtigen Binnenmeeres entlang erreicht die Grenzlinie den nördlichsten Punkt der Kolonie an der Mündung des Shari unter 13° 3′ nördlicher Breite, und biegt dann scharf nach Südosten um. Bis zum 10. Breitengrad bildet der Strom die endgültige Nordostgrenze des Schutzgebietes. Dann beginnt wieder die mathematische Linie. Es folgt ein gewaltiger Sprung nach Westen zurück bis zum 14. Längengrad und von seinem Schnittpunkt mit dem 10. Breitengrad strebt die Grenze ebenso artig das französische Vere, wie drüben das englische Yola, umgehend dem 15. Längengrad zu, auf dem sie dann abwärts gen Süden führt, bis sie den Sanga auf etwa 2° 10′ nördlicher Breite erreicht. Von hier zieht sie in fast gerader Linie auf der gleichen geographischen Breite westwärts hin

Digitized by Google

aber bis zum letzten Stück des Unterlaufes des Camposflusses und läuft diesem entlang bis zur Küste. In sanftem Bogen führt diese dann — die zweite natürliche Grenze von längerer Ausdehnung — hinauf zum Beginn der Nordgrenze, dem Ausgangspunkte am Rio del Rey.

Die Gestalt Kameruns ist infolge dieses seines Grenzlinienlaufes eine ganz eigenartige; und man braucht keine karikierende Ader zu besitzen, um unwillkürlich an die Gestalt eines nicht gerade sehr graziösen Vogels, etwa eines Wiedehopfes mit Schopf und mit nach Osten gewendetem Schnabel zu denken.

Man braucht aber bei Betrachtung des Grenzzuges des Schutzgebietes auch nicht pessimistisch veranlagt zu sein, um sich gestehen zu müssen, daß wir bei der Aufteilung des Landes in der Ecke des Meerbusens von Guinea den kürzeren gezogen haben. Erfahren auch die Grenzen auf der weitaus längeren Strecke ihrer ganzen Ausdehnung noch eine genauere Festlegung durch die bereits an verschiedenen Stellen mit Vermessungsarbeiten beschäftigten Kommissionen der beteiligten Nationen und ergeben sich nach der endgültigen Bestimmung wohl sicher noch mancherlei nicht unwesentliche Veränderungen und Verschiebungen — an der Tatsache tatsächlicher Benachteiligung Deutschlands ändern das nichts. Wie das so kam, gehört in die Geschichte der Erschließung der Kolonie (siehe nächsten Abschnitt).

## III. Erforschung und Erschließung

Deutschland besaß also nunmehr, 1884, eine Kolonie in der Ecke des Golfes von Guinea — von Land und Leuten wußte es, wußte die Welt überhaupt vorderhand noch herzlich wenig. Gerade dieses neue Land gehörte zu den noch am wenigst bekannten und erforschten Gebietsteilen des dunkeln Kontinents. Eine wahrheitsgetreue Karte zeigte, den schmalen Küstenstreifen ausgenommen, nicht viel mehr als einen großen weißen Fleck.

Die Berichte über diesen Küstenstreifen, mit dem sich Kamerun an den Atlantik legt, reichen weit ins Altertum hinauf.

Herodot erzählt im 42. Kapitel seines IV. Buches: „Es war klar, daß Libyen vom Meere umflossen ist mit Ausnahme des Teiles, der an Asien grenzt; das hat Necho, der König von Ägypten bewiesen" — der Erbauer ... „Er sandte phönizische Schiffe ab, mit dem Befehl, auf der Heimreise durch die Säulen des Herakles zu fahren und so ins Nordmeer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönizier segelten demgemäß aus dem Roten Meer ab und fuhren in das Südmeer. So oft die Saatzeit kam, landeten sie, bestellten das Feld, wo sie gerade waren und warteten die Ernte ab. Wenn sie aber das Korn eingeheimst hatten, fuhren sie weiter. Sie bogen nach Verlauf von zwei Jahren im dritten durch die Säulen des Herakles und gelangten nach Ägypten. Sie erzählten aber — was mir zwar nicht glaublich ist — daß sie bei ihrer Fahrt um Libyen die Sonne zur Rechten gehabt."

Das wäre also die erste Umseglung Afrikas, bei der die Rückfahrt längs der Westküste stattfand, und die demnach auch an dem Gestade Kameruns vorüberführte.

Der karthagische Flottenführer Hanno war es dann, der dem kühnen Beispiel seiner Ahnherren folgte; nur schlug er die umgekehrte Richtung ein. Im Tempel in Karthago legte er den auf Erztafeln eingegrabenen Bericht über seine Expedition nieder.

Er ist derart genau, daß man danach mit ziemlicher Sicherheit die einzelnen Punkte an der Westküste Afrikas bestimmen kann, die die karthagische Flotte angelaufen hat. Auch wie weit der Rückweg gegangen, läßt sich aus den Zahlenangaben des Berichtes folgern, und sind gerade diese von höchstem Interesse, denn Hanno war überall zurückgekehrt, wo er die Bai von Biafra erreicht hatte, der Kamerun

berg gesichtet. Diese Schlußsätze lauten: ... „Wir fuhren an einem ganz feurigen Lande vorbei, welches voll von Düften war. Sehr große feurige Ströme aber ergossen sich von hier ins Meer. Wegen der Hitze konnte man das Land nicht betreten. Von Furcht ergriffen, schieden wir unverzüglich von hier. Nach viertägiger Fahrt gewahrten wir Nachts das Land mit Flammen erfüllt. In der Mitte aber war ein besonders hochreichendes Feuer, größer als die übrigen, welches anscheinend bis zu den Gestirnen reichte. Tagsüber zeigte es sich als ein sehr hoher Berg, der ‚der Träger der Götter' heißt" (*Θεῶν ὄχημα* in der griechischen Übersetzung, in der Hannos Bericht auf uns gelangt ist) ... Wir fuhren nicht weiter, da das Getreide anfing zu mangeln."

Es ist hier nicht der Platz, die Gründe eingehend darzulegen, warum dieser Berg wohl der Kamerunberg gewesen ist. Neuerdings haben die Fahrtberechnungen und Beobachtungen des Kapitänleutnants Vanselow, Führer S. M. Fahrzeug „Nachtigal", mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan, daß Hannos Fahrt tatsächlich bis in die Bai von Biafra gegangen ist. Die Feuer- und Dampferscheinungen, die Hanno gesehen, kann jeder, der die westafrikanische Küste in der Trockenzeit bis Kamerun längs fährt, heute noch beobachten, wie der Karthager vor $2^1/_2$ tausend Jahren. Es sind nichts anderes als die gewaltigen Grasbrände und die sich aus ihnen entwickelnden ungeheuren Rauchmassen. Das besonders hochreichende Feuer auf dem ‚sehr hohen' Berg ist nichts anderes als gleichfalls ein mächtiger Grasbrand auf dem obern Drittel eben des Kamerunberges. Auch das kann man heutzutage noch in jeder Trockenzeit beobachten. Das Bild ‚feuriger Ströme' ist tatsächlich der treffendste Vergleich, der für die an einem Hang sich hinauf- oder hinabziehenden Brände gefunden werden kann; jeder, der diese Erscheinung einmal zu Gesicht bekommen hat, vergleicht sie unwillkürlich mit einem sich ergießenden Lavastrom. Und schließlich: Hanno nennt den Berg ‚Träger der Götter', heute heißen die Eingeborenen den Kamerunberg ‚Mongo ma loba', d. i. Berg des Gottes'

Seitdem kam keine Kunde mehr von jenen Gebieten.

Den Schleier, der das Geheimnis des dunklen Erdteiles dann so lange verhüllte, im Westen und unter anderen Stellen auch in der Ecke des Meerbusens von Guinea gelüftet zu haben: dieses Verdienst gebührt im Zeitalter der Entdeckungen den unternehmungslustigen Portugiesen und zwar Diego Cao, der der Küste entlang segelnd bis an die Mündung des Kongo oder Zaïre, wie er diesen Fluß nannte, kam, 1487.

„Bei seiner Küstenfahrt über Sierra Leone hinaus konnte er wochenlang die Richtung nach Osten verfolgen; eine Reihe gewaltiger Ströme sah er von Norden her sich ins Meer ergießen; und schon keimte in ihm im stillen die Hoffnung auf, längs des Südrands des Festlandes auf dem ersehnten, langgesuchten Seeweg nach Ostindien sich zu befinden. So segelte er bis in die Höhe des jetzt Rio del Rey genannten Flusses. Da tauchte vorwärts gerade über dem Bug des nach Osten strebenden Schiffes ein blauer Gipfel aus dem Meere auf. Zugleich hob sich rechts aus der Flut ein mächtiger Gebirgsstock. Das Schiff mußte Südost wenden und glitt nun durch ein weites Felsentor: links ragt der Kamerunberg, der Mongo ma loba, 4000 m in die Höhe, rechts das Bergmassiv des Clarence Pik (O-Wassa) auf der Insel Fernando Poo. Der Hafen des heutigen Viktoria mag es wohl gewesen sein, in dem der Portugiese Ankergrund fand; und von dieser Entdeckungsfahrt Caos stammt, wenn man von Hannos Reise absieht, die erste Kunde von unserem Schutzgebiet, also aus dem Jahre 1486 oder 1487." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Von 1500—1788 kann von irgend einer Forschung oder Erschließung in dieser innersten Ecke des Golfes von Guinea eigentlich nicht gesprochen werden.

Es faßt sich dieser ganze lange Zeitraum vom Standpunkt der Erweiterung geographischer, speziell afrikanischer Kenntnisse aus, überhaupt kurz als der des meist planlosen Eindringens bald da, bald dort in den noch fast ebensowenig wie im Altertum bekannten dunkeln Kontinent bezeichnen. Sichere Erfolge, sichere Nachrichten hatte die Wissenschaft nicht aufzuweisen. Die Westküste Afrikas ward allerdings nach der Entdeckungsfahrt der Portugiesen in den Kreislauf des Welthandels mit hereingezogen, aber was man dort bald zu suchen begann, hatte wahrlich nichts gemein mit der Wissenschaft. Der Gegenstand des Handels heftet einen unauslöschlichen Schandfleck auf die Geschichte der europäischen Nationen. Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika — und die Händler waren Europäer. Vielleicht mag dieser innerste Winkel der Westküste etwas weniger von dieser europäischen Geißel zu leiden gehabt haben; in Mitleidenschaft wurde er aber zweifellos gezogen. In einem umfangreichen Reisewerk, das vielbändig, mit einem endlos langen Titel, beginnend „Allgemeine Historie der Reisen ..." 1747 erschien, findet sich ein Kupfertitel, der eine Karawane von Eingeborenen, auf Kamelen und Dromedaren Goldstaub, Palmöl und Sklaven an den Fluß Zanaga bringend, darstellt. Der Zanaga mündet in die Bai von Biafra; und man kann sich aus dieser Unterschrift, die Kamele und Dromedare nach Kamerun versetzt, unschwer einen Begriff von der Genauigkeit dieses seinerzeit berühmten Reisesammelsuriums machen.

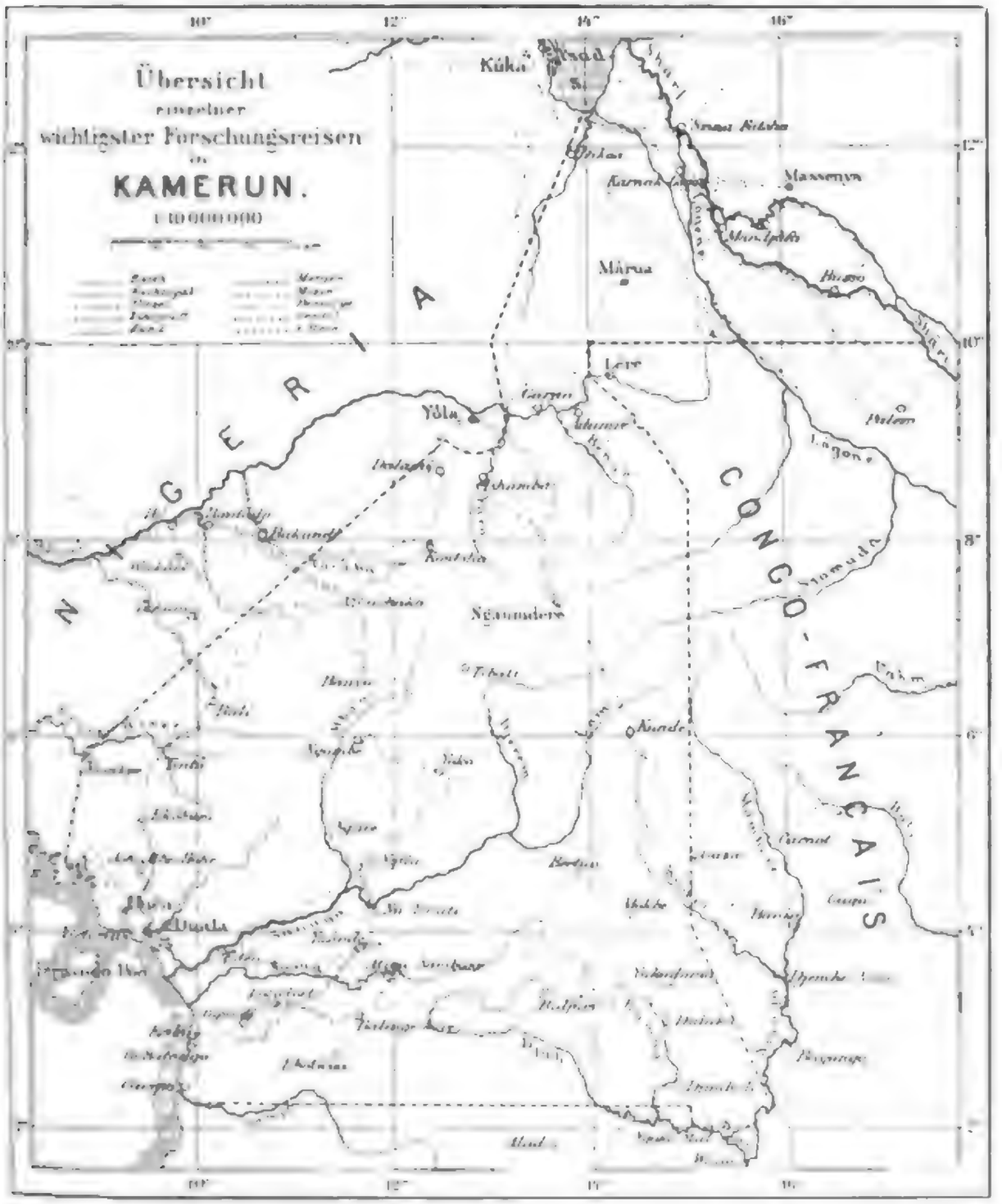
Mit dem Jahre 1788 begann ein neuer Abschnitt in der Entwicklung geographischer Kenntnisse; man kann geradezu sagen, daß von hier ab die plan-

Digitized by Google

16°
12°
10°
8°
Bahr-el-Ghasāl
Ngūra
Shāri
B A G I R M I
Gulfei
Sgina-Fatsha
Abu-Ghēr
Kūsēri
Djilba
Kārnak Lōgon
Mile (Mēle)
Lōgon
Mássenya
Bahr-Erreg
Ba Batshikam
Mandjāfa
Malūm
Bāhla
Dulūm
Mondo
Mārua
Musgo
Māfaling
Busso
Miskin
Kāfta
Baudi
Gumai
Binder
Miltu
Ba Ili
Kuno
Lērē
Kim
Ndām Phung
Mao-Kēbi
Mārubā
Lai
Palem
Gundi
Pala
Lame
Laka
Ba Nyā
Wuni
Eggon
Budon
Idere
A U A
Gadōa
Digitized by Google
Digitized by Google

Digitized by Google

mäßige wissenschaftliche Erforschung des alten Rätsellandes ihren Anfang nimmt. Und von da an bis zur Erwerbung Kameruns als deutsche Kolonie, ja bis in die Gegenwart, kann die Forschungsgeschichte dieses Gebietes nicht von der allgemeinen Afrikaforschung gesondert behandelt werden; denn Ka-




erun gehört zu jenen drei großen Strom- bezw. Seengebieten, die nächst der uralten Frage nach Ursprung und Quelle des Nils die wichtigsten hydrographischen Probleme Afrikas bildeten: zu dem des Niger, des Kongo und des Tsadsees.

Im Jahre 1788 bildete sich in London zur Inangriffnahme und Förderung afrikanischer Forschung die Association for promoting the discovery of



Digitized by Google

the interior parts of Africa, die dann später, 1830, nach ruhmvollen Leistungen in die Royal Geographical Society aufging, die würdig den eingeschlagenen Bahnen ihrer Vorgängerin folgte.

Raum und Überschrift dieses Kapitels verbieten es, die Entwicklungsgeschichte der Aufschließung des alten Rätsellandes anders als in den flüchtigsten Strichen zu entwerfen. Auch der Vorgeschichte der eben angedeuteten hydrographischen Probleme kann aus gleichen Gründen nicht näher getreten werden; nur so viel sei zur allgemeinen Orientierung erwähnt, daß über den Lauf des Niger die abenteuerlichsten Hypothesen existierten — sogar mit dem Nil wurde er in Verbindung gebracht —, daß man von dem gewaltigen Stromsystem des Kongo keine Ahnung hatte, ihn vielmehr für einen kurzen Küstenfluß „mit trichterförmiger weiter Mündung" hielt, sowie endlich, daß es eine ganz und gar unklare, mehr sagenhafte Kunde von einem großen See im innersten Afrika gab, den man ebenfalls mit Niger und Nil in Verbindung brachte.

Einer der ersten von der Association ausgesandten Reisenden war Mungo Park, der zuerst am 21. Juli 1796 den so lang gesuchten Niger erreichte. Ihm folgte der Deutsche Hornemann, der 1800 von Kairo nach Fessan zog und nach Durchquerung der Sahara gleichfalls den Niger erreicht hätte, wenn er nicht, dem Strom bereits nahe, 1801 ermordet worden wäre. In seinen Berichten findet sich zum erstenmal näheres über einen Zufluß des Niger, der nachmals bis in die Gegenwart herein so hohe Bedeutung für unser Schutzgebiet erlangte und tatsächlich besitzt, den Benuë, von dem übrigens bereits schon in portugiesischen Aufzeichnungen Spuren sich verfolgen lassen. Dann kam die große Expedition von Oudney, Denham und Clapperton (1822–1824), welche gleichfalls die Sahara durchzog, den Sudan erreichte und, als die ersten Europäer, Kuka am Tsadsee betrat. Damit war der Oberlauf des sagenreichen Stromes geklärt; die Frage seines Unterlaufes ward erst durch Clappertons Diener, Richard Lander, und dessen Bruder gelöst, 1830 und 1831. Nun erhielt man die Gewißheit, daß der Benuë (oder wie er auch genannt ward, der Tsadda) ein großer Nebenfluß des Niger sein müsse.

Die weitaus bedeutendsten Entdeckungen im weiten Gebiet des ganzen Sudan knüpfen sich an die Namen zweier Deutschen: Heinrich Barth und Gustav Nachtigal, die beide zu den größten Afrikaforschern aller Zeiten gezählt werden müssen, wenn sie nicht die beiden größten überhaupt sind. Barth drang — im Auftrag der Londoner geographischen Gesellschaft — in den Jahren 1850–1855 von Tripolis gegen den Tsadsee vor; von hier aus zog er weiter gegen Süden durch gänzlich unbekannte Gebiete hinein nach Adamaua und entdeckte oberhalb Yola den Oberlauf des Benuë. Wieder nach Kuka zurückgekehrt, drang er noch zweimal nach Süden vor, den Logone stromauf, und das zweitemal bis zur Hauptstadt Baghirmis, Massenya. In weitem Bogen führte ihn sodann sein Forscherweg bis zum mittleren Niger.

Fast gleich lang (1869–1873) weilte sein großer Nachfolger, Dr Gustav Nachtigal, im tiefsten Innern des dunkeln Erdteils. Auch ihn führten wiederholte Züge von Kuka aus nach Südosten. Durch seine und Barths kühnen Wanderungen über viel Tausende von Kilometern begann das Dunkel im Herzen Afrikas sich zu lichten. Auf beider Forscher Reisen, die sie mehrmals in die Nordostecke unseres heutigen Kamerun führten — und nur dieser im Verhältnis zu ihren gewaltigen Wanderungen unbedeutender Wegstrecken konnte, als hier einschlägig, flüchtigste Erwähnung getan werden — und ihre Ergebnisse sind wir heute noch vielfach angewiesen, wollen wir über Land und Leute in diesem nördlichsten Hinterland unseres Schutzgebietes uns Aufschluß verschaffen.

Und mit welch bescheidenen Mitteln haben alle diese Männer, die Ideale wahrer Forschungsreisenden, gearbeitet, und was haben sie geleistet! Heutzutage durchziehen gewaffnete und organisierte Expeditionen das Land, Maschinengewehre schmettern die Eingeborenen zu Boden und Brandgranaten fliegen in ihre Dörfer — Nachtigal hat während seines vierjährigen Aufenthalts nicht eine Patrone verfeuert!

„In meiner kleinen Stationsbücherei auf Baliburg befand sich der erste Band von Nachtigals Werk. Mit welch anderen Gefühlen, mit welch anderem Verständnis liest man so etwas da draußen, selbst in der Wildnis, selbst auf Forscherpfaden! Da erst versteht man die ungeheuren, schier übermenschlichen Schwierigkeiten zu schätzen, die es gekostet haben mußte, eine solche Ausbeute nach Hause zu bringen. Neidlos, aber bewundernd schaut man zu solchen Männern auf. Zu Hause ist man vollkommen unfähig, ihre ganze Größe zu fassen; nicht wenige legen solch ein schlicht und anspruchslos geschriebenes Buch wohl gar beiseite — es enthält zu wenig afrikanische Schauergeschichten von Menschenfressern und Jagdabenteuern!" (Aus Kutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

So waren im Lauſe eines Jahrhunderts zwei der großen Stromprobleme in dem uns näher intereſſierenden Teile Afrikas gelöſt, vollkommen geklärt: das des Niger und das des Tſadſees; die erſten ſicheren und eingehenden Nachrichten über die Länder an letzterem bis herunter zum Benuë gebracht. Überwiegend verdankte man dieſe Ergebniſſe deutſchen Forſchern; ſie in die Praxis umzuſetzen fiel den Engländern zu!

Lianenbrücke über einen Fluß.

Baikie befuhr als erſter zu Schiff den Benuë weit hinauf, und ſeine Landsleute ſuchten allerorts Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. Auch die engliſche Miſſion blieb nicht zurück. Durch ſie fand der damals in Lagos weilende Kaufmann Robert Flegel — wiederum iſt es ein Deutſcher, mit dem ein weiterer Schritt in der Kenntnis des Hinterlandes der nachmaligen Kolonie Kamerun verknüpft iſt: die Benuë- und Adamaua-Erforſchung — Gelegenheit, mit einem der Church Missionary Society gehörigen Dampfer 1879 ſeine erſte Reiſe nach dem Benuë zu unternehmen und den Strom noch weit über den von Baikie erreichten Punkt hinaus bis nach Adamaua hinein zu befahren. Die außerordentliche Wichtigkeit dieſer großen Waſſerſtraße wurde ihm ſofort klar und mit Freuden nahm er nach ſeiner Rückkehr den ihm von der Afrikaniſchen Geſellſchaft in Deutſchland gemachten Vorſchlag an, in ihrem Auftrag eine neue Reiſe nach dem oberen Benuë anzutreten, um die Waſſerſcheide zwiſchen den großen Flüſſen Schari, Benuë, Ogowe und Kongo zu erforſchen.

Die eben genannte „Afrikaniſche Geſellſchaft" hatte ſich nach dem Vorbild der Londoner Geographical Society gleichfalls zum ſpeziellen Zweck afrikaniſcher Forſchung 1873 auf Anregung der Berliner Geſellſchaft für Erdkunde gebildet und verfolgte rein wiſſenſchaftliche Zwecke; der kolonial-praktiſche Gedanke begann ſich damals im jungen Deutſchen Reich erſt ſchüchtern zu regen, war doch erſt zwei Jahre zuvor ein Deutſchland wieder erſtanden.

1880 trat Flegel ſeine Reiſe an. 1882 drang er tief nach Adamaua hinein vor und entdeckte außer zahlreichen Nebenflüſſen des Benuë — der [illegible] Kilab und der Taraba ſind die bedeutendſten der ſüdlichen Zuflüſſe — auch die drei Quellbäche des Stromes. Die Quelle dieſer, für Kamerun [illegible] Lebensfrage wichtigen Waſſerſtraße liegt hart bei Kumbe, rein nördlich von Ngaumdere, auf [illegible] m Meereshöhe. In Sturzbächen von zirka 100 m Fall geht das Waſſer zu Tale. Hier fand Flegel auch bei einer Höhe von 1600 m die Waſſerſcheide zwiſchen dem Benuë und Logone, einem Nebenfluß des in den Tſadſee ſich ergießenden Schari. Am 18. Auguſt 1882 hatte er dieſen Punkt erreicht. Bei den eingeborenen Fürſten fand er das freundlichſte Entgegenkommen und ſchloß mit einigen derſelben Freundſchaftsbündniſſe. Der mächtige Häuptling von Yola bot ihm ſogar das Handelsmonopol für Elfenbein an. Flegel lehnte dieſes damals „im Intereſſe des europäiſchen Geſamthandels" ab, doch bewog er den Sultan, dieſem ſein Land zu öffnen. Die kriegeriſch bewegten Zuſtände im Süden von Adamaua ſetzten dem weiteren Vordringen Flegels in dieſer Richtung ein Halt entgegen und nötigten ihn zur Umkehr. Die Orte Tonga, Galbaka, von wo aus er noch einen Vorſtoß bis Banno unternahm, Kontſcha, Ngaumdere bilden die Grenze, bis zu der er ſüdlich des Benuë, alſo in dem eigentlichſten nördlichen Hinterland des nachmaligen Kamerun vorgedrungen iſt. In allen ſeinen Briefen empfahl er mit größter Wärme und Eindringlichkeit baldigſte und nachdrücklichſte Inangriffnahme und dauernde Erſchließung der von ihm bereiſten Gebiete, namentlich des reichen Adamaua.

Digitized by Google

Wenden wir uns nunmehr dem Kongoproblem und seiner Lösung zu, das von Süden her seine Kreise wenigstens bis an unser Schutzgebiet zieht, nach den neuesten Forschungen in der Südostecke Kameruns sogar ganz wesentlich in dasselbe übergreift.

Da begann es erst viel später hell zu werden. Nördlich des Äquators konnte die Wissenschaft die alten abenteuerlichen Karten endgültig richtig stellen, die Hauptwasseradern und -ansammlungen lagen erschlossen und festgelegt; hier, vom Äquator beginnend bis hinunter zum Kunene, d. i. bis fast zum 20. südlichen Breitengrad, von der Küste bis hinein, hinüber zum großen Seeengebiet, fast 20 Breitengrade weit, lagerte ein geographisches Vakuum. Vom Kongo kannte man die gewaltige Mündung; trotzdem diese so mächtig sich weitet, daß man von der Norduferspitze kaum mehr das andere bei Shark Point vorspringende Ufer zu erblicken vermag, trotzdem die ungeheure Wassermasse des Riesenstromes mit so gewaltigem Druck ihren Eintritt in die Salzflut des Atlantik sich erzwingt, daß man weit draußen in See die Strömung noch verspürt — hielt man (wie schon oben gesagt) dieses größte der afrikanischen Gewässer für einen verhältnismäßig kurzen Küstenfluß.

Livingstone hörte während seiner jahrelangen Forschungsreisen in Süd- und Ostafrika Ende der sechziger Jahre von einem Fluß Luapula, westlich der großen Seen, drang auch bis zu ihm vor, hielt ihn aber zuerst für einen westlichen Zufluß des Nil, bis er bald selbst die Unrichtigkeit dieser seiner Anschauung erkannte und ihn mit einem westlichen Strome in vorerst noch ihm selbst unklare Verbindung, man möchte fast sagen intuitiv, brachte. Einige Jahre später, 1871, entdeckte er einen zweiten bisher unbekannten, großen Strom, den Lualaba (westlich des Luapula). Ahnungsvoll vermutete der große Reisende in den beiden die Quellflüsse des Kongo — und sie waren es auch in der Tat.

Im gleichen Jahre, in dem der Forscher, dem jahrzehntelang Afrika geradezu eine zweite Heimat geworden, in diesem Erdteil, dem er sein ganzes Leben geweiht, 1873, starb, machte ein anderer Engländer, Cameron, die wichtige Entdeckung eines Abflusses des Tanganikasees nach Westen in Gestalt des Lukuga.

Einem dritten Reisenden der gleichen Nation, dem Schotten Henry Stanley, war die Lösung des großen geographischen Rätsels vorbehalten. Auf seiner zweiten Reise, 1874—1877, der ersten jemals stattgefundenen Durchquerung Afrikas, traf auch er auf den Lualaba, und kurz entschlossen unternahm er es, den Fluß so weit als nur irgend möglich zu verfolgen, und zwar ihn selbst als Straße zu benutzen. Es gelang; und am 8. August 1877 traf er in Boma am Unterlauf des Kongo ein. Der Erfolg war geradezu einzig dastehend. Der Fluß war aufgenommen, sein Lauf festgelegt und damit mit einem Schlag die gesamte Hydrographie des rein-äquatorialen Afrika geklärt. Rasch folgten dann die Entdeckungen zahlreicher Zuflüsse dieses Riesenstromes, zahlreiche, bereits entdeckt, fanden nun ihre naturgemäße Angliederung; so ging das Ogoweproblem (nördlicher Nebenfluß) seiner Lösung zu, der Ubangi (gleichfalls ein nördlicher Zufluß des Kongo) ward entdeckt. Durch diesen, d. h. genauer durch dessen schiffbaren Nebenfluß, den Sanga, hängt unser Kamerun mit dem Stromgebiet des Kongo zusammen, und werden allem Anschein nach diese beiden Ströme noch eine gewichtige Rolle in der Entwicklung und Ausnutzung unserer Kolonie spielen.

So weit war also der Stand der Erforschung der Gebiete gegen die Ecke des Golfes von Guinea hin, als Deutschland Besitz von dem Schutzgebiet Kamerun nahm, 1884. Fassen wir die hiermit in großen Zügen nur angedeuteten Ergebnisse in Bezug auf diese unsere junge Kolonie zusammen, finden wir, daß die Grenzen der Erforschung im Hinterlande derselben etwa folgende waren, trivial gesprochen, daß der fatale „weiße Fleck" einer wahrheitsgetreuen Karte im Norden etwa zum Benue oder genauer bis zu einer mit ihm ungefähr gleichlaufenden Linie Donga-Gashaka-Koutsha-Ngaundere reichte; im Osten lagerte er sich breit bis fast zum Wasserlauf des vorgenannten Ubangi, im Süden breitete er sich ein gut Stück über die kartographische Abgrenzungslinie aus. Nicht einmal die Westgrenze der Kolonie, der Küstenstreifen war im Zusammenhang und mit genügender Verlässigkeit der Angaben bekannt.

Digitized by Google

Der Vollſtändigkeit halber muß auch deren Forſchungsgeſchichte bis zur Erwerbung der Kolonie kurz berührt werden.

Von einer wiſſenſchaftlichen Erforſchung konnte eigentlich nur am Kamerungebirg die Rede ſein. Die erſten Reiſenden waren die Engländer Burton und Mann 1861/62; weiters hat ſich um die Kenntnis dieſes hochragenden Gebirgsſtockes, des Wahrzeichens Kameruns, der ſchon an anderer Stelle (S. 11) genannte Rogozinski 1882/83 verdient gemacht. Auch zwei Schweden Knutſon und Valdau müſſen genannt werden, die zwar von kaufmänniſchen Hintergedanken getrieben, das Kamerungebirg durchſtreiften, dabei aber auch der Forſchungsaufgabe nicht vergaßen. Die Kenntnis des übrigen Küſtenſtreifens beſtand faſt nur in der des Küſtenzuges, ſoweit eben die engliſche Kriegs- und Handelsmarine darüber in ihrem maritimen Intereſſe durch Aufnahmen Klärung ſchaffte. 10 km weit landeinwärts begann — das Kamerungebiet an den Punkten, von wo die eben genannten Reiſenden ausgingen, ausgenommen — bereits the darkest interior unſerer Kolonie.

So wenig war das Gebiet zwiſchen Kamerunküſte, Benuë, Schari und Ubangi Mitte der achtziger Jahre erſchloſſen, daß es in der Geographie Afrikas als ſogenanntes „Libagebiet" zu den drei noch geradezu unbekannten Räumen gezählt wurde, auf welche allmählich die negative Kenntnis des älteſten Erdteils reduziert war. Die Bezeichnung „Libagebiet" trug es nach einem in dieſen Gegenden vermuteten großen Sumpfſee Liba, der ſeit Jahrhunderten hier auf den Karten ſpukte.

Kamerun-Kanu.

Wie kommt es denn, — die Frage drängt ſich da unwillkürlich auf — daß Forſcher vom Mittelmeer bis zum Tſadſee und darüber hinaus Tauſende von Kilometern gegen den Atlantiſchen Ozean durch den ganzen Kontinent, daß Forſcher vom Oſten her, von den Geſtaden des Indiſchen Ozeans Tauſende von Kilometern quer herüber nach dem Weſten gelangten, um verhältnismäßig nahe dem Weſtmeer Halt zu machen; wie kommt es, daß in der ganzen Forſchungsgeſchichte bis zu dieſem Abſchnitt, d. i. bis zum Jahre 1884, noch von keinem einzigen Vorſtoß von der weſtafrikaniſchen Küſte aus nach dem Norden oder Oſten berichtet wurde, ausgenommen die Reiſen den Niger und Benuë, den Kongo und Ubangi ſtromaufwärts? Die Antwort lautet: weil gerade hier in dieſer Ecke des Golfes von Guinea alle Schwierigkeiten und Hemmniſſe, die Natur und Menſchen nur dem vorwärtsſtrebenden Fuße des Forſchers, des Weißen in Afrika entgegentürmen, auf engſtem Raum, gleich hinterm Mangrovenſaum der Küſte beginnend, dicht zuſammengedrängt ſind: ungeſundes Klima, die ſchlechteſten und ſchwierigſten Verkehrsverhältniſſe, zahlreiche und meiſt feindlich geſinnte Eingeborene. Das tritt uns im zweiten Teil der Geſchichte der Erſchließung dieſer Länder, in der Geſchichte der Erſchließung der deutſchen Kolonie Kamerun auf Schritt und Tritt entgegen.

Digitized by Google

Eigentlich muß man noch genauer präzisieren: Nicht so sast das Klima ist es: das ist an der ganzen äquatorialen Westküste wohl überall so ziemlich gleich ungesund, nicht so sast die feindselige Haltung des einen oder des anderen Stammes ist es: damit hatte und hat man allenthalben in Afrika zu rechnen; — zwei ganz spezielle Momente sind es, die in unserem Kamerun so hemmend und erschwerend jeglichem Vordringen in der Richtung von West zu Ost entgegentraten und bis zur Stunde noch entgegentreten: die Zwischenhandelsperre ist das eine, das andere der Mangel jeglicher nur einigermaßen ein bißchen ins Innere hinein benutzbaren Verkehrsstraßen, der Mangel schiffbarer Ströme. Das, was wir so schmerzlich vermissen, besitzen die Engländer in ihrem Niger und Benuë, die Franzosen im Kongo und Ubangi; verhältnismäßig mühelos konnten und können beide tief in unserem Hinterland vordringen — und taten und tun es auch! Dadurch konnten sie auch den anderen hemmenden Faktor, die eben genannte Zwischenhandelsperre (mehr darüber Abschnitt V, c), weit leichter und rascher überwinden und brechen. „Wir Deutsche dagegen, denen kein schiffbarer Strom zur Verfügung stand, mußten uns mühsam durch die feuchten Urwälder und feindlichen Völkerstämme hindurcharbeiten und gelangten trotz aller Anstrengungen über eine verhältnismäßig bescheidene Entfernung von der Küste nicht hinaus. Daher haben wir bloß das erste Ziel, die Durchbrechung der Zwischenhandelsschranke, durch Anlage von Stationen unter vielen Schwierigkeiten und außerordentlichen Geldopfern erreicht. Die Verwirklichung des zweiten, politischen Zieles, ist uns nur teilweise gelungen." (Aus Hassert: Deutschlands Kolonien.)

Doch wir sind vorausgeeilt.

Von nun ab, von der Erwerbung Kameruns als Kolonie, bis wohin wir Erforschung und Erschließung in flüchtigem Überblick verfolgt haben, tritt ein neuer Faktor als weitere treibende Kraft der Forschung zur Seite: das koloniale Moment ist fortan mit dem geographischen eng verbunden. Die geographische Forschung ward von nun ab nicht mehr Endzweck, sondern zugleich Mittel zum Zweck. Zwei alte und sehr rührige Kolonialmächte waren unmittelbare Nachbarn der jungen deutschen überseeischen Schöpfung geworden — und es galt, den Wettlauf der kolonialen Konkurrenz tatkräftig aufzunehmen.

Am 15. November 1884 trat „zur Herbeiführung internationaler Verständigung unter den am afrikanischen Handel interessierten Mächten" in Berlin eine Konferenz zusammen und schloß am 26. Februar 1885 mit Unterzeichnung der in eine „Generalakte" zusammengefaßten Ergebnisse. Kap. IV und V derselben sind die vielbesprochene sogenannte „Kongo- und Nigerschiffahrtsakte", deren Inhalt dem wesentlichen nach lautet: „Die Schiffahrt auf dem Kongo (Niger), ohne Ausnahme irgend einer der Verzweigungen oder Ausläufe dieses Flusses, soll für die Kauffahrteischiffe aller Nationen, mögen sie mit Ladung oder Ballast fahren, vollkommen frei sein und bleiben, sowohl bezüglich der Beförderung von Waren wie von Reisenden . . . ." und: „Die Nebenflüsse des Kongo (Niger) sollen in jeder Hinsicht denselben Gesetzen wie der Strom selbst unterworfen sein."

Rasch, oder noch besser, vorahnend benutzt, konnte diese Vereinbarung die darin gewährleistete Bewegungsfreiheit, die weittragendsten Folgen für die damals ja noch schwankenden, oder richtiger ganz und gar unbestimmten Grenzen im Innern des Landes haben; weder mit England noch Frankreich

Digitized by Google

war ein diesbezügliches Abkommen noch getroffen. Aber wir Deutsche hatten noch nicht an das notwendige schnelle Tempo uns gewöhnt, der notwendige Wagemut schlummerte noch. Erkannt allerdings hatte man die Bedeutung, und bewußt war man sich, welcher Vorteil gerade für Kamerun daraus gezogen werden könnte. Außerdem war eben (vergl. S. 19) Flegel von seiner zweiten Adamauareise zurückgekehrt, der mit Eifer für den Plan eintrat, dieses Land für Deutschland zu gewinnen, als unschätzbares, wertvolles Hinterland seiner jüngst erworbenen Kolonie.

Der deutsche Kolonialverein nahm sich mit Eifer der Flegelschen Pläne an, aber die Ausführung verzögerte sich aus verschiedenen Gründen, und so konnte der Forscher erst am 25. April 1885 seine dritte Reise antreten. Seine kolonialpolitischen Aufgaben waren: unter Begründung von Stationen den Niger und Benuë aufwärts zu gehen, sowie Verträge in Adamaua abzuschließen; seine geographische: von da südwärts bis zur Küste von Kamerun durchzudringen.

Aber England war wieder einmal rascher gewesen als Deutschland. Während dieses plante, hatte jenes gehandelt! Am 5. Juni 1885 bereits traf in Berlin die Mitteilung von London ein, daß England das ganze Küstengebiet von Lagos bis zum Rio del Rey, die Gebiete auf beiden Niger-ufern bis zum Benuë und auf beiden Ufern dieses Nebenflusses von seiner Einmündung in den Niger bis Ibi unter seine Schutzherrschaft gestellt habe. Im Oktober 1885 legte Flegel eine Station am Einfluß des Taraba in den Benuë an. Als er aber weiter stromaufwärts ging, stieß er auf den entschiedensten Widerstand der englischen Agenten, die behaupteten, durch etwa 200 Verträge das gesamte Ufergebiet des Niger und Benuë bis Nola erworben zu haben.

Die Flegel gestellten Aufgaben blieben unerfüllt; nur eine Station, die am Taraba, war angelegt. Sie hatte nur kurzen Bestand. Flegel selbst starb bald darauf, kurz bevor er Akassa an der Nigermündung wieder erreicht hatte.

Einem anderen deutschen Forscher war es vorbehalten, die geographische Aufgabe zu lösen: Dr. Eugen Zintgraff. (Auch) ihn deckt bereits die Erde: am 2. Dezember 1897 ist er auf Teneriffa der Malaria erlegen.)

Mit ihm (1886) setzt zeitlich die Inangriffnahme der Erforschung des Hinterlandes seitens des Reiches ein. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes war Zintgraff von 1886–92, Hutter von 1891–93 im Nordgebiet von Kamerun tätig. (Zintgraff war es auch — das hier nebenbei bemerkt —, der zuerst vorschlug, den Kongo, dann den Ubangi, eventuell einen, der Küste noch näheren, erst zu entdeckenden Nebenfluß stromaufwärts in das südliche Hinterland von Kamerun einzudringen. Sein daraufhin ausgearbeiteter Plan fand nicht die Billigung der Regierung, die auf dem Vordringen von der Küste aus bestand. Wie richtig Zintgraff damals geahnt und gedacht, haben 14 Jahre später Mizons und Carnaps Züge bewiesen, vergl. S. 25 u. 28.)

Die Flegel gestellte kolonialpolitische Aufgabe kam für Zintgraff überhaupt nicht mehr in Betracht, denn bereits war das S. 13 erwähnte Abkommen mit England über die Begrenzung der beiderseitigen Interessensphären im Nordwesten unserer Kolonie bis zum Benuë getroffen worden. Es ist die in Abschnitt II beschriebene Abgrenzung; die damalige Festsetzung ist so ziemlich unverändert beibehalten worden

„Es gibt anderwärts", so spricht sich Major Morgen in seinem Werke aus, „wohl kaum eine Grenzlinie, die für den einen Teil so vorteilhaft, für den anderen so nachteilig gezogen ist. In geographischer Beziehung geht sie anstatt auf den Wasserscheiden (d. h. den Flußläufen) entlang, quer über die Flüsse weg, uns die oberen nicht schiffbaren Teile, den Engländern die unteren schiffbaren Teile überlassend. Insbesondere erscheint die Grenze aber in politischer Beziehung höchst unzweckmäßig. In einem so wohlorganisierten Staate wie Adamaua kann man unmöglich das Haupt von den Gliedern trennen, d. h. die Hauptstadt mit dem Häuptling unter die eine, das ganze übrige Land unter die andere Schutzherrschaft stellen. Uns gehört das ganze Land, aber wir werden nie Einfluß auf dasselbe erlangen, wenn nicht die Hauptstadt in unser Schutzgebiet hineingezogen wird."

Digitized by Google

Zintgraffs Aufgabe war zunächſt, ziel- und ſachbewußt das nördliche Küſtengebiet aufzuklären, die Forſchungen eines Burton, Rogozinski u. a. ergänzend. Sodann: planmäßig, langſam aber ſtetig, etappenweiſe unter Anlage einer Kette von Stationen gegen Norden vordringend, Anſchluß an Flegels Reiſen zu gewinnen und ſo, kolonial und wiſſenſchaftlich zugleich, das Nordhinterland dauernd zu erſchließen.

Elefantenſee in Nordkamerun.

Den erſten Schritt hiezu tat Zintgraff am Neujahrstag 1888 mit Anlage der erſten Etappe, der Barombiſtation am Elefantenſee, den letzten am 28. Mai 1889, an welchem der Forſcher in Tonga einzog. Hiermit war der Anſchluß an Flegels Reiſen gewonnen; die geographiſche Aufgabe, Adamaua vom Golf von Guinea aus zu erreichen, war von Zintgraff als erſtem Europäer gelöſt. Bei Fortſetzung ſeines Marſches bis nach Yola erkannte auch er ſofort die hohe handelspolitiſche Bedeutung des Niger-Benuëgebietes, gewann aber auch zugleich die nämliche Anſicht, wie ſie oben mit den Worten eines andern Forſchers niedergelegt iſt. Mit ſeinem Verſuch, in Yola den Sultan zu einer deutſchfreundlichen Haltung umzuſtimmen, ſcheiterte er, wie einſt Flegel, an der Gegenarbeit der Engländer. Die dauernde Erſchließung im Auge behaltend, legte er in den ſüdlichen Grenzgebieten Weſt-Adamauas die Station Baliburg an. Bald aber brach ein Ereignis über das junge Unternehmen herein, das alles Errungene über den Haufen warf. Eine gegen zwei mächtige feindliche Stämme, Bafut und Bandeng, unternommene Aktion verwandelte ſich infolge verräteriſchen Abfalles dreier Balallendörfer aus anfänglichem Sieg in eine ſchwere Niederlage: 4 Europäer, 170 Mann der Expedition und mehrere hundert Bali — ſo hoch der Stamm, bei dem die Station Baliburg angelegt war, der ſtets bis zur Stunde unentwegt zu uns gehalten und hält — fielen, 1891; die Poſition dort oben in den Hochländern mußte vorerſt aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Doch bereits vier Monate ſpäter befand ſich die Expedition wieder auf dem Vormarſch, aufs neue feſten Fuß oben zu faſſen und am 25. Auguſt des gleichen Jahres zog ſie wieder bei den Bali ein. Es gelang, das Anſehen der deutſchen Flagge aufs neue zu feſtigen; und ſicherer als zuvor war Ende 1892 die Stellung. Der Weg zur Küſte war offen, fünf Stationen waren angelegt zur Sicherung desſelben. Aus den Bali war eine Truppe von hundert Mann herangebildet, die ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten bewährte. Leider hatten tiefgehende Reibungen und Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Zintgraff und dem kaiſerlichen Gouverneur erſteren veranlaßt, aus dem Reichsdienſt auszuſcheiden. Und am 1. Januar 1893 brachte nach Baliburg die Poſt den Befehl, daß die Nordexpedition aufgelöſt und der Rückzug an die Küſte einzuleiten ſei. Als die zweite Hälfte des Jahres 1893 anbrach, hatte die Nordhinterlandsforſchungsexpedition aufgehört zu ſein, die Stationen waren aufgelöſt und das ganze Land wieder ſo verſchloſſen, wie es vor dem erſten Schritt Zintgraffs in dieſe Gebiete gelegen war.

Die kolonialpolitiſche Strömung war in Totwaſſer geraten; es war jene Zeit angebrochen, in der vom Kanzlertiſch im Reichstag das Wort geſprochen wurde: „Uns könnte niemand 'was Ärgeres und Unangenehmeres zufügen, als wenn man uns ganz Afrika ſchenkte!“ Und bis in die jüngſte Zeit herein hat in ganz Deutſch-Weſtadamaua jegliche Forſchung und Erſchließung geruht.

Faſt gleichzeitig mit dem kühnen Vordringen Zintgraffs legte auch ein

Digitized by Google

Von der Zintgraffſchen Expedition zu Soldaten ausgebildete Eingeborene aus den Baliländern.

Digitized by Google

zweite amtliche Forschungsexpedition unter Führung von Hauptmann Kund und Leutnant Tappenbeck die erste Bresche in den Ring der Zwischenhandelsperre im Süden der Kolonie, 1888 und 1889.

Den Sanaga stromaufwärts drangen sie bis zu den Nachtigalschnellen und legten die Jaundestation an. Leutnant Tappenbeck starb, Hauptmann Kund litt schwer an den Folgen des Klimas. Leutnant Morgen folgte in der Expeditionsführung, der 1889–91 das begonnene Werk der Erforschung Südkameruns in glänzender Weise fortsetzte. Über Ngila, Tibati und Bashaka auf teils neuen, teils den Pfaden Flegels und Zintgraffs, erreichte er Ibi am Benuë, und hatte damit die zweite Durchkreuzung der Kolonie durchgeführt.

Noch war die Zeit aktiver expansiver Kolonialtätigkeit, und eine Expedition nach dem Tsadsee war geplant.

Anfänglich war die Norderpedition damit betraut (Zintgraff hatte bereits eingehendste Vorbereitungen ausgearbeitet): da war die schwere Erschütterung hereingebrochen; der Rückzug und das mühevolle neue Vordringen nötig. So ward der Süderpedition diese Aufgabe übertragen. Als Führer war der aus den ostafrikanischen Kämpfen rühmlichst bekannte Hauptmann von Gravenreuth ausersehen. Über dieser vielversprechenden Expedition aber waltete ein schlimmer Unstern. Der Führer fiel Ende 1891 bei der Bestrafung des Stammes der Bakwiri am Kamerungebirge (seiner Aktion, die mit der eigentlichen Expedition gar nicht zusammenhing); zwei Offiziere wurden verwundet. Gravenreuths Nachfolger war gleichfalls ein alter Ostafrikaner, Hauptmann Ramsay. Auf dem kurzen Seetransport der Expedition von Duala (dem damaligen Gouvernementssitz) bis zum eigentlichen Ausgangspunkt, der Station Edéa am Sanaga, sank der Küstendampfer „Zehdenick" mit einem großen Teil der Ausrüstung. Endlich war die Expedition doch flott geworden und bis nach Jaunde gelangt. Ramsay legte nördlich davon als Art erster Etappe für den Vormarsch gegen Norden die Balingastation an, die er dem Leutnant v. Volckamer unterstellte. Nun rächte sich aber die Übereilung, mit der bei Anwerbung der Leute für die Expedition vorgegangen worden war. Sie meuterten, Ramsay mußte umkehren: das war das Ende der stolzen deutschen Tsadseeexpedition. Als ihr letztes Opfer fiel der Stationschef auf Balinga, der monatelang ohne jede Unterstützung und Hilfe von der Küste her gelassen wurde. Im Kampf der Balinga gegen die Barrongo hat er wohl einen martervollen Tod gefunden; bestimmtes darüber hat man nie in Erfahrung gebracht. Als endlich 1893 eine Expedition unter einem einstigen Offizier Gravenreuths, dem Rittmeister v. Stetten, ins Innere ging, fand sie die Balingastation zerstört, v. Volckamer und Unteroffizier Szadock verschollen.

Stetten setzte seinen Marsch zuerst auf der Morgenschen Route, dann auf der von Flegel und Zintgraff nach Norden fort und gelangte gleichfalls an den Benuë, nach Yola. Auch er teilte den negativen Erfolg seiner Bemühungen um Abschluß einer Art Bündnisses oder dergleichen mit seinen Vorgängern, worunter nicht zum letzten ein Franzose genannt werden muß: Mizon.

Die Franzosen (nicht minder wie die Engländer) müssen — leider — genannt werden, wenn man über die Erforschungs- und Entwicklungsgeschichte Kameruns schreibt. Ungleich energischer, zielbewußter, und insbesondere konsequenter als wir haben sie die Ausdehnung des Machtbereiches im Hinterland ihrer westafrikanischen Kolonie, des Congo français, angepackt und durchgeführt. Sie sind uns nicht minder gefährliche Nachbarn geworden, als die Engländer; vielleicht noch gefährlicher in der Zukunft wie diese! Um gerecht zu sein, dürfen wir übrigens nicht vergessen, daß sie verhältnismäßig viel bequemer und müheloser tief ins Innere vordringen konnten als wir, die wir auf den erbärmlichen Landweg angewiesen sind: stand ihnen doch der Kongo und seine nördlichen Zuflüsse zur Verfügung. Das Ziel ihrer ausgesprochen expansiven Kolonialpolitik — die im französisch-impulsiven Charakter begründet ist — war und ist der Tsadsee.

Expedition auf Expedition war vom Congo français aus nach Norden, zum Teil in unzweifelhaft deutscher Interessensphäre, gezogen: Crampel, Fourneau, Savorgnan de Brazza u.a. Keine hatte bisher — wir stehen Ende der 80er Jahre — vermocht, den Shari und damit den Zugang zum Tsadsee zu erreichen. Da entwarf Mizon den Plan, auf dem Niger Benuë dorthin vorzudringen und damit zugleich der Ausdehnung des deutschen Kamerunhinterlandes entgegenzuarbeiten. 1891

gelangte er nach Yola; ein Vordringen nach dem Tſad war allerdings nicht möglich, weil dort allenthalben Krieg herrſchte. Dafür ſchlug er, um wenigſtens ſeine zweite Abſicht zu erreichen, den Marſch nach dem Süden ein durch deutſches Gebiet über Ngaumdere und gelangte, etwa auf dem 15. Längengrad ſich haltend, bald in die bisher noch gänzlich unerforſchten Gebiete, die den Oſten unſeres Schutzgebietes bildeten, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Niger und Kongo. Er entdeckte den Oberlauf des Sſanga; denſelben nach Süden verfolgend traf er in Kumaſa (etwa 3° 40′ nördl. Br., 15° 15′ öſtl. L.) mit dem vom Kongo her vordringenden de Brazza zuſammen. Der Sſanga führte ihn in den Kongo und dieſer an den Atlantik.

Ein in ausgeſprochen deutſcher Intereſſenſphäre liegender großer ſchiffbarer Strom, der Sſanga, war damit zuerſt von einem Franzoſen entdeckt und feſtgelegt auf einem kühnen, für Frankreich und die Wiſſenſchaft erfolgreichen Zuge. Das ſtolze Wort, mit dem Mizon ſeine Berichterſtattung in der geographiſchen Geſellſchaft in Paris ſchloß: „L'hinterland de Camerouns était fermé“ hatte leider ſeine volle Berechtigung: durch ſeine Reiſe hatten die Franzoſen im Innern Beſitztitel erworben, die der Ausdehnung des deutſchen Hinterlandes von Kamerun in der Tat eine Schranke ſetzten, und dieſe Schranke mußte im Abkommen mit Frankreich von 1894 deutſcherſeits anerkannt werden. Wieder einmal war der deutſche Michel zu ſpät aufgeſtanden! Daß wir nicht noch mehr Einbuße erlitten haben, müſſen wir einem von deutſchem Geiſt durchwehten Privatunternehmen danken; die amtliche Kolonialleitung war ja 1893, das Wort zu wiederholen, in Totwaſſer geraten.

Mbo (Balihäuptling) mit Leibſklaven.

Konſul Ernſt Vohſen rief das Kamerunkomitee ins Leben, und dieſes brachte die Mittel auf für eine Adamauaexpedition. Und es war höchſte Zeit, denn Mizon rüſtete bereits zu einer neuen Reiſe. Durch die früheren Erfahrungen Zintgraffs, Morgens u. a. klug gemacht, ward nicht der Land-, ſondern der Waſſerweg gewählt, und infolge glücklicher Zeitumſtände — wahrlich nicht aus Freundſchaft für Deutſchland — zeigte ſich die ſonſt ſo feindlich abgeſchloſſene Royal Niger Company ſogar bereit, ein Fahrzeug zur Verfügung zu ſtellen. Dadurch glückte es der deutſchen Expedition unter v. Üchtritz und Dr. Paſſarge, Mizon um einige Monate zu überholen. Benueaufwärts ging es bis Garua; und von dort wurden auf drei Vorſtößen nach Bubandjidda, Ngaumdere und Marrua bindende Verträge mit den bezüglichen mächtigen Sultanen abgeſchloſſen 1893|1894.

So hat dieſe Privatexpedition trotz der beſcheidenen Mittel in politiſcher Beziehung, nicht minder in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, Hervorragendes geleiſtet und bot der Regierung eine Handhabe, um die Franzoſen zu Zugeſtändniſſen

zu bewegen. Freilich, daß der 15. Meridian die unübersteigliche, durch Mizons Erfolge geschaffene Grenze wurde, konnte auch sie nicht mehr verhindern.

Hiermit sind wir an den beiden Jahren angelangt, in denen die voraussichtlich endgültige Abgrenzung Kameruns auf Grund des damaligen Standes der Forschung und der positiven oder negativen Tätigkeit der beteiligten Mächte in der in Abschnitt II gezeichneten Gestalt (siehe auch die Karte) — kleinere Verschiebungen natürlich unbenommen — statthatte: 15. November 1893 wurde das diesbezügliche Abkommen mit England, 15. März 1894 das mit Frankreich getroffen.

Werfen wir einen zusammenfassenden Überblick über das solchergestalt erworbene Hinterland unseres Schutzgebietes. Uns gehört jetzt der größte und beste Teil Adamauas nebst dem Oberlauf des Benuë; leider nur fehlen uns geeignete Zugänge zu unserem Hinterland. Denn den natürlichsten Wasserweg des Niger und Benuë, der für ganz Nordkamerun die einzige bequeme Verkehrsstraße darstellt, besitzen die Engländer. Bei der Art der Handhabung der Schutzherrschaft, die ganz in den Händen der mit den weitgehendsten Rechten und Befugnissen ausgestatteten Royal Niger Company ruht, ist der die freie Schiffahrt auf dem Niger und seinen Nebenflüssen gewährleistende Passus zu einer Farce geworden. Die Gesellschaft gestattet wohl die Fahrt auf dem Wasser, verwehrt aber, nur einen Fuß an Land zu setzen! Den Briten ist ferner der politische Mittelpunkt Yola zugefallen. Was das bedeutet, sagen uns Major Morgens Worte (S. 23). „Die Franzosen erhielten den kupfer- und elfenbeinreichen, noch wenig bekannten Südosten samt den natürlichen Handelswegen vom Benuë bis zum Kongo und dadurch die Herrschaft über den regen Verkehr, der aus dem Zusammenstreben zweier gewaltiger Stromgebiete entspringt. Nur ein schmaler Uferstreifen zwischen den Grenzflüssen Sjanga und Tschah ist uns geblieben: das muß unsere Operationsbasis werden, wie das Stückchen Benuë im Norden. „Vom Tschadsee ist uns ebenfalls bloß ein schmaler Uferfaum überlassen; den Löwenanteil haben sich unsere beiden Nachbarn angeeignet. Freilich ist das ausgedehnte Wasserbecken wegen seiner übergroßen Seichtigkeit und der weithin versumpften Flachufer für den Handel von sehr geringer Bedeutung. Viel wichtiger aber als der sumpfige Binnensee sind seine Zuflüsse, vor allem der Logone und Schari; und von diesen Zufahrtslinien beherrschen wir keine ihrer ganzen Länge nach oder auf beiden Ufern. Wir sind also allenthalben von den natürlichen Verkehrsstraßen abgedrängt, wir müssen zusehen, wie englische Händler, den Benuë mit Dampfern aufwärts fahrend, Deutsch-Adamaua mit Waren versorgen, wie die reichen Elfenbeinvorräte unseres Hinterlandes entweder dem Kongo zugeführt oder in den Sudan gebracht werden.

Alles in allem haben wir bei den Kamerunverträgen entschieden den kürzeren gezogen, was freilich bei den konsequenten Anstrengungen und dementsprechendem Erfolg unserer Rivalen nicht zu verwundern ist. Immerhin aber haben wir uns ein ausgedehntes, reiches Kolonialgebiet geschaffen, das, wenn wir es erst 'mal wirklich beherrschen, wirtschaftlich reiche Ausbeute verspricht." (Aus Hassert: Deutschlands Kolonien.)

Die weitere Erschließung und Aufklärung „im eigenen Hause" kann in noch knapperer Kürze gezeichnet werden; sie gehört fast der Tagesgeschichte an.

Die vom Reich ausgehenden reinen Forschungsexpeditionen haben aufgehört. Ein paar Jahre schien es, als bestünde die Absicht, sich lediglich auf die Küste zu verbauen. Von allen

Inlandstationen blieb nur die Jaundestation erhalten, auf der Zenker in jahrelangem Aufenthalt wissenschaftliche Ausbeute, namentlich in zoologischer und meteorologischer Richtung, sammelte. Das Kamerungebirge erschloß voll und ganz gelegentlich verschiedener Besteigungen Dr. Preuß, der verdienstvolle Leiter des botanischen Versuchsgartens in Viktoria. — Endlich ging wieder ein frischerer Wind durch des Deutschen Reiches Kolonialpolitik, und auch in Kamerun verspürte man deß einen Hauch: dem Hinterland ward aufs neue mehr Wichtigkeit beigelegt. An der genauen Festlegung der Küste war stets fleißig gearbeitet worden, und dafür, daß ein Streifen von 50—60 km landeinwärts allenthalben genauer bekannt wurde, soweit das noch nicht der Fall war, sorgten die fortgesetzten Unruhen der Küstenstämme, welche immer wieder gegen die Durchbrechung der Zwischenhandelszone sich auflehnten (und wohl noch geraume Zeit sich auflehnen werden), zu deren Unterdrückung die mittlerweile geschaffene Schutztruppe das Land durchstreifen mußte. In friedlichem Zuge trugen zur Erforschung der Küste und des nächsten Hinterlandes die Reisen des alten Kamerunkenners Conrau und des Dr. Esch wesentlich bei. Der erstere fand leider 1900 seinen Tod bei den Bangwa, einem Stamm im Nordgebiet von Kamerun.

Am wenigsten erschlossen war bis zum Jahre 1897 die Südostecke unseres Schutzgebietes. Der Leutnant von Carnap-Quernheimb war der erste, der hier vordrang. Den Sanaga aufwärts bis zur Jaundestation führte der Marsch durch bekanntes Gebiet, dann aber immer fast rein östlich durch unerforschte Gegenden bis Kunde, von da in Congo français bis Carnotville am Oberlauf des Sanga oder eines seiner Quellströme. Auf dem Strome ging dann die Fahrt hinunter bis zum Kongo; und Anfang des Jahres 1898 traf die Expedition in Brazzaville ein.

Ward durch diese wichtige und dabei ohne jedes Blutvergießen durchgeführte ausgedehnte Reise schon die Aufmerksamkeit auf diese deutscherseits lange vernachlässigten Gebiete gelenkt, so hat doch wieder ein Franzose — und wieder gerade in diesem Teile Afrikas — den Vogel abgeschossen: von wissenschaftlich und wirtschaftlich weittragender Bedeutung ist die Expedition Gentil 1897/98.

Gentil hat den Gedanken Crampels und seiner Nachfolger: eine Verbindung des Kongo mit dem Tsad, und zwar durch den Shari, wieder aufgenommen und durchgeführt. Er fuhr mit zerlegbarem Dampfboote den Ubangi stromaufwärts; auf einem 150 km langen Landweg ward die Wasserscheide zwischen ihm und dem Shari überschritten, auf letzterem das Boot wieder zusammengefügt, und am 1. November 1898 lief der Dampfer in den Tsadsee ein!

Damit haben die Franzosen einen neuen beträchtlichen kolonialpolitischen Vorsprung in Innerafrika gewonnen. Hierdurch und durch die Niederwerfung der religiös-politischen Bewegung des Rabeh am Südufer des Tsad kam dort oben Baghirmi in die französische Interessensphäre, während zugleich zwei gewaltige Abflußstraßen, dort nach dem Tsad der Shari, im Süden nach dem Kongo der Ubangi, die unschwer durch eine Eisenbahn verbunden werden können, ihnen eine ungeheure Operationsbasis für Handelsunternehmungen, für Heranleitung des Handels aus den Ost und West (hier kommt auch das Hinterland von Kamerun in Betracht) gelegenen Ländern gewähren. Diese weittragenden und weitgehenden Folgen erkennend, wird in der Südostecke unseres Schutzgebietes eifrig gearbeitet von Regierung und Privatunternehmungen, wissenschaftlich und wirtschaftlich.

In ersterer Hinsicht haben die Aufklärungsreisen Dr. Plehns (leider auch bereits gestorben) und des Oberleutnants von Stein wesentlich zur Kenntnis dieser Gebiete beigetragen und ganz unerwartete Aufschlüsse gebracht; wir werden ihnen in den nächsten Abschnitten begegnen.

Erwuchs uns so im Süden, Osten und Norden in Frankreich ein immer gefährlicherer Nachbar, so dürfen wir hoffen, im Nordwesten unserer Kolonie mehr Bewegungsfreiheit zu erhalten durch die 1899 stattgefundene Auflösung der Royal Niger Company: richtiger gesagt, Abtretung aller Hoheitsrechte an die englische Krone und Umwandlung in eine rein private Handelsgesellschaft. Wird uns dadurch, was zu hoffen ist, die Wasserstraße des Benuë in unser reiches Adamaua zugänglicher, so können wir den aufstrebenden Rivalen an der Ostseite leichter verschmerzen. Und daß uns dieses reichste Gebiet in unserer

Digitized by Google

Kolonie nicht nur auf der Karte gehört, ſondern tatſächlich unſerer Herrſchaft unterworfen wird, dazu iſt an der Jahrhundertwende der erſte Schritt getan worden durch den ſiegreichen Adamauafeldzug; doch das gehört in das Kapitel der innerpolitiſchen Entwicklung, des inneren Ausbaues der Kolonie. Dahin gehört auch die jüngſte, noch in der Ausführung befindliche Unternehmung, die ſogenannte Garuaexpedition, dahin auch die Wiedererſchließung des Hochlandes im Nordgebiet, wo vor zehn Jahren bereits die deutſche Kriegsflagge flatterte am Flaggmaſt der Station Baliburg. — —

Der „weiße Fleck“, der bei der Erwerbung Kameruns dieſe Kolonie auf der Karte bezeichnete, iſt in den achtzehn Jahren, die ſeitdem verfloſſen, gewaltig zuſammengeſchrumpft, exiſtiert eigentlich faſt nicht mehr, wenigſtens nicht mehr in der geſchloſſenen Ausdehnung von damals. Nach allen Richtungen durchziehen ihn die Routen der Forſcher, die Märſche der Schutztruppe und die Expeditionen privater Unternehmungen; von den Stationen iſt das Land in weiterem und engerem Umkreis durchſtreift und geklärt; da und dort greifen die „Beſtreichungsſektoren“ (artilleriſtiſch ausgedrückt) ſchon ineinander über.

Bakwirihütten am Südhang des Kamerungebirges.

Trotzdem iſt Kamerun noch unſere wenigſt erforſchte und erſchloſſene äquatorialafrikaniſche Kolonie. Das kann eigentlich auch gar nicht anders ſein: bei der Erwerbung dieſes Flächeninhaltes, der nicht viel kleiner iſt, als Deutſchland, reichte das unbekannte Afrika gerade hier bis faſt dicht an die Küſte, dann kamen ein paar verſäumte Jahre, und der dritte ſchwerwiegendſte Grund ward bereits aufgeführt: faſt an keiner Stelle zeigt Afrika, die ſchwarze Schöne, ein ſo ernſtes, finſteres Antlitz, drohend abzuſchrecken von dem verwegenen Beginnen, in ihr Geheimnis einzudringen, ihre Schönheit hüllenlos ſchauen zu wollen. Faſt an keiner Stelle ruft ſie gegen den kühnen Eindringling auf der Schwelle bereits Natur und Menſchen auf, Hemmniſſe dem vorwärts ſtrebenden Fuß zu bereiten, Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten vor dem Forſcher aufzutürmen.

Aber umſonſt; Stück für Stück fiel, fällt der Schleier, von wagemutiger Forſcherhand gefaßt, auch hier. Auch Kamerun wird in nicht zu ferner

Zeit ganz aus der Reihe jener immer weniger, immer kleiner werdenden Strecken unſerer Mutter Erde ausſcheiden, „wo das Geheimnis ſelten nur entſiegelt, ſich lockend um die Länder ſchlingt“.

IV. Das Land

a) Gliederung, Bodengeſtaltung und Bewäſſerung

Ein gigantiſches Eingangstor zum Herzen Afrikas hat die Natur dort geſchaffen, wo der Atlantik als Bai von Biafra am tiefſten das weſtliche Geſtade des dunklen Kontinents einbuchtet. Dem Schiffe, das von Weſten her ſich naht, tut ſich hier, an der Scheide zwiſchen Ober- und Unterguinea, ein Ausblick auf von überwältigender Großartigkeit. Voraus, im Oſten taucht aus blauer Flut der ſcharf umriſſene, duftige Gipfel des Kamerunberges auf; Oſtſüdoſt aus der Meerflut heraus der Klarence Pik oder O-Waſſa auf der ſpaniſchen Inſel Fernando Poo. Aufgerichtet zu beiden Seiten der nur zwanzig Seemeilen breiten Straße, durch welche die Schiffe ihren Lauf nehmen — wie einſt die Karavelle des kühnen Portugieſen —, recken die mächtigen Vulkangebilde ihre Häupter hoch über die ihre Hänge umlagernden Wolken. Ein weicher grüner Mantel umhüllt ein großer herrlicher Wald den mächtigen Südpfeiler des Naturportals. Die ſenkrechten Felsſtreben, mit denen er in der Tiefe gefeſtet iſt, ſind umſponnen von ſchaukelndem Netzwerk rankender Gewächſe, aus denen in leuchtenden Farben prächtige Blumen und Blüter hinabhängen bis zur Brandung, die aufſchäumend an den einſtigen Kraterwällen ſich bricht. Drüben, an der afrikaniſchen Küſte, türmt, immer maſſige

Ein Kriek.

Digitized by Google

nach Oſt und Weſt auslegend, der Gebirgsſtock des Mongo ma loba, des „Götterberges“ ſich auf, ſteil gegen die Küſte abfallend, an die, umſäumt mit dichtem Urwald, die weißen Kämme der Wogen anbranden, um zurückprallend und -rauſchend in feinem, oft minutenlang ſichtbar bleibendem Nebel zu zerſtieben.

Der Küſtenſaum des Gebirges weicht zurück, in Höhe von Kap Suelaba ragt wohl im Weſten noch der Götterberg herüber; aber das Küſtenbild iſt troſtlos öde, wie vordem, bevor wir durch die Eingangspforte geglitten: meilenweit nach Oſt und Weſt und Süd flaches Schwemmland mit den unvermeidlichen Mangroven an ſeinen ſumpfigen Rändern. Das Schiff geht über die Barre und fährt in das Kamerunäſtuar*) ein, ein Sammelbecken dreier kurzer, aber ziemlich breiter Küſtenflüſſe, des Mungo, Wuri und Dibambu, ſowie zahlloſer Krieks**), in die ſich die Mündungen der genannten Flüſſe zerteilen und mittels deren ſie in verworrenem Netz zuſammenhängen. Die bedeutendſten ſind im Norden der Mungo Kriek, eine ſchiffbare Abzweigung des Mungo, im Süden der 1300 m breite Kwakwa, der gleichfalls befahrbar, das Äſtuar mit dem längſten Strome des Schutzgebietes, dem Sanaga (richtiger Som) verbindet.

Mit einem fünfzackigen Ahornblatt vergleicht Dr. Buchner treffend dieſes ausgedehnte Becken, welches zwiſchen den langſam wachſenden Schlammbänken noch offen iſt und durch eine 8 km breite Einfahrt die Flutwelle empfangt. Dieſe erleichtert Schiffen mäßigen Tiefgangs das Eindringen in die Mündung des aus Oſt-Nordoſt kommenden bedeutendſten der drei Flüſſe, des Wuri (des Kamerunfluſſes im engern Sinn, wie er früher genannt wurde). An ſeinem ſüdlichen Ufer, an der einzigen Stelle, um die ſich kein ſchlammiges Schwemmland angeſetzt hat und die als eine 12 m hohe langgeſtreckte (Oſt zu Weſt) Vaterritplatte (die ſogenannte „Joßplatte“) in das Äſtuar hineinragt, liegt Duala (das frühere Kamerun im engern Sinn), der Hauptort der Kolonie; denn das wird es auch fortan bleiben, wenn es auch nicht mehr Regierungsſitz iſt, ſchon vom Handels- und Ankerplatzſtandpunkt aus. Am Strand längs, am Fuß und auf dem langgezogenen Rücken der Joßplatte, ziehen ſich die Anſiedlungen der Europäer hin, dahinter die Hauptflußdörfer des menſchenreichen Dualaſtammes: Bellдorf, Akwadorf und Deidodorf. Am jenſeitigen Ufer, das wie das ſüdliche von einer Unzahl Krieks durchſchnitten wird, liegt Hickory, ein weiteres Dualadorf. Gegenüber Bellдorf vermag das Auge eben noch die Deltamündung des Mungofluſſes zu unterſcheiden. 15 Seemeilen ſind wir ſo in das „Innere“, das heißt über den Lauf der übrigen Küſtenlinie landeinwärts mit dem Hochſeeſchiff auf dem „Krabbenfluß“ der Portugieſen gelangt, ungefähr in der Mitte des begrenzenden 320 km langen Küſtenſtreifens.

Aber in dieſer Wirrnis von deltaförmigen, ausgefreſſenen Flußmündungen, in dieſem Netz von ſchmalen Waſſeradern, dieſem Mittelding zwiſchen Land und See, das kaum als Wattengebiet angeſprochen werden kann, iſt uns jeg-

*) „Äſtuare ſind ſchlauch- oder trichterförmige buchtartige Waſſerſammelbecken, die von den einmündenden Flüſſen mit Süßwaſſer gefüllt werden, in die jedoch auch das Meer, entweder nur mehr zur Flutzeit oder noch ſtändig, eindringt. Fände dieſer Vorgang nicht ſtatt, ſo hätte das von den Waſſerläufen mitgeführte Erdreich die Buchten ſchon längſt ausgefüllt. So fegt der Ozean alltäglich den Grund wieder aus und ſtört den ruhigen Abſatz der Sinkſtoffe.“ Da aber, wo Meeres- und Flußſtrömung ſich die Wage halten, alſo die relativ geringſte Bewegung ſtatthat, lagern ſich dieſe Sinkſtoffe allmählich übereinander und bilden vertiefte, ſogenannte „Barren“, welche je nach ihrer Mächtigkeit nur mehr von Schiffen gewiſſen Tiefgangs überwunden werden können oder (und) ev. zwingen, die Flutwelle abzuwarten, um mit ihr über ſie hinwegzugehen.

**) Krieks (engl. creek) ſind unſeren ſogenannten Altwaſſern ähnliche tote Fluß- und Meeresarme, die vielfach nur zur Flutzeit mit Fluß und Meer und untereinander in Verbindung ſtehen.

Digitized by Google

licher weitere Überblick unmöglich; hat es doch jahrelanger Vermeſſungsarbeiten unſerer Kriegsſchiffe bedurft, um in dieſem chaotiſchen Wirrſal nur einigermaßen Klärung zu ſchaffen. So ſuchen wir uns denn einen Standpunkt, der uns Ausſchau gewährt, zuſammenfaſſenden Überblick weithin über die Lande unſerer Kolonie da drunten am Äquator. Dazu ſtellen wir uns am beſten auf die beiden mächtigen Pfeiler, die wir paſſierten. Zuerſt auf den ſüdlichen, auf den O-Waſſa, der über 2000 m hoch, gerade dem Eingang zum Kamerunäſtuar gegenüber ſich in die Höhe reckt: die ganze Küſtenlinie, mit der Kamerun am Atlantik abſchließt, vom Rio del Rey bis zum Campo mit ihrer Gliederung liegt vor uns, einen ſchwachen Bogen beſchreibend.

Unwillkürlich fällt der Blick zuerſt auf das gewaltige Gegenüber, den mehrgenannten Kamerunberg, das Wahrzeichen des Landes, das mitten zwiſchen ſumpfigen Mangroveufern am Meeresrande ſich auftürmt — das erſte Glied auf dem Feſtland in der Reihe vulkaniſcher Bergmaſſen, welche in nordöſtlicher Richtung 750 km lang von Anno Boom über Sao Thomé, Ilha do Principe bis Fernando Poo, unſerem Standort, den Schoß des Meerbuſens von Guinea durchzieht. Der Küſtenſaum dieſer rieſigen Landmarke Kameruns iſt auf weite Entfernung die einzige Strecke felſiger Steilküſte, gegliedert von tief eingreifenden Buchten. An der breit geöffneten Ambasbucht liegt Viktoria, öſtlicher zwiſchen hohen Ufern der ſchmale ſogenannte Kriegsſchiffhafen, beides vormaleinſt geſchloſſene Kraterbecken, bis die nimmerraſtende Brandung des Weltmeeres ſie öffnete.

Mangrovegebüſche.

Zu beiden Seiten dieſes Steilufers liegen Flachküſten mit breiten aber ziemlich flachen Äſtuaren; nordweſtlich das des Rio del Rey, ſüdöſtlich das des Kamerunfluſſes. Das Äſtuar des Rio del Rey öffnet ſich ſeewärts mit vier größeren langgeſtreckten Armen: Maiſhantu (Rio del Rey im engern Sinne), Meta, Andokat und Meme. Die beiden erſteren bilden Zugänge zu dem Fluſſe Ndian (nebenbei bemerkt eine ganz willkürliche Benennung ſeitens des engliſchen Konſuls Johnſton. Den Namen Ndian kennt am Rio del Rey kein Eingeborner, ſondern wird dieſer allgemein Oſa genannt1)). In den Memearm mündet von Oſten her der gleichnamige Fluß. An Bedeutung und Größe ſtehen dieſe beiden Küſtenflüſſe den ins Kamerunäſtuar mündenden weſentlich nach, wie auch in Bezug auf Ausdehnung und Bedeutung als Hafen letzteres das Rio del Reygebiet ungleich übertrifft. Beſchaffenheit, Bildungsart iſt beiden gemeinſam: ſchlammiger, von der Flut großenteils überſchwemmter Boden, von dem verwickelten Wurzelgeflecht der Mangrovebüſche zuſammengehalten und überkleidet.

Das wichtige Kamerunäſtuar haben wir kennen gelernt. Seine Bedeutung als ruhiger, ſicherer, geräumiger Ankergrund — welche Eigenſchaften, aber bereits nicht mehr in dem gleich hohen Maß nur noch Viktoria mit ihm teilt — iſt um ſo mehr hervorzuheben, als die weitere ſüdliche Küſte hafen

arm, ja hafenlos ist; setzt doch hier wieder die Kalema ein, diese berüchtigte westafrikanische Brandung, deren Reich so recht eigentlich der ganze Golf von Guinea vom Cap three Points bis herunter zum Kunene und noch über ihn hinaus ist. Daß ihre Brandungswogen nicht gegen den Hafen von Viktoria und noch weniger gegen das still wie ein Süßwassersee daliegende Kamerunästuar zu donnern vermögen, dankt Kamerun dem Eilande Fernando Poo, das — von der Natur selbst als riesiger Wellenbrecher aus den Tiefen des Weltmeeres herauf hingesetzt — sich vor der Mitte seines Küstensaumes lagert.

Von Kap Suelaba bis hinunter zum Grenzfluß gegen Spanisch-Kongo, die ganze Südküste, trägt ein einförmiges, eintöniges Gepräge. Bis zur Teilamündung des Sanaga (Nom) herrscht die gleiche Szenerie wie am Küstenland des Rio del Rey, wie an dem des Kamerunästuars: endlose graugrüne Urwaldmassen im Hintergrund, die Marke zwischen Land und Wasser das unbestimmte Zwitterding zwischen beiden: Brackwasser und Schwemmland und sumpfige Mangrovendickichte. Vom Südufer des Nom an ändert sich wohl die Form, nicht aber das Bild in seiner Monotonie. Nichts zeigt sich 150 km lang als ein fahler, von gleich farblosen Dünen überhöhter Strandwall. Statt der Mangrove nistet sich ein Grasgürtel ein, aus dem vereinzelt die meerliebende steife Fächerpalme, die gleichfalls salzdurchgrige Kokospalme oder ein oder der andere Tropenriese in die Küste ragt. Langgezogene, blendend weiße Streifen leuchten, an ihre Wurzeln scheinbar anspülend, auf: die ruhelose Brandung, die Kalema rollt an. Einer zweiten Küstenlinie gleich schließen im Hintergrund die grünen Mauern geschlossener Urwälder den Blick ab. Außer durch den mehrerwähnten Sanaga erleidet der ganze lange Saum nur durch vier weitere große Flußmündungen, des Nyong, Lokundje, Kribi und Campo schwache Gliederung. Bis zum Kribi ist die Küste gänzlich flach und unterschiedungslos; von da zeigen sich wenigstens einige wenige vereinzelte Erhebungen, begehrte Landmarken beim Ansegeln der wenigen Ankerplätze dieses einförmigen Gestades.

Die Kalema ist für die ganze Südküste Kameruns eine bedeutungsvolle, dabei in das Verkehrsleben tief einschneidende Naturerscheinung: hat sie doch auf der ganz beträchtlichen Länge der Südküste Kameruns umfangreiche Bauwerke geschaffen, die bei dem nie ruhenden Kampfe der Fluten eine stete Umbildung erleiden; tobt sie doch gar nicht so selten derart, daß ein Verkehr zwischen See und Küste tage-, ja manchmal eine ganze Woche lang vollkommen unmöglich ist.

Nur die Küstenneger, die mit dieser von der Natur des Landes selbst geschaffenen Sperre vollkommen vertraut sind, vermögen Reisende, Waren und die in fest verspundeten Fäßchen geborgenen Postbeutel von den weit in See ankernden Dampfern mit einiger Sicherheit ans Land zu rudern; und mit Bewunderung sieht man die Batanganeute auf ihren langen, schmalen, erstaunlich leichten Kanus durch die Brandung (es gibt keinen besseren Ausdruck) reiten. Auch die Bemannung der europäischen schweren, stark gebauten sogenannten Brandungsboote stellen ausnahmslos die Eingebornen.

**Unsere Ausschau von dem lustigen Standpunkte auf der vulkangeborenen spanischen Felseninsel ist beendet: den Lauf der Küstenlinie Kameruns haben wir in seiner ganzen Länge verfolgt.**

**Und nun hinüber auf den Nordpfeiler des Eingangstores in unser Tropengebiet, zur Umschau über das Binnenland. Von Viktoria an erfolgt der Aufstieg, und wir benutzen diese Bergwanderung gleich, den Südhang dieses mächtigen Gebirgsstockes, das Hauptplantagengebiet der Kolonie, kennen zu lernen.**

„Ein gut gehaltener, nur in den oberen Regionen etwas schwieriger, von der Regierung angelegter Weg führt in etwa 4—5 Stunden nach Buea. Einige Farmen der Viktorianer und Kakaoplantagen sind bald passiert, dann folgt leichter Buschwald mit hochaufragenden Baumwollbäumen und Ölpalmen. Zwischen den einzelnen Urwaldriesen flutet das Licht bis zum Boden und erzeugt eine verwirrende Üppigkeit in der Entwicklung von Unterholz und Lianen. Hoch in das Astwerk drangen sie vor, und da in dem tropischen Riesenwald die Entwicklung des Laubwerkes gefördert, die Holzbildung dagegen zurückgedrängt wird, hangen oft breite grüne Kulissen nieder, zwischen denen in anmutigem Schwung die seilartigen Stämme sich hinziehen. Überall drangen sich die graziosen Ölpalmen ein, während die Weinpalme etwas vereinzelter auftritt. In den unteren Wasserläufen stehen auf Stelzen die Pandanus, und überall am Wege als Reste früherer Siedelungen die Bananen und schlankstämmigen Melonenbäume. So werden zu beiden Seiten des breiten Weges nach Buea Landschaftsbilder geschaffen, welche auf Erden ihresgleichen suchen. In berückender Pracht öffnet sich der Einblick in ein Urwaldgebiet, das sich den großartigen Szenerien der vielgepriesenen südamerikanischen und hinterindischen Zonen ebenbürtig zur Seite stellt. Keines der rasch wechselnden Bilder gleicht dem anderen, und doch tragen sie wieder ähnlichen Charakter. Wir betreten nunmehr den Urwald. Die glatten Stämme stehen dichter gedrängt, und da die Kronen enger zusammenschließen, so wuchert in dem Halbdunkel das Unterholz weniger üppig. Dafür drängen sich überall die Termitenbauten, riesigen Hutpilzen vergleichbar, ein. Aber das übrige, bei Viktoria in jeder Hinsicht so mannigfaltige Tierleben wird spärlicher. Ab und zu fliegen noch kreischend einige Graupapageien vorüber, aus der Ferne tönt der Ruf des Helmkuckucks, einige buntschillernde Schmetterlinge flattern im Wege auf Feuchten umher. Größere Säugetiere sind hier in dem vieldurchzogenen Gebiet bereits seltener geworden, doch findet der Elefant immer noch gelegentlich seinen Weg zu den Pflanzungen. Ein lebhaftes Treiben herrscht auf dem Weg, der die Hauptverkehrsader zwischen den Stämmen des Gebirges und der Niederung bildet. Schwer be-



Digitized by Google

laden und auf den Bergſtock ſich ſtützend kommen die Bakwiriweiber in ganzen Karawanen vorüber.

Nach etwa einer Stunde lüftet ſich der Urwald, nachdem einige ſteile Steigungen überwunden ſind, und geht allmählich in den bis Buëa herrſchenden Buſchwald über. Nach einer halben Stunde iſt Buſumbu erreicht, das ein kleiner Bach, der Limbe, durchfließt. Zwei weitere Stunden Marſches in allmählich anſteigendem Gelände bringen uns nach Boana, einem weit vorgeſchobenen Vorwerk der Weſtafrikaniſchen Pflanzungsgeſellſchaft Viktoria, deren Territorium ſich bis Buëa erſtreckt,“ die letzte Schöpfung des unermüdlichen Dr. Zintgraff. „Hinter Boana wird der Pfad ſchwieriger und führt bisweilen ſteil durch Hohlwege, welche von tropiſchen Bäumen mit oft ſeltſam geformten Früchten überſchattet werden. Die mächtigen Wollbäume treten zurück, und oft ſchweift der Blick über ausgedehnte Lichtungen mit Negerhütten oder über die Soppo-Plantagen“ (eine weitere Pflanzungsgeſellſchaft) „nach dem Kamerunhaff und den fern im Duft verſchwimmenden Häuſergruppen von Duala. Durch Wildbäche, die ſich ſchäumend den Weg über Baſaltklippen zwiſchen Farngeſtrüpp bahnen, gelangen wir endlich in von dem Berge ſich herabſenkendem Nebel nach Buëa.

Ein ſchmuckes Gouvernementgebäude, umgeben von Gartenanlagen, ein Wachhaus, dahinter das freundliche einſtöckige Stationsgebäude mit Nebenräumen und ſich anſchließenden Negerhütten: ſo bietet ſich heutzutage das von grünen Gefilden umgebene Buëa dar. Wie weit ſchien die Zeit zurückzuliegen, da die freiheitsliebenden Buëaleute Dr. Preuß gefangen hielten, im Widerſtand gegen die anrückende Gravenreuthſche Expedition wildes Kampfgetöſe die Stille des friedlichen Bergwaldes durchbrauſte (1891).“ (Die armen Teufel mußten ihre Unabhängigkeitsliebe ſchwer büßen. Drei Jahre ſpäter zog eine neue Expedition herauf, Buëa ward geſtürmt, der Stamm faſt vernichtet; und heute gehört ſein einſtiger trutziger Sinn bereits der Geſchichte an.

„Kakaohafen“ der Weſtafrikaniſchen Pflanzungsgeſellſchaft Viktoria.

Im Hintergrunde von Zintgraff erbautes Direktionshaus. Quer vor dieſem ein gefallter Baumwollbaum mit den ihm eigenen Pfeilerwurzeln.

Die ſiegreiche Expedition erfüllte auch einen Akt der Pietät: die Bergung der Leiche des 1891 gefallenen tapferen von Gravenreuth: „Am erſten Weihnachtstage 1894 ging es mit Spaten und Schaufeln hinaus zu dem noch in Trümmern liegenden einſtigen Miſſionshauſe. Preuß und Stetten fanden nach einigem Suchen den Platz, wo ſie Gravenreuth vor dem Rückzug der Expedition begraben hatten, um ihn nicht den Buëaleuten in die Hände fallen zu laſſen. Altes Gerümpel, Balken, Steine, gewaltige Erdhaufen wurden entfernt. Eifrig gruben die Arbeiter, tiefer und tiefer. Plötzlich etwas Hartes, Glänzendes — es war der richtige Fleck! Der Lauf eines Marinegeſchützes, das man gleichfalls hatte zurücklaſſen müſſen, wurde ſichtbar. Steine flogen, alles beteiligte ſich am Graben, neugierig glitten die Blicke in die Tiefe, und als das Geſchütz freigelegt und von kräftigen Armen emporgewuchtet war, da ſahen wir das weiße Gerippe des tapferen Löwen von Oſtafrika in der Grube. Langausgeſtreckt lag er da. Wenige Zeugfetzen fielen bei der erſten Berührung wie Zunder von den weißen Knochen, nur die Füße ſteckten noch in den wohlerhaltenen gelben, feſten, nägelbeſchlagenen Schnürſchuhen. Es war ein weihevoller Augenblick! Selbſt die Schwarzen ſtanden, auf ihre Spaten und Hacken geſtützt, ſtill und faſt andachtsvoll dabei, als wir die Hüte von den Köpfen zogen und in ſtiller Betrachtung den tapferen Soldaten ehrten.“ [Aus Dominik: Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den deutſchen Tropen.] Die Gebeine wurden dann nach Kamerun überführt und unter dem Denkmal, das dort dem Helden geſetzt iſt, beſtattet.)

Freudiger iſt ein Blick in die Zukunft Buëas. „Es iſt wohl beſtimmt, dereinſt in der Entwicklung

Digitized by Google

der Kolonie eine hervorragende Rolle zu spielen. Es wird nicht nur das Zentrum der weit am Berge sich hinziehenden Plantagen abgeben," — das Zentrum der Verwaltung ist es bereits geworden durch Verlegung des Regierungssitzes auf seine gesunden Höhen — „sondern auch als klimatischer Kurort ersten Ranges von keinem Punkt der westafrikanischen Küste übertroffen werden. Man atmet freier auf in dieser herrlichen Gebirgsluft, lauscht dem Rauschen der in der Regenzeit stark angeschwollenen Bäche, erfreut sich an dem anmutigen Gezwitscher und oft melodischen Gesange der bunten Vogelwelt und kann sich kaum von der großartigen Rundsicht trennen. Denn weithin schweift der Blick über den Urwald hinweg auf das Meer und die Niederung bis zu den klar hervortretenden Regierungsgebäuden von Duala und zu den in bläulichem Duft sich verlierenden Kossibergen im fernen Nordosten. Im Hintergrund hebt sich scharf der langgezogene Kamm des Piks gegen den Himmel ab, und die Grasregion scheint uns fast greifbar nahe gerückt.

Buea liegt in einer Höhe von 963 m. Während die mittlere Jahrestemperatur von Viktoria und Duala zwischen 25° und 26° C. beträgt, ist es in Buea um 5—6° kühler. Das ist eine beträchtliche Differenz, welche sich um so angenehmer geltend macht, als Malaria hier oben gänzlich unbekannt ist. Mit wahrem Behagen streckte ich mich unter die wollene Decke und nahm früh morgens ein erquickendes Bad im frischen Gebirgswasser. Und die Phantasie schweift weiter und malt sich das zukünftige Buea als Villenkolonie aus, welche durch eine Gebirgsbahn mit Viktoria und der das Hinterland erschließenden Zentralbahn verbunden ist!" (Aus Chun: Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition.)

Gern haben wir dem begeisterten Schilderer, der hier zum erstenmal westafrikanische Tropenpracht gesehen, das Wort gelassen da, wo auch wir den ersten Schritt in sie tun. Als Führer hinauf bis zum Gipfel wählen wir den berufenen Kenner des Kamerungebirges, Dr. Preuß, den erfahrenen, kühl beobachtenden Forscher.

Also weiter durch das üppig kultivierte Gelände um Buea, der oberen Urwaldregion zu. „Schon beim Eintritt in dieselbe gemahnen vereinzelte Baumfarne daran, daß der Charakter der Vegetation in der kühleren Höhenlage sich geändert hat. Bald nach dem Eintritt in den Urwald hört man das Rauschen eines Baches und hat ihn auch bald erreicht. Es ist ein kristallklares kaltes Gebirgswasser, durch felsige Schluchten sich seinen Weg bahnend und hier und dort Wasserfälle bildend. Hier, bei etwa 1000 m Meereshöhe, trifft man bereits den ersten Bürger unserer deutschen Flora, Sanicula eur. L., nur etwas sperriger und schlanker als in der Heimat. Der Weg führt nun eine Strecke weit in einer Schlucht; hier werden die Wasserbehälter gefüllt, denn weiterhin bis hinauf findet sich kein Wasser mehr. Durch schattigen Urwald geht es weiter. Auf einer Höhe von 1500 m treffen wir die ersten Baumfarnchen. Bei etwa 1770 m tritt eine wesentliche Änderung der Vegetation ein. Der Urwald hat da und dort Lichtungen, und wir gewahren eine sehr interessante Flora, welche uns lebhaft an die Heimat erinnert. Von neuem nimmt uns geschlossener Urwald auf, und schon macht sich die Ungeduld geltend über die immer noch so fern erscheinende Grasregion, auf welche kein Übergang, etwa in der Größe der Urwaldbäume oder dergleichen hindeutet. Da öffnet sich ganz plötzlich vor uns der Wald, und unter den Baumriesen hervortretend stehen wir mit einemmal am Rande des Grasl[an]des, 2000 m hoch. Es ist ein überraschender, ergreifend schöner Anblick. Klar liegen die Berge vor uns, soweit das Auge reicht mit wogendem Grase bedeckt, im Süden liegt, wie eine Landkarte, die Kamerunniederung und der Guineagolf ausgebreitet. Alsdann geht es auf ziemlich steilem, oft steinigem Pfade durch das offene Grasland die Berge hinan in westlicher Richtung. Der Wind bläst scharf aus Nordnordost. Einigemal werden kleine Schluchten überschritten, welche wieder reichere Vegetation entfalten; den letzten Waldstreifen traf ich in 2500 m Höhe. Auf gleicher Höhe befinden sich in einer tiefen und breiten Schlucht einige geräumige Felsenhöhlen, deren Wände mit einem auffallenden Lebermoose überkleidet sind. An der Westseite der Schlucht geht es nun auf einem undeutlichen Pfade direkt die Berge hinan in nördlicher Richtung. Die Steigung ist sehr bedeutend. Die Vegetation zeigt bis etwa 2700 m keine wesentliche Veränderung. Nunmehr verliert sich der Weg. Latschenartige Gesträuche, aber immer noch bis zu 5 m hoch, wachsen dicht, und die Gräser sind stellenweise noch so üppig, daß sie bis an die Hüften reichen. Selbst in dieser Höhe noch sah ich einen Schmetterling, ja noch höher hinauf traf ich sogar eine grüne Mantis.

Nach einstündigem scharfen Steigen sind zwei terrassenförmig aneinander liegende Vorberge erstiegen, und der „Fako" (die höchste Spitze) kommt in Sicht. Der kleine Kamerunberg, „der Mongo ma Ednde", zeigt sich zwischen zwei Kuppen hindurch. Das Wetter ist klar; nur wenige Federwölkchen und Schäfchen über uns, unter und hinter uns jedoch ist alles in Wolken gehüllt. Der Wind bläst kräftig aus Osten. Vor uns steigt das Gebirge wellenförmig bis zu dem Fuß des Fako an, der sich dann noch in einer Höhe von etwa 1000 m gewaltig aus der Umgebung heraushebt. Der höchste Gipfel erscheint scharf und an der Westseite eckig. Die eigentümliche fahlgelbe Färbung des im frischen Winde wogenden Grases, die sich scharf davon abhebenden schwarzgrünen Krummholzbäumchen, und die hier und dort zu Tage tretenden schwarzen Basaltfelsen und Lavablöcke verleihen dem Ganzen den Anblick einer großartigen Öde; und der Eindruck des Großartigen wird noch gesteigert durch den im Hintergrunde von dem mit weißen Federwölkchen bedeckten Himmel sich scharf und finster abhebenden Fako.

Das Gehen in den in einzelnen festen Büscheln wachsenden Gräsern ist beschwerlich; gefährliche Abgründe und Abstürze gibt es nicht. Der geringe Luftdruck macht sich besonders beim Bücken und Ausgraben von Pflanzen durch den Blutandrang nach dem Kopfe bemerklich. Die Vegetation wird spärlicher; Moose und Flechten treten auf. Lerchenartige Vögel zeigen sich hier und dort. Sie erheben sich ganz wie unsere Lerchen laut singend in die Luft, halten sich dort, halb flatternd, halb schwebend, eine Weile und lassen sich dann wieder niederfallen.

Nach einstündigem beschwerlichen Marsche stoßen wir auf die ersten Lavafelder. Sie bestehen aus lauter lose übereinander geschichteten Lavablöcken von Faustgröße bis zu mächtigen Blöcken und

laden und auf den Bergſtock ſich ſtützend kommen die Bakwiriweiber in ganzen Karawanen vorüber.

Nach etwa einer Stunde lüftet ſich der Urwald, nachdem einige ſteile Steigungen überwunden ſind, und geht allmählich in den bis Buëa herrſchenden Buſchwald über. Nach einer halben Stunde iſt Buſumbu erreicht, das ein kleiner Bach, der Limbe, durchfließt. Zwei weitere Stunden Marſches in allmählich anſteigendem Gelände bringen uns nach Boana, einem weit vorgeſchobenen Vorwerk der Weſtafrikaniſchen Pflanzungsgeſellſchaft Viktoria, deren Territorium ſich bis Buëa erſtreckt," die letzte Schöpfung des unermüdlichen Dr. Zintgraff. „Hinter Boana wird der Pfad ſchwieriger und führt bisweilen ſteil durch Hohlwege, welche von tropiſchen Bäumen mit oft ſeltſam geformten Früchten überſchattet werden. Die mächtigen Wollbäume treten zurück, und oft ſchweift der Blick über ausgedehnte Lichtungen mit Negerhütten oder über die Soppo-Plantagen" (eine weitere Pflanzungsgeſellſchaft) „nach dem Kamerunhaff und den fern im Duft verſchwimmenden Häuſergruppen von Duala. Durch Wildbäche, die ſich ſchäumend den Weg über Baſaltklippen zwiſchen Farngeſtrüpp bahnen, gelangen wir endlich in von dem Berge ſich herabſenkendem Nebel nach Buëa.

Ein ſchmuckes Gouvernementgebäude, umgeben von Gartenanlagen, ein Wachhaus, dahinter das freundliche einſtöckige Stationsgebäude mit Nebenräumen und ſich anſchließenden Negerhütten: ſo bietet ſich heutzutage das von grünen Gefilden umgebene Buëa dar. Wie weit ſchien die Zeit zurückzuliegen, da die freiheitsliebenden Buëaleute Dr. Preuß gefangen hielten, im Widerſtand gegen die anrückende Gravenreuthſche Expedition wildes Kampfgetöſe die Stille des friedlichen Bergwaldes durchbrauſte (1891)." (Die armen Teufel mußten ihre Unabhängigkeitsliebe ſchwer büßen. Drei Jahre ſpäter zog eine neue Expedition herauf, Buëa ward geſtürmt, der Stamm faſt vernichtet; und heute gehört ſein einſtiger trutziger Sinn bereits der Geſchichte an.

„Kakaohafen" der Weſtafrikaniſchen Pflanzungsgeſellſchaft Viktoria.
Im Hintergrunde von Zintgraff erbautes Direktionshaus. Quer vor dieſem ein gefällter Baumwollbaum mit den ihm eigenen Pfeilerwurzeln

Die ſiegreiche Expedition erfüllte auch einen Akt der Pietät: die Bergung der Leiche des 1891 gefallenen tapferen von Gravenreuth: „Am erſten Weihnachtstage 1894 ging es mit Spaten und Schaufeln hinaus zu dem noch in Trümmern liegenden einſtigen Miſſionshauſe. Preuß und Stetten fanden nach einigem Suchen den Platz, wo ſie Gravenreuth vor dem Rückzug der Expedition begraben hatten, um ihn nicht den Buëaleuten in die Hände fallen zu laſſen. Altes Gerümpel, Balken, Steine, gewaltige Erdhaufen wurden entfernt. Eifrig gruben die Arbeiter, tiefer und tiefer. Plötzlich etwas Hartes, Glänzendes — es war der richtige Fleck! Der Lauf eines Maximgeſchützes, das man gleichfalls hatte zurücklaſſen müſſen, wurde ſichtbar. Steine flogen, alles beteiligte ſich am Graben. neugierig glitten die Blicke in die Tiefe, und als das Geſchütz freigelegt und von kräftigen Armen emporgewuchtet war, da ſahen wir das weiße Gerippe des tapferen Löwen von Oſtafrika in der Grube. Langausgeſtreckt lag er da. Wenige Zeugfetzen fielen bei der erſten Berührung wie Zunder von den weißen Knochen, nur die Füße ſteckten noch in den wohlerhaltenen gelben, feſten, nägelbeſchlagenen Schnürſchuhen. Es war ein weihevoller Augenblick! Selbſt die Schwarzen ſtanden auf ihre Spaten und Hacken geſtützt, ſtill und faſt andachtsvoll dabei, als wir die Hüte von den Köpfen zogen und in ſtiller Betrachtung den tapferen Soldaten ehrten." [Aus Dominik: Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den deutſchen Tropen.] Die Gebeine wurden dann nach Kamerun überführt und unter dem Denkmal, das dort dem Helden geſetzt iſt, beſtattet.)

Freudiger iſt ein Blick in die Zukunft Buëas. „Es iſt wohl beſtimmt, dereinſt in der Entwicklung

Digitized by Google

der Kolonie eine hervorragende Rolle zu spielen. Es wird nicht nur das Zentrum der weit am Berge sich hinziehenden Plantagen abgeben," — das Zentrum der Verwaltung ist es bereits geworden durch Verlegung des Regierungssitzes auf seine gesunden Höhen — „sondern auch als klimatischer Kurort ersten Ranges von keinem Punkt der westafrikanischen Küste übertroffen werden. Man atmet freier auf in dieser herrlichen Gebirgsluft, lauscht dem Rauschen der in der Regenzeit stark angeschwollenen Bäche, erfreut sich an dem anmutigen Gezwitscher und oft melodischen Gesange der bunten Vogelwelt und kann sich kaum von der großartigen Rundsicht trennen. Denn weithin schweift der Blick über den Urwald hinweg auf das Meer und die Niederung bis zu den klar hervortretenden Regierungsgebäuden von Duala und zu den in bläulichem Duft sich verlierenden Kossibergen im fernen Nordosten. Im Hintergrund hebt sich scharf der langgezogene Kamm des Pik gegen den Himmel ab, und die Grasregion scheint uns fast greifbar nahe gerückt.

Buea liegt in einer Höhe von 963 m. Während die mittlere Jahrestemperatur von Viktoria und Duala zwischen 25° und 26° C. beträgt, ist es in Buea um 5—6° kühler. Das ist eine beträchtliche Differenz, welche sich um so angenehmer geltend macht, als Malaria hier oben gänzlich unbekannt ist. Mit wahrem Behagen streckte ich mich unter die wollene Decke und nahm früh morgens ein erquickendes Bad im frischen Gebirgswasser. — Und die Phantasie schweift weiter und malt sich das zukünftige Buea als Villenkolonie aus, welche durch eine Gebirgsbahn mit Viktoria und der das Hinterland erschließenden Zentralbahn verbunden ist!" (Aus Chun: Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition.)

Gern haben wir dem begeisterten Schilderer, der hier zum erstenmal westafrikanische Tropenpracht gesehen, das Wort gelassen da, wo auch wir den ersten Schritt in sie tun. Als Führer hinauf bis zum Gipfel wählen wir den berufensten Kenner des Kamerungebirges, Dr. Preuß, den erfahrenen, kühl beobachtenden Forscher.

Also weiter durch das üppig kultivierte Gelände um Buea, der oberen Urwaldregion zu. „Schon beim Eintritt in dieselbe gemahnen vereinzelte Baumfarne daran, daß der Charakter der Vegetation in der kühleren Höhenlage sich geändert hat. Bald nach dem Eintritt in den Urwald hört man das Rauschen eines Baches und hat ihn auch bald erreicht. Es ist ein kristallklares kaltes Gebirgswasser, durch felsige Schluchten sich seinen Weg bahnend und hier und dort Wasserfälle bildend. Hier, bei etwa 1600 m Meereshöhe, trifft man bereits den ersten Bürger unserer deutschen Flora, Sanicula eur L., nur etwas sperriger und schlanker als in der Heimat. Der Weg führt nun eine Strecke weit in einer Schlucht; hier werden die Wasserbehälter gefüllt, denn weiterhin bis hinauf findet sich kein Wasser mehr. Durch schattigen Urwald geht es weiter. Auf einer Höhe von 1500 m treffen wir die ersten Kaffeebäumchen. Bei etwa 1770 m tritt eine wesentliche Änderung der Vegetation ein. Der Urwald hat da und dort Lichtungen, und wir gewahren eine sehr interessante Flora, welche uns lebhaft an die Heimat erinnert. Von neuem nimmt uns geschlossener Urwald auf, und schon macht sich die Ungeduld geltend über die immer noch so fern erscheinende Grasregion, auf welche kein Übergang, etwa in der Größe der Urwaldbäume oder dergleichen hindeutet. Da öffnet sich ganz plötzlich vor uns der Wald, und unter den Baumriesen hervortretend stehen wir mit einemmal am Rande des Grasl[an]des, 2000 m hoch. Es ist ein überraschender, ergreifend schöner Anblick. Klar liegen die Berge vor uns, soweit das Auge reicht mit wogendem Grase bedeckt, im Süden liegt, wie eine Landkarte, die Kamerunniederung und der Guineagolf ausgebreitet. Alsdann geht es auf ziemlich steilem, oft steinigem Pfade durch das offene Grasland die Berge hinan in westlicher Richtung. Der Wind bläst scharf aus Nordnordost. Einigemal werden kleine Schluchten überschritten, welche wieder reichere Vegetation entfalten; den letzten Waldstreifen traf ich in 2500 m Höhe. Auf gleicher Höhe befinden sich in einer tiefen und breiten Schlucht einige geräumige Felsenhöhlen, deren Wände mit einem auffallenden Lebermoose überkleidet sind. An der Westseite der Schlucht geht es nun auf einem undeutlichen Pfade direkt die Berge hinan in nördlicher Richtung. Die Steigung ist sehr bedeutend. Die Vegetation zeigt bis etwa 2700 m keine wesentliche Veränderung. Nunmehr verliert sich der Weg. Latschenartige Gesträuche, aber immer noch bis zu 5 m hoch, wachsen dicht, und die Gräser sind stellenweise noch so üppig, daß sie bis an die Hüften reichen. Selbst in dieser Höhe noch sah ich einen Schmetterling, ja noch höher hinauf traf ich sogar eine grüne Mantis.

Nach einstündigem scharfen Steigen sind zwei terrassenförmig aneinander liegende Vorberge erstiegen, und der „Fako" (die höchste Spitze) kommt in Sicht. Der kleine Kamerunberg, „der Mongo ma Etinde", zeigt sich zwischen zwei Kuppen hindurch. Das Wetter ist klar; nur wenige Federwölkchen und Schäfchen über uns, unter und hinter uns jedoch ist alles in Wolken gehüllt. Der Wind bläst kraftig aus Osten. Vor uns steigt das Gebirge wellenförmig bis zu dem Fuß des Fako an, der sich dann noch in einer Höhe von etwa 1000 m gewaltig aus der Umgebung heraushebt. Der höchste Gipfel erscheint scharf und an der Westseite eckig. Die eigentümliche fahlgelbe Färbung des im frischen Winde wogenden Grases, die sich scharf davon abhebenden schwarzgrünen Krenholzbäumchen, und die hier und dort zu Tage tretenden schwarzen Basaltfelsen und Lavablocke verleihen dem Ganzen den Anblick einer großartigen Öde; und der Eindruck des Großartigen wird noch gesteigert durch den im Hintergrunde von dem mit weißen Federwölkchen bedeckten Himmel sich scharf und finster abhebenden Fako.

Das Gehen in den in einzelnen festen Büscheln wachsenden Gräsern ist beschwerlich; gefährliche Abgründe und Abstürze gibt es nicht. Der geringe Luftdruck macht sich besonders beim Rucken und Ausgraben von Pflanzen durch den Blutandrang nach dem Kopfe bemerklich. Die Vegetation wird spärlicher; Moose und Flechten treten auf. Lerchenartige Vögel zeigen sich hier und dort. Sie erheben sich ganz wie unsere Lerchen laut singend in die Luft, halten sich dort, halb flatternd, halb schwebend, eine Weile und lassen sich dann wieder niederfallen.

Nach einstündigem beschwerlichen Marsche stoßen wir auf die ersten Lavafelder. Sie bestehen aus lauter lose übereinander geschichteten Lavastücken von Faustgröße bis zu mächtigen Blocken und

Digitized by Google

haben scharf begrenzte Ränder. Die Oberfläche ist von einer grüngrauen Flechte überzogen, welche dem Ganzen eine eigentümliche Färbung verleiht. Hier und dort ragt ein mit Gras bewachsener Hügel hervor, um den die Lava herumgeflossen ist. Das Gehen auf den scharfen, porösen, losen Lavablöcken ist besonders für die nackten Füße der Schwarzen sehr unangenehm, und nur langsam kommen wir vorwärts. Endlich stehen wir vor dem letzten derselben, das etwa 1 km breit ist, und hinter welchem der Fako unmittelbar aufsteigt. Hier mache ich Halt und schlage mein Biwak auf." (Diese erste Besteigung durch Dr Preuß nahm drei Tage in Anspruch.) „Die Temperatur sinkt rasch: 4 Uhr Nachmittags 12,8° C., 5h 9,5°, 6 Uhr Abends 8,5°. Der Vollmond leuchtete die ganze Nacht und erhöhte das Eigenartige der Landschaft. Der Wind weht stoßweise aus Nordost. Südost blitzt und donnert es aus schwarzem Gewölk wie von einem heranziehenden Tornado. Glücklicherweise kam er nicht. Die Temperatur betrug um 5h Morgens nur + 2° C. Die Schwarzen froren erbärmlich trotz warmer Decken und waren kaum zurechnungsfähig. Die aufgehende Sonne beleuchtete den bis zur Hälfte seiner Höhe herab weißbereiften Pik, ein wundervoller Anblick. Um 7 Uhr brachen wir auf. Nachdem das Lavafeld überschritten war gelangten wir an den nunmehr steil ansteigenden, hier noch mit ziemlich hohem Grase bewachsenen Fako. Um 8h sind wir am Ende des zusammenhängenden Grases angelangt und gehen auf Lava weiter; Flechten und Moose sind zahlreich. Jetzt gelangen wir an die ersten der schon von weitem auffallenden, glatten, glänzend schwarzen Flächen, welche von vielen Seiten die Wände des Fako bilden, und welche ich aus der Entfernung für Felswände hielt. Es sind Aschenfelder. Wie Flugsand entweicht die Asche unter den Füßen. Der Wind weht mit sich steigernder Stärke. Meine Schwarzen wickeln sich dicht in die Decken ein, fassen sich öfters nach den Köpfen und klagen über Kopfschmerz. 3000 m sind wir nun hoch; aber nicht mehr weit vom Ziele; und nach wenigen Minuten stehen wir am Südrand des großen Kraters, welcher noch bedeutend niedriger liegt als der Nordrand. Die Kraterwände bestehen vollständig aus vulkanischer Asche. Den Krater westlich umgehend, steigen wir durch kurzes Gras und Flechten nochmals an, und um 10h Vormittags standen wir oben, 4070 m hoch. Hier weht der Wind mit der Heftigkeit eines Sturmes; kaum kann man sich auf den Füßen halten." (Aus: Mitteilungen ꝛc.)

**Wohl schweift der Blick von der höchsten sturmumbrausten Spitze des hochragenden Wahrzeichens Kameruns in schier ungemessene Weiten, über das ganze Tiefland von Südwest über Osten bis Nordnordwest, hinüber zum O-Wassa auf Fernando Poo; das Kamerunbecken liegt so klar, daß man mit dem Fernglas deutlich die Schiffe erkennen kann — aber er findet seine Grenzen im Nordosten an dem Berggewirr der 2000 m hohen Manengubakuppen, im Süden und Südosten an den Höhenzügen am Lokundje. Rufen wir die uralten Mächte, die einst den Riesenberg, auf dem wir stehen, aus den Tiefen des Weltmeers, 4000 m in die Lüfte gehoben, zu neuem Erwachen auf, aufs neue die erloschenen Feuer zu entfachen, die Lavagluten zu kochen und einen zweiten Götterberg auf den ersten zu türmen. Auf seiner Spitze dann, an 10000 m über den Fluten des Golfes stehend, vermögen wir wohl hinüberzuschauen über die Lande, hinauf nach dem Binnenmeer im fernen Nordosten, den Tsadsee, hinein in die ungeheuren Urwaldmassen, die im Süden von den Ufern des Kongo ihre letzten Ausläufer bis in unser Schutzgebiet senden: wie eine riesige Reliefkarte liegt ganz Kamerun vor unseren Blicken.**

Suchen wir in dem scheinbar chaotischen Gewirr von Einzelerhebungen und Tiefen, von Wasserläufen und alpenartig kühn geformten Gebirgsstöcken einen orientierenden Ausgangspunkt. Bald erkennen wir, daß wir uns einen solchen hier nicht im Wasser, in den Flußläufen, sondern besser im Gelände suchen müssen. Da tritt nun eine zusammenhängende Randlinie, eigenartig aufgewulstet, heraus, die im Nordwesten beginnend, annähernd bogenförmig, konzentrisch zum Küstenkamme vom Rio del Rey bis zur Sanagamündung sich lagert, nach Überschreiten des Sanaga sich zusammenziehend, endlich dieses Flusses auf die Küstenlinie aufzutreffen scheint. Diese Linie wollen wir als orientierende Ausgangslinie festhalten: es ist der Südwestrand des ungeheuren sogenannten (und sodann zentral-afrikanischen Hochplateaus, das, von unserem Standpunkt aus, ungemessen nach Nordost, Osten und Südosten sich tief ins Innere des dunkeln Kontinents hinein ausdehnt. (Auf der beigegebenen Übersichtskarte ist der ungefähre Lauf dieser Linie: Beginn östlich Dikwa am Niger, nach Osten bis Bali, dann dem Westufer des Bamum bis zu seiner Einmündung in den Mbam, mit nunmehr rein südlicher Richtung diesem entlang bis zu seiner Vereinigung mit dem Sanaga; von da ab beginnt das letzte Bogenstück, das über die Station Lolodorf geht und mit dem Elefantenberg die Küste fast erreicht.) Als Nordrand dieses Plateaus kann im großen und ganzen eine mit dem südlichen Ufer des Benuë parallel, von ihm etwa 100 km entfernt laufende Linie genommen werden; ein jenseits dieses Flusses aufragender Gebirgsstock, der Mandara — der letzte in unserem Gesichtskreis gegen den Tsadsee zu — darf vielleicht als nördlicher Ausläufer des Plateaus, auf dessen die Ebene des oberen Benuëtales bildender Flachabdachung gleich den Gebirgsmassiven des Atlantika, Ziart u. s. w. aufgesetzt, bezeichnet werden; siehe S. 38 u. f.: Be

sprechung des geologischen Aufbaus. (Auf der Karte etwa: Beginn am Ostufer des Niger als King Williams-Gebirge, dann südlich von Lokum etwa der deutsch-englischen Grenze längs bis Ibamba am Faro, von hier südöstlich umbiegend bis Ngaumdere.) Darüber hinaus in Nordostrichtung senkt sich das Land immer tiefer; ein breites Doppelstromband, von Südosten kommend und nach Nordnordwesten weiterziehend, verfolgen wir mit unseren Blicken und — siehe da, es blitzt und glitzert eine weite ungeheure Wasserfläche, mit dem Horizont gleich einem Meere abschließend: der Tsad, die Nordgrenze Kameruns; die beiden Ströme in dem weiten Tiefland waren der Shari und Logone. Nach Osten, Südosten und Süden findet der Blick keine Grenze in der ungeheuren, mit mächtigen Gebirgsstöcken und tiefen Tälern bedeckten, von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Hochfläche; in der fernsten Südostecke Kameruns blinkt die breite Stromfläche des Sanga auf, und darüber hinaus senkt sich das Land scheinbar zu einem ausgedehnten Sumpfsee.

Wie man das gewöhnlich so zu machen pflegt oben auf einem Bergesgipfel: zuerst schweift der Blick hinaus in die Weiten, und sucht und schaut; und als letztes erst fällt er auf die nähere und nächste Umgebung — so haben auch wir auf unserem hochragenden Standpunkt es gemacht. Jetzt erst durchmessen wir den Zwischenraum zwischen unserer Orientierungsbogenlinie und dem Küstensaum.

Gen Norden gewendet ist der Zwischenraum zwischen Küste und dem Südrand des südafrikanischen Hochplateaus zum größten Teil mit Ausläufern und Seitenrippen unseres Kamerungebirgsstockes ausgefüllt, deren letzte förmlich gegen die Mauer des Plateauabfalles anzubranden scheinen. Nordöstlich und östlich lagert sich gleichfalls in Anlehnung an unser Bergmassiv ein wirres Konglomerat von Gipfeln und Kuppen. Vom Südosten des Kamerunberges an endlich breitet sich, fächerförmig auslegend, ein weites flaches Tiefland, vom West- und Südbogen des Hochlandrandes eingefaßt und zu diesem in Terrassen aufsteigend. Daß diese Absätze ziemlich schroff sein müssen, zeigen uns die Katarakte an, die die beiden weiter aus dem Innern kommenden Flüsse Sanaga und Nyong, bei denen wir je zwei Kaskaden über einander gelagert brausen und schäumen sehen.

Aus dieser Gesamtübersicht von dem angenommenen ideellen Standort aus ergibt sich als geographische Horizontalgestaltung des gesamten Schutzgebietes eine Dreigruppenanordnung: Das Küstenland zwischen dem Meere und dem Süd- und Westrand des südafrikanischen Hochplateaus, das Hochplateau (oder genauer dessen westlicher Teil), und das Tsadseegebiet (genauer dessen südlicher Teil) nebst Sharibecken. Die vertikale Gestaltung baut sich im allgemeinen folgendermaßen auf: Der im Mittel etwa 800—1000 m hohe Süd- und Westrand des mehrerwähnten südafrikanischen Hochplateaus, auf welchem, wie wir gesehen, der weitaus größte Teil der Kolonie liegt, umschließt bogenförmig einen schmalen Tieflandstreifen (100—300 m Meereshöhe), der mit geringer Neigung nach dem Meere sich absenkt. Markiert wird die Grenze zwischen dem Fuß des Plateaus oder genauer seiner Abdachung und dem Küstentiefland durch die Wasserfälle und Stromschnellen, welche beim Eintritt in das letztere die verschiedenen, auf dem Hochland bezw. auf und in seiner Abdachung entspringenden, bereits aufgeführten Flüsse bilden. Diese Abdachung erfolgt im Nordteil vom Plateaurand aus zuerst in jähem Abfall und einer darauf folgenden breiten fast ebenen Stufe; im Südteil in mehreren Terrassen. Von dem vielfach (bis 1500 m und noch mehr) aufgewulsteten Rand des Hochplateaus zieht dann die Profillinie (wie gesagt, im allgemeinen) wellenförmig (auf 800—1000 m Höhe), teilweise zu ganz beträchtlichen Höhen (2000—3000 m) sich erhebend, weiter gegen das Innere; im Südteil bis weit über den 15. Längengrad (Ostgrenze Kameruns) hinaus in ungefähr gleichbleibender Höhenlage. Im Nordteil führt sie mit Steigungstendenz bis zum Nordrand des Plateaus, um hier ins Benue-tal auf etwa 200 m herunter zu steigen, drüben aber aufs neue sich, im Mandarastock, bis zur diesseitigen Durchschnittshöhe von 1200—1500 m zu heben, und dann endgültig sich senkend, auf etwa 200—300 m weiterlaufend, den Tsad auf 250 m Meereshöhe zu erreichen.

Eine wesentliche Abweichung von diesem, wenn man sich so ausdrücken darf, „Normalprofil" Kameruns, hat im Nordgebiet statt da, wo das Tiefland zwischen Küste und dem hier weit zurückgezogenen Plateausüdrand durch

Digitized by Google

die Kamerunberggruppe und die Nkossiberglandschaft (Kopé u. s. w.) ausgefüllt wird; die zweite Abweichung im Süden: die außerordentliche Verschmälerung des Küstentieflandes ist keine fundamentale, sie ist lediglich eine Einschränkung der Ausmaße.

Das Bild dieser Horizontal- und insbesondere der Vertikalanordnung wird sich noch anschaulicher gestalten bei Betrachtung der geologischen Verhältnisse, des geologischen Aufbaus dieser Gebiete.

Da läßt sich derzeit allerdings nicht viel mehr als eine Hypothese, aber immerhin mit gegründetem Anspruch auf Richtigkeit, geben; die diesbezüglichen Forschungen sind naturgemäß noch zu wenig eingehend und gründlich, und klaffen insbesondere noch zu viel Lücken in den Beobachtungsreihen: sind doch noch beträchtliche Strecken der hierbei in Betracht kommenden Teile Westafrikas, Kameruns, geradezu unbekannt.

Analog den gleichen Verhältnissen in den übrigen Kontinenten darf man wohl die Zeit, in der diese Gebiete im großen und ganzen ihre gegenwärtige Gestalt angenommen haben, in die Tertiärepoche verlegen.

Das Bild in grauer Vorzeit, kurz vor Eintritt dieser Periode, mag sich etwa folgendermaßen geboten haben. Ein mächtiges Hochplateau, dessen zentraler Raum etwa das heutige Ngaundereplateau bezeichnet, lagerte sich breit in dieser Ecke des werdenden Kontinents. Einzelne uralte Erhebungen, aus der Zeit der Graniteruptionen, starren aus ihm empor. Tektonische Veranlassung, etwa der Einbruch einer Scholle in Ostwestrichtung hat bereits das Benuétal gebildet (Passarge gibt dieser tektonischen Richtung wegen ihrer geologischen Bedeutung und unter Verwendung des derzeitigen Namens die Bezeichnung „Benuélinie".) Eine zweite Schollensenkung zog sich in südwestlicher Richtung vom heutigen Tsad hinunter ins Meer und Tausende von Metern auf seinem Grunde weiter: die „Kamerunlinie". Sie hat die Weiterfortsetzung des Ngaundereplateaus in ihrem Südteil in gewaltigen Spalten und Rissen durchbrochen, und da, wo sie vom Festland submarin nach Südwest weiter zog, ausgedehnte Gesteinsmassen in die Tiefe versinken lassen. Nur der Kopé, die Nlonako-, Manenguba- und Rumpiberge blieben als mächtige vereinzelte Granitthorste stehen. An den Süd- und Westfuß dieses Ngaundereplateaus (wie wir es der Kürze halber nennen wollen), etwa entsprechend dem Süd- und Westrand des heutigen südafrikanischen Plateaus, brandeten die Wogen des Weltmeeres an — denn hier war dereinst die Küste des Kontinents. Über das, was jetzt das Küstentiefland vom Rio del Rey bis hinunter über den Kribi, den Raum des ganzen Kamerungebirgsmassives (das damals noch nicht war) umgriffen, ist, rauschte die Flut. Einzelne Spitzen nur ragten aus den Wassern, eben der gerade genannte Granitthorst des Kopé, die Gipfel und Kämme der Manenguba-, Nlonakoberge u. a.

Und nun brach die gewaltige Revolutionszeit über die junge Erde herein, die wir unter dem Namen der Tertiärperiode zusammenfassen. Mag es jahrtausendelanger Umwälzungen bedurft haben, mag Schlag auf Schlag weltdurchtosender Gigantenkampf der Urelemente die Grundfesten unseres Planeten erschüttert haben — eine neue Erde war geboren worden: wo vordem festes Land, rauschte die Meerflut; wo vordem ungeheure Spalten klafften, türmen sich Gebirgsketten in den atmosphärischen Mantel, der den neugestalteten Weltkörper umgab.

Das Ngaundereplateau war im allgemeinen bestanden geblieben, doch verschiedene Flächenteile hatten sich zu ausgedehnten mulden- und kesselförmigen Tälern gesenkt; die vorher schon bestandenen Erhebungen waren noch höher getrieben worden — Bergmassive wie das Tschebtschigebirge, das Alantika- und Tsarimassiv, das Hossére Gendero, das Mandaragebirge u. a. sind so entstanden —, namentlich die stehen gebliebenen Ränder teilweise zu alpenartigen Randgebirgen aufgewulstet. Die gewaltigsten Veränderungen sind in der Richtung der „Kamerunlinie" vor sich gegangen. Die alte vorkretazeische Spalte der Erdrinde ist hier wieder aufgebrochen, und ungeheure Massen vulkanischer Laven, vulkanischen Gesteins sind heraus-, heraufgequollen. Die ganze Reihe der Guineainseln von Anno Boom über Fdo do Principe, Sao Thomé bis Fernando Poo ist damals dem Meere entstiegen (vielleicht beginnt diese Reihe schon mit der in der gleichen Linie liegenden einsamen Insel St. Helena weit draußen im Atlantischen Meere). Auf das Festland dann übergehend, setzt sich diese Reihe von Schloten, aus denen die glutflüssigen Gesteine aus den Tiefen der Erde durch die wieder aufgerissenen Granitmassen hervorgebrochen sind, mit dem gewaltigsten, dem nunmehr (vielleicht zuerst als Insel?) entstandenen 4000 m hohen Kamerunberg beginnend — die ganze Strecke nicht nur ausfüllend, sondern mit einem ganzen Konglomerat kleinerer und größerer Kraterkegel ausfüllend, mit einem Lavamantel die alten Granitthorste, den Kopé, die Rumpi- und die Nlonakoberge überziehend — in nordöstlicher Richtung fort. An dem aufgewulsteten Südrand des Plateaus endet sie vorerst; die Massen, die sie vom Kamerunberg an bis hieher auswarf, sind an die uralte Granitmauer des Ngaundere- — (von nun ab können wir wieder die Bezeichnung südafrikanisches Plateau einführen) Plateaus angeprallt. „Höchst wahrscheinlich stehen", sagt Dr. Esch, „die vulkanischen Ausbrüche im Bamnang- und Babessoulande, von denen Conrau berichtet und Gesteinsproben gibt, in ursächlichem Zusammenhang mit diesen Verwerfungen." Es wird dies zur Gewißheit bei Betrachtung der

Fortſetzung dieſer Linie, jenſeits des Plateaus, in die ſich dieſe Beobachtungen ihrer Richtung nach mit faſt lächerlicher Genauigkeit einfügen, auf Grund der **Paſſarge**ſchen Forſchungen. Das Hochplateau ſelbſt alſo blieb unberührt; aber drüben, wo dieſe gewaltige Eruptivlinie — genau ihre Richtung von Südweſten nach Nordoſten beibehaltend — auf die andere tektoniſche Linie, die „Benuelinie“ auftraf, kam es wieder zu mächtigen Veränderungen. Die vulkaniſche Gewalt war zwar nicht mehr ſo kräftig, Kraterauswürfe wie einen Kamerunberg zu ſchaffen. Die Senken aber zwiſchen den einzelnen Horſten, ſo zwiſchen dem Tſchebtſchi und Alantika, hat ſie umgeſtaltet, die Seitenwälle dieſer mit ihrer Längsachſe der tektoniſchen Linie gleichlaufenden, ſie geradezu begleitenden Gebirgsſtöcke umgewandelt, und ihnen erſt ſo recht den alpenartig kühnen Charakter gegeben, den ſie noch beſitzen. Und ſogar kleinere Kraterkegel — wiederum genau in der „Kamerunlinie“ liegend — ſind bis in die heutige Epoche hinein Zeugen vulkaniſcher Kräfte, die hier einſt gewaltet: der Mt. Gabriel und Mt. Eliſabeth im Benuëtal bei Yola.

Das große Senkungsfeld des Tſadſees ſowie an ſeinem Nordufer erſt jüngſt gemachte Baſaltfunde als Schöpfungen der noch weiter nach Nordoſten ausſtrahlenden Wirkung der ungeheuren tektoniſch-vulkaniſchen Geſtaltungskraft der „Kamerunlinie“ zu betrachten, iſt eine höchſt wahrſcheinliche Vermutung, die aber noch geologiſcher Beſtätigung bedarf. Jedenfalls haben wir alſo in der „Kamerunlinie“ es mit einer gewaltigen Südweſt-Nordoſt ſtreichenden Bruchlinie zu tun, einem Gegenſtück zum bekannten zentral- oder oſtafrikaniſchen Graben.

Der Kamerunfluß am Fuß der Joßplatte zur Zeit der Ebbe.

Auch das heutige Küſtentiefland, das, wie wir gehört, vor dem Eintreten der Tertiärumwälzungen als welliges Gneis- und Granithügelland dem Meeresgrund noch angehörte, blieb nicht unberührt von den ungeheuren Elementarvorgängen. Ein gut Stück hob es ſich aus den Fluten empor, und die Wogen des Atlantiſchen Ozeans umſpülten nun nicht mehr unmittelbar den Fuß des Süd- und Weſtrands des Plateaus. Vielleicht war das, was wir nunmehr als erſte Terraſſenſtufe bezeichnen, der dermaleinſtige Küſtenſaum in der Tertiärzeit?

So weit hat wohl Tektonik und Vulkanismus unſerem Kamerun ſein geologiſches Knochengerüſt geſchaffen. Die Umkleidung, das Fleiſch — um im anatomiſchen Bilde fortzufahren — um dieſes Steinſkelett zu legen: dazu wirkten außerdem und vornehmlich andere Kräfte mit. Wohl langſamer arbeitend, ſo doch nicht weniger tiefgreifende Endergebniſſe liefernde Faktoren ſind bei Formung der Oberflächengeſtaltung der Erde Verwitterung und Eroſion. „Es iſt ſogar oft ſchwer, das Werk dieſer beiden Gruppen ſchaffender Urkräfte auseinander zu halten; namentlich in den Tropen ſpielt die Verwitterung bei der Ausgeſtaltung des Geländes eine ſo bedeutende Rolle, daß es zum mindeſten

nicht selten eine offene Frage bleiben muß, ob sie oder tektonische Ursachen die Oberflächenformen geschaffen haben."

Was und wie sie gearbeitet, was sie geschaffen in Verbindung mit der anderen, gleich ihr ewigen, nimmer rastenden Kraft, der Erosion, dem spülenden Wasser, werden wir bei Betrachtung der einzelnen geographischen Gebiete erfahren. In ihren Grundzügen haben wir diese drei: das Küstentiefland, das Hochplateau und das Tsadseegebiet ja nunmehr aus dem Chaos geologischer Vorzeit sich gliedernd und allmählich voneinander abtrennend entstehen sehen: gehen wir nunmehr zur gesonderten Betrachtung derselben über.

## 1. Das Küstentiefland.

Wie wir dasselbe oben, am Schluß der letzten geologischen Schöpfungsperiode verlassen, besaß es noch nicht die Breite, wie heutzutage; erst allmählich hob es sich immer mehr und mehr aus den Fluten, und kann in seiner heutigen Gestalt im östlichen Teil als Verwitterungs- und Erosionsprodukt bezeichnet werden, während der westliche, der eigentliche Küstenstreifen, fast ausschließlich den Meeressedimenten seine Existenz verdankt.

Neue Verwitterungsmassen brachten die Flüsse immer aufs neue, an Ort und Stelle häuften sie sich auf dem zerfallenden Gestein: und so lagert nunmehr an der Oberfläche eine tiefgründige Lateritdecke, die unter dem Einfluß tropischer Wärme und ausgiebiger Bewässerung eine außerordentliche Fruchtbarkeit aufweist.

Das Küstenland erscheint somit als eine ganz unmerklich gegen Ost und Nordost ansteigende Tiefebene, nur von niedrigen Einzelkuppen unterbrochen, die Überbleibsel der höchsten Erhebungen der einst unterseeischen Granitlandschaft. Die bemerkenswerteste Erhebung, schon lange als gute Schiffahrtsmarke bekannt, ist der Elefantenberg (520 m) südlich des Kribiflusses. Die Breite des Küstentieflandes nimmt von Süden nach Norden zu; sie kommt zum Ausdruck in der Entfernung der Stromschnellen und Fälle der Flüsse von der See. Im Campo liegen die Wasserfälle nur 20 km von ihr ab, im Nyong 46, im Sanaga 60, im Dibambu 50, im Wuri 65, und am weitesten mit 75 km im Mungo und etwa der gleichen Entfernung im Ndian (dem an der Westgrenze der Kolonie ins Rio del Reyästuar mündenden Flusse).

Zwischen den beiden letztgenannten Flüssen erleidet aber das einförmige, harmlose Bild der Küstentiefebene eine gewaltige Unterbrechung: das mächtige Kamerunbergmassiv lagert sich breit dazwischen hinein, mit seinen zahlreichen Ausläufern und Seitenrippen eine Fläche von etwa 2000 qm bedeckend. Zu deren bedeutendsten gehören die Rumpi(Balué)berge, eine 1000–1500 m hohe, langgezogene Bergkuppenreihe, streng geologisch eigentlich ein alter Granithorst (vergl. S. 38), aber im Gesamtbild sich dem Kamerunberg angliedernd. Nach Norden greift es weit über in die hier nur wenig vom Küstengebiet sich erhebende erste (und einzige) Terrasse, ja prallt mit seinen letzten nordwärts gesandten Ausläufern an den Steilabfall des südafrikanischen Plateaus an. Am Westfuß hat es sich eigenartige Grenzmarken gesetzt: mitten im Urwald, nahe den Fällen des Meme, fand Zintgraff „seltsame mächtige Basaltsäulen, die an 50–75 m hoch, wie ungeheure, cyklopische Burgen auf uns herabschauten". Das jenseits des Ndian 1150 m hoch aufragende isolierte Hewettgebirge steht in keinem Zusammenhang mit dem Kamerungebirge; es gehört zu den mehrerwähnten Einzelgranitmassiven.

Digitized by Google

Wann und wie dieſe mächtige Grenzmarke — ein, mit geologiſchem Zeitmaß gemeſſen, junges Gebilde inmitten alter Berghorſte und doch ſie alle weit überragend — geſchaffen ward, haben wir oben gehört; den Berg ſelbſt haben wir uns bei ſeiner Erklimmung als des die weiteſte Umſchau gewährenden Standpunktes wenigſtens flüchtig in der Nähe betrachtet; ſo können wir uns hier kurz faſſen.

Der Kamerunberg — ganz aus Baſalt aufgebaut — iſt mit 4070 m (nach den neueſten Meſſungen Dr. Eſchs) der höchſte Gebirgsſtock längs der ganzen weſtafrikaniſchen Küſte. Zum erſtenmal wurde er von den Engländern Burton und Man 1861/62 erſtiegen; ſie gaben ſeiner höchſten Spitze den Namen „Viktoria and Albert Peak“; die Eingeborenen nennen den ganzen Berg Mongo ma loba, das iſt Berg des Gottes, die höchſte Erhebung Fako.

Nicht weniger ausdrucksvoll iſt der kleine Kamerunberg, von den Eingeborenen Mongo ma Etinde genannt, 1712 m hoch, ein ſteiler, ſchroff am Meere endender Zacken. Aus dem Hauptkrater des Mongo ma loba und aus zahlreichen ſeitlichen Ausbruchsherden oder Nebenkratern, deren man jetzt über 28 kennt, haben ſich, zu den verſchiedenſten Zeiten wohl unterſcheidbar, Lavaſtröme ergoſſen, und gleich endloſen Dämmen laufen die gelben und roten, bald friſchen, bald verwitterten Lavamaſſen zur Tiefe. Gar manche derſelben ſind von dem doch ſo raſch und üppig aufſchießenden tropiſchen Pflanzenwuchs noch nicht bezwungen; ſo können die letzten Ausbrüche des Vulkans nicht gar ſo ſehr weit zurückliegen. Dafür ſpricht auch ein Aberglaube der Buealeute, der einen offenbar geologiſch-tatſächlichen Kern verhüllt. Dr. Preuß berichtet darüber: „Da in der Zeit meines Aufenthaltes in Buea“ (in den Jahren 1890/91), „von wo aus ich auch verſchiedene Exkurſionen höher hinauf ins Gebirge und bis an den Fuß des Fako machte, auffallend viel Regen ſtatthatte, fanden die Buealeute, die mich ſo wie ſo etwas mißtrauiſch ſtets betrachteten, auf einmal heraus, daß ich daran ſchuld ſei. Ich hatte bei meiner Beſteigung des Fako von dort ſo viel Pflanzen und Steine mitgenommen, daß der dort oben wohnende Mann, namens Efaſamute, der den Regen hätte, böſe geworden ſei. Deshalb ſchicke er jetzt beſtändig Regen, ſo daß ſie, die Buealeute, ihre Farmen nicht beſtellen konnten. Ich durfte deshalb nicht wieder den Fako beſteigen, ſonſt würde Efaſamute ſo viel Feuer herunterwerfen, daß ganz Buea verbrennen mußte. Schon einmal, vor ungefähr dreißig Jahren, ſei das Feuer den Berg hinuntergelaufen, und die Erde hatte ſo gezittert, daß die Leute umgefallen wären.“ Einwandfreie Beobachtungen ſeitens Europäern von Ausbrüchen liegen aber nicht vor; ſolange Engländer und Deutſche in Kamerun ſtändig anſäſſig ſind, wird von irgend welcher eruptiven Tätigkeit des Berges nichts berichtet, und ſo dürfte wohl die Zeit, „in der das Feuer den Berg heruntergelaufen“, etwas zurückzudatieren ſein, und kann man die aufgefundenen Kohlenſäure-, Schwefel- und Naphthaquellen, die reichen Natronlager, teils feſt, teils gelöſt, die ſich in und an ſeinen Nordweſtausläufern finden, als die letzten Zeugen der allmählich erlöſchenden vulkaniſchen Kraft und innern Glut betrachten.

Mit der poröſen Beſchaffenheit des Geſteins hängt eine unerwünſchte Eigentümlichkeit des Gebirges zuſammen, die Waſſerarmut ſeiner Oberfläche. Die Niederſchläge verſickern ſehr ſchnell, und ſelbſt die überreichen Regengüſſe dieſes Gebietes ſind nicht im ſtande, ausdauernde Bäche zu erzeugen. Bei Buea verſchwindet ein kräftiger Bach zweimal unter der Erde, und die ſteilen höheren Lehnen ſind ſo waſſerarm, daß eine von Man entdeckte Quelle (auf 2400 m) den Stützpunkt der meiſten Erſteigungen bildet. Noch höher liegt nur noch die zweite bisher entdeckte Quelle, die Levinsquelle (auf 2700 m). Die untere Hälfte des Gebirges dagegen iſt ſehr ausgiebig bewäſſert, und bietet wegen der gleichmäßigen Niederſchlagsverteilung und des zu einer tiefen Schicht überaus fruchtbarer Gartenerde zerſetzten Bodens die günſtigſten Bedingungen für den Plantagenbau, der auch hier, wie wir oben hörten, vorzugsweiſe das Feld ſeiner Tätigkeit hat.

Salzquelle Nſſamakang.

Seenartige Waſſeranſammlungen, als Kraterſeen anzuſprechen, finden ſich mehrere, ſo ein kleinerer See, der Barombi ba Koto am Nordoſtabhange des Berges, ein ſolcher von größerer Ausdehnung und Bedeutung iſt der Barombi bo Mbu, unter dem Namen Elefantenſee wohl

besser bekannt. Er liegt 408 m hoch auf einem der Nordostausläufer des Kamerunberges, streng genommen bereits in der nächsten geographischen Zone, seiner Entstehung nach aber eben als vulkanischer Einbruchsee ganz und gar zu dem Vulkanmassiv gehörend. Der See ist etwa so groß wie einer unserer kleinen oberbayrischen Gebirgsseen; gleich diesen bietet er einen landschaftlich wunderbar schönen Anblick mit seinen hohen und steilen, von großartiger Urwaldvegetation bedeckten Felsenufern und der schroffen Barombischlucht mit an 70 m hohen senkrechten Wänden, an deren Fuß der Barombibach schäumend in starkem Gefäll sein steiniges Bett durchrauscht und in das smaragdgrüne durchsichtige Wasser des Sees sich ergießt. An seinem Südostufer erhob sich einst die von Zintgraff angelegte Barombistation auf einem die Gegend weit beherrschenden Hügel. Bei der großen „Rückwärtskonzentrierung" (siehe S. 24) fiel auch sie; seit einigen Jahren ist sie wieder erstanden und erhielt den Namen Johann Albrechtshöhe.

In den Rumpibergen gelegen, als dritter vulkanischer Gebirgssee sich den beiden genannten anschließend, sei auch der kleine Sodensee aufgezählt. Endlich erinnern wir uns noch daran, daß auch die Ambasbucht und Kriegsschiffhafen, am steilabfallenden Südfuß des Kamerunmassivs gelegen, einst kraterwallumschlossene Seengebilde waren, bis die Brandung die seewärts gelegenen Basaltmauern durchbrach, und sie zu offenen Buchten umschuf.

**Im flachen Küstentiefland ist nur ein einziger See anzuführen: der fischreiche Ossasee, etwa 60 km von der Sanagamündung stromaufwärts am Nordufer des Flusses gleich nach seinem Eintritt in die Küstenlandschaft.**

Durch eine verhältnismäßig schmale, aber tiefe und steilufrige Wasserrinne steht er in Verbindung mit dem Flusse. Ufergestaltung, Lage und Form machen ganz und gar den Eindruck, als ob wir es hier gar nicht so recht mit einer eigentlichen Seenbildung zu tun haben — es fehlen auch außer dem genannten Verbindungsarm mit dem Sanaga weitere Zu- und Abflüsse — sondern lediglich mit einem altwasserähnlich verbreiterten Überbleibsel einer einstigen Verbindung des Sanaga mit dem Dibambu.

**Die flußhydrographischen Verhältnisse des Küstentieflandes wurden bereits an verschiedenen Stellen berührt. Nochmals zusammengefaßt, lassen sich, an der Westgrenze beginnend, vier Gruppen unterscheiden: das Rio del Rey-ästuar mit den von ihm aufgenommenen Flüssen, von denen der aus Norden kommende Ndian der bedeutendste ist — erste Gruppe; das Kamerunästuar mit dem dasselbe bildenden Mungo vom Norden her, dem Wuri aus Nordosten (der seinerseits als nicht unbedeutende Zuflüsse aus nördlicher Richtung den Abo und den flußpferdreichen Dibombe empfängt) und dem Dibambu — zweite Gruppe. Die dritte bilden die beiden Hauptströme des Schutzgebietes, der unserer Oder vergleichbare Sanaga (oder richtiger Vom) und der Nyong.**

Die Erforschung des Innern entschleierte nämlich zuerst einen Fluß, der da, wo der Entdecker, Hauptmann Mund, auf ihn traf, Sanaga genannt wurde; in seinem Unterlauf wird er in verschiedener Weise nur nach den die Ufer bewohnenden Stämmen benannt, von da ab aber auf lange Strecken seines Oberlaufes von allen Stämmen: Vom. Unter dem erst angetroffenen Namen war aber dieser Strom in die Geographie Kameruns bereits eingeführt; die Benennung Vom erst später bekannt geworden; und so ist es bis in die Gegenwart herein — wie in so vielen analogen Fällen — bei der unrichtigen (als eben nur für ein ganz kurzes Stück gültigen) Benennung geblieben. Sein Stromgebiet entfaltet sich erst in der zweiten geographischen Zone mit ihren Terrassenabstiegen so recht. Hier nur soviel, daß er bei seinem Eintritt in die Küstenlandschaft nach den Edeafällen die respektable Breite von 1200 m besitzt, daß er in seinem Unterlauf einen ganz beträchtlichen Wasserzuschuß zur Speisung des Kamerunästuars nach Norden zu abgibt, den Kwakwakrick, der eine durchschnittliche Breite von 1300 m hat, und endlich, daß er in zwei Armen, Mungo und Benga genannt, bei einer Breite von über 2000 m sich ins Meer ergießt. Die mitgeschleppten Schuttmassen, die den Fluß bereits zur Deltabildung zwangen, haben überdies im Verein mit der Kalema die beiden Mündungen durch eine schwer passierbare Barre abgesperrt.

Auch nach Süden sendet der Strom in seinem Unterlaufe verschiedene Abzweigungen zu dem zweitgrößten Küstenflusse Kameruns, dem Nyong, dessen Eintritt in das Tiefland der Küste näher stattfindet, als dies beim Vom der Fall ist (46 gegen 60 km). Auch ihn, dessen tiefschwarze Wasser weit aus dem Innern kommen, werden wir oben auf dem Plateau wieder antreffen.

Die beiden Ströme dieser dritten Gruppe sind die einzigen an der Kamerunküste mündenden, die dort oben ihre, vorerst noch recht wenig erforschten Quellgebiete haben; die übrigen haben ihren Ursprung in den Terrassen.

**Zur vierten Gruppe können zusammengefaßt werden: der Lokundje (der durch einen von seiner durch die Kalemawirkung nach Norden abgebogenen Mündung ausgehenden Kriek mit dem Nyong in Verbindung steht) ferner der Kribifluß, der Lobe oder Wasserfallfluß und der Grenzfluß Campo.**

Digitized by Google

Letzterer müßte eigentlich, seiner Mächtigkeit und der nach den neuesten Forschungen bisher ungeahnten Ausdehnung seines Stromgebietes entsprechend, von der Gruppe abgelöst und für sich behandelt werden; aber dieses sein weitverzweigtes Flußsystem liegt bereits nicht mehr in unserer Kolonie, und kommt er für diese voraussichtlich nur mit dem letzten Stück seines Unterlaufes eben als Grenzfluß in Betracht.

Übrigens sind alle diese Flüsse, mit europäischem Maßstab gemessen, recht ansehnliche Ströme; ihre geringe Bedeutung bezieht sich eben weniger auf die Mächtigkeit und Ausdehnung, wie auf die negative Verwendbarkeit als tief ins Land hinein benutzbare natürliche Verkehrsstraßen.

## 2. Das Hochplateau.

Bogenförmig von West über Nord nach Süden und schließlich nach Südwest umbiegend, ist das geschilderte Küstentiefland vom Hochplateau umschlossen.

Im südlichen Teil der Kolonie erfolgt der Anstieg zum Rand der Plateauoberfläche in deutlichen markierten Terrassen oder Stufen; im Nordteil dehnt sich die erste Stufe in Horizontalanordnung fast bis zum Steilabfall des Plateaus, hierauf folgen mehrere Kettenrücken parallel zum Plateaurand, und dann geht es steil und unmittelbar in einem Anstieg hinauf zum Hochland.

„Durch und über Wildwasser bergab, bergauf; nicht selten derart steil, daß der über den Steinschutt im ausgewaschenen Gießbachbett, wo Block auf Block meterhoch getürmt ist, mühsam Hinanklimmende über sich nichts sieht als die nach einem festen Halt vorsichtig tastende Fußsohle seines Vordermannes. Wenn gerade eine frische Brise die stets in diesen Tälern und Schluchten wallenden Nebelmassen auf kurze Zeit auseinander reißt, bietet sich in weiter Ausschau ein prachtiges, wildschönes Bild. Nach drei Seiten geht es hinab in die Schlunde, aus denen das Rauschen und Brausen unsichtbarer Wasser heraustont, im Rücken steigt steil die Wand aufs neue in die Höhe."

Die Entfernung des Plateaurandes von den Wasserfällen gibt die Tiefenausdehnung der Abdachung des Hochlandes gegen den Atlantik zu an: sie beträgt im Norden rund 200 km, im Süden etwa 150 km. Rechnen wir dazu den Abstand der mehr genannten Wasserfälle von der Küste, mit anderen Worten die Breite des Küstenlandes, so ergibt sich als Entfernung des Randes des südafrikanischen Plateaus vom Atlantischen Ozean im Nordgebiet Kameruns rund 250 km, im Südteil rund 200–150 km.

Der so grundverschieden gestaltete Aufbau der Plateauabdachung gewinnt vielleicht anschaulichste und plastischste Gestaltung vor unserem geistigen Auge, wenn wir uns vorstellen, daß eine unsichtbare Riesenhand, die im Süden den stufenartigen Aufbau unberührt ließ, im Nordteil bereits an den Stromschnellen des Mungo angesetzt, ein Stück Oberfläche von einer Mächtigkeit bis zu 100 m weggewischt, die Terrassen weggefegt und die so vor sich hergeschobenen Massen an die Abfallmauer des Plateaurandes breit angedrückt hat; bei dieser Gelegenheit ward eine Portion Gesteinsmassen in die Mauer selbst hineingepreßt; und diese hat sich nicht anders zu helfen gewußt, dem ungeheuren Druck zu entgehen, als daß sie oben sich höher türmte. Dadurch ist dann die im Nordteil so auffallend deutlich zum Ausdruck kommende „Aufwulstung" des Plateaurandes entstanden.

Schroff ist im Südteil des Schutzgebietes der Abfall der Stufen der Abdachung zur Küstenebene. In schäumenden Kaskaden über Granitbarren und -riffe, aber in voller Breite des Flußlaufes, stürzen die Wasser der Ströme herab.

So überwindet der Sanaga die zwei ihm vorgelagerten Terrassen in zweimaligen prachtigen Fällen: in den Herbertfällen durchbricht er das Randgebirge, in den Edeafällen rauscht er 1200 m breit hinunter in das Küstenland, der Bai von Biafra zu.

Gleichen, wenn auch nicht ebenso großartigen Verlauf nimmt sein Zwillingsstrom, der Nyong, der wie der Sanaga das Randgebirge durchbrechen muß. die Lappenbeckschnellen hier entsprechen den Herbertfällen des Sanaga, die Neven du Montfälle des ersteren den Edeafällen des letzteren. Gleichen Verlauf nehmen auch die übrigen, oben aufgeführten Flußläufe, soweit sie im Südteil Kameruns zur Küste strömen. Die aus dem gleichen geographischen Gebiet: der Abdachung, ihnen zugehenden zahlreichen Nebenflüsse — zum kleinsten Teil erst erforscht — münden naturgemäß unter spitzem Winkel ein, manche scheinen ziemliche Mächtigkeit zu erreichen; so ist z. B. der Mfele, ein Zufluß des Nyong, an seiner Einmündung 100 m breit.

Der Sallo die letzte Stufe hinab ins Küstenland bleibt keinem erspart.

Digitized by Google

Naturgemäß bedeutet dieſer ſtaffelförmige und raſche Geländeabſturz einen ſchwerwiegenden Nachteil: ſämtliche Waſſeradern erleiden — gerade die bedeutendſten mehrere, die kleineren zum mindeſten beim Eintritt in die Tiefebene — einen Gefällbruch, und müſſen den Höhenunterſchied durch Stürze von oft beträchtlicher Höhe und durch eine lange Reihe von Stromſchnellen ausgleichen. Der Schiffahrt iſt damit ein unüberwindliches Hindernis entgegengeſetzt, und der Verkehrswert des Waſſernetzes ſehr beſchränkt.

Weſentlich günſtigere Profilverhältniſſe der Abdachung beſtehen im Nordteil Kameruns, wenigſtens bis zum Fuß des Plateauſteilabfalls. Daß dann hier die Böſchungsverhältniſſe geradezu zu Kletterpartien zwingen in ununterbrochenem Aufſtieg, haben wir gehört. Von einem derartig ſchroffen Stufenabſturz zum Küſtengebiet wie im Süden iſt hier keine Rede; bis zum Fuß des Randgebirges, faſt 250 km ins Innere hinein, erſtreckt ſich die erſte und einzige Terraſſe in ganz ſanftem Anſtieg, faſt eben; es fehlt uns bloß — das Waſſer ſelbſt! d. h. genauer und richtiger: Waſſerläufe ſind allerdings vorhanden, aber nicht im entfernteſten in der Mächtigkeit wie im Süden; der längſte, der Mungo, iſt, ganz abgeſehen von ſeinen Schnellen, über dieſe hinaus ſchon wegen der geringen Tiefe der Waſſerrinne in der Trockenzeit abſolut unbefahrbar, bereitet er doch ſogar in ſeinem Unterlauf, von den Schnellen ſtromabwärts, der Schiffahrt mit ſeinem geringen Waſſergehalt und ſeichten Bett nicht ſelten Schwierigkeiten.

Die Edeafälle am nördlichen Arm des Sanaga.

Immer und immer wieder, wir dürfen unſer Kamerun auf Verkehrsadern durchſuchen im Nord und Süden, werden wir auf jene hingewieſen, bei deren Erwerbung wir wiſſentlich zu ſpät gekommen ſind, auf jene, die 1400 km lang und faſt dieſe ganze Strecke ſchiffbar, ſich im Norden dahinzieht: den Benuë!

Dieſe einfache Oberflächengeſtaltung der Nordſtufe findet ſich weſtlich des

Kamerunstockes, dann in einem etwa 50—80 km breiten Streifen zu beiden Seiten des Mungo, und endlich in einem etwa gleich breiten in Ostnordostrichtung mit dem Wurilauf als Mittellinie. Aber in den beträchtlichen Zwischenräumen zwischen diesen „Normalprofilstreifen" hat es die böse Natur bei dem einfachen Bild nicht belassen! Zwischen dem Oberlauf des Ndian und Mungo (von den Schnellen an), und dann wieder zwischen dem des letzteren und des Wuri hat sie ein Gewirr von Bergen, Kuppen, ja ganz respektabeln Gebirgen hineingestellt als Fortsetzung des Streiches, den sie uns auch in eben diesen Gegenden im Küstengebiet gespielt hat (S. 40 u. f.).

Zwischen Ndian und Mungo haben wir es mit nichts anderem zu tun, als mit den auch auf die erste Terrasse sich fortsetzenden Ausstrahlungen des mächtigen Kamerungebirgstockes: die Rumpi- (Balue-)berge, das Hügelland von Batom, die Hügellandschaft im Bannanggebiet mit eben dem Kamerunberg in Verbindung gebracht, gestalten sich von selbst zu einer von letzterem nach Nordnordost ausgehenden abfallenden Seitenrippe, die mit ihren letzten, immerhin noch stellenweise 400 bis 500 m hohen Ausläufern an das Vorberggebiet der Kettenrücken des Plateauabfalls anprallt.

Im Raum zwischen Mungo und Wuri haben wir zunächst des Küstenlandes wohl auch ein mit dem Kamerunberg in Verbindung zu bringendes vulkanisches Hinterland desselben vor uns. „Vom Sodensee bis zum Javassiland, über das ganze Gebiet verstreut, liegen etwa fünfzig wohlgeformte größere und kleinere vulkanische Kegel, die alle mit ihren ausgeworfenen Laven und Schlacken an der Einebnung der früheren Granit und Gneishügellandschaft mitgearbeitet haben."

Weiter nördlich, nordöstlich und östlich aber trifft unser Auge mit Verwunderung auf hoch aufstrebende Gebirgszüge mit Gipfeln bis zu 3000, ja 3300 m: die Berge im Alofffland mit dem Kopé (3010 m), die Manakoberge (2400 bis 2900 m), das Manengubagebirge mit Gipfeln bis zu 2400 m, und etwas abgerückt vom Nordufer des Wuri begleiten diesen 1600—2000 m hohe Gebirgszüge, die noch keinen Namen tragen, weithin nach Osten. Darüber hinaus nach Nord scheint nach dem bisherigen Stand der Forschungen wiederum weit niedrigeres Hügelland, bis zu den dem Plateaurande vorgelagerten Bergvorposten hin, also annähernd ähnlich unserer „Normalformation" zu herrschen; wenigstens berichtet Dr. Esch, der vom Manengubagipfel aus (1899) doch beherrschende Übersicht über das Land hatte, nichts von weiteren Erhebungen in Nord- und Nordostrichtung.

Ein uns bereits bekannter Name unter diesen „alpinen Majestäten" hilft uns zur Orientierung darüber, wie auf einmal auf unserer so schön flachen Terrasse diese Gebirgsformen erscheinen können, der Kopé. Rufen wir uns das Vorzeitland in Erinnerung: bei dem ungeheuern Schollenbruch in der Kamerunlinie sank die dermaleinstige Hochebene, die weit bis zum Niger hinüber reichte, in die Tiefe, aber nicht ganz; zackige Massen blieben in ihren Grundfesten unerschüttert und ragten als verstreute Granithorste über das versunkene Land: es sind die Gebirgsstöcke und -züge, die wir soeben haben nennen hören. Bei der darauffolgenden vulkanischen Umgestaltung sind sie aber insoweit in Mitleidenschaft gezogen worden, als einerseits die hoch emporgeschleuderten Lavamassen sie vielfach mit einem Vulkangesteinsmantel überkleideten, andererseits Schlote sich durch ihre uralt gefestigten Formen durchbrachen, und glutflüssige Fontänen aus diesen sich direkt über sie nach allen Seiten ergossen. So spalteten sie den Kopé klaffend in zwei Teile: der eine erhielt einen Lavamantel, der andere ragt heute noch als ungeheure, allenthalben unbesteigbare Granitsäule in die Luft; so brach ein Abzugsventil aus den Tiefen der Erde durch den Kernstock des Manengubagebirges, dessen Wände dem ungeheuren Druck standhielten. Ein mächtiger Kraterkessel auf der höchsten Spitze ist des Zeuge: der sagenumwobene Eboggasee, wie ihn die Eingebornen nennen.

Nicht minder verschieden wie die orographische Gestaltung der Plateauabdachung gegenüber dem analogen Gebiet im Süden ist die der Wasserverhältnisse im Nordteil. Die kaskadenartigen Abstürze fehlen infolge des Fehlens der dazu notwendigen Stufenbildung; statt der Wasserfälle finden wir hier lediglich riff- und blockdurchsetzte Schnellen. Die in diesem Raum entwickelten Stromgebiete besitzen bei weitem nicht die Mächtigkeit der dort im Süden vorgefundenen. Keiner derselben greift in das Hochland über wie dort der Sanaga und Nyong. Während die Richtung der Zuflüsse zu den Hauptwasseradern dort unten dem orographischen Aufbau gemäß fast parallel zum letzteren ist, die Vereinigung unter spitzen Winkeln erfolgt, gleicht das Stromgebiet des Mungo, Wuri und Croß River hier im Nordteil einem Baum mit wagerecht verästeten Zweigen.

Auf der breiten, ebenen Nordstufe entwickeln sich vier Stromgebiete, von

Digitized by Google

denen drei vollständig im deutschen Schutzgebiete liegen — sie sind uns vom Küstengebiet her bereits bekannt —, vom vierten liegt nur die Entwicklung des Oberlaufes innerhalb der Grenze. Es sind (von Ost nach West) das Stromgebiet des Wuri, des Mungo, des Ndian und des von den Engländern Croß River genannten Stromes, der sich in das Kalabarästuar (bereits in Nigeria gelegen) ergießt.

Die ganze Länge der Stromentwicklung (den Unterlauf von den Fällen oder Schnellen an mitgerechnet) wird bei den drei erstgenannten 150 km nicht viel übersteigen.

Der bedeutendste, der Croß River — „Mbia" oder „Mannu" wäre eigentlich die richtigere Bezeichnung nach der Benennung in unserem Schutzgebiet seitens der Eingeborenen- besitzt eine Stromlänge wohl mehr als das Doppelte der übrigen, und entwickelt sich in seinem Oberlauf im rechten Winkel zum Mungo und Ndian. Von Ost nach West geht die Anfangsstromrichtung: ein hydrographischer Beweis für die orographische Hypothese eines Hügellandes nördlich der Manengubaberge. Wo sich die zahlreichen, ganz beträchtlichen Quellflüsse (50 bis 100 und 150 m breit) allmählich zum Hauptstrom, dem Croß River, zusammenschweißen, wissen wir noch nicht; bei seinem Austritt aus unserem Schutzgebiete, bei der Grenzfaktorei Assakpe, rauscht der Strom aber geschlossen voll und 300 m breit mächtig dahin, um sich, eben auf englisches Gebiet getreten, in Stromschnellen, die sein Bett auf 100 m einengen, durch Felsenufer durchzuzwängen. Der Südabfall des Plateaus sendet ihm innerhalb unseres Schutzgebietes als am weitesten von Norden her den reißenden Bergstrom Babe zu, der in tiefeingerissenem Bette dahinbraust. Aber auch die anderen Quellflüsse tragen ganz das Gepräge von Gebirgswassern. „Schluchtartig sind meist die Bette eingerissen, steil der Abstieg und Aufstieg zu und von dem Wasserspiegel, soweit nicht Lianenbrücken in hohem Bogen über die Fluten führen. Wo der Ausblick nicht durch scharfe Flußkrümmungen bald abgeschlossen wird, sieht man nicht selten in schäumenden Fällen die Wasser sich über Felsriegel herabstürzen und in weißkochendem Gischt auf mächtigen Blöcken im Bette zerstieben. Solch landschaftlich herrliche Bilder habe ich an dem von den Höhen des Apiungberges kommenden Ohompe, von der Mbimbistation aus auf den durch felsige Engen in rasender Eile dahinschießenden Fi in die Tiefe blickend, von der schwanken Lianenbrücke über das wilde Bergwasser des Babe in vollen Zügen genossen." (Aus Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Einen fast unverhältnismäßig großen Platz beanspruchte die Betrachtung der atlantischen Abdachung der geographischen Hauptzone unserer Kolonie, des Hochplateaus; es sind aber eben die Verhältnisse, namentlich im Nordteil, ziemlich verwickelt und nur mangelhaft geklärt. Das Hochplateau selbst in seiner im großen und ganzen einfachen Gestaltung — für unseren Zweck: den der Gewinnung eines allgemeinen orientierenden Gesamtbildes, darf man sich so ausdrücken — kann verhältnismäßig kürzer besprochen werden.

Ausdehnung und Grenzen haben wir bei der ersten Umschauhaltung über dieses weite Gebiet uns bereits gezeichnet (siehe S. 36 u. f.). Die Tiefenausdehnung Süd-Nord des Westzipfels des Plateaus ist, wie daraus hervorgeht, und ein Blick auf die Karte bestätigt, nicht bedeutend: nicht einmal ganz 200 km — dann beginnt bereits die Abdachung nach dem Benuë zu, die nicht minder scharf ausgeprägt ist und ungefähr die gleichen Verhältnisse zeigt wie die zum Atlantischen Ozean. Um so gewaltiger ist die Ausdehnung nach Ost und Süd, weit über die dortigen Grenzen unseres Schutzgebietes hinaus. In dieser Richtung scheint sich das Plateau auch — soweit das aus den bis zur Stunde recht spärlichen Höhenangaben geschlossen werden darf — zu senken: in ganz schwachem Fall streicht es Nordwest-Südost (Baliländer etwa 1500 m, Wadyoberge 1500—2000 m, Tschebtschimassiv 2000 m, Ngaumdere 1150 m — zu Kunde etwa 900 m, Ngoko 500 m).

Auch im Lauf der Randlinie selbst kommt diese Tendenz zum Ausdruck: sie senkt sich von Norden nach Süden (dort bis zu 1580 m, hier 800—1000 m durchschnittliche Höhe). Daraus erklärt sich des weiteren, daß sie im Norden eine Hauptwasserscheide bildet, während sie im Süden von zwei Flüssen durchbrochen werden konnte.

Ernster Gebirgscharakter ist dem ganzen Rande aufgeprägt, die dereinstige ungeheure Umwälzung hat den Grund gelegt, Verwitterung und Erosion das ihrige dazu getan. Überhaupt werden wi

Digitized by Google

gerade hier oben auf der Hochfläche ſo recht deutlich ſehen, wie dieſe beiden ſtill und ſtetig waltenden Kräfte den geologiſchen Rohbau von dermaleinſt im Laufe der Jahrtauſende umgeſtaltet haben. Mit wahren Felsmeeren ſind die Gehänge beſät: teils liegt das Blockwerk in ſeinem eigenen Zerſetzungsſchutt halb begraben, teils haben die Regengüſſe das lockere Erdreich fortgeſchwemmt, ſo daß das anſtehende Geſtein unverhüllt zu Tage tritt.

Das ganze Hochplateau innerhalb der Grenzen der Kolonie zuſamt ſeinen Abdachungen nach dem Atlantik und Benuë beſteht — wenn man aus der bekannten Nordhälfte des Schutzgebietes auch auf den unbekannteren Südteil ſchließen darf — „aus uralten Geſteinen, aus Gneis, Lagergraniten und kriſtalliniſchen Schiefern, die von zahlreichen Ganggraniten, Porphyren und Diabaſen durchſetzt werden. Nur im mauerartig ſteil eingeſenkten Benuëtal lagern horizontal auf dem kriſtalliniſchen Untergrunde in weiter Ausdehnung verſteinerungsleere Sandſteine unbeſtimmten Alters, die mehrfach durch die Eroſion in Tafelberge aufgelöſt ſind und ſtellenweiſe von vereinzelten Baſaltkuppen durchbrochen werden." Die Oberfläche bildet auf ausgedehnte Strecken und im weitaus größten Teil des ganzen Hochgebietes die für die Tropenzone charakteriſtiſche Bodenart: der Laterit, das Ergebnis der oft tief hinein das Grundgeſtein umgeſtaltenden, umwandelnden Naturkraft der Verwitterung. Das Hochplateau iſt die „rote Erde" Kameruns. „Rötlich ſchimmern die nackten Felswände; gleich großen roten Dächern leuchten aus dem Braun der Hütten, dem ſaftigen Grün der Bananenhaine weithin die großen, freien Verſammlungsplätze in den Dörfern; wie rote Bänder ziehen die ſchmalen Pfade durch die verkohlten Flächen, wenn die Grasbrände über ſie hinweggegangen ſind, oder durch das junge friſche Grün, mit dem die tropenkräftige Natur ſie bald wieder ſchmückt."

Blick auf den Croßfluß von der Faktorei Nſanakang aus (der Nordweſt-Kamerun-Geſellſchaft).

Digitized by Google

Die Steilböschungen der Hänge des Randgebirges, ebenso jene mancher Bergwände, lassen deutlich erkennen, aus welchen Gesteinsarten sich dieses Verwitterungsprodukt, das viel tonige Bestandteile aufweist, gebildet hat. Die Mächtigkeit der Zersetzungsschicht, des Laterits, ist an verschiedenen Stellen ganz verschieden; nicht minder verschieden das Stadium der Verwitterung. Auf dem Hochplateau von Ngaumdere fand Passarge den Basalt bis zu einer Tiefe von mindestens 8 m in einen brennendroten, sehr porösen Lehm umgewandelt. In den weiten Tälern und Kesseln ist die Schichthöhe nicht selten ein, zwei und noch mehr Meter stark bei weit vorgeschrittenem Zersetzungsprozeß.

Aber mit dieser verhältnismäßig unbedeutenden Oberflächenumgestaltung gibt sich die Verwitterung nicht zufrieden, namentlich nicht in den Gneisgebieten. „Nicht bloß einzelne härtere Bänke in den aufgerichteten Schichtensystemen wittern als mannshohe Mauern heraus, sondern auch die Einlagerungen und Gänge erheben sich jetzt als lange Wälle und Züge. Selbst von den gewaltigen langen Granitketten dürfte ein großer Teil ehemals mitten in dem sie umlagernden Gneislande gesteckt haben. Die Granitmassive des Alantika-, Sfari-, Tschebtschigebirges und des Ngaumdereplateaus dürften, wenn wohl auch ursprünglich durch Verwerfung von dem sie heute begrenzenden Gestein getrennt, erst infolge der schnelleren Zerstörung des letzteren als so markante Gebirgsmassen herausmodelliert worden sein, welche sie heute vorstellen.

An den herausgewitterten, massigen Gesteinen hat dann die Insolation während der Trockenzeit durch Zersprengen der Felsen, durch Block- und Schalenbildung das Zerstörungswerk fortsetzen können." (Aus Passarge: Adamaua.)

Da wo die Lateritbildung vollständig stattgefunden und die Verwitterungsschicht eine gewisse Mächtigkeit erreicht hat, setzt dann wieder die andere Kraft ein: die Erosion, und zwar unterirdisch. Der poröse Laterit ist sehr durchlässig, das am Fuße der Lateritschicht vorquellende Wasser reißt Erde mit sich und bewirkt so, durch Nachstürzen der überhängenden Schichten eine von unten nach oben steigende Schluchtenbildung.

Die Oberfläche des Bodens ist vielfach mit großen und kleinen Quarzbrocken übersäet und auch durchsetzt, Quarzgeroll deckt das Land auf weite Strecken; scharfkantige Stücke Eisenkonkretionen mit bedeutendem spezifischem Gewicht sind zahlreich darin verstreut.

Auf diesen „Eisensteinen" und auf dem Eisengehalt des Laterits selbst gründet sich die hochentwickelte Eisenindustrie, auf der Ton- und tonigen Sandsteinhorizontalschicht unter ihm die nicht minder hochstehende Tonbearbeitung mehrerer, kulturell besser entwickelter Stämme.

Ein metallisches Gebilde, wohl Zinn, muß noch genannt werden. Nicht selten sind die Pfeifenrohre, sowie die als Trinkgefäße benutzten Hörner mit einem papierblattdünnen, nickel- oder stanniolähnlichen Überzug versehen. Die Erklärung der Leute: „Sie gewännen Stücke solchen Metalls in Gruben und hämmerten es dann in dünne Blättchen", läßt auf genanntes Metall schließen.

Auch Kupfer gibt es im Lande: man darf das aus Erzeugnissen der Industrie, von denen wir hören werden, folgern. Im Osten, in der Gegend von Gaza, soll es ausgiebige Kupferminen geben.

Vorstehend theoretisch entwickelter geologischer Ausbau, aus dem Lande selbst gewonnen, gibt in seiner Rekonstruktion das tatsächliche Bild der gegenwärtigen Oberflächengestaltung des ganzen Gebietes: eine flachwellige Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhenlage von 7–800 m über dem Meeresspiegel, von zahlreichen größeren und kleineren Wasserläufen in meist steileingesenkten Flußtälern durchzogen und von einzelnen Kuppen und langgestreckten, oft einige hundert Meter sich über die Terrainwellen erhebenden, zusammenhängenden Höhenzügen überragt. Diese Weichheit der Formen, diese — bis zu einem gewissen Grad — Einförmigkeit ändert sich aber in Adamaua, wo beiderseits des Benuë, dessen breiter Grabenbruch die Hochebene in zwei Teile zerlegt, insbesondere im Südteil, kühne, alpenähnliche Gebirge auftreten. Als ausgedehnte Bergmassive und -stöcke der Hochfläche aufgesetzt, oben stellenweise plateauförmig abgeplattet, durch Sättel und Pässe passierbar, sind sie durch weite, ausgedehnte Talebenen voneinander getrennt; so das an 2000 m hohe Wadyogebirge, nordöstlich von Bali, das gleich hohe Tschebtschigebirge an der deutsch-englischen Grenze — beide gehören zum Nordrand des südafrikanischen Plateaus, von wo aus die Abdachung gegen den Benuë zu beginnt — das bis zu 3000 m hohe Hossere*) Gendero westlich von Ngaumdere, die Bergmassive im Quellgebiet des Benuë, deren bedeutendstes der Sfari mit 2000 bis 2500 m Höhe ist, das Alantikamassiv südlich von Yola, endlich noch der bereits genannte Ausläufer, das Mandaragebirge an der Grenze zwischen

*) Hossére (Fulbesprache) = Gebirge.

Digitized by Google

Adamaua und Bornu. Nach Süden dürften diese aufragenden, schroffen Alpenstöcke mit den 1500 m hohen Ngua- und Mascharibergen zwischen Tibati und der Station Yoko ihr Ende nehmen. Außer diesen bedeutenderen und umfangreicheren finden sich noch eine Reihe kleinerer, die den Charakter steiler, isolierter Erhebungen tragen. (Nicht selten sind diese schwer zugänglichen Felsenhorste ständig bewohnt, oder bilden wenigstens die letzte Zufluchtsstätte der Heidenstämme, wenn die Reiterscharen der Fulla sklavenjagend durch das Land ziehen.)

Solche sind zum Beispiel der Hochebene von Ngaumdere als Hossere Bela und Hossere Ngaumdere aufgesetzt.

Auch nördlich des Benuë findet sich ein solcher isolierter Berg, der einst viel Aufsehen in der Geographenwelt erregt hat. „Hier etwa auf der Hälfte der Strecke Kuka-Yola war es," schreibt Barth in seinem Werk, „wo ich die erste Ansicht vom Berg Mendif gewann, der, seitdem er von Major Denham auf seiner abenteuerlichen Unternehmung gegen einige der Fellata-Ansiedlungen im Süden von Mora zuerst erblickt worden, in Europa so berühmt geworden ist und Veranlassung zu allerlei Vermutungen und Theorien gegeben hat." Er bereits aber, und in allerneuester Zeit Passarge auf seiner Adamauaexpedition 1893/94 haben den „gewaltigen Mendifpeak" Denhams auf das reduziert, was er eben ist: ein gar nicht einmal sehr hoher Berg, der wie ein steiler Zuckerhut aus der Ebene östlich des Mandaragebirges isoliert aufragt.

Der Name Adamaua ward hier zum erstenmal in der Landbeschreibung genannt; und es dürfte vielleicht der Platz sein, manche herrschende Unklarheiten über das, was dieser Name eigentlich umfaßt, zu zerstreuen.

„Adamaua" (Adamáva sagen die Eingeborenen) „ist lediglich ein politischer, kein geographischer Begriff, und umfaßt verschiedene geographische Gebiete. Und zwar hat man unter Adamaua das Sultanat Yola mit allen seinen Vasallenstaaten und den von diesen abhängigen Territorien zu verstehen." Barth berichtet ferner, daß der Name Adamaua eigentlich ein junger Name ist, der dem Lande, das vordem Fumbina genannt war, zu Ehren des mohammedanischen Eroberers dieser Gebiete, des Mallem 'Adama' und dessen Frau, die gleichfalls 'Adama' hieß, gegeben wurde. Seine Grenzen sind aber natürlich nichts weniger als genau bestimmt, noch weniger genau bekannt. Als ungefähren Verlauf derselben dürfte sich — speziell unser Schutzgebiet im Auge behaltend — folgende Linie bezeichnen lassen: Benuë (von der Einmündung seines südlichen Zuflusses Katsena Allah) bis Umburu (westlich von Yola), von da bis hinauf zum Nordabhang des Mandaragebirges und hinüber gen Osten bis zum Logone; von ihm, anfänglich auf dem 16. Längengrad, herunter nach Gaza auf 4° 25' nördlicher Breite. Von Gaza führt dann die ungefähre Südgrenze dieser schwarzen „Interessensphäre" nach Westen herüber über Bertua bis Ngila und Ngute, von da nördlich den Mbam und Bamum stromaufwärts, und endlich über Bafum den Katsena Allah entlang wieder zum Benuë.

Die einzelnen in diesem Raume liegenden Sultanate und Gebiete werden wir bei Betrachtung der Völkerverhältnisse kennen lernen.

Und nun zu den Wasserläufen, die in reichem Geäder das Hochplateau durchziehen, so viel oder so wenig davon bekannt ist. Die Hauptwasseradern in ihrem Mittel- und Unterlauf kennen wir; mit der Kunde ihrer obersten Quellgebiete, sowie ihrer Zuflüsse ist es weniger gut bestellt, und noch schlimmer mit der letzteren einwandfreien Fixierung im Gradnetz der Längen und Breiten. Da treten uns einmal zwei alte Bekannte vom Küstentiefland und der Abdachung her entgegen: der Sanaga (Vom) und der Nyong, die sich hier oben erst so richtig verästen und verzweigen. Der erstere mit seinen zahlreichen Nebenflüssen, unter denen der Mbam und der Djerem die bedeutendsten sind — sie erhalten ihrerseits wieder zahlreiche ansehnliche Zuflüsse — greift weit nach Norden, nach Adamaua hinein, und bildet das weitreichendste und weitverzweigteste der vier bedeutenden Stromgebiete, die hier oben auf der Hochfläche ihre Quellgebiete und, zum Teil wenigstens, auch ihre Entwicklung haben. Es sind die Stromgebiete des ebengenannten Sanaga, des Benuë, des Schari und des Sjanga. Durch sie nimmt Kamerun teil an den drei großen Wasserentwicklungen der Westhälfte Afrikas: der des Niger (durch den Benuë), der des Tsad (durch den Schari), der des Kongo (durch den Sjanga). Aber nur der ästreiche Baum des Sanagasystems liegt ganz innerhalb der politischen Grenzen.



Digitized by Google

Die Wasserscheiden des Sanaga (durch seine beiden Hauptnebenflüsse Mbam und Djerem), Benuë und Shari (durch seinen Nebenfluß Logone bezw. dessen Zufluß Ba-Tena) müssen in den fast in einer geraden Linie liegenden Gebirgszügen der Wadyoberge, des Hossere Gendero und Hossere Ubalea (nördlich Ngaumdere) gesucht werden; über jene des Sjanga zu den drei eben aufgeführten Stromgebieten können bei dem derzeitigen Stand der Erforschung der in Betracht kommenden Landstrecken genauere Angaben nicht gemacht werden; desgleichen ist eine irgendwie erkennbare Wasserscheide zwischen dem Nyong und dem Sjanga bis jetzt noch nicht aufgefunden worden. Jene zwischen dem Benuë und den kleineren Stromgebieten der nördlichen Küstenflüsse Mungo u. s. w. in Gestalt des aufgewulsteten Südrandgebirges des Hochplateaus haben wir bereits kennen gelernt.

Die weiteste Verzweigung innerhalb unseres Schutzgebietes weist also der Sanaga auf. Eine Entwicklung von über 500 km (die Krümmungen natürlich mitgerechnet) nimmt er allein auf der Hochebene ein; an den Nachtigallschnellen, 250 km von der Küste, braust er in einer Breite von über 400 m über die Felstrümmer und Granitblöcke in seinem steinigen Bette. Mit bald längeren, bald kürzeren Unterbrechungen setzen sich derartige Schnellen seinen ganzen Oberlauf hinan fort, soweit er bis zur Stunde bekannt ist.

Die gleiche Mächtigkeit, doch nicht die gleiche Länge weist sein Nebenfluß, der Mbam auf, der sich, nicht sehr weit unterhalb der Nachtigallschnellen, in ihn ergießt. Morgen, sein glücklicher Entdecker, schildert ihn da, wo er zum erstenmal seine Wasser erblickte, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Sanaga, „als einen schönen, stolzen Strom, dessen Breite mindestens 400 m betragen mochte, eingerahmt von bewaldeten Ufern, mit klarem ruhigem Gewässer, das sich dicht unterhalb unseres Standpunktes in zwei Arme teilte, die eine liebliche grünbuschige Insel einschlossen." 200 km stromaufwärts traf der Reisende wieder auf ihn, wo er noch 150 m breit, gleichfalls in vollem, ruhigem Laufe in einem weiten Tal dahinströmte. Durch diese ruhige Strömung unterscheidet er sich vom Gesichtspunkt der Schiffbarkeit aus sehr vorteilhaft von seinem Hauptfluß: überall fast finden sich Kanus bei den an seinen Ufern sitzenden Stämmen; nur bei Ngute sucht er sich durch enge, tiefe Felstäler brausend seinen Weg zu Tal.

Der zweite bedeutendste Nebenfluß des Sanaga, der Djerem, der von den Höhen Ngaumderes nach Süden fließt, zeigt geringere Lust, Fahrzeuge auf seinem Rücken dem Sanaga zuzuführen, als der Mbam. Gleiche Mächtigkeit entwickelnd — ist er doch bei der Einmündung des Mao*) Meng, eines seiner Zuflüsse, an dessen Ufer Tibati liegt, 150–200 m breit, um sich bald auf 300 m zu verbreitern — schießt er in tief eingeschnittenem Flußtal in felsigem Bett, das mit riesigen Granitblöcken durchsetzt ist und sich stellenweise zu schmalster Wasserrinne verengt, dahin, und stürzt in Fällen bis zu 20 m Höhe kaskadenartig dem Sanaga zu.

Wenden wir uns nun zu den anderen großen Stromgebieten, dem Benuë im Norden, dem Sjanga im Süden; das vierte, das des Shari, der hier herauf mit seinen Zuflüssen reicht, fällt mit seiner ganzen weiteren Entwicklung bereits in das dritte geographische Gebiet Kameruns, in das des Tsadsees und des nach diesem seinem bedeutendsten Zuflusse genannten Beckens.

Beide, der Benuë und der Sjanga, gehören nur mit einem recht kurzen Stück des Laufes noch dem Schutzgebiet an; nichtsdestoweniger ist ihre Bedeutung als Wasserstraßen ungleich größer, als die des verkehrsfeindlichen Sanaga.

Der Benuë ist einer der ansehnlichsten Ströme Afrikas, der bei seiner Vereinigung mit dem Niger diesen sogar an Wassermenge übertrifft und noch bis Garua (im unserem Schutzgebiet!) mit Dampfern befahren werden kann. Nördlich Ngaumdere bei Rumbde, am Fuße des Hossere Ubalea entspringt der fast 1500 km lange Strom, im Herzen Deutsch-Adamauas. Kristallklar rauschen seine drei Quellbäche, davon der Mogin güssundusi der größte, in ihren in grauen Gneis eingeschnittenen Steinbetten dahin und branden über Felsen und Klippen in zahlreichen Strudeln und Kaskaden. Das Gefälle ist stark. Auf 1260 m Meereshöhe entsprungen, hat sich der Wasserspiegel des Benuë bei Garua bereits auf 210 m gesenkt. Nichtsdestoweniger hat der Fluß rasch nach Breite und Tiefe sich mächtig entwickelt, und bei der Einmündung seines ersten südlichen Zuflusses, des 550 m breiten Faro, besitzt er bereits eine solche von 800 m bei 3 m Tiefe. Kein Geringerer als Barth stand als erster Europäer an der Stelle des Zusammentreffens beider, dem sogenannten „Taepe"

*) Mao (Fulbesprache) = Fluß.

Digitized by Google

und schreibt, überwältigt von der Großartigkeit und der von ihm sofort geahnten Bedeutung dieser Gewässer: „Wer je den schrankenlosen Phantasien eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plane nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von den Gefühlen machen können, die mich bewegen mußten, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute ich sprachlos in das reiche Land hinein. Wie die Natur es geschaffen, ohne von der künstelnden Hand des Menschen berührt zu sein, lag diese reiche Landschaft da, ein Feld der Tätigkeit kommender Geschlechter. Der Hauptstrom, der Benue*), floß hier von Ost nach West, in majestätischer Breite, durch ein vollkommen offenes Land, aus dem nur hie und da vereinzelte Berghöhen aufstiegen. Die gegenwärtigen Ufer auf unserer Seite" (das Nordufer) „stiegen bis 25 und an einigen Stellen bis 30 Fuß in die Höhe, während gerade meinem Standpunkt gegenüber hinter einer Landspitze der Faro hervorstürzte, und von hier gesehen, nicht viel kleiner schien als der Hauptfluß selbst, wie er in schön gewundenem Laufe von Südosten kam, wo er sich in der Ebene verlor, aber in Gedanken von mir bis an den steilen östlichen Fuß des Alantika verfolgt wurde. Meine Gedanken verfolgten auch den, der ihn aufnahm, weiter; vor meinem geistigen Auge sah ich diesen in seinem breiten, tief eingeschnittenen Tal seine Wogen weiter- und weiterrollen, bis er endlich den großen westlichen Fluß erreichte, den von den ältesten Zeiten der Mandingos" (im Hinterland von Senegambien) „aus, nur wenige hundert Meilen nördlich von der Küste von Guinea, in weitgeschwungenem bogenförmigen Laufe mit einer Länge von mehr als 2000 Meilen" (englische) „an so vielen Städten lebendigen Handelsverkehrs vorüberfließenden Djoliba" (= Niger), „mit dem vereint er dem alles verschlingenden Ozean zueilt. Eine große Bahn lag hier offen, ein Eingangstor für die rüstigen, alles überwältigenden Kräfte des Nordens; aber selbst mit der lebendigsten Hoffnung konnte ich damals nicht voraussehen, wie bald ein Schiff, so wie es die jüngste Erfindungsgabe des Europäers geschaffen, diesen Strom bis fast zu dem Punkte, wo ich stand, heraufkommen würde." (Barth schreibt diese Worte am 18. Juni 1851; nur wenige Jahre später durchfurchten englische Kiele die Gewässer, die ein deutscher Forscher zuerst geschaut.) Barth berichtet dann weiter, daß der Benuë auch Gold führe, den Eingeborenen sei das schon längst bekannt.

Eine Reihe anderer Zuflüsse nimmt der Benuë noch auf, die alle aus dem Hochland oder dessen Abdachung, also aus unserer Kolonie ihm zuströmen. Der eine, der Katsena Allah, bespült mit den Quellbächen seines Nebenflusses Vina den Fuß der einstigen Station Baliburg, der einstigen vorgeschobensten Grenzwacht im Norden Kameruns. Das Gepräge all dieser größeren und kleineren Gewässer ist stets das gleiche, hier wie zu tiefst in Adamaua, wie auf der einförmigen Wellenhochfläche im Südteil der Kolonie: in starkem Gefälle rauschen sie über steinigen felsigen Boden in eingeschnittenen Betten, zu denen man nicht selten 4 bis 6 m hinabsteigen muß; in Fällen und Kaskaden von imposanten Höhen (bis zu 30 m) gehen sie zu Tal.

Von den nordlichen Wassern, die der Benuë aufnimmt, sei nur das eine, das innerhalb unserer Grenzen ihm zufließt, der Mao Kebi, genannt; deshalb, und weil er aus dem Flachland im Süden des Tsade, also aus der dritten geographischen Zone Kameruns kommend, vermittels des langgestreckten, in seinem Umfang außerordentlich veränderlichen Tuburisumpfes sogar das Benuëstromgebiet mit dem des Shari verbinden dürfte.

**Nur ein recht kurzes Stück des Benuë, sein Oberlauf, liegt in deutschem Kolonialland — aber dieses Stückchen ist immerhin wichtig; und scheint die Erkenntnis und, was die Hauptsache ist, die Verwertung dieser Erkenntnis gottlob aufs neue erfaßt zu werden; erinnern wir uns, daß eine deutsche Expedition nach Garua unterwegs, nach den neuesten Nachrichten bereits dort eingetroffen ist.**

Vielleicht (hoffentlich) bestimmt, noch eine Rolle in unserer Kolonie zu spielen — als Glied einer Kette von Stationen bis hinauf zum Tsad, als an der besten Wasserstraße Westafrikas gelegene Operationsbasis — ist es vielleicht nicht uninteressant, die Umgebung Garuas, das Benuëtal überhaupt, uns von Passarge schildern zu lassen. „Nach Nordost, Ost und West zu schweift der Blick über eine 2—3 Stunden breite, wellige Ebene, aus der sich mehrere, bis 30 m hohe Sandsteinrücken und Hügelreihen erheben. Begrenzt wird dieselbe nach Nordosten und Norden durch ein steiles, von Schluchten durchfurchtes Sandsteinplateau, das sich mit einer schroff abfallenden Wand jäh aus dem Benuëtal erhebt, während seine Hochfläche wohl noch um dieselbe Höhe weiter ansteigt: das Hossere Tengelin. Im Süden und Osten blickt man in das eigentliche grüne Tal des oberen Benuë, in welchem sich das blaue gewundene Band des Flusses hinzieht. Ein unruhiges Berg- und Hügelland erhebt sich jenseits des Flusses, und zwischen diesem und dem Tengelingebirge schaut man nach Nordost über eine weite Ebene bis zu fernen Höhenzügen."

**Eine noch schmälere Operationsbasis, im oder genauer am eigenen Land gelegen, bietet das südliche hydrographische Gegenstück zum Benuë: der mächtige Sanga. Verhältnismäßig wenig ist über ihn bis zur Stunde bekannt;**

*) „Das Wort gehört der Battasprache an, in welcher ‚be' oder ‚bi' Wasser bedeutet; nue = Mutter; und der ganze Name Be nue bedeutet demnach Mutter der Gewässer. Der Name ist daher weiblich, und man sollte strenggenommen die Benuë sagen."

Digitized by Google

aber ſchon das berechtigt, weittragende Bedeutung dieſem gewaltigen nördlichen Zufluß des zweiten Rieſenſtromes Mittelafrikas, des Kongo, vorauszuſagen — vorauszuſagen, daß er wohl beſtimmt ſein wird, dieſelbe Rolle in Südkamerun zu ſpielen, wie der eben geſchilderte Strom im Norden: kurz, der Benuë des Südens zu werden. Iſt dieſer die Eingangspforte in das hochentwickelte, induſtriereiche, viehzuchttreibende Adamaua, ſo führt der Sſanga freilich durch ödere, einſamere, unkultiviertere Zonen — aber dieſe ſcheinen nach allem, was man hört, jene zu ſein, aus denen die Adamauahändler, die Hauſſakarawanen die Elfenbeinmaſſen beziehen, von woher ſie die Märkte von Gaza und Ngaumdere, von Tibati und Yola bis hinauf nach Sokoto mit dieſem wertvollen Handelsprodukte verſehen; es ſcheinen jene unwegſamen, unwirtlichen Urwaldgebiete zu ſein, in denen in ungeheuren Mengen noch das Elfenbein in Geſtalt ſeiner Träger, zahlloſer Elefantenherden, aufgeſtapelt iſt.

Elefantenjäger mit erbeuteten Zähnen.

Und hier, in dieſer fernen Südoſtecke Kameruns hat es die Natur, was natürliche Verkehrsſtraßen anlangt, ſogar noch beſſer mit unſerer Kolonie gemeint, wie oben in der Benuëſphäre; ein mächtiger und beträchtliche Strecken befahrbarer Nebenfluß des Sſanga liegt faſt mit ſeiner ganzen Entwicklungslänge in unſerem Schutzgebiet, der Dſhah (Ngoko) — wenn die derzeit im Gang befindliche Grenzregulierung und -vermeſſung da unten nicht auch dieſe ſchöne Hoffnung wieder zu Waſſer werden läßt! Macht die endgültige Grenzbeſtimmung uns keinen gar zu dicken Strich durch die Rechnung, ſo dürfen wir

vor unserem geistigen Auge das gleiche Zukunftsbild dieses Stromes erstehen lassen, wie es uns Barth von der geahnten Bedeutung seines entdeckten Stromlaufes gezeichnet hat; es paßt bis in lokale Einzelheiten. Nur andere Namen brauchen wir einzusetzen: statt Benuë und Niger — Sanga und Schari und Kongo.

Die Detailforschungen in diesen Gebieten sind noch so jungen Datums, so wenig zahlreich und einwandfrei, daß eine Verarbeitung derselben und Angliederung an Bekanntes ein verfrühtes Unternehmen wäre. So wissen wir zum Beispiel von den zweifellos zahlreichen Zu- und Nebenflüssen des Sanga und des Schari innerhalb unserer Kolonie noch so viel wie nichts; nur daß ein ausgedehntes, nach allen Himmelsrichtungen (also auch zum Ruong und Sanaga?) abgehendes Quellgebiet südlich und westlich von Bertua liegt, haben die jüngsten Züge v. Steins ergeben. So hören wir denn am besten den Sonderbericht des leider verstorbenen verdienstvollen Forschers in Südkamerun, Dr. Plehn, über seine Exploration des Schari, die er nach Anlage der Regierungsstation Ngoko, am Norduser des Schari, 1899 vorgenommen hat.

„8 Tage lang ging die Fahrt stromauf. Das Terrain wurde mehr und mehr bergig. Alles Kuppen und Hohenrücken bis zu 700 m relativer Höhe, mit dichtem Urwald bedeckt, durch die sich der Fluß in vielen Windungen schlängelt. Die Ufer sind zum Teil landschaftlich sehr schön. Am 8. Tage gelangten wir an eine etwa 300 m im Durchmesser haltende, rings von Bergen eingeschlossene seenartige Verbreiterung des Flusses, in die sich, aus einer schmalen Felsschlucht reißend hervorbrechend, der Schari ergießt; er ist an der Durchbruchstelle kaum 50 m breit. Wenn man auch nicht von Fällen sprechen kann, so ist doch zweifellos, daß die Schiffbarkeit hier zu Ende ist. Den nächsten Tag ging ich zu Fuß eine Strecke stromauf und durchschritt die Schlucht; ich fand noch drei weitere Katarakte. Oberhalb derselben verbreiterte sich der Strom wieder bis zu etwa 150 m.

Was das Ergebnis der Reise betrifft, so dürfte die Konstatierung der Schiffbarkeit des Schari auf eine so große Strecke von Interesse sein. Ich habe von der Station bis zu den Schnellen mit gut bemannten, nicht übermäßig beladenen Kanus für die Bergfahrt 86, für die Talfahrt 25 Stunden gebraucht. Die ganze Strecke von den Schnellen bis zur Mündung des Ngoko (Schari) in den Sanga, die ich auf etwa 330 km berechne, ist selbst für größere Flußdampfer gut schiffbar. Ich habe von den Fällen an alle 2 Minuten loten lassen, und erreichte bei dem damals herrschenden mittleren Wasserstand mit einer 3 m langen Rute nur an ganz vereinzelten Stellen den Grund, wobei noch zu erwägen ist, daß ich mit den Kanus natürlich fuhr, ohne mir das Fahrwasser irgendwie auszusuchen" (also die gleiche Tiefe wie der Benuë bei Garua). „Das Bett des Schari ist tief in felsigen Boden eingeschnitten. Die Strömung wechselt sehr, ist jedoch meist gering.

Die übrigen Nebenflüsse des Schari sind kleine Bäche, von denen einige nicht weit von der Mündung fischreiche Teiche bilden." (Aus: Deutsches Kol.-Blatt 1899.)

Der Bericht lautet bedeutungsvoll genug. 300 km weit nach Westen können Dampfer vom Sanga aus stromaufwärts ins Innere Südkameruns dringen. Die Befahrbarkeit des Sanga wird bereits seit Jahren vom Kongostaat und Kongo français praktisch ausgenützt: Dampfer verkehren von Brazzaville am Kongo bis weit hinauf nach Carnot am Oberlauf des mächtigen Stromes. Ist der Vergleich des Sanga—Schari mit dem Benuë, ist's, ihn den Benuë des Südens der Kolonie zu nennen, zu kühn? Wohl sicherlich nicht.

Die letzte geographische Zone unserer Kolonie endlich ist

### 3. das Tschadseegebiet und das Sharibecken.

Nur teilweise gehören diese ausgedehnten Gebiete in unsere Interessensphäre; Kameruns Grenze führt ja vom Südwesten kommend nur eine kurze Strecke an dem Gestade des Tsad und geht dann am linken Ufer des Schari stromaufwärts. Durch diesen Bruchteil dieser ungeheuren Niederungen westlich, nördlich und östlich des Mandaragebirgsstockes hat die Kolonie Anteil auch am Nordteil des sogenannten Zentralsudan, Anteil an dem altehrwürdigen, nun zertrümmerten Reich des Scheich Omar von Bornu.

„Sudan bedeutet auf arabisch ‚das Land der Schwarzen', im Gegensatz zu Nordafrika mit seiner weißen Bevölkerung. Der Name hat sich jetzt in der Geographie eingebürgert, und man versteht unter ihm die tropischen Länder am Südrande der Sahara. Seine Grenzen nach Süden sind jedoch noch nirgends festgelegt. In westöstlicher Richtung teilt ihn Barth in den West-, Zentral- und Ostsudan ein, wobei er den Niger und den Ostrand des Sharibeckens als Grenzen annimmt."

Bezüglich der Kenntnis dieser Landstrecken nun sind wir fast ganz auf die Berichte Barths und Nachtigals angewiesen — am rechten Shariufer aller-

Digitized by Google

dings kreuzen französische Expeditionen nach allen Richtungen das Land (eine derselben greift auch bis zum Logone herüber aus), Gentil fuhr, wie wir in Abschnitt III hörten, mit einem Dampfer den Strom hinunter; über geographische und ethnographische Verhältnisse geben jedoch ihre Nachrichten, die sich überdies natürlich fast nur auf Baghirmi beziehen, nicht sonderlich viel Aufschluß, vor allem fehlt ihnen der klare, weitschauende Überblick mit Forscherauge. So können wir uns mit den Aufschlüssen unserer beiden Gewährsmänner genügen lassen, stolz darauf, aus den Reihen deutscher, der berühmtesten aller Afrikaforscher, über deutschen Kolonialbesitz zu hören. Gottlob ist die Wissenschaft nicht wechselnd wie die Mode, und hat vor ihrem Richterstuhl nicht nur das Neueste Geltung und Ansehen wie vor dem der urteilslosen, nach Sensationsentdeckungen hungrigen Menge — was ein gewissenhafter Forscher vor hundert Jahren geschaut und berichtet, gilt für alle Zeiten, zum mindesten bezüglich der geographischen Verhältnisse. Ethnographische Tatsachen allerdings ändern sich gerade in Afrika oft überraschend und total insofern und dadurch, daß bei dem Gewoge der Völkerverschiebungen in diesem Lande oft gänzlich verschiedene Gruppierungen und Bilder in ein und demselben geographischen Gebiete zu verschiedenen Zeiten geschaffen werden.

„Von den südlichen Grenzdistrikten Bornus, Mandara u. a. senkt sich das Bornuterritorium in einer Höhenlage von 2—300 m ganz unmerklich gegen den Tsad zu, welcher eine Meereshöhe von ungefähr 270 m hat. Dieser Teil des Reiches ist so flach und eben, daß die denselben durchschneidenden Flüsse, wenn sie während der trockenen Jahreszeit überhaupt wasserhaltig bleiben, entweder nur vereinzelte Wassertümpel in ihren Betten bilden, oder ein so geringes Gefälle haben, daß es schwer ist, ihre Richtung zu erkennen. Diese ebenmäßige Flachheit erklärt die Seltenheit kleinerer, sich in Flüsse und Flüßchen ergießender Rinnsale. Wo sich eine leichte Bodensenkung findet, bleibt das Wasser der Regenzeit als ‚Flachsee, ‚kûluga', stehen, bis es nach Monaten der Kraft der Sonne und der Trockenheit der Atmosphäre gelungen ist, dasselbe zur Verdunstung zu bringen, und während der Regenzeit werden viele Gegenden infolge ihrer Abflußlosigkeit schwer passierbar. Waltet, wie nahe dem Tsad, ein günstig gemischter Sandboden vor, welcher das Regenwasser aufzusaugen im stande ist, so herrscht in den regenreichen Jahren große Fruchtbarkeit bei leichter Bodenkultur. Wo aber die vielfach unter der oberen Sandschicht befindliche Tonerde zu Tage tritt, wird der Segen des Himmels leicht ein zu reichlicher. Die waldreichen Gegenden des Südens und Südostens" (von Bornu) „sind häufig durch nackte Bodenabflachungen unterbrochen, welche während der Regenzeit und einige Monate nachher, also in manchen Jahren fast während der Hälfte des Jahres unter Wasser stehen und, ausgetrocknet, einen tiefschwarzen zerklüfteten Moorboden zeigen. Durch diese charakteristischen und in der trockenen Jahreszeit zugleich öden und traurigen Bildungen, welche ‚firki' genannt werden, zeichnen sich vorzüglich die um den Südwestwinkel des Tsad gelegenen Gegenden aus." (Aus Nachtigal: Sahara und Sudan.)

Schließen wir uns, nach so gewonnenem Überblick über Südbornu, dem Reisenden an auf seinem Marsche von Kuka um das Südufer des Tsad zum Shari und diesen stromaufwärts bis in die Höhe von Kuno. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß es uns auf diese Weise vergönnt ist, an der Hand dieses berühmten Führers durch die ganze Nordostecke unserer Kolonie zu wandern — keines Deutschen Fuß hat seit Nachtigal diese Länder mehr betreten. Wir suchen den Reisenden am Unterlauf des in zahlreichen Verzweigungen, zum Teil direkt in den Tsad mündenden Logone auf, am Ufer des Gambaru.

„Der Gambaru hatte einen nur 15 Schritte breiten und 2 Fuß tiefen Wasserstrom in seinem weiten Bette und bot mit seiner herrlichen Uferwaldung, deren Lichtungen den in jenen Gegenden seltenen Anblick üppiger Wiesen gewährten, ein reizendes Bild. Der Fluß zweigt sich höchst wahrscheinlich in dem wasserreichen Lande der Musgo" (am Mittellauf des Logone) „vom Flusse von Logon ab, und ergießt sich direkt in den Tsad. Mit mannigfachen Windungen fließt er ihm zu, und von Norden her senkten sich zahlreiche, kleine, jetzt wasserlose Rinnsale zu ihm. Zu und nach der Regenzeit schwellen viele derselben so beträchtlich an, daß sie nur auf Fahrzeugen passiert werden können. Die Gegend ist so flach und dann so wasserreich, daß man die Dörfer vielfach auf künst

Digitized by Google

lich erhöhtem Terrain errichtet und so vor Überschwemmungen sichert . . Nach zweitägigem Weitermarsch den Gambaru stromauf, dessen Wasserspiegel hier zuweilen die Breite von 50–60 Schritt erreichte, erreichten wir das nahe der Grenze von Bornu liegende Dorf Tile und lagerten in nächster Nähe am Flußufer im Schatten einer schönen Tamarinde. Der Fluß mit seinen im mannigfaltigsten Grün prangenden Ufern macht hier eine Krümmung, so daß er durch den Dorfhügel in seinem Laufe unterbrochen schien. Zur Seite hatte ich das Dorf, vor mir plätscherten badende Kinder vergnügt im Flusse, und eine lange Reihe von Frauen mit gefüllten Körben und Schüsseln auf dem Kopfe durchwateten denselben, um sich nach der Stadt Dilbet, eine Tagreise südlich von Tile, auf den Markt zu begeben. Weiter links kamen Scharen von roten und grünen Meerkatzen in grotesken Kapriolen, um zu trinken, und beobachteten neugierig die badenden Kinder; Perlhühner huschten durch das Gehölz, und graviätische Wasservögel suchten und fanden am Rande des Flusses ihre Beute. In träumerischem Entzücken lag ich im Ufergrase und schwelgte im Anblicke des landschaftlichen Bildes. Tags darauf betraten wir das Gebiet von Logon.

Logon, das in der Landessprache ‚Loghwan' oder ‚Laghwan' heißt, ist ein wasserreiches, stellenweise sumpfiges Land zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses. Das ganze Gebiet ist durchaus flach, in der Regenzeit voll sumpfiger Wiesenwässer, stagnierender Wasseransammlungen, Rinnsalen fast ohne Gefalle. Wo Tonboden vorwaltet, ist die Gegend dann unpassierbar. Die einzigen Bodenerhebungen weit und breit sind die Granitfelsen von Wala" (Westsüdwest von Logon) „mit einer Höhe von wenig mehr als 150 m über der Ebene." (Aus Nachtigal: Sahara und Sudan.)

Den Shari überschritt Nachtigal südöstlich von Logon und zog an ihm auf seinem rechten Ufer stromauf, soweit er die Grenze des heutigen Kamerun bildet, damals, 1872, nicht ahnend, daß er dreizehn Jahre später an der fernen Guineaküste den Grundstein zu dem Bau zu legen berufen war, der sich bis an seine einstige Marschstraße hier ausdehnen sollte.

„Sein Ostufer", so schildert er diesen mächtigen Strom, „erhebt sich im allgemeinen höher als das westliche, und ist dann dicht mit hochstämmigen Bäumen bewaldet; doch bisweilen wird die hohe Uferlinie plötzlich unterbrochen oder weit zurückgerückt, so daß das Tal des Shari eine Breite von mehreren Kilometern gewinnt. In diesem Falle findet sich das sandige Terrain nur in der nächsten Nähe des Flusses, während der übrige Teil der Niederung einen humusreichen, von sumpfigen Sinterwässern durchsetzten Boden zeigt, dessen hauptsächlichste Vegetation von dichtem, die Köpfe der Reiter überragendem starren Grase gebildet wird. Zahlreiche Inseln durchsetzen den Strom, fast ausnahmslos sandiger Natur, oft nur kleine, nackte Sandbänke, oft von beträchtlicher Ausdehnung und mit dichtem Gebüsch bewachsen."

Der Shari, diese gewaltige Wasserstraße an unserer Nordostgrenze, ist ein außerordentlich weit ausgreifender Fluß.

Seine südwestlichen Quellenarme reichen, wie wir hörten bis in die Gegend von Ngaumdere hinauf, die rein südlichen und südöstlichen kommen Zuflüssen des Ubangi sehr nahe. Er führt dem Binnenmeer Zentralafrikas, dem Tsad, die Hauptmenge der speisenden Wassermassen zu; Nachtigal berechnet als ungefähre Quantität derselben nicht weniger als etwa 60 Kubikkilometer in der Sekunde! In zahlreichen Armen ergießt er sich in die riesige Süßwasserlagune (Nebenbei bemerkt ist das Wort „shari" kein Eigenname, sondern hat generelle Bedeutung; gleichwie der Name „tsade" — so schreibt Nachtigal und das wäre auch wohl die richtigste Form! Beide, „shari" und „tsade" bedeuten in der Kanuri-sprache — Kanuri sind die ursprünglichen Anwohner des Westufers — nichts anderes als eine „große Wasseransammlung"). „Der Fluß", wir entnehmen auch diese Angaben, als die genauesten, die wir darüber besitzen, dem klassischen Forschungswerk Nachtigals, „verhält sich bezüglich seines Wassergehaltes und Stromgeschwindigkeit je nach Jahreszeit sehr verschieden. Beide sind am bedeutendsten im September und Oktober, am geringsten im Frühjahr. Denham überschritt den Shari etwa 40 km vor seiner Mündung und gibt seine Breite zu 1000 m, seine Stromgeschwindigkeit zu 1–1½ m in der Sekunde an. Ich selbst passierte den Fluß etwa 70 km von der Mündung entfernt, also gleichfalls nach seiner Vereinigung mit dem Logone und fand ihn gegen 800 m breit mit einer Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Sekunde. Die Tiefe des Shari auf der ganzen von mir befahrenen Strecke, 150 km lang, wechselte zwischen 1–2 m, die des Logon zeigt nicht selten eine solche bis zu 7 m. Alle diese Verhältnisse ändern sich im Laufe der Regenzeit ganz erheblich. Dann werden zuweilen die oft 4–5 m hohen Ufer überflutet, und die Stärke des Stroms ist erheblich vermehrt."

Die Wassermassen, die er in diesen Zeiten dem Tsad zuführt, vermögen, wie leicht begreiflich, auch dessen ungeheure Fläche zu verändern, zu heben.

Mit einem kurzen Streifzug auf diese gewaltige, eigenartige Wasseransammlung beschließen wir unsere orographisch-hydrographische Wanderung durch die so verschiedenartig gestalteten Gebiete unserer Kolonie. Zuvor noch schnell einen Blick mit geologischem Auge auf dieses eben durchzogene dritte (Niederungs-)Gebiet Kameruns.

Vergegenwärtigen wir uns die geschilderte Oberflächengestaltung vom Südfuß des Hoffere Mandara weitum im Umkreis von Nordwest über Nord zu Ost, die riesigen Fluß- und Sumpfstrecken, weithin mit Sand-, Lehm- und Moorboden bedeckt und durchsetzt, die daran sich anschließende Mulde des Sees, so drängt sich uns unwillkürlich die Vermutung, ja Gewißheit auf, daß wir es bei diesem ungeheuern Senkungsfeld des Tsadgebietes mit einem riesigen einstigen Seebecken zu tun haben, vielleicht geschaffen bei jener titanischen Umwälzung, die unten im Süden hinwiederum viel tausend Meter hohe Berge in die Lüfte gehoben hat (vergl. S. 38 u. 39) — die heutige Wasserfläche des Tsad ist noch ein dürftiger Rest?

Doch zur Gegenwart. Der erste Anblick des Sees ist eine große Enttäuschung: das lesen wir in Barths wie in Nachtigals Reisebericht zu unserer größten Verwunderung; und die wenigen sonstigen Schilderungen sprechen sich in gleichem Sinne aus. Der Satz ist nicht ganz richtig, es muß heißen: Jeder Forscher, der bis zu ihm vordrang, erlebte große Enttäuschung, weil er trotz der Gewißheit, nunmehr endlich das ersehnte Ziel erreicht zu haben, vom Tsadsee vorderhand — nichts zu sehen bekam!

Wer sich von der Ostseite dieser ungeheuren Süßwasserlagune nähert, dessen Gesichtskreis wird durch einen ausgedehnten Archipel zahlloser Inseln begrenzt, die das Bewußtsein der dahinter liegenden riesigen Wasserfläche gar nicht aufkommen lassen; im Westen wiegt zwar das offene Wasser vor, doch auch da erblickt man es von den flachen Ufern aus nur selten; fast überall wird der Blick durch nackte oder mit Busch bewachsene Inselstreifen aufgehalten oder schweift (wie das auch im Süden der Fall ist) über schilfige, sumpfige Flächen. Nur im Norden, wo die Landschaft welligen, hügeligen Charakter — Dünen — bereits wieder zeigt, gelingt es, Einzelausblicke auf den Wasserspiegel zu erhaschen. Aber auch da liegt der See dann nicht in seinen meeresähnlichen Ausmaßen mit dem Horizont zusammenfließend vor Augen — „ringsum ist die blaue Flut von einem ununterbrochenen Walde von Binsen umsäumt, und das Wasser selbst mit Wasserpflanzen, namentlich der Wasserlilie, welche an manchen Stellen eine vollständige grüne Decke über dasselbe bildet, belebt". (Aus Barth: Reisen ꝛc. ꝛc. in Zentralafrika.)

Soweit man bei einer derart schwer zu begrenzenden, zum dritten Teil mit einem Inselarchipel ausgefüllten und je nach der Jahreszeit so außerordentlich an Wassermächtigkeit und damit die Uferlinie wechselnden „ungeheuren Lache" (wie Barth den Tsad ziemlich mißächtlich nennt) von einer annähernd richtigen Schätzung sprechen kann, ergibt sich für seine Fläche ein ungefährer Inhalt von 27000 qkm, also nahezu die Größe der Insel Sizilien. Die Form des Sees ist die eines unregelmäßig gestalteten Dreiecks mit einer nach Nordnordwest gerichteten abgerundeten Spitze und einer nach Südsüdost gekehrten Grundlinie. Diese, wovon ein Stück unsere Seegrenze bildet, „erscheint durch die Deltabildung des aus Südosten kommenden Hauptzuflusses Shari in das Innere des Dreiecks zu gebrochen und besitzt eine Länge von etwa 170 km". Auf dieser für uns nur in Betracht kommenden Strecke ist „das Ufer vollkommen flach und Kilometer weit unpassierbarer Sumpf. Bei zunehmendem Wasserstand erweitert der See auf der ganzen Uferlinie seine Grenze, und im November ist er dergestalt gestiegen, daß die dort gelegenen Ortschaften lange Zeit vielfach nur durch Boote miteinander verkehren."

## b) Pflanzendecke und Tierwelt.

Die bisherige Betrachtung des Landes hat uns gezeigt, daß das Kamerungebiet starke geographische Gegensätze in sich schließt: flache sumpfige Küstenstrecken mit breitgelagerten Flußmündungen, da jähen und steilen, dort terrassenförmigen Plateauanstieg mit tiefeingeschnittenen, kaskadenartig abstürzenden Wassern, das mächtige vulkanische Küstengebirge, ein weites, von ragenden Gebirgsmassiven durchsetztes, von weitverästeten Stromgebieten durchzogenes Hochland im Innern, und schließlich wieder flache, sumpfige ausgedehnte Niederungsstrecken, mit einer riesigen Süßwasserlagune abschließend.

Nicht minder ausgeprägt sind die pflanzengeographischen Gegensätze, die das Land innerhalb seines Grenzzuges birgt. Weniger scharf gezeichnet sind naturgemäß die Verschiedenheiten in der nicht an die Stelle gebannten Tierwelt, doch sind ausgesprochene Hauptverbreitungsgebiete gewisser Arten unverkennbar.

Und wie die Allgemeingliederung Kameruns eine Dreiteilung ist, so tritt eine solche auch in der Pflanzenwelt klar zu Tage; in der Fauna kann man ohne sonderlichen Zwang die gleiche Dreizahl erkennen. Ja, wie wir im

Digitized by Google

nächſten Abſchnitt ſehen werden, ſpielt dieſe Zahl auch in der ethnographiſchen Gliederung des Landes eine Rolle.

Brackwaſſer- und Sumpfvegetation, Urwald und Steppe, das iſt die pflanzliche Trias; — die zoologiſche deckt ſich ungefähr mit ihr. In Verbindung mit der geographiſchen Dreiteilung gebracht: das Küſtengebiet iſt das Reich der Brackwaſſerpflanzenwelt und des Urwalds mit den ihnen eigentümlichen Tierweltvertretern; die Atlantikabdachung des Plateaus deckt gleichfalls Urwald, während der weitaus größte Teil ſeiner gewaltigen Hochfläche das Gebiet der Steppe in ihren drei verſchiedenen Formen (nach der Einteilung Dr. Paſſarges) iſt, durchflogen und durchzogen von der ihre freien luft- und lichterfüllten Strecken bevölkernden Fauna. Nur im Süden ragt der ſich breit auslagernde Ausläufer des ungeheuren, ſpärlich bewohnten Äquatorialwaldes vom Kongo her hinein ins Land und bildet, mit dem die Terraſſen hinankletternden Urwald ſich vereinigend, einen breiten Gürtel von der Küſte bis hinüber zum Sſanga, bis hinauf zum Nyong. Die dritte geographiſche Region endlich deckt die Buſchwaldform der Steppe, um allmählich in die Sumpfvegetation der ſtehenden und fließenden Gewäſſer des Tſadſeebeckens überzugehen.

Flußpferd.

Ein Reich für ſich iſt der Kamerunberg, der Mongo ma loba, dem von ſeinem meerumſpülten Fuß bis hinauf zum Kratergipfel die drei botaniſchen (und zoologiſchen) Reiche zu eigen ſind: wir haben ſie bei ſeiner Erſteigung und dann ſpäter noch einmal bereits durchſchritten und flüchtig kennen gelernt (S. 33 u. f., ſowie S. 40 u. f.).

Da haben wir ſie im kleinen, eng zuſammengeſchoben und gürtelförmig übereinander gegliedert gefunden — ſie auf den Tauſenden von Quadratkilometern breit nebeneinander gelagert zu durchſchreiten, treten wir von neuem unſere Wanderung von der Küſte landeinwärts an. Diesmal wählen wir ein Stück weit ins Innere, durch das ganze Küſtengebiet, den Waſſerweg; im Kanu ſtromaufwärts den Mungo laſſen wir Brackwaſſervegetation und einen Teil Urwaldzone mit ihren befiederten und bepelzten Bewohnern an uns vorüberziehen.

„Von der Joßplatte geht die Fahrt hinüber über das Kamerunäſtuar zur Einmündung des Mungokriek. Maſſen von Seeſchwalben huſchen um uns herum, und ein Geieradler zieht am Strande entlang, nach einer vom Meer ausgeworfenen Beute ſpähend. Vielleicht ahnt er auch, daß ihm bald wieder an den Überreſten eines Wales reich beſetzte Tafel wird.“ (Furchenwale ſind gar keine

seltenen Gäste an der Kamerunküste; so wurden im Jahre 1898 drei solcher vor Viktoria harpuniert, und jedes Jahr fallen ein oder ein paar den Bobiafischern zur Beute.) „Unter der Gunst der Strömung biegen wir in den Kriek ein, und mühsam sucht sich das Boot in dem Gewirr von Wasserarmen seinen Lauf. Die fast feierliche, über der Landschaft liegende Ruhe, welche nur selten durch das Kreischen eines Papageis unterbrochen wird, übt einen eigentümlichen Eindruck aus. Selten kräuselt ein Windhauch die Wasserfläche. Bald jedoch nimmt die eigenartige Ufervegetation dieser Brackwasserzone unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In erster Linie fällt die Mangrove (oder Rhizophore) auf durch die besonders zur Ebbezeit sichtbaren bizarren Formen ihres stelzenartigen Wurzelwerks sowohl wie durch die oft seilartig ausgespannten oder frei herabhängenden Luftwurzeln und das einförmige matte, an Weiden erinnernde Grün ihrer blanken, lederartig festen Blätter: sie bildet zum größten Teil die Pflanzendecke der Ufer. Der schlammige, weiche Boden bleibt sonst kahl — das salzige Wasser, mit dem die Flut ihn überspült, läßt keinen niederen Pflanzenwuchs aufkommen. Dafür bedecken sich die Ufer, wenn man sie in dieser Wattenregion so nennen will, sobald die Flutwelle wieder zurückgeht, rasch mit zahlreichen Vertretern der Tierwelt. Im Wurzelwerk der Rhizophoren kriechen und klettern zahllos kleine eigentümliche Fische mittels ihrer zu einer Art von Armen umgebildeten Brustflossen, kleine Krabben verschwinden bei unserer Annäherung schnell in ihren Löchern, schwarz und weiß gefärbte Eisvögel streifen hin und her, zahlreiche Graupapageien fliegen kreischend über uns hinweg, und eine braune weißgefleckte, große Ente mit hochroten Beinen wird unsere Beute. Reiher, Sumpf- und Schattenvögel holen sich von den Fischen und Krabben zu ihrem Fraß, und der graugrüne Bülbül huscht durch die fast gleichfarbigen Zweige der Mangroven. Von Insekten macht sich zunächst nur die sogenannte Mungofliege durch schmerzhaften Stich bemerkbar.

Die Fahrt geht weiter in dem enger und enger werdenden windstillen Kriek, in welchem eine fast unerträgliche Hitze herrscht. Jetzt zeigen sich große Büsche eines der Brackwasserzone eigentümlichen gewaltigen Farnkrautes, ferner dichte Horste der herrlichen Weinpalme und stattliche reich mit Früchten beladene Pandanus, mit deren stachligen Blättern man bei der Enge und den vielen Windungen des Kriek, der stellenweise höchstens eine Breite von 3–5 m hat, oft in recht unangenehme Berührung kommt.

Festeres Schwemmland beginnt. Die Rhizophoren treten mehr und mehr zurück, häufiger wird die Raphia, Scitamineen zeigen sich, und jetzt mündet der Kriek in einen breiten Arm ein: die Wasserrinne wird zu einem ausgeprägten, vielfach gewundenen Bett, und endlich biegen wir in den eigentlichen Mungofluß ein. Die Brackwasserregion ist durchschnitten. Wohl macht auch hier noch Ebbe und Flut durch Sinken und Steigen sich bemerkbar, doch schon ist ständiger Abstrom vorhanden und infolgedessen süßes Wasser. Rasch wird die Vegetation jetzt mannigfaltiger: der Mangrovenwald wird zum Buschwald. Hier und dort erhebt sich ein riesenhafter Eriodendron, dessen gigantische Formen gerade in dieser Umgebung besonders auffallen; ihm schließt sich eine große und derbblatterige Loganiacee an und andere Hochwaldbäume, jedoch in sehr geringer Zahl. Außerordentlich dicht ist das Unterholz, das, mit europäischem Maßstab gemessen immerhin die Höhen eines mittleren Buchen- und Nadelholzwaldes erreicht. Davon ist besonders zu nennen eine strauchartige Euphorbiacee; einmal weil sie den Hauptbestandteil der Uferwaldungen nunmehr einnimmt und dann wegen einer weniger liebenswürdigen Eigenschaft. Auf ihr lebt mit Vorliebe eine hellbraune Ameisenart. Diese Myrmiciden kerben einige Blätter zu etwa faustgroßen Klumpen zusammen, und bei unvorsichtiger Annäherung des Kanus lassen sie sich massenhaft in dasselbe hineinfallen und peinigen durch widerlichen Geruch und noch mehr durch ihren schmerzhaften Biß, der schon manchen Mungofahrer Hals über Kopf ins Wasser springen ließ, sich so von den Quälgeistern auf die rascheste Art zu befreien." (Aus: Mitteilungen u. s. w.) Endlich auch findet das durch das stete Graugrün ermüdete Auge lebhaftere Farben. In strahlendem Weiß schimmern die Blüten des eben genannten Baumes, Schlingpflanzen leuchten rot und gelb, faustgroße, scharlachrote Schmetterlingsblüten winden sich um abgestorbene Stämme, tiefviolette Trauben eines anderen Gewächses ranken sich hinauf bis zu den Spitzen der hohen Urwaldriesen, während wieder andere ihre langen gurkenähnlichen Früchte tief bis zum Wasserspiegel herabhängen lassen. Blüten und Früchte, frisches, junges und welkes Laub am gleichen Stamm: das ist es, was unter den Tropen jeden Unterschied der Jahreszeiten in unserem Sinne aufhebt. Nie findet man ganz entblätterten Wald, nie solchen in jungem, frischem Grün prangen. Werden und Vergehen verbinden sich innig im gewaltigen, sich selbst überlassenen Naturhaushalt der Tropen.

Von der kleinen Tierwelt blieb unser getreuer Genosse anfänglich noch die Mungofliege, um dann später von dem wohlbekannten Quälgeist der Tropen, dem Moskito, begleitet und endlich abgelöst zu werden. „In der undurchdringlichen Uferwildnis schreien Affenherden, und in Scharen, laut lärmend, ziehen hoch oben Graupapageien. Ab und zu hört man einen mächtig rauschenden langsamen Flügelschlag, man schaut auf, und über einen weg geht ein Nashornvogel mit mißtönendem Geschrei. Das Merkwürdige an dem Vogel ist der Hornauswuchs an seinem Schnabel: da, wo letzterer am Kopf ansetzt, ein hornartiger stumpfer Vorsprung. Dieser Schmuck hat ihm auch seinen Namen eingetragen. Da und dort ist in die dichte, grüne Ufermauer ein Loch gerissen, das Unterholz geknickt und eine tiefe Furche in die Lehmsteilwand eingegraben. Da ist ein Elefant durchgebrochen, der seinen mächtigen Körper in den Fluten erfrischt hat.

Das Vegetationsbild zu beiden Seiten des Flußes hat sich unterdessen nicht unwesentlich geändert: der Buschwald ist zum Mischwald, diesem Mittelglied zwischen ersterem und dem Hochwald geworden (vergleiche hiezu Seite 60). Graziöse Ölpalmen und hochstämmige Melonenbäume mengen sich in die bisherige Pflanzenwelt, und zahlreicher recken sich die Riesen des unberührten afrikanischen Hochwaldes in die Lüfte. Nach zehntägiger Kanufahrt donnern die Wasser über die Stromschnellen des Mungo — die Flußfahrt ist zu Ende. Wir haben die erste geographische Zone hier oben am Mungo etwa 75 km tief, durchmessen.

Digitized by Google

Gleiche Verhältniſſe treffen wir im ganzen Küſtengebiet, was Pflanzenwelt anlangt: wir mögen zu Waſſer oder zu Land dasſelbe bis an ſeine, bekanntlich durch die Waſſerfälle und Stromſchnellen gekennzeichnete Binnengrenze durchſtreifen: anfänglich Mangrovendickichte in der Brackwaſſerregion, dann Buſch- und Hochwald — kurz, Urwald bis an ſeine Grenze. Im Süden nimmt die Brackwaſſerzone nicht die beträchtliche Ausdehnung ein wie im Nordteil; bälder bereits, an manchen Stellen faſt unmittelbar hinter dem Küſtenſaume beginnt der Urwald. In zoologiſcher Hinſicht haben die übrigen, das Küſtenland durchziehenden Flüſſe den weitaus größern Reichtum an Flußpferden, die im Mungo gänzlich zu fehlen ſcheinen, und den weiteren — zweifelhaften Vorzugs! — an Alligatoren voraus.

Baum von Gummilianen umklammert.

Das Flußpferd iſt ein ſolches Monſtrum, daß wir es uns hier „in Freiheit vorgeführt“, doch wenigſtens flüchtig betrachten wollen. Es iſt das ungeſchlachteſte aller Landſäugetiere und die Bezeichnung „Flußpferd“ geradezu eine Beleidigung für das herrliche Geſchöpf: das Pferd. Schon eher paßt der Name, den die Araber dieſem Ungetüm geben: „Djamuhs el bahr“, das iſt Flußbüffel. „Sein Lieblingsaufenthalt iſt das Waſſer, und gewöhnlich verläßt es dasſelbe nur Nachts zur Äſung. Zwei Fuß tiefe, baumſtarke Löcher zu beiden Seiten einer muldenartig eingedrückten Furche: das iſt die zierliche Fährte dieſes Ungetüms im weichen Uferboden. Die Löcher rühren von den Beinen her, die Furche von dem auf dem Schlamm dahingeſchleppten Bauche; denn bis zum Bauche verſinkt das Untier in dem nachgiebigen Boden. Iſt es im Waſſer, ſo ſieht man nur den unförmigen Kopf mit der viereckigen Schnauze auf der Oberfläche liegen, eine formloſe, rote oder bräunlichrote Maſſe, auf welcher man zwei Spitzen, die Ohren, und vier Hügel, die Augen und die Naſenlöcher, erblickt. In Zwiſchenräumen von drei bis vier Minuten bemerkt man einen dampfartigen Waſſerſtrahl und vernimmt ein eigentümliches Schnauben und Brauſen: es iſt ein auftauchendes Flußpferd, das Luft ſchöpft. Oder es kommt vom Grunde herauf, um die dort mit ſeinen langen Stoßzähnen losgeriſſene vegetabiliſche Nahrung auf der Oberfläche zu verzehren. Und dieſer Anblick iſt wahrhaft ekelhaft. Auf die Entfernung von einem halben Kilometer kann man das Aufreißen des Rachens mit bloßem Auge ſehen, auf ein paar hundert Meter deutlich alle Bewegungen des Freſſens wahrnehmen. Zu beiden Sei-

ten des Maules hängen die Ranken und Stengel der Gewächse weit heraus, grüner Pflanzensaft läuft beständig über die wulstigen Lippen herab. Die blöden Augen glotzen bewegungslos ins Weite, und die ungeheuren Eckzähne zeigen sich in ihrer ganzen Größe. Dann verschwindet der ungeschlachte Schädel wieder in die Tiefe und wühlt da unten herum. Weithin färbt sich das Wasser von dem sich auflösenden Schlamme." (Aus Pechuël-Loesche: Die Loangoexpedition.)

**Die zahlreiche, vielartige Vogelwelt — nebenbei bemerkt zählt Kamerun über 200 verschiedene Arten, und zeigt merkwürdigerweise in ornithologischer Richtung auffallende Verwandtschaft mit Zentral- und Ostafrika, während im allgemeinen die übrige Tierwelt zur Fauna von Niederguinea gerechnet werden muß — und Fischreichtum sind all diesen in die Bai von Biafra sich ergießenden Flüssen gemein. Gleichartige pflanzliche Gebilde zeigt auch der Urwald allenthalben, soweit er das Kamerunland deckt.**

„In weiter, grün überwölbter Halle nimmt das Waldmeer den Eintretenden auf. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an 20 m über den Boden gespannt. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund verlieren sich nach oben in den Blättermassen. Zu ihren Füßen wuchert in üppigster Fülle Gesträuch und Gestrüpp. Lianenranken, sich kreuzend, verschlingend, die einen dünn und glatt, die anderen von der Stärke eines Schenkels und mit scharfen Dornen bewehrt, kriechen in den seltsamsten Windungen auf dem Boden entlang und liegen zusammengerollt um die Stammenden der Urwaldriesen gehäuft; dann wieder umklammern sie in den mannigfaltigsten Verschlingungen Stamm und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel, ranken sich erwürgend an den Stämmen hinan oder hängen im wüsten Gewirr herab bis zum Boden, mit ihren erdrückten, erstickten Opfern niedergerissen. Über all diesem Chaos und den dichten Laubmassen entfalten — da und dort durch eine Lücke sichtbar — frei und hoch die mächtigen Stämme, die das Auge in den niedrigeren Wipfeln hat verschwinden gesehen, in einer Höhe von 50 und 60 m ihre breit ausgelegten Kronen: ein Wald überm Walde." (Aus Pechuël-Loesche: Die Loangoexpedition.)

„So bietet sich der Urwald zu Anfang. Bald aber wird man vertrauter mit ihm und in ihm, und bald unterscheidet man sehr wohl zwei ausgeprägt verschiedene Formen: Hochwald und Buschwald. Da und dort trifft man auf zwei weitere Bedeckungsarten der Urwaldzone: auf Parklandschaft und Morast.

Anknüpfend an die Schilderung des Gesamteindruckes des Urwaldes, läßt sich der Unterschied zwischen Hochwald und Busch, kurz gefaßt, am besten in der Aufzählung der hier, beziehungsweise dort fehlenden Glieder zeichnen. Der Hochwald ist der vorangedeutete Wald über dem Wald; die Riesenstämme dichter aneinander gerückt. Lianen durchranken ihn, Gesträuch und Gestrupp fehlt größtenteils, an ihre Stelle treten blattpflanzenartige dichte Bestände niederer Farne und Moose; der Boden ist meist sandig. Der Buschwald ist der Wald unter dem Wald. Dichtes Unterholz und Lianen und Gestrupp, wie vorgeschildert, füllt ihn in reichstem Wachstum. Meist trifft man ihn auf morastigem und lehmigem Boden, sowie üppig emporschießend auf ehemaligen, von den Eingeborenen aufgelassenen Farmen. Vielfach gehen natürlich beide Formen ineinander über.

Tief atmet man auf, wenn nach tagelanger Wanderung durch dieses Waldmeer der Fuß wieder freiere, lichtere Gegend betritt; das Auge endlich wieder Sonne und Himmel schaut, und ein frischerer Windhauch weht statt drückender Schwüle und Dunst des Urwaldes. Ab und zu wenigstens sind solche ersehnte Unterbrechungen: die Parklandschaft. Aus Gras, Buschwald oder dem reinen Busch setzt sie sich zusammen in der Form, daß die waldigen Partien inselartig im hohen Grase liegen.

Dieses Gras der Parklandschaft ist natürlich grundverschieden von dem weichen Rasenteppich unserer Wiesen. Gramineen, etwa 1 m hoch, bilden die Hauptmasse. In vereinzelten Büscheln sind die starren Schilfhalme der Panaceen eingestreut. Größere Flecke von 50 und mehr Meter Durchmesser sind besetzt mit dem westafrikanischen Tropenunkraut: der Canna indica. Das frische, satte Grün unserer heimatlichen Gräser fehlt diesem offenen Bestandteil der Parklandschaften. An Stelle der Blumen treten verstreute Einzelpflanzengebilde, vom Strauch bis zum mächtigen Baum.

Als gewaltigster Vertreter der letzteren sei der Affenbrotbaum, die mächtige Adansonia digitata*), auch Baobab, genannt: das Wahrzeichen der Parklandschaft. Die Adansonia ist die Eiche der Tropen. Mächtigen, knorrigen Stammes wie der deutsche Baum, sendet sie bereits in geringer Höhe ihre gewaltigen, dichtbelaubten Äste in den mannigfaltigsten Verrenkungen wagerecht hinaus. Gleich dem Wollbaum ist auch sie stets ein gern gesehener und benutzter Biwakbaum. Bietet jener zwischen seinen weit ausladenden Tafelpfeilern natürliche Kammern, so hat der Baobab den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines riesigen Naturregenschirms. Schlangenartig sich auf dem Boden hinringelnde Wurzeln, aber fast von der Stärke eines Mannes, strahlen auf 30 und 40 Schritte nach allen Seiten aus. An fast meterlangen Stielen hangen die Früchte in Gestalt von riesigen, gelbgrünen Gurken herunter.

In der Parklandschaft endlich findet man auch die nach heimatlichen Begriffen zu einer richtigen Tropenlandschaft unbedingt notwendigen Palmen in größerer Zahl: die Ölpalme, die Wein- und Kokospalme, in Gruppen für sich und miteinander vermischt. Auch der palmenähnliche Melonenbaum

*) So benannt nach und von dem französischen Forscher Michael Adanson (1749–54), der selbst dem Baum seinen Namen gab.

Digitized by Google

(Carica papaya) und Fächerpalmen (Hyphänen) finden sich gleichfalls zu zweien und dreien nebeneinander stehend. Das eigentliche Reich der Kokospalme ist die Nähe der See; weiter landeinwärts tritt sie immer vereinzelter auf; in Kamerun ist die Grenze ihres Vorkommens nach dem Innern zu im Norden die Batombhügellandschaft, im Süden der Hochlandrand, also da wie dort etwa 120 bis 150 km von der Küste.

Die letzte topographische Abwechslung, die die Urwaldregion bietet, ist ebenso unerfreulich, als die Parklandschaft mit Vergnügen stets begrüßt wird. Morastige Strecken, in den Niederungsebenen des Nordteils namentlich leider nicht selten und stundenlang, erschweren das Vorwärtskommen ganz außerordentlich durch ihren Pflanzenwuchs ebensosehr fast wie durch den schlammigen, lehmigen, schlüpfrigen Boden selbst. Dschungelartig schießen 2 und 3 m hohe üppigwachsende Schilfgräser der verschiedensten Formen auf und verpesten mit dem faulenden Brackwasser zusammen in scharfen ekelhaften Gerüchen die Luft. Schwarzerdig bald, bald lettig und glitschig ist der Boden. Namentlich ein cannaähnliches Schilf wächst hoch und dicht in Mengen. Nasse- und sumpfliebendes Gestaude und Gestrüpp mengt sich darunter; und der Pflanzenwuchs, so aus Gräsern, Schilf und niederem Busch bestehend, verfilzt sich förmlich. Dazu kommt, daß derartige Stellen mit Vorliebe von Elefanten als Suhlen benutzt werden – und welch meterliefes Gemisch von Schlamm und Sumpf und Morast, zertrampeltem Schilf und Gras und Busch diese ungefügen Dickhauter dabei zu schaffen vermögen, kann nur der sich vorstellen, der unter Verwünschungen durch den zähen, stinkenden Schmutz- und Schlammbrei sich durcharbeiten muß, in dem die Stiefeln bei jedem Tritt fast stecken bleiben." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Ölpalme mit Webervogelnestern.

## Die Tierwelt dieser Urwaldregion:

„Zu beiden Seiten des Pfades finden sich zahlreiche, aus Erde zusammengefügte Ameisenbauten, oft von zierlichster Form, freistehend oder an Baumstamme angeklebt: die einzigen Spuren tierischen Lebens, welche das Auge anfangs zu entdecken vermag. Daneben aber gellen einem die Ohren von dem andauernden, schrillen Gezirp der Zikaden, welche bei der herrschenden Dämmerung den ganzen Tag über ihre nichts weniger als angenehme Musik ertönen lassen. Allmählich tauchen die Bewohner auf: hier finden wir die abenteuerlich geformten Gespensterheuschrecken, welche bald einen dürren Zweig täuschend nachahmen, bald einem Blatt ähnlich sehen. Nahe einem Wasserlauf, namentlich wenn der Wald zugleich etwas lichter wird, schwarmen prachtig rotgefärbte oder blauschillernde Libellen sowie Schmetterlinge, schlicht kardinalrote, gelb und schwarz gezeichnete und weithin leuchtende riesige Exemplare. Die Zahl der Ameisen ist Legion. Und wehe dem Wanderer, den sie überfallen! Nicht minder zahlreich und auch nicht minder lästig sind die winzig kleinen Fliegen, sogenannte Sandfliegen, und als gleichwertiger Quälgeist muß der Sandfloh genannt werden. (Dieser soll, ein Galgeschenk Amerikas, erst Anfang der siebziger Jahre durch ein Schiff an der afrikanischen Westküste eingeschleppt worden sein. Jedenfalls ist er da, und macht seine Gegenwart in der unangenehmsten Weise bemerkbar. Das schönere Geschlecht dieses Lebewesens ist es, das durch seine Zutraulichkeit in solche Zustände versetzt. Gelingt es bei den täglich vorzunehmenden Untersuchungen der Füße nicht, das Weibchen rechtzeitig oder seinen Eiersack unverletzt mittels eines zugespitzten Holzstabchens aus den Zehen zu entfernen, so ist eine eiternde Verletzung auch schon da, und damit in Walde die marschhemmende Entzündung. Bei den Negern führen derartige Fälle infolge Vernachlässigung und falscher Behandlung nicht selten zur Verstümmlung, ja Verlust der Zehe, des Fingers und des ganzen Gliedes; denn auch an den oberen Gliedmaßen, sogar im Gesicht bohren sich die Tiere ein.) Die Anwesenheit von Moskitos in den feuchtwarmen Urwaldgebieten zu bestätigen, ist eigentlich überflüssig.

Zahlreich, insbesondere in den Ansiedlungen und durch ihr Erscheinen die Nähe menschlicher Wohnungen ankündigend, sind die Agama. Diese Eidechsen zeichnen sich durch ihre ganz betracht-

Digitized by Google

liche Größe — nicht selten beobachtet man Tierchen von 40, ja 50 cm Länge — und namentlich durch ihre prachtvollen, lebhaften Farben aus: der Kopf rot, der Hals grün, Rücken und Schweif rot, gelb, blau und grün durcheinander.

Zu den gefiederten Vertretern der Tierwelt übergehend, sind an erster Stelle jene Vogelansiedlungen aufzuführen, die bezeichnend für ganz West- und Innerafrika sind, und auch hier häufig sich finden. Sie verleihen den Bäumen, die sie mit Vorliebe bevölkern, solchen, die mit einem Teil der Krone über das Wasser herabhängen, sowie Ölpalmen, ein ganz absonderliches Gepräge. Namentlich die letzteren sind oft derart zerzaust, daß die sonst so schönen schlanken Fiederblätter der Krone kahl wie Besenreiser in die Lüfte starren, wenn sie, wie häufig der Fall, oft ganz mit den eigenartigen Nestern der reizenden kleinen Webervögel bedeckt sind. Die Tierchen sind mittelgroße Finken mit dunkelgefärbtem Kopf, grünlichem oder rötlichgelbem Rücken und gelbem oder weißlichem Bauche. Ihre Nester, zu dreißig und vierzig, manchmal auch zu Hunderten an einem Baum, sind wahre Kunstbauten aus Reisern, Bastfasern und biegsamen Grashalmen. Die im ganzen Urwaldgebiet vorkommenden Nashornvögel und Falkenarten sind besonders häufig in den Parklandschaftsoasen und im Hochwald. Während man diese Vögel zu allen Tageszeiten streichen sieht, läßt sich der Turako meist nur Morgens und Abends hören. Zur Familie der Helmvögel gehörig, hat er etwa die Größe eines Raben, ist aber prachtvoll lasurblau, gelb und zimtbraun gefiedert. Die ornithologischen Beobachtungen im Urwald sind — vom Laienstandpunkt aus — so ziemlich vollständig mit der Aufführung der häufigst vorkommenden Vögel, der Graupapageien. Auch ihre Hauptflugzeit ist Abends vor Beginn der Dämmerung. Wenn der Tag sich neigt, wird, wie auch bei uns zu Hause, hier zu Land die gefiederte Welt lebendig. In starken Ketten streifen sie durch die Baumkronen, und machen sich mit ihrem durchdringenden, knarzenden Gekreisch weithin bemerklich; doch sind sie schlaue Vögel, klug und vorsichtig, und darum nicht leicht zu schießen.

Wenn man die Papageien nennt, muß man von den Affen sprechen, den vierfüßigen Komikern im Busch, die ihre zweibeinigen geschnäbelten Kollegen an Possierlichkeit und Beweglichkeit noch um ein gut Teil übertreffen. Brehms treffendes Wort, daß ‚der Papagei der gefiederte Affe ist', ist auch umgekehrt richtig. Wo man in Afrika Papageien findet, sind auch die Affen nicht weit: so auch im Waldland Kameruns. Sie leiten hinüber zu den Säugetieren, die den Urwald bevölkern." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

In der Art und Weise der Verbreitung dieser anthromorphen Vertreter der Tierwelt tritt der einzige zoologische Unterschied zwischen dem Urwald Nord- und Südkameruns ein. Der letztere weist als Bewohner außer den verschiedenen Meerkatzenarten, die auch den Urwald der Nordhälfte bevölkern, noch jenen gewaltigen Zweihänder auf, dessen eigentliche Urheimat ja Guinea ist, den von einem förmlichen Sagenkranz umwobenen Gorilla. Am unteren Mbam, im Mwelle- und Bombassagebiet und westlich der Yaundestation ist er entdeckt, und nahe der letzteren endlich auch ein Exemplar erlegt worden. „Vor mir lag ein gefällter Riese," schreibt der glückliche Jäger, „noch im Tode furchtbar." Und in der Tat: das erwachsene Männchen mit der Größe eines Menschen, nur weit breitschulteriger (bis zu 1 m), mit langen, ungemein kräftigen und muskulösen Armen und gewaltigen Händen, mit seinem kammartig gewölbten Nacken, der breiten, tief durchfurchten Nase, der mächtigen, vorspringenden Schnauze, aus welcher ein furchtbares Gebiß mit scharfen Eckzähnen hervorfletscht, der schwarzen Behaarung, die auf dem Genick fast zu einer sträubenden Mähne sich verlängert muß er ein furchtbarer Anblick sein.

Dann sind an Säugetieren — Kamerun weist im ganzen bis jetzt 111 Arten auf — als Bewohner des Urwaldes zu nennen: Buschkatzen, Stachelschweine, Wildschweine, Antilopen, und der mächtigste und häufigste, stellenweise zur wahren Landplage werdend, der Elefant. An Raubtieren scheint sich nur der Leopard zu finden. Fast all diesen Vierfüßlern werden wir oben in der Steppe wieder begegnen, und dort wollen wir ein oder den anderen davon etwas näher uns betrachten. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß die Flüsse Südkameruns, die wir im Küstengebiet mit Flußpferden und Alligatoren bevölkert fanden, dieser ihrer Bewohner auch in der Urwaldzone bis hinauf ins Hochland, bis in ihr Quellgebiet sich zu erfreuen haben; insbesondere scheint der Sanaga mit seinen Zu- und Nebenflüssen ein beliebter Aufenthaltsort zu sein.

Schlangen sind nicht gerade selten; teils giftig, teils harmloser Natur, braungrau und grünlichgrau, können sie infolge ihrer Färbung leicht übersehen werden. Namentlich wenn sie an den Ästen sich herunterhängen lassen oder am Boden zusammengerollt liegen, hält man sie anfänglich für Lianen. Die harmlosen sind Pythonenarten; die längsten werden bis 4, ja 6 m lang. Dominik berichtet, daß er in einem von ihm erlegten Python ein vollkommen ausgewachsenes unverdautes Wildschwein vorgefunden hat. Morgen erzählt, daß von den Eingeborenen Südkameruns eine kleine, etwa ¾ m lange, schwarze, giftige Natter gefürchtet wird, welche den in ihre Nähe kommenden Menschen anspringe und durch ihren Biß töten könne.

Lassen wir uns schließlich noch berichten, daß auch eine ganze Reihe verschiedener Tiere mit Nachtleben: große Fledermäuse, fliegende Hunde u. s. w. in den Urwäldern Kameruns haust, so haben wenigstens die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt dieses Vegetationsreiches, natürlich ohne auf die zahlreichen Unterarten nur irgend wie näher eingegangen zu sein — flüchtigste Erwähnung gefunden.

Eine nicht zoologische Bemerkung sei aber hier noch eingeschaltet!

Falsche, von der Wirklichkeit abweichende Vorstellungen herrschen in der Heimat insbesondere über die von seiten der „wilden, reißenden Tiere" vermeintlich drohenden Gefahren. In ihnen werden vielfach die Schrecken der Wildnis gesucht. Allerdings sind Vertreter der Tierwelt Gegenstände der

Digitized by Google

Furcht, ja des Entſetzens für jeden Reiſenden in den Tropen, wenigſtens in den weſtafrikaniſchen, aber ſie heißen nicht Leopard, Elefant, Krokodil, Schlange, ſondern — Ratten, Ameiſen, Sandflöhe, Fliegen!

Die Ratten freſſen Stiefeln und Sandalen an und machen nächtliche Kletterübungen am todmüden Schläfer; die Fliegen dringen in Augen, Mund, Naſe, zerſtechen den Körper und ſetzen ſich, eitererzeugend, in Wunden; die Ameiſen überziehen im Nu den wehrloſen Wanderer, den ahnungslos Raſtenden zu Tauſenden und martern ihn mit ihren Biſſen; die Sandflöhe bohren ſich heimtückiſch unter die Nägel der Zehen, erzeugen dort Geſchwüre und machen den Menſchen oft für Wochen vollkommen marſchunfähig.

Männlicher Gorilla, erlegt bei der Jaundeſtation.

Das ſind die vom Wiſſenden wahrhaft gefürchteten wilden Tiere der Wildnis. Von den vermeintlich ſo gefährlichen droht dem Menſchen faſt gar keine Gefahr. Sie fliehen, wenn nicht angeſchoſſen, in die Enge getrieben oder vollkommen überraſcht, bleiben unerreichbar in den Dickungen oder verſchwinden ſpurlos in dem dichten Pflanzengewirr. Sucht man nicht als Jäger das ſich bergende, verziehende Wild auf, ſei es ein Elefant, eine Schlange, ein Leopard, ſo kann man in den doch ziemlich wildreichen Gebieten Kameruns oft wochenlang durch Buſch und Gras marſchieren, ohne viel mehr als die Fährten der ſelbſt unſichtbaren Tiere zu Geſicht zu bekommen. —

Der Binnengrenze des Waldmeeres immer mehr uns nähernd, finden wir nun allmählich einen Vegetationsunterſchied zwiſchen Nord- und Südteil Kameruns. Hier unten ſteigt der Urwald, ab und zu mit Parklandſchaft durchſetzt, über die Terraſſen hinauf bis zum Randgebirge — ſtellenweiſe ſogar noch auf das Hochland übergreifend, ja ſüdlich des Nyong ſich mit dem Äquatorialwaldausläufer vereinigend (ſiehe S. 57); dort oben im Norden

Digitized by Google

ändert sich das Vegetationsbild. Erinnern wir uns der Geländegestaltung: die der eigentlichen Steilwand des Plateaus vorliegende erste und einzige Terrasse erstreckt sich bis fast an ihren Fuß, beinahe eben, dann schieben sich noch kettenrückenartige Vorberge ein. Bis zu diesen hin herrscht der Urwald, wie wir ihn im vorstehenden kennen gelernt haben. Auch auf den ersten dieser Bergketten ragt er noch in die Lüfte, und zwar als ausgeprägter majestätisch schöner Hochwald auf nacktem Felsgestein. Schon aber werden die Bäume lichter, die Tropensonne flutet herein, und statt des Buschwalddunterholzes erheben sich immer mehr und mehr echte Tropenpflanzengebilde: Baumfarne und Ölpalmen. Der Anstieg an der eigentlichen Mauer des Plateauabfalls hat uns zur halben Höhe derselben gebracht: der erstaunte Blick schweift nach Süd, Ost und West über Bergketten und Täler weitum, nach Norden an der ragenden steilen Wand hinauf — nicht mehr über die nur zu wohlbekannten Urwaldbäume, sondern über ein Palmenmeer: zusammenhängende Ölpalmenwälder decken die letzten Vorbergsrücken und Täler, die ganze Steilwand des Plateauabfalls bis fast hinauf zum Hochlandsrande; nur da, wo dieser nach Süden umbiegt, in dem Gewirr der über- und durcheinander geworfenen Kettenanordnung bis ins Bangwa- und Nabogebiet hinein, finden wir stellenweise zungenförmig vom Hochland herunter reichend dessen typisches Pflanzenbild: das Gras, mit Gestrüpp, Baumfarnen und niederem Palmengebüsch auf dem steinigen Boden durchsetzt.

Diese Ölpalmenwaldungen sind so ausgedehnt, und die Ölpalme ist eine so wichtige und wertvolle Pflanze vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus, daß wir uns sie — und bei dieser Gelegenheit auch gleich die anderen hauptsächlichsten wildwachsenden einheimischen Nutzpflanzen der Kolonie, die eine Rolle in praktischer Kolonialverwertung teils schon spielen, teils zu spielen unzweifelhaft berufen sind, etwas näher betrachten wollen. (Die Plantagenpflanzen der Europäer werden wir in einem späteren Kapitel, im letzten Abschnitt, kennen lernen.) Die weitaus größte Zahl derselben gehört so wie so der Urwaldregion, den in ihr herrschenden geographischen und klimatischen Verhältnissen an; die wenigen des Hochlandes seien der Vollständigkeit halber gleich hier im Anschluß daran besprochen. Auch diejenigen einheimischen Kultur- oder Farmpflanzen, die in den Pflanzungen der Eingeborenen von diesen gebaut werden, wegen ihrer Bedeutung als Kolonialprodukte aber den Nutzpflanzen der Kolonie zugezählt werden müssen, seien hier mit herein bezogen. (Die eigentlichen Farmpflanzen der Neger, die nur als Nahrungsmittel dieser Bedeutung haben, werden wir — gleich den ausgesprochenen Haustieren — kennen lernen, wenn wir die Menschen, die eingeborene Bevölkerung unserer Kolonie, aufsuchen.)

Also zuerst die Ölpalme.

Mit ihrer breiten vollen Krone von sanft gebogenen Wedeln, die mit weichen meterlangen Fiederblättern dicht besetzt sind und im leisesten Windhauch schwankend wogen, ist die Elaeis guineensis eine Pflanzengestalt von vollendeter Anmut. Stark und gerade steigt der Schaft empor, 15 und 20 m und darüber. Die die dichte Krone bildenden 5 und 6 m langen Wedel strahlen, 20—25 an der Zahl, gleichmäßig nach allen Seiten aus. An den Blattachsen der Krone setzen die mächtigen Fruchtstände an, die aus einer großen Menge (oft mehrere hundert) festsitzender, eng aneinander gedrückter und deshalb abgeplatteter Einzelfrüchte von Pflaumengröße bestehen. Erstere erreichen nicht selten ein Gewicht von 15, ja 20 kg. Zwischen den zusammengepreßten Kernen starren kurze Stacheln hervor. Diese und der Umstand, daß diese Fruchtstände, etwa von der Form einer riesigen, länglichen Erdbeere, nicht herabhängen, sondern aufwärts wachsen, geben einer tragenden Ölpalme ein bizarres Aussehen. Die Einzelfrüchte, unten rotgelb, oben tief braunrot, bestehen aus dem fetthaltigen Fruchtfleisch als äußerer Hülle und dem von steinharter Schale umgebenen

Lebensmittelverkauf auf einer Station.

Digitized by Google

haselnußgroßen, eigentlichen Palmkern, in das Fruchtfleisch eingebettet.

Die Gewinnung des Palmöles geht in der Weise vor sich, daß die von den Fruchtständen abgepflückten Palmnüsse, wie sie sind, in Wasser erhitzt und dann in großen Trögen (ausgehöhlten Baumstücken) mit Stampfen und Stößeln oder auch den bloßen Füßen ausgestampft werden. Bei reichlichem Zugießen von Wasser schwimmt das aus dem Fruchtfleisch durch das Stampfen herausgepreßte Öl oben, wird abgeschöpft, und zur Reinigung von anhaftenden Fasern durchgesiebt. Die Siebe der Eingeborenen bestehen aus feinmaschigem Gitterwerk von Pflanzenfasern. Das so gereinigte Öl wird in Flaschenkürbisse abgefüllt, die dann mit Bananenblattstöpseln verschlossen werden: es ist zum Gebrauch und Verkauf fertig. Sehr rasch dickt es ein; wird aber bei nur geringer Erwärmung leicht wieder flüssig. Das in Westafrika von Eingeborenen in den Handel gebrachte Palmöl ist also stets aus dem den eigentlichen Palmkern umgebenden Fruchtfleisch gewonnen.

Das den Eingeborenen abgekaufte Palmöl wird von den weißen Kaufleuten erst nochmals in großen Kesseln ausgekocht zur Ausscheidung von Unreinigkeiten, die bei dem primitiven Durchsieben sich noch finden, dann in Fässer gefüllt und so auf die Schiffe verfrachtet.

Die Palmkerne nun, von denen das Fruchtfleisch entfernt ist, werden von den Weibern und Kindern mittels Steinen aufgeklopft, und der bläulichweiße, stark ölige Nußkern in Körben zum Verkauf gesammelt. Das sind die sogenannten „Palmkerne", wie sie im Handel heißen, streng genommen also die Nüsse der Palmkerne. Auch aus ihnen wird Öl gewonnen, aber niemals in Afrika, erst in Europa: das Palmkernöl.

## Nicht minder wichtig war und ist für den Handel die Gewinnung des Gummis; ist dieser doch ein Hauptausfuhrartikel Kameruns.

Die Gewinnung des Gummis aus dem im Urwald wild wachsenden Gummibaum und der Gummiliane (Landolphia- und Ficusarten) ward den Eingeborenen erst von den Europäern gezeigt, und zwar vor verhältnismäßig kurzer Zeit; in Kamerun erst im Jahre 1885 durch die Schweden Knutson und Waldau.

Regelrecht wird der kiedrichte Milchsaft der Pflanze, der eben den Gummi bildet, dadurch gewonnen, daß in die Rinde Einkerbungen gemacht werden und die herausträufelnde Flüssigkeit in Gefäßen aufgefangen wird. Das geht aber den Eingeborenen viel zu langsam. Mit seltenen Ausnahmen hauen sie einfach die Stämme und Ranken ab und erhalten dadurch allerdings die Milch reichlicher und rascher. Aber die betreffende Pflanze verblutet sich und stirbt, wenigstens teilweise, ab.

So hat man eifrig nach Ersatz gesucht, und ist in neuerer Zeit auf einen gleichfalls gummihaltigen Baum, ebenfalls in Kamerun vorkommend, gestoßen, eine Kickxiaart, welche im Lagosgebiet schon seit längerer Zeit bekannt ist und dort enorme Mengen Kautschuk geliefert hat. Mit rationellem Anbau dieses wertvollen Baumes sind Versuche eingeleitet (vergl. Abschnitt VI: Plantagenbau).

## In der Reihenfolge ihrer Bedeutung für Ausnutzung durch den Europäer folgen nunmehr nach diesen beiden wichtigsten zwei weitere Pflanzen — die eine im ganzen Schutzgebiet wild wachsend sowohl, als auch von den Eingeborenen, insbesondere der Hochlande, als Farmpflanze gebaut; die andere nur als solche gepflegt: der Kolanußbaum und die Erdnuß.

Ersterer (Sterculia acuminata) ist ein hübsch gebauter, etwa 2 m hoher Baum mit dichter Laubkrone aus kräftigen, tiefgrünen Blättern. Die Frucht ist fast so groß wie eine Kokosnuß, mit harter Schale. Diese aufgeschlagen, zeigen sich im Innern fünf bis sechs große Kerne in weißen, starken Häuten, die nebeneinander liegen, etwa ähnlich recht großen Orangenschnitten. Häutet man einen dieser Fruchtteile, so zeigt sich in ihm endlich der eigentliche, eßbare Kern, der wieder aus mehreren ungleichmäßig gelagerten, abgeplatteten Schnitten besteht, die sich mit dem Fingernagel trennen lassen.

Dem Kolabaum kann man eine Zukunft als Kulturpflanze im Plantagenbetrieb mit Sicherheit voraussagen. Man hat sich bald an den herben, zusammenziehenden Geschmack gewöhnt, und jeder Reisende hat tatsächlich mit Verwunderung an sich selbst bemerkt, wie anregend und belebend der Genuß von einigen Schnitten bei starken körperlichen Anstrengungen wirkt.

Die Erdnuß (Arachis hypogaea) ist eine niedere wickenartige Pflanze und trägt Schotenfrüchte. In einer Schote befinden sich stets zwei etwa 2 cm lange, längliche Kerne, mit graubraunem Häutchen überzogen. Sowohl roh als namentlich geröstet sind sie äußerst wohlschmeckend, feiner als Haselnüsse. Das Wichtigste aber ist ihr außerordentlich starker Ölgehalt: bei nur leichtem Drücken mit einem Steine liefern sie reichlich klares, reines Öl, das, gereinigt, dem feinsten Olivenspeiseöl in keiner Weise nachsteht, außer bedeutend im Preise! An der ganzen Westküste ist der Handel mit Arachiden ein sehr bedeutender — auch in Kamerun wird diese Pflanze noch eine Rolle spielen.

Auch der Kokospalme begegnen wir hier; sie liefert ja das bekannte Kopra; die verschiedenen Nutzholzarten der mahagoni-, ebenholz-, stein- und rotholzartigen Bäume — alle zahlreich in Kameruns Urwald vertreten — werden von dem Augenblick an Bedeutung gewinnen, wo Verkehrsstraßen — Bahnen — das Land durchziehen; Faserstoffe (Piassava) geben eine Reihe



Digitized by Google

von palmenähnlichen Gewächsen; der Kaffeebaum und Kaffeestrauch wächst wild in unserem Schutzgebiete, und sind Versuche — namentlich in den nach Lage und Boden voraussichtlich sehr günstigen Hochlanden noch in keiner Weise gemacht worden. Erwähnt möge gleich hier auch werden ein fossiles Harz, das gleichfalls schon einen, wenn auch bescheidenen Platz in der Ausfuhr Kameruns sich erworben hat, der Kopal:

In rundlichen Knollen, wie kleine Kartoffeln, äußerlich rauh, im Innern von muscheligem Bruch und hellem Glanze, Farbe hellgelb bis braunrot, kommt er in den Handel als afrikanischer Bernstein.

Speziell in Adamaua vorkommend, und dort zum Teil als reguläre Kultur bereits betrieben, ist die Baumwolle, der Reis (in Nordadamaua) und die Indigopflanze. Mit letzterer hat sich bereits ein ganz beträchtlicher Handel entwickelt, durch die ehemalige englische Nigerkompanie.

Wild wachsend zum Teil, zum Teil eifrigst angepflanzt, namentlich im Hochland, muß endlich die Tabakstaude noch genannt werden.

Aus den Berichten der Reisenden im Norden und Süden, namentlich aber in den Hinterländern, geht hervor, daß der Tabak sogar in der primitiven Zubereitung der Eingeborenen von ihnen ganz schmackhaft befunden wurde — mit endgültiger Erschließung dieser Gebiete wird auch diese Nutzpflanze noch eine Rolle in der wirtschaftlichen Ausbeutung der reichsten unserer Kolonien spielen.

Erwähnen wir endlich noch, daß zahlreiche Arzneipflanzen bereits entdeckt worden sind, sind wir uns bewußt, daß wir mit vorstehender Aufzählung nur die bedeutenderen der Nutzpflanzen uns vorgeführt haben, ohne hier auf die Plantagenpflanzen (Kakao u. s. w.) eingegangen zu sein, gedenken wir der noch äußerst lückenhaften Kenntnis der Pflanzenwelt Kameruns, so dürfen wir unschwer zu der gegründeten Überzeugung gelangen, daß die Kolonie wahre Schätze in sich birgt, die zu heben es nur der Zeit und konsequenter Arbeit bedarf.

Nun aber wollen wir unsere ziemlich lang unterbrochene Wanderung durch die Pflanzen- und Tierwelt wieder aufnehmen.

Wir stehen an der Inlandgrenze der Waldzone.

Der nächste Schritt bringt uns in das dritte weite Bedeckungsreich unserer Kolonie, in die Steppe.

Gewaltige Flächen sind es, die die Waldmeere zusammenhängend überziehen, von der Küste an bis zum Hochlandsrand in einem 150—250 km breiten Gürtel, der im Süden der Kolonie nach Osten landeinwärts umbiegend, als ein etwa 150, stellenweise über 200 km (bis fast südlich Bertua) breites Band sich der ganzen Südgrenze längs lagert. Inseln gleich liegen darin die kleinen Ansiedlungen der Eingeborenen, ihre oft weit ausgedehnten Farmen, oasengleich die offenen freien Plätze der Parklandschaft.

Der Schritt ist getan — wir stehen in der Steppe. In ihrer Gesamtheit deckt sie — den Urwaldstreifen im Süden ausgenommen — das ganze Hochplateau bis hinüber zum 15. Längengrad und darüber hinaus, bis hinaus zu den Sumpfebenen des Tsad- und Sharigebietes, so noch in die dritte geographische Zone der Kolonie übergreifend. Und doch ist der Eindruck grundverschieden, je nachdem man im Norden oder Süden aus den Urwaldhallen in sie hinausschreitet. Dort oben zeigt sie sich in der Form des reinen Grasbandes, im Süden tritt sie uns als Savanne entgegen. In der nördlichen Hälfte Adamauas, etwa jenseits der Linie Takum—Gashaka—Ngaumdere werden wir ihre dritte Form, in der sie von da ab gen Norden zu das Land überkleidet, den lichten Steppenwald, kennen lernen.

Besser als durch langatmige, gelehrte und dadurch — langweilige „Er-

Digitized by Google

örterung und Spezifizierung", werden uns diese drei verschiedenen Formen eines großen Vegetationsreiches vors Auge treten, wenn wir frischweg in sie hineinschreiten. Und so wollen wir da beginnen, wo der Gegensatz zum eben verlassenen Urwaldgebiet am schroffsten zum Ausdruck kommt, an seiner in steilem Anstieg erklommenen Nordgrenze.

„Zwei verschiedene Welten liegen vor den Augen des Forschers, wenn er, auf den Höhen vor Bali Halt machend, den Blick nach Norden und Süden wendet. Rückwärts gegen Süden stürzen die Hänge steil ab in Täler und Schluchten, und Berg reiht sich an Berg, mit Ölpalmen überdeckt, aus Tiefen von 500 und 1000 m rauschen die Wasser herauf, bis hinaus in die fernsten Weiten schweift der Blick über das ganze durchschrittene Urwaldgebiet da unten — vorwärts nach Norden, Osten und Westen Hügelwelle auf Hügelwelle, dazwischen weite Täler, und wie grüne Wogen schwanken in ungemessenen Flächen die hohen Schilfgräser darüber hin. Fern am Horizont grenzen in blauer Luft verschwimmende Bergketten das weite Landschaftsbild ab. Dieses windgepeitschte Grasmeer mit seinen 2, 3 m hohen Halmen, mit seinen nebelumwallten Höhen, mit seinen Hirsetarmen gibt die frohe Gewißheit, die Südgrenzgebiete Westadamauas erreicht, betreten zu haben.

Der erste Anblick dieser wogenden, grünen Meere ist überwältigender fast als der der Urwaldmassen des Waldgebietes. Da unten wirken die Ausmaße in der Senkrechten, hier oben die maßlosen Flächen. Panaceen, 2 m und höher, schießen, oben scheinbar lückenlos geschlossen, büschelförmig aus gesonderten, erhöhten Wurzelstöcken auf. Der Boden zwischen den letzteren ist nackt, hart und mit dem festen Quarzgeröll, der Lateritbildung zugehörig, bedeckt. Mit scharfen Schilfblättern sind die starken Halme bewehrt, die beim Durchmarsch bald blutige Furchen über Gesicht und Hände ziehen. Blumenschmuck ist der Grassteppe fremd; nur verstreut wächst die mattrot oder gelb blühende Indigostaude, ein Ockerstrauch mit seinen gelben und roten Farben steht da und dort. Gespenstig ragt ab und zu das knorrige, krüppelhafte Gerüst einer einzelnstehenden Zwergakazie aus dem Halmenmeer hervor. Die Rinde ist geborsten, Stamm und Äste angekohlt von den jährlich wiederkehrenden Grasbränden; doch unermüdlich sprossen bald wieder die Blätter, unermüdlich ersetzt der laubige Baum, was das Feuer zerstört hat.

Die Grasbrände sind ein gewaltiges Naturschauspiel. Wie sie einst die karthagische Flotte vor mehr als 2000 Jahren geschaut, als sie an der unbekannten Küste nach Süden drang, wie sie Mungo Park vor 100 Jahren im Hinterland des Gambia gesehen, so walzen sich auch heute noch über die Savannen des dunkeln Erdteils die Flammenmeere dahin. Die im Dezember und Januar aufflammenden Grasbrände kündigen sich, aus dem Innern näher kommend, schon Wochen voraus durch bräunlichen Dust an, der über der ganzen Landschaft lagert. Bisweilen bringt auch der Nordost ein förmliches schwarzes Schneegestöber, indem er die verbrannten Grashalme vor sich her treibt. Tagsüber ist dann die Landschaft in Rauchwolken gehüllt, Abends aber fesseln das Auge prachtig schöne Bilder in ihrer unendlichen, stets überraschenden Mannigfaltigkeit. Dort loht es auf, als rieselnder Hintergrund die Umrisse von Häusern, Bäumen und Höhen scharf zeichnend, da brennt ein ganzer Berg, hier zieht sich eine feurige Schlange durchs breite Tal und kriecht dann hinauf zur Höhe, und dort drüben endlich kommt es angewälzt in geschlossener, riesiger Breite, gleich anrückenden Sturmkolonnen, und das Prasseln des Feuers, das Freiwerden und plötzliche Verdampfen der gebundenen Dünste und Flüssigkeit gleicht dem Geknatter der Gewehre.' Über eines aber ist man trotz dieser Großartigkeit anfänglich eigentlich enttäuscht. Wer hätte nicht von den amerikanischen Prairiebränden gelesen, daß sie in rasender Eile dahinbrausen, und kaum die flüchtigsten Tiere sich retten könnten! Hier in der Steppe Kameruns geht das nicht so geschwind. Nicht bloß jeder Vierfüßler, auch der Mensch kann den Grasbränden, selbst bei großer Nähe, mit Leichtigkeit sich entziehen; höchstens daß man hie und da mal ein bißchen Laufschritt einschalten muß. Die Grasbrände werden meist von den Eingeborenen absichtlich gelegt und unterhalten, um wieder freieren Überblick zu gewinnen, zur Rodung und Düngung neu zu bebauender Flächen zugleich. Auch zu jagdlichen Zwecken werden sie angezündet, und nebenbei fällt doch auch manche der häufigen Schlangen dem feurigen Element zum Opfer.

Doch entbehren auch die eigentlichen Grasgebiete durchaus nicht höherer Vegetation. In den Mulden und Tälern längs der zahlreichen, quellfrischen Wasserläufe ziehen sich schmale Waldstreifen: dichter Busch, Buschwald und hohes Schilf auf feuchtgrundigem, streckenweise sogar sumpfigem Boden. Diese Waldstreifen bleiben ewig frisch und grün; die Grasbrände dringen nie in geschlossene Holzbestände, versengen höchstens die Ränder. In ihnen erinnert uns die Natur, daß wir eben doch mitten in den Tropen uns befinden; als wollte sie für die sonst so einfachen Pflanzenformen uns entschädigen, häuft sie in diesen in die Talsohlen eingesprengte Buschvegetation eine solche Überfülle von Lebenskraft, daß der Faden der Gesetzmäßigkeit ganz zerreißt. Hier finden wir die meisten Bekannten aus dem Buschwald der Waldlandstufe wieder.

An gleichen Orten, wie diese Waldstreifen findet sich auch in langausgedehnten Hainen die Raphia, diese dem Grasland so recht eigene Palme. Ihre Bestände treten nicht selten ganz an Stelle der Buschwaldbäume; an anderen Wasserläufen sind Laubbäume und Weinpalmen gemischt.

Ein so häufiger Baum auch die Raphia ist, das Auge erfreut sich doch jedesmal wieder an dem Anblick dieser vollendet schön gebauten Palme. Geradezu riesenhafte Gebilde bekommt man zu Gesicht. Der Wurzelstock oder Stammstrunk, wie man es nennen will — einen eigentlichen Stamm besitzt die Raphia ja bekanntlich nicht — von einem Umfang von 3 m, 30—40 Wedel, jeder 15—20 m lang, und am unteren Ende der Blattrippe fast schenkeldick: solche Palmen sind durchaus keine Seltenheit." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Digitized by Google

Das ist das Pflanzenkleid, in dem sich die Steppe hier oben im Norden Kameruns zeigt. Dieses Gewand trägt sie Hunderte von Kilometern bis fast hinüber zur Hochfläche von Ngaundere, nur die Mächtigkeit der Halmenhöhe mindert sich; in Hüfthöhe ragt allmählich nur mehr das Gras, und stellenweise tritt auf größere Strecken der nackte, harte Lateritboden zu Tage.

Anders im Südteil Kameruns, soweit nicht Urwald die Lande deckt. Nicht unvermittelt wie oben im Norden folgt auf die Urwaldmassen reines Grasland — die Form, in der hier die Steppe die Waldmeere ablöst, ist die der Savanne.

Sie ist ähnlich dem, was wir unten in den Waldgebieten als Parklandschaft kennen gelernt haben. Vom Nyongfluß ziehen sich die Savannengebiete hinauf in der ganzen Breite des Kameruner Hochplateaus bis in die Höhe von Yoko, also bis an die Südgrenze des Tibatireiches; Strecken reinen Graslandes sind dazwischen verstreut, so im Südteil des Wutegebietes im weiten Umkreis um die vielgenannte Ngilastadt. Die Hänge und Höhen, die Ränder der Wasserläufe sind aber ausnahmslos dicht bewaldet. Vom Tibatigebiet an geht dann die Savanne über in die geschilderte Grassteppe mit niederem Pflanzenwuchs.

Weiter. Wir steigen die Nordabdachung des Plateaus herunter in die weiten Kessel und Täler mit den aus ihnen heraus gewaltig hochragenden Bergmassiven des Sfari, Alantika und Tschebtschigebirges, und damit in den breit auslagernden Grabenbruch des Benuëtals; herunter von Höhen von 1500 und 1000 m, auf 200, 300 m über dem Meeresspiegel: das Reich der dritten Form der Steppenflora, der lichte Steppenwald nimmt uns auf, und in ihm durchmessen wir ganz Nordadamaua, hinüber über den Benuë, hinüber bis zum Tsadseegebiet, und noch ein gut Stück in dieses hinein. Nur vier größeren Savannengebieten begegnen wir: in der Umgebung von Yola und Garua, am Südfuße des Sfari- und des Alantikamassivs; das reine Grasland finden wir auf den Plateaus der uns bekannten, teilweise eben wieder genannten, isoliert aufragenden Berghorste — es wogt nur auf freien, frischen Höhen.

Aber bevor wir in den Steppenwald Nordadamauas eintreten, müssen wir die Tierwelt des Graslandes und der Savanne Revue passieren lassen. Mit dem Abstieg ins Benuëtal überschreiten wir die Wasserscheide gegen den Ozean; und Wasserscheiden spielen in der Verbreitung von Tierarten bekanntlich eine wichtige Rolle.

Was Arten anlangt, finden wir immerhin eine stattliche Anzahl bekannte aus dem Waldland; das Kleid nur ist bei einzelnen Vertretern schmuckloser geworden.

Ratten und Mäuse, Sandflöhe und Ameisen, Flattertiere und kleinere Amphibien treiben hier ihr Unwesen wie dort. „Aus Erdspalten und Erdlöchern sah ich die langen Kolonnen der Treiberameisen herauskommen, deren Vorbeimärsche oft stundenlang dauern; ich beobachtete einen solchen Zug einmal Vormittags beginnend über 2 Stunden; als ich dann Nachmittags wieder nachsah, währte er in unverminderter Stärke, und ich hatte nach weiterer einstündiger Beobachtung keine Zeit mehr, das Ende abzuwarten. Libellen gaukeln an den Wasserläufen; Moskitos tauchen in der Regenzeit, aber nur in dieser, und nicht zahlreich auf.

Ein Tier muß bei diesen kleineren Vertretern der Tierwelt genannt werden, das durch die Massen, in denen es auftritt, wirkt: die afrikanische Wanderheuschrecke. „In zwei Trockenzeiten sah ich ihre ungeheuren Schwärme über die Grassteppen Westafrikas ziehen: ein großartiges Naturschauspiel, von dem nur der sich einen Begriff machen kann, der es gesehen. „Baliburg, 1. II. 92. Gegen 2[00] p. m. kamen vereinzelte Tiere aus Osten, gewissermaßen als Eclaireurs voran, und nun auf einmal, 10 Minuten nach 2[00], quollen zwischen zwei Hügeln, in einer Breite von mehreren Kilometern, die dichtesten Wolken, so dicht und breit daß ein Durchsehen unmöglich war, und buchstäblich Dämmerung eintrat. Das Geräusch dieser Tausende von Milliarden glich dem entfernten Rauschen eines mächtigen Wasserfalles. „Im Auger

blick war alles beſetzt, Hütten, Wege, Geräte, Bäume, Boden, alles ſo dicht, daß auch nicht das Geringſte des bedeckten Gegenſtandes mehr ſichtbar war. Und als der Schwarm nach Norden und Nordweſten weiter zog und die Sonne von rückwärts in die Maſſen hineinſchien, glaubte man das dichteſte Schneegeſtöber zu erblicken, hervorgerufen durch das Glitzern der von den Sonnenſtrahlen beſchienenen weißen Flügel der Tierchen.' Der Neger ißt ſie roh, in Palmöl gebraten und gedörrt mit Leidenſchaft. Das Tier gleicht an Größe und Geſtalt vollkommen unſerer großen, grünen Heuſchrecke, nur die Farbe iſt verſchieden: die Wanderheuſchrecke iſt braun." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Schlangen, dieſe in der Heimat ſo ſehr gefürchteten Tiere der Tropen, gibt es mehrere Arten und, wie es ſcheint, faſt alle giftig; insbeſondere die ſogenannte Rhinozerosſchlange iſt gemein. Ihren Namen hat ſie von den zwei höckerartigen Auswüchſen, die auf dem unförmigen, dreieckigen Kopf aufgeſetzt ſind.

Die Familie der Eidechſen iſt im Grasland vertreten durch weit ſchlichter gezeichnete Angehörige: ſeltener iſt die farbenprächtige Agama, weit häufiger der braune Gecko, der nicht ſelten bis zu 4 Fuß lange Leguan und das Chamäleon.

Die Rieſen dieſer Saurierfamilie, die Alligatoren, bevölkern, noch zahlreicher wie unten im Waldgebiet, die Flüſſe der Steppe; namentlich der Sanaga und ſeine Zuflüſſe, der Mao Meng, der Djerem und Mbam ſowie im Süden des Plateaus der Urwaldſtrom des Dſchah werden als von ihnen geradezu wimmelnd geſchildert. Wo Alligatoren hauſen, fehlt merkwürdigerweiſe auch nie das Flußpferd, ſo daß wir alſo dieſe beiden Bekannten von früher auch hier oben nur zu häufig wiederfinden. Auch an Fiſchen überreich ſind dieſe Waſſer.

‚nchén, ninguätt, mwätt ſantu itét abútiti' lautet das geflügelte Wort des Hochlandſtammes der Bali, das heißt: der Elefant, das Flußpferd und der Büffel ſind drei ſchlimme Brüder. Das eine dieſes edlen geſchwiſterlichen Kleeblatts haben wir ſchon näher kennen gelernt (S. 59).

Der Büffel bevorzugt freies offenes Land; nur in dem Urwaldſtreifen zwiſchen Nyong und Dſchah findet er ſich auch als Waldbewohner. Zwei verſchiedene Arten trifft man in der Savanne: „eine kleinere, ſchmächtigere Art mit rotbrauner Decke, ähnlich unſerer heimiſchen Kuh, und eine ſtarke ſchwarze, oft ins Graue ſpielende Art mit gedrungenem Körperbau, kurzem Hals und kurzen, ſtarken Hörnern, wie die ſüdamerikaniſchen Büffel. Die letztere iſt bedeutend ſeltener als die erſtere, die truppweiſe zu 5, 6, ja 12, 15 Stück umherſchweift." (Morgen: Durch Kamerun ꝛc.)

Der Elefant iſt gleich häufig im Urwald wie in der Steppe, am Ufer des Tſad geht er zur Tränke. „Im Waldland wird" (wie berichtet) „dieſer mächtige Dickhäuter ſtellenweiſe geradezu eine Landplage, zerſtört ganze Pflanzungen der Neger und zwingt ſie, ihre Dörfer und Farmen zu verlegen. Von den in der Heimat in zoologiſchen Gärten u. ſ. w. geſehenen darf man keinen Rückſchluß auf das Tier in der Freiheit machen, wenigſtens nicht auf den afrikaniſchen Elefanten. Der indiſche Elefant — denn dieſer iſt es vorerſt faſt nur, den wir zu Hauſe zu ſehen bekommen — ſieht gutmütiger aus als ſein afrikaniſcher Vetter; dazu hat er weit kleinere Ohren und Zähne. Anders der Afrikaner: 10 bis 12 Fuß hoch, niedrige, flache Stirn, ſeitwärts davon ungeheure Ohren, die die Schulterblätter faſt verdecken, mächtige Stoßzähne, entweder geſchwungen wie ein Sarazenenſäbel oder faſt gerade neben dem Rüſſel weit vorragend: ſo präſentiert er ſich in der Wildnis, in der Freiheit. Schon wie er ſo daſteht, breit und behaglich im Urwald oder in einem ſeiner Lieblingsaufenthalte, einer Raphianiederung im Grasland, mit dem Schweif ſich die Fliegen abwehrend, die großen Ohren auf und zu klappend, hin und wieder eines der ſäulenartigen Beine hebend, während ſich der taſtende Rüſſel bald nach links, bald nach rechts in die Höhe reckt, Äſte, Zweige, junge Bäume, die friſches Laub oder wohlſchmeckende Früchte tragen, ſcheinbar ohne jede Kraftanſtrengung faſſend, biegend, brechend und das Grünzeug mit dem Finger des Rüſſels in das unerſättliche Maul verſchwinden laſſend: tritt einem die richtige Verkörperung ſich ſelbſt nicht bewußter afrikaniſcher Urkraft entgegen. Truppweiſe, herdenweiſe leben die Tiere zuſammen. Natürlich ſind ſie nicht ſo dicht zu treffen wie ein Rudel Rehe oder Schafe; auf einige Quadratkilometer verſtreut treiben ſich Herden von 20 bis 30 und noch mehr herum.

Weſtafrikaniſcher Elefant.

Noch ein paar zoologiſche Notizen aus Brehm über den mächtigen Dickhäuter: ‚Die Größe, das heißt Höhe des afrikaniſchen Elefanten überſchreitet wohl nie 10 bis 12 Fuß, am Widerriſt gemeſſen; es iſt das ſchon eine ganz reſpektable Höhe. Die Leibeslänge ſchwankt zwiſchen 10 bis 15 Fuß, der Rüſſel wird 6 bis 8 Fuß lang. Das Gewicht eines erwachſenen Elefanten darf man auf 8000 bis 10000 Pfund ſchätzen. Gewaltige Dimenſionen nehmen die Stoßzähne an.' Bei ausgewachſenen Exemplaren beträgt die Länge eines Zahnes wohl ſelten unter 1,5 m bei einem Gewicht von 30 bis 35 kg; einzelne erreichen auch Ausmaße über 2 m und eine Schwere von 70 kg und mehr." (Aus Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Der Neger ſtellt den Tieren des Fleiſches und des Elfenbeins wegen fleißig nach. Auf jede nur

mögliche Weise, auch mit vergifteten Waffen, jagt er den Elefanten, und weit mehr Verwüstung als die Jagdzüge der Weißen richten die Eingeborenen selbst an; allerdings durch die vom Weißen geförderte Habsucht angeregt. Nach der Schätzung eines der berufensten Elfenbeinhändler und Kenners, Westendorp, sollen jährlich an 60 000 Elefanten das Leben lassen müssen, um der Nachfrage nach Elfenbein Genüge zu tun! Daß es auf diese Weise nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die „Kultur" mit den harmlosen, gutmütigen Riesen der Tierwelt aufgeräumt hat, — das pflanzliche Gegenstück der Opfer des Raubgewinns ist die Gummiliane! — wenn anders nicht energische Gegenmaßregeln getroffen werden, liegt auf der Hand.

Die vielumstrittene Frage der Zähmbarkeit des westafrikanischen Elefanten hat Oberleutnant Dominik durch geglückte Versuche auf der Yaundestation befriedigend gelöst. Im Mwellegebiet gelang es ihm, sieben Elefantenkälber zu fangen. „Acht Tage nach dem Fang waren sie schon so zahm, daß ihr Wärter ruhig in ihren Stall gehen konnte, sie zu füttern. Als sie ins Freie gelassen wurden, kamen sie bald regelmäßig um halb sechs Uhr vom Wasser herauf und warteten vor der Stalltür, um eingelassen zu werden und ihr Bananenabendbrot in Empfang zu nehmen. Und 3 Monate nach dem Fang liefen die Tiere Tag und Nacht frei auf der Station herum, ließen sich von den Kindern besteigen und kamen allmorgendlich an die Freitreppe meines Hauses, um sich ihren Morgenzucker abzuholen." Eines der Tiere brachte Dominik in den zoologischen Garten nach Berlin: der erste zahme afrikanische Elefant in Europa.

Wie in der Natur, so hat auch hier in der Schilderung dieser ungefüge Dickhäuter ungebührlich viel Platz beansprucht. Flüchtiger müssen wir weiterwandern, um nur flüchtig die hauptsächlichsten Vertreter der Tierwelt kennen zu lernen: allzu vielgestaltig und artenreich kreucht und fleucht es in Kamerun.

Da finden wir Schuppentiere und Pinselohrschweine, zahlreiche Antilopenarten von der niedlichen reizenden Zwergantilope bis zum mächtigen Wasserbock und der Kuhantilope von der Größe unserer Hirsche, die in Herden bis zu 200 Stück die Steppe durchstreift. Da finden wir ferner unsere Meerkatzen wieder, und als neue Vertreter der Affenfippe ihre Verwandten, die ungleich stärkeren und größeren Schimpansen; dagegen fehlt der Gorilla. Da finden wir Eichhörnchen und Baumratten, Wildkatzen und die sich durch ihren Geruch bemerkbar machende, aber meist unsichtbar bleibende Zibethkatze. Da finden wir endlich, bei den Katzenarten angelangt, den auch als Waldbewohner schon genannten Leoparden.

„Ebenso schön als gewandt, ebenso kräftig als behend, ebenso klug als listig, ebenso kühn als verschlagen" schildert Brehm diese prächtige Katze; ich unterschreibe jedes Wort, nur — nach meinen Erfahrungen und den Erzählungen der Neger der von mir durchwanderten Gebiete Nordkameruns — muß noch hinzugefügt werden: „ebenso mordlustig gegen Tiere wie feig gegen den Menschen." Wie alle Katzen hat er ein außerordentlich zähes Leben. Ich habe einmal den Fang eines Prachtexemplars in einer Wildgrube mit angesehen: Speer auf Speer schleuderten die Bal hinunter, wo das Tier bereits schwerverletzt auf einem der spitzen Pfähle hing; aus zahlreichen tiefen Wunden floß das Blut, und immer noch krümmte sich der schlanke geschmeidige Leib, peitschte der Schweif die Wände der Grube, fuhr zornfunkelnden Auges der Kopf mit aufgesperrtem Rachen bald an diesen, bald an jenen Speerschaft, und krachend splitterte das Holz unter dem Gebiß. Überrascht und schlecht angeschossen oder in die Enge getrieben mag er sich wohl auch gegen Menschen zur Wehr setzen, und wird dann zweifelsohne furchtbar mit seinen messerscharfen Krallen und spitzen Zähnen.

Vielartig und scharenweise zuweilen ziehen die gefiederten Bewohner der Grasgebiete und Savanne durch die Lüfte; vom kleinen Webervogel und farbenprächtigen Blumensauger bis zum Raben, zur Eule, zum Turako und Graupapagei, der in den rauheren Grasgebieten von der grünen Papageitaube abgelöst wird. Häufig kreisen auch hoch in den Lüften Raubvögel. Namentlich zur Zeit der Grasbrände sieht man sie in ganzen Scharen über den brennenden Flächen schweben, und bald den einen, bald den anderen herunterschießen in das Rauchmeer hinein, um sich von der aufgestörten niederen Tierwelt ein Opfer zu holen, einen Vogel, eine Ratte, eine Schlange, und sich schnell damit wieder in die reinen Lüfte hinaufzuschwingen. An jagdlichem Federwild ist aufzuführen das Savannenhuhn, ähnlich unseren Rebhühnern, nur mit etwas längerem Schnabel und dichterem Gefieder. In starken Ketten plündert es die Farmen und flattert gerade so schwirrend in die Höhe wie ein Rebhuhnvolk auf den heimatlichen Feldern. Dann zahlreiche Tauben, unseren Wildtauben ähnlich; nur ist bei den afrikanischen Brust und Bauch zartrosa angehaucht. Schnepfen, Perlhühner und farbenreiche Wasserhühner bevorzugen die Savanne als Aufenthaltsort. Eine Überraschung ward mir auf der Station Baliburg im November 1891 zu teil, ein Gruß aus der Heimat in Gestalt der Schwalben, die eines Tages plötzlich ganz vergnügt und in ziemlicher Zahl ihr blitzschnelles Spiel durch die Luft trieben über Afrikas grünen Savannen am Äquator wie im Norden über Feld und Flur der Heimat. (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Das Eldorado der Wasservögel scheinen die überhaupt außerordentlich wildreichen Täler des Tshad im Süden und die des Mao Meng und des Djerem-Oberlaufes zu sein. In den beiden letzteren, die uns schon allmählich der Grenze der Grassavanne näher bringen, beginnen auch bereits einige Arten Vögel und Säugetiere sich zu zeigen, die erst in der Buschsteppe ihr eigentliches Heimatrecht haben — es sind gerade nicht die sympathischsten — auf der Hochfläche von Ngaumdere sind sie schon zahlreich: allnächtlich hörte die Passargesche Expedition „das widerliche Heulen der Hyänen vor der Stadt, welche mit den Aasgeiern zusammen das Auffressen und Fortschleppen der Leichen besorgen". Doch auch der König der Tiere tritt hier bereits auf: der Löwe.

Steil geht es hinab auf die Plateaustufe zum Benuë zu. Scharf ist der Unterschied zwischen der Vegetation der Hochebene und der der Bergabhänge

und weiten Talebenen, genau ſo wie an der Atlantikabdachung. Dort breitet ſich unten der Urwald, hier tut die Buſchſteppe Nordadamauas ſich auf.

„Ihre Bäume beſitzen im allgemeinen die Höhe unſerer Obſtbäume, erinnern auch in ihrem krummen, knorrigen Wachstum an dieſe. Die Krone iſt meiſt ſehr licht; kein Steppenbaum gibt guten Schatten. Niemals ſtehen ſie ſo gedrängt, daß ſich ihre Kronen im Wachstum gegenſeitig behindern. Ausgedehnte Lichtungen ſind häufig. Das Unterholz beſteht aus Büſchen und Sträuchern, welche oft dorniger Natur ſind. Wo es fehlt, findet ſich wieder das Gras der Hochflächen, aber nicht ſo hoch, höchſtens 1 m.“ Akazien, Mimoſen, Dornſträucher, Tamarinden, Butterbäume und Gras, ab und zu die Dumpalme; aus all dem ſetzt ſich die Buſchſteppe zuſammen.

Und da, ſieh, was ragt da und reckt ſich hinauf in die Lüfte und ſchattet weithin nach allen Seiten? Was wiegt ſich graziös in lang ausladenden Fiederblättern? Das ſind alte Bekannte aus der Parklandſchaft, aus den tropiſch warmen Gebieten weit jenſeits ſüdlich der waſſerſcheidenden Höhen: der Affenbrotbaum, der Wollbaum, die Ölpalme.

Von 1500 m Meereshöhe ſind wir ja herabgeſtiegen in die weiten Niederungen des oberen Benuëtals; die gleichen Höhenlagen, die gleichen klimatiſchen Verhältniſſe: alſo auch wieder gleiche Pflanzengebilde, ſoweit die ſonſt anders gearteten Verhältniſſe des Bodens, der Niederſchläge u. ſ. w. nicht andere Konſequenzen zeitigen. Wo auch dieſe Bedingungen dieſelben ſind oder wenigſtens ähnlich werden, gleicht ſich die Vegetation immer mehr: das haben wir in dem üppigen Pflanzenwuchs in den Tälern der Waſſerläufe der Gras- und Savannenſteppe geſehen, das hat in Nordadamaua, wo dazu noch das wärmere Klima wieder kommt, in noch höherem Grade ſtatt.

Sudannegerbehauſung; rechts Termitenbauten.

Drum finden wir hier in den Uferwäldern dieſer Gebiete nicht nur alle jene Pflanzen, die uns an gleichen Stellen auf der Hochebene wie aus einer anderen Welt herein erſcheinen, wieder; damit gar keines der Waldgebiete fehlt, umſpinnt ein Gewirr von Lianen die Waſſerwälder Adamauas, und leuchten in dem ewigen Schatten dieſer Waldſtreifen die glänzenden Blätter des Gummibaumes in ihrem tiefen, ſatten Grün.

Unvermerkt wandern wir durch ſolcherart geſtalteten Steppenbuſchwald hinüber in die dritte geographiſche Zone Kameruns. Nichts verrät uns, von dem Nordhang des Hoſſere Mandara immer weiter dem Tſad zuſtrebend, in der Geländebedeckung — wenigſtens zu Anfang — den Eintritt in das letzte nördlichſte Gebiet, weder in der Tier- noch Pflanzenwelt. Nur die Schöpfungen eines kleinſten Lebeweſens — freilich in den Tropen in Milliarden häufig — muten uns ſeltſam an; namentlich im Benuëtal ſind wir auf ſie getroffen: die Termitenbauten.

Dieſe Beobachtung hat ſchon Barth gemacht: „Die Nähe der gewaltigen Waſſerader ward zuerſt angezeigt durch eine große Menge hoher Ameiſenhügel, die in der Nachbarſchaft von Flüſſen“ — geeignete Bodenverhältniſſe (Sandſtein, Ton und dergleichen) vorausgeſetzt — „vorwiegen und hier großartige ſyſtematiſche Bauwerke oder vielmehr ganze Ketten von Bauten bilden.“ Bald ſind es den aufſtrebenden gotiſchen Bauwerken nicht unähnliche Gebilde, mannshoch und oft weit höher, mit Türmen, Zinnen und Zacken, vom Regen ausgewaſchen, bald in Form von Hutpilzen, oft zu 3, 4 und mehr Hüten übereinander geſetzt. Dieſe Stockwerke erheben ſich nicht ſelten bis faſt 1 m über die Erde und ſtehen in Kolonien beiſammen.

Digitized by Google

Allmählich ändert sich die landschaftliche und — fast mehr in die Augen springend — die zoologische Szenerie. Und am Rande des Tsad, oder vielmehr an seinen weithin sumpfigen Uferniederungen angelangt, ist Pflanzendecke und Tierwelt schließlich doch eine wesentlich andere geworden. Diese Schritt für Schritt vor sich gehende, erst nach Durchmessung des ganzen Raumes zum Bewußtsein kommende Umformung (gleich wie wir den Zeiger der Uhr nicht gehen sehen, erst nach Verfluß eines Zeitabschnitts vermögen wir seine veränderte Stellung festzustellen) schildert Nachtigal so formvollendet und plastisch, daß es schade wäre, nicht ihn zu hören. Freilich müssen wir dabei mit ihm von Norden zu Süden wandern, also uns in Gedanken an das Gestade des Tsad versetzen. Aber wir sind ja hoffentlich in unserem Kamerun, auch in seinem fernen Nordostwinkel, bereits so heimisch geworden, daß uns dieser Sprung nicht irre macht.

„Im Kernland Bornu, zwischen 13° und 11° Nordbreite" (also gerade die Strecke, die wir noch kennen lernen wollen) „bewahrt zwar die Landschaft im allgemeinen denselben Charakter wie weiter nördlich, doch wird sie üppiger und schmückt sich hie und da mit neuen Baumtypen. Unter den Waldbäumen zieht die Häufigkeit des Affenbrotbaumes die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich: die stolze Delebpalme beginnt von hier ab sich zu entfalten, und die grasreichen Lichtungen sind mit wildem Reis bedeckt. Hier, südwestlich und südlich vom Tsad, ist der größte Wasserreichtum des Landes.

Der See und die Flüsse wimmeln von Hippopotamen, die Uferwaldungen von Schweinen und Büffeln, und die ganze Gegend ist ein Paradies für Wasservögel unter denen fremdartige Reiher, Löffelgänse, Enten, schwarze Störche und große Herden stolzer Kronenkraniche eine durch ihre Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in Farbe und Form entzückende Staffage der Landschaft bilden. Die Häufigkeit der Ortschaften und die Tätigkeit des Menschen in Feld und Flur lassen zwar hier die größeren Raubtiere nicht zahlreich werden wie im dünn bevölkerten Norden, doch weder Löwe noch Leopard, noch Luchs noch Hyäne fehlen ganz. Das Insektenleben nimmt in überraschender Weise zu. Im Walde stößt man auf die verschiedenartigen, oft gigantischen Bauten der Termiten und Ameisen, die eine Quelle endloser Plage und Sorge für den Fremdling sind, und die Süd- und Südostprovinzen des Reichs liefern den meisten Honig. Mit dem Beginn der Regenzeit bedecken sich die Bäume mit Raupen, der Erdboden mit Würmern aller Art. Der Reisende hat einen rastlosen Krieg gegen Mücken und Fliegen zu führen, die für ihn gefürchtetere Feinde darstellen, als reißende Tiere, Schlangen und Skorpionen, und die Gärten und Felder sind den Verheerungen durch Heuschrecken ausgesetzt, welche dem Menschen, nachdem sie ihn der Früchte seiner Arbeit beraubt haben, ihrerseits wieder zur Nahrung dienen.

Auf dem Südrand des Reiches, da wo auf der Grenze zwischen Islam und Heidentum die Bevölkerung wieder dünner, die Dörfer vereinzelter werden, gefällt sich besonders die scheue Giraffe, und auch der Strauß zeigt sich wieder, während zum Elefanten das Rhinozeros und zum Hippopotamus das Krokodil kommt, und in einzelnen Distrikten der Löwe und die übrigen katzenartigen Raubtiere wieder häufig werden. Auf den Lichtungen grasen Gazellen und Kuhantilopen, in der Nähe der Gewässer Wasserböcke und Zwergantilopen, und Hyäne und Wildschwein sind in unglaublichen Mengen vorhanden. Die vereinzelten niedrigen Felsbildungen sind vom Klippschiefer bewohnt, und außer den großen Herden von Meerkatzen zeigt sich der Pavian und hie und da ein Halbaffe. Die gestreifte Manguste und das Ichneumon sind häufiger geworden; bei nächtlicher Weile stößt man wohl zuweilen auf das Stinktier, und der Boden ist durchwühlt von ameisenfressender Erdferkeln.

Im Vegetationsreich beginnt hier am Südrand Bornus das Verbreitungsgebiet des nützlichen Butterbaumes, dem sich vereinzelte Exemplare der Ölpalme gesellen. Der Nelonenbaum wird häufiger, und die mächtige Fächerpalme beherrscht nicht selten den Wald. Die Akazien mit ihrem spärlichen Blätterschmuck machen allmählich laubreichen, formreichen Bäumen Platz, die sich zu lichter Waldung gruppieren und gleichmäßig mit Gras bedeckte Wiesenflächen zwischen sich lassen." (Aus Nachtigal: Sahara und Sudan.)

Die Buschsteppe Nordadamauas mit ihren Tier- und Pflanzengebilden ist erreicht — die Kette ist geschlossen; unser botanisch-zoologischer Streifzug durch unser Schutzgebiet von Süd nach Nord ist zu Ende.

### c) Klimatische Verhältnisse

Kamerun ist das Land der Kontraste. Das ist uns entgegengetreten bei Betrachtung des geologischen Aufbaues, das haben wir gesehen bei der so verschiedenartigen Oberflächengestaltung, eben erst bei der Durchwanderung der

Digitized by Google

grundverschiedenen Vegetationsreiche — das wird uns ganz besonders auffallen, wenn wir uns die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse ansehen.

„Infolge der wechselnden Höhenlage vom Meeresspiegel, an dessen Ufern die zartesten Kinder der tropischen Pflanzenwelt gedeihen, bis zur nackten Spitze des Mongo ma loba, infolge des Gegensatzes zwischen Urwald und Steppe und infolge der Tatsache, daß der meteorologische Äquator mitten durch das Schutzgebiet geht, zeigt das Klima die mannigfaltigsten Abstufungen zwischen drückender Hitze und empfindlicher Kälte, und bemerkenswerte Unterschiede in der Regenverteilung. Im allgemeinen besitzt aber Kamerun infolge seiner äquatornahen Lage ein ausgesprochenes Tropenklima, das sich durch eine beständige Wärme und eine außerordentliche Regenfülle auszeichnet." (Aus Hassert: Deutschlands Kolonien.)

Wir hörten eben den „meteorologischen Äquator" nennen. Etwa auf dem dritten nördlichen Breitengrad vollzieht sich eine tiefgehende Verschiebung mehrerer meteorologischer Verhältnisse (die sich allerdings infolge sonst gleichbleibender, beziehungsweise ausgleichender Momente weniger in klimatischen Verschiedenheiten äußert): so sind die Luftströmungen diesseits und jenseits dieser Linie ganzlich verschiedenen Bedingungen unterworfen, so ist die Verteilung der Niederschläge so wesentlich verschieden, daß die Kamerunер Trockenzeit, die sich im ganzen Gebiet etwa um das Wintersolstitium gruppiert, zeitlich mit der in der meteorologischen Südhemisphäre herrschenden Regenzeit zusammenfällt. Diese Grenzlinie nun nennt man den meteorologischen Äquator; und da sie — eben als ungefähr mit dem dritten Grad nördlicher Breite sich deckend — den südlichen Teil Kameruns durchzieht, so weist sie das weitaus größere Gebiet der Kolonie der meteorologischen Nordhalbkugel zu, während der kleinere, südlich davon gelegene, der meteorologischen Südhemisphäre angehört.

Trotz der Nähe des astronomischen Äquators ist Kamerun kein auffallend heißes Land, im ganzen anscheinend nicht so heiß, wie die unter den gleichen Breiten drüben im Osten gelegenen Landstrecken. Überhaupt: es fällt auch der Wärmeäquator — um noch einen dritten und letzten in dieses Kapitel einzuführen — durchaus nicht mit dem astronomischen zusammen, wie es dem ganzen Altertum und Mittelalter geradezu Glaubenssatz war (daher die tollen Berichte von kochenden Meeren, Feuerströmen und schwarzgebrannten Menschen); er liegt weit nördlich von letzterem und dürfte in Afrika etwa mit der Südgrenze der Sahara sich decken, wo die durchschnittliche Jahrestemperatur 30° C. übersteigt.

„In Westafrika, speziell im Guineabusen, macht außerdem als weiteres ‚abkühlendes' Moment die kalte Meeresströmung sich geltend, welche aus dem südlichen Polargebiet kommend, die Aguljasströmung nach Osten zurückwirft und als Benguelaströmung an der Westküste Afrikas emporsteigt. Sie wirft ihren Kälteschatten auf die benachbarten Gebiete, welche, wie Kamerun, tagsüber die Seebrise von daher erhalten.

Wie in den meisten Orten der Tropen, bestimmt auch in der Kamerunkolonie nicht sowohl eine erhebliche Temperaturdifferenz, als vielmehr der Wechsel von Regen- und Trockenzeit den Charakter der Jahreszeiten.

‚Im allgemeinen gruppiert sich in den Tropen um diejenige Zeit, in welcher die Sonne im Zenith steht, die Regenzeit; es tritt eben in dieser Zeit unter dem Einfluß der senkrecht wirkenden Sonne infolge der Erwärmung eine starke Lockerung und Hebung der über der Erde lagernden Luftmassen ein, welche schon bei geringer Erhebung infolge der Abkühlung in den höheren Luftschichten den Wasserdampf, welchen sie mit sich führen, als Regen niederfallen lassen." (Aus: Plehn, Die Kamerunküste.)

Dem zweimaligen Zenithstand der Sonne innerhalb eines Erdjahres über den dem Äquator so nahegelegenen Landstrichen wie unser Schutzgebiet entsprechend sollte nun Kamerun eigentlich zwei Regen- (und damit zwei Trocken-) zeiten aufweisen. Tatsächlich trifft das nur für die Strecken südlich des meteorologischen Äquators zu. Für die weitaus größere Nordhälfte des Landes lassen sich auf Grund scharf ausgeprägter und regelmäßig wiederkehrender Erscheinungen nur zwei Jahreszeiten innerhalb eines Erdjahres unterscheiden: eine Regenzeit und eine Trockenzeit. Erstere währt etwa von Mai bis November, letztere von Dezember bis April. Daß natürlich Schwan-

Digitized by Google

kungen in Anbetracht der ausgedehnten Landstrecken mit ganz verschieden gestalteten sonstigen Verhältnissen wie auch sogar an ein und demselben Ort vorkommen, ist selbstverständlich. Aber der ganze Verlauf der Jahreszeiten selbst zeigt größere Gleichmäßigkeit als solches bei uns zu Hause der Fall ist. Am Eingang und Ausgang der Regenzeit treten Tornado-(Gewittersturm-) Perioden von vierzehntägiger bis vierwöchentlicher Dauer auf.

Diese allgemeinen Angaben vorausgeschickt, wollen wir die einzelnen Gebiete auf ihre meteorologischen und klimatischen Verhältnisse hin uns betrachten.

Da zwingt uns zunächst unsere ungeheure Landmarke, der Kamerungebirgsstock, ihm eine kurze Sonderbetrachtung zu widmen. Wie er infolge seiner gewaltigen Vertikalgestaltung alle Vegetationsreiche — wenn auch im kleinen — für sich fordert, so beansprucht er auch von jedem der klimatischen Gebiete Kameruns seinen Teil.

Bis hinauf zu 900 m herrschen diesbezüglich die gleichen Verhältnisse, wie wir sie im Urwald kennen lernen werden; gemildert und damit gebessert durch die Seeluft, die an seine Hänge in die Waldhallen hineinzuwehen vermag. Von 900 m an bis hinauf, hinein ins Grasland finden wir gleiche Erscheinungen wie in den Hochlandgebieten im Innern; und wie sich die meteorologischen Verhältnisse bis hinauf zur Spitze des Fako gestalten, hat uns Dr. Preuß bereits bei der Besteigung des Piks berichtet (Seite 35 u. 36). Doch ganz für sich beansprucht er unsere Sonderaufmerksamkeit ob der Sonderverhältnisse, die sein äußerster Strebepfeiler gegen die See zu, der Mongo ma Etinde und der am Fuße des Hauptberges liegende Bezirk Viktoria aufweist. Viktoria selbst fällt mit all seinen meteorologischen und klimatischen Erscheinungen noch ganz und gar in den Rahmen des übrigen Küstengebietes; mit dem ersten Schritt, möchte man fast sagen, nach Westen zu, beginnt die Ausnahmestellung. Je mehr man sich Kap Debundja nähert, nimmt der Regenreichtum ganz außerordentlich zu, und an ihm angelangt, befinden wir uns an einem meteorologisch sehr merkwürdigen Platz: das Debundjagebiet ist die regenreichste Landschaft in ganz Afrika, die zweitregenreichste auf der ganzen Erde. Mit seiner jährlichen Niederschlagsmenge von durchschnittlich über 9000 mm wird es nur übertroffen von dem Gebiet der Khasiahügel in Assam, wo die am Südhang des Himalaya gelegene Station Cherrapunji durchschnittlich jährlich 12 000 mm verzeichnet! Ein Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit hört auf; in dem, was hier Trockenzeit heißt, gehört eine Periode von 7 regenlosen Tagen zu den größten Seltenheiten. Ein für europäische Verhältnisse berechneter Regenmesser läuft in $1\frac{1}{2}$ Stunden über! Und drüben am Osthang des Berges, in Buëa, herrschen diese Jahreszeiten ausgesprochen, und reichen die Niederschlagsmengen selten bis an 4000 mm heran; in Viktoria betragen sie im Mittel etwa 4500 mm.

Und nun, nachdem wir dem Sitz Esasamutes unseren Tribut gezollt haben, zum übrigen Lande.

Im ganzen Küstengebiet, dann im Nordteil bis zum Fuß des Plateaurandes, über 200 km ins Innere hinein, im Süden bis über die erste Terrasse hinauf etwa bis zur Station Lolodorf, fast 100 km, herrscht das ganze Jahr hindurch eine feuchtwarme Treibhausluft, die außerordentlich erschlaffend wirkt und nur geringen Schwankungen unterworfen ist: bei einer mittleren Jahrestemperatur von + 25,3° C. in Duala, + 23,8 in Barombi, in Viktoria + 25,1 und Lolodorf + 22,6 weist z. B. in Duala der Februar, als der heißeste Monat + 27,3, der Juli als kältester + 24,4° C. auf; die beobachteten Maxima und Minima bewegen sich zwischen 32,2 und 19,0° C.

Daraus geht auch ferner hervor die Bestätigung des eingangs Gehörten, daß Kamerun durchaus eigentlich kein heißes Land ist; die aufgeführten Temperaturen übersteigen jene von Palermo, Smyrna und Neapel nicht. Und doch ist das Küstengebiet und der Urwald für den Weißen so wenig zuträglich. Wenn Scheffel singt:

„... Denn das ist deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet ..."

so ist's hier gerade umgekehrt. Der Urwald und die Mangrovendickichte sind der Kampfplatz, auf dem des tropischen Klimas furchtbarste Tochter, das Fieber, den Europäer anfällt und, nur allzu oft, als Siegerin hervorgeht.

Was gerade auf den Weißen so erschlaffend und entnervend wirkt, ist — abgesehen von seinem soeben genannten Hauptfeind, der Malaria, die ja auch die Eingeborenen anderer malariafreier Strecken Kameruns, namentlich jene aus den gesunden Hochlandgebieten, bei Betreten der Nie-

Digitized by Google

derungen befällt -- eben die mit keinem Worte als „Treibhausluft" besser zu bezeichnende fatale klimatische Eigenschaft. Diese, Tag und Nacht fast gleich bleibend, läßt keinen erquickenden Schlaf sich auf den Weißen senken. Dazu kommt der außerordentlich hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft, namentlich in der Regenzeit, in der trockenes und feuchtes Thermometer nur um 0,1° bis 0,2° C. differieren. Alles und jedes ist dann stets mit Feuchtigkeit überzogen; das Lederzeug vom Abend bis zum nächsten Morgen mit Schimmel bedeckt; die Waffen müssen mindestens zweimal täglich geputzt werden, soll sich nicht Rost ansetzen, das Papier des Tagebuchs ist weich und breng auch ohne unmittelbares Naßwerden.

Die Jahressumme der Niederschläge zeigt beträchtliche Schwankungen; sie betrug zum Beispiel in Duala im Jahre 1893 nur 2814 mm, um im darauffolgenden bis auf 5005 mm emporzuschnellen; im allgemeinen bewegt sie sich zwischen 3500 mm und 4000 mm.

Wesentlich günstiger gestalten sich die Temperatur- und, stellenweise, auch die Feuchtigkeits- und Niederschlagsverhältnisse oben auf dem freien, offenen Hochlandsplateau, und da insbesondere wieder auf den höchstgelegenen Strecken von größerer Ausdehnung: in den Grassteppen Nordkameruns.

Namentlich der nordwestliche Teil dieser Gebiete entfernt sich am weitesten und schroffsten von dem, was man zu Hause als Tropenklima nebst allem, was darum und daran hängt, sich vorzustellen pflegt. Nicht nur weit entfernt, den landläufigen Vorstellungen von „afrikanischer Hitze" zu entsprechen, fällt es schon kaum mehr unter das, was auch der Fachmann unter tropischer Wärme versteht. Die mittlere Jahrestemperatur auf der einstigen Station Baliburg betrug 1891 18,1° C., 1892 18° C. Die gleichen Temperaturverhältnisse haben statt in den südlichen Vereinigten Staaten, in Marokko, Algerien, dem mittleren China u. s. w. Finden sich also einerseits die mit der Nähe des Äquators gemeinhin verbunden gedachten hohen Temperaturen ausgeschaltet, so besteht andererseits der Vorteil äquatorialer Gebiete voll zu Recht: die ganz außerordentliche Gleichmäßigkeit der mittleren Monatstemperaturen. Der Temperaturunterschied des wärmsten und kältesten Monats betrug im Jahre 1891 nur 1,6° C., 1892 2,8° C. Mit weit größerem Recht kann also hier von einer gemäßigten Zone gesprochen werden als in der Heimat mit den so bedeutenden Jahreszeitunterschieden.

Der kontinentale Charakter, der diesen Gebieten aufgeprägt ist, zeigt sich in den bedeutenden Schwankungen der Jahres- und Tagestemperaturen, und namentlich der Temperaturextreme. Die mittlere tägliche Wärmeschwankung betrug auf Baliburg 7,3° C. im Juli, 15,4° C. im Dezember. 1891 betrug das Maximum 30,7° C., das Minimum 7,6° C.; 1892 ersteres 32,5, letzteres 6,2; die Jahresschwankung berechnet sich also auf 23,1° C. bezw. 26,3° C.!

Aus diesen Verhältnissen läßt sich aber auch folgern, daß diese Gebiete hier oben dem Europäer weit zuträglicher sein müssen als die Niederungen — und das sind sie auch in der Tat. Malaria ist hier oben, namentlich im Nordwestteil des südafrikanischen Plateaus, fast unbekannt und „das Klima würde an sich dem Wohlbefinden des eingewanderten Europäers kaum ein Hindernis in den Weg legen". (Aus: Plehn, Die Kamerunküste.)

Aus diesen Verhältnissen begreifen sich die auf der Station nicht selten aufgetauchten Klagen über die Kälte, und der sehnsüchtige Wunsch nach einem, behagliche Wärme spendenden nordischen Ofen!

Auch die Niederschlagsmengen ändern sich hier oben ganz beträchtlich. In Bali war der Jahresbetrag in den zwei Beobachtungsjahren, die hier stattfanden, 2644,1 mm und 2846,2 mm, also um fast die Hälfte geringer wie im Küstengebiet. Noch mehr als diese in Anbetracht des gewohnten Tropenregenreichtums gering zu nennende Menge überrascht die Form, in der diese Niederschläge hier oben — gar nicht einmal so selten — niedergehen. Während nahe dem meteorologischen Äquator jährlich durchschnittlich einmal Hagel be-

Digitized by Google

obachtet ward, wächst im rauheren Nordhochland die Zahl der Hagelfälle auf zwölf in zwei Jahren, darunter in einem Monat nicht weniger als vier. Und es sind tüchtige, regelrechte Schauer, die herunterprasseln; Zintgraff verlor bei einem solchen Unwetter auf den Pässen der Wadjoberge sechzehn Mann durch Erfrieren!

Diese hier in ihrer schroffsten Gestalt flüchtig gezeichneten hauptsächlichsten meteorologischen Verhältnisse der Hochländer — größtenteils den Beobachtungsreihen der weiland Station Baliburg entnommen — bleiben in ihren Grundzügen gleich bis herunter zum meteorologischen Äquator, bis hinein nach Nordadamaua; nur mildern sie sich, werden (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) wieder mehr tropisch. Die Adamauabewohner kennen keinen Hagel; Temperaturen von 6° C. sind ihnen unbekannt, und die bis Ngila im Süden und Bafum im Nordgebiet reisenden Haussakarawanen klagen bitterlich über die Kälte dieser Gegenden.

Je weiter wir uns der Nordostecke unserer Kolonie nähern, desto mehr werden Klima und meteorologische Erscheinungen im großen und ganzen wieder gleich den Verhältnissen, wie wir sie im Küstenland angetroffen haben: das muß wenigstens aus den Notizen Nachtigals geschlossen werden, des einzigen Europäers, der aus längerem Aufenthalt am Tsad ein richtiges Bild der meteorologischen Vorgänge, „eine im ganzen annähernd richtige Auffassung des Klimas der Gegend" (wie er sich selbst bescheiden ausdrückt) gewinnen konnte.

Am anschaulichsten möchte sich vielleicht das Ineinandergreifen dieser in ihren Hauptzügen betrachteten Einzelerscheinungen im weiten Raum nördlich des mehrgenannten meteorologischen Äquators gestalten, wenn wir sie in ihrem Schaffen und Weben im Laufe eines Erdjahres aneinander gereiht an uns vorüberziehen lassen. Als „Ort der Handlung" wählen wir das Hochlandgrasgebiet Nordkameruns. Wir können das mit Fug und Recht; wohl sind hier die Erscheinungen am schroffsten, aber die Grundzüge der Anordnung vom Küstensaume bis hinauf zum Benuë und drüben wieder weiter sind die gleichen; gleich ist die Verteilung der beiden Tropenjahreszeiten, gleich sind die Gesetze für Wolkenzug und Windrichtung, gleich die Stetigkeit bezw. Schwankung der Luft- und Dunstdruckverhältnisse, nur die Grade sind verschieden, bedingt durch Höhenlage und Meeres- bezw. kontinentalen Einfluß.

„Versetzen wir uns in den Oktober, und damit in die das Ende der Regenzeit ankündigende Tornadoperiode.

Der Morgen ist bereits nicht selten klar und schön nach einer sternenhellen Nacht angebrochen; bisweilen hüllt in den ersten Frühstunden dichter Nebel noch die Landschaft ein. Reichlich liegt der Tau auf den unendlichen Grasflächen. Eine leichte Brise aus Ost oder Südost trägt das Rauschen eines nahen Wasserfalles an unser Ohr. Langsam steigt die Temperatur, die Nachts auf 13° und 12° C. gesunken ist, gegen Mittag an auf 22° und 24° C.; mit ihr steigert sich auch die Stärke des Windes, der meist von Ost nach Südwest umspringt und angenehm erfrischend wirkt; aber im Laufe des Vormittags ziehen sich in dieser Periode Tag für Tag Gewitterwolken zusammen und Nachmittags bereits oder spätestens Abends entladen sie sich in kurzen, aber heftigen Stößen. Stoßweise auch braust der rasch stärker werdende Wind an und peitscht die Regenmassen so dicht, daß man auf 8, 10 Schritte nichts mehr sieht, gewaltige Donnerschläge krachen darein; dann ist plötzlich Schluß. Tief hängen die Wolken herab, und gegen Abend lagern dichte Nebel über dem Land. Nicht selten wetterleuchtet es aus allen Richtungen Morgens und Abends, auch dann, wenn der Nebel verschwunden und der Himmel wolkenlos sich wölbt.

Am nächsten Tage wiederholt sich das gleiche Schauspiel. So naht die zweite Hälfte des November; die elektrischen Entladungen werden schwächer, und schwächer auch die Regen, die Nebel sind nicht mehr so dicht und andauernd: die Trockenzeit kündigt sich immer deutlicher an. Von Nordost kommen bereits die schwarzen Schneeflocken, das heißt die niederfallenden, schwarz gebrannten Grasüberreste, die der Wind Hunderte von Kilometern aus dem tiefen Innern herantreibend hier niederstobern läßt. Und Mitte November nimmt mit einem letzten grollenden Donner die Regenzeit

ihr Ende. Nun beginnen die schönen Tage der Trockenzeit. Die charakteristischen Merkmale ihrer ersten Hälfte sind fast gänzlicher Mangel an Gewittererscheinungen und an Regen. Kühl, ja kalt sind die Morgen — 8° und 7° C. sind nicht selten —, noch lagert Tau, aber nicht mehr so stark, auf Gras und Blatt, und prächtig erhebt sich in wolkenloser Bläue der junge Tag. Rasch steigert sich die Temperatur bis aufs Drei-, ja Vierfache der Morgenablesungen; aber kräftig bläst ein tüchtiger Wind aus Ost oder Südwest übers Land, und kein Tag kommt einem wirklich heißen schwülen Julisommertag in der Heimat nur annähernd gleich. Abends kühlt sich's rasch wieder ab, herrscht meist vollkommene Windstille. Die Tage ausgenommen, an denen der austrocknende Harmattan aus Nordost anweht, läßt sich der Beginn der echten, rechten Trockenzeit wohl vollkommen zutreffend mit einer langen Reihe schöner Herbsttage im bayerischen Vorbergeland vergleichen.

Die Schattenseite jeder Reihe von schönen Tagen fehlt auch hier nicht. Mit dem Aufhören der tropischen Unwetter hört auch jeglicher Regen auf, und eine äußerst lästige Folge der lang andauernden Trockenheit ist der starke Staub, der den ganzen Körper, der Kleidungsstücke spottend, und alle Gegenstände täglich mit einer dichten Schicht überzieht; die abgebrannten, weiten Flächen lechzen nach Regen.

Endlich sind die langen Wochen steten Sonnenscheins, steter Trockenheit vorbei: es ist Mitte Januar. Endlich rollt wieder der lange nicht mehr vernommene Donner, Wetterleuchten flammt da und dort, da und dort steigen dunkle Wolken auf, und um die Mitte des Januar herum rauscht der erste Gewitterregen mit ununterbrochenen elektrischen Entladungen wieder herunter. Die Temperatur kühlt sich hierbei rasch so bedeutend ab, daß die Wasserniederschläge nicht selten in Hagelkörnern niederkommen.

Eine Tornadoperiode in der Trockenzeit hat ihren Anfang genommen. Bis über Mitte März kracht und gießt es in gleicher Weise jeden Tag herunter wie am Ausgang der Regenzeit im Oktober; tüchtige Stürme brausen über das Land.

Dann folgt wieder eine Pause, aber nicht von sehr langer Dauer. Von Ende März bis Anfang Mai kommen in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen die Tornados an. Im übrigen herrscht bis Anfang Mai Trockenzeitgepräge.

Von da ab werden die Gewitter seltener und schwächer, mehr und mehr treten Regengüsse auf ohne elektrische Begleitung. Die Stürme legen sich, der Himmel hüllt sich immer mehr und immer länger in graues Gewölk, die Nebel breiten sich immer häufiger über das Land, die Temperaturen verlieren die der Trockenzeit eigenen bedeutenden Tagesschwankungen und verflachen sich; Morgens ist es nicht mehr so sehr kühl, Mittags nicht mehr so sehr warm, den ganzen Tag über windig, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft nimmt wieder zu der afrikanische Sommer ist zum Herbst geworden, und nicht lange dauert es, so befinden wir uns in der richtigen Regenzeit.

Dichter Nebel hüllt des Morgens die Landschaft ein, und feiner Sprühregen rieselt durchkältend und durchfröstelnd nieder, vergebens wartet man auf einen erwärmenden, erhellenden Sonnenstrahl: wohl jagt der sich allmählich erhebende Südwestwind die schweren Nebelmassen fort, doch nur um neue schwere Regenwolken heranzuführen, die tief herniederhängend ihre Wasser in gleichem, melancholischem Platschern auf die regenschweren Grasflächen senden. Und gegen Abend ballt der nimmer rastende naßkalte Südwestwind neue Nebelmassen undurchdringlich aufs neue und leitet so unter stetem Regen den grauen Tag in die Nacht hinüber, die den regenspendenden Tag in gleicher Tätigkeit ablöst.

Für die Monate Juni, Juli und August ist dieses Bild vollständig zutreffend. Im September beginnen dann wieder die ersten schwachen Donner zu rollen, die Windstärken wechseln, und während in den eigentlichen Regenmonaten Wind, Wolkenzug und Regenrichtung Tag für Tag in einförmigster Übereinstimmung waren, lassen sich endlich bereits wieder wohltuende Verschiedenheiten feststellen. Dadurch gelingt es auch hie und da einem Stückchen blauen Himmel hervorzulugen. Freudig begrüßt man die immer häufiger werdenden elektrischen Erscheinungen, endlich scheinen auch die Wasserquellen da oben ab und zu wenigstens zu versiegen und die Tornadoperiode des Oktober naht: der Kreislauf des Jahres nordwärts des meteorologischen Äquators ist geschlossen." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Auf den ersten flüchtigen Blick auf die allerdings nur wenigen Beobachtungstabellen, die aus den südlich dieser bereits oft genannten meteorologischen Linie gelegenen Gebietsteilen Kameruns zu Gebote stehen, ist man eigentlich geneigt, sie auch in meteorologischer Hinsicht jenen Landstrecken unseres Schutzgebietes anzugliedern, zu denen sie geographisch gehören. Aber die vielleicht nicht einmal so schroffen Unterschiede wie droben zwischen Tiefland und Hochland sind hier nicht Gradunterschiede, sondern fundamentale. Dahin gehört die hier stattfindende geringere Bewölkung, dahin das Auftreten jener mysteriösen Phänomene der starken Abend- und Nachtwinde, wie sie auf der Yaundestation und Volodorf beobachtet worden — die gleiche Erscheinung finden wir im Innern von Angola, im ganzen Kongotal —, dahin vor allem das charakteristische Merkmal des Tropenklimas, die Niederschläge, das heißt ihre Anordnung. Sie sind es ja auch, die den schon zu Anfang erwähnten tiefgreifenden Unterschied in der Gruppierung der Jahreszeiten zur Folge haben: hier unten im südlichsten Raum unserer Kolonie, zwischen dem 3. und 2. Grad n. Br., haben

Digitized by Google

wir vier Jahreszeiten scharf ausgeprägt, oder vielmehr je zwei gleiche innerhalb eines Erdjahres: zwei Trockenzeiten und zwei Regenzeiten. Damit ist das Charakteristikum eines anderen meteorologischen Gebietes gegeben — diese Strecken gehören zum südhemisphärischen Regengebiet.

Haben nun diese Gebiete wichtige meteorologische Einzelerscheinungen nur anscheinend gemein mit der ausführlicher geschilderten meteorologischen Nordregion, so besitzen sie doch zum mindesten ein Phänomen in seinem ganzen Verlauf tatsächlich gemeinschaftlich mit jener: die tropischen Gewitter in ihrer den gemäßigten Breiten ungekannten Intensität der elektrischen Entladungen, der niedergehenden Regenmassen und der sie begleitenden Stürme, der Tornados.

Verschieden ist zwar im Tiefland und Hochland die Häufigkeit der zum Ausbruch kommenden Gewitter: an der Küste wurden durchschnittlich 120 bis 150, auf der Naundestation 170 und auf Baliburg über 200 Gewittertage verzeichnet. Aber in ganz Kamerun gibt es nur wenige Tage, an denen nicht in irgend einer Form elektrische Auslösung eintritt. Bouffignaults Bemerkung für den Kalmengürtel ist auch für dies Gebiet vollkommen zutreffend: „Ein mit feinen Sinnen begabter Beobachter kann das Donnern und Blitzen das ganze Jahr hindurch hören und fühlen."

„In der Regenzeit sind elektrische Entladungen in Form von ausgesprochenen Gewittern selten. Anders in der Trockenzeit, beziehungsweise in den Tornadoperioden. Aus einem kurzen Tornado Kameruns kann man gut vier schwere deutsche Gewitter machen. Die Häufigkeit der Blitze läßt sich am besten durch den treffenden Ausdruck ‚Blitzregen' veranschaulichen. Ist bei leichteren Gewittern ein Zählen der einzelnen Entladungen noch möglich, so gibt man das bei einem schweren Tornado sehr bald auf und überläßt sich rückhaltlos dem großartigen Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. ‚Ich glaube, es gibt nichts Überwältigenderes, nichts, wobei der Mensch sich seiner Unbedeutendheit so voll und erschütternd bewußt wird, als einen Tornadosturm in den Hochlanden Kameruns.

Schon das Heraufziehen eines solchen am äußersten Horizont läßt das Gewaltige des nahenden Elementarereignisses ahnen. Schwer und breit schieben sich die Wolkenschichten schwarz und dunkelgrau übereinander gebaut höher und höher, und der noch in reinem Blau sich wölbende Himmel verschärft den Gegensatz. Bereits ist ein Drittel von ihm überzogen, und immer noch steigt die Wetterwand, trotzdem der sich verstärkende Wind gerade dagegen anzuprallen scheint. Endlich kommt seitliche Bewegung in die Massen, und langsam ziehen sie auf feuriger Bahn. Wagerecht zucken die Blitze durch die Schichten, und unaufhörlich rollt der noch ferne Donner. Durch drei Himmelsquadranten zieht die Wolkenwand. Und nun im Süden ein kurzes Stillstehen — und wie ein Leopard auf sein Opfer fällt es in immer steigender Schnelligkeit über die winzige Behausung der winzigen Menschlein her. Heulend setzt die Windsbraut ein, und im Nu liegen ganze Bananenreihen auf der Erde, und durch die zerfetzten Blätter der stehengebliebenen pfeift der Sturm. Die Häuser wanken und ächzen, von den Dächern fliegen in Garben die Grasbüschel, dunkler und dunkler wird es ringsum: jetzt der erste nahe Blitz und Donnerschlag zugleich, daß der Boden erzittert. Und nun ist der Bann gebrochen: Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag zuckt und kracht es herunter, hinauf, nach allen Seiten. Ein Feuermeer, ein Feuerregen, und Getöse wie rollendes Schnellfeuer aus Hunderten von Geschützen. Mit dem ersten Blitzstrahl fast brechen auch die Wassermassen herab; wie Sturzbäche tosen sie hernieder, und der Sturm schleudert sie dahin und dorthin." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Trotz der so ganz außerordentlichen Heftigkeit der elektrischen Entladungen und trotz der Häufigkeit der Gewitter sind Blitzschläge verhältnismäßig selten, wenigstens im Hochland; an der Küste wird von zahlreicheren berichtet. Aber auch da beschränken sie sich auf leblose Objekte, Flaggmaste, Bäume und dergleichen; am häufigsten sollen Kokospalmen von ihnen betroffen werden. Von vom Blitz erschlagenen Menschen berichtet keine Quelle.

Fassen wir in gedrängtester Kürze die markantesten Züge der meteorologischen Verhältnisse Kameruns zu einer klimatischen Charakteristik der Kolonie zusammen, so lautet das Resumé:

„Die Flußniederungen und die urwaldbedeckte Küstenebene bis zum Hochlandrande zeichnen sich durch hohe Temperatur, hohen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, geringe Luftbewegung und starke Bewölkung, die Steppe durch niedrigere Temperatur, größere tägliche und jahreszeitliche Unterschiede in Lufttemperatur und -feuchtigkeit, welch letztere während der Trockenzeit wesentlich geringere Werte zeigt, kräftigere Luftbewegung, geringere Bewölkung und intensivere Sonnenstrahlung aus." (Aus: Plehn, Die Kamerunküste.)

Digitized by Google

# V. Die (eingeborene) Bevölkerung

## a) Völkergruppen und -scheiden

Haben wir Kamerun bisher nach seiner geographischen Richtung hin als ein ganz eigenartiges Land kennen gelernt, so muß es nicht minder auch in ethnographischer Beziehung als solches bezeichnet werden. Nicht nur, daß es die verschiedenst gestalteten Völkerelemente in sich schließt — fast noch mehr von Interesse ist das gegenseitige Verhältnis derselben, der Zustand, in dem wir sie finden.

Drei große Bevölkerungsgruppen treten uns entgegen: Bantuneger, Sudanneger und der hamitischen Rasse angehörige fremde Einwanderer. (Unberücksichtigt kann vorerst füglich bleiben der spärliche Rest einer Urbevölkerung; einmal weil er vielleicht nichts anderes ist als ein alter, degenerierter Stamm der Bantu, und dann eben weil er, als auf dem ethnographischen Aussterbeetat, keinerlei ethnographische Rolle spielt. Siehe übrigens S. 85 u. f.) Diese Gruppen (und das ist das interessanteste Moment) sind noch nicht dauernd zur Ruhe gekommen: sie wogen hin und her — : das Bild einer afrikanischen Völkerwanderung entrollt sich vor uns. Wie wir uns die einstige Völkerwanderung in Europa nicht als ein ständiges, nomadisierendes Herumschweifen der Stämme vorstellen dürfen — generationenlang trat oft gänzlicher oder teilweiser Stillstand in der Bewegung der Massen ein, Reiche entstanden und verfielen; dann, durch inneren oder äußeren Anstoß, begann es aufs neue zu fluten und zu wandern —: so hier, jetzt, in Kamerun.

Dadurch kommt es, daß eine Völkerkarte Kameruns vorerst keinen stabilen Charakter besitzt. Was vor fünfzig Jahren richtig war, ist es heute nicht mehr; ja mit kürzeren Zeiträumen muß man sogar, je nachdem, rechnen. So saßen zum Beispiel noch vor zehn Jahren rings um Kunde herum und östlich davon die Baia, und da sind sie heute noch auf den meisten Kamerunkarten eingezeichnet — die allerneuesten Vorstöße von Ngoko und Yoko nord- beziehungsweise ostwärts haben ergeben, daß sich der Baiastamm gen Tibati zu verschoben und gegenwärtig am linken Ufer des Djerem sitzt, dem Tibatiherrscher tributär.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens auch gleich ein Wink betreffend afrikanisch-ethnographischen Kartenlesens überhaupt eingeschaltet*). Wenn wir da auf dem Kameruner Atlasblatt Bapea, Bakoko, Bute, Mbum, Bali u. s. w. u. s. w. lesen, so dürfen wir uns darunter keine geschlossenen abgegrenzten Gebiete vorstellen: es sind lediglich Sammelnamen allgemeinster Art; da sind ein paar nebeneinander vielleicht nur dialektisch unterschieden, dort sind die Träger zweier verschiedener Namen auch tatsächlich in allem und jedem anders geartet: hier ist's ein kleiner Stamm, der wohl nationale Eigentümlichkeiten aufweist, aber bereits ganz und gar in die politische Auffangungszone seines Namensnachbarn geraten ist; hier ließe sich vielleicht eine scharfe Grenze ziehen, dort greift der eine in den anderen über. Und über die Hunderte von weitern Stammesnamen, von denen die Berichte der Forscher (für Spezialstudien ja gewiß wichtig und interessant) wimmeln, hat uns der Herr Kartenzeichner gottlob überhaupt in Unwissenheit gelassen!

(Daß dergestaltete „Freizügigkeit" einer einwandfreien „Volkszählung" nicht sehr günstig ist, darauf möge hier gleichfalls im Vorbeigehen aufmerksam gemacht werden!)

Um nun ein einigermaßen klares Bild von dem derzeitigen Stand der

*) Speziell für die diesem Abschnitt beigegebene Karte Kameruns sei bemerkt, daß die Stammesnamen (Bali, Baunde u. s. w.) in liegender, die politischen Landbezeichnungen (Tibati, Ngaumdere u. s. w.) in stehender Schrift eingetragen sind.

Digitized by Google

Bevölkerung und der Gruppierung der volklichen Elemente uns zu verschaffen, müssen wir die Geschichte dieser Völkerwanderungen (soweit von einer „Geschichte" gesprochen werden kann) studieren. Sie gibt uns die Basis, auf der wir Völkerscheiden aufbauen können — und schließlich ist sie auch um ihrer selbst willen interessant genug.

Da müssen wir nun sowohl etwas weiter ausholen als auch von zwei Seiten her unserem Kamerungebiet zu Leib gehen: denn die weitere Merkwürdigkeit (und damit die weitere Komplikation) hat unser Land, daß die Völkerbewegungen vom Norden und vom Süden Afrikas ausgehend, in ihm aufeinander getroffen sind*).

Wir beginnen im Norden; hier haben wir es mit zwei der eingangs genannten Hauptgruppen zu tun: mit der eingeborenen Sudannegerbevölkerung und mit der eingewanderten hamitischen Rasse.

Der erste im Zentralsudan (s. S. 53) entstandene Staat ist Bornu. Einwanderer aus Norden, aus der Wüste, darunter überwiegend arabische Elemente, unterwarfen die eingeborne Sudannegerbevölkerung, Ende des 10. Jahrhunderts. Der Islam, der im 12. Jahrhundert als ausgesprochener Kulturträger bis hierher vordrang (unter anderem auch die Schriftkunde brachte), verlieh dem Reiche neuen, erhöhten Aufschwung. Lange Dynastienreihen haben Barth und Nachtigal aus den Archiven in Kuka gesammelt.

Da trat, etwa im 15. Jahrhundert, ein neues Volk auf den Plan: die Fulbe oder Fulla (auch Pullo, das ist „gelb"). Ihren Traditionen nach sind sie aus dem Norden und Osten gekommen, und vielleicht ist die Ähnlichkeit ihres Namens mit den ägyptischen Fellah kein Zufall; ihre Sprache ist ja auch mit dem Somali verwandt. Als Viehhirten, „börroro", breiteten sie sich anfänglich aus, auch weithin nach Westen und Süden, und lebten unter den Negerstämmen nur geduldet, oft bedrückt; eben dadurch aber ihre Rasse rein bewahrend.

Das hat ein anderes Volk, das wir nunmehr in die Vorgeschichte einführen müssen, nicht getan, und ist dadurch seiner gleichfalls hamitischen Ursprünglichkeit verlustig gegangen: die Haussa.

Zeitlich später als die Gründung des Reiches Bornu erfolgte westlich davon die der sogenannten Haussastaaten (Sokoto, Kano u. s. w.). Ihre Errichtung ist gleichfalls Folge einer von Norden her stattgehabten Einwanderung eines Nicht-Negervolkes, eben der Haussa, nach Barths Berichten auch „Gobir" genannt. Da keine arabischen Elemente sich darunter befanden, gewann der Islam in diesen neugegründeten Staaten erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts Eingang und hat ebenso wie in dem damals schon lange bestehenden Bornu den Anstoß zu politischem und nationalem Aufschwung gegeben. Die Gobir, also die nachmaligen Haussa, haben nun im Laufe der Zeiten sich stark mit der unterworfenen Bevölkerung, den Sudannegern, vermischt, und so entstand das Mischvolk, welches heutzutage den Namen „Haussa" führt.

Auch in diesen Haussastaaten waren Fulbe erschienen, gleichwie wir sie im Bornureich auftauchen sahen. Aber wie dort lebten sie auch hier vorerst als Viehhirten ohne jegliche politische Machtstellung, ein nur geduldetes fremdes Eindringlingsvolk.

Da trat nun zu Anfang des eben verflossenen Jahrhunderts ein Ereignis von weitgehendster Bedeutung ein: eine auf religiöser Grundlage ruhende Erhebung der Fulbe im Bornureich und in den ausgedehnten Haussastaaten; eine Bewegung und eine durch sie hervorgebrachte Umwälzung aller Verhältnisse, die den sogenannten Mahdiaufstand der achtziger Jahre im östlichen Teil Afrikas an Umfang und Folgenschwere wohl übertraf. Von der Gegend um Gando und Sokoto, also aus dem Herzen der Haussaländer, ging der erfolgreiche Aufstand aus. Das Bornureich konnte sich dagegen behaupten, aber nur mit Mühe.

Voll und ganz glückte er in den Haussaländern. Die Fulbe hatten sich von Vermischung mit der Sudanbevölkerung rein erhalten; die Haussa waren mehr oder weniger vernegert, und das wurde ihr Verderben. Die Haussastaaten wurden zertrümmert, große Fulbereiche traten an ihre Stelle, u. a. das Riesenreich von Sokoto zwischen dem Niger und dem Shari, das speziell für unser Kamerun von Interesse ist, indem es bis hier herein seinen Einfluß geltend macht. Nicht nur auf Umwandlung der alten Haussaherrschersitze in Fulbethrone beschränkte sich die gewaltige Schilderhebung dieser: zu weiten Eroberungszügen sandten die an die Spitze getretenen Fulbeherrscher ihre Feldherren aus, wie es einst Mohammed getan. Religiöse Begeisterung war ja zum guten Teil der Antrieb zum Ganzen gewesen. Bis zum Benuë und über ihn hinunter nach Süden ging es. Das ganze heutige Adamaua wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erobert.

Hier, in dem bis dahin Fümbina genannten Reich des Sudannegerstammes der Batta (vergleiche S. 49) bestanden wahrscheinlich schon zahlreiche verstreute Fulbekolonien, wie wir sie oben in Bornu und den Haussaländern kennen gelernt haben. Diese machten natürlich mit ihren von Westen her eindringenden siegreichen Stammesgenossen gemeinsame Sache, und das Battareich mußte fallen. Das Sultanat Yola ward ge-

*) Wir folgen hier den eingehenden Forschungen Barths und Passarges betreffs des Nordens, v. Steins betreffs des Südens. Detailangaben sind den Werken Morgens und Hutters entnommen.

Digitized by Google

gründet als Vaſallenſtaat von Sokoto; und von Yola aus erfolgte die Gründung zahlreicher neuer Fulbeſtaaten: Tonga, Gaſhaka, Kontſha, Banyo, Bubandjidda u. a., und der ſüdlichſten und ausgedehnteſten, Ngaumdere und Tibati. Ngaumdere ſpeziell muß als Art Grenzbollwerk der Fulbe gegen Süden betrachtet werden; die ſtarke Befeſtigung, die heute noch die gleichnamige Hauptſtadt umſchließt, wird wohl gegen manchen Anſturm der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Sudanegerſtämme nötig geweſen ſein.

Die Eroberer, die Fulbe, wurden allmählich zum größten Teile ſeßhaft in den eroberten Gebieten und begannen ſich mit Hilfe der unterochten Stämme dem Ackerbau zuzuwenden. Ein Teil von hnen blieb aber, was das Volk eigentlich war, nomadiſierende Hirten, die auch den alten Namen, unter dem ſie einſt im Sudan vereinzelt und ſchüchtern erſchienen ſind, Borroro, beibehalten haben. Sie pflegen nach wie vor ausgedehnte Viehzucht, und unterſtehen in lockerer Form den aus ihrem Stamm hervorgegangenen Fulbeſultanen.

Die Hauſſa — ihnen müſſen wir uns nunmehr zuwenden — waren alſo aus Herrſchern u Unterworfenen geworden. Mit dem Negerblut, deſſen Aufnahme ſie von ihrer politiſchen Machthöhe geſtürzt, haben ſie aber auch den dem Neger ſo ureigenen Handelsſinn, ſeine Verſchlagenheit und iſtigkeit aufgenommen — die lte Wanderluſt und der Unterehmungsgeiſt ihrer Vorfahren, er Gobir, war auch nie ganz untergegangen, umgekehrt hatten ſie davon dem Neger abgegeben: und ſo iſt der Hauſſa as geworden, was er heutigen Tages noch iſt: „der große Handelsmann im Süden“, genauer, des ganzen Sudan. Ein Hauſſareich im politiſchen Sinn ibt es nicht mehr — das merkantile, das ſich dieſe ſchwarzen uden erobert haben, iſt weit usgedehnter als ihre einſtigen Staaten waren: im ganzen Sudan ziehen ſie einzeln oder in Karawanen; n den Herrſcherſitzen der Adamauaſultane ſind hnen eigene ſtändige Quartiere eingeräumt, und llenthalben finden wir ihre Wohnſtätten: in Kuka ifft man ſie, drüben am Senegal; nach Kairo, s nach Konſtantinopel ſind einzelne ſchon gewandert.

Handel bringt Reichtum, und Reichtum iſt Macht. Und in dieſem Sinn haben ſich die Hauſſa n den einſtigen Zerſtörern ihrer politiſchen Verande, an den Fulbe, gerächt. Die Hauptquelle es Reichtums für dieſe, namentlich in den zentralen ulbeſtaatsgründungen, die Sklavenjagden, veregte — ſie hörten mehr und mehr auf mangels Materials, die Viehſeuchen der letzten Jahre haben den Viehſtand fürchterlich gelichtet, die ritterlichen Wüſtenſöhne verſtehen nichts von kaufmänniſchem Schachern und Erwerben: ſo iſt der Fulbe verarmt und verſchuldet, der tätige, unternehmende Hauſſa reich geworden. Die Fulbefürſten befinden ſich in pekuniärer Abhängigkeit von ihnen und haben ihre Hauſſabankiers, bei denen ſie oft tief in der Kreide ſitzen!

Bislang mußten wir uns in der Völkergeſchichte des Sudan überwiegend mit den erobernden Elementen beſchäftigen und ſind mit ihnen bis nach Adamaua, alſo bis in unſer Kamerun, herein gekommen. Wir haben von der Zertrümmerung des Fumbinareiches der Batta gehört, ſeiner Umwandlung und Umnennung eben in das mohammedaniſche Adamaua. Die bisher eingeführten Eroberer ſind ja ausnahmslos Islambekenner.

Typ eines Sudannegers.

Wer befand ſich in dieſen Gebieten, als die Eroberer eindrangen? Was iſt mit den Urbewohnern geſchehen?

Sudanneger ſaßen in dieſen Landſtrichen, Heidenſtämme; zum Teil in Reiche zuſammengefaßt, wie das eben genannte Battareich, zum größeren Teile in einzelnen Stammeinheiten.

Dieſe Ureinwohner Adamauas hatten zwiſchen drei Loſen zu wählen: entweder ſich zu unterwerfen und den Islam anzunehmen, oder auszu-

wandern, oder den Versuch zu machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Wohl gleich beim Hereinfluten der Eroberer hat sich ein Teil der Autochthonen entschlossen, nach Süden auszuweichen. Ein anderer Teil hat eine Zeitlang seine Freiheit zu wahren gesucht und ist nur schrittweise gewichen; so die Bali und Bamesson im Norden, die Wute im Süden. Zuerst zog er sich wahrscheinlich in die gebirgigen Gegenden, die größere Sicherheit boten namentlich gegen die gefürchtete Reiterei der sklavenjagenden Fulla. Aber auch hierher haben dann diese die Flüchtlinge verfolgt, sie vernichtet oder in Sklaverei ausgeführt. Was diesem Schicksal entging, ist weiter südlich gezogen und hat sich in die bereits früher beizeiten gleich hierher gewanderten Stammesgenossen hineingeschoben. So hat sich denn allmählich ein menschen- und lebensmittelleerer Gürtel gebildet, der an der ganzen Süd- und Südwestgrenze Adamauas bald mehr (im Nordteil), bald weniger (im Südteil Kameruns) ausgeprägt, tatsächlich vorhanden ist. In den Fulbesultanaten selbst gelang es jedoch nicht wenigen der in ihren Sitzen bleibenden Heidenstämme, die Unabhängigkeit zu behaupten (vergleiche S. 84 u. 85).

An der Südwestgrenze Adamauas haben die Bedränger aus dem Norden bis jetzt wenigstens Halt gemacht; nicht so an der weiter auf dem Plateau herunterreichenden Südgrenze. Die Versuche der Herrscher der Grenzsultanate Ngaumdere und namentlich Tibati, ihre Herrschaft immer noch weiter nach Süden zu verbreiten, ihre Sklavenjagden dorthin auszudehnen, gehören, wie wir aus den jüngsten Kämpfen unserer Schutztruppe in diesen Gebieten, dem Adamauafeldzug derselben, wissen, der Gegenwart an.

Die gleich anfänglich weichenden Adamauaurbewohner, Sudanneger, sind wieder auf Hintersassen getroffen, die später folgenden auf solche und auf ihre früheren Landgenossen; und so sehen wir hier in den Grenzländern dasselbe Geschiebe vor sich gehen, wie vordem in Adamaua selbst: auch hier Einwanderer und früher Angesessene. Der gleiche Kampf entspann sich.

Dieses Zurückweichen mußte aber schließlich doch einmal eine Grenze haben — und an dieser Grenze, mitten in unserer Kolonie, sind wir nunmehr auch in der Tat angelangt. Und zwar ist es eine doppelte: eine geographische und eine ethnographische. Eine geographische insofern, als wir nunmehr im nördlichen und mittleren Teil Kameruns am Hochlandsrande und damit an dem des Urwaldes, im südlichen, beinahe wenigstens an letzterem, genauer: an den Ufern des oberen Sanaga, angelangt sind. Das ethnographische Halt! wird geboten, indem hier die bereits angedeutete Linie ist, in der die bisher erfolgte nördlich-südliche Richtung eines Völkerzuges auf die diametral entgegengesetzte eines anderen in südlich-nördlicher Richtung aufprallt. Gefühlt haben wir diesen letzteren Zug schon lange; von dem Augenblick an schon, wo wir die Adamauaurbewohner, die Sudanneger, nach Süden vor uns hergedrängt haben.

Die dritte der eingangs genannten Völkergruppen erscheint nun auf der Bildfläche: die Bantuneger in Gestalt eines ihrer großen Hauptstämme: der Fan oder Mpangwe. Als reiner, echter Negerstamm besitzt er keine Geschichte; das heißt, es ist uns davon nichts überliefert, und wir sind bezüglich der weiter zurückliegenden Vorgeschichte auf, allerdings begründete, Vermutungen angewiesen. Wir hätten ja auch von der vorgeschilderten Bewegung der Sudanneger bis in frühere Jahrhunderte zurück weit weniger Kunde, wenn sie uns nicht von den fremden Elementen, die sich zu ihren Herren aufgeworfen, übermittelt worden wäre.

Zu den Zeiten, als die Sudanneger noch von den Fulla unbehelligt auf dem Hochplateau südlich des Benuë lebten, war der Rest des heutigen Kamerungebietes, also die Waldzone an der Küste und im Süden höchst wahrscheinlich von einer heute ganz oder fast ganz ausgestorbenen Urbevölkerung schwach besetzt. Rasse, Stamm und Namen sind unbekannt; wenn anders wir nicht in ganz eigentümlichen, spärlich und verstreut sich zeigenden Urwaldbewohnern die letzten Überbleibsel dieser Autochthonen vor uns haben.

Allenthalben im Urwald des Südteils nahe der Küste und drüben im Osten am Tschad stießen die Forscher auf diese „Zwergvölker", wie sie sie nannten; von den Eingeborenen im Westen Bagiölli und Befüe, im Osten Badjiri oder Bakolo geheißen. (Im innersten Zentralafrika da und dort sind Schweinfurth und Stanley gleichfalls auf derartige Reste, die der Schilderung dieser Forscher nach ganz gleich jenen im Kameruner Urwald sind, gestoßen: haben wir in ihnen vielleicht die alte, der Negerrasse vorangegangene Bevölkerung zu sehen?) Siehe übrigens auch S. 85 u. f.

Frühzeitig bereits, jedenfalls vor der Entdeckung der Guineaküste durch die Portugiesen, also vor 1486, hat von Süden her ein Vorstoß der äquatorialen Negerrasse der Bantu und zwar des Fanstammes stattgefunden. An der Küste trafen Cao Negerstämme, deren Beschreibung ganz und gar auf den Typus des Bantu paßt. Halbanger

und Ambozer (dieser Name ist noch in dem Wort „Ambas" (Insel und Bucht bei Viktoria) erhalten) werden uns als Name der am Fuß des Kamerungebirges und am Kamerunfluß damals hausenden Stämme überliefert; mehr wissen wir nicht. Auch nicht, zum Beispiel, wann die heute dort wohnenden Duala, und woher sie gekommen sind. Südliche Anzugsrichtung ist wohl sicher; auch die Überlieferungen dieses Stammes (von Lehrer Flad in Duala gesammelt) weisen mit Bestimmtheit darauf hin.

Und nun quollen offenbar von Zeit zu Zeit Bantunegerstämme aus Süden in unser heutiges Kamerun herein – die „zivilisatorische" Tätigkeit des Weißen, Sklavenraub und Sklavenfang, hat sicher anziehend oder abstoßend oder beides zugleich, ganz wesentlich dabei mit eingewirkt: hier sklavenjagende Christen, dort oben im Sudan sklavenjagende Mohammedaner; das Wild da wie dort der Neger!

Das gleiche Fluten und Wogen, Unterwerfen und Dezimieren der Urbevölkerung, Einschieben zwischen die schon früher hier eingewanderten Stammesgenossen unter unvermeidlichen Reibungen sehen wir nun auch hier vor sich gehen wie droben im Norden. Immer weiter nordwärts im Urwald, endlich auf die Steppe hinaus drängten und schoben die wohl ihrerseits, aus was für Gründen auch immer gedrängt werdenden Mpangwestämme. In dem breiten Urwaldgürtel, der der Küste längs sich hoch nach Norden hinaufzieht, ging ein Ausweichen, Raumgeben und Einschieben noch geraume Zeit, bis die vordersten Spitzen endlich hinaufkletterten auf das Hochland und dort vorläufig zur Ruhe kamen. Im südlichen Teil war das Manövrierfeld rascher durchmessen: am Sanaga war man bald angelangt. Und als es nun auch über diesen hinüberging, mußte in ihm jene Linie überschritten werden, an der wir die südliche Rückwärtskonzentrierung der weichenden Sudannegerstämme verlassen haben: Bantu- und Sudanstämme sind auch hier auseinandergeprallt; wie wir das oben im Nordteil, an der Grenze Adamauas bereits gesehen.

Dort droben wie hier unten wogt bis zur Stunde der Kampf. Dort droben wird er insofern anders geführt, als die aus Adamaua gewichenen Sudannegerstämme bereits seit etwa fünfzig bis sechzig Jahren da und dort durch die einst hier herauf ausgewichenen Bantustämme durchgebrochen sind, sich seßhaft gemacht, zum Teil mit ihnen vermischt haben; und der Kampf, da keiner der beiden, vorerst wenigstens, mehr im Rücken gedrängt wird, den Charakter privater Stammesfehden angenommen hat. Am Sanaga aber ist das Geschiebe noch weit weniger zur Ruhe gekommen; ein gegenseitiger Durchbruch hat noch nicht stattgefunden, und die gegenseitigen Avantgardenvölker sind in einer wenig beneidenswerten Lage. Im großen und ganzen sind die Sudanstämme überlegen; und die streifenförmige Anordnung der vordersten Bantustämme, der Bakoko, der Yaunde, Bane und Bule, zeigt so recht deutlich die Pressung von beiden Seiten, namentlich von oben her. Denn hier sitzen ja den gewichenen Sudannegern die Herrscher der südlichsten Fulbesultanate, die Herren von Tibati und Ngaundere auf dem Nacken. So haben sie die südlichsten Sudannegerstämme der Wute und Bati, die sie noch nicht vollständig unterjochen konnten, wenigstens gezwungen, ihrerseits Sklavenjagden in die ihnen so nah benachbarten Bantustämme zu unternehmen und die Beute an sie abzuliefern, haben ihnen zum Teil ihre Religion und ihre Kultur aufgenötigt.

Und hier muß — um gerecht zu sein — der Segen europäischen Einflusses hervorgehoben werden, wie seine einstige unheilvolle Wirkung gebrandmarkt werden mußte (s. S. 16). Die Stationen, die sich im Lande erheben (es sollten ihrer noch weit mehr sein), stehen wie Felsburgen inmitten der hin und her wogenden Völkerbrandung. So kurzen Bestand sie auch erst haben, so gewährleisten sie doch jetzt schon den gegenwärtigen Besitzstand der Stämme und vermindern die Fehden, die die Bruderstämme in unbegreiflicher Verblendung gegenseitig führen, so ihren Erbfeinden in die Hände arbeitend. Sie treten insbesondere — wenigstens sollten sie darin ihre Hauptaufgabe finden — den Expansionsbestrebungen der Fulbesultane, ihren das Land entvölkernden und verwüstenden Raubzügen entgegen. Denn die kolonial-praktische Nutzanwendung können und müssen wir — die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin — aus dem Gesagten ziehen, daß wir klüger handeln, wenn wir

Digitized by Google

uns die schwächeren Bantu- und Sudannegerstämme zu Freunden machen und sie gegen ihre alten Erbfeinde, die Adamauasultane ausspielen, als mit den letzteren uns wohl für den Augenblick anzufreunden, aber bald, da wir ja ihre Konkurrenten in jeder Beziehung sind, ihre Sklavenjagden nicht dulden können u. s. w., sie wieder zu Feinden zu haben, und dann natürlich ihre Gegner dazu!

Doch wieder zur Sache.

Nun wird uns auch das ethnographische Kartenbild klarer sein, und wir können nun, ohne immer wieder ausholen und Erklärung suchen zu müssen — auf geschichtlicher Grundlage vornehmlich die Völkerscheiden zeichnend — eine kurze Gesamtüberschau über die augenblickliche Völkergruppierung Kameruns nach dem Stand unserer derzeitigen Kenntnis halten.

Im allgemeinen ist die Grenze zwischen Urwald und Steppe auch die Grenze zwischen den beiden großen Negervölkern: den Bantu- und den Sudannegern. Die Bantu behaupten im großen und ganzen das Waldland, die Sudanneger sind Kinder der offenen Steppe. (Zur ersten Völkergruppe gesellen sich die spärlichen Reste der mehrfach genannten kleinen, ja zwerghaften Urbevölkerung.) Diese Waldland-Bantu weisen untereinander keine tiefgreifenden, nur Gradverschiedenheiten auf; das sprachliche Moment ist das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal, doch ist auch dieses nur dialektischer Art, aber natürlich immerhin so, daß zum Beispiel Stämme aus dem nördlichen Gebiet sich mit solchen im südlichen Urwald in keiner Weise zu verständigen vermöchten. Auch die kulturelle Entwicklung ist verschieden, und verschieden sind Neigungen und Anlagen. Einzelne Bantustämme sind über die Waldlandgrenze auf das Plateau hinauf, beziehungsweise hinaus vorgerückt oder richtiger vorgedrängt worden. Im Süden sind diese aus den oben angegebenen Gründen noch scharf erkennbar: es sind die Jaunde und ein Teil der Mwelle und der Bane. So plötzlich und unvermittelt ist hier der volkliche Unterschied noch vorhanden, „daß der von Süden her diese Grenze überschreitende Forscher in eine fremde Welt sich versetzt sieht, da er nunmehr Leuten begegnet, deren Gestalt, Tracht, Waffen, Lebensweise und Wohnungen in allen Stücken von denen der Waldbewohner (also der Bantu) abweichen". Im Norden ist eine scharfe Auseinanderhaltung nicht mehr möglich; hier hat eine Vermengung stattgefunden: Mischvölker zwischen Bantu- und Sudanneger haben sich gebildet. Als die bedeutenderen und menschenreicheren seien genannt die Bamessou, die Bali, die Bafut, die Bafum, Bekom und Ngambe. Mit der Vermischung der Völker hat naturgemäß auch eine Vermischung der übrigen ethnographischen, anthropologischen, sogar sprachlichen Verhältnisse stattgehabt. Im allgemeinen überwiegt aber in fast jeder Richtung das Sudanelement.

Damit sind wir an den südlichen Grenzen Adamauas, soweit sie in unserem Kamerun liegen, angekommen. Und von nun ab bis hinauf zum Tsad befinden wir uns im Reich der zum größten Teil wenigstens mohammedanisierten Sudanneger — alle bisher aufgeführten Stämme, reine Bantu- und Mischvölker, sind Heiden.

Das dritte — volkliche fremde — Element, die herrschenden Fulbe und Araber, die wandernden Haussa sind über ganz Adamaua beziehungsweise Bornu zerstreut. Nicht wenige Völkerschaften in den von den ersten unterjochten Gebieten haben, gestützt auf die unwegsamen gebirgigen Teile des Landes oder vermöge größerer Geschlossenheit ihre Unabhängigkeit (und Religion) zu wahren

Digitized by Google

gewußt; ſo die Tengelin nördlich Garua auf dem nach ihnen benannten Gebirgsſtock, die Dekka im Tſchebtſchigebirge, mehrere Bergſtämme ſüdlich von Takum, verſchiedene Völkerſchaften in Mitteladamaua, Südbornu und Logon und andere mehr.

Das Tengelingebirge.

b) Anthropologiſche und ethiſche Verhältniſſe

Anthropologiſche, nebſtdem ſprachliche, Unterſchiede haben zur Aufſtellung der Raſſentheorie geführt.

Unter den äußeren Faktoren, die zur Schaffung der Raſſen ſelbſt zuſammengewirkt haben, nimmt unzweifelhaft die verſchiedene geographiſche Lage, mit einem anderen Worte, das Klima, weitaus die erſte Stelle ein. „Je extremer ein Klima nach der einen oder anderen Seite hin iſt, um ſo energiſcher muß ſeine Einwirkung auf den menſchlichen Organismus ſein. So ſchafft die Wüſte andere Menſchen als die feuchten Tropen- und die Polarländer, das Hochgebirge andere als die Tiefebenen.“ Der nächſtwichtige äußere Faktor, der auch die geiſtige Entwicklung beeinflußt, hängt gleichfalls enge mit dem Klima zuſammen: die von ihm abhängigen Lebensbedingungen, welche das Land ſeinen Bewohnern bietet.

In dieſer allgemeinen Charakteriſtik iſt die der beiden Hauptvölkergruppen Kameruns — bleiben wir bei den ihnen hauptſächlich auf Grund ſprachlicher Fundamentalverſchiedenheiten von der Wiſſenſchaft gegebenen Namen — : der Bantu- und der Sudanneger nach anthropologiſcher und ethiſcher Richtung hin in den allgemeinſten Zügen bereits enthalten.

Bevor wir auf dieſe beiden Haupttypen unſeres Schutzgebietes näher eingehen, müſſen wir einen Blick auf jene „Zwergvölker“ werfen, die im Urwald hauſen.

Zweifelsohne haben wir es hier entweder mit einer total degenerierten oder mit einer über das Tieriſche hinaus noch kaum entwickelten Negerraſſe zu tun, die aber jedenfalls, ſoweit ſie nicht im Ausſterben begriffen iſt, in Bälde von den umgebenden Fanſtämmen aufgeſogen ſein wird. Sie ſpielt keinerlei weitere ethnographiſche oder gar kulturelle Rolle — nur als die Haupteiſenbein-

lieferanten im Südoſten der Kolonie werden ſie bezeichnet; darum ſeien ſie hier gleich erſchöpfend behandelt.

„In dem unbewohnten Urwaldgürtel dicht öſtlich von Kribi verkünden nur hin und wieder Pfiffe und einige für den Europäer unartikulierte Zurufe das Vorhandenſein jener kleinen gelben Menſchen, von denen ſchon Forſcher im innerſten Afrika berichtet haben, und die hier, ohne jeden feſten Wohnſitz, lediglich der Jagd obliegen. Zum Schutz gegen Regen und Kälte bauen ſie ſich auf ihren Lagerplätzen kleine Hütten, befinden ſich jedoch am Tage mit ihren Familien ſtets auf der Wanderung, um dem Wild nachzuſtellen." So Morgen über ſie; und ſeine Schilderung deckt ſich ganz mit den Beobachtungen v. Steins und der beiden Plehn, die ſie gleichfalls als ſcheu und mit ſtupidem Geſichtsausdruck beſchreiben. v. Stein verdanken wir die bereits berichteten verſchiedenen Namen, unter denen ſie bei den Fanſtämmen, in deren Gebieten ſie ſich herumtreiben, bekannt ſind. Dr. Plehn gibt uns einige anthropologiſche Angaben über ſie: „Stirn niedrig, unterer Geſichtsteil von der Naſenwurzel ab vorgeſchoben, Naſe koloſſal breit, plattgedrückt, mit gewaltigen fleiſchigen Flügeln; Geſicht beſonders um den Mund herum faltig, Lippen dünn; ſtark behaarter Oberkörper; Farbe heller wie bei den übrigen Negern; kupferig und mit erdigem Ton." Man ſieht, beſondere Schönheiten ſind ſie gerade keine! Die Bezeichnung „Zwergvolk" übrigens verdienen ſie ſtreng genommen nicht; ſie ſind nur durchweg unter Mittelgröße: 151–155 cm. Ihre Sprache iſt gänzlich unverſtändlich, auch den Bantuſtämmen. Ihre Kleidung beſteht aus einer aus Baſt geflochtenen Schambinde und aus gleicher Art hergeſtellten Ringen an Hals und Füßen. Unzertrennlich von ihnen iſt ihre einzige Waffe, eine Lanze mit breiter, ſtets ſcharf geſchliffener Klinge, die an einem rohen, ſtarken Holzſchaft mit einem aus Lianenfaſern gedrehten Strick feſtgeſchnürt, und deren Spitze vergiftet iſt. Damit töten ſie Elefanten und wohl auch (im öſtlichen Urwald) Büffel, dicht heranſchleichend, durch einen Stoß. Fünf Sechſtel des zum Sſanga gebrachten Elfenbeins ſoll von den durch ſie getöteten Tieren kommen.

Männertypen aus einem Bantuſtamm.

Und nun zu unſeren beiden Haupttypen.

Der Bantuneger, ſpeziell der der Küſtenſtämme, entſpricht im großen und ganzen den Vorſtellungen, welche man ſich in Europa vom Neger zu machen pflegt.

„Die Hautfarbe jedoch wechſelt ſehr. Hellbraune bis rotbraune Leute, ja ganze Stämme, ſind gar nicht ſo ſelten (die Sudanvölker ſind im Durchſchnitt dunkler). Ihrer Phyſiognomie nach ſind ſie dagegen durchweg echte Neger. Der Schädel iſt rund und plump, das Haar wollig, die Stirn im all-

gemeinen mittelhoch und meiſt zurücktretend. Das Geſicht iſt rund und breit, die Naſenwurzel gleichfalls breit und flach, die Naſenflügel ſtark aufgebläht, die Naſenſpitze ſtumpf und oft aufgeſtülpt. Die Lippen ſind dick, wulſtig und geſchwungen; kurz, alle Fleiſchteile maſſig entwickelt. Der Körper iſt plump und knochig und hat ein reichlich entwickeltes Fettpolſter." (Aus: Paſſarge, Adamaua.)

Im unmittelbaren Anſchluß an dieſe allgemein gültige Schilderung der Bantuſtämme im Küſtengebiet und Waldland hören wir, wie Dr. Preuß die Bakwiri, auch einen Bantuſtamm, auch im Küſtengebiet, beſchreibt: „Die Bakwirileute ſind von ausnehmend großem, ſtarkem und muskulöſem Körperbau. Beſonders zeichnen ſich die Männer durch ſtarke Schultern und umfangreichen Bruſtkaſten aus. Noch nie habe ich unter ihnen beleibte Figuren geſehen, wie ſie unter den Duala ſo häufig ſind. Alles an ihnen iſt ſehnig und muskulös. Auch die Frauen ſind meiſt kräftig und gut gebaut." Die Bakwiri wohnen an den Hängen des großen Kamerunberges in einer Meereshöhe von 1000 m, die übrigen Küſten- und Waldlandſtämme in der treibhauswarmen Niederung!

Der Sudanneger, wie er uns in ſeinem auch meiſt unverhüllten Körperbau entgegentritt, bildet den Übergangstypus vom urwaldbewohnenden Bantu zum freien Sohn der Wüſte, der — faſt rein von jeglicher Stammesmiſchung — im Fulbe in unſerem deutſchen Schutzgebiete vertreten iſt.

Wohl zeigt auch er, der Sudanneger, den allgemeinen Negertypus: „der Prognathismus, die ausliegenden Jochbeine, die breite Naſe auf breiter Baſis, das ſtarke, kurze Wollhaar iſt auch ihnen gemein. Der Wuchs aber iſt hochgeſtreckter, durchweg weit über Mittelgröße ragend, ſehnig, faſt hager bei vollkommen proportioniertem, muskelkräftigem Körperbau. Rieſenhafte Geſtalten ſind durchaus keine Seltenheit. Namentlich die langen Schenkel der Männer ſind auffallend; darum ſind ſie auch außerordentlich ausdauernd im raſchen Tempo: in mächtigen Sätzen geht es dahin. Die Haltung iſt gerade, der Gang elaſtiſch. Außerordentlich fein geformt ſind die Hände, ſchlank und lang. Schön gebaut ſind die unteren Extremitäten, volle, aber fein gefeſſelte Unterſchenkel; klein und wohlgeſtaltet die Ohren. Auffallend geradezu ſind die außerordentlich ſchlanken Hüften und das kleine Geſäß, namentlich an den überhaupt tadellos gebauten Körpern der Weiber. Eine ganz merkwürdige Kopfform iſt bei vielen Sudanſtämmen auffallend: ſcheinbar der reine Langſchädel. Aber nicht von Natur aus! Da könnte die von dieſen allgemein geübte Sitte, den kleinen Kindern durch Streichen und ſteten Druck eine langgeſtreckte, eiförmige Kopfform zu geben, dem reinen Schädeltheoretiker einen ſchlimmen Streich

Typen von Sudannegerinnen.

spielen. Denkt man als Soldat an die Körper unserer Rekruten zu Hause, wenn man sie sieht, wie sie Gott erschaffen hat, so bezeichnet man unbedenklich die Sudanneger als den schöneren und besser gebauten Menschenschlag." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Überhaupt zu Hause bewahrt uns die verhüllende, nachhelfende Kleidung sicher recht oft vor unangenehmen Enttäuschungen — der Körper des Negers zeigt sich unverhüllt mit seinen schönen Formen, mit seinen Gebrechen! Und mit Vorliebe verfällt man in den Fehler, einen kaukasischen Adonis mit einem ausgesucht häßlichen Negertypus zu vergleichen! —

Wir haben noch zwei in unserem Kamerun vorhandene volkliche Vertreter zu betrachten: den Haussa und den Fulbe.

Die Haussa bilden ein außerordentlich gemischtes Volk: diese Vermischungsneigung der Negerbevölkerung seitens des einstigen reinen Wüstenstammes der Gobir war ja auch ihr Verderben.

Im allgemeinen kann man sagen, daß sie zwischen dem Typus der Bewohner der Sahara einerseits, dem des Bantu- sowie des Sudannegers andererseits stehen, und bald nach dieser, bald nach jener Seite hin die mannigfaltigsten Übergänge und Kombinationen in Körperform und Gesichtsbildung aufweisen. „Hier ein plumper, knochiger, zur Fettbildung geneigter Körper, dort eine schlanke, magere und doch kräftige Gestalt; hier ein langes Gesicht mit schmaler Nase, hoher Nasenwurzel und dünnen Lippen — oder zum Beispiel sehr häufig eine Mischung der Typen, wie lange Gesichter, aber plumpe flache Nasen nebst dicken Lippen oder runde Gesichter mit geringer Entwicklung der Weichteile, lange, aber flache und aufgestülpte Nasen; kurz alle nur denkbaren Variationen der Formen sind zu beobachten, doch sind gerade die Extreme eine Ausnahme. Mischung der Charaktere die Regel. Alle aber haben die dunkle Hautfarbe und echtes Negerwollhaar, wenn vielleicht auch nicht ganz so dicht wie bei den Negern reinerer Rasse." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Der Fulbe ist kein Neger; darin liegt kurz die fundamentale Verschiedenheit.

„Die helle Farbe, welche der Stolz der Fulla selbst ist — Fullo bedeutet ja ‚der Gelbe' — bildet nicht das wesentlichste Merkmal; denn gerade unter den Borroro ist die dunkle Hautfarbe nicht selten, wie schon Barth hervorhebt. Bei den hellsten Fulbe ist die Haut sehr hellgelb, wie helles Leder, aber stets mit einem Stich ins Rot. Was den Fulla vom Neger in anthropologischer Hinsicht unterscheidet, ist vielmehr der schlanke, feinknochige, sehr magere und doch sehnige und kräftige Körper. Oftmals haben wir über diese mageren, scheinbar verhungerten, schwindsüchtigen Windhundgestalten unsere Betrachtungen angestellt, welche trotz der anscheinenden Schwächlichkeit bei spärlicher Nahrung große körperliche Anstrengungen, besonders unglaubliche Marschleistungen vollführen konnten, also ganz wie die Wüstenstämme. Der Schädel ist meist mittellang bis dolichokephal," es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß die oben erwähnte Sitte mehrerer Sudanstämme des Drückens und Knetens der Köpfe der kleinen Kinder dem Bestreben seinen Ursprung verdankt, den hoher stehenden Fulbe ähnlich zu werden) „die Stirn hoch, das Gesicht lang und schmal, die Nase lang und gerade, Wurzel und Rücken schmal und hoch, die Flügel zart und klein, desgleichen die Lippen. Das Haar ist schwarz, wellig und zeigt keine Spur der ‚Negerwolle'. Bei den Frauen erreicht es einen halben Meter und mehr Länge. Die Frauen sind, solange jung, zum Teil große Schönheiten: nur ihre Magerkeit wirkt häufig störend. So mancher und manche Fulla würde als Marmorbüste wohl eher für einen Hermes oder eine Diana als für einen afrikanischen Typus gehalten werden." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Das ist der reine Fulbe. Aber vielfach ist auch hier schon eine „Vernegerung" eingetreten und greift immer mehr um sich. In den großen Orten der Adamauasultanate sieht man nur selten mehr reine Vertreter dieser nordafrikanischen Rasse; überwiegend sind sie dagegen in den kleineren Dörfern und insbesondere im Bennuëtal. Die lebenden Resultate dieser Vermischung unterscheiden sich fast in keiner Weise von den Haussa.

Das letzte der fremden Elemente Kameruns sind Araber; in Adamaua finden sie sich schon nicht selten, und noch häufiger im Bornugebiet. Bezüglich ihrer können wir uns kurz fassen. Soweit sie sich rein erhalten haben, besitzen sie den ja wohlbekannten Typus, aber dunkle Hautfarbe. In Adamaua sind sie bereits im Begriff, ihre Nationalität zu verlieren, und dann werden eben auch sie zu „Haussa".

„Dieselben Faktoren, welche auf den menschlichen Organismus mächtig einwirken und die anthropologischen Eigenschaften eines Volkes bedingen, sind auch bei der Ausbildung der geistigen Eigenschaften des Menschen von entscheidender Bedeutung, nämlich das Klima, die äußeren Lebensbedingungen

Digitized by Google

und der damit verbundene Kampf ums Dasein. Demnach dürfen wir von vornherein erwarten, in Kamerun, das von der tropischen Westküste Afrikas bis hinauf fast zur Sahara sich erstreckt, außerordentlich verschieden veranlagte Völker zu finden — und die Tatsachen entsprechen dieser Voraussetzung."

Die gleiche Gruppierung ergibt sich hier in ethischer wie dort in anthropologischer Richtung.

„Die Tropen mit ihrem feuchtwarmen milden Klima, ihren günstigen Lebensbedingungen, dem mühelosen Dasein, das sie ermöglichen, haben eine heitere, lebensfrohe, leichtlebige Bevölkerung geschaffen. Der Bantuneger ist so die richtige Verkörperung dieser." Die große Bedürfnislosigkeit der Naturmenschen tritt noch hinzu.

(Bei dem Wort „Naturmensch" soll und muß hier eingeschaltet werden, daß diejenigen Negerstämme, welche an der Küste sitzend, mit dem Europäer länger schon und häufig in Berührung gekommen sind, in Kamerun also speziell die Duala — „in ihrer gegenwärtigen erwachsenen Generation ein Zerrbild, geschaffen aus zwar gut entwickelten, aber geistig verschlagenen, körperlich verweichlichten Naturmenschen und aufgepfropfter, unverstandener und unverdauter europäischer Kultur" — ja nicht mehr unter diesen Begriff fallen und damit auch nicht mehr unter folgende Schilderung der ethischen Verhältnisse. Ihr Objekt kann nur der von europäischer Kultur und europäischem Einfluß möglichst unberührte Sohn des Urwalds, der Steppe, der Wüste sein.)

Stets vergnügt, gesprächig, leicht erregbar, aber auch oberflächlich, streitsüchtig, selten ernst und nachdenkend, meist kriegs- und fehdelustig — dabei aber ohne allzuviel persönlichen Mut! — tritt uns der Bantu der Kameruner Bevölkerung entgegen. (In letzterer Hinsicht machen fast nur zwei Stämme Ausnahmen: im Nordgebiet die Bakundu, im Südteil die Jaunde, welche beide ausgesprochen friedliebende Völker sind.)

Dabei verfügt der Bantu, der Neger überhaupt, über eine außerordentliche Pfiffigkeit und natürliche Begabung. Er ist ungemein rezeptiv, aber mit der eigenen Erfindungsgabe hapert es. Dafür entschädigt ihn Schnelligkeit des Denkens, Beweglichkeit des Geistes und eine oft geradezu überraschende Logik. Weniger gut als bei der intellektuellen Qualifikation kommt er weg bei der moralischen. Schroff ausgedrückt: der Neger hat keinen Charakter. „Der kategorische Imperativ ist für ihn etwas gänzlich Fremdes. Jeglichen äußeren Einflüssen ist er unterworfen, folgt ihnen unbedingt, wenn nicht Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung ihn zurückhält. Diese Kinder des Augenblicks können nicht ordentlich hassen, aber auch nicht ordentlich lieben. Ihre Stimmung wechselt proteusartig. Man hat sie große Kinder genannt; aber nur zum Teil ist das richtig. Sie sind Kinder, aber nur in Bezug auf das Fehlen des Charakters, nicht bezüglich der Intelligenz."

Dieser moralische Defekt ist zum guten Teil in den günstigen Lebensbedingungen begründet. Im harten Kampf ums Dasein entsteht und festet sich der Charakter. Generationen lang hierzu gezwungen, trägt auch er dann schließlich das Gepräge der Vererbung. In negativer Richtung das gleiche Resultat; daher die mangelnde Charakterfestigkeit des Negers. Diese Tatsache, verbunden mit hoher Intelligenz, hat nun tatsächlich zur Folge, daß der Neger moralisch tief steht. Er ist „ein krasser Egoist und unerträglicher Realist", wie ihn Pechuel-Loesche sehr richtig nennt. Nichtsdestoweniger haben die Neger doch eine sehr feine Unterscheidung für gut und böse; insbesondere ein merkwürdig entwickeltes Rechtsgefühl. Über eine gerechte Strafe klagt der Neger nie, ungerechte Behandlung empört ihn. Freilich vergißt er sie bald; dank seines glücklichen, im Grund genommen harmlosen und gutmütigen Naturells ist er auch nicht nachtragend. Ehrgefühl in unserem Sinne hat er nicht, wohl aber eine gehörige Portion Eitelkeit, welche oft stark genug ist, seine Wünsche und Neigungen einer Idee zuliebe zu unterdrücken.

Ein Moment darf auch bei einem nur flüchtigen Streifblick der ethischen Anlagen des Negers nie vergessen werden: sein ausgeprägtes Gefühl für Erwerb. Seine Schlauheit und Pfiffigkeit sind ihm dabei treffliche Helfen. Der Neger ist eine ausgesprochene Handels- und Schachernatur mit all ihren unschönen Konsequenzen.

Vom absoluten idealen Moralstandpunkte aus wird also das Urteil über die moralischen Eigenschaften des Negers nicht gerade sehr günstig lauten. Wesentlich anders wird es vom bedingten, das ist vergleichenden Standpunkt aus; und zwar dürfen wir immerhin unsere eigene Rasse, uns selbst als Vergleichsobjekt wählen. Da müssen wir ehrlich genug sein, einzugestehen, daß

Digitized by Google

wir eben bei der sittlichen Beurteilung des Negers nur zu gern und zu oft uns, die kaukasische Rasse mit allen erdenklichen Tugenden und Vollkommenheiten ausgestattet denken, vergessend des Bibelwortes vom Splitter und Balken. Hören wir, um nur einen Punkt unter vielen herauszugreifen, einen Mungo Park über eine Eigenschaft der Neger, die uns an ihnen so empörend und so unmoralisch vorkommt, über ihre — nebenbei bemerkt — stark übertrieben geschilderte Diebischkeit.

Von einem Stamm im Hinterland des Gambia vollständig ausgeplündert, besaß dieser große Reisende die klar denkende Gerechtigkeit, im Anschluß an die Mitteilung dieses Ereignisses folgende beherzigenswerte Worte anzufügen: „Ehe wir ein Volk oder einen Stamm für verderbt erklären im Verhältnis zu uns, müssen wir wohl bedenken, ob die niedrige Volksklasse in irgend einem Teile Europas unter ähnlichen Verhältnissen gegen einen Fremden rechtlicher gehandelt haben würde als die Neger gegen mich: man darf ferner nicht vergessen, daß die Gesetze den Weißen nicht schützen, und daß die Effekten für den Neger von so großem Wert waren als Perlen und Diamanten für den Europäer. In der Tat würde ich es für ein Wunder halten, wenn ein schwarzer Kaufmann aus Hindostan, der mit einem Juwelenkästchen im Innern von England erschiene und sich des Schutzes der Gesetze nicht erfreute, nicht gleich auf das erste Mal rein ausgeplündert würde."

Der nämliche Fehler, wie wir ihn bei körperlichen Vergleichen haben begehen sehen, wird auch bei ethischen Vergleichen nur zu oft beliebt: eben die Außerachtlassung gleicher Verhältnisse der Vergleichsobjekte. Das allein aber nur gewährleistet gerechte Beurteilung. Und das berücksichtigt, können wir ruhig behaupten, daß der Neger, mit unserer Rasse zusammengehalten, in intellektueller Beziehung den breiten Schichten der Bevölkerung eher über ist; in moralischer Hinsicht mag ihm ein Minus, aber ein nicht allzu großes, gewiß zugesprochen werden müssen. —

Einen schroffen Gegensatz zu dem harmlosen, leichtlebigen (nennen wir ihn immerhin so), charakterlosen Bantuneger bildet der reine Fulbe, der selbst aber bereits wieder nur die gemilderte Form des freien Sohnes der Wüste ist.

„Der Charakter der Fulbe ist ein abgeschwächter Berbercharakter. Sie sind als rinderhütende Nomaden eine ritterliche Nation. Arbeit, Handel und Industrie ist nicht ihr Fall; Jagd, Krieg und Viehzucht dagegen ihre Lieblingsbeschäftigung. Der Fulla ist wesentlich ernster und ruhiger, weniger geschwätzig und leichtlebig als der Neger. Unzweifelhaft besitzt er mehr Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung," nicht nur mehr als der Neger, sondern auch mehr — wie wir.

Nachtigal erzählt bei Schilderung seines Auszugs aus Kuka, daß ihm ein alter Ratgeber Scheich Omars eine Strecke Wegs das Geleite und dabei eine Fülle guter Ratschläge gab, darunter ganz besonders den, „sich vor der unschicklichen und gefährlichen Heftigkeit der Weißen" zu hüten! „Energie, Stolz und Ehrgefühl fehlen ihm nicht: er kann auch wirklich hassen; und mehr überlegte Hinterlist ist ihm sicherlich zuzutrauen. Er ist der größere Charakter, aber auch im gegebenen Momente der größere Schurke; jedenfalls der gefährlichere Feind. Bezeichnend ist es, daß er allein religiös fanatisch ist, der Neger nie. Dafür ist er aber im Verkehr viel angenehmer, zurückhaltender, weniger bettelhaft, kurz von vornehmerer Gesinnung. Geldgierig und habsüchtig ist er wohl oft in demselben Grade wie jener, aber er kann sich bezwingen, zeigt es weniger." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Wie in anthropologischer Hinsicht die Sudanvölker einen Übergang zwischen den Bantunegern und den Bewohnern der Sahara bilden, so nehmen sie, an ihrer Spitze die Haussa, die hier füglich in diese Charakteristik (ausgenommen ihre ausgesprochene Friedensliebe) miteingeschlossen werden können, auch in ethischer Beziehung eine vermittelnde Stellung ein. Wie sie sich aber äußerlich im wesentlichen als Neger präsentieren, so sind sie auch ihrem Wesen und Charakter nach mehr Neger. Doch besitzen sie eine Reihe der den Wüstenvölkern eigentümlichen Eigenschaften, welche ihnen eine unzweifelhafte Überlegenheit über die Bantu sichern.

In geistiger Beziehung müssen sie als geradezu hochstehend bezeichnet werden und haben einen Vergleich mit geistig gut entwickelten Vertretern der kaukasischen Rasse nicht zu scheuen.

Was Charakteranlagen betrifft, so besitzen sie die guten und schlechten Eigenschaften der ganzen Rasse. Das aber haben sie vor den Bantu voraus, daß bei ihnen die letzteren wenigstens die Mehrheiten vorhandener guter sind. Raublust und Eigensinn, Verschlagenheit, Hinterlist und

Digitized by Google

Eitelkeit sind der Revers der gleichfalls stark entwickelten positiven Anlagen: des Mutes und der Ausdauer, der Klugheit und des Stolzes. Sie sind tätiger, energischer, zum Teil kriegerischer, selbständiger. So finden wir denn auch bei ihnen in hohem Grad Industrie und Handel entwickelt.

Was aber besonders charakteristisch für die Sudanstämme ist, das ist die größere Neigung zu Zentralisierung, zur Bildung von Staatsverbänden — eine Eigenschaft, die den Bantunegern vollständig fehlt —; und bei nicht wenigen derselben ist es nicht nur bei der Neigung geblieben: tatsächliche, sogar beträchtliche Reiche sind entstanden; erinnern wir uns nur an das von den Fulbe zertrümmerte Battareich Fumbina, das nunmehrige Adamaua.

## c) Bevölkerungsstärken; politische, staatliche und soziale Zustände

Überblicken wir vergleichend die anthropologischen und ethischen Eigenschaften der in Kamerun vertretenen Rassen und Stämme, so erkennen wir unschwer ein Gesetz der Steigerung der positiven Eigenschaften in beiden Richtungen vom Bantu- durch den Sudanneger und Haussa hinauf zum reinen Fulbe; und erinnern wir uns aus der geschichtlichen Gruppierung dieser Völker ihrer derzeitigen Sitze, so sehen wir, daß diese Steigerung von der Küste an gegen das Innere statthat. Dieses Gesetz macht sich aber auch noch geltend nach zwei weiteren Richtungen, die in innerem wechselseitigem Zusammenhang mit den eben näher beleuchteten physischen und psychischen Eigenschaften der Bewohner Kameruns stehen: in der Zunahme der Kultur und der der Bevölkerung.

Einschränkend muß hierzu bemerkt werden, einmal, daß dieses Gesetz nur in der Richtung gegen die Steppe zu, und dann, daß es auch da erst zu Gültigkeit besteht jenseits der Zone bereits länger währenden lebhaften europäischen Einflusses. Der Küstenstreifen des Nordteils mit dem in ihn tief eingeschnittenen Kamerunästuar und den in dieses mündenden Flüssen und Wasserarmen bot von jeher den Europäern die günstigsten Landungsverhältnisse; im Süden rollt die verkehrsfeindliche Kalema an die offenen Flachkusten an. Dort um das Kamerunbecken herum gab es von jeher durch den Weißen was zu verdienen, früher durch Sklavenhandel, dann durch Landesprodukte; zahlreiche Wasserstraßen münden in den gewaltigen Binnenhafen des Kamerunflusses : und der Neger müßte nicht der geborene Händler sein, der er ist und allezeit war, hätte er sich nicht in diese Gebiete so dicht zusammengedrängt, wie er nun gegenwärtig dort sitzt.

So werden die Duala auf 20 30000 Köpfe, die am Wuri, Abo und Dibombe wohnenden Stämme auf die gleiche Zahl, die am Dibambu seßhaften auf 30000, die Bakoko auf 40000, die am Südhang des Kamerunberges lebenden Stämme der Bakwiri, Bombeko und andere auf 25000 Köpfe geschätzt u. s. w. Ganz anders lauten schon die Zahlen am und südlich vom Sanagaunterlauf: Edea 5000, Malimba 1500, Batanga 1500 Menschen!

Konnten hier, wo die Stämme auf kleinen Flächen eng gedrängt sitzen, wenigstens ungefähre Gesamtstärken angegeben werden, so ist das in den Urwaldgebieten, also da, wo das Gesetz der Steigerung ansetzt, bei der verstreuten Lage der Sitze ein und desselben Stammes und dem derzeitigen Stand der Erschließung einfach unmöglich. Auf das mehrerwähnte Gesetz aber hat das keinen Einfluß; da kommt lediglich die Dichtigkeit der Bevölkerung in Verbindung mit der bewohnten Fläche in Betracht.

Zahlen beweisen! Verfolgen wir die Zentralafrikanische Expedition auf ihrer Route bis hinauf nach Ngaundere, der von ihr angelegten weiland Baliburg und weiter bis Banyo, also bis an die Südwestgrenze Adamauas auf dem Steppenhochland. Die passierten Volkerschaften heißen: Bakundu, Batom, Mbudum, Banyang: alles Bantustämme im Urwald; Bali: ein Bantu-Sudanmischvolk oben auf der Steppe. Die in den einzelnen Gebieten durchschrittenen Marschstrecken betragen, in der Luftlinie gemessen rund beziehungsweise 30, 30, 50, 90 und 70 km; die Einwohnerzahl in den berührten Orten der betreffenden Stämme beliefe sich auf beziehungsweise 7000, 1500, 1500, 10000 und 20000.

Digitized by Google

**Von da ab weiter nach Adamaua hinein und hinauf zum Tsad, also in den Gebieten der Sudanneger, Haussa und Fulla kann von einer klar zum Ausdruck kommenden Steigerung nicht mehr gesprochen werden; die Bevölkerungsziffern wechseln und schwanken, ohne aber unter die in den Baliländern erreichte hohe Bevölkerungsdichtigkeit zu sinken — im Gegenteil.**

Wir werden im folgenden hören, daß hier oben, wo wir mit dem Betreten der Baligebiete in das Reich der zur Zentralisierung neigenden Sudanvölker gekommen sind, eben diese ethische Eigenschaft zum mindesten zu einem Zusammenwohnen des Einzelstammes geführt hat, der dann infolge des Menschenreichtums dieser Länder ganz stattliche Stärken aufweist. So zählt der eine Ort Bali über 6000, der eine Ort Bafut an 8000, Bafum an 10 000 Einwohner; so zählt — um zum Südteil Kameruns überzugehen — Agila, der Hauptort des Wutestammes, über 8000 Menschen.

**Im Südteil Kameruns tritt dieses Gesetz der Bevölkerungssteigerung noch reiner auf und beginnt schroff gleich dicht hinter der Küste, indem der Urwald, namentlich je weiter südlich an der Küste der Eintritt in ihn statthat, anfänglich fast gänzlich unbewohnt ist.**

17 Wegstunden ins Innere erstreckt sich diese menschenleere Urwaldwildnis, nur von den Zwergvölkern spärlich und vorübergehend durchstreift. Dann erst trifft man auf Bantuansiedlungen die von jetzt ab sich stetig mehren. Die gleiche progressive Zunahme zeigt sich hier wie im Norden, um gleichfalls mit dem Erreichen der ersten Sudanstämme auf der Steppe ihren annähernden Abschluß zu erreichen.

**Anders gestaltet sich die Anordnung der Bevölkerungsstärke in der Fortsetzung des Küstenurwaldes in dem breiten Waldgürtel längs der Südgrenze.**

Bis dahin etwa, wo letzterer beginnt, herrscht die eben geschilderte Öde; dann folgen die 14–20 Tagemärsche nach Osten sich ausdehnenden stellenweise recht dicht bevölkerten Sitze der verschiedenen Bulestämme (Bantu); daran schließt sich von neuem ein weites unbewohntes Waldgebiet bis fast an die Flußläufe der Südostecke Kameruns, bis fast hinauf gegen Bertua reichend. Erst an den Gewässern des Tschad und Sanga und deren nördlichen beziehungsweise westlichen Zuflüssen ändert sich das. Einzelne Landstriche sind dicht bevölkert; auf weitaus den größeren Flächen dieser ungeheuren Urwaldgebiete ist die Bevölkerung spärlich, wenn wir von den ja auch hier verstreut herumschweifenden Badjiri- oder Bakolo-Zwergen absehen. Ndjimu, Mfanga, Bombassa u. a. werden uns als Namen der seßhaften Stämme in näherer und weiterer Umgebung der jungen Station Ngoko am Tschad genannt; ausdrücklich aber ihre geringe Volkszahl — höchstens 1000 Köpfe pro Stamm — hervorgehoben. Auch sie gehören dem Zweigstamm der Bantu, den Fan oder Mpangwe zu. „Nach meinen Erkundungen", berichtet Plehn in den Mitteilungen ꝛc., „soll man von Kunabembe, einer Ansiedlung der Ndjimu, aus die erste Ortschaft im Nordwesten erst nach zehntägigem Marsch durch unbewohnten Urwald erreichen; gleiches hat statt in nordöstlicher Richtung. Nach Westen zu über die Schnellen des Tschad hinaus wußten die Leute überhaupt nichts von der Existenz von Ortschaften. ‚Wer nach dort geht, stirbt im Busch und findet kein Dorf,' lautete stets die Antwort. Es scheint nach allem, daß wir es hier mit einem ungeheuren, viele tausend Quadratkilometer großen zusammenhangenden innerafrikanischen Urwaldgebiet zu tun haben, dessen spärliche Bevölkerung, soweit sie seßhaft ist, sich in die Nähe der Flußläufe zusammendrängt, um ‚Innern große Strecken unbewohnt lassend." Erst auf dem linken (französischen) Ufer des Sanga, auf dem sich auch allmählich der Urwald lichtet, beginnt die Bevölkerung wieder zahlreicher zu werden.

Die Tatsache der Unbewohntheit weiter Gebiete hier im Süden, einer anfänglich fast spärlich zu nennenden Bevölkerung der Urwaldregion von der Küste landeinwärts im Norden steht scheinbar in bedenklichem Widerspruch mit unserer Völkerwanderungsgeschichte von Süden nach Norden. Aber doch nur scheinbar. Einmal dürfen wir, wie schon dort gesagt, uns diese Wanderung bei ihrem ersten Beginn nicht als eine Massenbewegung vorstellen: einzelne Faustämme haben aus irgend welchem Grunde ihre südlichen Sitze verlassen und sind nach Norden gezogen; schon vor Jahrhunderten. Als dann nach längerem oder kürzerem Zeitintervall weitere Stämme aus irgend welchen Gründen eine freiwillige oder gezwungene Ortsveränderung vornahmen, war es naheliegend, daß sie an den von den ersten Auswanderern zum erstenmal betretenen Weg sich hielten, und so wohl auf deren nunmehrige Sitze stießen. Entweder ging's nun gleich weiter, in der nun einmal eingeschlagenen Richtung, das ist nach Norden und Nordwesten (der Küste zu!), oder sie blieben. Und da war es naheliegend, daß sie es bequemer fanden, die von den ersten Ansiedlern angelegten Rodungen in Besitz zu bekommen, als sich selbst erst mit Neuanlage solcher zu plagen: die ersten Kolonisten wurden verjagt. Für diese ihrerseits war es wieder naheliegend, nicht seitlich auszuweichen, sondern nach vorn, das ist wieder nach Norden (wieder der Küste zu), möglichst weit weg von ihren Verdrängern. Und so ging Völker- oder genauer Stammeswelle auf Stammeswelle in gleicher Richtung. Auch der den Menschen überhaupt, und dem Neger als Naturkind ganz besonders innewohnende Herdentrieb, der sie stets dieselbe Marschstraße einschlagen ließ, darf nicht zu gering in Anschlag gebracht werden. Dazu mögen triftige Gründe, in Beschaffenheit der Bodenverhältnisse, der Art der Begegnung mit der einst wohl sicher stärkeren und zahlreicheren Urbevölkerung u. s. w. u. s. w., die Marschrichtung beeinflußt haben. Eine weitere Veranlassung, die nunmehr begangene eine oder

Digitized by Google

die einigen wenigen Marſchſtraßen ſtets zu wählen: in der Schwierigkeit des Vorwärtskommens im afrikaniſchen Urwald liegend, weiß jeder Forſcher vollauf zu würdigen. Auch in Europa ging — aus gleichen oder ähnlichen Gründen Völkerwoge auf Völkerwoge auf den gleichen alten Heeresſtraßen ſeitab dicht daneben lagen jahrhundertelang unberührt Täler und Gaue. Und als nun einmal die vorderſten Stämme an die Urwaldgrenze oder gar an die Küſte kamen oder von ihr hörten, als ſie die ungleich leichteren und günſtigeren Lebensbedingungen und namentlich Verkehrsverhältniſſe in den Savannen kennen lernten, da drängte alles nach vorn; jetzt begann die Ausdehnung in die Breite; der Urwald verödete ſtellenweiſe ganz. —

Naheliegend iſt die Frage nach der Art und Weiſe des Zuſammenlebens all dieſer Bevölkerungsgruppen, der Einzelweſen und der Stämme, in ſich und unter ſich. Das führt uns zur Betrachtung der politiſchen, ſtaatlichen und ſozialen Verhältniſſe. Damit ſchreiten wir ſchon hinüber auf das kulturelle Gebiet (das Wort „Kultur“ im allgemeinſten, weiteſten Sinne genommen); und damit muß uns, gemäß dem eingangs dieſes Kapitels Geſagten, auch hierin das Geſetz der Steigerung entgegentreten — und das iſt auch in der Tat der Fall.

Eine Bantuanſiedlung.
([illegible] mit Grundriß.)

Der Bantu ſteht — von den Zwergvölkern ein für allemal abgeſehen — unter den volklichen Elementen Kameruns auf der unterſten kulturellen Stufe. (Daß aber auch dieſe ſchon in jeder Hinſicht himmelweit entfernt iſt von dem, wie man ſich zu Hauſe gemeinhin dieſe „Wilden“ vorzuſtellen beliebt, haben wir im voraufgegangenen Kapitel ſchon gehört, das werden wir auch ferner auf allen Gebieten ſehen. Wir lachen über manchen Aberglauben der „Schwarzen“, über ihre Fetiſche; wir brauchen gar nicht bis nach Afrika zu gehen, um das alles in ſchönſter Blüte zu finden!)

Charakteriſtiſch geradezu für die Bantuvölker Kameruns iſt ihre politiſche

Zersplitterung. Sogar innerhalb ein und desselben Stammes ist von einer politischen Einheit gar keine Spur. Es ist das eine fast notwendige Folge ihrer geschilderten ethischen Eigenschaften; es war das ihr Verderben, und wird vielleicht noch ihr Untergang werden — wenn nicht eine europäische Macht, in unserem Fall die deutschen Stationen, eingreift.

Bis zu einem gewissen Grad allerdings trägt auch die Beschaffenheit der von ihnen bewohnten Landstriche die Schuld. Berge und schwierige Bodenbedeckungsarten trennen; Wasser und günstige Bodenbeschaffenheit und -bewachsung führen zusammen: der Urwald, durch den nur mühsam gebahnte Pfade führen, ist einer Völkergeselligkeit in größerem, auch sogar kleinerem Umfang, in freundlichen oder gegenteiligen Beziehungen feind. Anders die Steppe.

In politischer Beziehung also kommt bei den Bantustämmen immer nur fast jeder Ort für sich in Betracht. Die mehrgenannte Stammeseinteilung hat vom politischen Standpunkt der Neger aus, streng genommen, geringe Bedeutung. Wohl in Sitten, Sprache, Bauart der Wohnstätten u. s. w. unverkennbare Zusammengehörigkeit zeigend, entbehren ihrer die Stämme in staatlicher Hinsicht. Selbst bei nur vorübergehendem Aufenthalt springt diese Zersplitterung, dieser Mangel an Gemeinsinn in die Augen. Unsicherheit des Besitzes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und Aberglaube kennzeichnen ferner und beeinflussen in hohem Grade die staatlichen Zustände der Bantu. Bezeichnend für das Gefühl der Unsicherheit sogar bei den Häuptlingen ist der Umstand, daß sie größere Geschenke stets bei Nacht und unter ängstlichen Vorsichtsmaßregeln gegen die lüsternen Augen ihrer getreuen Untertanen in Empfang nehmen. Hand in Hand damit geht ekelhafte Zudringlichkeit und Bettelhaftigkeit gegen den Weißen einerseits, geringes Ansehen und Macht ihren Untertanen gegenüber andererseits. Die Häuptlinge sind nichts Besseres wie jämmerliche Dorfschulzen. Die Hauptmacht liegt in den Händen schlauer Priester, „Medizinmänner", die nicht selten auch die richterlichen Rechte des Häuptlings an sich reißen.

Nur einzelne, wie die Bamum im nördlichen Urwald, die Jaunde und Bakoko im Südteil Kameruns, unterscheiden sich — und, wie wir sehen werden, sind sie es auch, die unter den Bantustämmen die höchste Kulturstufe einnehmen — in offenbar größerem Einfluß des Herrschenden auf das Volk, und ganz besonders im staatlichen Zusammengehörigkeitsgefühl. Ihr Gebiet ist sehr beträchtlich, sehr gut bevölkert, und ein gewisser Stammesgemeinsinn unverkennbar. Und zwar erinnert derselbe an eine Art Gauvereinigung.

Die als Gauvorsteher anzusprechenden Häuptlinge verfügen über einen ziemlich bedeutenden Machteinfluß, die Unterhäuptlinge der einzelnen Dörfer sind die gleichen Schattenkönige wie eben geschildert. Daß die Leutchen ihr Dorfoberhaupt durchprügeln, wenn es sich durch einen Regierungs- oder privaten Akt mißliebig gemacht hat, kommt nicht eben selten vor!

Kleinere Reibungen sogar innerhalb der Gaue scheinen aber trotzdem — wie übrigens auch bei den heidnischen Sudanvölkern — an der Tagesordnung zu sein. Die Gründe sind so ziemlich immer die nämlichen: kindische Streitsucht, Handelseifersucht, das „Ewig Weibliche" und der Aberglaube mit seinen Auswüchsen.

Bei Erkrankungen, Todesfällen neigt der tief im Fetischismus steckende Bantu nur zu leicht dazu, die Veranlassung in der Übelgesinntheit einer anderen Person zu suchen. Wer sucht, der findet — und meist gehört der Schuldige einem anderen Stamme an. Damit ist dann schon ein „Kriegsfall" gegeben, der zum mindesten zu privaten Repressalien führt. War der Verstorbene oder Kranke ein angesehener Mann, so verlegt sich seine Sippe auf das Wegfangen des Schuldigen oder überhaupt Angehöriger des Stammes, dem der Übeltäter angehört. Dieser oder sein Anhang vergilt in gleicher Weise, und die Reiberei ist im besten Gange.

Der ganze Stamm wird selten in solche Privatstreitigkeiten hineingezogen, aber diese vererben sich oft durch mehrere Generationen: also eine Art Blutrache. Eine Lösung der Weggefangenen durch Zahlung von Vieh, Elfenbein, Weibern und Sklaven ist angängig. Kümmert sich der Stamm oder die Familie um denselben nicht, so bleibt er eben Sklave oder wird als solcher weiter verkauft.

Nie ist demnach der Nichtstammesangehörige auf der Landstraße sicher vor Überfall, Plünderung und Freiheitsberaubung. Es herrscht aus politischen, noch mehr aus privaten Ursachen ein beständiger Kriegszustand, der sich, namentlich in letzteren Fällen, weniger in entscheidenden Gefechten als in gelegentlichen Überfällen und Plünderungszügen kundgibt.

Gegen auswärtige Feinde jedoch raffen wenigstens die Gauvereinigungen sich zu annähernd geschlossenem Auftreten zusammen. Ein solcher Feind war und ist den Stämmen stets der Weiße, der den so einträglichen Zwischenhandel teilweise gebrochen hat und immer mehr zu brechen droht. Die steten Unruhen im Küsten- und Urwaldgebiet, die noch geraume Zeit fortdauern werden, haben ihren Hauptgrund in diesem Umstand — leider allerdings auch in der vielfach grundfalschen Behandlung des Negers!

Eine weit höhere Entwicklung weisen die politischen Zustände der Sudanneger auf. Während bei den Bantu in politischer Beziehung von einem Stammeszusammenhalt kaum gesprochen werden konnte — die Gauverbindung

Digitized by Google

geht ja nicht über den erſten Beginn des Zuſammenfaſſens des eigenen Stammes hinaus — haben wir es bei den Sudannegern mit feſten, geſchloſſenen Volksgefügen zu tun. Zum guten Teil wird dieſer Zuſammenſchluß durch das Gelände begünſtigt.

Haustypen der Bantu-Sudan-Miſchſtämme.

Aber die Ausdehnung der kleinſten ſtaatlichen Einheit, eines Stammes, zu wirklichen Staatengebilden findet man unter den Negern im allgemeinen erſt bei Annahme des Islam.

„Man mag über den Islam als Religion denken wie man will, ein zentraliſierendes, ſtaatenbildendes Element iſt er zweifelsohne geweſen. Und nicht nur das, er war, insbeſondere für den Sudan, auch ein kulturbringendes. Nachtigal iſt auf Grund eines vierjährigen Aufenthaltes in dieſen Gebieten zu dem beſtimmten Ergebnis gelangt, daß die hohe Stufe der Geſittung, die Bildung der großen Reiche dortſelbſt lediglich dem Islam zu verdanken iſt.

Überhaupt iſt der Islam auch als Religion eine Inſtitution, die den Lebensanſchauungen der Neger weit mehr entſpricht als das Chriſtentum. Der fataliſtiſche Zug einerſeits, die Sanktionierung der Sklaverei andererſeits insbeſondere mußten dem Neger mehr zuſagen als die ethiſch ja höher ſtehenden Lehren der chriſtlichen Religion. Daß dann, nachdem der Mohammedanismus in Afrika eine kulturelle Miſſion zum Teil erfüllt hatte, er es war und iſt, der mit ſtagnierendem Formelweſen lähmend und erſtarrend auf freierer Weiterentwicklung laſtete und laſtet, ſoll gewiß nicht beſtritten werden — aber er teilt dies Geſchick mit jeder abgelebten Lehre." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Einzelne Negerſtaaten entſtanden auch ſchon vor Einführung des Islam, gewiß; aber das feſte Gefüge brachte erſt dieſer.

„Das iſt auch leicht verſtändlich. Einerſeits mußte die Einführung einer Schrift und Schriftſprache, dann aber vor allem das gemeinſame geiſtige Band, mit welchem der Islam ſeine Bekenner umſchlang, dazu geeignet ſein, die engen Schranken zwiſchen den kleinen politiſchen Gemeinden, wie ſie in Heidengegenden Verkehr und ſtaatliche Entwicklung hemmten und hemmen, umzuſtoßen und große Staatsverbände zu ſchaffen ... Die Sudanvölker ſind das Samenkorn geweſen, der Islam der befruchtende Regen."

Der Neger iſt ſeinen Charaktereigenſchaften, ſeiner Unſelbſtändigkeit und Energieloſigkeit entſprechend, ſehr leicht zu terroriſieren. So fanden die mohammedaniſchen, religiös-fanatiſchen, in körperlicher und geiſtiger Beziehung weit höher ſtehenden Wüſtenſöhne, die Araber und Fulbe, verhältnismäßig leichte Arbeit. Und hätten, die letzteren namentlich, beſſeres organiſatoriſches Talent entwickelt, ſo wäre der von ihnen gegründete Adamauaſtaat, der den größeren Teil unſerer Kolonie einnimmt, ein ganz anderes geſchloſſenes, beherrſchtes Staatsweſen, als er — zu unſerem Glück! — tatſächlich iſt.

Hand in Hand mit der fortſchreitenden Staatenbildung werden auch die Anſiedlungen größer. Die Orte werden geradezu zu Städten, befeſtigt, umfangreich, menſchenreich; ſo zählt Kola an 20000 Einwohner, Ngaundere an 30000.

Die derzeitigen politiſchen Zuſtände der menſchenreichen Völkerſchaften der Sudanneger in dem weiten Steppenlande bis hinauf zum Tſad geſtalten

sich also folgendermaßen: Die an der Südwestgrenze Adamauas lebenden unabhängigen Bantu-Sudan-Mischvölker leben einzeln in geschlossenen Stammesverbänden; nicht ohne die Neigung zu Ausdehnungsbestrebungen, das ist zu ausgesprochener Staatenbildung.

Diese Ausdehnungsbestrebungen, mehr oder weniger offen betrieben, mit mehr oder weniger Erfolg begleitet, tragen ihr gutes Teil bei zu der immerwährenden „politischen Spannung". Keiner will nachgeben, keiner seine kleinen Stammesinteressen der Erstarkung des Ganzen in einem Staatenverband zum Opfer bringen. So erinnert diese politische Zerfahrenheit unwillkürlich an die Zersplitterung, an den Partikularismus, wie er, von unsern Altvordern ererbt, bis zur Stunde fast germanisches Grundübel ist.

Überhaupt ist es geradezu überraschend, wie häufig und wie lebhaft die politischen, staatlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse der Sudanvölker teils denen der germanischen Stämme, teils denen des feudalen Mittelalters gleichen: von der Eifersucht der Völker bis herunter zum fleißigen Kreisen des Büffelhornes im Gelage der trinkfesten Mannen.

An der Südgrenze Adamauas erwehren sich die letzten Sudanvölker nur mit Mühe der Unterjochung durch die südlichsten Fulbesultane; ihre politische Selbständigkeit ist im Untergang begriffen — wenn nicht der Weiße sie schützt. Kaum aber lastet die schwere Faust des Tibati- und Ngaundereherrschers nicht mehr so wuchtig auf ihrem Nacken, so zeigen sich gleiche Bestrebungen, wie droben, gleiche Widerstände und gleiche Folgen. Und dieselben Regungen mit all ihren Konsequenzen finden sich bei allen Heidenstämmen Adamauas und Bornus, soweit ihnen nicht, hier von den Fulbe, dort von den Arabern ihre politische und soziale Selbständigkeit genommen ward.

Adamaua in seiner politischen Gestaltung und Zusammensetzung haben wir bereits mehrfach kennen gelernt. „Es ist ein mohammedanisches Königreich, auf eine mannigfaltige Reihe heidnischer Stämme aufgepfropft": so charakterisiert Barth kurz und treffend diesen Staat.

„Die mohammedanischen Eroberer, die Fulbe, sind absolute Herren im ganzen Benuëtal und in Nordadamaua bis auf einzelne Bergzüge; gleicherweise halten sie im mittleren Adamaua eigentlich nur die Ebenen besetzt und nicht einmal diese vollständig; so sind zum Beispiel die Gebiete von Alhadin galibu, Talami u. a. unabhängige kleine Heidenstaaten, die lediglich als Vasallen des Sultans von Yola zu betrachten sind. Die Gebirge werden von Heidenstämmen bewohnt, welche zum Teil wohl hier und da an ihre Bedränger Tribut zahlen; aber von einem geregelten Lehnsverhältnis ist keine Rede. Drei größere Fulbestaaten bestehen in diesem zentralen und südlichen Teile: die Sultanate Banyo, Tibati und Ngaundere. Ersteres ist das kleinste; denn nach Süden und Osten hin grenzt es an Tibati, nach Westen kann es sein Gebiet nicht ausdehnen wegen der dort wohnenden starken Mischstämme der Bantusudanneger. Tibati und Ngaundere dagegen konnten ihr Gebiet nach Süden stark vergrößern. Keine Gebirge hinderten ihre Reiterheere, keine mit Feuerwaffen versehenen Stämme hielten sie auf. Sie sind daher jetzt die reichsten und mächtigsten Staaten Adamauas."

Als politisches Ganzes betrachtet, ist Adamaua, wie wir aus der geschichtlichen Entwicklung wissen, einer der Vasallenstaaten des großen Sokotoreiches, an deren Spitze Statthalter stehen; hier der Sultan von Yola.

„Diese Statthalter entsprechen den großen Herzögen im mittelalterlichen Deutschland. Obwohl rechtlich Vasallen, sind sie in Wahrheit doch eigene Herren; je weiter von Sokoto entfernt, um so mehr. Adamaua kümmert sich zum Beispiel um Sokoto gerade so viel, als einst das Herzogtum Burgund ums heilige römische Reich. Immerhin darf man aber den moralischen Einfluß, welchen der Kaiser von Sokoto, besonders als religiöses Oberhaupt im Sudan hat, nicht unterschätzen. Geht der Tribut an ihn auch nicht regelmäßig ein, dann und wann erfolgt er doch. Leistet der Emir von Yola seinem Lehnsherrn auch nicht mehr militärische Hilfe, geht er auch nicht mehr zur Huldigung nach Sokoto, so schickt er doch oft genug Geschenke, und mancher Befehl des Lehnsherrn wird ausgeführt, um Palaver zu vermeiden. Auch die kaiserlichen Gesandten, die nicht selten eintreffen und bis nach Bubandjidda und Ngaundere kommen, werden stets sehr honoriert und respektiert. Bei der Masse des Volkes ist die Idee der Lehnsherrlichkeit des Kaisers noch zu lebendig, als

Digitized by Google

daß ein Statthalter einen offenen Abfall risikieren würde."

Ähnlich geht es nun in dem Lehnsstaat Adamaua selbst zu.

„Die Regierungsform ist despotisch. Das Land ist in Provinzen" — die mehrerwähnten kleinen Sultanate, wie man sie gewöhnlich, aber streng genommen unrichtig zu nennen pflegt; denn der Titel ‚Sultan' gebührt eigentlich nur dem Kaiser von Sokoto, nicht einmal dem Herrn von Yola, dem Statthalter von Adamaua — „geteilt, an deren Spitze wieder ein Statthalter, ‚Lamido' genannt, steht. Die Stadt und der Distrikt, in dem der Oberstatthalter beziehungsweise Statthalter, residiert, gehört ihm direkt, bildet also seine Hausmacht. Der Lamido verwaltet das ihm überwiesene Gebiet als Herrscher und zahlt an den Oberstatthalter jährlichen Tribut an Sklaven, Pferden, Vieh, wertvollen Stoffen, Weibern u. a. ‚Im Kriegsfall muß er auf Befehl Heeresfolge leisten und von der gemachten Beute einen bestimmten Anteil seinem Lehnsherrn überlassen. ‚Jede Provinz ist selbst wiederum in Distrikte oder Städte eingeteilt, und an der Spitze eines jeden steht ebenfalls ein Oberhaupt, das unter denselben Bedingungen von dem Lamido eingesetzt ist, wie dieser von seinem Lehnsherrn. Die Ortsvorsteher der unmittelbar unter einem Lamido stehenden Orte heißen ‚Galadima'." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Man sieht, es hat sich also bis in die kleinsten Details ein Lehnswesen entwickelt, wie es im mittelalterlichen Deutschland nicht ausgebildeter war.

Das geht bis in das Bestreben, die Hausmacht zu vergrößern, die Erblichkeit der Lamidowürde in der Familie (die „Prinzen" heißen in Adamaua ‚Barima") zu erreichen, das geht bis in die Zentralisationsbestrebungen der einzelnen Lamidos: — und wie im mittelalterlichen deutschen Reich, mit Erfolg. Zum Teil sind sie wirklich noch abhängig vom Herrn in Yola, zum Teil nur mehr nominell. Völlig selbständig und nur in moralischer Abhängigkeit stehen Tibati, Ngaumdere und Bubandjida.

„Zur Verwaltung der unterhabenden Provinzen — oder um dem üblichen Sprachgebrauch zu folgen, der Sultanate — hat jeder Lamido einen großen Hof- und Beamtenstaat unter sich. Derselbe rekrutiert sich fast ausschließlich aus der Hausmacht des Herrschers, ja überwiegend aus den Sklaven! Diese Hofsklaven sind zum Teil sogar vornehmer als die ‚Freien und haben durchaus bevorzugte Stellung, besonders den ärmeren ‚Freien gegenüber.

Also auch die Zustände an einem sudanesischen Hofe gleichen völlig denen an den Fürstenhöfen im mittelalterlichen Deutschland, wo auch die hörigen Ministerialen, Leibeigene der Fürsten, alle höheren Ämter inne und vor dem Landadel, das ist den ‚Freien, den Vorrang hatten. Der diesem System zu Grund liegende Gedanke ist wohl da wie dort der gleiche: daß Sklaven nicht so leicht übermächtigen Einfluß gewinnen und eventuell — leichter beseitigt werden können! Wir finden alle die Ämter auch hier, wie sie uns von unseren eigenen Feudalzeiten her bekannt sind: den Kanzler ‚Kaigamma', den Feldherrn ‚Sarriki n lefidda', den Zeremonienmeister ‚Sfalamma' u. s. w. u. s. w.; sogar der Holzwerg ‚Wadi' fehlt an keinem Lamidohofhalt.

Das Gerichtswesen ist folgendermaßen geordnet: Der Richter eines jeden Distriktes heißt ‚Alkali' und wird vom Lamido ernannt. Er kann auch das Todesurteil fällen; ist der Delinquent aber ein ‚Fulla, so muß der oberste Lehensherr das Urteil bestätigen. Die Rechtsverhältnisse sind, entsprechend dem vorgeschrittenen Kulturzustande, in bestimmten Regeln und Gesetzen, zum Teil sogar schriftlich fixiert.

Auch ausgesprochene Steuern finden sich bereits; die Art und Weise ist nicht überall die gleiche." (Aus: Passarge, Adamaua.)

So viel über diese hochentwickelten mohammedanischen Staaten und Fürstenhöfe Adamauas. Ganz die gleichen staatlichen, rechtlichen und höfischen Verhältnisse bestehen in Bornu, das ja mit seinem Südteil in unser Schutzgebiet hereinragend, nicht unerwähnt bleiben darf. Wir dürfen bloß andere Namen für die Stämme, andere für Herrscher und Beherrschte, andere für die Titel und Würden einsetzen: so haben wir das gleiche Bild da wie dort. Nur eine staatliche Einrichtung, ursprünglich sehr gewichtig, im Lauf der Zeit an Bedeutung herabgesunken, treffen wir hier, die in Adamaua fehlt. Während in den Adamauareichen die Regierungsform eine ausgesprochen despotische ist, steht in Bornu dem „Scheich", wie hier der Sultan heißt, ein Rat „Kokena" zur Seite, aus den Freien des Landes und den höchsten Beamten bestehend.

Erwähnenswert ist diese Einrichtung übrigens auch noch deshalb, weil wir merkwürdigerweise bei einigen der unabhängigen Heidenstämme Adamauas, insbesondere auch bei einigen der an seiner Südwestgrenze lebenden Bantu-Sudan-Mischstämme die gleiche den Absolutismus einschränkende Instanz finden. Im übrigen sind die sämtlichen staatlichen Einrichtungen, wie wir sie in den Adamauasultanaten so hochentwickelt kennen gelernt haben, ausgenommen die rechtlichen, in ovo wenigstens bei all den eben erwähnten unabhängigen Sudanstämmen, insbesondere wieder bei denen der Grenzlander im



Digitized by Google

Westen und Süden vorhanden; bei den größeren derselben über das Anfangsstadium sogar hinaus, so in den Baliländern, so bei den Wute. —

Überflüssig ist es wohl, auf den himmelweiten Unterschied zwischen diesen hier geschilderten politischen und staatlichen Einrichtungen in Adamaua und bei den Sudanvölkern und den jämmerlichen diesbezüglichen Zuständen bei den Bantustämmen nur hinzuweisen. Kann ein Lamidoreich in Adamaua mit seinem Hof- und Beamtenapparat, bei dessen Betrachtung wir vollkommen vergessen, daß wir uns in Afrika bei den „Wilden" befinden, überhaupt nicht mit einem Bantustamm verglichen werden, so ist auch schon zwischen einem solchen und dem kleinsten Sudannegerstamm der Kontrast ein außerordentlich großer: dort der erbärmliche, von seinen Dorfuntertanen geprügelte Dorfschulze — hier die tausendköpfige Menge, die lautlos den Gesetzen lauscht, die der Herrscher nach beendeter Ratsversammlung seinen Untertanen verkünden läßt; hier die ehrfurchtsvoll dem Häuptling nahende Gesandtschaft, der ihr in würdevoller Haltung, in seine Tobe gehüllt, Audienz erteilt — dort der mit einem alten Cylinder und einer knallroten Husarenjacke angetane „King", jeden Träger einer Expedition um ein paar Blätter Tabak anbettelnd! u. s. w. —

Da und dort mußte eigentlich schon die soziale Gliederung der Völker gestreift, ja als bekannt fast vorausgesetzt werden: so wenden wir uns nunmehr deren Betrachtung zu.

Zuvor aber noch kurz einen Blick auf die derzeitigen politischen Verhältnisse des eben genannten Bornu. Die der Bantustämme, die in Adamaua haben, im ganzen genommen, seit Jahrzehnten, zum mindesten seit sie einen Bestandteil einer deutschen Kolonie bilden, keine wesentliche Veränderung erfahren — wie wir sie kennen gelernt haben, bestehen sie voraussichtlich immerhin noch eine ganze Weile; in Bornu ist, seit von ihm ein Teil zu Kamerun gehört, eine tiefgreifende Umwälzung vor sich gegangen. Sie ist jungen Datums; genauere Nachrichten sind uns überhaupt erst vor kurzem darüber bekannt geworden.

Zur Zeit, als Nachtigal — bis vor kurzem der letzte Europäer, der am Tsad gewesen — sich in Kuka aufgehalten, 1869—72, bestand im großen und ganzen, wenigstens äußerlich, noch das alte Bornureich, wie wir es bei der geschichtlichen Entwicklung haben entstehen sehen. Scheich Omar herrschte als Sultan; aber Nachtigals scharfem Blick war der bevorstehende Zusammenbruch der unhaltbar gewordenen Zustände nicht entgangen. Er hatte richtig prophezeit — und bald sollte auch dieses gesegnete Land das Schicksal teilen, welches nach seiner geradezu klassischen Schilderung das Los der meisten Tropenländer Afrikas ist.

„Die meisten Gegenden der Tropen, deren Schönheiten den Naturfreund zu staunender Bewunderung hinreißen, deren reiche Naturschätze für Mensch und Tier ein Leben des Friedens und der Glückseligkeit bedingen sollen, sind der Tummelplatz wilder Tiere und wilderer Menschen, die inmitten reichster Fülle einen Vernichtungskrieg gegeneinander führen, wie wenn der äußerste Mangel ihnen einen unerbittlichen Kampf um die Existenz aufzwänge. Der Reisende, anfangs bezaubert von der geheimnisvollen Jungfräulichkeit einer ungeordneten Naturkraft, entzückt von einer ungeahnten Mannigfaltigkeit der Formenschönheit und Farbenpracht, voll enthusiastischer Hoffnung auf die reichen Schätze, welche der Erschließung harren, empfindet bald inmitten dieser verschwenderisch ausgestatteten Welt ein Gefühl vor Öde und Trauer über das Schicksal, welches derselben bestimmt zu sein scheint."

Scheich Omar starb 1881. Es folgten mehrere kurze Regierungen; das Reich war in unaufhaltsamem Untergang begriffen und fiel endlich dem von Osten her kommenden Stoß Rabehs zum Opfer, 1894. Rabeh, der Sohn eines armen Maurers, „sei von dem großen Mann, dem Mahdi, ausgesandt worden"; also eine der religiös fanatischen Unternehmungen, die damals die ganze Wüste und den Sudan umwälzten. Er eroberte Kuka, der Sultan floh. Im Jahre 1[illegible] erlitt er, nachdem er mehreren französischen Expeditionen ein gefährlicher Gegner gewesen war, so wurde die ganze Expedition Crampel 1[illegible] von seinen Horden massakriert), am 21. Oktober durch Gentil eine schwere Niederlage und [illegible] verwundet nach Dikoa. In Bornu bestieg Ahmadu Zenidda, ein Mitglied der alten Herrscherfamilie, den Thron. So der derzeitige Stand des schwererschütterten Reiches; oder vielmehr so lauten die letzten sicheren Nachrichten. Auch hier wird es

Digitized by Google

eine europäiſche Hand ſein, die erhaltend oder endgültig umbauend eingreifen wird: die Franzoſen haben im Herbſt 1900 das territoire militaire des pays et protectorats du Tschad vom Congo français abgetrennt und haben vorerſt die führende Rolle in dieſen Landſtrichen.

Aber nun zu unſerer Kapitelüberſchrift zurück: zur Betrachtung der ſozialen Gliederung und daran anſchließend, der ſozialen Verhältniſſe der Völkerſchaften unſerer Kolonie.

Bei den Bantuſtämmen finden wir als ausgeprägte ſoziale Gliederung: Häuptling und Volk, Freie und Sklaven. Doch ſcheint ein Gefolgſchaftsweſen, ein Hörigkeitsverhältnis auch hier zu beſtehen, wie wir es ausgeprägt im Hochland antreffen werden. Die Form der Sklaverei iſt mild. Auch hier, wie in ganz Afrika, hat die Hausſklaverei ein patriarchaliſches Verhältnis angenommen.

Gefleckte Hyäne mit ihrer Beute, einem Opfer der Sklaventransporte.

Man darf überhaupt die Bewohner eines Landes, in dem die Eltern ihre Kinder zum Verkauf als Sklaven anbieten, nicht mit unſerem, bisweilen übertriebenen Gefühlsmaßſtabe meſſen. Sklavenjagden gibt es nicht, nur Einzelverkauf und Wegfangen einzelner, ſowie Verwendung kriegsgefangener Männer und Weiber als Sklaven; wobei betont werden muß, daß bei den Bantu die Kriege nicht zu dieſem Zwecke geführt werden.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir 'mal dem Sklavenweſen überhaupt etwas nähertreten.

„Die Sklaverei", ſagt P. Schunke, „iſt eine Inſtitution, welche völlig mit dem Charakter des Negers verwachſen iſt; ſie herrſcht überall in Afrika vom Kongo bis Sanſibar und bildet eine Grundlage des geſamten Negerlebens." Sklaverei beſtand ſeit den älteſten Zeiten. Die Kriegsgefangenen wurden, ſoweit man ſie nicht den Göttern opferte, zu Leibeigenen gemacht und mußten die harte Arbeit verrichten. Der Sklavenraub beziehungsweiſe Verwendung zur Arbeit ſtatt zum Opfer dokumentiert nach zwei Richtungen hin bereits Milderung der Sitten: einmal fiel das blutige Menſchenopfer weg und dann auch der Frauenraub, da ja bei den Naturvölkern das

Weib nicht bloß Frau, sondern fast noch mehr Arbeitstier war und ist.

„Das traurige Vorrecht der Mohammedaner", sagt P. Schynse weiter, „ist es gewesen, da, wo sie in Afrika eindrangen, diesen Einzelsklavenraub, der gewissermaßen in harmloser Form im Wegfangen einzelner Leute seitens eines Stammes dem anderen gegenüber bestand, zu einem im großen betriebenen Sklavenhandel und Sklavenexport zu erweitern und damit alle die Greueltaten herauf zu beschwören, welche die nunmehr in Szene gesetzten Sklavenjagden begleiteten. Denn die Einzelnegersklaverei, wie sie geübt wird, ist milde in ihrer Form."

Alles das gilt voll und ganz auch für Westafrika.

Nur teilen sich hier herüben mit den Mohammedanern in den Ruhm, die Sklavenjagden ins Leben gerufen zu haben, die europäischen Christen! Die Nachfrage nach Sklaven seit Jahrhunderten — Westindien und Amerika verschlang sie — hat manches Negerreich zertrümmert.

Den zweifelhaften Segen der philanthropischen Antisklavereibestrebungen in Europa, mit denen die krasse Not und Sklaverei der Arbeiter zu Hause, „die tatsächlich mittelbar Sklaven des Schwarzen in Afrika sind" und des vom Schicksal auf die tiefste soziale Stufe herabgeworfenen Pöbels der großen Städte und Industriebezirke eigentümlich kontrastieren, näher zu beleuchten, gehört nicht zur Sache.

Abgesehen davon, daß die Haussklaverei, wie sie in den Negerländern selbst geübt wird, milde ist, in ein geradezu patriarchalisches Verhältnis übergegangen ist, kommt noch ein weiteres Moment hinzu, das den Neger diese Form der Dienstbarkeit leicht tragen läßt: sein glücklicher Fatalismus.

Der schlagendste Beweis für die wenig tyrannische Art der Sklavenbehandlung, die, nebenbei bemerkt, nur höchst unklug wäre — und der Neger ist ein sehr schlauer, pfiffiger, berechnender Bauer — ist die in ganz Nordkamerun ganz und gäbe eigenartige Einrichtung der „Sklavendörfer", „Bäta" genannt. In ihnen leben die den Bewohnern des Hauptdorfes gehörigen Sklaven, und zwar unter eigenen Häuptlingen, welche gleichfalls Sklaven sind. Keiner dieser Arbeitssklaven darf im Dorfe der Freien eine Nacht zubringen. Diese Dörfer sind ein bis zwei Stunden vom eigentlichen Stammdorfe entfernt, meist in der Nähe von oder in den ausgedehnten Farmen desselben gelegen, weil ja die Hauptarbeit der Sklaven der Feldbau auf den Ländereien ihrer Herren ist. Eine Bewachung dieser Dörfer findet in keiner Weise statt: trotzdem hört man äußerst selten, daß ein Sklave entflohen, und wenn, so war es Furcht vor augenblicklich drohender Strafe.

Also nicht das Sklavenhalten, sondern das Sklavenfangen, wie es, in Kamerun bis zum heutigen Tage, noch Haupttätigkeit der Lamidos in Adamaua ist, und der Sklaventransport, das bis zur Stunde noch einträglichste Geschäft der Haussa in Kamerun: das sind die dem Sklavenwesen anhaftenden Grausamkeiten und Greuel, die, abgesehen von der moralischen Verwerflichkeit, blühende Landstriche entvölkern und zur Wüstenei machen.

Vielseitiger ist die soziale Stufenleiter bei den Sudanstämmen; insbesondere bei jenen, die sich völlige Unabhängigkeit zu bewahren gewußt haben. Sie lautet: Häuptling, Vornehme, Freie (Bauern und Gewerbetreibende), Hörige, Sklaven.

Wir sehen, auch in dieser Beziehung tritt uns hier im innersten Afrika ganz das altgermanische Gemeinwesen entgegen mit einer (um im Vergleich zu bleiben) aristokratischen Reichsverfassung, mit allen ihren Konsequenzen.

So ist der Häuptling durchaus nicht unumschränkter Herrscher; die Vornehmen, der Adel, wahren sich den Einfluß auf innere und äußere Angelegenheiten in der Form eines aus ihren bejahrtesten Mitgliedern gebildeten Rates, dem übrigens der Häuptling in kluger Weise, um einer verstimmenden oligarchischen Regierungsform zu entgehen, aus den Freien gleichfalls betagte Männer beigesellt. Sogar Sklaven mit der nötigen Klugheit und wohl auch Skrupellosigkeit genießen hohes Vertrauen beim Häuptling.

„Durch diesen Rat, aus allen sozialen Kreisen zusammengesetzt, weiß der Häuptling klug die Wünsche und Stimmungen der Volksseele zu erlauschen. Nichts wird unternommen, nichts als Gesetz verkündet, ohne die Sicherheit, daß es auch durch Majorität oder Gewalt durchgesetzt werden kann, dann heißt es aber auch: sic volo — sic jubeo." So ist der Volksmasse gegenüber die Macht des Häuptlings eine fast unumschränkte.

Der Häuptling ist ferner zugleich Richter; es steht ihm das Recht über Leben und Tod sämtlicher Stammesangehörigen zu, und gehören Hinrichtungen nicht zu den Seltenheiten. Dann ist er die oberste schiedsrichterliche Instanz gleichfalls für den ganzen Stamm. Einen großen Teil des Tages sieht man den Herrscher auf dem mächtigen Felsblock thronen, der am Rande des Königsgehöftes, an welches sich in allen Dörfern der große, freie Volksversammlungsplatz anschließt, als Herrscher- und Richtersitz aufgetürmt ist.

Gesetze in unserem Sinne, wie sie unserer Auffassung nach notwendiger Bestandteil einer ausgebauten Verfassung sind, wie wir das auch in den Kulturstaaten getroffen haben, gibt es nicht. Nach innerer und äußerer Lage berät der Häuptling mit dem eben geschilderten „Senat", und die gefaßten Beschlüsse sozialen und politischen Charakters werden der aufgebotenen Volksversammlung als Beschluß, als lex verkündet.

Von Zeit zu Zeit werden bei diesen Volksversammlungen auch Abgaben, dem Häuptling zu leisten, sei es in Gestalt von Sklaven, Weibern, Vieh oder Farmerzeugnissen, last not least, Palmwein, bekannt gegeben. Ständige derartige

Leiſtungen, alſo Steuern oder Zehnten, gibt es nicht. Auch Frondienſte in den Farmen des Fürſten werden von Fall zu Fall geheiſcht.

Verfaſſungsmäßig, wenn man ſo ſagen darf, geregelt iſt die Thronfolge: Stets der älteſte von der legitimen Frau geborene Sohn iſt der Nachfolger in der Häuptlingswürde, wie überhaupt der Sohn der Erbe des Vaters iſt – im Gegenſatz zu vielen Bantuſtämmen, bei denen der Bruder des Verſtorbenen der Haupterbe iſt.

In den mohammedaniſchen Staaten dagegen beſteht überall eine ausgeſprochene Deſpotie, die die dem freien Volksbewußtſein entſpringenden ſozialen Zwiſchenglieder weggefegt hat. Der Sultan oder der Lamido mit ſeiner Familie hat durchaus allein die Regierung in der Hand und ſeine Beamten ſind nichts als ſeine Diener. Das Volk zerfällt in Freie und Sklaven.

Scharf ausgeprägt iſt, wie wir ſehen, die ſoziale *Gliederung*, mag ſie nun vielgeſtaltiger ſich aufbauen oder in dem Gegenſatz zwiſchen frei und unfrei beſtehen; groß iſt auch der ſoziale *Unterſchied* zwiſchen reich und arm. Weniger ſcharf bei den heidniſchen Stämmen, ſchärfer in den mohammedaniſchen Ländern. Im ſtattlichen Gehöft, in ausgedehntem Farmenbeſitz, in reicher Bekleidung und Schmuck, in kunſtvoller Arbeit der verſchiedenſten Geräte und dergleichen oder aber im Gegenteil von all dem kommt er zum Ausdruck. Nicht zum letzten im Beſitz beziehungsweiſe Mangel von Sklaven und Weibern, d. i. Arbeitskräften, alſo in der Tatſache, daß der reiche Neger nichts tut und andere für ſich arbeiten läßt, während der arme Teufel ſich von ſeiner Hände Arbeit ernähren muß — genau wie bei uns auch!

Häuptlingsgehöft eines Bantu-Sudannegerſtammes.

Aber unendlich weniger ſchroff iſt dieſer Unterſchied zwiſchen reich und arm; oder genauer, zwiſchen brutalem Reichtum und abſoluter, das heißt phyſiologiſcher Armut als wie bei uns.

Solange ein Volk nur Ackerbau, Viehzucht und Hausinduſtrie kennt, mag es an Edelmetall und Luxusgegenſtänden arm ſein, aber es fehlt keinem ſeiner Mitglieder an Lebensmitteln. Erſt wenn der Menſch den Zuſammenhang mit der nährenden Mutter Erde verliert, erſt wenn er ſich von der treuen Furche des Ackers losreißt und von der Natur nicht mehr erreicht werden

kann, die ihm Brot und Früchte, Milch und Kalb der Kühe, Wildbret und Fische darbietet, erst wenn er sich hinter Stadtmauern hockt, seinen Anteil am Boden, Wald und Flusse aufgibt und nicht mehr mit eigenen Händen aus den Vorratskammern des Tier- und Pflanzenreiches seinen Bedarf an Speise und Trank schöpfen kann, sondern auf den Austausch der Erzeugnisse seines Gewerbefleißes gegen die von anderen monopolisierten Naturprodukte angewiesen ist, erst dann beginnt mit der Möglichkeit für eine kleine Minderheit große Reichtümer aufzuhäufen, für eine zahlreiche Klasse die Möglichkeit absoluter Armut, physiologischen Elends. Und das ist auch der relativ ärmste Neger da draußen nicht, eben deshalb nicht, weil keiner von der Scholle losgerissen ist. Auch in seiner Gewerbetätigkeit verläßt er diesen gesunden Boden nicht; dessen Bebauung, Gewinnung und Ausbeutung der vorhandenen Naturprodukte bildet die Grundlage seines industriellen Schaffens.

Bei dieser Gelegenheit sei übrigens der ganz und gäben, aber ganz und gar unrichtigen Anschauung, daß der Neger faul ist, entgegengetreten; wenigstens was Kamerun betrifft. Nicht bloß der Mensch mit weißer Hautfarbe ist aus dem Paradies vertrieben worden, das gleiche Los hat den dunkelhäutigen getroffen. Auch der Neger muß sich im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „oberen Zehntausend" gehört — wenn ihm auch der glücklichere Himmel, unter dem er lebt, verstattet, dies mit einem geringeren Aufwand von Anstrengung und Arbeit zu tun. Dieser Umstand in Verbindung mit seiner beneidenswerten Anlage, bescheidene Bedürfnisse zu besitzen, hat ihm den unverdienten Ruf der Trägheit zugezogen. Daß er nichts tut, wenn er genug zu leben hat, meine ich, machten wir ihm alle recht gerne nach! —

Das soziale Leben, das ist das Zusammenleben vieler in einer geschlossenen Einheit: Stamm oder Staat, baut sich auf auf dem Zusammenleben kleiner Gruppen: der Familie im weiteren Sinne; und diese wieder auf dem Zusammenleben, dem Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander.

Da heißen nun die zu betrachtenden Völkerbestandteile nicht so fan Bantu und Sudanneger und Fulbe; sondern die Religion schafft die Verschiedenheiten.

Bei den Mohammedanern werden die Familienrechte durch die Vorschriften des Korans bestimmt, desgleichen die Gesetze über Vielweiberei und das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt. Aber ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem orientalischen Familienleben bildet hier im Sudan die Stellung der Frau. „Während sich in der arabischen und türkischen Welt das Weib in einer sklavischen rechtlosen Stellung befindet, genießt die Frau im Sudan, eben im mohammedanischen, große Freiheiten.

Sie kann sich öffentlich ohne Beschränkung bewegen, darf die Märkte und Festlichkeiten besuchen. Nur bei den Vornehmsten, den Sultanen und Lamidos, leben die Frauen in einem abgeschlossenen Harem, in welchem sie durch Eunuchen streng bewacht werden. Auch ihrem Mann gegenüber besitzt die Frau weitgehende Rechte. Macht der Mann eine Reise und es wird seiner Frau das Warten zu langweilig, so passiert es nicht selten, daß sie sich mit einem anderen verheiratet. Der heimkehrende Gemahl hat dann das Nachsehen und ein Ehescheidungspalaver obendrein." (Aus: Passarge, Adamaua.) Die welt- und lebensklugen Haussa haben übrigens da einen Ausweg gefunden. Wenn jemand eine Reise tut, so kann die Frau was erzählen. „Bei den Haussafrauen herrscht nämlich eine sonderbare Krankheit, die man das ‚ungeborene' oder auch das ‚verhaltene Kind' nennen kann. Die arme Frau, die an einem solchen ‚verhaltenen Kinde' leidet, sucht nun einen weisen Mann auf, dessen Zaubermittel die Geburt des nicht zur Welt kommenden Geschöpfchens befördern soll. Da die Herren Gatten vieler Haussafrauen oft auf mehrjährigen Handelsreisen abwesend sind, so kann infolgedessen ihre Überraschung nie groß sein, wenn sie bei ihrer Heimkehr plötzlich einen neuen Sprößling vorfinden

und auf dieſe Weiſe ihr armes Weib von ſeinem ‚verhaltenen Kinde' befreit finden. Glücklicherweiſe trägt dieſe allgemein bekannte und verſtändigerweiſe allgemein anerkannte Krankheit ſehr zur Vermeidung ehelicher Zerwürfniſſe bei.“ (Aus: Zintgraff, Nordkamerun.)

Natürlichere, und man kann faſt ſagen moraliſchere Anſchauungen finden ſich bei den heidniſchen Bantu- und Sudannegern; wie wir ſehen werden, ſind letztere in einem wichtigen Punkte weit ſtrenger als die erſteren.

Wie bei allen Naturvölkern, iſt auch beim Neger der Mann das herrſchende, das Weib das phyſiſch, ſozial und ethiſch tiefer ſtehende Geſchöpf, deſſen Hauptaufgabe es iſt, für den Herrn der Schöpfung zu arbeiten und ihm Kinder zu gebären. Drückend empfindet das Weib dieſe Stellung aber ſicher nicht; ſie weiß es nicht anders — und dann klingt ſo etwas immer ſchroffer, als es in der Wirklichkeit ſich geſtaltet.

Bantunegerinnen mit Kindern.

Man findet nicht ſelten, daß ältere Neger, namentlich Hauptlinge, ihren alten Müttern oft eine geradezu liebevolle Verehrung erweiſen. Solche Matronen ſind dann bei den geheimſten Palavern zugegen, und haben Sitz und Stimme im Rate und nicht zu unterſchätzenden Einfluß.

Zum mindeſten iſt das Weib dem Neger ein wertvolles Eigentum; und die Anweſenheit der Weiber in einem Dorfe gibt beſonders dem Weißen ſtets das beruhigende Gefühl, daß für den Augenblick wenigſtens keine Feindſeligkeit geplant iſt.

Was das Verhältnis der beiden Geſchlechter zu einander betrifft, ſo ſind nach der geſunden Naturmoralanſchauung des Negers beide ſo ſelbſtverſtändlich zur Vereinigung geſchaffen, „daß jeder Mann, der nach erreichter Mannbarkeit ſich des Verkehrs mit dem anderen Geſchlechte enthält, hierdurch nicht ſehr ſchmeichelhafte Beurteilung ſeiner Perſon provoziert.“

In folgerichtiger Ausgeſtaltung dieſer Anſchauung herrſcht bis zum Eingang einer Ehe Freiheit im weiteſten Sinne.

Digitized by Google

Die mosaische Forderung der Unberührtheit des Weibes kennt der Neger nicht, im Gegenteil; und da ihm die Kinderfrage keine pekuniären und Erziehungssorgen macht — bevorzugt er bei der Wahl seiner Gattin sogar ein Mädchen, das bereits Kinder in die Ehe mitbringt, und urteilt von einer ohne solche „Aussteuer" mißächtlich: „Die scheine nicht liebenswert und fruchtbar zu sein, sonst hätte sie bereits einen Liebhaber gefunden!"

Hier setzt nun der Unterschied zwischen Bantu- und Sudanneger ein: bei ersterem herrscht praktisch und rechtlich die Polygamie, beim Sudanneger nur praktisch, das heißt in familien- und erbrechtlicher Beziehung findet sich der monogame Charakter; die neben der Frau in seinem Besitz befindlichen Weiber haben keinerlei fraulichen Rechte. Die Ehe ist eben dem gesund solidarisch fühlenden Sudanneger nicht nur die Möglichkeit, den Trieb zur Erhaltung der Gattung zu betätigen — das kann er, wie wir sahen, auch ohne solche Einrichtung —, sie ist ihm mehr: die gesicherte Grundlage, auf der sich ein Familienleben, ein festes Stammesgefüge aufbaut und die Reinheit des Blutes erhalten bleibt (Adel). Darum ist die Ehelosigkeit mißachtet, darum stehen empfindliche Strafen auf Verletzung der ehelichen Treue. (Das hat übrigens auch bei den Bantu statt.) Die Strafe ist schwerer, wenn dem Manne gegenüber geleugnet wird. Zu der nicht eben sehr seltenen Gepflogenheit des Bantu, aus seinen Weibern Kapital zu schlagen, wird sich kein Sudanneger verstehen.

An der Spitze des einzelnen Hausstandes steht der Ehemann. Die Verwandtschaft schließt sich enge zusammen in eine Sippe, deren bedingungslos anerkanntes Oberhaupt der älteste Hausvater oder Ehemann der ganzen weiteren Familie ist. Auch über die zum Hausstande beziehungsweise der Sippe zählenden Hörigen und Sklaven übt der pater familias patriarchalische Gewalt, zu der sogar gewisse Rechtsbefugnisse gehören.

Eine Kindererziehung in unserem Sinne gibt es nicht. Früh wird das Kind von den Eltern entwöhnt und sich selbst überlassen. Nichtsdestoweniger entwickeln sich manche hübsche Eigenschaften aus gleichsam angeborenen Instinkten; zum Beispiel findet sich die bei allen Sudannegern an den Erwachsenen so angenehm berührende Artigkeit im Verkehr schon bei den Kindern. Den Traum der Kindheit zu träumen, ist dem Negerkinde nicht lange beschieden; recht bald tritt die rauhe Wirklichkeit heran, namentlich in den ärmeren Schichten der Bevölkerung — wie bei uns auch. Bald werden sie im Gehöft, in den Farmen verwendet, und die kleinsten Kerle schleppen oft schwere Lasten Feuerholz und Feldfrüchte mühsam den weiten Weg nach Hause. — —

Haben wir bisher die so verschiedenartigen Gemeinwesen, vom kleinen Dörflein des zersplitterten Bantu bis hinauf zu dem mit einem vollständigen Beamten- und Hofapparat regierenden Fulbesultanat in ihrer inneren politischen, staatlichen und sozialen Gestaltung kennen gelernt, so wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Lebensäußerungen dieser Organismen, Stamm oder Staat, nach außen, zur Betrachtung der Beziehungen dieser Verbände zu einander. Zweierlei Art können sie sein: freundlich oder feindlich. Beide haben wir da und dort schon gestreift; häufiger sind wir auf die letztere gestoßen — wie in der ganzen Geschichte der Menschheit auf der ganzen Erde, so auch hier. So wenden wir ihr uns zuerst auch zu, werfen einen Blick in die Wehrverhältnisse, in die Art und Weise der Kriegführung:

Digitized by Google

Urſachen und Veranlaſſungen zu Streit und Fehde ſind uns aus unſerer Umſchau in Geſchichte und Politik der Völker bekannt.

Aus dieſen geſchilderten Urſachen ergibt ſich, wenigſtens bei den Bantuſtämmen, eigentlich auch ſchon die Art der Kriegführung. So endlos und unaufhörlich die Reibereien der Bantuſtämme untereinander ſind, ſo ſelten kommt es zu einem wirklich entſcheidenden Schlag oder gar zu einer Reihe direkter Gefechte. Anders jedoch einem äußeren Feinde gegenüber: die Forſchungsexpeditionen, die Schutztruppen können davon erzählen! Direkter offener Angriff iſt übrigens auch da ſelten; Angriff aus dem Hinterhalt, Überfall auf dem Marſch und unaufhörliche Beläſtigung iſt die gewöhnliche Kampfweiſe.

Wehrpflichtig, um uns ſo auszudrücken, iſt jeder Neger, ſobald und ſolange er noch den Speer ſchwingen, das Meſſer handhaben kann: darum ſind auch die Maſſen, die eventuell in den Kampf eintreten, ganz beträchtlich — und mit der Maſſe wächſt auch dem feigſten Neger der Mut.

Die Bewaffnung faſt aller Bantuſtämme beſteht aus Speer und Haumeſſer; dazu haben ſich natürlich bereits vielfach Gewehre eingebürgert, und bei manchen Stämmen bilden dieſe die überwiegende Ausrüſtung. Einige Stämme, die Bakwiri am Kamerungebirge, die Jaunde im ſüdlichen Teil Kameruns und mehrere letzteren benachbarte kleinere Völkerſchaften beſitzen als weitere charakteriſtiſche Waffe die Armbruſt mit eigenartiger Abzugsvorrichtung (ſiehe Abb. auf S. 113).

Duala im Kriegsſchmuck.

Von der Handhabung des Gewehres — es ſind lange Steinſchloßflinten, zum Teil Kapſelgewehre, alle Vorderlader mit glatten Läufen — hat kein Neger eine Ahnung. Entweder hält er die bis zum Berſten vollgeladene Schlüſſelbüchſe mit ausgeſtreckten Armen vor ſich hin oder er ſetzt den Kolben an der Hüfte auf und knallt ſo los. Nur dadurch, daß der Schuß eben Schrotſchuß iſt, hat er Ausſichten zu treffen — und trifft auch!

Kein Stamm trägt das Gewehr an einem Riemen oder dergleichen; entweder wird es in der Hand getragen wie für unſere Schützenlinien vorgeſchrieben oder noch häufiger über eine Schulter gelegt, Kolben nach hinten.

Beſtehen nun bei den Sudanvölkern zum guten Teil dieſelben Veranlaſſungen zu kriegeriſchen Verwicklungen und werden dieſe dann in derſelben Guerillakriegsart ausgetragen, wie bei den Bantu, ſo kommt es bei ihnen doch ſchon häufiger zu größeren Zuſammenſtößen. Die zugleich größere Geſchloſſenheit der Stämme, die leichtere Gangbarkeit des Geländes, die Steppe, tragen natürlich ihr gut Teil hiezu mit bei. Auch in der Verteidigung gegen ihre ſteten Dränger, die ſklavenjagenden Fulla, mußten und müſſen ſie zur rechten Zeit zur Wehr greifen und ſind dadurch auch um ein gut Stück

Digitized by Google

kriegerischer und mutiger geworden als die verweichlichten Bantustämme der Waldzone.

Die Bewaffnung ist verschieden. Abgesehen von den gleichen Gewehren, die sich je nachdem bei dem einen oder anderen Stamm häufiger (in den Grenzländern Adamauas), seltener in Adamaua und Bornu finden, sind die alten Nationalwaffen der heidnischen Sudanstämme: der Speer (den manche auf 30 und 40 m mit recht unangenehmer Sicherheit zu schleudern verstehen, und der in sausendem Zischen vibrierend angeflogen kommt), das Hau- und das Wurfmesser; alle drei von den verschiedenstgestaltigen Formen. Letzteres übrigens kann als fast altertümliche Wehr bezeichnet werden; mehr und mehr wird es verdrängt von der wahrscheinlich durch die Fulbe mitgebrachten Waffe: Bogen und Pfeil. Die an sich größere Gefährlichkeit dieser Waffe wird dadurch noch erhöht, daß nicht wenige Stämme vergiftete Pfeile verwenden. Weit weniger vielartig als die Trutzwaffen sind die Schutzwaffen. Viele Sudanstämme besitzen überhaupt keine. Der Schild in verschiedenen Größen, aus verschiedenem Material: Leder, Holz, Bambus (beide letzteren mit Antilopen- oder Büffelfell überzogen): darin besteht sie bei den Sudanstämmen in gleicher Weise, wie bei den Fulla und bei einzelnen Bantustämmen (zum Beispiel den Yaunde). Manche Sudanvölker haben von ihren Überwindern auch deren beste Waffe, das Pferd — das ja der Sudanneger überhaupt von den Arabern und Fulbe überkommen hat — oder richtiger also die Reiterei angenommen. Damit fanden naturgemäß auch deren Hauptwaffen, die Stoßlanze und das lange Schwert, Eingang. Die teils prachtvollen, teils ganz eigenartigen Schutzrüstungen der Fullareiterei (wir werden gleich unten davon hören) besitzt jedoch kein Sudannegerstamm.

Und nun zur Kampfweise dieser.

„Gefolgschaftsweise sammeln sich die waffenfähigen Krieger und treffen so in Trupps entweder im Stammdorfe auf dem Volksversammlungsplatze oder in einem verbündeten Orte oder an einem vereinbarten Punkte im Gelände ein. Dort werden die Scharen in Heerhaufen abgeteilt, die sich mit militärischem Gehorsam angesehenen und bewährten, selbstgewählten Führern unterordnen: meist Söhnen des Häuptlings oder Vornehmen. Der Herrscher selbst zieht bei den meisten Stämmen nicht mit in den Angriffskrieg.

Die Fahne des Stammes, ein großes, viereckiges Stück einheimischen weißen Baumwollzeuges an langem Speerschaft, befindet sich stets bei einem von einem Häuptlingssohn geführten Haufen.

Nun folgt der Kriegsrat. Überraschung, Überrumpelung ist bei einer Offensivunternehmung oberster „strategischer" Grundsatz.

Merkwürdigerweise greift der Neger selten, fast nie Nachts an, erst mit dem Morgengrauen. Der Marsch findet stets Nachts möglichst nahe an das zu überrumpelnde Dorf oder die gewählte Überfallstelle heran statt.

Sobald das Signal zum Sturm gefallen oder der Kessel um das überlistete menschliche Wild geschlossen, gibt es kein Halten mehr, und wie aus der Hölle losgelassene Teufel braust alles nach vorn. Jeder Zusammenhalt löst sich, die Stimme der Führer verhallt; das Gefecht wird in Gruppen- und Einzelkämpfen durchgeführt.

Für das Auge ist das alles ein prächtig schönes Bild. Die schlanken, muskelkräftigen, halbnackten braunen Gestalten, in wilder Raub- und Kampflust entfesselt, stürmen in mächtigen Sätzen vor, mit wehenden Federbüschen, mit flatternden, nachschleifenden Kriegshemden, das Messer in der

einen, Speer oder Gewehr in der anderen Hand führend; ihr Kriegsgeheul, das Gedröhn der großen Kriegshörner aus Elefantenzähnen, das Knattern der Gewehre, das eigentümlich ſauſende Ziſchen der Speere, das Gepraſſel der brennenden Strohdächer, deren einzelne Stücke in hellen Flammen durch die Luft fliegen, überall neue Brande erzeugend, das Rauſchen und Zuſammenbrechen der niedergeſtürmten Bananenhaine, der Todesſchrei der Gefallenen, denen der Sieger im Stürzen bereits den Schädel am langen Schopfe faßt und abhaut, um ihn blutſpritzend und triefend hoch im Triumphe ſchwingend weiterzuſtürmen. Dazu das Geblök der aufgeſchreckten Schafe und Ziegen, die Hühner flattern kreiſchend durch das Flammenmeer, das Geſchrei der flüchtenden Weiber und Kinder, und in dieſen Höhlenkeſſel ſtrahlt aus tiefblauem Himmel lotrecht die Tropenſonne hinein und wiegen ſich die Palmen im Winde, der aus dem Flammenofen entfacht wird.

Der Mordluſt geſellt ſich die Beutegier: Weiber und Vieh werden mitgeſchleppt.

Beim Rückzuge flutet alles ebenſo regellos zurück. Um Verwundete, Gefallene, Ermattete kümmert ſich kein Menſch — und ihre Köpfe liefern auch dem geſchlagenen Feinde noch leicht gewonnene Kriegstrophäen. Übrigens iſt der Rückzug bei der Art ſeiner Ausführung der ſchwächſte Moment, und gar nicht ſelten benutzt der geworfene Gegner dieſe Chance mit Erfolg.

Die Männer werden getötet und ihre Köpfe ſind die begehrten Siegeszeichen; nur Weiber und auch Kinder als Sklavinnen mitgeſchleppt; wie eben ſolche Kriegszüge hier zu Land nie Sklavenkriege ſind.

Teil eines offenen Sudannegerdorfes.

Mit drei Hieben meiſt iſt der Schädel vom Rumpf getrennt: zwei dicht unter dem Kinn rechts und links, der dritte im Nacken. Am Schopf oder an einer raſch durch Mund und Schnittfläche geführten Baſtrippe wird er dann getragen.

Die erbeuteten Schädel werden, im Stammdorf angelangt, auf dem Königsplatz zu Haufen zuſammengeworfen und bleiben oft eine Woche und länger liegen. Täglich werden dann um ſie Tänze aufgeführt, und der Becher kreiſt neben dieſer ſtillen Geſellſchaft. Die Hunde freſſen daran, und den ſchauderhaften Geruch kann man ſich denken. Schließlich holt ſich dann jeder die eingelieferte Zahl, wobei es oft lebhafte Meinungsverſchiedenheiten gibt, und ſkelettiert ſie, indem er ſie einige Wochen ins Waſſer hängt oder in Ameiſenhaufen wirft.“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Bei den Bantuſtämmen werden in der Regel die Männer nicht getötet, ſondern ebenfalls als Sklaven mitgeſchleppt.

Die Burre jedoch, ein Mpangweſtamm am Sanaga, ziehen gleichfalls die Schädeltrophäen vor und die Köpfe werden zur Abgrenzung des Volksverſammlungsplatzes verwendet!

Trotzdem nun Überfälle die gewöhnlichſte Angriffsart ſind, ſo finden wir doch bei vielen Sudanſtämmen keinerlei Befeſtigungen ihrer Orte: ſo bei den Grenzvölkern im Südweſten Adamauas, ſo bei verſchiedenen Heidenſtämmen in Adamaua ſelbſt. (Allerdings beſitzen letztere zumeiſt in den ſteilen iſolierten

Felshorſten im Falle der Not faſt unnahbare Reduits.) Die Sudanſtämme dagegen, die an die Sultanate Tibati und Ngaumdere grenzen, haben auch hierin von ihren Todfeinden profitiert; ſo ſind faſt alle Orte im Wutegebiet mit Wall und Graben und richtigen Toren, Paliſaden oder lebenden Hecken umſchloſſen.

Ungleich großartigere Verhältniſſe finden wir natürlich auch in dieſer Richtung in den mohammedaniſchen Staaten Kameruns, in Adamaua und in Bornu. Da muß geradezu von einem organiſierten Heerweſen geſprochen werden, und die Organiſation iſt ganz ähnlich wie in den mittelalterlichen Vaſallenſtaaten Europas. „Der Sultan oder Lamido iſt der oberſte Kriegsherr, und das Heer, auf welches er ſich in erſter Linie verlaſſen kann, beſteht aus ſeiner Hausmacht. Der eigentliche Führer oder Feldoberſter, der Sſarriki n lefidda iſt faſt ſtets ein Sklave. Neben dieſem feſten Kern des Heeres ſetzt ſich dasſelbe ferner zuſammen aus den freien Lehnsleuten des Landes, welche ſich mitſamt ihrem Gefolge bei einem Kriegszuge freiwillig oder gezwungen anſchließen. Auch aus benachbarten Landſchaften pflegen bei kriegeriſchen Unternehmungen, welche Beute verſprechen, Freiwillige herbeizuſtrömen.

Die häufigſte Art der Kriegszüge ſind Sklavenjagden gegen die Heidenſtämme. Sie können einen großen Umfang annehmen; ſo zählte das Bornuheer, welches Barth gegen die Musgo begleitete, einige 20000 Mann, und darunter 10000 Reiter.“ (Aus: Paſſarge, Adamaua.)

Einer ganz eigenartigen Einrichtung bei derartigen Raubzügen muß Erwähnung getan werden. Oft ſind die Gebiete, in welche dieſe Züge gehen, ziemlich entlegen, oft iſt der Widerſtand ein hartnäckiger, namentlich da, wo die Heidenſtämme, dem Beiſpiel der Fulbe folgend, gleichfalls ihre Orte befeſtigt haben; in vielen Fällen wird zur Errichtung eines Kriegslagers unmittelbar vor dem feindlichen Ort oder im Raubgebiet geſchritten, eines ſogenannten Sanſerni.

Der Sultan von Tibati zum Beiſpiel hatte 11 Jahre im Sanſerni vor Ngambe gelegen! „Ein vollſtändiges Dorf war entſtanden, Farmen angelegt, große feſte Lehmhäuſer gebaut; und nach der Feindesſeite zu ſchützte das Lager Wall und Graben. Als die Farmen ertragsfähig ſind, lebt das Heer auf Requiſition, die durch die ſtändigen Weiberkolonnen — auch dieſe folgen den Kriegern — geliefert wird. Große breite Straßen führten nach Norden und Süden. Dieſes enge, jahrelange Beieinanderwohnen der Gegner erinnert unwillkürlich an die Schilderung der trojaniſchen Zeit. Wie dort, hatten ſich auch hier die Gegner herausgefordert und im Angeſicht beider Stämme Zweikämpfe ausgeführt. Recht harmlos muß der Krieg ſchließlich geführt worden ſein, denn oft wurde wochenlang überhaupt nicht gekämpft, und Belagerer und Belagerte hielten auf einem neutralen Platz gemeinſam Markt ab.“ (Aus: Dominik, Kamerun.)

„In einem Krieg zwiſchen zwei mohammedaniſchen Mächten beſtehen geſetzmäßige Vorſchriften bezüglich der Kriegserklärung und des Friedensabſchluſſes. Vor einem Krieg pflegen Geſandtſchaften mit ſchriftlichen Aufträgen hin und her zu gehen; die Kriegserklärung ſelbſt erfolgt durch einen Abſagebrief. Die Friedensunterhandlungen werden ebenfalls zum größten Teil ſchriftlich geführt. Solche Kriege unter den Sultanaten ſelbſt ſind keineswegs ſelten.“ (Aus: Paſſarge, Adamaua.)

Dieſe häufigen langwierigen Kriege bei ungefähr gleichwertigen perſonellen und materiellen Streitmitteln haben nach den ſchweren Zeiten, die alle dieſe [illegible] im Anfang ihres Beſtehens durchzumachen hatten, wobei feſte Bauwerke als Stützpunkte notwendig waren (vergleiche die Geſchichte dieſer Staaten S. [illegible] die [illegible] größ[illegible] Orte ſtark zu

befeſtigen. So wie **Paſſarge** Ngaunderes Fortifikation ſchildert, ſind alle Adamauaſtädte, namentlich die Sultanatsſitze, mehr oder weniger feſtungsartig umwallt; gleiche kraſſe Bilder ſpielen ſich auch in und bei allen ab.

„Eine Lehmmauer von 3 bis 4 m Höhe, unten 1 [illegible], oben 1 m dick, umgibt die Stadt von allen Seiten. Nach Art der mittelalterlichen Befeſtigungen iſt ſie mit Zinnen gekrönt, welche etwa 1 m hoch ſind und von meiſt quadratiſchen, bisweilen rundlichen Formen. Die Schießſcharten ſind zuweilen mit Querbalken verſehen, und die Zinnen ſelbſt mit Gucklöchern durchbrochen oder mit Zacken und Türmchen verziert. Große maſſige Tore mit 5 m hohen Lehmwänden bieten im Innern Raum für ſtarke Wachen. Ein Graben von 3 m Breite und Tiefe trennt die Mauer von einem breiten, rings um die Stadt führenden Wege.“ (In Tibati ſtellt eine Zugbrücke die Verbindung her.) „Ein breites, grasiges Tal zieht ſich an der Stadt hin und iſt mit Tauſenden von Skeletten geſtorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher überſäet. Von allen Seiten grinſen einen die bleichen Schädel an, und über die zerſtreuten und zerbrochenen Knochen ſchreitet der Fuß. Wenn ein Kriegszug heimkehrt, ſollen die Leichen der geſtorbenen Sklaven zu Dutzenden vor der Stadtmauer umherliegen.“

Die Hauptſtärke der Adamaua- und Bornuſtaaten ſind die Reiterheere. Sie entſcheiden die Feldſchlachten durch ihren Anſturm, wie die Ritter des Mittelalters. Ihr verdanken die Fulbe die raſche Niederwerfung der Heidenſtämme. Die Reiterwaffe iſt die lange Stoßlanze und das lange, gerade Schwert. Ganz beſonders aber erinnern dieſe ſchwarzen Ritter an ihre weißen mittelalterlichen Vorgänger durch die Schutzwaffen für Mann und Pferd. Eiſerne Bruſtpanzer — vom Reiter unter den Kleidern auf dem bloßen Leib getragen — ſchirmen Reiſigen und Roß. Ungefüge wattierte Eiſenhauben zum Teil, häufiger aber dicke Turbane ſchützen den Kopf des Mannes, und eiſerne, oft prachtvoll gearbeitete Stirnbleche den des Pferdes. Einzig in ihrer Art aber iſt ſicherlich die ältere Rüſtung (wenn der Ausdruck geſtattet iſt) der Sudankavallerie. Ein dicker Wattepanzer, aus der in den Schoten des Baumwollbaums enthaltenen Wolle, dick abgenäht, umhüllt den Reiter, und reiche wattierte Decken hängen um das Pferd. Noch beſteht dieſe originelle Rüſtung, verſchwindet aber immer mehr vor den eiſernen Küraſſen.

Das Fußvolk der Fulbe iſt teils mit Pfeil und Bogen, teils mit Lanze und Lederſchild bewaffnet. Es folgt in der Schlacht ſchnellen Laufs der voranſtürmenden Reiterei, um dieſelbe in dem ſich entſpinnenden Handgemenge zu unterſtützen. Faſt ausnahmslos ſind die Pfeile vergiftet, und zwar wird das Gift meiſt aus vegetabiliſchen Stoffen, am häufigſten aus einer Strophanthusart gewonnen.

Die Schilderung eines Reiterſcheingefechtes, das der Sultan von Tibati in ſeinem Sanſerni vor Ngambe **Morgen** einſt vorführte und das uns zugleich die Reitweiſe und Pferdeausrüſtung dieſer Negerkavallerie des Sudan zeigt, mag unſeren Streifzug auf die „militäriſchen“ Verhältniſſe der Völkerſchaften Kameruns abſchließen.

„Gegen 4 Uhr Nachmittags zogen von allen Seiten des Sanſerni her Reiter an unſerem Lager vorbei. Alle hatten bunte [illegible] weiße, rote oder blaue [illegible] bis an die Knie reichende Gewänder an und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Pumphoſen reichten bis an die Knie. Die Unterſchenkel blieben nackt. An den bloßen Füßen waren die Sporen in Form unſerer Anſchnallſporen angebracht. An der Ferſe befand ſich eine mit den [illegible] beſetzte Lederkappe, die mittels [illegible] über den Spann befeſtigt war. Die Pferde waren durchweg Hengſte, von kleinerem Schlag, [illegible]. Nur hin und wieder [illegible] der Maſſe hervor, das in der Regel von einem Führer geritten wurde. Der weit nach vorn liegende Bocksattel beſtand aus einem Holzgeſtell mit Vorderknauf und Rückenlehne und hatte Ähnlichkeit mit den Turnierſätteln des Mittelalters. Auf dem Sitz war ein mit Gras ausgeſtopftes Lederkiſſen mittels [illegible] Riemen an dem Geſtell befeſtigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabracke war aus allerhand bunten Stoffſtückchen zuſammengeſetzt und in vielen Fällen mit [illegible] geziert. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Sattelkammern Druckſtellen am Widerriſt. Als Spanngurte dienten Lederriemen, welche am Holzgeſtell des Sattels befeſtigt waren.

Felshorsten im Falle der Not fast unnahbare Reduits.) Die Sudanstämme dagegen, die an die Sultanate Tibati und Ngaumdere grenzen, haben auch hierin von ihren Todfeinden profitiert; so sind fast alle Orte im Wutegebiet mit Wall und Graben und richtigen Toren, Palisaden oder lebenden Hecken umschlossen.

Ungleich großartigere Verhältnisse finden wir natürlich auch in dieser Richtung in den mohammedanischen Staaten Kameruns, in Adamaua und in Bornu. Da muß geradezu von einem organisierten Heerwesen gesprochen werden, und die Organisation ist ganz ähnlich wie in den mittelalterlichen Vasallenstaaten Europas. „Der Sultan oder Lamido ist der oberste Kriegsherr, und das Heer, auf welches er sich in erster Linie verlassen kann, besteht aus seiner Hausmacht. Der eigentliche Führer oder Feldoberster, der Sjarriki n lesidda ist fast stets ein Sklave. Neben diesem festen Kern des Heeres setzt sich dasselbe ferner zusammen aus den freien Lehnsleuten des Landes, welche sich mitsamt ihrem Gefolge bei einem Kriegszuge freiwillig oder gezwungen anschließen. Auch aus benachbarten Landschaften pflegen bei kriegerischen Unternehmungen, welche Beute versprechen, Freiwillige herbeizuströmen.

Die häufigste Art der Kriegszüge sind Sklavenjagden gegen die Heidenstämme. Sie können einen großen Umfang annehmen; so zählte das Bornuheer, welches Barth gegen die Musgo begleitete, einige 20000 Mann, und darunter 10000 Reiter." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Einer ganz eigenartigen Einrichtung bei derartigen Raubzügen muß Erwähnung getan werden. Oft sind die Gebiete, in welche diese Züge gehen, ziemlich entlegen, oft ist der Widerstand ein hartnäckiger, namentlich da, wo die Heidenstämme, dem Beispiel der Fulbe folgend, gleichfalls ihre Orte befestigt haben: in vielen Fällen wird zur Errichtung eines Kriegslagers unmittelbar vor dem feindlichen Ort oder im Raubgebiet geschritten, eines sogenannten Sanserni.

Der Sultan von Tibati zum Beispiel hatte 11 Jahre im Sanserni vor Ngambe gelegen! „Ein vollständiges Dorf war entstanden, Farmen angelegt, große feste Lehmhäuser gebaut; und nach der Feindesseite zu schützte das Lager Wall und Graben. Bis die Farmen ertragsfähig sind, lebt das Heer auf Requisition, die durch die findigen Weiberkolonnen — auch diese folgen den Kriegern beigetrieben wird. Große breite Straßen führten nach Norden und Süden. Dieses enge, jahrelange Beieinanderwohnen der Gegner erinnert unwillkürlich an die Schilderung der trojanischen Zeit. Wie dort, hatten sich auch hier die Gegner herausgefordert und im Angesicht beider Stämme Zweikämpfe ausgeführt. Recht harmlos muß der Krieg schließlich geführt worden sein, denn oft wurde wochenlang überhaupt nicht gekämpft, und Belagerer und Belagerte hielten auf einem neutralen Platz gemeinsam Markt ab." (Aus: Dominik, Kamerun ꝛc.)

„In einem Krieg zwischen zwei mohammedanischen Mächten bestehen gesetzmäßige Vorschriften bezüglich der Kriegserklärung und des Friedensabschlusses. Vor einem Krieg pflegen Gesandtschaften mit schriftlichen Aufträgen hin und her zu gehen; die Kriegserklärung selbst erfolgt durch einen Absagebrief. Die Friedensunterhandlungen werden ebenfalls zum größten Teil schriftlich geführt. Solche Kriege unter den Sultanaten selbst sind keineswegs selten." (Aus: Passarge, Adamaua.)

Diese häufigen gegenseitigen Kriege bei ungefähr gleichwertigen personellen und materiellen Streitmitteln haben nächst den schweren Zeiten, die alle diese Fulbeeroberungen zu Anfang ihres Bestehens durchzumachen hatten, wobei feste Bollwerke als Stützpunkte notwendig waren (vergleiche die Geschichte dieser Staaten S. 80 u. f.), die Fulla veranlaßt, ihre größeren Orte stark zu

Digitized by Google

befestigen. So wie Passarge Ngaumderes Fortifikation schildert, sind alle Adamauastädte, namentlich die Sultanatssitze, mehr oder weniger festungsartig umwallt; gleiche krasse Bilder spielen sich auch in und bei allen ab.

„Eine Lehmmauer von 3 bis 4 m Höhe, unten 1½, oben 1 m dick, umgibt die Stadt von allen Seiten. Nach Art der mittelalterlichen Befestigungen ist sie mit Zinnen gekrönt, welche etwa 1 m hoch sind und von meist quadratischen, stellenweise rundlichen Formen. Die Schießscharten sind zuweilen mit Querbalken versehen, und die Zinnen selbst mit Guckl ochern durchbrochen oder mit Zacken und Türmchen verziert. Große massige Tore mit 5 m hohen Lehmwänden bieten im Innern Raum für starke Wachen. Ein Graben von 3 m Breite und Tiefe trennt die Mauer von einem breiten, rings um die Stadt führenden Wege." (In Tibati stellt eine Zugbrücke die Verbindung her.) „Ein breites, grasiges Tal zieht sich an der Stadt hin und ist mit Tausenden von Skeletten gestorbener Sklaven und hingerichteter Verbrecher übersäet. Von allen Seiten grinsen einen die bleichen Schädel an, und über die zerstreuten und zerbrochenen Knochen schreitet der Fuß. Wenn ein Kriegszug heimkehrt, sollen die Leichen der gestorbenen Sklaven zu Dutzenden vor der Stadtmauer umherliegen."

Die Hauptstärke der Adamaua- und Bornustaaten sind die Reiterheere. Sie entscheiden die Feldschlachten durch ihren Ansturm, wie die Ritter des Mittelalters. Ihr verdanken die Fulbe die rasche Niederwerfung der Heidenstämme. Die Reiterwaffe ist die lange Stoßlanze und das lange, gerade Schwert. Ganz besonders aber erinnern diese schwarzen Ritter an ihre weißen mittelalterlichen Vorgänger durch die Schutzwaffen für Mann und Pferd. Eiserne Brustpanzer — vom Reiter unter den Kleidern auf dem bloßen Leib getragen — schirmen Reisigen und Roß. Ungefüge wattierte Eisenhauben zum Teil, häufiger aber dicke Turbane schützen den Kopf des Mannes, und eiserne, oft prachtvoll gearbeitete Stirnbleche den des Pferdes. Einzig in ihrer Art aber ist sicherlich die ältere Rüstung (wenn der Ausdruck gestattet ist) der Sudankavallerie. Ein dicker Wattepanzer, aus der in den Schoten des Baumwollbaums enthaltenen Wolle, dick abgenäht, umhüllt den Reiter, und gleiche wattierte Decken hängen um das Pferd. Noch besteht diese originelle Rüstung, verschwindet aber immer mehr vor den eisernen Kürassen.

Das Fußvolk der Fulbe ist teils mit Pfeil und Bogen, teils mit Lanze und Lederschild bewaffnet. Es folgt in der Schlacht schnellen Laufs der heranstürmenden Reiterei, um dieselbe in dem sich entspinnenden Handgemenge zu unterstützen. Fast ausnahmslos sind die Pfeile vergiftet, und zwar wird das Gift meist aus vegetabilischen Stoffen, am häufigsten aus einer Strophanthusart gewonnen.

Die Schilderung eines Reitergefechtes, das der Sultan von Tibati in seinem Sanserni vor Ngambe Morgen einst vorführte und das uns zugleich die Reitweise und Pferdeausrüstung dieser Negerkavallerie des Sudan zeigt, mag unseren Streifzug auf die „militärischen" Verhältnisse der Völkerschaften Kameruns abschließen.

„Gegen 4 Uhr Nachmittags zogen von allen Seiten des Sanserni her Reiter an unserem Lager vorbei. Alle hatten bunte, weiße, rote oder blaue bis an die Kniee reichende Gewänder an und den Kopf mit Fes oder Turban bedeckt. Kurze Pumphosen reichten bis an die Kniee. Die Unterschenkel blieben nackt. An den bloßen Füßen waren die Sporen in Form unserer Anschnallsporen angebracht. An der Ferse befand sich eine mit drei Eisenstacheln besetzte Lederkappe, die mittels eines Riemens über den Sporn befestigt war. Die Pferde waren durchweg Hengste; von kleinerem Schlag, etwa wie die Kosakenpferde. Nur hin und wieder ragte ein größeres aus der Masse hervor, das in der Regel von einem Führer geritten wurde. Der weit nach vorn liegende Bocksattel bestand aus einem Holzgestell mit Vorderknauf und Rückenlehne und hatte Ähnlichkeit mit den Turniersätteln des Mittelalters. Auf dem Sitz war ein mit Gras ausgestopftes Lederkissen mittels kleiner Riemen an dem Gestell befestigt. Die unter dem Sattel liegende viereckige Schabracke war aus allerhand bunten Stoffstückchen zusammengesetzt und in vielen Fällen mit Antilopenfell gefüttert. Trotzdem hatten viele Pferde durch die engen und harten Sattelkammern Druckstellen am Widerrist. Als Sprengurte dienten Lederriemen, welche am Holzgestell des Sattels befestigt waren.

Digitized by Google

Die durch gewundene Lederstricke an den Sattel geknüpften Steigbügel waren ähnlich den englischen Bügeln aus Messing oder Eisen hergestellt. Die Bügel wurden von den Reitern derart gehalten, daß die 4 kleinen Zehen im Bügel ruhten, die große Zehe sich dagegen außerhalb befand.

Das Gebiß war einfach, aber sehr roh und scharf. Es bestand aus einer Stange und einem daran befestigten beweglichen Ring, der die Stelle unserer Kinnkette vertritt. Das Gebiß ist an einem einfachen Lederriemen, der als Kopfgestell hinter die Ohren des Pferdes gezogen wird, befestigt. Als Verzierungen und gleichzeitig als Talisman werden über das Genick eine oder mehrere Lederschnüre gehängt, an welchen kleine Ledertäschchen, das heißt kurze, in Leder eingenähte Koransprüche in ähnlicher Weise angebracht waren, wie bei uns die Halbmonde am Dienstzeug der Husaren. Die meisten Pferde waren unbeschlagen; nur in seltenen Fällen, bei weichen Hufen sah man Beschläge in Form von geschlossenen Volleisen. Sämtliche Reiter waren mit einer langen Lanze bewaffnet, nur ein kleinerer Teil trug außerdem noch breite Schwerter über der Schulter.

Nachdem sich die bunte Masse – es mochten etwa 300 Pferde sein – gesammelt hatte, begannen zunächst einzelne Abteilungen, und darauf das Ganze in einer unregelmäßigen Linie auf einen bestimmten Punkt hin zu attackieren. Ein paar Tritte wurden im Schritt angeritten, dann ging es sofort in Galopp über und zwar gleich in die schnellste Gangart. Trab habe ich weder bei den Attacken noch sonst irgendwo bei anderen Gelegenheiten reiten sehen. Der letzte Teil der Attacke, der Chok, wurde von einem gellenden Geheul begleitet. Sobald angeritten wurde, nahmen die Reiter ihre Lanzen, die sie bis dahin senkrecht in der rechten Hand hielten, wagerecht unter die rechte Achsel, so daß die Spitzen bei allen gerade über die Pferdeköpfe hervorragten. Wenn auch die Reiterei roh zu nennen war — die meisten Pferde bluteten nach der Attacke im Maul und in den Flanken —, so war die Haltung der Reiter doch geradezu tadellos. Es waren keine geschulten Kavalleristen, dafür aber um so beanlagtere, passionniertere und schneidigere Reiter. Sie saßen mit dem Oberkörper gerade und unbewegt, und legten ihn nur beim schnellsten Tempo etwas nach vorn. Bis ans Knie war tadelloser Schluß, dagegen arbeiteten die Unterschenkel beim Galopp im Sprungtakte des Pferdes, auch unter eventueller Anwendung des Sporns, animierend in die Seiten. Ich habe früher kaum derartige Hindernisse nehmen, besonders derartige Tiefsprünge machen sehen, als hier in Tibati.

Gegen Sonnenuntergang rückte die ganze Truppe mit ihren schweißtriefenden Pferden nach Hause. Die Reiter stiegen vor ihren Häusern von den Tieren und übergaben diese den Stallsklaven, deren jedes Pferd mindestens zwei zur Wartung hatte. Die Pferde wurden sofort gänzlich abgesattelt, mit einem Vorderbein an einen Pfahl gefesselt, und nun so, wie sie waren, schaumbedeckt, mit kaltem Wasser abgewaschen. Ein großer Haufen gehacktes Gras wurde ihnen zum Fressen vorgelegt. Korn gibt man den Pferden nur ausnahmsweise, und es ist zu bewundern, wie bei dieser Grünfütterung die Tiere eine solche eminente Ausdauer behalten." (Aus: Morgen, Durch Kamerun ꝛc.)

Wenden wir uns nunmehr den friedlichen Beziehungen der Gemeinwesen zu einander zu, die in Betätigung von Handel und Verkehr zum Ausdruck gelangen. Freilich sind gerade sie schließlich auch wieder nicht zum letzten Veranlassungen zu feindlichen Zusammenstößen, wenn die Handelseifersucht erwacht. (Der Abschnittsüberschrift gemäß haben wir hier nur den Handelsverkehr der Eingeborenen zu betrachten und den mit den Weißen nur, soweit er eben nicht mehr davon zu trennen ist; jenem der Europäer d. i. der Ausfuhr werden wir im letzten Abschnitt näher treten.)

Die Stämme der Bantu stehen, soweit sie nicht mit dem Europäer in Berührung gekommen sind, in Kamerun ausnahmslos noch auf der untersten Stufe der Handelsentwicklung: dem ausschließlich inländischen Verkehr.

Durch den Weißen angeregt, haben sie aber, dank der dem Neger innewohnenden Sucht nach Erwerb, rasch den Vorteil erkannt, und rasch hat dann der Betrieb hohen Aufschwung genommen. Sehen wir von den für uns Weiße recht bedenklichen Zeiten des Sklavenhandels ab und bleiben bei der Gegenwart. Da sind es natürlich vor allem und seit alters diejenigen Stämme der Bantu, die unmittelbar oder fast unmittelbar an der Küste saßen und sitzen, also in erster Linie die Duala und die um das Kamerunästuar nebst seinen Zuflüssen wohnenden Stämme.

„Wenn man, zum erstenmal den Fluß hinaufkommend, vor den Dualadörfern vor Anker geht, und man sieht das rege Treiben auf dem Wasser, man sieht aus allen Ecken und Enden, aus den in den Kamerunfluß mündenden Flüssen und Kriek ein Kanu nach dem anderen auftauchen, vollbeladen mit Palmölfässern, Palmkernen, Elfenbein und Gummi — Kanus, welche im stande sind, 80–100 Leute zu fassen, dann ist man in der Tat überrascht von der Großartigkeit, mit der hier bereits der Handel betrieben wird." (Aus: Morgen, Durch Kamerun ꝛc.)

Digitized by Google

1
2
6
11
3
1
4
5
8
9
7
10

Waffen und Geräte in Tibati.

1. Wurfeiſen. 2. Reiterlanze. 3. Schwert. 4. Scheide dazu. 5. Köcher. 6. Harfe. 7. Gefäß aus Kürbisſchale. 8. Sandalen. 9. Strohteller. 10. Tongefäße. 11. Gewebte Kleiderſtoffe.

Die Haupthandelsprodukte kennen wir ſchon von früher; die wichtigſten wurden eben erſt wieder genannt; die vom Weißen gebotenen Gegenwerte finden wir im nächſten Abſchnitt aufgezählt.

Mit der Erkenntnis des reichen, raſchen müheloſen Gewinnes war das nächſte, natürliche Beſtreben der Stämme, welche das Glück hatten, an der

Quelle, das ist an der Küste, zu sitzen, sich diese Quelle — sowohl der Abnehmer, als der Produkte — auch zu sichern: der Zwischenhandel bildete sich zum mindesten jetzt erst zu einer Zwischenhandelsperre aus. Wir sind diesem Worte „Zwischenhandel" des öfteren bereits begegnet: hier ist der Ort, demselben näher zu treten; zugleich damit lernen wir die primitive Art des Verkehrs der Bantustämme untereinander kennen.

Die ganze, oben geschilderte politische Zersplitterung dieser bringt es mit sich, daß sich die Stämme, ja sogar fast deren einzelne Siedelungen mangels jeglichen Gemeinsinnes voneinander absondern: freie ungehinderte Durchzüge gibt es nicht, die Wahl der Wege in dem unwegsamen Gelände des Urwaldes ist beschränkt und begrenzt. So konnte es keinem Stamm einfallen, sich über seine Hinter- und Vordersassen weg mit einem anderen in Verbindung zu setzen. Kleine Tauschbeziehungen bestanden aber selbstredend von alters her — die ergeben sich überall und allezeit, wo nur eine kleine Anzahl Menschen dauernd beisammen wohnt, mit Naturnotwendigkeit — aber ebenso selbstredend aus dem Gesagten hervorgehend, eben nur mit dem Nachbarstamm, der Nachbarsiedelung, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen.

Eine solche Einschränkung war also wohl sicher schon da, bevor der erste Europäer seinen Fuß an das Gestade Westafrikas setzte; ganz wesentlich verschärft hat sich aber ebenso zweifellos dieses System durch das Erscheinen der Weißen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in Kamerun also die Duala u. s. w., mit größter Eifersucht darüber, daß kein Binnenstamm mit Überspringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte. Alles mußte durch ihre Hand gehen — und das war sehr viel, wurde immer mehr, denn ihr kleines Gebiet konnte sehr bald die Nachfrage nach den begehrten Landesprodukten nicht mehr befriedigen. Allerdings war folgerichtig diese Absperrung auch umgekehrt in Kraft.

Wie sehr jeder Stamm von dem erwerblichen Vorteil dieser Einrichtung für sich (allerdings bloß in Beziehung zu seinem resp. Hintersassen) durchdrungen ist, zeigt ihre Anschauung, die dem Weiterblickenden natürlich nur Beweis eines engsten Gesichtskreises und kaufmännischer Kurzsichtigkeit ist: jeder Vordersasse behauptet in rührender Einfalt, „daß sein Hintersasse sein Sklave sei!" Er will damit eben zum Ausdruck bringen, daß dieser nur mit ihm und durch ihn, aber nicht über seinen Kopf weg mit einem anderen Handel treiben dürfe.

Daß dieses Zwischenhandelssystem außerordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung freien Handels (der Weißen und der Schwarzen selbst) wirken mußte und muß, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, ist eine der vielen Aufgaben einer Kolonialregierung. Je jünger eine solche, desto ungeschwächter steht ihr dies Handelshindernis noch entgegen, also gerade in Kamerun. Mehr als einmal konnten wir eben die (begründete) Befürchtung der jeweiligen Vordersassen, daß ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit möchte gedauert haben, als Grund für die steten Unruhen, für die vielen Schwierigkeiten, die jede Expedition fand und findet, bezeichnen.

Mit der Erkenntnis des reichen, raschen, mühelosen Gewinnes durch den Handel aber wurden auch diejenigen Stämme, welche das letzte Mittelglied zum Weißen sind, die Küstenstämme, jeder ernsten Arbeit entfremdet.

„So sind die Duala und Genossen das geworden, was sie sind: faul, unverschämt, lügnerisch und unzuverlässig. Zu allem Überfluß haben sie natürlich nicht das wenige Gute, was sie am Weißen kennen lernten, angenommen, sondern das Schlimme. Sie besuchen freilich unter anderem recht fleißig die Regierungs- und Missionsschulen, aber meist nur, um auf Grund der erworbenen Kenntnisse andere um so besser betrügen zu können. Ackerbau und Viehzucht sind an der Küste wenig entwickelt und werden nur so weit betrieben, als es zur Bestreitung des Haushalts unumgänglich notwendig ist. Die Lebensmittel sind übermäßig teuer, frisches Fleisch selten. Mit Ausnahme der Schnitzerei und Töpferei, etwa noch des Kanubaues, liegen die Gewerbe ebenfalls danieder, und die im Binnenlande hoch entwickelte Eisenindustrie ist gänzlich unbekannt. Zur Plantagenarbeit sind die Duala nicht zu gebrauchen. Dagegen kommen die Bewohner des Inneren in immer größeren Scharen zur Küste und werden vielleicht einmal die fremden, teueren Hilfskräfte ersetzen." (Aus: Hassert, Deutschlands Kolonien.)

Die Art der Handelsbeziehungen auch der Binnenbantustämme haben wir in vorstehendem kennen gelernt: innerhalb der ihnen damit gesteckten Grenzen

Digitized by Google

Haus der Baſeler Miſſion in Duala.

Digitized by Google

Quelle, das ist an der Küste, zu sitzen, sich diese Quelle — sowohl der Abnehmer, als der Produkte — auch zu sichern: der Zwischenhandel bildete sich zum mindesten jetzt erst zu einer Zwischenhandelsperre aus. Wir sind diesem Worte „Zwischenhandel" des öfteren bereits begegnet: hier ist der Ort, demselben näher zu treten; zugleich damit lernen wir die primitive Art des Verkehrs der Bantustämme untereinander kennen.

Die ganze, oben geschilderte politische Zersplitterung dieser bringt es mit sich, daß sich die Stämme, ja sogar fast deren einzelne Siedelungen mangels jeglichen Gemeinsinnes voneinander absondern: freie ungehinderte Durchzüge gibt es nicht, die Wahl der Wege in dem unwegsamen Gelände des Urwaldes ist beschränkt und begrenzt. So konnte es keinem Stamm einfallen, sich über seine Hinter- und Vordersassen weg mit einem anderen in Verbindung zu setzen. Kleine Tauschbeziehungen bestanden aber selbstredend von alters her — die ergeben sich überall und allezeit, wo nur eine kleine Anzahl Menschen dauernd beisammen wohnt, mit Naturnotwendigkeit — aber ebenso selbstredend aus dem Gesagten hervorgehend, eben nur mit dem Nachbarstamm, der Nachbarsiedelung, und wehe dem, der es versuchen wollte, dieses Herkommen zu durchbrechen.

Eine solche Einschränkung war also wohl sicher schon da, bevor der erste Europäer seinen Fuß an das Gestade Westafrikas setzte; ganz wesentlich verschärft hat sich aber ebenso zweifellos dieses System durch das Erscheinen der Weißen an der Küste. Denn nun wachten die der neuen Erwerbsquelle zunächst sitzenden Stämme, in Kamerun also die Duala u. s. w., mit größter Eifersucht darüber, daß kein Binnenstamm mit Überspringen eines der Küste näher wohnenden oder gar ihrer selbst sich unmittelbar mit den Europäern in Verbindung setzte. Alles mußte durch ihre Hand gehen — und das war sehr viel, wurde immer mehr, denn ihr kleines Gebiet konnte sehr bald die Nachfrage nach den begehrten Landesprodukten nicht mehr befriedigen. Allerdings war folgerichtig diese Absperrung auch umgekehrt in Kraft.

Wie sehr jeder Stamm von dem erwerblichen Vorteil dieser Einrichtung für sich (allerdings bloß in Beziehung zu seinem resp. Hintersassen) durchdrungen ist, zeigt ihre Anschauung, die dem Weiterblickenden natürlich nur Beweis eines engsten Gesichtskreises und kaufmännischer Kurzsichtigkeit ist: jeder Vordersasse behauptet in rührender Einfalt, „daß sein Hintersasse sein Sklave sei!" Er will damit eben zum Ausdruck bringen, daß dieser nur mit ihm und durch ihn, aber nicht über seinen Kopf weg mit einem anderen Handel treiben dürfe.

Daß dieses Zwischenhandelssystem außerordentlich lästig und hemmend auf Ausbreitung und Aufschwung freien Handels (der Weißen und der Schwarzen selbst) wirken mußte und muß, liegt auf der Hand.

Diese Sperre auf friedlichem oder gewaltsamem Wege aufzuheben, ist eine der vielen Aufgaben einer Kolonialregierung. Je jünger eine solche, desto ungeschwächter steht ihr dies Handelshindernis noch entgegen, also gerade in Kamerun. Mehr als einmal konnten wir eben die (begründete) Befürchtung der jeweiligen Vordersassen, daß ihr einträglicher Zwischenhandel die längste Zeit möchte gedauert haben, als Grund für die steten Unruhen, für die vielen Schwierigkeiten, die jede Expedition fand und findet, bezeichnen.

Mit der Erkenntnis des reichen, raschen, mühelosen Gewinnes durch den Handel aber wurden auch diejenigen Stämme, welche das letzte Mittelglied zum Weißen sind, die Küstenstämme, jeder ernsten Arbeit entfremdet.

„So sind die Duala und Genossen das geworden, was sie sind: faul, unverschämt, lügnerisch und unzuverlässig. Zu allem Überfluß haben sie natürlich nicht das wenige Gute, was sie am Weißen kennen lernten, angenommen, sondern das Schlimme. Sie besuchen freilich unter anderem recht fleißig die Regierungs- und Missionsschulen, aber meist nur, um auf Grund der erworbenen Kenntnisse andere um so besser betrügen zu können. Ackerbau und Viehzucht sind an der Küste wenig entwickelt und werden nur so weit betrieben, als es zur Bestreitung des Haushalts unumgänglich notwendig ist. Die Lebensmittel sind übermäßig teuer, frisches Fleisch selten. Mit Ausnahme der Schnitzerei und Töpferei, etwa noch des Kanubaues, liegen die Gewerbe ebenfalls danieder, und die im Binnenlande hoch entwickelte Eisenindustrie ist gänzlich unbekannt. Zur Plantagenarbeit sind die Duala nicht zu gebrauchen. Dagegen kommen die Bewohner des Inneren in immer größeren Scharen zur Küste und werden vielleicht einmal die fremden, teueren Hilfskräfte ersetzen." (Aus: Hassert, Deutschlands Kolonien.)

Die Art der Handelsbeziehungen auch der Binnenbantustämme haben wir in vorstehendem kennen gelernt: innerhalb der ihnen damit gesteckten Grenzen

Haus der Baſeler Miſſion in Duala.

Digitized by Google

von Stamm zu Stamm — ist der Handel aber immerhin recht lebhaft zu nennen. Die Gelegenheit, den Austausch zu vollziehen, bieten die Märkte. In

Waffen und Geräte der Baunde.

1. Armbrust. 2. Köcher dazu. 3. Pfeile dazu. 4. Speere. 5. Kriegsmaske. 6. Blasebalg. 7. Schel. 8. Rückenbüschel der Weiber. 9. Flöte aus Bambu.

den meisten Stammgebieten werden regelmäßige Märkte an bestimmten Tagen abgehalten, meist mit achttägigen Zwischenräumen, an den einzelnen Plätzen aber zu verschiedenen Zeiten, so daß die Märkte allseitig besucht werden können.



Digitized by Google

Kleinvieh, Farmprodukte, Palmöl, Gummi, Salz, verschiedene Erzeugnisse der bescheidenen Hausindustrie (Haus- ꝛc. Geräte, Waffen u. s. w.) sind die Hauptgegenstände. Hunde sind bei vielen Stämmen häufige und sehr begehrte Ware, und für einen fetten Hund wird oft der gleiche Preis bezahlt, wie für eine Ziege.

Ware wird gegen Ware, wozu heutzutage auch bereits Zeug und Perlen gerechnet werden können, umgetauscht.

Der Vollständigkeit halber sei hier daran erinnert, daß in der Südostecke Kameruns auf den Märkten der dortigen Bantuwaldstämme ein Produkt große Rolle spielt, das im übrigen Urwald auf den Märkten der Stämme eine untergeordnete einnimmt — es wird meist direkt an die weißen Händler verkauft —: das Elfenbein, und daß die Hauptlieferanten desselben die Zwergvölker sind, welche sich bei dieser Gelegenheit ihre mehr als einfachen Bedürfnisse eintauschen, um scheu damit wieder in den Urwäldern zu verschwinden.

Trotz dieses immerhin lebhaften Handelsverkehrs sind die Wege und die wenigen Lianenhängebrücken (s. Abb. S. 19) im Waldland zum weitaus größten Teil unbeschreiblich schlecht. Der Grund ist hauptsächlich in dem Mangel an Gemeinsinn und stumpfer Gleichgültigkeit zu suchen (dank welcher negativen Eigenschaften übrigens zum Beispiel auch die reinen Ortsverbindungs- und Feldwege in unserer lieben Heimat, die nicht der Aufsicht staatlicher Organe unterstehen, sich eben nicht selten in einer mehr als zweifelhaften Verfassung befinden!).

Auf dieser Stufe des inländischen (von Stamm zu Stamm) Markthandels stehen auch noch diejenigen Sudannegerstämme, welche wenig oder fast gar nicht mit den mohammedanischen Sultanaten in Berührung kommen oder richtiger, zu denen der Länder durchwandernde und Völker vereinende Haussa bislang noch nicht oder nur selten gekommen ist. Es sind das nur mehr wenige, hauptsächlich die Grenzvölker gegen Südwesten von Adamaua zu, vielleicht auch noch einige der in Adamaua bestehenden unabhängigen, unzugänglichen Heidenstämme. Dadurch aber, daß hier oben bei den Sudannegern keine Zwischenhandelssperre besteht, überhaupt der Zwischenhandel unbekannt ist, haben auch die Verkehrsbeziehungen der ebengenannten Stämme ein viel lebhafteres, freieres Gepräge, wenn sie auch noch nicht annähernd an die wirklich großartigen Handelsverhältnisse in Adamaua und Bornu hinanreichen.

Auch die politischen Ausdehnungsbestrebungen (vergl. S. 96) sind der Ausbreitung der Handelsbeziehungen fördernd, oder vielmehr: merkantile Bündnisse, wie wir sie in oben bezeichneten Gebieten allenthalben finden so reichen zum Beispiel im Nordteil Kameruns derartige Beziehungen von Bali bis hinunter nach Ngute am Unterlauf des Mbam – sind nichts anderes als Versuche weitschauender Häuptlinge, damit den ersten Schritt zu politischen Bündnissen und als nächsten zu staatlichen Vereinigungen zu tun.

Auch hier finden in den menschenreichen Stammsitzen an verschiedenen Tagen größere Märkte statt.

„Diejenigen Stämme, welche in freundschaftlicher oder wenigstens Handelsbeziehung zueinander stehen, besuchen gegenseitig diese Märkte als Käufer und Verkäufer. Die Auswärtskommenden nehmen bei Gastfreunden Abstiegquartier. Als Verkäufer bringen sie an Handelsgegenständen ‚Spezialitäten', wie jeder Stamm solche aufzuweisen hat; so sind die Bali besonders geschickt in Bearbeitung von Eisen zu Speerspitzen und Haumessern, sowie in Anfertigung von Pfeifen

und Tongefäßen aller Art, Mützen und Baſttaſchen, die Bamungu fertigen Hacken zur Farmarbeit, Bagam Pfeifenköpfe aus Metall; andere Stämme wieder flechten Matten, andere bringen Lederarbeiten; wieder andere legen den Schwerpunkt auf Erzeugniſſe der Landwirtſchaft und des Bodens; von den Ölgebieten aus geht Palmöl, vom Waldland überhaupt das ſehr begehrte Rotholz weit hinauf allenthalben hin. Elfenbein und Sklaven ſind die wertvollſten Marktwaren, werden aber eben wegen ihres Wertes und weil man der Schätze, die dafür zu erlegen ſind, nicht gern öffentlich zur Schau trägt, meiſt Nachts oder tagsüber doch nur an entlegenen Orten oder bei ‚verſchloſſenen Türen' verhandelt. Dazu werden Lebensmittel aller Art feilgeboten, und ſo bietet ein großer Markt in einem Hochlandsdorfe ein ganz belebtes Bild und gewährt Einblick in die induſtrielle (Hausinduſtrie) und landwirtſchaftliche Tätigkeit der Stämme.

Um alle Schätze, die mit lauter Stimme angeprieſen werden, wogt und drängt ſich die Menge in verſchiedenen Trachten, vom lodengekleideten Vornehmen, der gravitätiſchen Schrittes, die Peitſche am elfenbeinringgeſchmückten Arme, und aus der Pfeife ab und zu einige Züge rauchend, um ſie dann einem der geleitenden Sklaven oder Weiber zurückzugeben, daherwandelt, bis zum armen Buſchmann, der angeſichts all dieſer Pracht ſein Fetzchen Zeug zwiſchen den Beinen feſter zieht, oder, im Zuſtande vollſtändiger paradieſiſcher Nacktheit, wenigſtens durch reichliches Einſchmieren des Körpers mit Rotholz und Einſtecken einiger Papageien- und Falkenfedern in den Schopf ſeine Toilette zu verbeſſern ſucht." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Baſttaſche.
Haumeſſer und Speerſpitzen.
Kopfſchmuck aus Federn; im Gefecht getragen.

Geräte und Waffen der Grenzſtämme Südweſtadamauas.

Außer dieſen größeren Märkten finden in jedem Hochlanddorfe täglich an verſchiedenen Plätzen des Ortes kleinere Märkte ſtatt, die ganz das Gepräge unſerer Wochenmärkte tragen, nur daß hierbei auch Gegenſtände der Hausinduſtrie, wonach eben auch faſt täglich Nachfrage beſteht, feilgeboten werden.

Gewöhnlich wird Ware gegen Ware ausgetauſcht, doch hat ſich bereits auch eine Art Münze herausgebildet, die, gleich wie die Kaurimuſchel in Adamaua, für den Marktverkehr die Stelle des baren Geldes vertritt. Es iſt der „Tſchang", eine dünne, etwa bleiſtiftdicke Eiſen- oder Meſſingſtange, armlang, die in einem mehrfach gewundenen Ringe feſt zuſammengedreht iſt. (Meſſing iſt vom engliſchen Kalabar her ein weit ins Innere bereits gedrungenes Metall, das die einheimiſchen Schmiede ſehr hübſch zu verarbeiten verſtehen.) Der Wert dieſes Tſchang entſpricht 1 Yard Zeug, das iſt etwa 25 Pfennig nach unſerem Gelde. (Dieſer Reif wird auch als Armſpange getragen, alſo zugleich Geld und Schmuck — wie bei unſeren Altvordern und noch jetzt beim Landvolke die in Geſtalt von Knöpfen verwendeten Silbermünzen.) Der Tſchang iſt nur „Kleingeld"; wertvollere Gegenſtände, wie Sklaven, Elfenbein u. ſ. w., werden ſtets in gleicher Ware oder gegen Zeugſtoffe, Salz, Waffen oder Pulver verhandelt.

Der Handelsverkehr im großen aber, wie gesagt, entfaltet sich erst da, wo der Großkaufmann des Sudan, der Haussa, auftritt. Er und durch ihn der zentrale Sudan, also speziell Adamaua, haben schon längst die Stufe des inländischen Handelsverkehrs überschritten und stehen mit dem Ausland in lebhaften kommerziellen Beziehungen. Im nördlichsten Teil unseres Schutzgebietes macht dem Haussa fast Konkurrenz der Araber und einige Vertreter einiger einstiger Saharastämme, schon dadurch daß — wenigstens bis vor kurzem noch — das merkantile Schwergewicht Bornus nach Norden zu lag, gespeist durch die Karawanen- und Handelswege der Wüste. Aber auch da faßt er mehr und mehr Fuß, gewichtig unterstützt und die Tatsache rasch erfassend — durch die Massen europäischer Waren, die von Süden her vom Benuë auf den Markt des Sudan geworfen wurden und werden. Und hier im mittleren Sudan, dessen größten Länderbestandteil unser Adamaua ausmacht, ist sein Reich, hier zieht er immer weiter seine Kreise; richtig benützt, kann der Haussa und sein Handel ganz wesentlich an der kommerziellen Entwicklung Kameruns mithelfen (vergl. Abschnitt VI: Handel).

Die südlichsten Punkte, bis zu denen mehr oder weniger regelmäßig Haussahändler und -handelskarawanen bis jetzt gekommen sind, liegen zum Teil bereits über Adamaua hinaus; es sind: Bamungu, ein Ort zwei Tagemärsche nordöstlich von Bali, Ngute am Mbam, Ngila, Gaza, Carnotville. Ja, im Jahre 1897 erschien sogar eine Haussakarawane an der Küste! Sie war von Ngila über Yaunde nach dort unternehmungslustig gezogen. Es ist das ein vereinzelter Fall geblieben; ins Bantu-, also Urwaldgebiet ist der Haussa bislang noch nicht vorgedrungen. Man kann also im großen und ganzen sagen: die Grenze zwischen Urwald und Steppe, die Grenze zwischen Bantu- und Sudanvölkern ist auch die derzeitige Grenze des Vordringens der Haussa. Adamaua aber und Südbornu durchziehen kreuz und quer ihre Handelsstraßen, ihre Karawanenwege, die immer wieder von ihnen begangen werden, ähnlich den sich stets gleichbleibenden Handelsstraßen des europäischen Mittelalters.

So zieht ein großer Karawanenweg (um in Deutschadamaua zu bleiben) von Yola über Koutcha und Gaschaka nach Bantadji am Benuë, ein zweiter und dritter nach Banno und Bafum und nach Ngila; ein vierter endlich über Ngaumdere nach Kunde und Gaza. Garua ist der Ausgangs- und Kreuzungspunkt mehrerer wichtiger Handelsstraßen gen Norden weit über Marrua hinaus, gen Osten tief hinein nach Französisch Kongo, gen Süden nach den gleichen großen Bevölkerungszentren, zu denen auch die Straßen von Yola aus führen.

Bei der Vielseitigkeit der Produkte und Ausdehnung des Handels versteht es sich fast von selbst, daß er nicht mehr bloßer Tauschhandel ist. „Sind auch die Zahlungsmittel noch nicht so fixiert, wie in Europa, so kann man doch alle als Geld kursierenden Gegenstände auf das Muschelgeld und den Maria-theresiataler, und diese wieder auf europäisches Geld (also auch auf deutsches) zurückführen, obwohl auch die Muscheln — Kauris — ihren Kurs haben und nach der Lage zur Küste, dem Ausgang der Kauris, im Werte sehr schwanken."

Die sogenannte Kaurimuschel (Cypraea annulus) ist die Muschel einer Porzellanschnecke die in großen Massen, besonders von den Malediven, nach Afrika gebracht wurde und noch wird, und sich die Rolle der kleinsten Preiseinheit und zugleich Scheidemünze im ganzen Niger- und Sudangebiet erobert hat.

Im Durchschnitt hat der Mariatheresiataler im mittleren Sudan einen Wert von 2,5 Mark oder 4000 Kauris (in Lagos von 20000 Kauris), 1 Muschel also von etwa $\frac{1}{20}$ Pfennig. 2000 Kauris = 10 Mark bilden einen Sack Kauris — und dieses ist die gebräuchlichste größere Werteinheit. Immerhin bestehen aber daneben, ganz abgesehen von den bedeutenden Kursschwankungen, namentlich in Hirtengebieten, andere Werteinheiten: wie Baumwollenstreifen verschiedener Länge und anderes mehr: also dieselbe babylonische Verwirrung und Unbequemlichkeit, sobald man mehrere Gebiete durchreist, wie bei uns in der guten, alten Zeit."

Digitized by Google

Sind die Geldverhältnisse demnach im Grund genommen doch noch recht primitiv, so sind es die Verkehrsmittel nicht minder; die Wege würden sich in derselben schlechten Verfassung befinden, wie sie das im Waldland unten größtenteils sind, und aus dem gleichen Grund: Mangel an Gemeinsinn — wenn nicht hier oben die gütige Natur Straßenbauamt von Gottes Gnaden wäre. Ihr allein ist der weit bessere Zustand zu danken. Immerhin ist der Marsch in den ausgewaschenen, ausgetretenen Regenrinnen, worin die Wege recht oft bestehen, auf die Dauer ermüdend; aber der Untergrund ist fest, das ist die Hauptsache. Brücken und angelegte Straßen sind so gut wie unbekannt.

„Auch die Transportmittel sind sehr mangelhaft. Abgesehen von den Kanus, die man allerdings auf allen Flüssen des Hochplateaus findet, kennt man keine Fahrzeuge. Der Wagen, ja selbst die Karre ist dem Afrikaner unbekannt geblieben. Kamele kommen nur nördlich herunter bis Kuka vor; Lastpferde sind wenig, Lastochsen nur in Nordadamaua gebräuchlich. Im übrigen Teil wird nur der Esel im großen Maßstab als Lasttier benützt. Das wichtigste Transportmittel ist — wie in ganz Zentralafrika — der Mensch selbst. Entweder reist der Händler mit seinen Hausklaven oder er mietet gewerbsmäßige Träger" — oder endlich, er benützt einen Teil der Ware als Transportmittel, die gekauften Sklaven, die er in wochen- und monatelangen Zügen ihrem Bestimmungsorte zuschleppt. Denn alle die vorgezeichneten Karawanenwege sind zugleich die Leidensstraßen der Sklaventransporte. Die Fulbeherrscher sind die Jäger, die Heidenstämme das Wild, die Haussa die Wildbrethändler.

Nach den Kriegszügen verwandelt sich jede größere Stadt in einen großen Sklavenmarkt; und da sich die Händler natürlich zu diesen Zeiten auch mit ihren anderen Produkten dortselbst einfinden, so entrollt sich in den Plätzen der Bevölkerungszentren Adamauas, wie Ngaumdere, Tibati, Banyo, Gashaka, Yola, Garua u. s. w. das Getriebe eines Markthandels und Verkehrs im größten Stile, wie er allen Bantugebieten gänzlich unbekannt ist. Der Haussa hat diese soziale Lebensäußerung zur höchsten Blüte und Entwicklung gebracht.

„Auf den Märkten Adamauas kann man die mannigfachsten Bedürfnisse befriedigen. Der nackte Sklave aus den südlichen Negerländern wird gegen schöne Stoffe aus Timbuktu feilgeboten, gewichtige Elfenbeinzähne gehen für Waren europäischen oder nordischen Ursprungs dahin; die vielbegehrte Kolanuß, dieses unentbehrliche Genußmittel Zentralafrikas, weit her von den Grenzländern Adamauas kommend, wird gegen Zeugstoffe einheimischer Baumwolle, welche in den Haussaländern angefertigt sind, umgetauscht. Kunstvolle Lederarbeiten, ebenfalls Erzeugnisse einer hochentwickelten Landesindustrie, wie Pantoffeln, Sandalen, Kissen, Reitkissen, Sättel, Zaumzeug, auch Eisenwaren aller Art, wie Dolche, Messer, Schwerter, Lanzen, Hacken u. s. w. reizen die Lust des Käufers, hübsche Pferde, Esel und Rinder werden herzugetrieben; und vollends im bunten Gewühl des Lebensmittelmarktes sind alle nur denkbaren, zum Teil schon erwähnten Bodenerzeugnisse vertreten. Hirse, Reis, Grundnüsse, Yams, Kürbisse, Bohnen, Zwiebel, süße und saure Milch, Honig, Butter, Tabak, Kola — kurzum der Markt, dieser Pulsschlag eines offenen und gesicherten Verkehrs zeigt, daß Adamaua von einer zahlreichen kaufkräftigen, an Bedürfnisse aller Art, sowie an eine gute Lebensführung gewohnten Bevölkerung bewohnt ist." (Aus: Zintgraff, Nordkamerun.)

Der Einblick, den uns das nächste Kapitel in die weiteren kulturellen Verhältnisse dieses reichen Gebietes, der Perle unserer Kolonie, gewähren wird, verstattet uns mit vollem Recht, das gegenwärtige mit dem vorgreifenden Gesamturteil zu schließen, das Nachtigal über sein nördliches Nachbarland, Bornu — beide sind sich ja in so vielem so ähnlich — fällt.

Digitized by Google

„Jeder, der Bornu durchreist hat, wird ihm eine liebevolle Erinnerung bewahren. Es ist ein anmutiges Land, in dem Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens in der Natur und in der Sphäre menschlicher Tätigkeit herrscht. In gleicher Ausdehnung wird Ackerbau, Viehzucht und Handel getrieben, und wenn auch einzelne Elemente der Bevölkerung sich mehr der einen oder anderen Beschäftigung widmen, je nach nationaler Neigung und lokalen Bedingungen, so ist doch die Arbeitsteilung einer hohen Zivilisation noch nicht weit vorgeschritten, und der überwiegende Teil der Bevölkerung zeigt ein gleiches Geschick für alle Arbeitsfelder. Mag der Weg den Reisenden von den Hauptstädten nach Westen oder Osten, Süden oder Norden führen: überall auf den Wegen trifft er Kaufleute und Händler, welche kommen und gehen, in der Nähe der Dörfer fesseln die weidenden Herden oder die Feldarbeit seine Aufmerksamkeit, und in den Ortschaften selbst überzeugt er sich auf Schritt und Tritt von der Verbreitung und Ergiebigkeit einer verständnisvollen Hausindustrie." (Aus: Nachtigal, Sahara und Sudan.)

## d) Kultur- (im engern Sinn) und Sittenleben.

War im eben beschlossenen Kapitel die Vielheit: vom Staat oder Stamm bis herunter zur Vereinigung von Mann und Frau in der Ehe, in ihren verschiedengestaltigen, gegenseitigen Beziehungen, die Art und Weise, wie sie sich abspielen nach innen und außen, freundlich und feindlich, Gegenstand unserer Betrachtungen, so wenden wir uns nun zum einzelnen, zum kulturellen Innenleben der Bevölkerung. In seinem Gehöft und seinen Farmen, bei seinen Lebensgewohnheiten, bei seiner Tätigkeit suchen wir den Eingeborenen auf, in Streifzügen in sein engeres Kultur- und Sittenleben. Dies und jenes bereits da und dort vorwegzunehmen war unvermeidlich.

Wir beginnen mit einer kurzen Betrachtung der

### sprachlichen Verhältnisse.

Grundverschieden stehen sich in Kamerun gegenüber die Sprachen der fremden Elemente der Araber und der Fulbe einerseits, der Bantu in ihrem großen Zweigstamme der Mpangwe oder Fan andererseits. „Die Sudansprachen scheinen nur einen Übergang, ein Mittelgebiet zwischen beiden zu bilden, und in der Tat aus Vermischung zwischen hamitischen und Bantuelementen hervorgegangen zu sein" (also wie die Träger dieser sprachlichen Verhältnisse eben selbst). „An der Grenze zwischen Sudan- und Bantunegern scheinen besonders gemischte Übergangssprachen zu bestehen" (wie in den Baligebieten an der Südwestgrenze Adamauas). „Manchmal ist die Grenze zwischen den beiden Gruppen auch scharf zu ziehen" (wie an der Südseite Adamauas am oberen Sanaga, wo zum Beispiel die Wute den Bantu, wie in allem und jedem, auch sprachlich scharf gegenüberstehen).

Innerhalb einer jeden Gruppe finden sich nun mehr oder weniger bedeutende dialektische Verschiedenheiten; und lassen sich diese in einige wenige größere Klassen zusammenfassen.

In der Bantugruppe unterscheidet Meinhof „Sprachen mit Dualacharakter", wozu er die Sprachen der Küstenstämme vom Kamerungebirge (inklusive) bis herunter nach Batanga rechnet, dann „Sprachen der Fangruppe"; hier reiht er ein sämtliche Stämme südlich des Sanaga bis hinüber zu den Mwelle. Mischsprache zwischen Bantu und Sudan sind nach ihm die Balisprachen; reine Sudandialekte die der Bati und der Wute. Damit sind wir im Sudanreich Adamaua angelangt und folgen den Ausführungen Barths, Nachtigals und Passarges; auch hier nur das Hauptsächlichste herausgreifend. Drei große, dialektisch stark verschiedene Gruppen unterscheiden diese Forscher. Anschließend an die eben letztgenannten sind das: die Mbamgruppe, zu der im allgemeinen die die Sultanate Tibati und Ngaumdere bewohnenden Heiden-

Digitized by Google

ſtämme zu rechnen ſind. Nach Norden folgt die der Batta im Benuëtal und endlich die Logongruppe, die Gebiete zwiſchen Mandara und Tſad umfaſſend. Den Weſtteil Adamauas beherrſcht die Hauſſaſprache. Die Sprache der Fulbe und Araber — von dieſen volklichen Elementen geſprochen — hält ſich demzufolge an keine beſtimmt abzugrenzenden geographiſchen Räume. Noch weniger, oder vielmehr ihr eigentliches Gebiet weit überſchreitend, iſt dies der Fall mit der Hauſſaſprache. Erinnern wir uns der Allgegenwart ihrer Träger, ſo iſt das eigentlich ſelbſtverſtändlich. Und ſo iſt die Hauſſaſprache die Verkehrsſprache in ganz Adamaua, im ganzen mittleren und weſtlichen Sudan geworden. Ihre Kenntnis genügt, um faſt von der Urwaldgrenze an bis hinauf zum Tſad überall verſtanden zu werden.

Damit könnte füglich dieſer kurze Überblick über die linguiſtiſchen Verhältniſſe in unſerem Schutzgebiete geſchloſſen werden; aber zweier weiterer Sprach- oder richtiger Sprecharten muß wenigſtens noch Erwähnung getan werden, die gerade bei der Schwierigkeit der verſchiedenen wortlichen Dialektſprachen, namentlich bevor man das Reich der Hauſſaſprache erreicht, große Bedeutung als gewiſſermaßen internationale Verſtändigungsmittel haben: es ſind die akuſtiſchen und optiſchen Verſtändigungsweiſen, die ſich (erſtere namentlich bei einzelnen Bantu) zu einer bedeutenden Vervollkommnung entwickelt haben. Wir kennen ſie unter dem Namen der Trommel- und der Zeichenſprache.

Trommelinſtrumente der Duala und ihre Handhabung.

Erſtere gibt es bei verſchiedenen Bantuſtämmen des Küſtengebietes; ziemlich weit im Innern finden wir ſie bei den Jaunde in Südkamerun, bei den Bameſſon und Kabo im Nordteil und bei anderen mehr; am meiſten ausgebildet ſcheint ſie bei den Duala zu ſein.

Durch die Trommelſprache kann man ſich kilometerweit über alles mögliche unterhalten. Es werden Geſchichten erzählt, Neuigkeiten mitgeteilt, Geſetze bekannt gemacht, man fragt über etwas, man ruft, höhnt, ſchimpft u. ſ. w. Will der Weiße den Eingeborenen irgend etwas bekannt

geben, so kommt er am raschesten und sichersten zum Ziel, wenn er es austrommeln läßt. So läßt der Kaufmann durch einen Trommler seine bevorstehende Reise bekannt machen: der Trommler mit seinem Instrument fährt im Kanu den Fluß auf und ab, seinen Auftrag trommelnd. Wenn der kaiserliche Richter die Flußläufe aufwärts geht, um Recht zu sprechen, befindet sich in der Regel auf dem Regierungsfahrzeug ein der Trommelsprache kundiger Dolmetscher, der durch sie Ziel, Zweck der Reise u. s. w. mitteilt. Bei Streitigkeiten spielt sie eine große Rolle; eine noch größere bei Leichenfeierlichkeiten." Lehrer Betz in Deidodorf hat zum erstenmal über sie in den „Mitteilungen ꝛc.", denen auch die obigen Angaben entnommen sind, ausführlich berichtet. Die Trommelsprache ist schwer zu lernen; der Grundgedanke ist eine rhythmische Übertragung; also durch Tonhöhe, Tonstärke und Tempo dem Ohr übermittelte Klangfiguren. Als Verkehrsmittel auf weite Strecken spielt sie eine ganz außerordentlich wichtige Rolle: Nachrichten von der Küste sind in 2 bis 3 Tagen Hunderte von Kilometern weit im Inneren bekannt.

Ein Analogon zur Trommelsprache bildet bei vielen Heidenstämmen der Sudanneger, namentlich in den gebirgigen Teilen Adamauas, die Flötensprache: mittels kleiner Holzflöten verständigen sich die Eingeborenen weithin.

Die optische Verständigung, die Zeichensprache, entbehrt bei der Art der Handhabung der Fernwirkung vollständig; ihre Wichtigkeit besteht in der Möglichkeit, auch ohne die jeweilige Wortsprache zu verstehen, sich dennoch zu verständigen; dazu hat sie sich aber erst allmählich entwickelt.

„Meistenteils begleitet diese Zeichensprache das gesprochene Wort, häufig aber auch tritt erstere geradezu an Stelle des letzteren. Man kann, wenn man diese Zeichensprache beherrscht, manche Gespräche der Eingeborenen verstehen, ja, ich kann aus Erfahrung sagen, daß man kleinere Palaver, wie Essen-, Quartierangelegenheiten, Erkundigungen nach Weg, Zeit, Antwort darauf und dergleichen mehr vollkommen verständlich in ihr erledigen kann, ohne ein Wort zu sprechen. Bei längeren und gewichtigeren Unterhandlungen natürlich tritt das gesprochene Wort wieder in sein notwendiges Recht; doch ist gerade in den voraufgeführten kleineren, auf Märschen täglich unvermeidlichen Verhandlungen eine derartige internationale Verständigungsweise für den mit ihr vertrauten Reisenden ganz angenehm, zumal in Gebieten, wie in der Urwaldregion, wo die Stämme nur klein sind und man nach ein paar Tagen schon wieder das Gebiet eines neuen betritt.

Zweifelsohne ist diese weitgehende Ausbildung der Zeichensprache zu einem (wenn man sich so ausdrücken darf) gestikulierten Volapük begünstigt worden durch die verhältnismäßig niedrige Stufe linguistischer Vervollkommnung, auf der die hier in Betracht kommenden Wortsprachen stehen. Es fehlt in denselben vielfach Kenntlichmachung der Mehrzahl, der Zeiten u. s. w.; diesem sprachlichen Mangel sucht das Zeichen abzuhelfen.

Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die Zeichensprache bei dem Zahlen; hier sind die Finger geradezu optische Zahlenzeichen. Doch nicht, weil die Wortsprache hierfür keine Ausdrücke hätte; im Gegenteil, das Zahlensystem ist bei den meisten Stämmen mindestens bis 100 vollkommen auch sprachlich ausgebildet: bei einem so materiell angelegten Menschenschlag, wie die Neger, auch gar nicht anders zu erwarten.

Ein paar Beispiele: Mit der flachen Hand sich von der Stirn über Augen, Nase und Mund fahren = morgen (offenbar von der Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft unwillkürlich macht). Dazu sagt der Bali noch ‚kokoloko'. Derartige Tonmalerei muß auch zur Zeichensprache gerechnet werden; es ist der Ruf des Hahnes, der Hahn kräht am Morgen. —

Ohr und Wange unter seitlichem Kopfneigen auf die flache Hand legen = schlafen. —

Die verschiedenen Zeiten des Tages bezeichnet der Neger, indem er den gestreckten Arm in dem Winkel zur Erde hält, welchen die Sonnenstrahlen zur betreffenden Zeit bilden würden, also den Stand der Sonne zu der bezüglichen Zeit bezeichnend. —

In Hüfthöhe ausgestreckter Arm mit ausgestreckter Hand, kleinen Finger nach unten = Ziege (das Höhenmaß derselben). —

Ein Arm ausgestreckt und ausgestreckte Hand, mit Rücken nach unten; darüber, etwa eine Hand hoch, die andere Hand ausgestreckt haltend, kleinen Finger nach unten = Huhn (gleichfalls das Höhenmaß des Tieres zur Bezeichnung desselben genommen). —

Zeigefinger bis zum ersten Glied in den Mund stecken = Palmöl. —

Ganzen Zeigefinger in den Mund stecken = Honig. —

Am Zeigefinger mit der Zunge lecken = Salz. — U. s. w. —

1 = Kleinen Finger ausstrecken, die übrigen einschlagen; oder = Zeigefinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.

2 = Kleinen und Ringfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen.

3 = Kleinen, Ring- und Mittelfinger ausstrecken, die übrigen einschlagen.

4 = Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übers Kreuz legen, die übrigen Finger eingeschlagen; oder = vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen.

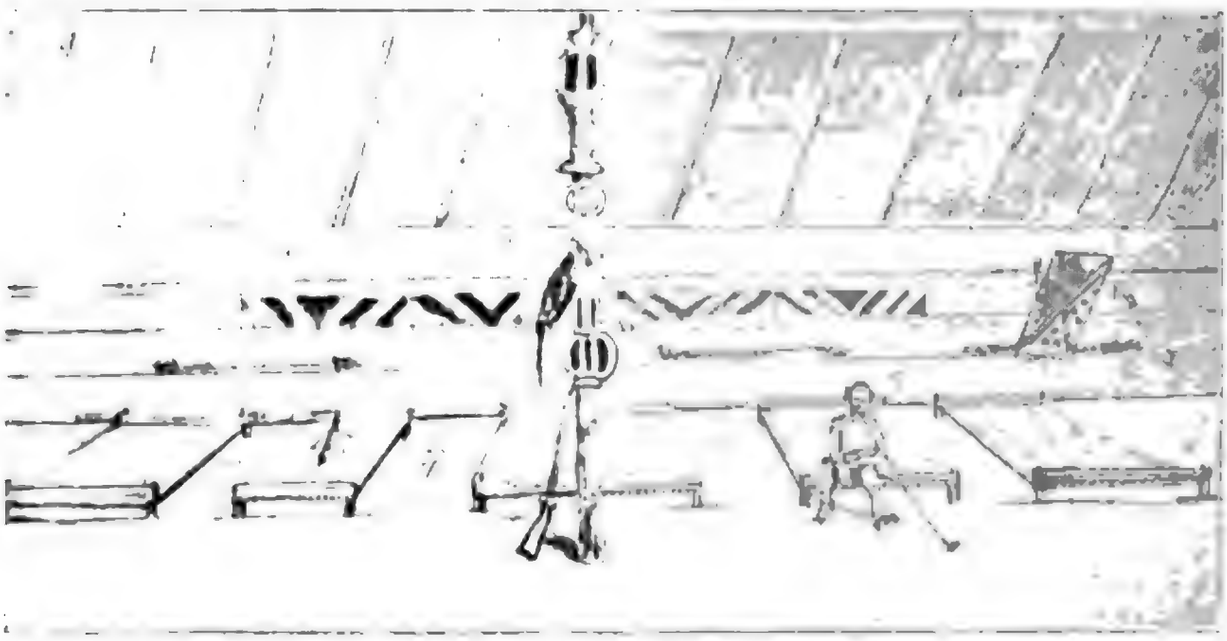
5 = Vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen, dazu kleinen Finger der anderen Hand; oder = geballte Faust, Daumen über dem Zeigefinger." U. s. w., u. s. w. (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Digitized by Google

Das nächste kulturelle Innenbild, dem wir uns zuwenden wollen, ist die Stätte des Gemeinwesens, die Stätte des einzelnen, also die

## Siedlungen.

Von der Einzelwohnstätte müssen wir ausgehen. Sie, das heißt ihre Form ist eines der wichtigsten ethnologischen Unterscheidungsmerkmale zwischen Bantu- und Sudanneger. Die charakteristische Form des Bantuhauses ist die viereckige, mit Mattendach; die charakteristische Form des Sudanhauses ist die runde mit spitzem kegelförmigem Grasdach. Teilweise wechselseitige Übernahme einzelner dieser Charakteristika werden wir kennen lernen. Innerhalb dieser beiden Gruppen finden sich nun verschiedene Bauweisen, insbesondere bei den Bantustämmen — sie gehören zu den bereits S. 84 angedeuteten Stammeseigenarten; auch die größere oder geringere Sorgfalt der Ausführung



Inneres eines Männerhauses der Maunde (Bantu).

des Baues zeigt verschiedene Stämme, meist auch auf verschieden hoher sonstiger kultureller Entwicklung stehend, an.

Zuerst uns den Bantustämmen zuwendend, können wir innerhalb der oben gekennzeichneten ‚Norm' zwei ziemlich verschiedene Bauweisen unterscheiden.

„Zwei Reihen dünner Baumstämme oder starker Pfähle werden gleichlaufend zueinander, in der beabsichtigten Hausbreite entfernt, fest in den Boden gerammt, und durch wagerecht gelegte dünnere, gerade Stämmchen zum Teil, zum Teil durch die Blattrippen der Wein- und Ölpalme zu einem grobmaschigen Gitterwerk verbunden. Als Bindemittel dienen junge, zähe Lianen. Das sind die beiden Längswände des zukünftigen Hauses, in deren einer, der Straße zugekehrten, ein Ausschnitt als Türöffnung bereits angebracht ist. Nunmehr werden in der Mittellinie zwei, auch drei stärkere, 4 bis 5 m lange Stämme als Pfosten eingegraben, die Giebelwände in gleicher Weise errichtet wie die Längsseiten, auf die oben eingekerbten Dachpfosten ein langer und auf beiden Seiten über die Bodenfläche überragender Stamm gebunden. Sodann werden lange Palmblattrippen im rechten Winkel über den Firstbalken gelegt, auf ihm abgeknickt und oben an die Langewände festgebunden, etwa ¼ m über sie hinausstehend. Der Rohbau ist fertig. Das flache Dach wird mit aus Palmblättern gefertigten viereckigen Mattenstücken, etwa 2 m lang, 0,50 m breit, eingedeckt, wobei von unten gegen den First zu begonnen wird. Durch diese schuppenförmige Anordnung mit teilweisem Übergreifen der Matten wird Dichte des Daches gegen Regen bezweckt und auch fast vollständig erreicht; das an den Längsseiten überragende Dach schützt die Seitenwände gegen Wasser und unmittelbare Sonnenbestrahlung. Diese Seitenwände werden zum Teil, innen stets, gleichfalls mit solchen Matten verkleidet, wobei mit dem Anbinden und Übergreifen von oben nach unten begonnen wird, zum Teil werden sie durch weitere, wagerecht hineingeschobene Palmblattrippen ausgestopft. Als

Tür dient ein der Öffnung entsprechendes Stück von gleicher Herstellungsart wie die Hauswände; dieselbe wird einfach von innen oder außen nach Bedarf angelehnt. Diese leichten, luftdurchlässigen Hütten haben nur einen großen Innenraum." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun).

Das ist der Typus der einen Bantubauweise. Natürlich kommen auch da kleinere Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen vor. Die Duala-, Bakundu-, Yaunde-, Mwelle-, Ndsimu- u. a. m. Häuser haben im allgemeinen eben geschildertes Gepräge (vergl. auch Abb. S. 9, 12, 29, 39, 93, 119 u. 126).

Ungleich standfester und mit einem gewissen größeren Komfort gebaut sind die Wohnstätten einer Reihe anderer Stämme: der Banyang, einzelner Bakoko-, Bane- und Bulevölkerschaften. Der typischste Vertreter und wohl die besten Baumeister sind die Banyang im Nordurwald Kameruns.

„Auf vollkommen geebnetem und gereinigtem Boden wird der Grundriß, ein Rechteck von 6 bis 8 m Länge, 3 bis 4 m Breite, abgesteckt. Aus ähnlichem, nur wesentlich dichterem und dünnerem Gitterwerk wie bei den Bakunduhäusern werden die Seitenwände, Dach und Dachpfosten in derselben Art wie dort, nur ungleich sorgfältiger, hergestellt. Die Firsthöhe schwankt zwischen 4 und 5 m. Die Seitenwände sind innen und außen mit Lehm beworfen, der vollkommen geglättet wird. Die Türöffnung, 2 m breit und von der Höhe der Hauswand, befindet sich stets an der Längsseite, der Straße zugekehrt. Auf der entgegengesetzten Seite ist ein weit kleineres Schlupfloch angebracht. Die Türen selbst sind aus dünnen Palmblattrippen gefällig hergestellte, dichte Schiebetüren. Am Eingang, der ganzen Türbreite entsprechend, liegt etwas eingegraben ein abgerindetes, glattes, rundes Stammstück von etwa ¾ m Durchmesser als Schwellbaum. Die Häuser der Dorflangseiten sind Wand an Wand gebaut, die Dächer gegenseitig übergreifend. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die innere Ausstattung und Einteilung verwendet. Was dem Hausinnern sein wohnliches, behagliches Gepräge gibt, sind aus Lehm geformte erhöhte Sitze und Lagerstätten, sowie Wandmalereien. Sowohl über dem Ofensitz als über den Lehmbänken an den Langseiten sind die mannigfachsten Muster in Rot, Weiß und Schwarz angebracht.

Zum wohnlichen Eindruck tragen ferner die — wohl allen Stämmen so ziemlich gleichen — hier aber besonders sorgfältig gearbeiteten Einrichtungsgegenstände bei, hauptsächlich aus Eßgeschirren bestehend.

Zum Teil sind es — und das gilt für alle Bantustämme — die verschiedensten Formen von Kalebassen und Wasserschöpflöffeln, dazu tritt ein Lehmtopf von ähnlicher Form wie wir ihn bei den Sudanvölkern finden werden. Dann verschiedene Kochlöffel, ganz hübsch aus Holz geschnitzt, sowie aus Lehm gebrannte oder gleichfalls aus Holz geschnitzte Henkelgefäße, mit geschmackvollen Mustern verziert, welch letztere zur Erzielung lebhafterer Farbenwirkung in den Vertiefungen leicht mit Rotholz bestrichen werden. Diese Gefäße dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung trockener Speisen, beziehungsweise zu verkochender Früchte, wie Erdnüsse, Mais, Bohnen u. s. w. Endlich Besen aus Palm- und Bananenblättern und dergleichen.

Im Banyangland findet man auch ganz hübsch und eigenartig geschnitzte Stühle oder genauer Hocker. Sie sind aus einem Stück gearbeitet; meist wird eine harte Holzart (Mahagoni oder Eisenholz) hierzu verwendet. Die Zeichnung dieser Hocker, sowie die Sitzflächen sind dick mit Rotholz belegt. Das färbt zwar ab, aber das macht nichts; ist doch auch der hierbei am meisten in Mitleidenschaft gezogene Körperteil gleichfalls reichlich mit Rotholz eingerieben!" (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Was Wohnlichkeit und komfortable innere Ausstattung anlangt, scheinen den Banyang am nächsten zu kommen die Yaunde im südlichen Kamerun; vergleiche die Abbildungen auf S. 121 u. 125; die Lehmbänke fehlen, dafür gestatten sie sich den Luxus getrennter Männer- und Frauenhäuser, sowie mancher sonstiger immobiler Ausschmückungsgegenstände, deren die Banyangbehausungen entbehren.

Nun nach Betrachtung der prononciertesten Bantuhaustypen zur runden Bauweise der Sudanneger. Im Südteil Kameruns ist wie in allem und jedem der Übergang schroff und unvermittelt: am linken Sanagaufer Bantu-, am rechten Sudanhaus. Im Nordteil Kameruns treten uns zwei Übergangsformen entgegen. Die Bergvölker am Steilabfall des Plateaus und der ihm vorgelagerten Hügellandschaft haben auf das viereckige quadratische Lehmhaus (wie wir es gleich kennen lernen werden) ein rundes Mattendach gesetzt. Die Bantu-Sudan-Mischvölker oben auf der Hochfläche haben ganz die Bauart des Sudanneger hauses mit steilem Grasdach, nur statt der runden Formdie vier-

Digitized by Google

eckige. Dann mit Überſchreiten der Grenze Adamauas finden wir fortan faſt ohne Ausnahme die charakteriſtiſche runde Sudanform. Die Bauweiſe der Bantuſudan iſt infolge des ihnen reichlich zur Verfügung ſtehenden Baumaterials, der Weinpalme, eine ſo eigenartige, daß wir ſie uns näher betrachten wollen. Damit lernen wir zugleich auch die innere und äußere Anlage des Sudanhauſes kennen: wir dürfen nur das Quadrat (etwa 4 m Seitenlänge) in den Kreis (mit etwa 5 m Durchmeſſer) verwandeln und ſtatt der nicht überall in ſo reichen Mengen vorkommenden Raphia Steppenbäume ſubſtituieren (weitere kleine Verſchiedenheiten natürlich unberückſichtigt). (Siehe auch Abb. S. 71, 95, 101 u. 107.)

Hausbauweiſe der Bantu-Sudan-Miſchſtämme (an der Südweſtgrenze Adamauas).

„Der für ein Haus beſtimmte Platz wird in größerem Umkreiſe gereinigt und geebnet. Nun werden ſeitab der eigentlichen Bauſtelle die Einzelteile des ganzen Hauſes gefertigt: die vier Seitenteile, der Dachboden und die Dachteile. Baumaterial hierzu ſind Bambus*), Holznägel und die ſchmiegſamen, zähen Rindenſtreifen des Bambus als Bindemittel. Für jeden dieſer Teile wird als Gerippe ein grobmaſchiges Gitterwerk hergeſtellt und durch wagerecht eingeſchobene Bambus möglichſt dicht ausgefüllt; in einem der Seitenteile iſt bereits die Türöffnung berückſichtigt. Iſt das geſchehen, ſo werden die vier Seitenteile an der Hausbauſtelle aufgeſtellt, an den Kanten ſorgfältig aneinander gepaßt und feſt verſchnürt: der Hauskaſten ſteht nun. Hierauf werden in Abſtänden von etwa 1 m dicke Baumpfoſten von der Höhe der Wände dicht neben dieſen außen und innen in die Erde gerammt und ebenfalls mit den Wänden und unter ſich verſchnürt. Auf dieſen Kaſten wird der auf jeder Seite 30 bis 50 cm überſtehende Dachboden gelegt und feſtgebunden, auf ihn die vier Dachteile aufgeſetzt. Auf die Seitenwände werden dünnere Bambus, ſchräg zum Boden, untereinander gleichlaufend, verſchnürt: ſie haben den Zweck, dem nunmehr folgenden Lehmbewurf feſten Halt zu geben. Dieſer iſt mittlerweile in der Nähe in einer Grube zubereitet und durch Stampfen, ſowie fleißiges Waſſerzutragen geknetet worden. In großen Klumpen wird er von außen an die Wände geſchleudert und ſchon glatt verſtrichen. Schließlich folgt das ſorgfältigſt ausgeführte Eindecken mit getrocknetem Gras. Der dichte, faſt $\frac{1}{2}$ m ſtarke Grasbelag wird unten

---

*) Hierunter ſind nach allgemein in Weſtafrika üblichem Sprachgebrauch die Blattrippen der Weinpalme zu verſtehen; alſo nicht zu verwechſeln mit dem echten indiſchen Bambus!

Digitized by Google

sauber abgeschnitten, daß er sich mit dem Dachboden vergleicht, und das Haus ist fertig. Die Türöffnung wird mit gespaltenen Bambusstücken, dicht nebeneinander gelegt, geschmackvoll verkleidet; die Schwelle etwas verbreitert und innen eine gleich sauber und nett gearbeitete Schiebetür angebracht. ‚In etwa acht Tagen kann ein Haus bezogen werden; ein bis drei Tage sind nötig zum Bau, die übrigen zum Trocknen des Lehmbewurfes.

Die Türöffnungen — der dem Europäer unbequemste Teil — sind außerordentlich klein: die Schwelle ist etwa 30 cm über dem gewachsenen Boden, die Breite beträgt wenig mehr als 40, die Höhe an 80 cm. Ihre Benutzung will förmlich geübt sein; meine erstmalige in Bamessoh, wo sie vielleicht noch um ein paar Zentimeter enger sind als anderswo, schildere ich in meinem Tagebuch: ‚Zuerst Rumpf vorwärts beugen, dann linkes Bein hochheben mit dem Knie bis zum Kinn, hierauf Bein vorwärtsstrecken, Kopf zwischen die Schultern einziehen. Nun folgt Versenken des gestreckten Beins in die schwarze Tiefe des Hausinnern, Katzenbuckel verstärken, Rumpf nachschieben, Schienbein des anderen Fußes an der hohen Schwelle anschlagen, ein kräftiger Fluch, Nachziehen des anderen Beins: und man ist in der Finsternis verschwunden.‘

‚Fenster und dergleichen kennt der Neger für gewöhnlich nicht; immerhin macht ein solches Haus einen ganz warmen, wohnlichen Eindruck, wenn auf dem festgestampften, ebenen Boden das offene Feuer in der Mitte des Raumes lustig flackert und wohltuende Wärme verbreitet, während draußen die naßkalten Regenschauer niedergehen. Die Bambuswände gleichen einer Vertäfelung, die Decke glänzt von Rauch gebeizt. Über dem Feuer hängt nicht selten eine Trockendarre, und auch der Dachboden selbst dient häufig als Trockenvorrichtung oder Aufbewahrungsraum. Zu diesem Behufe befindet sich in ihm ein viereckiger Ausschnitt, gerade groß genug, um durchschlüpfen zu können, und eine Bambusleiter führt dazu hinauf. (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

‚Zahl und Art der Hauseinrichtungsgegenstände ist ähnlich den der Bantuwohnungen. An Stelle der hölzernen finden wir tönerne Aufbewahrungsgefäße, sowie zierlich und fest geflochtene Körbe der verschiedensten Größen und Formen. Eine große Rolle spielen die tadellos geformten, schwarz gebrannten Lehmtöpfe zur Zubereitung der Speisen und noch weit mehr zum Wärmen des unvermeidlichen Palmweins. Von ganz kleinen zierlichen bis zu solchen von ¾ m Höhe und entsprechender Weite gibt es da; außen mit verschiedenen Zeichnungen versehen.

‚Weit häufiger als bei den Banyang ꝛc. finden sich die wie dort meist aus einem Stück geschnitzten Stühle oder Schemel. Solche von einfacherer Form sieht man fast in jedem größeren Gehöfte; schöner, phantastischer gearbeitete besitzen nur die Häuptlinge und Vornehme. Wie im Waldlande sind sie auch hier dick mit Rotholz eingerieben.

‚Als Schlafstätte dienen gewöhnlich fein und schmiegsam geflochtene Matten. Auch pritschenähnliche Gestelle, einschläfrig, aus runden, dicht nebeneinander gereihten Bambusstöcken, bisweilen mit einem etwa 10 cm erhöhten Querstück am Kopfende als Hals- oder Hauptstütze, werden benutzt. Der Neger legt gar keinen Wert auf körperliche Bequemlichkeiten, ist geradezu gefühllos in dieser Beziehung. Anders wenigstens kann man sich dieses Schlafen „auf Latten“ nicht erklären. Ebenso unbegreiflich ist die Gepflogenheit, zum Schlafengehen auch die wenigen Fetzen der Bekleidung abzulegen, statt vielmehr etwa vorhandene und bei Tag auch getragene Bekleidungsstücke gegen die Nachtkühle erst recht anzuziehen.

‚In den im Haussabereich liegenden Sudansiedlungen finden sich eigene Kopftragegestelle, schön geschnitzt aus Holz — wie sie übrigens auch die Duala nicht selten benützen —, häufig auch gemauerte Lagerplätze (ähnlich denen der Banyang), ferner Sitzbänke, steinerne Mörser und Reibsteine, Strohteller als Deckel und Lampen aus Ton oder Eisen (einfache Schälchen mit Fuß, gefüllt mit Fett oder Erdnußöl, als Docht dient eine gedrehte Baumwollflocke). Ferner fehlen lederne Flaschen für geschmolzene Butter, sowie Truhen in keiner wohlhabenden Haussawohnstätte. Erwähnt sei noch, daß der Fulbe, aber nur dieser, mit seinem Pferde die Behausung teilt (also gleich dem Araber).

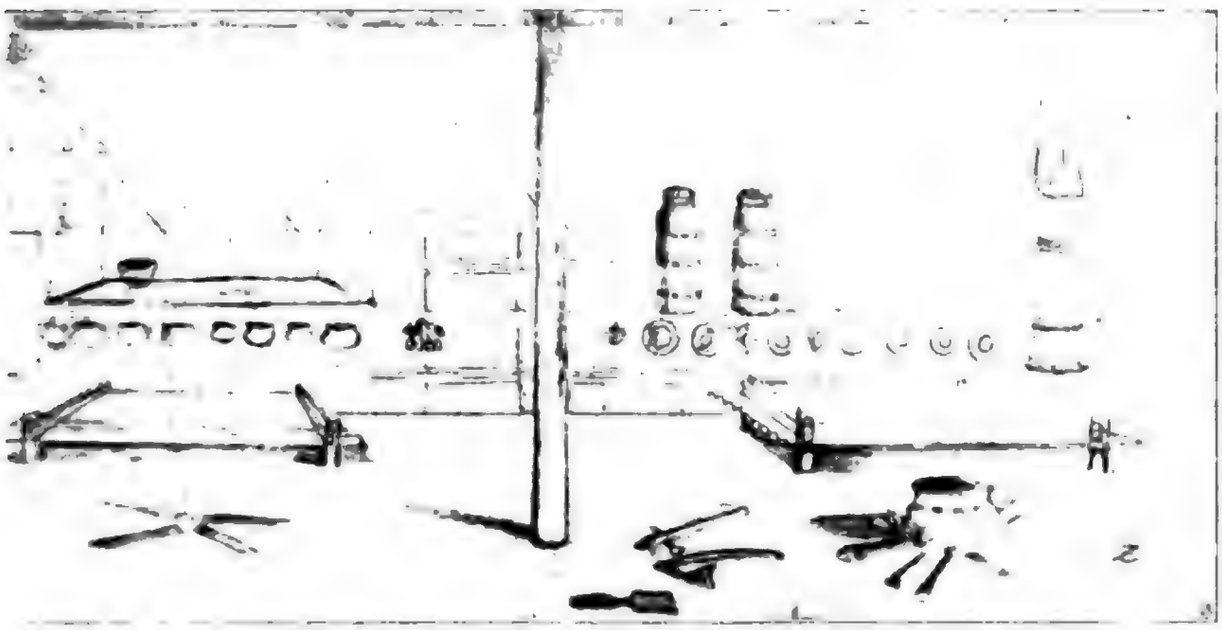
Die bisher vorgefundenen Hausbautypen — ganz gleichgültig, ob viereckig oder rund — müssen nach der Art der Herstellung und dem verwendeten Baumaterial, nach europäischem Sprachgebrauch als Hütten bezeichnet werden. Das, was wir unter dem Begriff Haus verstehen, das heißt ein gemauertes Gebäude, finden wir erst in den mohammedanischen Sultanssitzen, dann allgemeiner in Bornu und Logon — und auch da nur annähernd. Der Gebrauch von gebrannten Ziegelsteinen und von Mörtel ist auch hier unbekannt und die Gebäude sind lediglich aus Ton und Lehm (aber eben ohne die stützenden, festen Baum- oder Bambusflechtwerke) errichtet; das Grasdach gleicht meist einer flach gewölbten Kuppel. Nur einzelne Gebäude in Bornu, und mehr noch in der Logonelandschaft, weichen davon ab.

Nach Nachtigals Beschreibung in seinem schon oft angeführten Werke: „Sahara und Sudan“, sind es „große, kastellartige Gebäude mit krenelliertem Rande ihrer dicken Mauern, nicht selten mit Eckturmchen verziert, oder viereckige, sich nach oben etwas verjüngende Häuser, welche mit flachen, oben abgerundeten Strohdächern gedeckt sind. Obwohl auf diese Weise von ganz beträchtlichen Höhen, enthalten sie ebenfalls nur ein Geschoß“ — wie alle afrikanischen Behausungen —, „so

daß man im Innern bis in den Giebel hinaufsieht. Vor vielen derartigen Häusern befindet sich ein sorgfältig aus glattgestampfter Tonerde hergestellter und nach außen durch einen fußhohen Wall abgeschlossener Raum, mit reinlichem Sand oder, häufiger, mit Stroh bestreut."

Der nächste Schritt ist die Vereinigung der Einzelwohnstätten zur Siedlung, zum Dorf, zum Ort. Die Steigerung in der Ausdehnung der Ansiedlungen haben wir bereits früher kennen gelernt (S. 95).

Entsprechend seiner politischen Zerfahrenheit bringt es der Bantu zu keiner Ortschaft von bedeutenderer Größe; 3—400 Hütten: das ist schon eine seltene Ausnahme; die Yaundeansiedlungen zum Beispiel sind nichts als kleine Weiler (s. Abb. auf S. 93), bewohnt von einer Familie nebst Sippe; und zahlreiche andere Stämme bauen ebenso. Greifen wir auch hier wieder die gleichen Stammtypen heraus, deren Hausbauweise wir näher betrachtet haben. Die häufigsten Arten der Dorfanlage der Bantu sind, von geringfügigen Abweichungen abgesehen, folgende (s. auch Abb. S. 9, 29 u. 126):



Inneres eines Weiberhauses der Yaunde.

„In der gerodeten Lichtung, auf der auch die gewaltigen Wurzelstöcke der gefällten Urwaldriesen sorgfältig entfernt, der Boden überhaupt geebnet worden ist, befindet sich eine 10 bis 20 m breite Straße, gerade oder bei großer Ausdehnung des Ortes gekrümmt. Diese ist rechts und links eingesäumt von großen, geräumigen Hütten, die eine Länge von mindestens 8, oft bis zu 12 m, eine Tiefe von 4 bis 5 m und eine Firsthöhe bis zu 5 m besitzen. Die Hütten, oft geraume Strecken dicht aneinander gebaut, dann auch wieder einzeln oder nur zwei, drei nebeneinander, liegen stets mit der Langseite an der Dorfstraße. Hinter diesen Hauptwohnhäusern befindet sich nicht selten ein kleiner, viereckiger Hof, von mehreren kleinen quadratisch gebauten Häuschen umgeben. Diesen entlang an der Rückseite zieht sich ein schmaler Streifen von Bananenpflanzungen, Öl- und Weinpalmen, daran schließt sich der Urwald. In der Mitte der Dorfstraße sind je nach der Größe der Ortschaft ein bis drei Versammlungshäuser, von gleicher Bauweise wie die Familienhäuser, nur weit umfangreicher, drei und viermal so groß. Nicht selten auch steht daneben oder frei für sich ein oder die andere mächtige Adansonia oder sonst ein breitästiger Urwaldbaum: die Dorflinde. Der Ort dehnt sich nur in der Längsrichtung aus. Parallelstraßen gibt es nicht und manchmal ist diese Längsausdehnung eine ganz beträchtliche. Die „Baulinie" ist dann nicht sehr sorgfältig eingehalten.

Vor den Wohnhäusern findet man häufig lange, runde Baumstämme auf zwei Gabelstöcken, auf welchen, wie in den oberbayerischen Bauernorten auf Bänken, die Dörfler die abendliche Kühle und Ruhe beschaulich und plaudernd genießen.

Ein solches Walddorf bietet ein freundliches, friedliches Bild.

Einer Anlage, die ein Beweis für den Reinlichkeitssinn der Neger ist, muß noch Erwähnung geschehen: der Aborte. An verschiedenen Stellen sind Schneußen in den Wald gebauen, an deren Ende sind Gabelbänke, wie eben geschildert, dahinter tiefe Gruben: also genau die Latrinenanlagen unserer Biwakplätze. Aber die Art und Weise der Benutzung ist mehr als komisch. Sie findet nämlich nicht in der uns gewohnten Art statt, sondern, Männlein und Weiblein durch-

einander, ſteigen rücklings vorſichtig und bedächtig hinauf, um dann glücklich oben angelangt, die Hockſtellung in tiefer Kniebeuge einzunehmen! Wie Spatzen auf einem Telegraphendraht ſitzt ſo ein Gruppenbild da!“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Die zweite Art iſt folgende:

„Das Dorf bildet ein aus mehreren, aber zuſammenhängenden Häuſern beſtehendes, meiſt vollſtändig geſchloſſenes langgezogenes Rechteck, in das nur zwei ſehr enge Ein- und Ausgänge führen. Dieſe Durchgänge ſind unter das Dach der Hütten mithereingenommen. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja ſechs bananumrahmten Höfen, alſo mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden. Das oder die Verſammlungshäuſer bilden die Abſchlußbauten der Schmalſeiten und ſind größer und dementſprechend höher (bis zu 6 m). Die Dorfſtraße iſt ſtets rein gekehrt und glatt wie eine Tenne. An das Dorf ſchließen unmittelbar die Farmen an.“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Einer eigenartigen — Gepflogenheit (darf man faſt ſagen) der Bantuſtämme, muß hier kurz Erwähnung getan werden. Trotz der großen Mühe, die eine Dorfanlage im Urwald macht, findet geradezu häufig eine Verlegung der Ortſchaften ſtatt. Die Veranlaſſung hierzu ſind wohl vielfach kriegeriſche Verwicklungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat ſich nicht ſo ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen: das ſind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, ſich anderswo anzuſiedeln. Auch abergläubiſche Vorſtellungen, meiſt infolge unaufgeklärt gebliebener epidemiſcher Krankheiten, ſind eben nicht ſeltene Beweggründe. So erſcheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr zum Beiſpiel wieder, dieſelbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf ſich reihte, verödet und verwüſtet. Ein paar Kilometer ſeitlich hauſt aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter.

Dorfſtraße in einer Bantuſiedlung.

Ein gänzlich verſchiedenes Gepräge tragen die Anſiedlungen im Gebiet der Sudanvölker (ſ. Abb. auf S. 101 u. 107).

„Der Sudanneger baut ſich wenige Stämme ausgenommen gehöftweiſe an (Abb. S. 132). Sorgfältig geflochtene Mattenzäune oder dichte lebende Hecken faſſen die oft aus einem Dutzend und mehr Häuſern beſtehenden Höfe ein. Ein richtiges Tor, oft mit Giebeldach, führt durch die dichte Um-

Digitized by Google

zäunung, in deren Flucht ſich nicht ſelten ſchattenſpendende Bäume erheben. Das geräumigere Haus des Hofbeſitzers, kleinere Weiberhäuſer, Hütten für die Hausſklaven, Vorratshäuſer, Palmweinhäuſer, nach ein oder zwei Seiten offene Verſammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Sudannegers. Der freie Hofraum iſt glatt geebnet und ſtets ſorgfältig geſtampft und gekehrt. In einer Ecke, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, befindet ſich ein großer Steintopf eingegraben, der die Stelle einer Latrinenanlage verſieht. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumpflanzungen ſchließen ſich nicht ſelten an den mattenumzäunten eigentlichen Hof an.

In dieſen Behauſungen ſpielt ſich das ganze innere Leben einer Familie ab; in der ſchönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Hütten.

Gehöft in Garua.

Aus ſolchen Gehöften ſetzen ſich die Dörfer zuſammen. Daß bei dieſer Art der Anlage und den bedeutenden Bevölkerungsſtärken ſolch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung beſitzt, liegt auf der Hand. Über mehr als einen Höhenzug erſtreckt ſich ein derartiger Stammesſitz, dazwiſchenliegende Mulden, ja Täler, ſowie Einzelhügel ſind mit hereingezogen. Fächerpalmen ragen in verſtreuten Gruppen über die Gehöfte.

Zwiſchen den einzelnen Anweſen führen ganz ſchmale, ſchlechte Wege: vom Regen, der in Bächen ſich ſammelt und in ihnen herabſchießt, ausgewaſchene Rinnen; alſo bei trockenem Wetter holprig und bei naſſem glitſchig und ſchlüpfrig. Höchſtens liegen unregelmäßig große Steinbrocken und Felsplatten als Trittſteine, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen.

Das Häuptlingsgehöft liegt ungefähr in der Mitte des Ortes und bildet mit ſeiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häuſern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel iſt ein ganz erkleckliches Quartier. An das Häuptlingsgehöft ſchließt ſich der mehr weniger geräumige freie Volksverſammlungs- und Marktplatz.“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Der Vollſtändigkeit halber müſſen noch die in den Farmen verſtreut angelegten kleinen Hütten angeführt werden, die als Vorratshäuſer, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät u. ſ. w. dienen. Die Formen ſind ganz verſchieden, häufig ſind es kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne

einander, ſteigen rücklings vorſichtig und bedächtig hinauf, um dann glücklich oben angelangt, die Hockſtellung in tiefer Kniebeuge einzunehmen! Wie Spatzen auf einem Telegraphendraht ſitzt ſo ein Gruppenbild da!“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Die zweite Art iſt folgende:

„Das Dorf bildet ein aus mehreren, aber zuſammenhängenden Häuſern beſtehendes, meiſt vollſtändig geſchloſſenes langgezogenes Rechteck, in das nur zwei ſehr enge Ein- und Ausgänge führen. Dieſe Durchgänge ſind unter das Dach der Hütten mithereingenommen. Die Häuptlingswohnungen bilden ganze Viertel, ausgedehnte Anlagen mit vier, ja ſechs hausumrahmten Höfen, alſo mit 30, 40 und noch mehr Einzelgebäuden. Das oder die Verſammlungshäuſer bilden die Abſchlußbauten der Schmalſeiten und ſind größer und dementſprechend höher (bis zu 6 m). Die Dorfſtraße iſt ſtets rein gekehrt und glatt wie eine Tenne. An das Dorf ſchließen unmittelbar die Farmen an.“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Einer eigenartigen — Gepflogenheit (darf man faſt ſagen) der Bantuſtämme, muß hier kurz Erwähnung getan werden. Trotz der großen Mühe, die eine Dorfanlage im Urwald macht, findet geradezu häufig eine Verlegung der Ortſchaften ſtatt. Die Veranlaſſung hierzu ſind wohl vielfach kriegeriſche Verwicklungen, aber durchaus nicht immer und überall. Der Boden hat ſich nicht ſo ertragsfähig gezeigt, wie man gehofft, Elefanten treten als Landplage auf und zertrampeln die Farmen: das ſind Gründe, die die Bevölkerung eines, ja einer ganzen Reihe von Dörfern bewegen, ſich anderswo anzuſiedeln. Auch abergläubiſche Vorſtellungen, meiſt infolge unaufgeklärt gebliebener epidemiſcher Krankheiten, ſind eben nicht ſeltene Beweggründe. So erſcheint, macht man den gleichen Weg nach einem halben Jahr zum Beiſpiel wieder, dieſelbe Gegend, wo vordem Dorf an Dorf ſich reihte, verödet und verwüſtet. Ein paar Kilometer ſeitlich hauſt aber ganz vergnügt der nämliche Gau weiter.

Dorfſtraße in einer Bantuſiedlung.

Ein gänzlich verſchiedenes Gepräge tragen die Anſiedlungen im Gebiet der Sudanvölker (ſ. Abb. auf S. 101 u. 107).

„Der Sudanneger baut ſich wenige Stämme ausgenommen — gehöftweiſe an (Abb. S. 132). Sorgfältig geflochtene Mattenzäune oder dichte lebende Hecken faſſen die oft aus einem Dutzend und mehr Häuſern beſtehenden Höfe ein. Ein richtiges Tor, oft mit Giebeldach, führt durch die dichte Um-

zäunung, in deren Flucht ſich nicht ſelten ſchattenſpendende Bäume erheben. Das geräumigere Haus des Hofbeſitzers, kleinere Weiberhäuſer, Hütten für die Hausſklaven, Vorratshäuſer, Palmweinhäuſer, nach ein oder zwei Seiten offene Verſammlungshallen: das alles birgt der Hof eines wohlhabenden Sudannegers. Der freie Hofraum iſt glatt geebnet und ſtets ſorgfältig geſtampft und gekehrt. In einer Ecke, manchmal aber auch gleich neben dem Eingang, befindet ſich ein großer Steintopf eingegraben, der die Stelle einer Latrinenanlage verſieht. Bananenhaine und kleine Farmen oder Baumpflanzungen ſchließen ſich nicht ſelten an den mattenumzäunten eigentlichen Hof an.

In dieſen Behauſungen ſpielt ſich das ganze innere Leben einer Familie ab; in der ſchönen Jahreszeit im Hofe, im Freien; in der Zeit der anhaltenden Regen in den Hütten.

Aus ſolchen Gehöften ſetzen ſich die Dörfer zuſammen. Daß bei dieſer Art der Anlage und den bedeutenden Bevölkerungsſtärken ſolch ein Ort eine ganz beträchtliche Ausdehnung beſitzt, liegt auf der Hand. Über mehr als einen Höhenzug erſtreckt ſich ein derartiger Stammesſitz, dazwiſchenliegende Mulden, ja Täler, ſowie Einzelhügel ſind mit hereingezogen. Fächerpalmen ragen in verſtreuten Gruppen über die Gehöfte.

Gehöft in Garua.

Zwiſchen den einzelnen Anweſen führen ganz ſchmale, ſchlechte Wege; vom Regen, der in Bächen ſich ſammelt und in ihnen herabſchießt, ausgewaſchene Rinnen; alſo bei trockenem Wetter holprig und bei naſſem glitſchig und ſchlüpfrig. Höchſtens liegen unregelmäßig große Steinbrocken und Felsplatten als Trittſteine, die aber nur zu nicht weniger unangenehmer Kletterei zwingen.

Das Häuptlingsgehöft liegt ungefähr in der Mitte des Ortes und bildet mit ſeiner ausgedehnten Anlage ein Dorf im kleinen, ein Gewirr von Häuſern, Hallen und Höfen. Namentlich das Weiberviertel iſt ein ganz erkleckliches Quartier. An das Häuptlingsgehöft ſchließt ſich der mehr weniger geräumige freie Volksverſammlungs- und Marktplatz.“ (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Der Vollſtändigkeit halber müſſen noch die in den Farmen verſtreut angelegten kleinen Hütten angeführt werden, die als Vorratshäuſer, Speicher, Aufbewahrungsraum für Feldgerät u. ſ. w. dienen. Die Formen ſind ganz verſchieden; häufig ſind es kleine, niedrige Häuschen, rund oder viereckig, ohne

Tür, darauf ein sorgfältig gearbeitetes kegelförmiges Dach. Will man Vorräte u. s. w. herausnehmen oder hineintun, wird einfach das ganze Dach abgehoben und wieder aufgesetzt.

Die Felder, Farmen liegen oft eine bis zwei Stunden von den Dörfern entfernt nach verschiedenen Richtungen, so daß sie meist den Ort in weitem Bogen einschließen.

Auch die großen Bevölkerungszentren Adamauas und Bornus haben in ihrer Anlage fast die gleiche Anordnung oder wenn man will — das Gegenteil davon, wie der eben geschilderte Typ eines Sudannegerortes; bei einigen läßt sich allerdings immerhin von Straßenzügen sprechen. Was ihnen das geschlossene Aussehen verleiht, sind die Befestigungsanlagen von oft mächtigen Dimensionen, wie sie uns bereits bekannt sind, und die auch hier ganze Stadtviertel bildenden Sultansresidenzen, die statt mit den eben geschilderten Mattenzäunen gleichfalls mit hohen Lehmmauern umwallt sind. Auch sonst treten vielfach Lehmmauern an Stelle der Matten. Gleiche Umfriedung schließt auch die im übrigen ärmlichen und kleinen Moscheen — nicht viel anders wie die Privathäuser — ab.

Mit der Schilderung Passarges von Ngaundere, des größten der großen Lamidositze Adamauas, der nahezu 30000 Menschen in seinen Mauern birgt, beenden wir unsere Wanderung durch die Stätten, in denen unsere schwarzen Landsleute da drunten am Äquator ihr Leben zubringen, um uns sodann umzusehen, wie und wo die Lebensbedürfnisse dieser Menschenmassen: in Ackerbau und Viehzucht, befriedigt werden.

„Die Stadt besitzt zwei Tore. Dieselben bestehen aus einem mächtigen Lehmhause mit spitzem Grasdach von etwa 6 m Höhe, welches völlig nach dem Typ eines Sauri (Eingangshaus) gebaut ist. Starke Balkentüren können den Eingang verschließen. Ein Damm führt über den Graben. Im Innern läuft der Mauer entlang ein breiter Weg und eine Stufe, auf welche sich die Verteidiger stellen, um durch die Scharten schießen zu können. In dem also von Mauern umschlossenen Stadtraum nun steht Hof an Hof, getrennt durch Lehmmauern oder Mattenzäune und schmale Gänge. Außer wenigen Hauptstraßen sind die Wege eng. Überall in der Stadt verteilt liegen zwischen kleineren Anwesen Palaste und Fulbegehöfte nach Art der Lamidoresidenz. Die Mauern sind grau, fahl oder bemalt, reiterhoch; Dracänen und die Dächer der Häuser unterbrechen angenehm die einförmigen Linien. Wüste Stadtteile mit zerfallenen Häusern, wie man sie sonst vielfach in den Sudanorten findet, gibt es hier nicht.

In der Mitte der Stadt steht der königliche Palast, welcher mit einer grauen Lehmmauer von wohl 200 m im Geviert und 6 bis 8 m Höhe umgeben ist. Auf der Nordseite befindet sich der Eingang. Der Palast besteht aus zahlreichen Höfen, welche durch Mattenzäune und Lehmmauern von einander getrennt sind, und es stehen darin Hunderte von Häusern, eine kleine Stadt für sich. Durch eine Reihe von Sauri gelangt man in das „Allerheiligste", einen kleinen freien Platz, wo im Schatten hoher Mauern der Lamido auf einem breiten Holzbett, mit Decken und Fellen behängt, Audienz zu erteilen pflegt.

## Ackerbau und Viehzucht.

Die Felder und Pflanzungen der Bantustämme, die sogenannten Farmen, liegen, wie die Dörfer, in gerodeten Urwaldlichtungen; entweder ans Dorf anschließend oder (und) davon getrennt.

Dem Auge des Europäers machen sie — einige wenige Stämme ausgenommen — einen ziemlich verwahrlosten Eindruck. Denn wir verbinden unwillkürlich mit dem Wort: Pflanzungen, Felder und dergleichen die Anschauung, daß die Menschenhand da gewissermaßen Ordnung geschaffen hat in dem wirren Pflanzenwuchse, wie ihn die Natur hervorbringt. Hier ist es gerade umgekehrt: die Menschenhand scheint nur verwüstet zu haben. Die Bäume, vielfach infolge der Pfeilerbildung am Wurzelende ganz bedeutend breiter als weiter oben, werden deshalb von den Eingeborenen in einer Höhe von etwa 3 bis 5 m über dem Boden geschlagen. In den Farmen fällt es ihnen dann nicht ein, die gefällten Stämme, Wurzelstöcke u. s. w. zu entfernen, wie auf den für die Dorfanlage bestimmten Rodungen. Alles bleibt liegen und stehen. Von den gestürzten Urwaldriesen werden Äste und Zweige nur zum Teil abgehauen und weggeschafft; und die Farm ist zum Anbau fertig. Wo der Boden frei ist, wird angepflanzt.

Die in diesen Farmen gezogenen Pflanzen, die einheimischen Kulturgewächse — einige haben wir schon früher kennen gelernt (S. 64 u. f.)

Digitized by Google

finden sich bei allen Bantustämmen. Daß der eine oder andere Stamm diese oder jene Farmpflanze überwiegend baut, ist natürlich selbstverständlich wie bei uns auch). Es sind von Knollenfrüchten: Koko (Arum esculentum), Maniok (Manihot utilissima), Yams (Dioscorea sativa), süße Kartoffeln; von Hülsenfrüchten: Erdnüsse (Arachis hypogaea), Bohnen, Mais; dazu kommen als Baumpflanzen: Ölpalme, Weinpalme und Banane (und zwar Musa sapientum). Ferner werden gepflanzt die Flaschenkürbisse (Lagenaria) zur Herstellung von Schüsseln und Schalen (Kalebassen); sowie das Zuckerrohr. Außerdem wird von einigen Stämmen Tabak gebaut, der übrigens auch wild wächst. In den Yaundeweilern zum Beispiel schließen sich an die querstehenden Versammlungshäuser fast regelmäßig Tabaksbeete an. Pfeffer (Arten von Capsicumpfeffer) und die Kolanuß, die wir als typisches Genußmittel der Sudanbewohner kennen lernen werden, sind von den Bantustämmen als solche gleichfalls geschätzt. Trotzdem werden Pfefferstrauch und Kolabaum bei ihnen nur wenig angebaut. Allerdings genügen von den aromatischen und scharfen Beeren des ersteren leicht geringe Mengen, und die Sterculia acuminata soll wild wachsen.

Die Ölpalme findet sich wie auch die Raphia nicht so fast in den Farmen, als weit mehr in unmittelbarer Nähe der Ortschaften. Letztere hat ihre hauptsächlichste Bedeutung für den Bantuneger als Baumaterial, wozu sich die ungemein langen, leichten Blattrippen vortrefflich eignen; ihre Rolle als Palmweinspenderin steht im Waldland in zweiter Linie. Die Ölpalme ist dem Bantu vom Standpunkt der Nahrung aus, aber auch aus hundert anderen Gründen unentbehrlich.

Sie liefert das Öl und die Palmkerne, Handelsprodukt und Nahrungsmittel; aus den abgeschnittenen Blütenständen den erfrischenden Palmmost und Palmwein. (Schon nach wenigen Stunden nämlich geht die Flüssigkeit in Gärung über, bekommt dann einen scharfen Geschmack und wirkt berauschend. Vertilgt wird der Palmsaft in beiden Stadien.) Die Blattrippen finden Verwendung beim Hausbau, die Fiederblätter bei Herstellung der Palmblattmatten und der Tragegestelle für Lasten. Letztere werden ferner verwertet als Flechtmaterial für Körbe, und zusammengebunden geben sie die oben bei den Einrichtungsgegenständen genannten Besen.

Das sind die Nahrungsmittel der Waldlandstämme aus dem Pflanzenreich; und da der Neger dieser Gebiete als Vegetarianer angesprochen werden muß, die Hauptnahrungsmittel. Übrigens scheint er das zu sein, mehr „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; wenigstens ist ihm Fleisch jederzeit ein Leckerbissen. So wird also wahrscheinlich beim Reichen auf der Tafel zu rechter Zeit Fleisch erscheinen, während der Ärmere nur selten diesen Genuß sich verstatten kann — wie bei unseren Bauern auch. (Darum ist auch die Freude so groß über einen erlegten Elefanten; da fällt dann doch für jeden ein erkleckliches Stück ab.)

Demgemäß werden Haustiere bei allen Stämmen gezogen; von den Wohlhabenden zum Verspeisen, von den Dürftigen zum Verkauf.

Ziegen, Schafe und Hühner sowie Hunde gibt es bei allen Bantustämmen. Das Schaf ist glatthaarig und besitzt nur kurze und kleine Hörner; die Hammel tragen an Brust und Hals eine stattliche Mähne. Ziegen und Schafe sind meist schwarz und weiß gezeichnet. Den Genuß des Eies kennen die Bantu-, übrigens auch die Sudanneger nicht. Die Hunde sind frech, zudringlich und diebisch: häßliche Köter von nicht bestimmbarer Rasse; eine annähernde Ähnlichkeit mit den Forterriers läßt sich schließlich herausfinden, auch in den Farben; manche sind ganz gelblich. Daß sie von vielen Stämmen gerne verspeist werden, haben wir bereits gehört. Rinder findet man im allgemeinen wenig; doch verlegen sich immerhin einige Stämme auf deren Zucht, so die Bakwiri am Kamerungebirge und einige Stämme



Digitized by Google

im Südteil Kameruns. Sie sind klein, glatthaarig, meist schwarz und weiß gezeichnet und besitzen sehr lange, schwach gebogene Hörner. Ebensowenig wie den Genuß des Eies kennen die Bantustämme den der Milch; und da infolgedessen die Kühe nicht gemolken werden, geben sie Milch nur so lange, als das Kalb an der Mutter trinkt. Pferde, Schweine und Katzen gibt es bei den Bantu nicht.

Zur Sudanbevölkerung übergehend, treffen wir hier, was vegetabilische Nahrung anbelangt, auf einen tiefgehenden grundsätzlichen Unterschied zwischen ihr und der Banturasse.

Dem Bantuneger ist die Ölpalme unentbehrlich, im Sudan ist sie von untergeordneter Bedeutung; das charakteristische Nahrungsmittel für den Sudanneger ist der Mais und die Hirse, für den Bantu die Banane und die Yamwurzel. Auch in Hinsicht auf den Unterschied des Getränkes spielt die Ölpalme mit herein. Der Sudanneger zapft sich seinen Palmwein aus der Weinpalme, der Bantu schlürft ihn aus dem Natursaß der Ölpalme.

Die vielen tausend Magen zu befriedigen, bedarf es ausgedehnter Farmen; und zahlreicher wie im Waldland werden Haustiere gehalten, so daß man bereits die ersten Anfänge einer wirklichen Viehzucht darin zu erkennen vermag. In ausgedehntestem Maße wird sie von den Fulbe getrieben; sind doch die Borroro (vergl. S. 80 u. f) als Hirtenvolk ins Land gekommen. Bei der Verfolgung des geschlagenen Tibatisultans traf Dominik auf Herden von vieltausend Stück. Daß die aus Tier- und Pflanzenreich gewonnenen Erzeugnisse auch Gegenstände des Handels bilden und dabei natürlich die örtlichen Bedingungen für das Überwiegen dieses oder jenes Produktes bei den verschiedenen Stämmen maßgebend sind, wissen wir von der Besprechung der Märkte her.

Die Farmen liegen in den weiten Tälern und Mulden; für natürliche Bewässerung sorgen die zahlreichen Bäche. Die Fruchtbarkeit ist außerordentlich. Auch wird nicht selten gewechselt oder auch eine Strecke Landes, bereits eine Zeitlang als Farm benutzt, bleibt ein und mehrere Jahre brach und wird erst dann wieder bebaut. Afrikanisches Landrecht ist ja: Nicht bebautes Land ist herrenlos und gehört dem, der es zuerst bebaut. Aber gerade in dieser Beziehung gibt es unaufhörliche Streitigkeiten (Grenzstreitigkeiten), und ähnelt der Neger aufs Haar unseren prozeßsüchtigen Bauern.

Außer Mais und Hirse finden sich — als Nahrungsmittel in zweiter Linie — so ziemlich auch alle Kulturpflanzen der Bantu; in ausgedehntem Maße wird bei vielen, ja den meisten Sudanstämmen der Tabak gebaut (merkwürdigerweise besteht nach Morgen bei den Wute ein direktes Verbot des Tabakbaus und -genusses); außerdem in Bornu und Logon Reis und Indigo, welch letzterer auch schon in Nordadamaua fleißig gepflanzt wird (vergl. S. 65). Der Kolabaum wird bei einigen Stämmen als regelrechte Farmpflanze gezogen.

Der Ackerbau ist — und das gilt auch voll und ganz für alle Bantuvölker — ein Hackbau; er wird in sehr einfacher, ja liederlicher Weise betrieben.

Daß die Farmen dann trotzdem ein ordentliches Aussehen haben, verdanken sie mehr der gütigen Natur und der Fruchtbarkeit als menschlicher Sorgfalt. Doch bringt immerhin die Unzulänglichkeit der Geräte, sowie die Mannigfaltigkeit der Bodenfrüchte Mühe und Arbeit genug mit sich. Mit Erdhacken wird der Boden gelockert. Auf den im Getreidebau bestimmten Flächen werden dann lange, schmale Beete mit dem gleichen Werkzeug aufgeworfen, auf den für Knollenfrüchte in Aussicht genommenen kleine Hügel gehäufelt. Saat bezeichnungsweise frucht wird ganz oberflächlich in

Digitized by Google

die Erde geworfen und mit der Ferſe leicht eingedrückt. Nach einiger Zeit, wenn die Saat ſprießt, wird gejätet und bis zur Ernte geſchieht dann nichts mehr. Wird ein bisher noch unbebautes Stück Land zur Farm umgewandelt, ſo geht dem Auflockern mit der Erdhacke ein Roden voraus, im Abbrennen und Ausreißen der Wurzelſtöcke beſtehend.

Zu den Ernten — die Hauptarbeit iſt die Ernte der großen Getreideflächen Hirſe und Mais — wird die ganze Dorfbevölkerung aufgeboten und in wenig Tagen iſt ſie unter Dach und Fach der geſchilderten Farmvorratshäuschen gebracht. In Adamaua finden ſich dieſe — wie ſchon erwähnt, von den verſchiedenſten Formen — häufig auf Gerüſte geſtellt, zum Schutz gegen die Feldmäuſe. Die Ähren werden abgebrochen und abgeſchnitten, die Halme bleiben vorerſt ſtehen.

Die Haustiere ſind die gleichen, wie wir ſie bei den Bantu kennen gelernt haben; einzelne Stämme züchten auch Schweine. Die Katzen fehlen auch hier (die Zintgraffſche Expedition jedoch hat dieſe Tiere in den Grenzgebieten Südweſtadamauas eingebürgert). Einem anderen Schlag gehören die Rinder des Sudan an: es ſind die bunten oder braunen Fettbuckelrinder mit langen Hörnern; überwiegend im Beſitz der Fulbe, die auch ſehr wohl die Milch und die Butter zu ſchätzen wiſſen. Zwei den Bantu gänzlich fremde Tiere treten hier auf den Plan: das Pferd und der Eſel. Während letzterer nur innerhalb der mohammedaniſchen Welt als Haustier gehalten wird, iſt das Pferd Gemeingut der ganzen Sudanbevölkerung.

Gehöft eines Bali (Bantuſudanſtamm).

„Die Hauptzuchtländer ſind Bornu und Marrua. Zwei größere Pferderaſſen werden ausſchließlich zum Reiten benutzt, während ſehr kräftige Ponys, gleich den Eſeln, als Laſttiere Verwendung finden. Das Sudanpferd iſt zäh und genügſam. Ohne Eiſen überwinden die Tiere die ſteinigen Gebirgsmaſſive, ohne Scheu durchſchwimmen ſie reißende Ströme, bei ſpärlichſtem Futter klettern ſie gewandt über geſtürzte Baumrieſen.“ (Aus: Dominik, Kamerun ꝛc.)

Endlich ſei noch erwähnt das Züchten von Bienen im Sudan ſeitens der mohammedaniſchen Bevölkerung. Allenthalben findet man auf den Bäumen Bienenkörbe, die vorn durch eine Lehmwand, in der ſich ein Flugloch befindet, geſchloſſen ſind. Die heidniſchen Sudanneger befaſſen ſich mit der Zucht nicht, doch wiſſen ſie ſehr wohl den in Geſteinslöchern niſtenden Tierchen durch Ausräuchern ihre ſüße Beute zu rauben. —

Die pflanzlichen und tieriſchen Rohprodukte, die unſeren ſchwarzen Brüdern da draußen in Kamerun die reiche Tropennatur zur Verfügung ſtellt, kennen wir ſomit; ſehen wir ihnen nun zu bei ihrer Verarbeitung und Verwendung zu Speiſ' und Trank, zu ſonſtigen Zwecken; werfen wir überhaupt einen

Blick in ihre Lebensweise, in ihre Industrie, wobei wir auch die Erinnerung an das über Pflanzendecke und Tierwelt bereits Gehörte (S. 56 u. f.) wieder auffrischen müssen.

## Lebensweise.

Der Bantu ist Kleinhändler; der Sudanneger ein ackerbau- und gewerbetreibendes oder (und) kriegslustiges Volkselement; der Haussa und Araber ist, soweit er nicht seßhaft geworden, der Handelsmann par excellence; der Fulbe der ritterliche Stegreifreiter oder nomadisierender Viehhirt: damit ist eigentlich im Grunde genommen schon ihre Beschäftigung und die sich daraus ergebende Lebensführung gezeichnet. Die Lebensweise im engeren Rahmen bei den mohammedanischen Volksbestandteilen regeln ihre religiösen Vorschriften; im übrigen spielt sich ihre und der anderen volklichen Elemente Kameruns Lebensführung den Tag, das Jahr über im großen und ganzen ziemlich gleichmäßig, innerhalb der betreffenden Völkergruppen annähernd gleichartig ab, so daß wir mit Fug und Recht einzelne Stämme als Typen in dieser Hinsicht herausgreifen dürfen und in ihrer Betrachtung auch die anderen kennen lernen.

In der Bantugruppe wählen wir das in ihr auf ziemlich hoher kultureller Stufe stehende stammreiche Yaundevolk.

„Das tägliche Leben ist ein ziemlich eintöniges. Der Yaunde schlaft auf bloßen Bambusbetten ohne Matten, ohne jede Bedeckung am glimmenden Feuer, welches dann und wann angeschürt wird. Beim ersten Hahnenschrei erhebt er sich, hockt fröstelnd an dem Feuer, putzt sich die Zähne und bereitet sich das Frühstück (Manjana), einen aus reifen Bananen gekochten Brei, der ähnlich wie Apfelmus schmeckt. Geht die Sonne auf, so kriecht alles aus den Hütten und begrüßt sich mit „Avama", die Gegenantwort lautet „Aba". Der Familienvater begibt sich in das große Männerhaus, um die dort schlafenden Gäste zu begrüßen und sein Vorfrühstück, bestehend aus einer Kolanuß mit Malgettapfeffer, zu verzehren, geht darauf zur Trommel, um irgend eine Anfrage zu stellen, sieht nach seiner Herde und nimmt gegen sieben Uhr das eigentliche Frühstück mit seinen Gästen ein. Die Weiber machen sich nun auf den Weg zur Farm, holen Wasser oder Ton. Sind die Farmen in Ordnung, so gehen sie wohl auch fischen. Gegen Mittag findet sich alles wieder im Dorfe ein. Die Männer gehen ihren Handelsgeschäften nach, spielen und rauchen, die Weiber kochen das Essen, andere formen Töpfe, kochen Öl, flechten Körbe oder Stricke, zanken sich auch zum Gaudium der Männer, um sich zuletzt in den Haaren zu liegen. Andere bemalen ihren Körper mit Rotholz und schmücken sich, um dann beim Flötenspiel zu tanzen. Um fünf Uhr Abends nehmen sie die Hauptmahlzeit. Die Speisekarte ist sehr abwechslungsreich. Außer gekochten oder gerösteten Bananen, ferner Yams, Spinaten, Kürbis gibt es mancherlei Suppen aus Palmöl mit Kürbiskernen, Pilzen, Eierfrucht u. s. w. Auch verschiedene Fleischspeisen sind vorhanden, teils solche, von denen die Männer essen, teils auch solche nur die Frauen. Für letztere ist besonders Schaf und Ziegenfleisch verpönt, sowie verschiedene Wildbretarten. Gleichgültig ist der Zustand und der Fäulnisgrad des Fleisches. Kleinwild, wie Vögel, Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen und Schnecken, werden ebenfalls verzehrt; ganz besondere Leckerbissen bilden Raupen, Puppen und Engerlinge, Termiten und Ameisen. Diese alle werden mit Palmöl, Pfeffer u. s. w. lecker zubereitet und mit großem Appetit verzehrt. Beim Essen bedient man sich des Löffels und der Finger.

Nach Sonnenuntergang werden Topfe gebrannt, Öl gekocht. Gegen sieben Uhr ziehen die meisten in ihre Hütten zurück." (Aus Mitteilungen rc.: Zenkers Bericht über Yaunde.)

Ein ganz anderes Bild entrollt sich vor uns, betreten wir das Gebiet der ja in allem weit höher stehenden Sudanbevölkerung.

„Die Tagesbeschäftigung richtet sich nach der Jahreszeit, oder genauer, nach dem Stande der Farmarbeiten. Die Sudanstämme sind in erster Linie eine ackerbautreibende Bevölkerung, und so regelt die Feldbestellung als wichtigste Tätigkeit die Arbeitseinteilung und -verteilung das ganze Jahr über. Wie bei uns der größere Teil des Jahres den Bauern aufs Feld hinaus führt, in der Erntezeit die ganze Dorfbewohnerschaft sich draußen tummelt und er nur die Wintermonate, ganz unter Dach und Fach sitzend, den verschiedenen häuslichen Arbeiten widmet, genau so im Hochland Nordkameruns. Die Trockenzeit ist Farmzeit, die Regenmonate bringt der Hochländer größtenteils in seinem Gehöfte zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegszeit; da liegen Heidenbevölkerung und Mohammedaner draußen im Felde. Als Hauptquartier sind die Trockenzeitswochen. Man sieht, es gibt Tags über genug zu tun, um so beschaulicher genießt der Sudanbewohner dann den

Abende oder in der Regenperiode die ruhigen Monate. Doch müßig ist er auch da nicht; hier- lande gibt es so wenig wie bei unseren leider nur immer seltener werdenden ganzen, echten Bauern eine Arbeitsteilung. Ist in der Feld- bestellungszeit der Sudanneger in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Be- werbe Beschäftigung im Hause genug.

Eher läßt sich von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feld- arbeit obliegt fast ausschließlich den Weibern. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unseren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken von Matten und dergleichen, werden fast ausschließlich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei, das Spinnen des Fadens ist überwiegend Be- schäftigung der Männer: bedächtig und sorgsam werden die Baumwollfasern auf ein Bambus- stäbchen gewickelt und dann mit der Spindel der Faden gesponnen. Auch die Nadel zu schwingen ist hierzulande Vorrecht der Männer. Herbei- schleppen der Lebensmittel aus den Farmen, sowie von Feuerholz, Zubereitung der Speisen und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber.

Mit dem ersten Morgengrauen wird es in einem Waldorfe lebendig. Die niedergebrannten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühmahlzeit. Die vorhergehend gezeichnete Arbeitseinteilung macht sich dem Vornehmen, Wohlhabenden natürlich weit weniger fühlbar als der großen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen oder der ersteren fron- pflichtigen Masse der Bevölkerung — wie bei uns.

In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den ersteren in die Farm- bestellung teilen, mit Feldgerät und Körben hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Züge von Marktleuten aus dem Dorfe und verschwin- den bald im hohen Grase; desgleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalebassen in die Bambushaine ziehen, den sehnsüchtig er- warteten Palmwein zu zapfen.

Später begibt sich dann der Vornehme, Reiche mit Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Be- aufsichtigung und Antreibung oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Dorfkönigs. Langsam schreitet er dahin im weit- wallenden langen Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken und beide Hände darüber gelegt. Am Halse rückwärts hängt das eigen- tümlich geformte, mit Handgriff versehene Dolch- messer, Kuama genannt, und am Arme die Peitsche. Einer seiner Sklaven schleppt ihm die unvermeid- liche wuchtige Pfeife mit Griffring am Rohre nach, aus der er ab und zu einige Züge tut; ein anderer trägt den Haarwedel mit schon verziertem Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit; und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trinkhorn.

Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Dorf Tags über fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagsstunden kehren die verschiedenen Gruppen, mit Speise und Trank schwer bepackt, wieder allmählich heim; im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tage- und wochenlang in den Farmdörfern.

Nun wird's in den Gehöften lebendig, wie man's in den ruhigen Regenmonaten bei nur einigermaßen erträglichem Wetter den ganzen Tag über sieht. Im Freien spielt sich das Leben des Negers, des Südländers überhaupt, ab, und der Hofraum der Gehöfte ist hier der Schauplatz.

Die Bastmatten und Schemel werden aus den Hütten herausgetragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder kauert in Hockstellung (in der, nebenbei bemerkt, von Weibern und Männern alle natür- lichen Bedürfnisse verrichtet werden) der ganze Haushalt bei eifrigem Gespräch, Pfeife und Palm- wein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder in fleißiger Handwerkstätigkeit.

Die Hauptmahlzeit findet stets Abends statt. Dann kommen die Nachbarn gegenseitig auf Be- such, die Männer schwatzen und trinken und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch improvisierten Tänzen insoweit, als einer oder der andere eines der Hausmusik- instrumente handhabt." (Aus: Hutter, Wande- rungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Wie alle Neger, so sind auch die Sudanstämme ein tanz-, musik- und sanglustiges Völkchen. Vielgestaltig sind die Instrumente, Saiten- und Blasinstrumente, vielgestaltig und oft ganz melo- disch die meist improvisierten Lieder; vielgestaltig auch die Tanzweisen: unschön zum Teil und un- anständig (nach unseren Anschauungen), zum Teil aber geradezu anmutig. Beide Geschlechter tanzen stets getrennt und auch dann nicht paar- weise. Die Tänze der Männer sind stets Kriegs- oder Waffenspiele.

Zubereitung der Speisen und Einnahme ist fast gleich den diesbezüglichen Verhältnissen, wie sie uns Zenker von den Baganda berichtet hat. In erster Linie sind aber Hirse und Mais die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Zu den dort aufgeführten „Delikatessen" treten hier noch die Heuschrecken und in weit höherem Grade die Kola- oder Guronuß. Auch der Palmwein, eigentlich Getränk, muß bei einigen Stämmen schon mehr zu den Genußmitteln gezählt werden, so leidenschaftlich gern und in solchen Quantitäten wird er vertilgt; die Bali dürften hierin „an der Spitze der Zivilisation" marschieren! Er wird stets in frischem Zustande, also ungegoren, ge- trunken und meist gewärmt. Beinahe ebenso be- liebt ist eine Art Bier, aus Mais und Hirse, unter Zusatz von Honig, gewonnen und stets kalt genossen. Es ist eine braune, trübe, an- genehm säuerliche Flüssigkeit, durch wiederholtes Kochen der Körner, Abziehen und Gärenlassen zu- bereitet.

Luxuriöser natürlich und noch vielseitiger gestaltet sich die Lebensweise in den großen Zentren Adamauas, wo die entwickelte Viehzucht eine Reihe weiterer Produkte liefert, und in dem hochkultivierten Bornu. Die in der Trockenzeit allenthalben ziehenden Handelszüge der Haussakarawanen führen

Digitized by Google

ein weiteres Element in die Mannigfaltigkeit der täglichen Bilder ein. Für das Innenleben der einzelnen aber ist — in größere Verhältnisse übersetzt — das eben entworfene Bild aus Sudannegerbehausungen zutreffend. Denn wird in diesen Ländern auch vieles auf den großen Märkten gekauft — das meiste, insbesondere die täglichen Bedürfnisse müssen doch im Hause selbst zubereitet werden; und dann schafft ja gerade die Herstellung der auf dem Markt feilgebotenen Waren rege Arbeit im Einzelhaushalt. Der Fulbe nur für seine Person muß aus diesem Rahmen fleißiger Tätigkeit in Haus und Feld, auf Markt und Wegen ausgenommen werden; soweit er nicht, als Herr oder Gefolgsmann, im Sattel sitzt oder auf den ausgedehnten Weideplätzen der Viehzucht obliegt, ist er — ein ritterlicher Faulenzer.

## Industrie; Gewerbe.

Wie nicht leicht auf einem anderen kulturellen Gebiet kommt hier das Gesetz der Steigerung von der Küste gegen den Tsad zu zum Ausdruck. Nicht so fast die Fähigkeit, die Intelligenz fehlt dem Bantu, sich hier auf die hohe Stufe der nördlichen Sudanbevölkerung zu erheben, vielmehr der mangelnde Ernst der Tätigkeit, Mangel an Ausdauer; insbesondere aber die durch das Erscheinen des Weißen mit seinen Folgen noch gesteigerte Leichtigkeit, müheloser Verdienst und Gewinn sich zu verschaffen — durch den Handel. So liegen, wie wir schon hörten, bei den Küstenstämmen Gewerbe und Industrie danieder; neben der allen Negerstämmen gemeinsamen Kunst der Töpferei kann nur die Schnitzkunst, speziell auf ihre Hauptverkehrsmittel, die Kanu, angewendet, als hervorragende Handfertigkeit aufgeführt werden. Schon höher stehen die weiter im Innern wohnenden Bantustämme der Yaunde und Bane im südlichen, der Bangwa und Banyang im nördlichen Waldgebiet Kameruns; bei den drei ersteren ist namentlich die Schmiedekunst sehr entwickelt; letztere haben wir als Hausbaumeister kennen gelernt. Ihren Höhepunkt — vom afrikanischen Standpunkt aus — erreicht die Entwicklung der gewerblichen Tätigkeit bei der Sudanbevölkerung, wozu in diesem Fall auch der fleißige, emsige Haussa gezählt werden muß; hat doch er dem eigentlichen Sudanneger gar manche Industriezweige gebracht und gelehrt, die nunmehr als geistiges Eigentum der ganzen Sudanbevölkerung erscheinen. Der Fulbe schaltet sich auch auf diesem kulturellen Gebiet fast gänzlich aus.

Hier im Sudan kann und muß geradezu von Industrie gesprochen werden.

„Auf der Höhe einer ausgesprochenen Trennung zwischen Ackerbau und Industrie, zwischen den einzelnen Industriezweigen selbst, steht sie im ganzen Sudan — nicht einmal in dem hochentwickelten Bornu — noch nicht. Gottlob noch nicht. Denn das ist für einen Teil der Bevölkerung, eben für den industriellen, gleichbedeutend mit der Loslösung von der Scholle — und Antaios blieb nur so lange ein unüberwindbarer Riese, als er Fühlung mit der Mutter Erde hatte. Der gleiche Mensch holt sich da draußen noch aus Tier- und Pflanzenreich die Erzeugnisse und verarbeitet sie. Daß sich dabei eine gewisse Vorliebe des oder der einzelnen für diese oder jene gewerbliche Tätigkeit entwickelt, ist klar, und daß damit auch das Geschick sich vervollkommnet beziehungsweise vermindert; aber von da bis zum vollständigen Unvermögen ist noch ein weiter Schritt. Diesen Schritt hat die Sudanbevölkerung noch nicht getan. Ebenso liegt auf der Hand, daß in solchen von modernen Verkehrsadern noch nicht durchzogenen Gebieten, in denen die Rohprodukte nicht auf große Entfernungen und in großen Massen da- und dorthin geworfen werden können, die örtlichen Bedingungen einen ganz wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung dieses oder jenes Gewerbezweiges üben." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Die Vielartigkeit der Erzeugnisse, die verschiedenen „Spezialitäten" verschiedener Stämme haben wir des öfteren bereits kennen gelernt; so können wir uns hier kürzer fassen.

Digitized by Google

Die Holzſchnitzkunſt erzeugt die mannigfaltigſten Meſſer- und Schwertergriffformen, Schemel, Holzlöffel, Kalebaſſen, Muſikinſtrumente, Tanzmasken, Nachbildungen von Tierköpfen u. ſ. w. und insbeſondere prächtig geſchnitzte Pfeifenrohre von 30 cm bis 1,5 m Länge (vergl. auch Abb. auf S. 26).

Die Tonbearbeitung liefert hiezu die ebenſo eigenartigen Pfeifenköpfe von den einfachſten Formen bis zu den kunſtvollſten Gebilden, von den kleinſten zierlichſten Größen bis zu wahren Ungetümen; darin exzellieren insbeſondere die Bali. Große und kleine Töpfe, Aufbewahrungsſchalen aller Art ſind weitere Erzeugniſſe dieſes Induſtriezweiges — und das alles ohne Töpferſcheibe!

Die Beininduſtrie beſchäftigt ſich mit Anfertigung oder vielmehr Zurichtung von Büffel- und Rindviehgehörn zu Trinkhörnern, beſteht alſo in möglichſter Aushöhlung derſelben und namentlich in Schmückung der Außenſeite. Die Trinkhörner der Vornehmen ſind häufig von oben bis unten mit eingegrabenen Verzierungen, meiſt ornamentaler Art, bedeckt. Ein weiteres Feld der Beinbearbeitung iſt die Zurichtung großer gekrümmter Elefantenzähne zu den Heerhörnern, die das Volk zur Verſammlung, zum Tanz, zu Ernſt und Spiel rufen. Die Hauptſchwierigkeit bei der Bearbeitung bildet hier die Aushöhlung. Die aufzuwendende Geduld darf man wahrlich bewundern. Die Aushöhlung muß bis zur Spitze des Zahnes ſtatthaben; etwa eine Handbreite davon entfernt, auf der Innenſeite der Krümmung, befindet ſich das Blaſeloch wie bei einer Flöte. Schließlich iſt noch die Anfertigung von Schmuckgegenſtänden, gleichfalls aus Elfenbein, in Geſtalt von Armringen zu nennen. Die tadelloſe Ausführung dieſer Gegenſtände iſt angeſichts der mehr als einfachen Werkzeuge doppelt bewundernswert. Mit dem Ring als ſolchem nicht zufrieden, wandert er nicht ſelten in die Schmiedewerkſtatt und wird in geſchmackvollſter Weiſe mit einem zierlich gearbeiteten Geſpinſt aus Meſſing überzogen.

Ein Kanuſchnabel der Duala (an dem S. 21 abgebildeten Kanu angebracht).

Die Flechterei verwendet zu ihren feineren Erzeugniſſen Pflanzenfaſern. Hauptſächlich ſind es Taſchen und Käppchen von den zierlichſten ganz

kleinen Anhängetäschchen bis zu mächtigen Säcken, die fünf und sechs große gefüllte Kalebassen aufzunehmen vermögen. Fast jedes Stück — und fast jeder und jede besitzt deren mehrere — zeigt ein anderes Muster, und alle sind geschmackvoll in gedämpften, harmonisch zueinander passenden Farben gehalten. Zu den Arbeiten aus stärkerem Material sind zu zählen die Schlafmatten von verschiedenen Ausmaßen (bis zu 2 m lang und 1 m breit), die zur Umzäunung der Gehöfte dienenden starken Geflechte, etwa 2 m hoch und oft 6, 8 und 10 m lang, ferner Körbe. Das hiezu verwendete Material ist ausnahmslos junger Bambus, ganz oder geteilt, nur die Körbe werden bisweilen auch aus rutenartigen Laubzweigen geflochten.

Das urälteste, ureigenste Gewerbe der Sudanneger — und wie wir eben hörten, auch einiger Bantustämme Kameruns — ist das Schmiedehandwerk, zugleich im höchsten Ansehen stehend. Oder richtiger die Eisengewinnung und Eisenbearbeitung. Beide Fertigkeiten sind im ganzen Zentralsudan (und auch bei den paar Bantustämmen) prinzipiell gleich, mögen auch die Geräte sich da und dort etwas ändern. Die Batta und Durru im Sultanat Yola, die Lakka (oder Gadago) östlich davon, verschiedene Stämme im Sultanat Ngaumdere und Tibati, die Balivölker an der Südwestgrenze Adamauas, die Wute im Süden dieses Landes werden als die besten Schmiede, weitum berühmt, genannt. Die Eisengewinnung gründet sich auf den den Eingeborenen wohlbekannten Eisengehalt des Laterits und des wesentlich höheren des von ihnen als „Eisenstein" bezeichneten Quarzgerölles (Brauneisenstein, Raseneisenstein).

„Im Baligebiet haben die Kohlenmeiler (zur Gewinnung der Holzkohle) die Form einer flachen, etwa 1 m hohen Kuppel bei einem Bodendurchmesser von 3 bis 4 m. Diese Kuppel ist mit einer Schicht von Graswurzelstöcken mit daran haftender Erde überkleidet; auf allen Seiten sind kleine Löcher, teils offen, teils mit langen Holzpflöcken zugestopft. Der Kohlenbrenner zieht letztere bald da, bald dort heraus und verschließt hin und wieder bisher offene Löcher mit ihnen: also Luftzutrittsregulierung.

Die Eisenschmelzöfen sind aus Lehm geformte, etwa 1,5 m hohe abgestumpfte Kegel mit dicken Wänden; an einer Seite, nahe dem Boden, befindet sich eine segmentförmige Öffnung. Die Bodenfläche, auf der der Hochofen aufsitzt, ist festgestampft oder mit Lehm überkleidet und zeigt eine muldenförmige Vertiefung, die bis über die vorgenannte Öffnung in der Wand reichend, in eine Art Rinne verläuft. Im Inneren des Ofens sind zwei Hohlräume, die durch eine enge Öffnung miteinander in Verbindung stehen. Die untere soll das Brennmaterial, Kohle und Holz, aufnehmen, und wird durch die Öffnung in der Seitenwand gefüllt; die obere das Eisensteingeroll, mit Kohle gemengt, und wird durch eine oben am stumpfen Kegelende vorhandene Öffnung beschickt. An der Basis des Kegels, in geringer Höhe über dem Boden, sind ringsum kleine Öffnungen angebracht zur Ermöglichung des Luftzutritts ins Innere. Ist der Ofen in Betrieb, wozu anfänglich nicht selten Blasebälge nötig sind, so wird nach Beschickung die größere seitliche Öffnung mit Lehm zugemauert.

Das in diesen Hochöfen gewonnene Eisen ist unrein, mit Holzkohlenstückchen und Schlackenteilen durchsetzt, wird aber durch vieles Glühen und Hämmern allmählich zu brauchbarem Schmiedeeisen.

Das Schmiedefeuer befindet sich am Boden, gewöhnlich in einer leichten Vertiefung. Daneben liegt der Blasebalg. Der Amboß ist ein großer, oben flacher Stein, auch Eisenblöcke sah ich. Als Hammer dient gleichfalls ein Stein, aber nur für die erste, gröbste Arbeit; zur weiteren Ausführung bedienen sich die Schmiede keulenförmiger Hammereisen von verschiedenen Formen und Größen. Schließlich verfügen sie noch über eine Art Zange: ein dünnes Eisenband ist U-förmig zusammengebogen und wird ähnlich einer Pinzette gehandhabt. Mit diesen wenigen, mehr als einfachen Gerätschaften werden die verschiedenstgestaltigen Gegenstände gefertigt; Geduld und Fleiß muß die Stelle vervollkommneterer Werkzeuge vertreten." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.) Ein Vergleich dieser Schilderung mit nebenstehender Abbildung ergibt gleich die Art und den Grad der oben angedeuteten Verschiedenheiten.

Äxte, Schwerter, Messer, groß und klein, Speerblätter und -spitzen der verschiedensten Formen mit den feinsten Widerhaken, Erdhacken, Klapperinstrumente aller Art, Ringe, Haarpfeile, Rasiermesser: all das geht aus den geschickten Händen der schwarzen Weiande der Sudangebiete hervor. Sogar Nähnadeln fertigen sie. Das Öhr wird in der Weise hergestellt, daß eine

Digitized by Google

der ganz fein ausgearbeiteten Spitzen im Feuer umgebogen und an den Nadelſchaft angeſchweißt wird. Die kunſtvollen Eiſenrüſtungen für Reiter und Roß, ferner Schlöſſer, Scheren ſind ausſchließlich Erzeugniſſe der ſchmiedenden Völker der mohammedaniſchen Staaten. Metallpfeifen kunſtvoll zu gießen oder zu hämmern iſt hinwiederum den an der Südweſtgrenze Adamauas lebenden Stämmen gegeben.

„Waren die bisher betrachteten Handwerke allen Stämmen Adamauas und Bornus in größerer oder geringerer Vollkommenheit eigen, ſo gibt es doch einige, welche im weſentlichen auf die mohammedaniſche Welt beſchränkt, zum mindeſten unzweifelhaft von ihr ausgegangen ſind. Dazu gehören in erſter Linie die Weberei und Färberei, ſodann die Lederarbeiten. Der Iſlam ja war es, wie wir gleich hören werden, der im Sudan die Bekleidung brachte und bringt (wie von der Küſte aus das Chriſtentum). Baumwolle wuchs im Lande, der Webſtuhl kam von auswärts. Sein Prinzip iſt das gleiche, wie an den Webſtuhlen unſerer Bauern und wie es durch die ganze Welt geht. Die häufigſte Farbe iſt Indigoblau“ — namentlich die Logonlandſchaft iſt wegen ihrer Färberkunſt berühmt — „daneben Gelb und Rot. Häufig ſind auch blau-weiß gemuſterte Tuche.

Inneres einer Eiſenſchmelzhütte und Schmiede der Baunde. Links oben: Blaſebalg. Rechts oben: Tonröhre, um die Luft nach unten in den Ofen einzublaſen.

Unzweifelhaft nördlichen Urſprungs iſt ſchließlich das Lederwerk. Zwar verſtehen auch die Heiden Felle zu gerben und Lederarbeiten zu machen,“ — ſogar ſehr gefällige, verſchieden gemuſtert (ſchwarz und Naturfarbe), wie Meſſerſcheiden, Wehrgehänge, Sandalen, Peitſchen u. ſ. w. — „allein zur Höhe der Arbeiten der Mohammedaner haben ſie ſich nicht aufgeſchwungen. Man verſteht es im Sudan nicht bloß, das Leder zu gerben, ſondern auch zu färben und fertigt Taſchen, Schuhe, Stiefel, Sättel, Zaumzeug u. ſ. w. Die Technik, wie die Muſter verraten noch deutlich ihre Herkunft, nämlich Marokko.“ (Aus: Paſſarge, Adamaua.)

Wirkliche Kunſt iſt in Adamaua und Bornu in den allererſten Anfängen, beim Bantu unbekannt. Die darſtellende Kunſt kann ſich der mohammedaniſchen Religion wegen nicht entwickeln; die Heidenſtämme kennen nur roheſte Ornamentik in drei Farben: Weiß, Rot und Schwarz, rohe Verſuche von Tiergebilden und Fetiſchen. Die muſikaliſche Kunſt ſteht gleichfalls auf der allerunterſten Stufe, wenn auch manche der Melodien eines gewiſſen Wohlklangs nicht entbehren. Beide, Plaſtik und Muſik, dienen vorwiegend religiöſen Zwecken. So leitet uns dies Moment, wie auch die naheliegende Frage nach Anwendung der gewerblichen Kunſtfertigkeiten auf Gepflogenheiten, Trachten u. ſ. w. zum

letzten Kapitel dieſer ethnographiſchen Rundſchau in unſerem Schutzgebiet hinüber, zur Betrachtung der

Sitten, Gebräuche und religiöſen Verhältniſſe.

Bei Betrachtung dieſer Punkte heißt das trennende Moment nicht ſo faſt Bantu-, Sudanneger, Fulbe u. ſ. w., ſondern Heiden und Mohammedaner. Es bieten alſo nicht ſo faſt die einzelnen Völkergruppen die Unterſcheidungsmerkmale als vielmehr die Religion. Demgemäß wollen in nachſtehendem (indem wir teilweiſe der zuſammenfaſſenden Darſtellung *Paſſarges* folgen) unter den Heiden auch die Bantuſtämme Kameruns mit inbegriffen werden; ein Eingehen auf die tauſenderlei kleinen Verſchiedenheiten der Unzahl von heidniſchen Bantu- und Sudannegerſtämmen iſt unmöglich — das gäbe allein ſchon ein dickes Buch.

Waffen und Geräte der Grenzvölker Südweſtadamauas.

a) Käppchen (aus Pflanzenfaſern). b) Pfeifen. c) Bekleidung der Weiber (am Geſäß getragen). d) Schemel. e) Wehrgehänge, Haarpfeile, Raſiermeſſer. f) Scheide für Haumeſſer. g) Geſichtsmaske (bei Totentänzen getragen).

Tracht und Bekleidung — nur auf dieſe noch einzugehen, erübrigt uns hier; die übrigen Lebensgepflogenheiten in Krieg und Frieden haben wir da und dort bereits kennen gelernt — der heidniſchen Stämme iſt im allgemeinen ſehr primitiv: ein zwiſchen den Beinen durchgezogener Zeug- oder Lederſtreifen,

Digitized by Google

ein Lendenschurz aus Pflanzenflechtwerk oder Fellen bildet oft die einzige Bekleidung der Männer. Der Kopf ist meist unbedeckt, oder es sitzt ein kleines Kappchen auf dem Wirbel. Sehr oft läßt man hinten einen langen Streifen von Zeug oder Leder wie einen Schwanz herunterhängen. Manche Stämme gehen völlig nackt, Männer und Weiber. (Das ist sicher, daß die Kleidung oder vielmehr die einzelnen Kleidungsstücke ihren Grund lediglich teils in dem Bestreben sich zu schmücken, teils in religiösen Momenten, aber nicht in dem haben, was wir Schamgefühl nennen. Bei Farmarbeiten, beim Baden legen Männer und Weiber jegliche Bekleidung ab und sind vollständig nackt.) Die Stämme auf dem Hochplateau von Ngaumdere benutzen größtenteils noch die uralten Feigenrindenkleider; auch bei dem Bantustamm der Yaunde hat sich dies in Gestalt eines Baumrindenschurzes noch erhalten.

Der Altertümlichkeit wegen sei der ersteren Herstellung kurz geschildert: „Ein Rindenstück des Stammes einer Ficusart wird durch zwei Kreisschnitte oben und unten umgrenzt und mit einem Elfenbeinhammer beklopft, bis sich die Rinde loslöst. So präpariert stellt die Rinde ein braunes, faseriges Gewebe vor. Dieses wird einige Zeit in Wasser, dann in die Sonne gelegt, und erhält die nötige Weichheit durch erneutes Klopfen."

Bei den Weibern besteht die ganze Bekleidung in einem Band oder einer dünnen Schnur um die Hüften, von welcher vorn und hinten ein Blätterbüschel (bei den Yaunde pferdeschweifähnlich aufgebauscht), ein oft ganz geschmackvolles Geflecht aus Bastfasern (bei den Bali u. s. w.) oder ein Zeugstreifen herabhängt; die Bantufrauen tragen auch vielfach ein geflochtenes Band, ein Stück Zeug oder Flechtwerk zwischen den Beinen durchgezogen, gleich den Männern.

Knaben und Mädchen, letztere bei vielen Stämmen bis zum Eintritt der Reife oder bis sie zum erstenmal Mutter gewesen, erstere bis zu der bald früher bald später stattfindenden allgemein üblichen Beschneidung, gehen bei allen Heidenstämmen vollständig nackt.

In das Kapitel Bekleidung ist geradezu einschlägig die Sitte, sich den Körper reichlich mit Rotholz einzureiben. Hergestellt wird dieser Anstrich aus dem grobfaserigen, brüchigen Holz des Rotholzbaumes, das zu Pulver verrieben und mit Wasser oder Palmöl angerieben wird. Manche bringen ganze Farbeneffekte. So sieht man Weiber einherstolzieren: der Oberkörper zeigt die braune Naturfarbe, die Füße und Beine sind bis zum Gesäß herauf leuchtend rot eingerieben!

Armringe aus Eisen, Leder, Elfenbein, Ketten aus Perlen oder Muscheln, Grashalme oder Stäbchen oder Perlen in der Nase, den Lippen und Ohren vervollständigen — stammweise verschieden — den Schmuck der Heidenschönen; ersterer Zierat ist bei nicht wenigen Stämmen den Männern vorbehalten.

Weitere Körperteile, die sich eine Verschönerung gefallen lassen müssen, sind Zähne und Haare: die Bantu brechen die mittleren Schneidezähne aus; die Sudanneger feilen selbe spitz zu — bei vielen Stämmen der ersteren bauen sich, namentlich auf den Köpfchen der Damen, die tollsten Haartrachten auf oder vielmehr sind die mannigfaltigsten Figuren ausrasiert (worin ihnen nur die Fulbefrauen gleichkommen); die Haartracht der Sudanstämme ist im allgemeinen eine einfache zu nennen. Die bei letzteren häufigste Form ist der glattrasierte Schädel; die Männer lassen sich am Wirbel einen Schopf stehen, während die Weiber vielfach eine raupenhelmartige Wulst von vorn nach rückwärts lieben oder ihr Kraushaar in zahllose Zöpfchen flechten.

Digitized by Google

Häufig sind Tätowierungen; bei manchen Stämmen private Liebhaberei, bei der Mehrzahl bilden sie Stammeskennzeichen. Form und Arten sind Legion; kaum gibt es einen Körperteil, auf dem sie nicht bei dem einen oder anderen Stamm angebracht werden.

Der Islam verlangt von seinen Bekennern Bekleidung, und Bedeckung des Hauptes. Das mohammedanische Gewand ist das Zeichen höherer Kultur; und es ist bei allen Heidenstämmen, die mit Islambekennern in unmittelbare oder nur mittelbare Berührung kamen und kommen, das Bestreben unverkennbar, in dieser Hinsicht wenigstens ihnen nachzuahmen. Wer nur irgend die Mittel hat, schafft sich wenigstens einen Bestandteil des mohammedanischen Gewandes an: die weite, faltige, bis ans Knie reichende, mit weit wallenden Mönchsärmeln versehene Tobe (s. Abb. auf S. 26). Ausnahmslos fast wird sie demgemäß von den Häuptlingen und Vornehmen der Heidenstämme getragen (vergl. auch die Schilderungen S. 115 u. 133). Unter den Mohammedanern selbst ist sie das Zeichen des Freien; nur der Sklave geht nackt, bis auf das allgemein übliche Schamtuch.

Und nun noch zu den religiösen Verhältnissen. Hier ist der Gegensatz natürlich ganz klar und einfach: Mohammedaner und Heide; Koran und Fetisch (um bei dieser eingebürgerten Bezeichnung zu bleiben). Natürlich finden wir beide Religionen da, wo die verschiedenen Bekenner freundlich oder feindlich aneinander gekommen sind, vielfach gemischt; der meist mit Gewalt bekehrte Heide ist es heimlich noch geblieben, der Islamanhänger hat gar manches vom alten Glauben des Landes angenommen. Uns kann hier nur dieser interessieren — auf den Koran einzugehen, liegt ganz außer dem Rahmen unserer Aufgabe. Und nachdem wir diesen als ausgeschaltet betrachten, müssen wir den feineren Unterschieden gerecht werden, die in dieser Beziehung immerhin zwischen dem Bantu- und Sudanneger bestehen, hervorgerufen einerseits durch die tatsächlich an sich höhere kulturelle Stufe, die der letztere einnimmt. Andererseits allerdings ist die Berührung mit dem über einen ungleich weiteren geistigen Horizont verfügenden Mohammedaner sicher nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ja es sind manche der besonders gut entwickelten Sudanheidenstämme sogar weit aufgeklärter zu nennen als der stockfanatische echte Islamit, in unserem Kamerun repräsentiert durch den Fulbe.

Der Bantuneger steckt noch ganz und gar im niederen Fetischismus; der Sudanneger hat sich ein gut Stück daraus herausgearbeitet. Immerhin aber spielen religiöse, abergläubische Momente so sehr auch in sein ganzes Tun und Treiben mit herein, daß hier zu Lande unter das Kapitel religiöse Verhältnisse sehr viel mehr fällt als bei den gläubigen gebildeten Schichten kaukasischer Bevölkerung — private und öffentliche Feste haben stets einen religiösen Kern; mit Betrachtung ärztlicher Kenntnisse und Tätigkeit geraten wir mitten hinein in das Reich bewußten und unbewußten Aberglaubens.

„Es ist außerordentlich schwer, hierüber bestimmte, zusammenhängende Angaben zu sammeln, so daß auf ihnen ein gewisses religiöses System aufgebaut werden konnte. Zum Teil liegt das in der mangelhaften Beherrschung der Sprache und namentlich des Gedankenganges eines Negerschadels, zum Teil darin, daß die Eingeborenen sichtlich ausweichende, verlegene Antworten geben, zum guten Teil aber auch darin, daß ihnen selbst klare Vorstellungen ganz fehlen. Dazu kommt noch, daß wir Weißen bei manchem Brauch und Glauben religiöse Grundlage wittern, die vielleicht ursprünglich auch in der Tat gegeben war. Im Laufe der Zeiten hat sich aber dieses Moment immer mehr verwischt; und in der Gegenwart ist es lediglich eine überkommene und gedankenlos weiter geübte Sitte, über deren Ursprung und Zweck sich der Neger noch nie den Kopf zerbrochen hat." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Nehmen wir, wie ſchon einmal (S. 132 u. f.) aus jeder der beiden Völkergruppen Typen heraus und wählen hiezu jene Stämme, bei welchen wir über dieſe Verhältniſſe am beſten orientiert ſind: die Yaunde aus der Bantu-, die Bali aus der Sudannegergruppe.

„Die Yaunde haben die Vorſtellung von einem unſichtbaren Gott oder Geiſt (Inſambe), welcher alles erſchaffen haben ſoll. Außer dieſem gibt es Geiſter, welche in der Erde leben (Bekwun). Die Geiſter ſind nur gute, können aber mittelſt Bereitung einer Medizin in Zorn gebracht werden und verurſachen dann allerlei Unglücksfälle, wie Tod und Mißernte; deswegen ſind gute und kräftige Medizinen und Zaubermittel dasjenige, woran ihr Glaube hängt. Eine Medizin hilft gegen Krankheit, böſen Blick, macht kugelfeſt, unſichtbar u. ſ. w., eine andere tötet und ſchädigt die Feinde und führt allerlei Unglücksfälle herbei. Die erſtgenannten Mittel müſſen am Körper getragen werden; deswegen behängt der Yaunde Hals und Armgelenke mit kleinen Antilopenhörnern, welche die Medizinbehälter bilden.

Der einträgliche Geſchäftszweig der Medizinbereitung liegt in der Hand einiger pfiffiger Leute (Jmboballa, von maballa Medizin). Die Jmboballa bereiten aus Kräutern Medizin für gute Ernten, um beim Ringſpiel ſtark zu machen, ferner Liebestränke u. ſ. w.; ſie erteilen gegen Bezahlung in Naturalien oder in der landesüblichen Münze der kleinen Eiſenſtäbchen Rat in allerhand Fällen, leiten die Giftprozeſſe, wahrſagen u. ſ. w. Beſonders werden ihre Dienſte in Anſpruch genommen, wenn es gilt den Regen zu vertreiben, welcher Feſtlichkeiten unterbrechen und ſtören konnte.

Muſter von Tätowierungen und Haartrachten der Bantu (Yaunde).

Am abſchreckendſten macht dieſer unheilvolle Aberglaube ſich geltend bei plötzlichen, unerklärlichen Todesfällen.

Tritt ein unvorhergeſehenes Unglück ein, ſo wird es ſtets auf Medizin zurückgeführt und der Schuldige wird eifrig geſucht, bezichtigt und verurteilt. Nie wird man den Geiſtern den Unglücksfall direkt zuſchreiben. Niemand kann ohne Urſache ſterben; ſtets wird ein ſolcher Fall auf Gift oder Zauberei zurückgeführt. Stirbt eine angeſehene Perſon, ſo ſterben oft zwei bis ſechs und mehr eines gewaltſamen Todes, welche in den Verdacht der Zauberei geraten.

Im Falle des Todes eines Familienoberhauptes werden immer deſſen Weiber und Sklaven bezichtigt, ja ſie werden oft von dem Sterbenden ſelbſt beſchuldigt, ihm die Krankheit gewünſcht zu haben. Kurz vor eintretendem Tode werden die verdächtigen Weiber und Sklaven gefeſſelt in ein Haus geſperrt. Tritt der Tod ein, ſo erfolgen Trommelſignale und Gewehrfeuer. Gleichgültig, zu welcher Tageszeit der Tod eingetreten iſt, verſammeln ſich ſofort alle Familienoberhäupter, um das Totengericht abzuhalten, während die Frauen ſich zuſammenfinden, um durch Wehklagen der Trauer Ausdruck zu geben. Der Ankläger iſt in der Regel der älteſte Mann der Familie, welcher nunmehr den Platz des Toten einnimmt; er bringt Schlingen aus Lianen nebſt Rinde des Giftbaumes an einen dreigabeligen Aſt gebunden, mit Farn und Gras geſchmückt und legt ſie vor dem Urteilsvollſtrecker hin. Letzterer iſt kein qualifizierter Scharfrichter, er hat ſich aber durch ſchwarze und weiße Bemalung unkenntlich gemacht. Eine kleine Signaltrommel ertönt in rhythmiſchen Tönen, um den Umwohnenden bekannt zu geben, daß die Hinrichtung der Angeklagten ſtattfindet. Dieſelben werden einzeln herausgeſchleppt und mit weißem Ton von oben bis unten beſchmiert und ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Dann erhalten ſie einige Pillen Ellong in den Mund geſteckt und wird ihnen dann eine Schlinge um den Kopf geworfen; ſie werden dann am Boden zu dem nächſten Saſobaum geſchleift und da an den Äſten aufgehängt, wo ſie einige Zeit hängen bleiben. Oft haut man ihnen mit Meſſern noch

die Hände ab oder spaltet ihnen den Schädel. Selbst schwangere Frauen werden nicht verschont, ja auch Kinder des Verstorbenen werden des Giftmordes bezichtigt und ebenfalls getötet." (Aus: „Mitteilungen ꝛc.")

Eine drollige abergläubische Vorstellung, die die Yaunde über den Weißen sich zurechtgelegt haben, möge noch Erwähnung finden: „der Europäer war ursprünglich auch schwarz wie die Neger. Er ist dann gestorben und durch das lange Liegen in der Erde weiß geworden! Der Weiße lebt also somit ein zweites Leben". (Aus: Dominik, Kamerun ꝛc.)

Die Beisetzung der Toten erfolgt bei den Yaunde in der Mitte des betreffenden Weilers; bei der überwiegenden Zahl der Bantustämme aber, so unter anderem auch bei den Duala, in der Hütte, die der Betreffende zu Lebzeiten bewohnt hat.

Die Darstellung der „Gottheit" hält sich in der Form der bekannten fratzenhaften sogenannten Fetischfiguren; bei manchen Stämmen findet man nur wenig derartige Versinnbildlichungen, bei vielen ist die Fetischdarstellung häufig und mannigfaltig; nicht wenige bauen ihren Fetischen eigene, kleine Häuschen meist neben dem Versammlungshaus oder neben dem Häuptlingsgehöft. Gleiche Verschiedenheit in dieser Richtung findet sich auch bei den Sudanstämmen.

Die Form der Darstellung läßt die Vermutung auftauchen, ob wir es nicht mit einem mehr oder minder klar zu religiöser Vorstellung gestalteten Phalluskult zu tun haben? Daß an der Westküste, im Togogebiet oder östlich davon, ein solcher existiert, wissen wir, warum also nicht auch hier?

Uns nunmehr einzelnen religiösen Gebräuchen und Verhältnissen der Bali zuwendend, können wir vor allem konstatieren, daß bei ihnen (und bei einer Reihe anderer reiner Sudanstämme) der „Zauberer" oder „Medizinmann" nicht existiert. Es ist das schon ein gut Stück Fortschritt. Der Herrscher ist Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte anordnet, meist selbst leitet; sie entbehren durchaus nicht einer gewissen Würde. Auf dem Privatleben des einzelnen lastet — den weit aufgeklärteren Anschauungen entsprechend - nicht annähernd der dumpfe Druck fetischistischen Aberglaubens, wie wir das beim Bantu sahen; die abergläubischen Heilgebräuche, worauf sich auch ihre ärztliche Wissenschaft zum großen Teil beschränkt (übrigens verfügen alle Heidenstämme, Bantu- und Sudan, über eine ganze Zahl teilweise ganz guter „Hausmittel" gegen Fieber, Erkältung, Unterleibsbeschwerden, Geschlechtskrankheiten leichteren Grades), sind nicht viel anderes als unsere Sympathiemittel, hier aber von jedem gekannt und geübt. Auch auf ihre Amulettenkrämerei dürfen wir nicht allzu vornehm herabschauen!

„Die öffentlichen Feste, die bei den Sudanstämmen schon wegen der ungleich größeren Volkszahl und der höheren kulturellen Stufe ein weit großartigeres Gepräge annehmen als die Dorftanzereien der Bantu, lassen sich einteilen in regelmäßig wiederkehrende und solche, die anläßlich einer besonderen Gelegenheit (nach einem glücklichen Kriegszuge, zu Ehren des Weißen oder fremder Gesandtschaften, nach Verkündigung wichtiger Staatsbeschlüsse, wie Abschluß von Verträgen, Blutsfreundschaften u. s. w.) veranstaltet werden.

Die ersteren sind stets Kultakte, oder genauer, der Kern ist stets ein religiöses Moment; nach ihrer allgemeinen Bedeutung kann man sie als Waffen- und Erntefeste bezeichnen. Auch Sühnefeste nach Gefechten für die Geister der Gefallenen werden gehalten. Der äußere Verlauf ist bei beiden Arten gleich: ein großer, mehrere Tage lang dauernder Tanz des ganzen Stammes nebst Gelage auf dem Volksversammlungsplatz. Diese wiederkehrenden Feste regeln sich nach dem Monde (vergleiche damit unser Osterfest).

Der Mond spielt überhaupt eine Rolle; eine ausgesprochene Verehrung oder Anbetung genießt er jedoch nicht. Auf die Ernten wird ihm großer Einfluß zugeschrieben; nach Mondmonaten scheint gerechnet zu werden. Bei Mondfinsternissen herrscht große Aufregung, und gleich den Kelten und Germanen kommen sie dem Mond mit Geschrei und Lärm und Schießen zu Hilfe. Gleich diesen beachten sie ihn bei kriegerischen Unternehmungen: wenn nur irgend möglich, ziehen sie erst nach dem Vollmond ins Feld. ‚Vor dem Neumond gewähren die Götter keinen Sieg' verkündeten andererseits die weissagenden Frauen dem Ariovist.

Auch in Borun fand Nachtigal, daß diesem Gestirn große Bedeutung zugeschrieben wird.

Digitized by Google

Private Feste mit religiösem Charakter sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden — die Feier der erreichten Mannbarkeit beim weiblichen Geschlechte, die der Beschneidung der Knaben und endlich die Trauer- und Leichenfeierlichkeiten.

Die Namengebung scheint bei keinem Bantu- und Sudanbevölkerungsstamm besonders festlich begangen zu werden. Hierüber nur ein paar Worte. Der einzelne erhält einen Namen." (Eine Familienzugehörigkeit kommt dabei bei einzelnen Stämmen zum Ausdruck; vielfach die Beziehung zu väterlicher Seite. Von den Bane jedoch berichtet von Stein, daß das Kind nach der Mutter genannt wird: bei der früher geschilderten Freiheit der jungen Mädchen vor der Ehe entschieden richtiger und sicherer!) „Diesem Namen fügt sich bei vielen im Laufe der Zeit ein zweiter an, der mit einer geistigen oder körperlichen Eigenschaft, mit einem Ergebnis in seinem Leben in Zusammenhang steht; also ein Beiname. (Vergleiche damit auch den Beginn der Namengebung bei den Deutschen.) Auch örtliche Beziehungen kann ein solcher zum Ausdruck bringen. —

Die Leichenfeierlichkeiten beginnen eigentlich noch bei Lebzeiten des Toten. Wenn die Umgebung des Kranken zur Überzeugung gelangt ist, daß weder natürliche noch abergläubische Mittel mehr helfen können und der Todeskampf beginnt, rennen die Angehörigen bald vors Haus hinaus, bald umtanzen sie das Sterbelager, schreien und spektakeln mit allen möglichen Musikinstrumenten. Der auf diese Weise verursachte Lärm soll die bösen Geister verscheuchen, so daß sie nicht von dem Sterbenden Besitz nehmen können. Indes diese Abwehr Sache der männlichen Verwandten und Familienangehörigen (im weiteren Sinn) ist, beginnen die weiblichen in der Hütte um das Lager kauernd Klagegesänge in eigenartigen, bald einförmigen, bald gellenden Tönen. In dem Augenblick, in welchem die Seele den Leib verläßt, verstärkt sich Lärm, Geschrei, Klagen und Rasseln zu einem ohrenzerreißenden Getöse. Die Totenklagen werden auch noch fortgesetzt, wenn der Kranke verschieden ist, und dauern meist drei Tage. Der Leichnam wird in Stoffe bänderartig eingehüllt; je vornehmer und reicher der Verstorbene war, desto umfangreicher und schöner ist die Hülle. Die Beisetzung erfolgt in ausgestreckter Lage und meist in dem zu Lebzeiten bewohnten Hause." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

Für religiöse Folgerungen wichtig ist die bei diesen Totentänzen betätigte Sitte — welche übrigens auch viele Bantustämme üben —, daß die Angehörigen häufig aus Holz geschnitzte Gesichtsmasken und ganze Tierköpfe, gleichfalls aus Holz, namentlich Büffelhäupter, grell bemalt, aufsetzen beziehungsweise vor das eigene Gesicht halten. Die Gesichtsmasken mögen wohl einfach Versuche einer Darstellung des Verstorbenen sein, die Tierköpfe aber lassen an die rudimentärsten, unbewußten Anfänge oder Überbleibsel eines Seelenwanderungsglaubens denken? —

Bei Betrachtung der Sitten und Gebräuche darf jene nicht ungenannt bleiben, die in ganz Afrika eine so wichtige Rolle spielt: die Blutsfreundschaft, das heißt die feierlichste Art eines Bündnisabschlusses zwischen einzelnen sowohl als zwischen ganzen Völkerschaften. Das bedeutet sie wenigstens bei jenen afrikanischen Stämmen, wo diese Reinheit und Bedeutung noch erhalten geblieben ist; und die meisten Sudanstämme gehören noch zu jenen Völkern. Sie vertritt bei ihnen vom sozialen und religiösen Standpunkt aus unsere feierliche Eidesleistung.

Die Form ist nicht überall die gleiche. Das wesentliche Merkmal aber: das gegenseitige Vermischen des Blutes und die damit sinnbildlich ausgedrückte Leibes- und Sinneseinigung ist stets gegeben. Das Blut wird leichten Schnittwunden, am rechten Vorderarm nahe dem Handgelenk gemacht, entnommen.

Ein paar Beispiele: Bei den Bali werden die Schnitte im Arm so lange mit Kolastückchen bedeckt, bis kein Blut mehr heruntertröpfelt, diese blutgetränkten Kolastückchen in ein Gefäß mit Palmwein geworfen, und jeder der Blutsbrüder schluckt beim Trinken eine gleiche Zahl dieser Stückchen. Als Gefäß verwendet der Balifürst einen Schädel. Es ist die untere Öffnung nach rückwärts erweitert, so daß bei starkem Rückwärtsbiegen des eigenen Kopfes ein Trinken aus dieser Schädelschale ermöglicht ist.

Bei den Bamessa ist folgender Brauch üblich: die beiden zukünftigen Blutsfreunde kauen Kola und Pfeffer zu einem Brei und behalten diesen im Munde. Dann erfolgen die Schnitte in den rechten Unterarm, und nun legt der eine den Brei aus seinem Munde auf die Schnittwunden an dem Arme des anderen und dieser verfährt umgekehrt in gleicher Weise. Ist nun der Brei mit dem Blute, das aus den Wunden herausträufelt, getränkt, so nimmt ihn der eine vom Arme des anderen, und zwar mit den Lippen, weg und schluckt ihn hinunter. Das geschieht wechselseitig — und so haben nun gleichfalls die Blutsfreunde ihr Blut miteinander gemischt.

Digitized by Google

In den Baligebieten (und vielleicht auch anderswo) soll aber unter den Häuptlingen eine noch „schwerere" Form bestehen: „daß nämlich ein Knabe geschlachtet, dessen Blut in Kalebassen aufgefangen und von den Blutsbrüdern getrunken würde".

„Alle von mir darüber befragten Bali, auch Angehörige anderer Stämme, erklärten aufs bestimmteste, daran sei kein wahres Wort; bei diesen ihren Versicherungen hatte ich, wie ich in meinen Aufzeichnungen ausdrücklich vermerkt finde, den Eindruck, daß sie durchaus nicht etwa leugnen wollten. Das geht auch schon daraus hervor, daß mir die Bali, als ich bei einer solchen Gelegenheit fragte ob sie überhaupt Menschen äßen oder gegessen hätten, sagten: ‚Nein, sie, die Bali, täten das nicht, doch die Batanka (ein anderer Stamm) hätten das getan, und unter den Batankoan gäbe es noch jetzt welche, welche so ‚baba', das ist verrückt, wären.' Auch zeigten mir die Bali bei einem der Tänze einige Leute aus den Vasallendörfern, welche das täten. Sie finden also diese Handlung nicht verabscheuenswert, sondern einfach baba, dumm; närrisch, wie wir sagen würden." (Aus: Hutter, Wanderungen ꝛc.)

Das bringt uns auf den Kannibalismus selbst noch zu sprechen. Wenn auch sicher darüber oft übertreibende oder zu sehr verallgemeinernde Nachrichten verbreitet sind – nach dem derzeitigen Stand der Forschung kann seine Tatsache und sogar bei nicht wenigen Stämmen unseres Schutzgebietes nicht mehr bestritten werden. Festgestellt ist das bis jetzt bei den Mwelle, den Makka, Balinga, Batschenga, Nyem und Byrre im Südteil, bei den Batom und den Kabo (östlich der Banyang) im nördlichen Waldland Kameruns: alles, wie wir aus der Karte ersehen, Bantu. Die Opfer sind stets Angehörige fremder Stämme.

Auf die übrigen Sitten hat übrigens diese etwas unangenehme Betätigung weitestgehender Nächstenliebe keinen nachteiligen (etwa verrohenden oder vertierenden) Einfluß; Zintgraff der uns diese Tatsache von den Batom berichtet, meint: „Im übrigen sind die Leutchen von so gutmütigem, friedfertigem Charakter, daß, wenn es mir einmal beschieden sein sollte, in einen afrikanischen Kochtopf zu wandern, ich mir die Batom wählen würde!" –

Versuchen wir das wenige Abstrakte, das sich aus dem konkreten religiösen Wirrwarr mit Sicherheit ziehen läßt – „das geistige Leben, der Stand der religiösen Vorstellungen ist bei Beurteilung der bestehenden Kulturverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung; denn diese sind das Resultat der Entwicklung, welche die natürliche Veranlagung eines Volkes unter dem Einfluß aller äußeren Verhältnisse erreicht hat" —, zusammenzufassen.

„Ein höheres, übernatürliches Wesen existiert; seine Vorstellung aber ist ganz und gar unklar: bald ist es ‚der gute', bald ‚der böse Geist', bald ‚die Verstorbenen'.

Daraus geht hervor, daß auch der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode im Grunde genommen vorhanden ist.

Aus den verschiedenen Abwehrgebräuchen geht weiter hervor, daß dieses übernatürliche Etwas meist als bös, als feindlich gedacht wird. Andererseits gibt es auch Zeremonien, mittels welcher von diesem – wir wollen es ‚Numen' nennen – von diesem Numen auch Segen erfleht wird. Also: ‚der dualistische Riß, welcher durch die ganze physische und moralische Erscheinungswelt hindurchgeht', geht auch durch das religiöse Bewußtsein dieser Völker. Beim höher stehenden Menschen hat er sich zu den Begriffen Gott und Teufel mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Attributen, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammnis entwickelt; bei dem auf Kindesstufe heißt er lediglich: guter Geist und böser Geist. „Für diesen aber wie für jenen hat in beiden Fällen zum Modell gedient der Mensch": Gott und guter Geist ist der verbesserte; Teufel und böser Geist ist der verschlechterte Mensch,

Digitized by Google

Regierungs-Gebäude und -Garten auf der Joßplatte in Duala.

Digitized by Google

das heißt der Mensch mit übermenschlich gedachten positiven beziehungsweise negativen Kräften und Leidenschaften.

Daß bei den Naturvölkern Kameruns überwiegend das böse Prinzip in der Vorstellung herrscht und der Kult, soweit von einem solchen die Rede sein kann, sich mit Abwendung seiner schädigenden Emanationen u. s. w. beschäftigt, ist psychologisch gleichfalls aus ihrem kindlichen Begriffsvermögen erklärlich, ja selbstverständlich. Seien wir ehrlich: unsere ‚Fürbitten haben, streng genommen, alle den unausgesprochenen Nachsatz: ‚und verschone uns vor dem Übel'." (Aus Hutter: Wanderungen ꝛc. in Nordkamerun.)

# VI. Unter deutscher Flagge

## a) Ausbau und Entwicklung

Wir knüpfen an die im ersten Abschnitt skizzierte Geschichte der Erwerbung Kameruns an (S. 13).

Nach erfolgter Besitzergreifung handelte es sich darum, die entsprechende Form der Verwaltung der neuen Erwerbung zu finden. Das Reich dachte sich dieselbe anfänglich als eine Art selfgovernment der ansässigen Handelshäuser unter deutscher Oberhoheit; diesen ihrerseits war es lieber, wenn ihnen die Ausübung der Regierungsgewalt und Verwaltung und damit auch die naturgemäß hiemit verbundenen Kosten abgenommen würden. Aus diesem Grund, und infolge der ganz richtigen weiterblickenden Erwägung, daß eine Kolonie nicht nur reines Handelsgebiet sein und bleiben dürfe und daß die damit gegebenen weiteren kolonialwirtschaftlichen Aufgaben am besten durch staatliche Verwaltung eingeleitet und gefördert würden, erhielt Kamerun einen Kaiserlichen Gouverneur, und trat damit in das Verhältnis eines Reichsschutzgebietes. Seinem ersten Gouverneur, Freiherrn Julius von Soden, wird die Kolonie stets eine dankbare Erinnerung bewahren müssen. Weitschauenden Blickes hat er in allem und jedem den Grund zur weiteren Entwicklung gelegt.)

Wie wir aus der Erforschungsgeschichte wissen, war das anfänglich bekannte Gebiet sehr klein, und noch viel kleiner war das tatsächlich beherrschte. Die Verwaltung erstreckte sich anfänglich nur auf das eigentliche Kamerunbecken mit den auf der Joßplatte belegenen Dualadörfern und einigen zerstreuten Faktoreien im Norden und Süden. Hier am Kamerunfluß, auf der Joßplatte, war auch bis 1901 der Sitz des Gouvernements. Nunmehr ist dasselbe nach Buea verlegt.

Die Umschau und Erschließung im „eigenen Hause" enthüllte — wie wir ebenfalls in der Erforschungsgeschichte sahen — mehr und mehr das Land, die Aufgaben wurden vielgestaltiger, die Wirkungssphäre wuchs. Den erhöhten Ansprüchen gerecht zu werden, mußte der Verwaltungsapparat im weitesten Sinne vergrößert und vermehrt werden. Es war das um so notwendiger, als anfänglich dem ja einzig richtigen Grundsatz konsequent gehuldigt wurde, das erforschte und erschlossene Land auch wirklich offen zu erhalten und allmählich tatsächlich zu beherrschen. Dann freilich kamen einige Jahre, in denen es den Anschein hatte, als bestehe das reiche Kamerun nur aus der fernsten Umgebung des Kamerunbeckens! In der zweiten Hälfte der



Digitized by Google

neunziger Jahre dann begann endlich wieder ein frischerer, aktiverer Zug durch die innere Kameruner Politik zu gehen; erfreulicherweise besteht er bis zum heutigen Tag, und noch erfreulicher ist es, daß er allem Anschein nach Stand hat. Das aber konnte leider nicht ungeschehen gemacht werden: daß jahrelang vieles versäumt worden und daß manches aufs neue begonnen werden mußte, was bereits erfolg- und zukunftsverheißend in Angriff genommen war.

Eine doppelte Aufgabe bestand von Anfang an für das Reich bei Errichtung einer staatlichen Verwaltung; sie, mit den durch sie zu erreichenden Zielen, ist und wird stets die gleiche bleiben — der Umfang, das Arbeitsfeld nur änderte und ändert sich: es wuchs und wächst und dehnt sich aus. Die Aufgaben sind erstens: durch Schaffung einer Anzahl staatlicher Verordnungen und Einrichtungen die Beziehungen der Europäer untereinander, zum Reiche und zu den Eingeborenen zu regeln; zweitens (die weit wichtigere aber auch weit schwerere): die letzteren, die Eingeborenen zu Achtung und Gehorsam dem Deutschen Reiche und seinen Angehörigen gegenüber zu erziehen (soweit irgend möglich auf friedliche Weise; wenn alle Mittel erfolglos sind, durch Anwendung von Zwang und durch kriegerische Unternehmungen); und damit — das ist gesunde Realpolitik — das Land tatsächlich zu beherrschen. Mit Erfüllung dieser Aufgaben sind die Ziele erreicht: dem weißen und schwarzen Handel ist freie Bahn geschaffen, wirtschaftlichen Unternehmungen jeglicher Art ist Sicherung und Sicherheit gewährleistet.

Auf ein großes, immer größer werdendes Gebiet erstreckt sich dieses Arbeitsfeld. An der Küste und in näherer und weiterer Umgebung bis an die Hochlandgrenze, also bis an 200 km landeinwärts stellte sich als unerträglichstes Hindernis der mehrerwähnte Zwischenhandel entgegen: diese Sperre mußte durchbrochen werden, mit ihr muß gründlich aufgeräumt werden. Meist kam und kommt es dabei zu feindlichen Zusammenstößen; auch da, wo Bresche gelegt ist, finden stets aufs neue offene und versteckte Versuche der betreffenden Stämme sich dagegen aufzulehnen statt, und wir werden noch geraume Zeit immer wieder von dadurch verursachten Unruhen, von Strafzügen der Schutztruppe, und naturnotwendig auch von Verlusten, hören. Im Hinterland gilt es, das reiche Adamaua zu erschließen und zu beherrschen. Hier treffen wir auf andere, ernster zu nehmende Elemente, mit denen wir uns auseinander zu setzen haben: die sklavenjagenden, dadurch weite Strecken verwüstenden und entvölkernden mohammedanischen Sultane oder Lamidos. Nicht gegen die von diesen seit Generationen verfolgten, gejagten und dadurch geängstigten und mißtrauischen Heidenstämme dürfen wir die Waffen kehren, sondern eben gegen die Fulbeherrscher; denn mit ihnen ist friedlicher Ausgleich ein Ding der Unmöglichkeit: deutsche Regierung und mohammedanische Sultane nebeneinander kann nicht bestehen. Der Humanität und politischen Klugheit zugleich werden wir gerecht in ihrer rücksichtslosen Niederwerfung. Der erste Schritt hiezu ist geschehen an der Jahrhundertwende durch den Feldzug gegen den Sultan von Tibati, der mit Zertrümmerung dieses Reiches und der Anlage der Station Yoko endete. Es ist dies aber nur der erste Schritt. „Die Hauptarbeit liegt noch vor uns; und sie beginnt mit dem Tag, an welchem sich das mohammedanische Element, durch die deutschen Fortschritte beunruhigt, zu einer gemeinsamen Aktion gegen die Weißen aufrafft.“ Die vorerst friedliche Fortsetzung des durch den

Digitized by Google

Adamauafeldzug errungenen Erfolges ist das jüngste Regierungsunternehmen, „einen Beobachtungsposten" in Garua einzurichten. Innerpolitische und Handelsinteressen — Garua liegt am Benue — hat derselbe einzuleiten und zu vertreten und zu fördern. Garua ist auch zugleich die erste Etappe zu dem dritten Gebiet Kameruns, das wir vorläufig nur nominell, auf der Karte, besitzen: zum Tsadsee- und Sharibecken.

Nach diesem allgemeinen Überblick über Aufgaben und Ziele des Ausbaues und der Entwicklung gehen wir auf die einzelnen Faktoren, sie in ihrer Ausgestaltung, in ihrem derzeitigen Stande betrachtend, ein, die in ihrer Gesamtheit, in ihrem Zusammenwirken zur Schaffung dessen berufen sind, was man unter einer blühenden Kolonie verstehen muß. Das Zeug, eine solche zu werden, hat Kamerun; es bedarf nur ziel- und sachbewußter und konsequenter Arbeit, sowie jener Eigenschaft — zu Hause und draußen! — die nach Nachtigals Ausspruch „das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich trägt: der Geduld!"

## Staatliche Verwaltung*)

Die staatliche Verwaltung umfaßt, dem eben Ausgeführten gemäß, zwei Hauptaufgaben, deren eine das ganze Gebiet der Verwaltung im weitesten Sinne in sich schließt, während die zweite militärischer Natur ist.

An der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur, der der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes verantwortlich unterstellt, als Chef der gesamten Verwaltung alle Zweige der zivilen und militärischen Gewalt in seiner Hand vereinigt. Zugleich auch Generalkonsul für die unter fremder Hoheit stehenden Küstengebiete am Golf von Guinea und für das Gebiet des Kongostaates, hat er das Schutzgebiet im Verkehr mit dem Ausland zu vertreten. Ihm zur Seite steht als stellvertretender Gouverneur der Kanzler und der kaiserliche Richter nebst einigen subalternen Verwaltungsbeamten. Unter dieser Zentralverwaltung in Buea arbeiten die Lokalverwaltungen der einzelnen Bezirke - Bezirksämter — und die Vorsteher der Regierungsstationen (auf der beigegebenen Karte rot unterstrichen). Zur Zeit bestehen vier Bezirksämter: Duala, Viktoria, Kribi und Edea.

Selbständig, das heißt nicht dem Gouverneur unterstellt, arbeitet die Post. Duala ist der Sitz eines Postamtes, dem Postagenturen in Kribi, Viktoria, Buea und Rio del Rey unterstellt sind. Das Postamt ist durch ein Kabel mit Bonny (in New Calabar, englisch) und dadurch mit dem allgemeinen Kabelnetz verbunden. Die Post- (und Personen-)Verbindung mit Europa vermitteln die monatlich je einmal aus- und heimfahrend das Schutzgebiet berührenden Schiffe der Hamburger Woermannlinie, sowie die alle vier Wochen verkehrenden Dampfer der vereinigten African steamship Cy. und British steam navigation Cy. Ltd.

Die Einnahmen des Schutzgebietes fließen aus Zöllen, Lizenzgebühren, Hafenabgaben, Strafgeldern verschiedener Art, Gerichtsgebühren ꝛc., aus dem Ertrag der sanitären und maschinellen Maßnahmen u. s. w. Weitaus die erheblichsten sind natürlich die Zolleinnahmen. Ein Zollamt besteht in Duala;

*) Zum Teil den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft 1899/1900" entnommen.

Digitized by Google

ihm unterstellt sind die Nebenzollämter in Rio del Rey, Viktoria, Kribi und Campo, welche zum Teil wieder einige Zollposten vorgeschoben haben. 1890 beliefen sich die Zolleinnahmen auf 200525 Mark, 1900 auf 1400000 Mark!

Der sich immer mehr ausdehnende Verwaltungsapparat erfordert natürlich erhebliche Betriebskosten, und ebenso natürlich ist es, daß bei dem kurzen Bestehen der deutschen Herrschaft die Einnahmen der Kolonie die Ausgaben vorläufig noch nicht decken. Nachdem es anfangs dem Gouverneur von Soden gelungen war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, wurde seit dem Jahre 1895 ein jährlicher Zuschuß vom Reich nötig. Er wird prozentualiter zu den Ausgaben errechnet; erfreulicherweise haben sich die finanziellen Verhältnisse im letzten Jahre so günstig gestaltet, daß sich Einnahmen und Reichszuschuß bereits wie 1 : 1 verhalten.

Die Rechtspflege ist durch die Einrichtung der Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz geregelt; für gewisse Fälle und Distrikte sind Eingeborenenschiedsgerichte eingerichtet worden, welche sich durchaus bewährt haben. Das Bodenrecht ist in folgender Weise geregelt: Vorbehaltlich der Eigentumsansprüche ꝛc., welche Private, Häuptlinge, unter den Eingeborenen bestehende Gemeinwesen ꝛc. besitzen, ist alles Land als herrenlos Kronland. Die Überlassung als Eigentum oder Pachtung erfolgt durch den Gouverneur; Überlassung von im Besitz der Eingeborenen befindlichen Landes an Nichteingeborene bedarf der Genehmigung durch die Regierung. Über die Besitzverhältnisse wird ein Grundbuch geführt.

Zur Unterrichtspflege sind drei Regierungsschulen eingerichtet: in Bell-dorf, Deido-dorf und in Viktoria. Der Unterricht umfaßt den Lehrstoff der Elementarschule; im Mittelpunkt steht die deutsche Sprache. Eine Fortbildungsschule in Bell-dorf, welche zweimal wöchentlich abgehalten wird, repetiert mit ehemaligen Schülern das Gelernte.

Eine außerordentlich rege Bautätigkeit entfaltet seit einigen Jahren die Regierung; eine ganze Reihe von Bauten ward in Viktoria, Buea, Duala, Kribi, Edea, auf den Stationen Johann Albrechtshöhe, Yaunde u. s. w. aufgeführt.

Am reichsten bedacht ist Duala, bis vor kurzem ja noch Regierungssitz, als älteste Ansiedelung überhaupt, und auch nach Verlegung des Gouvernements noch Hauptplatz für den Handel und für immerhin noch einen beträchtlichen Teil der Verwaltung. Hier sitzt der Bezirksamtmann von Duala, der Kommandeur der Schutztruppe mit seinem Stabe, Lazarett-, Zoll- und Postpersonal, und zahlreiche Angestellte niederen Grades sind hier stationiert. Außerdem besteht hier die größte Regierungsschule, eine Dampferstation und verschiedene Missionsniederlassungen. In dem prächtigen Regierungsgarten erheben sich die Denkmäler der im Dienste der Kolonie verstorbenen Matrosen, Soldaten, Offiziere und Beamten. Tritt man auf einem der wohlgepflegten Kieswege bis an den Rand des Plateaus, so erblickt man unten am Flusse die Malbauten mit der festen, durch Auffüllung entstandenen Uferstraße. Von ihr erstreckt sich eine 45 m lange und 8 m breite Landungsbrücke, mit 40 m Querlager am Ende, weit in den Strom hinaus, so daß daran die Dampfer bequem festmachen können. Schienengeleise verbinden die Brücke mit dem Lande und laufen längs des Hafendammes zu den benachbarten Faktoreien und der Werft- und Slipanlage hin.

Nächst Duala sind indes auch andere Plätze mit verschiedenen Neuanlagen versehen. In Viktoria wurde ein geräumiges Logierhaus vollendet, und zur Landung von Personen und Gütern ein 87 m langer Steg in die See hinaus angelegt. Kribi erhielt ebenfalls ein Logierhaus, und in Buea kam ein Amtsgebäude sowie ein Wohnhaus für Rekonvalescenten zur Ausführung, und herrscht überhaupt die rege Bautätigkeit einer zukünftigen „Hauptstadt".

Die Erwähnung der Hafen- und Brückenbauten führt uns zu den den Verkehr im Schutzgebiet erleichternden Unternehmungen. Natürlich beschränken auch sie sich gleich all der voraufgehend kurz skizzierten Tätigkeit auf die Küste und deren nähere Umgebung. Der Wegebau bietet erhebliche

Digitized by Google

Schwierigkeiten. Teils ſind es nur ſchmale, lediglich durch Aushauen hergeſtellte Wege, teils aber bereits breite, chauſſierte Straßen, welche die Waſſerläufe und Schluchten auf feſten Brücken überſchreiten.

Die wichtigſten ſind der ſogenannte Regierungsweg in Duala, welcher die einzelnen Dorfſchaften dieſes Ortes Joßplatte, Belldorf, Akwadorf, Deidodorf verbindet, dann der Weg von Viktoria nach Buëa hinauf (vergl. S. 33 u. f.), der Küſtenweg Viktoria-Bimbia; endlich iſt die Strecke Kribi-Bipindi durch Brücken und Dämme vielfach abgekürzt und verbeſſert worden, ſo daß ein Marſch von Jaunde zur Küſte in ſieben Tagen zurückgelegt werden kann.

Viktoria (vom Regierungsgebäude aus).
Nach einer Photographie von Profeſſor F. Wohltmann, Bonn

Hier muß auch die ſeit Dezember 1901 eröffnete Telegraphen- und Telephonleitung zwiſchen Buëa und Viktoria aufgeführt werden.

Als letzter, aber wahrlich nicht unwichtigſter Zweig der von der Regierung ausgeübten Verwaltungstätigkeit ſind die ſogenannten Verſuchsſtationen zu nennen: Buëa, Johann Albrechtshöhe und Edea, welche ſich mit einheimiſcher und importierter (Allgäuer Vieh) Viehzucht und der Gewinnung der daraus hervorgehenden Produkte ſowie mit Anbau der verſchiedenſten landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe beſchäftigen. Hier muß auch eine Einrichtung genannt werden, auf die mit Stolz zu blicken wir allen Grund haben: der botaniſche Garten in Viktoria.

Für die Entwicklung der Kameruner Plantagen, alſo für die Auswahl und Behandlung der Zuchtpflanzen, für die ſachgemäße Aufbereitung der Ernten und die dazu erforderlichen maſchinellen Einrichtungen ſind in erſter Linie ſeine Verſuche und Beobachtungen maßgebend. Unter der Leitung des Direktors Dr. Preuß hat ſich dieſes Inſtitut aus beſcheidenen Anfängen zu einer wahren Muſterſtätte entwickelt, die nicht weniger als 424 verſchiedene Gewächſe, darunter ſelbſtverſtändlich alle wichtigen tropiſchen und ſubtropiſchen Kulturpflanzen, in aufmerkſamer Zucht und Pflege hält.

Erwähnen wir endlich noch die Landvermeſſungsarbeiten, die Veranſtaltungen zum Schutze der Forſten, der Jagd und des Bergbaues, die Arbeiten des Regierungsgeologen über die Bodenverhältniſſe: ſo ſind die vielſeitigen Aufgaben der zivilen ſtaatlichen Verwaltung

Digitized by Google

ihm unterstellt sind die Nebenzollämter in Rio del Rey, Viktoria, Kribi und Campo, welche zum Teil wieder einige Zollposten vorgeschoben haben. 1890 beliefen sich die Zolleinnahmen auf 200525 Mark, 1900 auf 1400000 Mark!

Der sich immer mehr ausdehnende Verwaltungsapparat erfordert natürlich erhebliche Betriebskosten, und ebenso natürlich ist es, daß bei dem kurzen Bestehen der deutschen Herrschaft die Einnahmen der Kolonie die Ausgaben vorläufig noch nicht decken. Nachdem es anfangs dem Gouverneur von Soden gelungen war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten, wurde seit dem Jahre 1895 ein jährlicher Zuschuß vom Reich nötig. Er wird prozentualiter zu den Ausgaben errechnet; erfreulicherweise haben sich die finanziellen Verhältnisse im letzten Jahre so günstig gestaltet, daß sich Einnahmen und Reichszuschuß bereits wie 1 : 1 verhalten.

Die Rechtspflege ist durch die Einrichtung der Gerichtsbarkeit erster und zweiter Instanz geregelt; für gewisse Fälle und Distrikte sind Eingeborenenschiedsgerichte eingerichtet worden, welche sich durchaus bewährt haben. Das Bodenrecht ist in folgender Weise geregelt: Vorbehaltlich der Eigentumsansprüche ꝛc., welche Private, Häuptlinge, unter den Eingeborenen bestehende Gemeinwesen ꝛc. besitzen, ist alles Land als herrenlos Kronland. Die Überlassung als Eigentum oder Pachtung erfolgt durch den Gouverneur; Überlassung von im Besitz der Eingeborenen befindlichen Landes an Nichteingeborene bedarf der Genehmigung durch die Regierung. Über die Besitzverhältnisse wird ein Grundbuch geführt.

Zur Unterrichtspflege sind drei Regierungsschulen eingerichtet: in Bell-dorf, Deido-dorf und in Viktoria. Der Unterricht umfaßt den Lehrstoff der Elementarschule; im Mittelpunkt steht die deutsche Sprache. Eine Fortbildungsschule in Bell-dorf, welche zweimal wöchentlich abgehalten wird, repetiert mit ehemaligen Schülern das Gelernte.

Eine außerordentlich rege Bautätigkeit entfaltet seit einigen Jahren die Regierung; eine ganze Reihe von Bauten ward in Viktoria, Buea, Duala, Kribi, Edea, auf den Stationen Johann Albrechtshöhe, Yaunde u. s. w. aufgeführt.

Am reichsten bedacht ist Duala, bis vor kurzem ja noch Regierungssitz, als älteste Ansiedelung überhaupt, und auch nach Verlegung des Gouvernements noch Hauptplatz für den Handel und für immerhin noch einen beträchtlichen Teil der Verwaltung. Hier sitzt der Bezirksamtmann von Duala, der Kommandeur der Schutztruppe mit seinem Stabe, Lazarett-, Zoll- und Postpersonal, und zahlreiche Angestellte niederen Grades sind hier stationiert. Außerdem besteht hier die größte Regierungsschule, eine Dampferstation und verschiedene Missionsniederlassungen. In dem prächtigen Regierungsgarten erheben sich die Denkmäler der im Dienste der Kolonie verstorbenen Matrosen, Soldaten, Offiziere und Beamten. Tritt man auf einem der wohlgepflegten Kieswege bis an den Rand des Plateaus, so erblickt man unten am Flusse die Malbauten mit der festen, durch Auffüllung entstandenen Uferstraße. Von ihr erstreckt sich eine 45 m lange und 8 m breite Landungsbrücke, mit 40 m Querlager am Ende, weit in den Strom hinaus, so daß daran die Dampfer bequem festmachen können. Schienengeleise verbinden die Brücke mit dem Lande und laufen längs des Hafendammes zu den benachbarten Faktoreien und der Werft- und Slipanlage hin.

Nächst Duala sind indes auch andere Plätze mit verschiedenen Neuanlagen versehen. In Viktoria wurde ein geräumiges Logierhaus vollendet, und zur Landung von Personen und Gütern ein 87 m langer Steg in die See hinaus angelegt. Kribi erhielt ebenfalls ein Logierhaus, und in Buea kam ein Amtsgebäude sowie ein Wohnhaus für Rekonvalescenten zur Ausführung, und herrscht überhaupt die rege Bautätigkeit einer zukünftigen „Hauptstadt".

Die Erwähnung der Hafen- und Brückenbauten führt uns zu den den Verkehr im Schutzgebiet erleichternden Unternehmungen. Natürlich beschränken auch sie sich gleich all der voraufgehend kurz skizzierten Tätigkeit auf die Küste und deren nähere Umgebung. Der Wegebau bietet erhebliche

Digitized by Google

Schwierigkeiten. Teils ſind es nur ſchmale, lediglich durch Aushauen hergeſtellte Wege, teils aber bereits breite, chauſſierte Straßen, welche die Waſſerläufe und Schluchten auf feſten Brücken überſchreiten.

Die wichtigſten ſind der ſogenannte Regierungsweg in Duala, welcher die einzelnen Dorfſchaften dieſes Ortes Joßplatte, Belldorf, Akwadorf, Deidodorf verbindet, dann der Weg von Viktoria nach Buëa hinauf (vergl. S. 33 u. f.), der Küſtenweg Viktoria-Bimbia; endlich iſt die Strecke Kribi-Bipindi durch Brücken und Dämme vielfach abgekürzt und verbeſſert worden, ſo daß ein Marſch von Jaunde zur Küſte in ſieben Tagen zurückgelegt werden kann.

Viktoria (vom Regierungsgebäude aus).

Nach einer Photographie von Profeſſor F. Wohltmann, Bonn

Hier muß auch die ſeit Dezember 1901 eröffnete Telegraphen- und Telephonleitung zwiſchen Buëa und Viktoria ausgeführt werden.

Als letzter, aber wahrlich nicht unwichtigſter Zweig der von der Regierung ausgeübten Verwaltungstätigkeit ſind die ſogenannten Verſuchsſtationen zu nennen: Buëa, Johann Albrechtshöhe und Edea, welche ſich mit einheimiſcher und importierter (Allgäuer Vieh) Viehzucht und der Gewinnung der daraus hervorgehenden Produkte ſowie mit Anbau der verſchiedenſten landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe beſchäftigen. Hier muß auch eine Einrichtung genannt werden, auf die mit Stolz zu blicken wir allen Grund haben: der botaniſche Garten in Viktoria.

Für die Entwicklung der Kameruner Plantagen, alſo für die Auswahl und Behandlung der Zuchtpflanzen, für die ſachgemäße Aufbereitung der Ernten und die dazu erforderlichen maſchinellen Einrichtungen ſind in erſter Linie ſeine Verſuche und Beobachtungen maßgebend. Unter der Leitung des Direktors Dr. Preuß hat ſich dieſes Inſtitut aus beſcheidenen Anfängen zu einer wahren Muſterſtätte entwickelt, die nicht weniger als 424 verſchiedene Gewächſe, darunter ſelbſtverſtändlich alle wichtigen tropiſchen und ſubtropiſchen Kulturpflanzen, in aufmerkſamer Zucht und Pflege hält.

Erwähnen wir endlich noch die Landvermeſſungsarbeiten, die Veranſtaltungen zum Schutze der Forſten, der Jagd und des Bergbaues, die Arbeiten des Regierungsgeologen über die Bodenverhältniſſe: ſo ſind die vielſeitigen Aufgaben der zivilen ſtaatlichen Verwaltung

Digitized by Google

wenigstens flüchtig vollzählig aufgeführt; den sanitären Maßnahmen werden wir gleich unten näher treten.

Nun zu den militärischen Einrichtungen.

Wiewohl die Notwendigkeit, eine genügend starke vollziehende Gewalt an der Hand zu haben, sich für die Regierung schon bei den der Besitzergreifung unmittelbar folgenden Unruhen (vergl. S. 10 u. f.) deutlich gezeigt hatte, kam es doch erst 1890 zur Bildung einer Polizeitruppe (die S. 24 erwähnte Balitruppe war Schöpfung der Nordexpedition für deren eigene Zwecke mangels einer Reichsschutztruppe). Weißes Mannschaftspersonal konnte natürlich, wie in keiner Tropenkolonie, so auch in Kamerun nicht verwendet werden, und so wurde diese Polizeitruppe aus ziemlich minderwertigem Negermaterial der Westküste zusammengestellt, statt sie aus den tüchtigen, kriegerisch und soldatisch veranlagten Stämmen des Hinterlandes zu nehmen. Unrichtige Behandlung kam noch hinzu, und 1894 revoltierte die Polizeitruppe. Eine Reorganisation fand statt, zugleich damit die Umwandlung in eine Kaiserliche Schutztruppe. Sie besteht auch heute noch überwiegend aus angeworbenen Sudanesen aus Ägypten und Weilenten aus Liberia; erst in jüngster Zeit scheint man sich doch dazu zu entschließen, das Rekrutenmaterial aus dem eigenen Lande zu nehmen.

Derzeit besteht die Schutztruppe aus zwei Kompagnien à 250 Mann; die Führer sind der Kommandeur, zwei Kompagnieführer, einige Leutnants und Ärzte, sowie weißes (und schwarzes) Unteroffiziers- und Lazarettgehilfenpersonal. Die Verwendung ist eine äußerst vielseitige: zum Teil tritt sie geschlossen oder detachiert ins Feld, zum Teil dient sie zur Besatzung der tiefer im Hinterland gelegenen Stationen. Um diese letztere, ihre kulturell wichtigste Aufgabe erfüllen zu können, bedürfte sie der Vermehrung; und mit der gleich notwendigen Vermehrung der Stationen, dieses Knochengerüstes einer Kolonie, muß sie unbedingt statthaben.

Wir haben uns noch den sanitären Maßnahmen der Regierung zuzuwenden. Auf diesem Gebiet wird rastlos und mit Erfolg gearbeitet.

Bei der so außerordentlichen Wichtigkeit dieses Moments für den Wert und die Verwertung eines Landes wollen wir ihm ein klein wenig näher treten.

Welche Gefahren drohen denn der Gesundheit, abgesehen von Verwundungen und Unglücksfällen, in Kamerun?

Hierüber gibt man sich in der Heimat vielfach unrichtigen und übertriebenen Vorstellungen hin. Für den Europäer kommen in diesen Gebieten fast nur die drei, den Tropen mehr oder weniger eigentümlichen Erkrankungsformen in Betracht: Malaria mit ihren Folgen, Dysenterie und verschiedene Hautkrankheiten. Dabei darf aber eine scharfe Trennung der Gebiete nicht unerwähnt bleiben: im Tiefland finden wir diese drei Krankheitsbilder; im Hochland (also auch am Kamerunberg von 900 m an) verliert gerade die schwerste und gefürchtetste Erscheinung, die Malaria, ganz außerordentlich an Schwere und Häufigkeit der Anfälle, ja zeitenweise muß sie als geradezu ausgeschaltet bezeichnet werden.

Die Dysenterie, Ruhr, ist stets eine bedenkliche, ernst zu nehmende Erkrankung, sowohl an sich schon, als weil sich zu ihr dann nicht selten ein Fieberanfall gesellt oder auch umgekehrt. Auch unter den Negern herrscht sie und nimmt des öfteren eine epidemische Form an.

Die Hautkrankheiten, die nach Zahl und Häufigkeit ihres Auftretens fast die erste Stelle unter den typischen Krankheiten Kameruns einnehmen, sind anfänglich ja wohl weit weniger gefährlich als Fieber und Ruhr, aber noch peinigender als diese und können schließlich bei ihrer Hartnäckigkeit, bei der durch sie hervorgerufenen Schlaflosigkeit und Nervosität immerhin leicht Geneigtheit für schwere Erkrankungen schaffen.

Und nun zur berüchtigten Malaria.

„Von jeher war das Klima der westafrikanischen Küste gefürchtet; zahlreiche Opfer hat seine todbringende Tochter, das Fieber, gefordert. Gewiß sind die Stromgebiete des Senegal und Gambia, die ganze Guineaküste von Sierra Leone bis hinunter zum Kap Lopez, das Kongobecken die berüchtigtsten Malariaherde in Afrika, gewiß geht alljährlich ein hoher Prozentsatz der Weißen draußen zu Grunde – und doch braucht die Malaria nicht in der Weise gefürchtet zu werden, wie

Digitized by Google

es geſchieht. Denn bei ruhiger ſachlicher Betrachtung müſſen wir uns fragen, ob denn wirklich alle, die draußen ſterben, Opfer des Klimas ſind? Und darauf muß die ehrliche Antwort lauten: Nein.

Sehen wir doch erſt einmal zu, aus welchem Material ſich die Europäer an der Küſte rekrutieren?

Einen Teil bilden ſolche, welche die Bedingungen zur Exiſtenz ſchon in der Heimat nicht erfüllen. Sie ſind Todeskandidaten bereits vor ihrer Ankunft in Afrika. Dann haben wir es mit ſolchen zu tun, welche zwar vermöge ihrer Konſtitution die Verpflanzung in den fremden Boden gut vertragen, aber ihren Leidenſchaften ungezügelten Lauf laſſen und ſich ſyſtematiſch zu Grunde richten; und wir werden ſtets Leute als Märtyrer des Klimas genannt hören, die nur an ihren Leidenſchaften zu Grund gegangen ſind. Endlich erſt ſind die aufzuführen, welche trotz einer tüchtigen Konſtitution, trotz eines vernünftigen angemeſſenen Lebens allein dem Krankheitscharakter des Landes zum Opfer fallen.

Die Zahl dieſer Leute iſt es allein, welche bei der Betrachtung der Sterblichkeitstabellen Berückſichtigung verdient; und wenn wir die erſten zwei Kategorien von der ganzen Summe abziehen, wird ſie niedrig genug ausfallen. Sie würde ſich aber noch mehr vermindern laſſen, wenn die Prinzipien einer geſundheitsgemäßen Lebensweiſe in den Tropen allgemein bekannt und auch beachtet würden.“ (Aus: Falkenſtein, Die Loangoexpedition.)

Banane.
Papaia
Mango

Im botaniſchen Verſuchsgarten zu Viktoria.
Nach einer Photographie von Profeſſor F. Wohltmann, Bonn

Und hier ſetzt die ſegensreiche ſtaatliche Tätigkeit in Kamerun ein. In Verbeſſerung der Nahrung (friſches Fleiſch, friſche Gemüſe, friſche Milch) in richtiger Wahl der Bekleidung, richtiger Wahl des Bauplatzes, richtiger Bauweiſe der Häuſer und anderem beſteht ein gut Teil vorbeugender Behandlung; durch deren Betätigung ſeitens der Regierungsorgane wird auch auf die übrigen Weißen heilſam eingewirkt. Dazu tritt die Verwertung der immer reicher werdenden ärztlichen Behandlung der Krankheitsfälle ſelbſt, die weitgehende Sorgfalt für die Rekonvaleszenten (in welch letzterer Richtung auch manche der Privatunternehmen in höchſt lobenswerter Weiſe dem Re-

Digitized by Google

gierungsbeispiel gefolgt sind; so hat die Viktoriapflanzungsgesellschaft ein eigenes Kranken- und Rekonvaleszentenheim auf ihrem Territorium erbaut).

Der Regierungsarzt Dr. Plehn beobachtete unter den Angestellten in Duala für die ersten sechs Monate 1896 noch 123 Malariafälle; diese gingen 1897 auf 93 und 1898 auf 37 zurück! Die hiermit eingerechneten Schwarzwasserfieber (die schwerste Form der Malaria) betrugen 1896 noch 11, im Jahre 1897 noch 6 und 1898 für eben den Zeitraum (Januar bis Juni) nur 2! „Diese Zahlen", sagt Dr. Plehn, „bedürfen keines Kommentars. Sie beweisen, daß man selbst unter dem feuchtheißen Tropenhimmel der Küstenzone sehr wohl etliche Jahre ausdauern und bei Kräften bleiben kann, sowie erst die notwendigen hygienischen Vorkehrungen getroffen worden sind." Zu diesen gehören aber nicht zum mindesten die Hospitäler und Sanatorien. Wir besitzen in Duala eine Isolierstation für Pockenkranke, ein neues, vortrefflich eingerichtetes Europäerhospital und ein Hospital für Farbige. Außer dem Höhensanatorium in Buëa ist ein Seesanatorium auf der den frischen Meereswinden voll ausgesetzten Halbinsel Sueleba erbaut, auf der Insel Mondoleh in der Ambasbucht eine weitere Krankenstation errichtet. Die größte sanitäre Bedeutung an der ganzen Westküste überhaupt aber ist unzweifelhaft dem eben genannten Buëa mit seinen diesbezüglichen Einrichtungen zuzusprechen (vergl. auch S. 33 u. f.). Frisches, gesundes, fieberfreies Klima, kühles klares Gebirgswasser spendet die Natur; für die Milchkur, die in der Rekonvaleszenz nach Malaria so segensreiche Folgen hat, ist die Molkerei mit dem Allgäuer Vieh zur Stelle, und frisches Gemüse und sonst zuträgliche Früchte liefert ein vorzüglich gehaltener Küchengarten.

Mit einigen statistischen Angaben über die weiße Bevölkerung, die erst so richtig die Bedeutung der sanitären Maßnahmen zeigen, wie sie andererseits die in vorstehenden Zahlen zum Ausdruck kommende sanitäre Besserung der Verhältnisse so recht illustrieren, schließen wir dieses Kapitel; die Zahlen sprechen für sich selbst.

| | Europäer | Darunter Deutsche |
|---|---|---|
| 1890 . . . . . | 105 | 65 |
| 1892 . . . . . | 166 | 109 |
| 1894 . . . . . | 231 | 153 |
| 1896 . . . . . | 236 | 161 |
| 1898 . . . . . | 324 | 256 |
| 1899 . . . . . | 425 | 348 |

Wir wenden uns nunmehr zwei weiteren kolonialwirtschaftlichen Faktoren zu, welche unter Schutz und Förderung der staatlichen Verwaltung so recht eigentlich die Träger und Stützen einer blühenden Kolonie sind; die in ihrer Tätigkeit eben das, was man unter einer Kolonie zu verstehen hat, schaffen und verkörpern, dem Handel und dem Plantagenbau. Beide sind zur Zeit private Unternehmungen.

Da tritt uns aber nun noch ein Zwischending entgegen, das einerseits beide Faktoren, Handel und Bodenbewirtschaftung, in sich zu vereinigen sucht

Digitized by Google

und andererſeits — zufolge der ihm eingeräumten weitgehenden Befugniſſe (beinahe gleich denen einer royal charter Cy.) faſt auch als ein Zwiſchending zwiſchen ſtaatlicher und privater Unternehmung bezeichnet werden darf: die vielumſtrittene Einrichtung der ſogenannten „Konzeſſionen“.

Der Grundgedanke dieſer Unternehmungen iſt: zur Ausnützung eines Gebietsteiles (und damit zur dauernden Erſchließung desſelben) in jeder Richtung durch Plantagenanlagen, Anlage von Stationen u. ſ. w., hauptſächlich aber durch Betrieb des Handels, Anlage von Faktoreien, Verkehrswegen verſchiedener Art u. ſ. w. tritt eine Geſellſchaft zuſammen und bittet die Regierung um Landabtretung. In zwei Fällen entſprach die deutſche Regierung derartigen Anſuchen, und zwei große Konzeſſionen im Süd- und Nordteil Kameruns wurden der Geſellſchaft „Südkamerun“ beziehungsweiſe „Nordweſtkamerun“ erteilt, 1899 beziehungsweiſe 1900.

Handelsfaktorei Nſſakpe der Nordweſtkamerun-Geſellſchaft; am Croß River.

An erſtere wurden im Südoſtteil Kameruns 77000 qkm (alſo das Zweieinhalbfache ganz Belgiens) auf 30 Jahre vergeben.

Die Hauptniederlaſſung befindet ſich in Ngoko, außerdem ſind Faktoreien angelegt im Ndſimugebiet, in Molunda und Bomedai u. ſ. w. Statt des ſchwierigen Überlandweges wählt die Geſellſchaft die Waſſerſtraße des Kongo-Sanga als Eingangstor und beſitzt zu dieſem Zweck bereits drei Heckraddampfer. Die hauptſächlichſten Exportartikel dürften Gummi und Elfenbein werden.

Ein noch größerer Flächenraum ward im Nordteil der Geſellſchaft „Nordweſtkamerun“, und zwar auf 30 Jahre, eingeräumt: etwa 90000 qkm (alſo ein Gebiet von der ſechsfachen Größe des Königreichs Sachſen).

Zur Orientierung über den Betrieb ꝛc. ſeien nachfolgende ſeitens der Geſellſchaft in liebenswürdiger Weiſe gegebenen Aufſchlüſſe eingefügt: „Nach Genehmigung von Seite des Gouvernements haben wir im weſtlichen Teil unſeres Konzeſſionsgebiets von allem freien Land Beſitz genommen und eine Reihe neu gegründeter Faktoreien am Croßfluß ſowohl wie in Bannyangland und Bali arbeiten bereits an der kommerziellen Erſchließung dieſer Gebiete. Dieſelben liefern zur Zeit noch vornehmlich Kautſchuk und Ebenholz; es hat aber auch ſchon der Handel mit Palmkernen begonnen, der an mehreren Stellen einen ganz bedeutenden Zuwachs verſpricht. Durch einen zweiten Dampfer, der neben der ‚Hertha‘ dieſes Jahr noch den Croß befahren wird, hoffen wir den regelmäßigen Warenaustauſch dieſer Faktoreien heben und lukrativ geſtalten zu können. Die letztjährigen Fahrten der ‚Hertha‘ haben uns bereits die erſten Produkte aus jenen Gebieten gebracht, darunter ſehr gute Kautſchukqualitäten. Als Stützpunkt der Croßriverſchiffahrt dient uns Old Calabar. Es ſind auch bereits Verſuche in die Wege geleitet, um mit der Auspflanzung von Kautſchukbäumen zu beginnen, und eine Verſuchsplantage bei Mundame wird in Bälde die erforderlichen Anhaltspunkte zur Inangriffnahme weiterer Kulturanlagen zu bieten im ſtande ſein.“

Und nun jeden der beiden kolonialwirtschaftlichen Faktoren für sich betrachtet.

## Handel

„Man kann ganz allgemein zwei regional, qualitativ und quantitativ verschiedene Typen des Handels in Kamerun unterscheiden, den Küsten- und den Binnenhandel." Beide sind vorerst noch vollständig voneinander getrennt.

Der Binnenhandel ist der weit ältere. Er bewegt sich unter den Eingeborenen untereinander; die vermittelnden Elemente, die Träger des Handels, sind die Haussa. Von deutschem Einfluß bis zur Stunde (leider) noch in keiner Weise tangiert, gehört er gar nicht in dies Kapitel, — des weitestgehenden europäischen Einflusses werden wir im Schlußwort „dem Blick in die Zukunft Kameruns", Erwähnung tun müssen —; auch haben wir über ihn, sowie über den Kleinhandel der Bantu unter sich bereits ausführlich gehört (S. 110 u. f.). Er hat einen sehr bedeutenden Umfang und hat sich weit nach Süden in das Hinterland unserer Kamerunküste vorgeschoben.

In diesem Abschnitt haben wir es nur mit dem Handel zwischen Weißen und Eingeborenen zu tun, also mit dem Küstenhandel (jener am Benuë wie der eben erst beginnende am Sjanga kann, was Betrieb anlangt, als im Küstenhandel nachfolgend mit betrachtet eingeschlossen werden, freilich ohne das für jenen so bedeutsame Moment des Zwischenhandels!) der infolge der Kontrahenten naturgemäß jünger ist als jener.

Er begann mit dem Erscheinen der Europäer an der Küste.

Elfenbein, Goldstaub, tropische Vögel, zierliche Affen (daher nebenbei bemerkt der Name Meerkatzen) waren anfänglich die begehrten Gegenstände.

Einen ungeahnten Aufschwung nahm der Handel mit und an der Guineaküste durch die Entdeckung Amerikas: Afrika ward auf Jahrhunderte der große Sklavenmarkt für Amerika — und die Händler waren Europäer! In einem Zeitraum von fast 300 Jahren sind viele Millionen „schwarzes Elfenbein", wie man die Unglücklichen nannte, verkauft und übers Meer verschifft worden. Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts währte dieses einträgliche Geschäft. Und geraume Zeit verstrich dann noch, trotzdem alle zivilisierten Nationen gegen dieses schmachvolle Handwerk einschritten, bis es gänzlich unterdrückt war.

Naturgemäß wandten nunmehr die Kaufleute anderen Produkten ihre Aufmerksamkeit zu. Elfenbein und die verschiedenartigsten Bodenerzeugnisse wurden nun die Ausfuhrgegenstände. Die veränderte Ware hatte eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebes zur Folge. Es begannen die Ansiedelungen an der Küste zu entstehen, Faktoreien; ihre Vorläufer waren die sogenannten Hulks (s. S. 9).

Solch eine neuzeitliche Faktorei ist eine stattliche Anlage.

Das Wohnhaus, leicht und hübsch gebaut, ist in seinen Grundmauern aus Stein; der weitere Aufbau ist Holz. Darüber erhebt sich das Dach, etwas in die Höhe gerückt, daß die Luft durchstreichen kann; das Ganze ist blendend weiß. Zu ebener Erde, das heißt mindestens 1,0–1,5 m über dem Boden befindet sich das Kontor, ein paar kleinere, verfügbare Zimmer und der Speiseraum. Im ersten und zugleich obersten Stock sind dann die Wohn-, Schlaf- und Empfangsräume. Um das ganze eigentliche Haus, dessen Ausmaße verhältnismäßig klein sind, läuft eine breite Veranda, zu der Treppen hinaufführen. Auf diese Veranda münden alle Räume des ersten Stockes, auf ihr spielt sich das ganze Leben ab; darum sind sie auch meist behaglich ausgestattet. Neben dem Wohnhaus stehen Küche und die Vorratsräume mit Verpflegsartikeln, den „Provisionen", sowie das Schlachthaus. Weit davon ab sind die mächtigen Lagerhäuser, in denen die Ausfuhrwaren aufgehäuft sind. Dann folgen kleinere, wellblechgedeckte Räume: in ihnen wird das Palmöl geklärt

Digitized by Google

und geprüft. Wieder andere langgestreckte Bauten bergen die Kaufmannsgüter, die die Dampfer aus der Heimat gebracht, Tauschgegenstände aller Art. Dann kommt ein ganzes kleines Negerdorf: die Wohnungen für die vielköpfige Arbeiter- und Dienerschar. Zwischen diesen Häusern und Hütten geräumige Hofanlagen und schattenspendende Bäume; um all das eine Mauer aus Stein oder Holz; am Haupteingangstor das Gelaß für den Wachmann und seine Hunde: das ist das Reich des Vertreters eines Kaufhauses aus einer deutschen Hansastadt, draußen an Afrikas Westküste.

Kleinere Zweigfaktoreien sind wie Fühlhörner ins Innere vorgeschoben und haben außer dem allgemeinen kaufmännischen Zweck einer Filiale überhaupt noch den weiteren mittelbaren, allmählich immer mehr Bresche in den Zwischenhandel zu legen.

Wie zur Zeit der Sklavenausfuhr der Handel ein Tauschgeschäft war, so ist er das bis zur Stunde geblieben; allerdings bei weitem nicht mehr in der einfachen, ursprünglichen Form, wie damals. Es haben sich ganz bestimmte Wertmaße herausgebildet, wie bei uns das Geld; aber es sind die einzelnen Waren, welche diese Maße abgeben.

Diese Werteinheiten sind an den verschiedenen Küstenstrichen verschieden; am Kamerunfluß wird nach sogenannten „Aru" gerechnet. Das besagt also einen feststehenden Begriff von Waren nach Art, Zahl und Gewicht, für welche andere nach Vereinbarung des Käufers und Verkäufers gesetzt werden können. (Wir haben derartiges auch im Innern des Hinterlandes von Kamerun gefunden in Gestalt der Tchang und Kauri.)

Auch die dieser Werteinheit zu substituierenden Gegenstände, die Tauschwaren, sind fast die gleichen geblieben, wie sie einst zu den Zeiten des Sklavenhandels zum Einkauf der lebenden Ware gedient haben.

Ein Gang durch eines der Lagerhäuser einer Faktorei führt sie vor Augen.

Mächtige Ballen verschiedenster Stoffe, vom schimmernden Brokat und glänzender Seide bis herab zum elendesten bedruckten Kattunfetzen, sind in erster Linie zu nennen.

Dann folgt gleich — der Schnaps! Von der Küste fuhren dieses entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen. Gegen diesen Fluch der Zivilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weißen, sie lehren!

Weiter. In großen Kisten liegen Feuersteingewehre, ein sehr begehrter Tauschartikel; wie nicht minder Pulver. Eisenwaren und zwar namentlich Hacken und Messer (sogenannte Cutlaß), Vorhängschlösser, Eisen- und Messingringe. Rasiermesser folgen sodann. Viel verlangt ist auch Tabak sowie Salz. Weitere gangbare Gegenstände sind: Emailgeschirre, kleine Spiegel und Nägel mit breiten hohen Köpfen (Tapeziernagel), zur Verzierung der Messergriffe, Messerscheiden, von Stöcken u. s. w. Erwähnen wir schließlich noch Glasperlen der verschiedensten Farben und Größen, so sind die Tauschwaren ziemlich erschöpfend aufgeführt.

Und nun die Landeserzeugnisse, die für diese Tauschwaren eingehandelt werden.

In erster Linie stehen Palmöl, Palmkerne und Gummi, Elfenbein; in zweiter verschiedene Arten Nutzhölzer (Ebenholz und Rotholz), Piassava, Erdnüsse, Kolanüsse und Kopal; schließlich noch einige weniger in Betracht kommende, wie Kopra u. a. m.

In demselben Maße, wie durch Beseitigung des Zwischenhandels und Eröffnung von Karawanenwegen aus dem und in das ferne Innere ein leichterer Abfluß der aufgestapelten Güter — und das ist nur Elfenbein — ermöglicht wird, wird dessen Menge abnehmen. An eine der kolossalen Ausfuhr entsprechende Ergänzung der geräumten Lager ist nicht zu denken. Gleiches Schicksal, wenn auch nicht so bald, wird bei der Art der Gewinnung dem Gummi bevorstehen. Daß die von dem überhaupt so tätig wirkenden kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandte Expedition eine weitere gummi-

Digitized by Google

Und n
betrachtet.

„Man
verſchiedene
den Binnenh

Der Bin
geborenen un
ſind die Han
keiner Weiſe
gehenden euro
die Zukunft K
ihn, ſowie über
(S. 110 u. ſ.).
Süden in das

In dieſem
und Eingeborenen
der eben erſt beg
Küſtenhandel nach
das für jenen ſo
Kontrahenten nam

Er begann mi

Elfenbein,
bemerkt der Nam

Einen ungeahn
küſte durch die Ent
Sklavenmarkt für
Zeitraum von faſt
wie man die Unglück
Bis in die erſte
Geſchäft. Und geraum
Nationen gegen dieſ
unterdrückt war.

Naturgemäß wan
Aufmerkſamkeit zu.
wurden nun die Ausfu
geſtaltung des ganzen
ſiedelungen an der Küſ
ſogenannten Hulks (ſ.

Solch eine neuzeitli

Das Wohnhaus, leicht und b
in ſeinen Grundmauern aus St
Aufbau iſt Holz. Darüber erheb
etwas in die Höhe gerückt, daß
ſtreichen kann; das Ganze iſt blen
ebener Erde
über dem Boden befindet ſich das
zwei kleinere
raum. Im erſten und zugleich oberſte
dann die Wohn-, Schlaf- und Empfang
das ganze

Kamerun fand, iſt ein wahres Glück
pflich und unverſiegend aber ſind
das Palmöl und die Palmkerne;
winnung auch durch den Augenblicks-
iſt, keine Zerſtörung der liefernden

betriebene vielſeitige Handel liegt zur
iſchen Firmen, wovon zehn deutſchen;
im Schutzgebiet ſieben engliſche und
en C. Woermann und Jantzen & Thor-
den erſten Anſtoß gaben zur Entfaltung der
von Guinea. Seit einem Jahre
verſchwunden. Beide alte Hanſahäuſer
ſchaft Nordweſtkamerun übergeben. Damit
deutſcher Handelſchaft in Kamerun vom

wicklung des Handels in Kamerun unter

Ausfuhr:

	Palmkerne		Gummi		Elfenbein	
	kg	M.	kg	M.	kg	M.
[illegible]	700399	1286356	448883	1409532	30484	391042
[illegible]	757297	1365908	663880	1928080	51702	308471

Geſamtein- und Ausfuhr
Plantagenprodukte miteingerechnet):

Einfuhr in M.	Ausfuhr in M.
4642627	4774154
10638955	5145822
14245014	5886458

den europäiſchen Ländern zuzuführen, die
mit neuen Tauſchwaren zu verſehen:
Dampfer. Die Segelſchiffreiſen nach
Flagge in Betracht kommt, faſt

bau

außerordentlich wichtig für die
rodukte der Ölpalme betonten:
ganz dem geſamten letzten
das Elfenbein ſich von
zurückgehen — Kamerun

kann es verwinden: die ſchlummernden Hilfskräfte, die in ſeinem Boden ruhen, ſind tauſendmal mehr wert; ſie ſind die ſicherſte und geſundeſte Baſis ſeiner friedlichen, wirtſchaftlichen, blühenden Weiterentwicklung.

Weit jüngeren Datums als der Handel iſt der Plantagenbau. Von einem eigentlichen Betrieb kann erſt ſeit etwa zwölf bis dreizehn Jahren die Rede ſein. Die zukunftsverheißendſte Plantagenpflanze, der Kakao, iſt auch zugleich die älteſte, ja zufällig diejenige, welche eigentlich die Anregung gab.

Der erſte Kakao wurde nach Kamerun in den ſechziger Jahren durch Auswanderer von Fernando Poo eingeführt und von dieſen in Viktoria angepflanzt. Als 1884 die deutſche Flagge in Kamerun gehißt wurde, fand man an den Hängen rund um Viktoria mehrere hundert von Kakaobäumen, und dies bewog den um Kamerun ſo hochverdienten iſten Gouverneur von Soen, im Botanin Garten zu toria ſyſteich Pflansverſuche Kakao ma laſſen. hier war richtige m Fuß ungebirges, an ſeinen Hängen! Hören wir, wie ſich der berufenſte liche Kenner tropiſcher Agrikultur, Profeſſor Wohltmann, auf erholter perſönlicher Umſchau und Unterſuchung darüber ausläßt.

Kakaoernte von vierjährigen Bäumen (Viktoriapflanzung).

len nährſtoffreichen, milden und en und die Vegetation, die er wird geſtehen müſſen, daß man t ſuchen muß, um eine ähnliche derzufinden. Und derartiger ngebirge nicht vereinzelt an n weiter Ausdehnung!" Er um Fuß des Kope im Moſſ neueſten Mitteilungen und Geologen Dr. Eſch über ſen ſogar noch das Kamerun ſeit! „Ja ſelbſt die ſchlechen noch einen derartigen Reichtum an Pflanzennährſtoffen, daß ſie unſere heimiſchen Boden, und insbeſondere auch die meiſten oſtafrikaniſchen, bei weitem überflügeln.

Man muß ſich in der Tat wundern, wie es möglich iſt, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland ſo lange verſchleiert blieb, und das um ſo mehr, als doch dieſe herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen ſind, ſo daß die Verſchiffung der Produkte auf das leichteſte und billigſte bewerkſtelligt werden kann. Das Dampfſchiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen kaum ½ km von denſelben entfernt!"

s im Anſchluß daran von dieſem kompetenteſten Gewährsmann nen, welche auf dieſen immens reichen Lagen gedeihen, oder ptprodukt!

am Kamerun er Kakao am he Rente zu liefern. Tabak, Kaffee," welch beide Produkte in Kamerun nach Wiedererſchließung und tatſächlicher Beſetzung des Hochlandes dort in den

liefernde Pflanze, die Kickxia, auch in Kamerun fand, ist ein wahres Glück und von folgenschwerer Bedeutung. Unerschöpflich und unversiegend aber sind die beiden anderen Hauptprodukte Kameruns: das Palmöl und die Palmkerne; insbesondere deshalb, weil mit ihrer Gewinnung auch durch den Augenblicksmenschen, der der Neger ja ausgesprochen ist, keine Zerstörung der liefernden Pflanze, der Ölpalme, zu gewärtigen ist.

Dieser solcher Art gestaltete und betriebene vielseitige Handel liegt zur Zeit in den Händen von siebzehn kaufmännischen Firmen, wovon zehn deutschen; im Jahre der Besitzergreifung bestanden im Schutzgebiet sieben englische und zwei deutsche! (Diese zwei allerdings hießen C. Woermann und Jantzen & Thormählen! Sie waren es ja auch, die den ersten Anstoß gaben zur Entfaltung der deutschen Farben in der Ecke des Golfes von Guinea. Seit einem Jahre sind — leider — ihre Namen dort unten verschwunden. Beide alte Hansahäuser haben an die bereits erwähnte Gesellschaft Nordwestkamerun übergeben. Damit sind die ersten und ältesten Pioniere deutscher Handelschaft in Kamerun vom Schauplatz abgetreten.)

Einige Zahlen mögen die Entwicklung des Handels in Kamerun unter deutscher Flagge beleuchten.

Ausfuhr:

| Zeit 1.VII.—30.VI. | Palmöl | | Palmkerne | | Gummi | | Elfenbein | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | l | M. | kg | M. | kg | M. | kg | M. |
| 1893/94 | 3690139 | 1391048 | 5960399 | 1286356 | 448883 | 1469532 | 30484 | 391042 |
| 1898/99 | 3204740 | 893361 | 7557297 | 1365608 | 603880 | 1928080 | 51762 | 598471 |

Gesamtein- und -Ausfuhr
(hierbei auch die Plantagenprodukte miteingerechnet):

| | Einfuhr in M. | Ausfuhr in M. |
|---|---|---|
| 1893/94 | 4642627 | 4774154 |
| 1898/99 | 10638955 | 5145822 |
| 1899/1900 | 14245014 | 5886458 |

Diese Erzeugnisse Kameruns den europäischen Ländern zuzuführen, die Faktoreien und Handelsplätze draußen mit neuen Tauschwaren zu versehen: das besorgen heutzutage fast ausschließlich Dampfer. Die Segelschiffreisen nach diesen Gewässern haben, soweit die deutsche Flagge in Betracht kommt, fast ganz aufgehört.

## Plantagenbau

Der gleiche Moment, den wir eben als so außerordentlich wichtig für die Stetigkeit und Sicherheit der Verwertung der Produkte der Ölpalme betonten: die Unversieglichkeit dieser Quelle, kommt voll und ganz dem gesamten letzten wirtschaftlichen Faktor zu: dem Plantagenbau. Mag das Elfenbein sich von Jahr zu Jahr mindern, mag die Gummigewinnung zurückgehen — Kamerun

Digitized by Google

kann es verwinden: die ſchlummernden Hilfskräfte, die in ſeinem Boden ruhen, ſind tauſendmal mehr wert; ſie ſind die ſicherſte und geſundeſte Baſis ſeiner friedlichen, wirtſchaftlichen, blühenden Weiterentwicklung.

Weit jüngeren Datums als der Handel iſt der Plantagenbau. Von einem eigentlichen Betrieb kann erſt ſeit etwa zwölf bis dreizehn Jahren die Rede ſein. Die zukunftsverheißendſte Plantagenpflanze, der Kakao, iſt auch zugleich die älteſte, ja zufällig diejenige, welche eigentlich die Anregung gab.

Der erſte Kakao wurde nach Kamerun in den ſechziger Jahren durch Auswanderer von Fernando Poo eingeführt und von dieſen in Viktoria angepflanzt. Als 1884 die deutſche Flagge in Kamerun gehißt wurde, fand man an den Hängen rund um Viktoria mehrere hundert von Kakaobäumen, und dies bewog den um Kamerun ſo hochverdienten erſten Gouverneur von Soden, im Botaniſchen Garten zu Viktoria ſyſtematiſch Pflanzungsverſuche mit Kakao machen zu laſſen.

Kakaoernte von vierjährigen Bäumen (Viktoriapflanzung).

Und hier war auch der richtige Fleck: am Fuß des Kamerungebirges, an ſeinen Hängen! Hören wir, wie ſich der berufenſte wiſſenſchaftliche Kenner tropiſcher Agrikultur, Profeſſor Wohltmann, auf Grund wiederholter perſönlicher Umſchau und Unterſuchung darüber ausläßt.

„… Wer dieſen nährſtoffreichen, milden und tiefgründigen Boden und die Vegetation, die er hier gegeben hat, wird geſtehen müſſen, daß man in der ganzen Welt ſuchen muß, um eine ähnliche [illegible] der Natur wiederzufinden. Und derartiger Boden iſt im Kamerungebirge nicht vereinzelt anzutreffen, ſondern in weiter Ausdehnung!“ Er [illegible] bis zum Fuß des Kope im Koſſi[illegible] und nach den neueſten Mitteilungen und Unterſuchungen des Geologen Dr. Eſch übertreffen dieſe Landſtrecken ſogar noch das Kamerungebirge an Fruchtbarkeit! „Ja ſelbſt die ſchlechteſten Böden hier beſitzen noch einen derartigen Reichtum an Pflanzennährſtoffen, daß ſie unſere heimiſchen Böden, und insbeſondere auch die meiſten oſtafrikaniſchen, bei weitem überflügeln.

Man muß ſich in der Tat wundern, wie es möglich iſt, daß der hohe Wert Kameruns als Plantagenland ſo lange verſchleiert blieb, und das um ſo mehr, als doch dieſe herrlichen Ländereien unmittelbar am Meere gelegen ſind, ſo daß die Verſchiffung der Produkte auf das leichteſte und billigſte bewerkſtelligt werden kann. Das Dampfſchiff ankert unmittelbar zu Füßen der Plantagen kaum ½ km von denſelben entfernt!“

Laſſen wir uns im Anſchluß daran von dieſem kompetenteſten Gewährsmann die Produkte nennen, welche auf dieſen immens reichen Lagen gedeihen, oder vielmehr das Hauptprodukt!

„Von allen Früchten, welche am Kamerungebirge angebaut werden, ſcheint der Kakao am beſten zu gedeihen und die höchſte Rente zu liefern. Tabak, Kaffee,“ — welch beide Produkte in Kamerun nach Wiedererſchließung und tatſächlicher Beſetzung des Hochlandes dort in den

dafür wie geschaffenen Lagen zweifelsohne noch eine Zukunft haben — „Zuckerrohr, Vanille, Kardamom, Ingwer, Zimt liefern zwar gleichfalls gute Erträge im Versuchsgarten zu Viktoria; sie finden jedoch auch anderweitig in den Tropen ein günstiges Anbaugebiet, während das Klima und der Boden vom Kamerungebiet gerade für die Kakaokultur wie gemacht zu sein scheint. Und da man ähnliche Verhältnisse nur wenig in der Welt antrifft, so gehört das Kamerungebiet zu den wenigen Orten, welche gleichsam für die Kakaokultur ein natürliches Monopol besitzen. Während also in den unteren Lagen, vielleicht bis zu 500 und 600 m Höhe, der Kakao auf den besseren Böden den Vorzug verdient, wird man überall, wo der Boden knapper und höher gelegen, bis dahin, wo die Temperatur nicht unter 5° C. sinkt, Kaffee und Tabak mit Erfolg bauen können. Von diesen Gesichtspunkten geht man auch bei Anlage von Plantagen am Kamerungebirge aus."

Und nun wollen wir, anknüpfend an oben, an Hand von freundlichst seitens einer der größten und bedeutendsten Pflanzungen, der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria", zur Verfügung gestellten Notizen die Entwicklung am Kamerungebirge betrachten.

Die Berichte des Herrn von Soden und die erzielten Erfolge bewirkten die Gründung von zwei Pflanzungsgesellschaften, der „Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft", sowie der „Debundjaplantage".

Als im Jahre 1893 Dr. Zintgraff aus dem Reichsdienst ausschied und gezwungen wurde, seine Forschertätigkeit in Kamerun aufzugeben, entschloß er sich, als Privatmann der Kolonie weiter zu dienen. Das rasche Aufblühen der vorgenannten kleinen Pflanzungen bewog ihn, eine große Pflanzung gemeinsam mit von Soden, Dr. Esser und anderen ins Leben zu rufen: es entstand die westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Victoria"; die erste mit einem großen Kapital (2500000 Mark) im großen Stil arbeitende Gesellschaft.

Dr. Zintgraff starb bereits 1897; sein Unternehmen aber entwickelte sich rasch weiter.

Die Regierung beauftragte nunmehr den Hauptmann von Besser, die Grenzen der Pflanzungen festzustellen, wie auch den Eingeborenen Reservate zu vermessen, mit der Maßgabe, daß pro Familie 2 ha Land reserviert werden sollten.

Auf Bessersche Berichte hin erfolgte im Jahre 1898 die Gründung der Pflanzungsgesellschaft „Soppo" sowohl wie auch der Pflanzung „Esser-Oechelhäuser".

Unterdessen hatten sich auch die Hamburger und Bremer Großkaufleute nicht auf die Pflanzungen Kriegsschiffhafen und Debundja beschränkt, sondern schritten im Jahre 1897 zur Kapitalsvermehrung und Gründung der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Bibundi" (1500000 Mark).

Alsdann gelang es 1899 dem unermüdlichen Herrn von Soden, die Pflanzung „Scipio" ins Leben zu rufen, und Geheimrat Oechelhäuser nahm zu gleicher Zeit noch eine zweite Pflanzung am kleinen Kamerunberge in Angriff.

Ebenso entstand in diesem Jahre südlich der Soppopflanzung auf Anregung Professor Dr. Wohltmanns die „Molivepflanzung", der ein Kapital von 1100000 Mark zur Verfügung steht.

Das Jahr 1901 brachte dann mit Rücksicht auf die Erfolge der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Victoria" eine neue Belebung der Esserschen Gruppe und es gelang, 2600000 Mark zur Schaffung der „Bolifamba-, Molyko-, Victoria-, Ekona-, Koke- und Meanjapflanzung" aufzubringen. Im Jahre 1902 entschloß sich dieselbe Kapitalistengruppe zum Bau einer Schmalspurbahn von Viktoria über Soppo bis nach Meanja.

Das Ende des Jahres 1901 hat außerordentlich günstige Kakaoernten gebracht, so daß zum Beispiel die Preußische Schätzung einer Ernte von 500 Zentner pro 1901 für die westafrikanische Pflanzungsgesellschaft um mehr als das Doppelte übertroffen wurde.

Um einen Begriff von der Arbeit und dem Kraftaufwand der einzelnen Pflanzungen zu geben, sei erwähnt, daß bei der westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft „Victoria" zur Zeit auf den Pflanzungen 14 Europäer, beim Bahnbau 5, als Strandmeister und Maschinist je 1, an Inspektoren und Direktoren 3, als Kaufleute 12, also insgesamt 36 Europäer tätig sind. Zu diesen kommt ein Heer von etwa 1000 schwarzen Pflanzungsarbeitern, 300 schwarzen Eisenbahnarbeitern und 60 am Strande beschäftigten schwarzen Ruderern und Lastträgern.

An Kakaobäumen dürften am 1. Januar 1902 am Kamerungebirge insgesamt 2380000 Bäume (darunter allein auf der Victoriapflanzung 600000) gestanden haben, welche vom vierten Lebensjahre ab, also spätestens ab 1905, einen Ertrag von 2–3 Pfund pro Baum, also mindestens 2380000 kg = 47600 Zentner oder Sack Kakao pro Jahr ergeben.

Zur Zeit ist der ganze südliche und westliche Abhang des Kamerunberges an Plantagenunternehmungen, die sämtlich in Betrieb sind, vergeben.

Es arbeiten auf diesen Pflanzungen gegenwärtig etwa 4000 Arbeiter; beinahe 3000 sind Eingeborene des Schutzgebiets. Hierunter finden sich die verschiedensten Stämme vertreten.

Die angebaute Fläche am Kamerungebirge hat sich bis Mitte 1899 auf 2500 ha gehoben; und davon entfallen 2200 ha auf Kakao, der annähernd 2000 Doppelzentner im Werte von 240000 Mark für den Export lieferte. Rechnet man den Ertrag der übrigen Kakaopflanzungen noch hinzu, so hat

Digitized by Google

Kamerun in 1898/99 im ganzen 2460 Doppelzentner für 313000 Mark ausgeführt; 1900 für 333989 Mark! Das iſt für den Anfang wahrlich genug.

Doch auch die übrigen Plantagenprodukte weiſen ganz ſtattliche Ausfuhrwerte auf; ſo 1900 Tabak 133875 Mark, Kolanüſſe 6994 Mark ꝛc.

Neben dem Zentralpunkt des Plantagenbaus, dem Kamerungebirge, dürfen aber die anderen neu errichteten oder in Errichtung begriffenen Plantagen nicht vergeſſen werden. Außer ihm ſind noch weite andere Länderſtrecken der Kolonie zum Plantagenbau geeignet. So wird mit Eifer gearbeitet auf zwei Plantagen im Süden des Schutzgebiets bei Campo; Plantagengelände iſt erworben am Südufer des Sanaga; zwei Plantagen zwiſchen Mundame und Johann Albrechtshöhe ſind in der Entwicklung; in dem Rio del Reydiſtrikt wird mehrfach in Verbindung mit Faktoreibetrieb Kakao gebaut.

Iſt ſo bisher der Kakao noch die weitaus erſte Plantagenpflanze, ſo dürfte ihr in nächſter Zeit ein Konkurrent entſtehen in der bereits mehrfach genannten Kickxia. Für die Kickxiakultur ſind die Expeditionen von Dr. Preuß und Schlechter (letztere vom kolonialwirtſchaftlichen Komité ausgeſandt) ausſchlaggebend geweſen; denn von nun an wandten faſt alle Plantagenbeſitzer ihr Intereſſe dieſer vielverſprechenden Nutzpflanze zu. Die Zucht der Kickxia iſt jedoch mühſam und langwierig und erfordert zunächſt größere Koſten als der Kakao, da die Bäumchen nicht vor dem achten Jahre ertragfähig ſind. Man will daher beide Kulturen miteinander verbinden, um auf dieſe Weiſe die „tote Zeit“ leichter zu überſtehen.

Eine Kakaopflanzung in Bibundi.
Nach einer Photographie von Profeſſor F. Wohltmann, Bonn

Bei der dadurch aber durchaus nicht verminderten Wichtigkeit des Kakao und ſeiner Stellung als die ſpeziell Kamerun eigene Plantagenpflanze möge die Schilderung ſeines Anbaus und ſeiner Behandlung unſeren Streifzug auf das ſo wichtige kulturelle Gebiet des Plantagenbaues ſchließen.

Die Anpflanzung erfolgt wie beim Kaffee durch Auslegen der Bohnen, nachdem der Urwald gegen Ende der Regenzeit gefällt und zu Schluß der Trockenzeit niedergebrannt iſt, entweder Oktober und November oder im April (Ausgang der Regenzeit oder zu Beginn derſelben). Die Pflanzweite beträgt 4–5 m im Quadrat. Um die junge Kakaopflanze in den erſten Jahren durch Be-

Digitized by Google

schattung vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, gibt man den Kulturen eine Deckfrucht, am liebsten die Banane. Außerdem bleiben als Schattenspender und zum Schutz gegen Stürme große, kräftige Urwaldbäume verschont. Eine junge, einjährige Kakaopflanzung bietet sich zunächst dar als ein buntes Durcheinander von meterhohen angebrannten Baumstümpfen, modernden Baumstämmen und Ästen, Bananen und überragenden Palmen nebst kräftigen Urwaldriesen mit breiten, belaubten Kronen." (Also ganz wie die Farmen der Eingeborenen; vergl. S. 128.) „Dazwischen sprossen dann im Geviert die jungen Stämmchen des Kakao. Erst nach mehreren Jahren ändert sich das anfänglich wirre Bild, und dann gewinnen die Kakaobäumchen die Oberhand.

Steht die Kultur zu dicht, so wächst sie 4 und 5 m hoch; steht sie lichter und normal, dann wachsen die Bäume mehr in die Breite und erleichtern dadurch die Erntearbeiten. Der Stamm des Kakaobäumchens ist weißgrau und ähnelt in der Farbe dem unserer Birke. Unmittelbar an dem Stamm und den vorjährigen Zweigen sproßt die zarte, weißliche Zwitterblüte, aus welcher sich eine birnenartige Frucht entwickelt, die an beiden Enden etwas gurkenartig ausläuft. Innerhalb der Birne liegen im Fruchtmark die wertvollen Bohnen. Die Hauptblütezeit fällt in den März und April; die Fruchternte erfolgt von August bis Dezember; im Januar und Februar findet dann noch eine Nachlese statt.

Man rechnet, daß die Kakaopflanzung bereits im vierten Jahre Ertrag liefert und daß im sechsten Jahre die Vollentwicklung beginnt. Kräftige Kakaostämme tragen bis zu 50 und 60 Früchte im Jahre; im Mittel rechnet man 20–25 Birnen pro Stamm, von denen eine jede 29–42 Bohnen zu enthalten pflegt, so daß also ein Bäumchen 800 Bohnen im Mittel liefert.

Das Pflücken der Frucht geschieht unter möglichster Schonung des Stengels der Birne, weil an diesen gern die neuen Blüten ansetzen. Sodann wird die Frucht aufgebrochen, die Bohnen werden vom Mark befreit und in eine Holzkiste gesammelt. Darauf gelangen sie in das Gärungshaus und werden in Haufen einer sechzigstündigen Gärung unterworfen unter steigender Temperatur. Während der Gärung geht die violette Naturfarbe des Inneren der Bohnen in die schokoladebraune Färbung über. Dann werden die Bohnen gewaschen und von dem anhaftenden schleimigen Fruchtmark gereinigt. Hierauf beginnt die Trocknung, am besten durch die Sonne, faut de mieux in Trockenräumen oder Darröfen. „Ist die Bohne getrocknet, so ist sie versandfähig für Europa." (Aus Wohltmann, Der Plantagenbau in Kamerun ꝛc.)

Es erübrigt noch die Anführung eines kulturellen Faktors (im engeren Sinne), der mit den vorgenannten: dem staatlichen Verwaltungsapparat, Handel und Plantagenbau zusammen, allmählich überseeisches Gebiet in den Bannkreis europäischer Kultur mit herein beziehen soll:

## Die Missionen

Sie sind zweifelsohne ein äußerst wichtiger, auch zweifelsohne ein äußerst segensreicher Faktor — wenn er richtig gehandhabt wird; wenn der Satz ora et labora umgekehrt in die Wirklichkeit übersetzt wird! Hier bei der rein aufzählenden Schilderung der kolonialwirtschaftlichen und kulturellen Momente, die auf das Kamerungebiet einwirken, seit die deutschen Farben über ihm wehen, ist nicht der Platz, zu untersuchen, ob in dieser Weise von den verschiedenen Missionen auch gearbeitet wird; es ist auch nicht der Platz, zu erwägen, ob es klug und fördernd ist, verschiedene Konfessionen, noch dazu verschiedener Nationen, in einem deutschen Schutzgebiete Propaganda machen zu lassen; es liegt endlich ganz und gar außer dem Rahmen dieser Aufgabe, zu untersuchen — ob wir denn den Neger überhaupt mit einer europäischen Religion beglücken müssen? Lediglich die Tatsachen sind hier zu nennen, und diese sind:

Eine Reihe von Missionen verschiedener Konfessionen beziehungsweise Sekten ist in Kamerun tätig.

„Der seit 1848 dort arbeitenden englischen Baptistenmission wurde nahegelegt, sich wo anders ihren Wirkungskreis zu suchen, nachdem sie anläßlich der Besitzergreifung Kameruns durch Deutschland sich auch sehr mit politischer Tätigkeit befaßt hat. Ihr Arbeitsgebiet wurde von der Baseler Missionsgesellschaft übernommen, welche zur Zeit" (genauer 1900) „auf 9 Hauptstationen und 129 Außenplätzen mit 21 Missionaren und 145 schwarzen Lehrern arbeitet. Die Gemeinde hatte 2000 Mitglieder. Außer dem Bekehrungswerk pflegt die Gesellschaft den Jugendunterricht.

Neben ihr arbeitet die Baptistenmission auf 52 Stationen mit etwa 700 Mitgliedern. Auch sie beschäftigt sich mit Kindererziehung.

Im Südbezirk ist seit 1880 die amerikanische Presbyterianermission mit 6 Pastoren und 4 Ärzten auf 4 Stationen tätig. Sehr zu begrüßen ist ihre ärztliche Wirksamkeit.

Das Prinzip der Arbeit wird besonders von

Digitized by Google

der katholiſchen Miſſion der Pallottiner angewendet, deren Schöpfer der apoſtoliſche Präfekt P. Vieter iſt. Unter den in ihrem Dienſte auf 4 Stationen tätigen 34 Europäern ſind 7 Prieſter, 15 Miſſionsſchweſtern und 18 Laienbrüder. Getauft wurden ſeit Beginn der Miſſionsarbeit im Jahre 1890 etwa 2850 Perſonen; die Zahl der Schüler beträgt an 2000. In Station Engelberg beſitzt die Miſſion ein Sanatorium. Die Kinder werden praktiſch in der Tiſchlerei, Schneiderei, Schuſterei, Maurerei, im Kochen und Waſchen unterrichtet; Erwachſene werden als Schmiede, Gärtner u. ſ. w. auf den Stationen und in den Farmen verwendet.“ (Aus: Beiträge zur Kolonialpolitik ꝛc.)

b) Aufgaben und Zukunftsgedanken

Eine vierfache Aufgabe übernimmt jeder Kulturſtaat in dem Augenblick, in dem ſeine Flagge über einem fernen Länderſtriche hochgeht: eine kulturelle, eine kommerzielle, eine wiſſenſchaftliche und eine ſich ſelbſt verjüngende. Nicht nur Rechte ſchließt eine Beſitzergreifung in ſich, auch Pflichten.

Katholiſche Miſſion Engelberg.

Über die moraliſche Berechtigung der kulturellen Aufgabe läßt ſich ſtreiten. Ob ſie, im Grunde genommen und ihres ſchönen Phraſenmäntelchens entkleidet, nichts anderes iſt als die brutale Anwendung des brutalen Naturgeſetzes vom Recht des Stärkeren? Was wir, die ſogenannten Kulturmenſchen, kulturelle Aufgabe nennen, hat der Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgeſichter tötet den roten Mann!“

Doch iſt hier nicht der Platz, darüber philoſophiſche Erwägungen anzuſtellen. Wir haben Kolonien, müſſen ſie haben in geſunder Betätigung geſunder Realpolitik — alſo haben wir auch eine kulturelle Aufgabe.

Die **kulturelle** Aufgabe, an ſich rein ethiſch, wird im praktiſchen Rahmen zur Kulturaufgabe; das heißt ſie beſteht in Kultivierung des Bodens mit allem, was darum und daran hängt. Ideal läßt ſie ſich nicht durchführen; dazu müßten wir beſſere Menſchen ſein, als wir ſind. Bringen wir den Bewohnern unſere vervollkommneten Werkzeuge des Friedens zu Ackerbau und Gewerbe, lehren wir ihnen ihren Gebrauch und damit die Möglichkeit, zu größerer Wohlhabenheit und zum Gefühl des Beſitzes zu gelangen, mildern wir die

Digitized by Google

Sitten und halten ihnen fern unsere Laster: so haben wir in menschlich schöner Weise in Kulturarbeit die kulturelle Aufgabe erfüllt, zu der das Naturgesetz, und das ist der Selbsterhaltungstrieb, uns treibt.

Zum Vorteil für Lehrer und Schüler verbindet sich innig damit die Durchführung der kommerziellen Aufgabe (unter „kommerziell" die Verwertung sowohl der gegebenen Schätze, Menschen und Produkte, als auch der dem Boden erst abzuringenden Erzeugnisse begreifend).

Die dritte Aufgabe ist die Neuverjüngung des Mutterlandes. Mutterland: Dieses Wort allein sagt schon, was eine Kolonie sein soll. Die junge Kraft, die zu Hause keine Entwicklungsmöglichkeit mehr hat, soll draußen freies Feld zum Schaffen finden. Draußen — das heißt: in der Natur, auf eigener Scholle.

Die vierte, die wissenschaftliche Aufgabe ist, vom kolonialpraktischen Standpunkte aus, Mittel zum Zweck. „In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht mehr, wie dies früher geschah, sich selbst genügend, vom großen Markte des Lebens sich entfernt halten, vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu beteiligen, um mit allen sozial erhaltenden und belebenden Kräften, empfangend und gebend, sich zu verbinden."

Die Betätigung der kulturellen Aufgabe ist also — praktisch — in der Durchführung der kommerziellen mit enthalten; die der wissenschaftlichen bis zum heutigen Tag und ihre Ergebnisse haben wir in den vorausgegangenen Abschnitten kennen gelernt.

So erübrigt uns nur den beiden: der kommerziellen und der verjüngenden, näher zu treten.

Den Rahmen, in dem sie vor sich gehen, die Faktoren die daran zu schaffen berufen sind, hat uns das eben beschlossene Kapitel vor Augen geführt; ein gut Stück Entwicklung und Durchführung hat es uns auch schon gezeigt — so ist lediglich Weiterentwicklung und Weiterführung Gegenstand unseres Schlußwortes. Auch eine lokale Einschränkung können wir vornehmen: wir verstehen hier unter Kamerun das Gebiet südlich des Benuë.

Aber unser Kamerun reicht doch hinauf bis zum Tsad! Und bis dahin müssen wir es doch auch tatsächlich ausnützen! Ganz recht; wir wollen es und werden es auch hoffentlich. Aber nicht in sprungweisem Vorgehen mit Sprunglängen von 1000 und noch mehr Kilometern, wie es beim derzeitigen Stande der Erschließung oder richtiger Beherrschung (denn darauf kommt es an!) Kameruns stattfinden müßte, sondern auf dem Wege langsamen, stetigen, etappenweisen Vorrückens.

Andere Ziele verfolgt der Forscher, den eine Expedition nach dem Tsad mächtig lockt und reizt, und reichste wissenschaftliche Erfolge verheißt; andere die koloniale Tätigkeit.

Adamaua und seine mächtige Wasserader, der Benuë: das muß unser nächstes Losungswort sein und bleiben für geraume Zeiten. Den Tsad verlieren wir darum nicht aus dem Auge; wir nähern uns ihm, indem wir uns am Benuë festsetzen, nicht nur räumlich, sondern sichern uns damit nach Nachtigals Ausspruch auch das Mittel, Bornu mit in unser Interessengebiet hereinzuziehen. Er sagt: „Bornu ist ein Land von großer Schönheit, dessen natürlicher Reichtum und günstige geographische Lage es äußerst wünschenswert erscheinen lassen, diese produktenreichen Gebiete in den Weltverkehr hereinzu-

Digitized by Google

ziehen. Das könnte am beſten geſchehen durch die Benützung des Benuë für europäiſchen Handel.“ (Es iſt ſogar ſchon geſchehen, mehr als uns lieb iſt, durch die engliſche Nigerkompanie!)

Dieſes „engere Kamerun“ ſei vorerſt das Feld kolonialer Erſchließung; es iſt ein ganz ſtattliches Stück Land, und wir ſind erſt in einem recht kleinen Teil davon wirklich die Herren. In ihm — mit dem nur fortan wir uns beſchäftigen wollen — kann die kommerzielle (und damit die kulturelle) Aufgabe ganz und voll durchgeführt werden. Auch die verjüngende Aufgabe kann — wenn überhaupt — nur in einem Teil dieſes „engeren Kamerun“ betätigt werden.

Katholiſches Schweſternhaus Kribi.

Der Durch- und Weiterführung der kommerziellen Aufgabe uns jetzt zuwendend, betrachten wir zunächſt ihren erſten Teil: die Handelsentwicklung.

Den derzeitigen Stand und Zuſtand kennen wir. Küſten- und Binnenhandel ſind voneinander getrennt infolge der namentlich gegen die weiter landeinwärts ſitzenden Binnenſtämme zu faſt ausnahmslos noch beſtehenden Zwiſchenhandelsſperre. Sehen wir die Gebiete an der weſtafrikaniſchen Küſte an, wo der Durchbruch der Binnenſtämme zur Küſte gelungen, alſo eine vollſtändige Breſche in dieſe Sperre gelegt iſt und Küſten- und Binnenhandel ſich vereinigt haben, ſo ſind wir überraſcht von dem Umfang, den der Verkehr dort angenommen hat. Große Handelsſtädte haben ſich an dieſen offenen Küſten entwickelt: ſo [illegible] Cape Coaſt, Akkrah und andere, mit denen [illegible] Duala, Viktoria und ſo weiter in unſerm Kamerun nur kleine Faktoreien ſind. „Es wird alſo die naturgemäße Aufgabe ſein, Verhältniſſe zu ſchaffen, wie ſie an den offenen Küſten beſtehen, das heißt den Binnenhändlern, alias den Hauſſa, einen Weg zur Küſte zu bahnen. Sobald es gelänge, die Hauſſa an die Küſte zu ziehen, würde der Handel dort enorm aufblühen und einerſeits große, bisher unerſchloſſene Gebiete dem Handel eröffnet werden, andererſeits im Hinterlande eine weſentliche Frontveränderung eintreten, indem aus dem ſüdlichen Adamaua die Produkte nicht mehr nach dem Benue, ſondern nach der Küſte abfließen. Um die Hauſſa an die Küſte ziehen zu können, muß man Verhältniſſe ſchaffen, welche ihnen die Art und Weiſe des Reiſens, ſo wie ſie es gewohnt ſind, ermöglichen, das heißt Pfade, auf denen ſie einzeln und in kleinen Trupps bei leidlicher Sicherheit marſchieren können und auf denen ſie an jedem zweiten oder dritten Tage Lebensmittel finden.“ (Wie dieſe unternehmungsluſtigen Leute jede Gelegenheit zur Erweiterung

Digitized by Google

ihrer Beziehungen benützen, beweist jener Zug einer Haussahandelskarawane über Yaunde bis zur Küste S. 116.)

„Die zweite Seite, von welcher die Handelserschließung Adamauas in Angriff zu nehmen wäre, würde der Benuë sein. Der Benuë gehört von dem Einfluß des Faro in ihn mit seinem ganzen weiteren Oberlauf zur Kolonie und ist während drei Monaten des Jahres bis Garua für Dampfer bis zu acht Fuß Tiefgang schiffbar. Wie wir oben" (S. 50 u. f.) „gesehen haben, ist nun Garua der Knotenpunkt der wichtigsten Handelsstraßen und daher als Handelsstation der geeignetste Platz." (Aus: Passarge, Adamaua.) Daneben wären natürlich noch weitere an diesem so wichtigen Flusse anzulegen. Mit der Festsetzung an diesem Strome steht und fällt die handelspolitische Erschließung des mittleren und nördlichen, ja eines gut Teil des südlichen (westlichen) Adamauas. Zu ihm gravitieren alle diese Gebiete. Und hier handelt es sich nicht um Neuschaffung von Handelswegen und Verkehr, sondern um Ablenkung dieser Verbindungen in deutsche Hand. Durch das Eindringen der Europäer — leider wären es, wie wir wissen, die Engländer; und in englische Faktoreien gehen alle die reichen Produkte aus Deutsch-Adamaua — hat der Sudanhandel tiefgreifende Umgestaltung erfahren. „Während der Sudan vordem nur durch die Wüste mit Europa in Verbindung stand, wird er seit der Festsetzung der Nigerkompanie am Benuë von diesem her so massenhaft mit billigen europäischen Waren überschwemmt, daß der Wüstenverkehr fast vollständig zu Grunde gegangen ist und daß die Karawanenstraßen durch die Sahara zusehends veröden." und daß wir in Deutsch-Adamaua in handelspolitischer Beziehung vorerst ganz und gar von England abhängig sind!

Noch weit wichtiger aber als dieser Handelszukunftsaufschwung ist die Lösung des zweiten und dritten Teils der kommerziellen Aufgabe: die Inangriffnahme des Plantagenbaues (und der Viehzucht), sowie die Verwertung der Menschen: das erst gibt uns das Land voll und ganz und dauernd in die Hand.

Der auf Plantagenbau sich gründende Handel ist die eigentliche Zukunft Kameruns!

Der Großplantagenbau, d. h. die von Europäern geleiteten großen Pflanzungsbetriebe, hat bereits mächtig begonnen und sich entwickelt: wir haben dem darüber Gesagten nichts mehr hinzuzufügen. In gleich großem Maßstab und Betrieb kann und wird, wenn einmal Adamaua ganz und voll uns gehört, auf seinen Hochplateaus die Viehzucht betrieben werden.

Kulturell noch bedeutsamer ist eine bisher noch nicht betätigte Art und Weise des Betriebs von Ackerbau (und Viehzucht), die dem so einzig richtigen Wahlspruch Zintgraffs gerecht wird: „Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner!"

Durch die Eingeborenen des Landes selbst unter staatlicher Aufsicht betriebener Plantagenbau und Viehzucht: das ist die Lösung des zweiten Teils der kommerziellen (und zum guten Teil und in wahrhaft humaner Weise der kulturellen) Aufgabe!

Bei der Wichtigkeit dieses Problems für die fernere Zukunft unserer Kolonie muß dasselbe etwas näher erläutert werden.

Der derzeitige kleinbauerliche Farmbetrieb muß zu einem selbständigen Plantagenbetrieb entwickelt werden, vorerst nur in dem Umfang, wie ihn die einzelne Familie unter Zuhilfenahme ihrer Mitglieder (Familienangehörige und Sklaven) zu leisten in der Lage ist.

Ist dem Neger einmal der bleibende Wert einer Baumwollstaude, eines Kolabaumes, eines Kakaobaumes klar — und das dauert bei seinem plumpen Bauernverstand gar nicht lange — und hat er die Gewißheit, daß ihm die davon gewonnenen Produkte zu einem bestimmten Preis abgenommen werden, so wird er sich (das ist absolut sicher für jeden, der den Neger kennt) gern und mit Eifer auf die neue lukrative Betätigung

Ein wichtiger kulturteller Faktor wird mit Anlegung des Negers zum geregelten Plantagenbau ferner geschaffen: das Gefühl der Besitzes und der Sicherheit des Besitzes. Dieses Gefühl der Sicherheit hat zur Zeit eigentlich noch kein Neger, namentlich noch kein Bantuneger. Seine ganze wertvolle Habe besteht in Weibern, Sklaven, etwas Vieh und beim Küsten- und Flußneger noch in seinem Kanu. Dieser bewegliche Besitz ist mehr oder weniger der Willkür des Häuptlings überhaupt jedes Mächtigeren preisgegeben. Anders bei den Plantagen. Jeder stehende Kakaobaum zum Beispiel bildet einen absehbaren, sichtbaren stabilen Wert. Die einzelnen Farmen, die Zahl der Bäume, die Besitzer werden von der Regierung aufgenommen und gebucht. Das ist das richtige Grundbuch für eine Kolonie! Natürlich muß die Regierung auch Macht genug besitzen, den Eigentümer in seinem Eigentum zu schützen!

Und in demselben Grade, wie der Neger mit

Digitized by Google

diesem Gefühl des gesicherten Besitzes sich mehr als Herr des Bodens fühlen lernt, in demselben Grade wird er ihm unvermerkt immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Regierung gebracht. Jetzt läßt sich an eine Einführung von Steuern denken. Im Fall diese nicht bezahlt wird, hat die Regierung einen Rückhalt an den Erzeugnissen der Plantage. Aber nicht nur dazu allein läßt sich der Plantagenbetrieb heranziehen, auch zur Exekution von Geldstrafen ist er die einzige wahre Basis: die Strafe wird **abgearbeitet**, nicht **abgesessen**! So wirkt sie als erzieherisches Prinzip, also das Ideal jeder Strafe, die ja sowohl sühnend als auch bessernd wirken soll.

Der Plantagenbau muß unter staatlicher Aufsicht betrieben werden. Dazu muß eine neue Beamtenkategorie, neu in **unseren** Kolonien wenigstens, eingeführt werden: nennen wir sie Plantageninspektoren. Neu überhaupt sind solche Posten nicht: die Engländer haben in Indien ihre native commissioners, eine segensreiche Institution. Diese Plantageninspektoren hätten sich von dem Gang und Stand der Plantagen zu überzeugen, die von der Regierung unentgeltlich zu liefernden Saatpflanzen auszuteilen, Belehrung und Anordnungen zu betätigen; sie sind im beständigen Verkehr mit den Eingeborenen, und somit die berufensten Leute, zwischen Regierung und Landesbewohnern die Mittelspersonen zu bilden.

Hier setzt denn auch die nicht zu unterschätzende allgemeine-kulturelle Bedeutung des Großplantagenbetriebs ein: einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen bringt jeder auf ihnen Arbeitende nach Ablauf seines Kontraktes mit in die Heimat und verwertet ihn bei Bebauung seiner eigenen kleinen Plantage.

In ganz analoger Weise wäre der Betrieb der kleinbäuerlichen Viehzucht zu gestalten.

So umspinnen wir den Eingeborenen, ohne daß es ihm fühlbar wird, mit dem ganzen Netz der Abhängigkeit vom Weißen, so ist wohl der erste und gewaltigste Schritt zur Beherrschung des Landes gemacht ohne nennenswerten großeren Aufwand an Weißen — nur in praktischer Ausführung des Grundsatzes: Afrika den Afrikanern, uns die Afrikaner!

Gewinnen wir auf diese Weise mittelbar die Menschen, so besteht in der unmittelbaren Verwertung derselben die Durchführung des dritten Teils der kommerziellen Aufgabe. Hier kommt nur Adamaua in Betracht.

Geeigenschaftet sind diese Gebiete einmal der bedeutenden Menschenmassen wegen, die sie bergen — erinnern wir uns der geschilderten Bevölkerungsstärken —, dann, weil gegebene wirtschaftliche Reserven in Gestalt von Handelsprodukten derzeit fehlen (ausgenommen Elfenbein); die zahlreiche Bevölkerung also, die nichts wie ihre schaffenskräftigen Arme auf den Markt werfen kann, gerne ihren Überschuß an Kraft in irgend welcher Weise zur Verfügung stellen wird.

Kamerun bedarf der Menschen — die Frage, Menschenmaterial zu bekommen, gestaltet sich immer brennender — zu doppelten Zwecken: als Arbeiter für die sich mehrenden und vergrößernden Plantagen an der Küste; als Soldaten für die Schutztruppe. Und Kamerun **hat** Menschenmassen in den Heidenstämmen Adamauas. Daß sie zu Arbeitern sich eignen, das haben die Erfahrungen der Pflanzer bewiesen. Daß sie zu Soldaten sich eignen, davon kann die Zintgraffsche Expedition sprechen, das bezeugt uns von einem südlichen Stamm in neuester Zeit Leutnant **Dominik**. Greifen wir zu den Adamauastämmen als Arbeiter- und Soldatenmaterial, so haben wir den Rekrutierungsbezirk im eigenen Lande, statt in fremden Kolonien um teueres Geld werben zu müssen, und sind unabhängig von dem guten Willen anderer! Der Anfang in beiden Richtungen ist gemacht.

Aber zum Gewinnen und noch mehr zum Halten dieser Massen gehört die **richtige Behandlung** des Menschenmaterials, des Negers.

Sie ergibt sich aus der Kenntnis seines Charakters, seiner Eigenart in erster Linie; in zweiter aus der seines ganzen Kultur- und Sittenlebens (im weitesten Sinne); also kurz gefaßt aus afrikanischer Menschen- und Völkerkenntnis.

Der Westafrikaner ist seinem widerspruchsvollen Gemisch von guten und

schlechten Eigenschaften entsprechend teils ein noch in den Kinderschuhen steckender Menschenschlag, teils ähnelt er lebhaft dem klugen, pfiffigen, mißtrauischen Bauern (vergl. hierzu S. 89 u. f.). Deshalb muß die Behandlung des Negers auch stets zugleich Erziehung sein.

In dieses Kapitel gehört die Tatsache, daß wir vorerst an der Institution der Sklaverei nicht rütteln sollen. Wohlverstanden der Hausklaverei; denn diese ist vielfach milder und patriarchalischer als unser Dienstboten- und Arbeiterverhältnis: man macht sich von der „Sklaverei" in Afrika zumeist eine ganz falsche, viel zu harte Vorstellung.

In dieses Kapitel gehört auch die Tatsache, daß man vorerst wenigstens und wohl geraume Zeit noch, nicht unsere modern-europäischen Anschauungen und Strafgesetzbuchbestimmungen anwenden darf, sondern auch in dieser Hinsicht mit landesüblichen Begriffen und Mitteln arbeite: ein gelegentlicher Peitschenhieb in Afrika braucht in unserem humanitätsdu—rstigen Europa nicht so viel Staub aufzuwirbeln, als es leider nicht selten der Fall ist!

In dieses Kapitel endlich gehört aber noch etwas herein, das leider viel zu wenig gewürdigt wird: die Tatsache der Macht der Persönlichkeit! Die auf Menschen- und Völkerkenntnis fußende Behandlung des Afrikaners ist es allein, die in Verbindung mit dem innewohnenden moralischen Faktor den auf den Verkehr mit dem Neger angewiesenen Europäer — er mag Forscher oder Schutztruppenoffizier, Pflanzer, Beamter, Kaufmann oder Missionar sein — das werden läßt, was er da draußen werden muß, soll er für die Heimat und für Afrika ein wirklicher Kulturpionier sein: eine Persönlichkeit. Wenige nur sind es, die das zu werden verstanden haben, die das zu werden verstehen. Dann aber fiel und fällt eines solchen Mannes Name, der von Mund zu Mund der Eingeborenen geht und der mit Furcht und Zutrauen zugleich ausgesprochen wird, tausendmal schwerer in die Wagschale als Titel und Rang, er wiegt Geld und Bajonette auf! —

Wir haben uns endlich noch der verjüngenden Aufgabe zuzuwenden. Wenn überhaupt — so kommen hier nur die räumlich begrenzten Hochlandgebiete im Nord- beziehungsweise Südteil Kameruns in Betracht, genauer die Baliländer und die Gebiete zwischen dem oberen Sanaga und der Yaundestation.

Gleich vorweg sei bemerkt, daß vorerst von einer Ansiedelung in großem Maßstab mit sich rentierenden Zukunftsaussichten nicht die Rede sein kann.

Anknüpfend an das eingangs dieses Kapitels darüber Gesagte: Jene Kräfte, die zu Hause, dank unserer sozialen Mißverhältnisse keine Entwicklungsmöglichkeit mehr haben, gehören hier heraus in eine deutsche Kolonie statt im Auswandererstrom nach Amerika und Australien u. s. w. in fremden Völkern auf- und unterzugehen.

Die eigene Scholle nur gibt Zufriedenheit und Stetigkeit. Besser stünde es um unser Volk, wenn es draußen in der Natur lebte wie seine Altvordern! Der Zug, der alles in die modernen Hörselberge — heutzutage nennt man sie Großstädte — reißt, verschlingt das Volk und seine Kraft: ein anderer Malstrom.

Der Unterschied zwischen reich und arm, oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absoluter Armut, und damit das fürchterliche soziale Elend, der Klassenhaß, fällt draußen, wo Licht und Luft und Wasser noch frei, wo das Land dem gehört, der es mit seiner Hände Arbeit rodet und urbar macht, weg, ist zum mindesten unendlich weniger schroff als in der menschen-

Digitized by Google

überfüllten Heimat; und eine Reihe von Verbrechen, geboren aus den unseligen, sozialen Mißverhältnissen, ist mit einem Schlage aus der Welt geschafft.

Dem weißen Ansiedler ist eine bescheidene, gesunde, auskömmliche Existenz bei fleißiger Hände Arbeit in den Hochlanden Kameruns sicher. Gott sei Dank gibt es keine Goldfelder, wo das gelbe Erz in Klumpen gegraben werden kann! –

Weiterentwicklung und Inangriffnahme all dieser Aufgaben aber haben zur obersten Voraussetzung Sicherheit, Sicherung und die Herrschaft im eigenen Hause!

„Wer anbauen und ernten will, zumal in einem wilden Lande, wird von Anfang an dafür zu sorgen haben, daß er wirklich Herr seines Eigentums ist. Was helfen uns stattliche Faktoreien und ausgedehnte Plantagen, wenn wir sie nicht zu schützen vermögen? Was nützt uns der brauchbare Menschenschlag des Binnenplateaus, wenn er unter unseren Augen von mohammedanischen Sklavenjägern fortgesetzt verheert wird?“

Verkehrsstraßen und Stationen: das sind das Knochengerüst und das Geäder in einem kolonialen Leibe!

Das haben die alten Römer gewußt, das wußte die Hansa, das wußte der Deutschritterorden, dessen Burgen und Festen sich überall im eroberten Preußenlande erhoben.

Nur wo Stationen angelegt sind, wo der Weiße dauernd sich festsetzt, nur da gehört ihm auch wirklich das Land. Hat vorher die Waffe sprechen müssen, dann muß man erst recht in dem betreffenden Gebiet bleiben und nunmehr auf friedlichem Weg Verbindung mit den Eingeborenen anknüpfen. Denn nie dürfen wir vergessen, daß im Grund genommen der Neger im Recht, wir im Unrecht sind, wir als Eindringlinge in sein Eigentum erscheinen! Und auch die politische Klugheit muß uns dazu veranlassen, den Neger, das ist die Bantu- und Sudanheidenstämme, zu schützen gegen seine mohammedanischen Bedränger von Norden her; die Heidenstämme Adamauas sind das Zukunftsmenschenmaterial in mittelbarer und unmittelbarer Verwertung, wie wir eben gehört! „Sie sind der menschliche Faktor, von dessen richtiger Behandlung dermaleinst die Zukunft Kameruns abhängt.“

Viel ist in unserem Schutzgebiet da unten am Aquator im Golf von Guinea schon geschehen, um es zu dem werden zu lassen, zu dem es die Natur bestimmt, zu einer blühenden, reichen Kolonie; noch mehr sind der Aufgaben, die unser harren. Vertrauen in der Heimat, Konsequenz hier und draußen, und über allem nochmals sei es gesagt jener Eigenschaft, zu Hause und über See, bedarf es, die leider nur zu wenig da wie dort geübt wird, handelt es sich um Lösung kolonialer Aufgaben, jener Eigenschaft, die das Geheimnis jeglichen Erfolges in Afrika in sich birgt: der Geduld!

Aber immerhin befinden wir uns jetzt wenigstens auf der richtigen Bahn. Und deutsche Tüchtigkeit und deutscher Fleiß, welche des heiligen römischen Reichs Streusandbüchse zu einem dichtbevölkerten, blühenden Lande umgeschaffen und die slavischen Sumpf- und Urwaldgebiete so glänzend kolonisiert haben, werden auch dieses so überreich von der Natur ausgestattete Schutzgebiet zur vollen Entwicklung bringen!

Abgeschlossen 20. März 1902.

Digitized by Google

# Literatur- und Illustrationsnachweis

## Benutzte Quellen:


Barth: Reisen in Zentralafrika.
Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.
Buchner: Kamerun.
Bulletin de la société de géographie de Paris T. XVI, XVII.
Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres; Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition.
Deutsche Kolonialzeitung.
Deutsche Rundschau für Geographie ꝛc.
Deutsches Kolonialblatt.
Dominik: Kamerun; Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den Tropen.
Globus.
Großer deutscher Kolonialatlas: Kamerun 1901.
Hassert: Deutschlands Kolonien.
Hutter: Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun.
Koschitzky: Deutsche Kolonialgeschichte.
Le Mouvement géographique, Bruxelles.
Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten.
Morgen: Durch Kamerun von Süd zu Nord.
Nachtigal: Sahara und Sudan.
Passarge: Adamaua.
Pechuël-Loesche und Falkenstein: Die Loangoexpedition.
Plehn: Die Kamerunküste.
Sievers-Hahn: Länder- und Völkerkunde; Band Afrika.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde.
Wohltmann: Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft.
Zeitschrift für ozeanische und afrikanische Sprachen.
Zintgraff: Nordkamerun.


## Zur Verfügung gestellte Photographien (soweit hier nicht aufgeführt: vom Verfasser bezw. von Dr. Zintgraff):

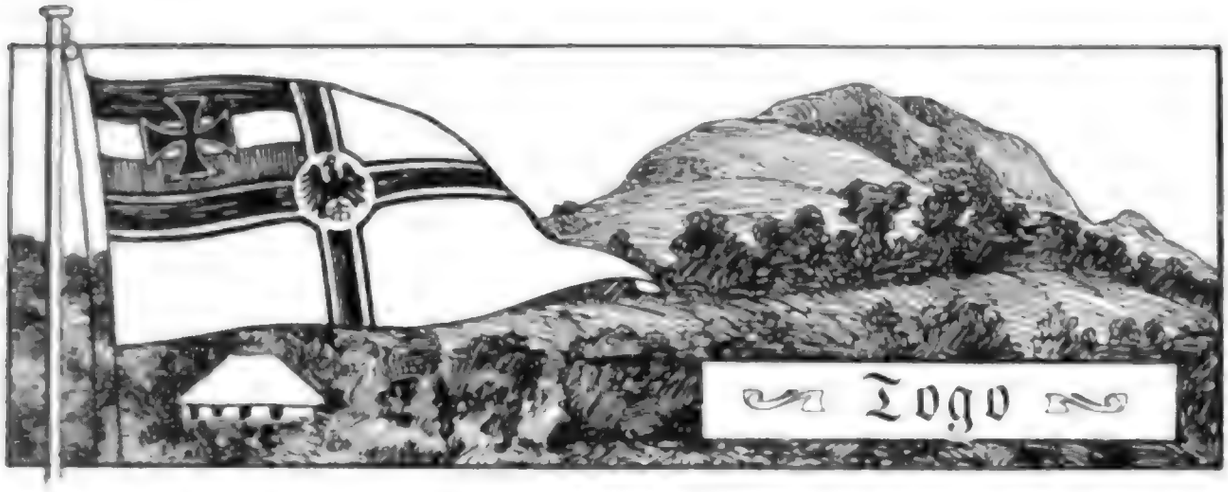
von Professor Dr. Max Buchner: die Abbildungen auf S. 9, 11, 12, 21, 30, 32, 39, 61, 103, 105, 119, 126, 135.
von dem Missionshaus der Pallotiner: die Abbildungen auf S. 161, 163.
aus den „Mitteilungen ꝛc.“: die Abbildungen auf S. 44, 93, 121, 125, 137, 141.
aus Morgen, Durch Kamerun: die Abbildungen auf S. 111, 113.
von der Gesellschaft Nordwestkamerun: die Abbildungen auf S. 26, 41, 47, 95, 123, 153.
aus Passarge, Adamaua: die Abbildungen auf S. 85, 99, 127.
von der Gesellschaft Viktoria: die Abbildungen auf S. 29, 34, 71, 101, 107, 157.
aus der Zeitschrift „Wild und Hund“: die Abbildungen auf S. 57, 69.
von Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann: die Abbildungen auf S. 149, 151, 159.

Digitized by Google

# Togo

von

**R. Büttner**




## I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung

Deutsche Kaufleute hatten seit 1880 auf der herrenlosen Togoküste Handelsniederlassungen gegründet und sich nach westafrikanischem Gebrauch durch Verträge mit den einheimischen Häuptlingen die Erlaubnis gesichert, ungehindert in den betreffenden Gebieten Handel zu treiben. Englische Einflüsse aus der benachbarten Goldküstenkolonie führten indessen bald eine Spaltung unter den bis dahin freundlich gesinnten Eingeborenen und eine so unsichere Lage für die Deutschen herbei, daß die letzteren sich schon im Jahre 1883 veranlaßt sahen, den Schutz ihrer Regierung nachzusuchen. Als dann 1884 S. M. S. „Sophie" eines Tages auf der Reede von Klein-Popo vor Anker ging, erlangten die deutschen Kaufleute, die in der letzten Zeit sogar ihr Eigentum und Leben bedroht gesehen hatten, unter der Beihilfe des Kapitäns Stubenrauch eine Bestätigung ihrer schon im Jahre 1882 mit Mudjovi, einem der Häuptlinge oder „Chiefs" von Klein-Popo, geschlossenen Verträge. Kaum jedoch hatte die „Sophie" die Reede verlassen, als die Beunruhigungen der Deutschen wieder begannen, und zwar in so bedrohlicher Weise, daß einer der Kaufleute in einem dreistündigen Gewaltritt nach Groß-Popo eilte und den Kapitän des dort vor Anker gegangenen Kriegsschiffs benachrichtigte. Die „Sophie" kehrte sofort nach Klein-Popo zurück, wo der Kapitän am 5. Februar 100 Mann ans Land setzen und die Hauptanstifter der Unruhen gefangen nehmen ließ. Das Schiff brachte diese Gefangenen als Geiseln nach Deutschland und der Kaiser ließ sie nach Berlin kommen, wo ihnen Gelegenheit geboten wurde, die Größe und den Glanz der Stadt, sowie die vielen Soldaten des Kaisers zu bewundern. Inzwischen richteten der König und die Häuptlinge von Gridji und Klein-Popo an Seine Majestät den Kaiser ihren Dank für die Aufrechterhaltung des Friedens, protestierten gegen die Einmischungen der Engländer und baten um den deutschen Schutz.

Auch in Lome und Bagida gerieten deutsche und englische Bestrebungen arg aneinander. Bald forderten die Häuptlinge unter englischem Einflusse die deutschen Kaufleute auf das Land zu verlassen, bald wieder wiesen sie die in Aussicht gestellte englische Schutzherrschaft schroff zurück.

So lagen die Dinge, als am 2. Juli 1884 Seiner Majestät Kanonenboot „Möwe" mit den zurückgebrachten Geiseln und Dr. Nachtigal an Bord vor Klein-Popo erschien. Letzterer hatte den Auftrag mit den unabhängigen Häuptlingen des Landes Verträge abzuschließen. Ein solcher Vertrag wurde dann mit dem Könige von Togo in Togostadt oder vielmehr mit dessen Stabträger und Bevollmächtigten, da der König selbst nicht seinen Wohnort ver-

Digitized by Google

lassen durfte — vereinbart, und am 5. Juli hißte der kaiserliche Kommissar in Bagida und am folgenden Tage in Lome die deutsche Flagge, wodurch dieser Teil der Küste als deutsches Schutzgebiet erklärt wurde. Ueber Klein-Popo konnte noch nicht entschieden werden, da inzwischen auch die Franzosen darauf Anspruch erhoben hatten. Diese hatten sich plötzlich erinnert, daß Klein-Popo vor Jahren um die französische Schutzherrschaft nachgesucht hatte, auf welches Gesuch aber niemals eine Antwort erteilt worden war. Als wir Ende August 1884 Klein-Popo besuchten, fanden wir dort eine starke politische Spannung; jede der drei fremden Nationen suchte durch den von ihr unterstützten Häuptling — die Deutschen durch den alten Mudjovi — ihren Einfluß geltend zu machen.

Am 5. September hißte dann der Kapitän der Korvette „Leipzig" auf Bitte des Königs Mensa in Porto Seguro die deutsche Flagge.

Die Franzosen waren indessen nicht so zurückhaltend und am 17. April 1885 wehte ihre Flagge über Klein-Popo. Der später anlangende Admiral Knorr auf der Korvette „Bismarck" konnte nur noch in Porto Seguro, wo die Franzosen ebenfalls dabei waren ihre Flagge zu hissen, seinem Protest kräftigen Ausdruck geben.

Im September 1885 kam dann zwischen den beteiligten Mächten eine Vereinbarung zu stande. Frankreich erkannte Klein-Popo und Porto Seguro als deutschen Besitz an.

So war das Küstengebiet von der englischen Grenze westlich von Lome bis zur französischen Grenze östlich von Klein-Popo als deutsches Schutzgebiet bestätigt, indessen bedurfte es noch einer ganzen Reihe von Jahren, um uns mit den Nachbarn im Inlande auseinanderzusetzen. In der nordwestlichen Ecke des Hinterlandes ist selbst bis jetzt eine endgültige Grenze gegen das englische Gebiet noch nicht festgelegt. Im westlichen Inland gab es mit England bald einen zugespitzten Wettstreit in der Erwerbung von Schutzverträgen mit den eingeborenen Häuptlingen. Als zu Anfang 1886 der deutsche Kommissar Falkenthal Agotime Apetu im Rücken des englischen Quittagebiets erwarb, eilte der englische Distriktskommissar Williams nach Peki, um durch einen Vertrag mit Kwadjo Te, der seit 1874 unter englischem Einfluß stand, dessen Besitztum für England zu sichern. Kwadjo Te berief dann alle Häuptlinge aus der Gegend von Peki und Kpando nach dem letzteren Ort, wo am 13. Oktober 1886 ein Vertrag zu stande kam, wodurch das ganze linke Voltagebiet bis nach Akumya und Bosm englisch wurde. Dagegen war es nur ein schwacher Erfolg, als der stellvertretende Kommissar Grade am 30. August 1887 Agome Palime und Agu, am 1. September jenseits des Gebirges Yiati unter deutschen Schutz stellen konnte. Als dann aber v. François 1888 Salaga, Yendi und die nördlich davon gelegenen Länder besuchte, beeilte sich England, die Frage über diese Gebiete in einem Vertrage mit Deutschland vorderhand zu suspendieren. So kam noch 1888 ein Abkommen zu stande, wonach ein quadratisches Gebiet, vornehmlich die Königreiche Gonya (mit Salaga) und Dagomba umfassend, als neutral erklärt wurde. In diesem Gebiet sollte keine der beiden Mächte weitere Hoheitsrechte erwerben — ein Abkommen, an welches sich England wenig gehalten hat.

Der 1. Juli 1890 brachte eine weitere Vereinbarung mit England. In dieser verzichtete bekanntlich Deutschland zu Gunsten Englands auf das südliche Somaliland und Witu; dazu erhielt England das Protektorat über Sansibar. Deutschland bekam Helgoland und in Togo wurde die Grenze so

Digitized by Google

durch die Landſchaft Krepi gelegt, daß Kpando deutſch, Peki engliſch wurde. Wir wurden damit von der Voltamündung abgeſchnitten und von der Dayi- bis zur Dakamündung wurde das linke Voltaufer als Grenze feſtgeſetzt — Feſtſetzungen, die von nachteiligſtem Einfluß für die Kolonie werden mußten.

Mit dem öſtlichen Nachbar war im Jahre 1885 der Meridian der Weſtſpitze der Laguneninſel Bayol bis zum 9. Grad als Grenze vereinbart worden. In für Deutſchland günſtiger Zeit, nämlich vor dem Kriege oder während des Krieges Frankreichs gegen Dahomé, hatte man die Erwerbung der nördlichen und öſtlichen Hinterländer verſäumt und unternahm kräftigere, dahin zielende Beſtrebungen erſt, nachdem die Franzoſen dort auf dem Plan erſchienen waren. So war denn im Jahre 1897 eine ganz verwickelte Lage entſtanden: die Franzoſen hielten Moſſi durch eine Station in Wagadugu, ebenſo einen großen Teil von Gurma, die Deutſchen ſaßen zwar in Pama, aber ihre Station in Senſane Mangu war entblößt, der Poſten in Bapure eingezogen, die deutſche Flagge in Sara durch eine franzöſiſche erſetzt und in den Landſchaften Tſhautſho und Sugu befanden ſich Poſten und Stationen der beiden Mächte nebeneinander. In mehreren Ortſchaften wehten deutſche und franzöſiſche Flaggen. Dieſem unhaltbaren und gefährlichen Zuſtande machte der Vertrag vom 23. Juli 1897 ein Ende. Nach demſelben geht nunmehr die Grenze öſtlich von der Inſel Bayol in der Mitte der Lagune bis zum Zuſammentreffen mit dem Mono, dann den Talweg dieſes Fluſſes bis zum 7. Grad, folgt darauf dem Meridian von Bayol bis zum 9. Grad, verläuft dann weiter derartig bis zum 10. Grad, daß Kirikri und Baſilo deutſch, Aledjo und Semere franzöſiſch wurden. Nördlich des 10. Grades geht die Grenze zwiſchen dem deutſchen Gando und dem franzöſiſchen Dje zum 11. Grad, dieſen entlang bis zum weißen Volta, der dann abwärts bis zum 10. Grad, wo die neutrale Zone beginnt, die weitere Grenze bildet.

Mann von Porto Seguro.

Dieſe neutrale Zone hat nun auch in dem Samoaabkommen zwiſchen Deutſchland und England vom 14. November 1899 eine Aufteilung erfahren. Danach bildet der Dakafluß von ſeiner Mündung bis zum 9. Grad die Grenze, die dann weiter in nördlicher Richtung ſo verlaufen ſoll, daß Gambaga und die ſämtlichen Gebiete von Mampruſhi an England, Yendi und die Gebiete von Nakoſhi an Deutſchland fallen. Eine gemiſchte Kommiſſion ſoll die Feſtſetzung der Grenze an Ort und Stelle vornehmen. Die beiden Abteilungen der Kommiſſion, von denen die deutſche unter der Führung des Grafen Zech ſteht, haben ſich im November 1901 an der Mündung des Daka in den Volta vereinigt. Manche Deutſche wollen in der obigen Vereinbarung unter Yendi das Land der Dagomba verſtehen, dann würde unſer Togoland etwa 102000 qkm umfaſſen, wenn aber die engliſche Auffaſſung den Sieg davonträgt, daß nämlich nur die Stadt Yendi gemeint iſt, würde unſer Gebiet etwa 86000 qkm (mit ſchätzungsweiſe 2½—3 Millionen Einwohnern) meſſen.

Diese Grenzabkommen mit den Nachbarn sind zum Teil das Ergebnis von Verträgen, welche durch von der Regierung entsendete oder beauftragte Reisende mit eingeborenen Häuptlingen und Herrschern abgeschlossen wurden. Daneben widmeten sich diese Männer, sowie eine Reihe von Nachfolgern so eingehend der Erforschung des Landes, daß wir heute im stande sind ein Bild von unserer Togokolonie zu entwerfen, wenn es auch natürlicherweise noch mit vielen Lücken und Mängeln behaftet ist. Um nun eine kurze Geschichte der Erforschung des Togolandes zu geben, haben wir zu erwähnen, daß vor der Besitzergreifung im Jahre 1884 nur einige Missionare im Gebiet gereist hatten. Die Routen des Missionars Hornberger sind allerdings bereits im Jahre 1867 veröffentlicht worden. Nach der Inbesitznahme waren die ersten Deutschen, die uns über das Togoland — wenn auch in sehr unvollkommener und zum Teil falscher Darstellung — berichteten, Dr. H. Zöller und Dr. E. Henrici. Die eigentliche Erforschung des Landes begann im Jahre 1888. In diesem Jahre zieht Hauptmann C. v. François von Bagida über Apando und Kratyi nach Salaga, Yendi, Gambaga, Grussi und Mossi. Er nimmt den Rückweg nach Klein-Popo über Salaga und Bismarckburg. Hier hatte inzwischen, ebenfalls 1888, Stabsarzt Dr. V. Wolf die Forschungsstation gegründet. V. Wolf war mit Premierleutnant Kling und dem Techniker Bugslag zu diesem Zweck einer Stationsgründung von Klein-Popo über To Kossi in Ruatshä in das bisher von Europäern unbetretene Gebirgsland von Akposso gezogen und gelangte von hier nach Adele, wo er günstige Bedingungen für die Anlage einer Station zu finden glaubte.

1889. V. Wolf zieht von Bismarckburg nach Tshautsho, Sugu und Barba, wo er in Dabari (Ndali) am 26. Juni starb.

1890. Kling marschiert von Yome über Apando, Salaga, Napari nach Wo und Bismarckburg.

1890. Leutnant Herold baut die Station Misahöhe.

1890/91. Dr. Büttner in Bismarckburg; besucht unter anderem Tshautsho.

1891. Kling und Bugslag kommen zum zweitenmal nach Togo. Bugslag erkrankt schon an der Küste, kehrt nach Deutschland zurück, wo er Anfang Dezember in seiner Heimat Aprath stirbt. Kling zieht über Bismarckburg nach Sugu und Borgu. Er kommt 1892 zurück über Aledjo, Basilo, Bassari, San Sugu, Salaga nach Bismarckburg und zur Küste. Schon schwer erkrankt trat er die Rückreise nach Deutschland an, wo er bald nach seiner Ankunft am 15. September in Berlin starb.

Seit dem Jahre 1893 hat dann eine so lebhafte Durchforschung fast des gesamten Gebietes eingesetzt, daß wir den einzelnen Reisenden auf ihren Wegen nicht mehr folgen können. Wir müssen uns begnügen, an dieser Stelle die Namen der verdienstvollsten Reisenden und Forscher anzuführen; es sind dies die Leutnants v. Döring, v. Seefried, Graf Zech, v. Massow, Thierry, Preil; ferner Dr. Gruner, Dr. Kersting, Dr. Küster, H. Klose, der Botaniker E. Baumann, Bergassessor Hupfeld, Forstassessor und Oberleutnant Dr. R. Plehn. Den Tod in ihrem Forscherberuf haben von den Genannten noch mehrere gefunden: Dr. Küster starb nach kurzer Anwesenheit in Togo in Akroso am Volta am 29. April 1892; E. Baumann in Köln am 3. September 1895, nachdem er eben aus Togo eingetroffen war; Premierleutnant v. Massow starb als Leiter der deutschen Abteilung der deutsch-französischen Grenzkommission Ende Juli 1899 in Kirikri; Oberleutnant Dr. R. Plehn fiel

Digitized by Google

am 24. November 1900 durch einen Pfeilſchuß bei Dſgai im Kamerunhinterland.

Zum Schluß dieſes kurzen Abriſſes ſei noch der großen Grunerſchen Togohinterlandexpedition gedacht, die als hervorragende Leiſtung in den Annalen der afrikaniſchen Forſchung ihren Platz gefunden hat. Es iſt nur zu bedauern, daß ſie auch nicht mehr im ſtande geweſen iſt, mehr von dem Hinterlande für Deutſchland zu retten:

Die alte (Heroldſche) Station Miſahöhe.

1894/95. Dr. Gruner zieht von Miſahöhe über Kratyi, Salaga, Yendi, Sanſane Mangu nach Pama, Gurma, Sſai am Niger, nigerabwärts nach Girio, weiter nach Gando (wo Dr. Gruner einen Schutzvertrag abſchließt), zurück über Ilo, Kuande, Mangu nach Miſahöhe.

II. Allgemeine Beſchreibung des Landes

Die 52 km lange Küſte unſeres Togogebietes wird von einer gewaltigen Brandung beſpült. In kurzen Zwiſchenräumen entſendet das Meer lange und ſchwere ſchaumgekrönte Wellenzüge gegen die Küſte, in deren Bereich ſie ſich überſtürzen und die zuſammenbrechenden Wogen den flachen Strand hinaufjagen. Beſonders in den Monaten März bis Juni iſt die Brandung eine ſehr hohe, ſo daß ihr Donnergebrüll weit in das Land hineintönt und oft jeglicher Verkehr von See zu Land aufgehoben iſt. Der Küſtenſaum ſelbſt iſt eine nur wenig erhöhte Sandanhäufung, ſtellenweiſe von Dünencharakter, von 1–2 km Breite. Dahinter befindet ſich ein langſam fließendes Brackwaſſer, das als Lagune bezeichnet wird. Dieſe ſandigen, einer Nehrung

ähnlichen Küstenstreifen sind für die Guineaküste bezeichnend; sie sind entstanden durch das Zusammenwirken von Brandung und Guineaströmung, die große Mengen von Seesand vor dem eigentlichen Festland ablagerten. So wurden die Flüsse des Festlandes, die die vorgelagerten Sandbänke nicht zu durchbrechen vermochten, vom Meere abgeschlossen und seitwärts abgedrängt. Stellenweise ist dieser vorgelagerte Sandstreifen unterbrochen und es findet eine Verbindung zwischen Meer und Lagune statt. Eine derartige Breiche liegt einige hundert Meter östlich von Klein-Popo. Bei hohem Lagunenwasserstand durchstößt man wohl, um einer Überschwemmung des Landes vorzubeugen, die Nehrung, manchmal findet auch bei hohen Seestürmen ein Durchbruch statt, wie erst vor einigen Jahren bei dem benachbarten Cotonu. Dort, wo das Festlandsufer besonders flach beschaffen war, haben sich größere Lagunenseen gebildet, so im englischen Gebiet die ausgedehnte, zum Teil ausgetrocknete Quittalagune, in Togoland der 10–12 km lange und 5 km breite Togosee und die Bolagune. Der Lagunenlauf im westlichen Gebiet der Kolonie führt nur zeitweise Wasser oder ist ganz ausgetrocknet und stellenweise überweht. Dagegen verbindet der östliche Arm den Togosee mit der Bolagune, nimmt im weiteren Verlauf im See von Groß-Popo den Mono auf und zieht sich über die Grenzen unseres Gebiets weit in die östlich gelegenen Küstenländer. Bei Klein-Popo ist die Lagune mehrfach verzweigt, wie auch die Bolagune einige schmale Arme tief in das Vorland entsendet. Abgesehen von den seeartigen Erweiterungen hat der Lagunenlauf eine wechselnde Breite von einigen hundert Schritt, stellenweise ist er auch schmaler.

Mit scharf abgebrochenem, bis 15 m hohem Rande erhebt sich nördlich der Lagune das eigentliche Festland in Wellenterrassen sanft ansteigend, um im westlichen und mittleren Teil der Kolonie in 120–140 km Entfernung die ersten Gebirgszüge zu treffen. Im Osten des Landes erreicht man in der allmählich ansteigenden Mono-Ayalaebene den Fuß des Gebirges erst in mehr als 300 km Entfernung. Dieses Vorland besteht zum größten Teil aus rötlichem Sand und Lateritlehm, dem Verwitterungsprodukt eines abgesunkenen Teiles des inneren Gebirgslandes. Als Zacken dieses abgesunkenen Gebirges ragen aus der Ebene die isolierten, aus Gneisgranit mit Hornblende bestehenden Gipfel des Adaklu und des fast 1000 m hohen Agu empor.

Das Gebirge, an der englischen Goldküste beginnend, übersetzt, in Nordostrichtung ziehend, den Volta und damit die deutsche Grenze, nimmt dann allmählich immer mehr eine nördliche Richtung an und zieht sich in der Mitte des Landes bis etwa zum 9. Grad hin. Es besteht aus einer ganzen Reihe von Parallelzügen, in denen die Höhen bis etwa 1000 m ansteigen, und ist aus kristallinischen Glimmerschiefern, im Westen aus Quarziten aufgebaut. Nördlich des 9. Grades legt sich das westöstlich gerichtete Dako-Suduplateau, aus denselben Gesteinsarten bestehend, quer vor, nach Norden steil zur Karaebene abstürzend. Nördlich des Kara treten wieder bedeutende, von Südwest nach Nordost streichende Gebirgsketten auf, die im Osten aus Gneisen, im Westen aus Quarzitglimmerschiefern bestehen. Westlich dieses Gebirgssystems liegt die Volta-Otiniederung mit einzelnen flachen Hügelzügen von jüngerer, wohl fluviatiler Entstehung, östlich die Mono-Ayalaebene, diese wie das übrige Vorland das Verwitterungsprodukt der archäischen Grundlage. (Hupfeld.)

Der bedeutendste Wasserlauf in diesem Teile von Afrika ist der Volta, der aus der Vereinigung des schwarzen und des weißen Volta entsteht. Der

Digitized by Google

Klein-Popo.

Digitized by Google

Zusammenfluß findet etwa 50 km westlich von Salaga in dem bei der Aufteilung der neutralen Zone den Engländern zugefallenen Gebiete statt. Der schwarze Volta kommt aus dem Hinterland der Goldküstenkolonie, der weiße Volta von Norden, wo seine Quellen in Mossi oberhalb des 12. Grades liegen dürften. Vom 11.– 9. Grad begrenzt er bisher noch strittiges Gebiet, doch ist kaum zu erwarten, daß unsere Kolonie eine Ausdehnung bis zu seinem Ufer erreichen wird. Erst mit der Einmündung des von N. kommenden Daka – d. i. etwa 100 km unterhalb der Vereinigung der beiden Voltaflüsse – bildet das linke Voltaufer bis zur Einmündung des Dayi die Grenze. Von hier aus weicht die Grenze in einer gebrochenen Linie vom Volta zurück, der dann bei Adda ins Meer fällt. Unsere Kolonie kann keinen Vorteil aus diesem schönen Strom ziehen, trotzdem derselbe bis Kete-Kratyi schiffbar ist und schon auf diesem Teile seines Laufes die stattliche Breite von 400–500 m besitzt. Neben dem in seinem unteren Lauf die Grenze bildenden Daka sind andere linke Nebenflüsse des Volta der Oti, Asuokoko, Konsu und Dayi. Ein dann folgender linker Nebenfluß, der aber schon im englischen Gebiet mündet, ist der Djawoë; dieser bildet ein Stück der gebrochenen Grenzlinie im Küstengebiet. Von diesen linken Nebenflüssen des Volta ist der bei weitem bedeutendste der Oti, der, aus dem nördlichen Hinterland der Kolonie kommend, deren Gebiet bei dem 11. Grad betritt, um es bis zu seiner Mündung, d. i. etwa auf einer Strecke von 400 km, nicht wieder zu verlassen. Der Oti hat schon bei seinem Eintritt in unser Gebiet eine Breite von etwa 100 m, sein Lauf ist stellenweise stark gewunden und leider durch zahlreiche Stromschnellen bemerkenswert, die indessen in der Hochwasserzeit die Schiffahrt nicht ganz ausschließen. In dieser Zeit wälzt er gewaltige Wassermassen mit reißender Schnelligkeit dem Volta zu. Dem Oti fließen von dem östlich ziehenden Gebirge eine große Anzahl kleinerer Flüsse zu, die in der Regenzeit große Überschwemmungen in der flachen Ebene anrichten, in der regenlosen Zeit aber sämtlich austrocknen. Von diesen Zuflüssen seien genannt der Kompongu-Kuma, der Kara, der Mo, der Bassa oder Kuë. Der Kara kommt von den nördlichen, der Mo von den südlichen Abhängen des Dako-Suduplateaus. Eine Anzahl der linken Zuflüsse kommt übrigens aus dem östlich gelegenen Gebiet von Fasáu und Adele, indem sie die nördlich ziehende Kette in Lücken durchfließen.

Im östlichen Gebiet der Kolonie entspringt der Nyala ebenfalls dem Dako-Suduplateau und nimmt seinen Lauf nach Süden. Bald heißt der Fluß dann Mono, unter welchem Namen er auch in die Lagune bei Groß-Popo mündet. Seine Länge beträgt mehr als 300 km, wovon allerdings kaum ein Drittel schiffbar ist. Von den zahlreichen rechten Nebenflüssen des Mono seien erwähnt der zwischen Paratau und Katambara fließende Na, der ziemlich bedeutende, von Fasáu kommende und Anyana durchquerende Anna, der Amu und der Ahra. In seinem unteren Lauf hat der Mono eine Breite von 150–200 m. In vielen, oft scharfen Windungen strömt er zwischen hohen, zumeist waldbedeckten Ufern. In der Regenzeit steigt er um 8 und 10 m und überflutet dann weithin die Niederung.

Aus dem Vorlande sind noch zu nennen der Haho und der Sio. Beide kommen von dem nach Nordost gerichteten Teil des Gebirges, der erstere fließt dem Togosee von Norden zu, der letztere mündet in einen südlichen Zipfel desselben.



Digitized by Google

Endlich sei aus dem Vorland noch der Todjie genannt, der der Kolonie nur im oberen Lauf angehört, dann in englisches Gebiet übertritt und sich in die Quittalagune ergießt. Von den genannten Flüssen führen nur die größeren während des ganzen Jahres Wasser, alle anderen trocknen während der regenlosen Zeit ganz aus oder hinterlassen in ihrem Bett nur eine Reihe von stagnierenden Tümpeln.

Togoland wie das gesamte Oberguinea fallen in den Bereich der Monsunwinde. In unserem Sommer strömen die Winde in das erhitzte Saharagebiet, zur Zeit unseres Winters wehen warme und trockene Winde aus dem Inneren heraus. Erstere Winde von südwestlicher oder südlicher Richtung, die während des größten Teils des Jahres vorherrschen und vom kühlen Ozean kommen, bewirken, daß Juli und August in Togoland die kühlsten Monate sind, letztere Winde zumeist von nordöstlicher Richtung machen Januar bis März zur größten Wärme- und Trockenzeit. In der kühlsten Zeit liegt auch die größte Bewölkung, in der heißen Zeit die Wolkenlosigkeit. Diese Regel tritt aber an der Küste nicht so stark in die Erscheinung als im Inlande: an der Küste erfreut man sich fast immer einer starken Seebrise, die nur selten während der Trockenzeit vor dem Landwind zurücktritt. Die Temperatur ist natürlich eine ziemlich hohe, sie beträgt im Jahresmittel an der Küste mehr als 26° C. Je weiter man sich in der trockenen und heißen Zeit von der Küste entfernt, um so größer wird die Wärme. In den heißen Monaten Januar bis März steigt die Temperatur im Inneren bei Tage meist über 30°, erreicht oft 35° und selbst 42° im Schatten, während sie des Nachts unter 18°, selbst bis auf 12° und 8° sinkt. In den kühlsten Monaten Juli und August liegt die mittlere Temperatur 4—5° niedriger. Sie steigt dann meist nicht bis zu 30°, fällt auch nicht unter 18°.

Die kühle Zeit ist auch die regenreiche Zeit. Diese währt im Inneren des Landes von März bis zum November, während die regenarme oder trockene Zeit die übrigen Monate umfaßt, wobei März und November als Übergangsmonate gelten.

An der Küste ist es etwas anders, da ist die regenreiche Zeit durch eine trockene Periode unterbrochen: so hat man dort eine große Regenzeit in den Monaten März bis Juni, die erste Trockenzeit Juli bis August, die zweite kleine Regenzeit im September bis November, die zweite Trockenzeit vom Dezember bis Februar. Diese die Regenzeit unterbrechende trockene Periode im Juli und August ist für diesen Teil der Küste charakteristisch und hat wahrscheinlich ihren Grund in dem Auftreten einer kalten Meeresströmung.

Eine Folge der unterbrochenen Regenzeit ist für die Küste der geringere Regenfall und weiter die größere Unfruchtbarkeit (wozu noch eine gewisse Unsicherheit der zweiten Regenzeit kommt, die z. B. im Jahre 1896 ganz ausfiel, wodurch das Küstenland während ganzer zehn Monate ohne Regen geblieben ist). An der Küste fallen durchschnittlich jährlich 600–700 mm, also kaum mehr als in Deutschland, im Inneren dagegen 1200—2500 mm. Dasselbe gilt dann auch für die Anzahl der Gewittertage — die meisten Regentage sind auch Gewittertage. So zählt man an der Küste durchschnittlich 30—50 Gewittertage, im Inneren dagegen 150—200.

Begleitet sind die Gewitter oft durch Tornados, sturmartige, meist rasch vorüberziehende Winde, die besonders häufig in den Monaten zu Beginn und Ende der Regenzeit, März bis Mai und Oktober bis November, auftreten.

Digitized by Google

Sie kommen aber auch in jeder anderen Jahreszeit, beſonders in Perioden großer Hitze vor.

Eigentümlich für das Togogebiet ſind die Harmattanwinde. Das ſind nördliche bis öſtliche Winde von großer Trockenheit (die ſich daher als kalte Winde bemerkbar machen, obgleich ſie es nicht ſind) und ſtaubbeladen, die häufig ein dunſtiges, nebliges, höhenrauchartiges Wetter erzeugen, in welchem ſich die Sonne nur als matte, rote Scheibe bemerkbar macht. Dieſe Winde wehen nur am Tage und hören meiſtens am Abend auf. Dagegen wehen ſie faſt immer mehrere Tage lang hintereinander und zwar während der Trockenzeit von Anfang November bis Mitte März, beſonders häufig im Dezember bis Februar. Dabei ſteigt die Temperatur von niedrigem Morgenſtand bis zur Mittagszeit höher als gewöhnlich.

Die Natur dieſes Windes iſt nicht ganz aufgeklärt, ob er aus der Wüſte ſtammt oder von lokalem Urſprung iſt und aus der aufſteigenden Strömung der erhitzten Bodenluft hervorgeht. (v. Danckelman.)

Der Gemmi bei Amedjovhe.

Auf dem ſandigen Küſtenſtreifen ſind es Quecken und Windenſtengel, welche am Strande den hinaufleckenden Meereswogen am weiteſten entgegenwachſen. Einige Schritte weiter hinauf findet ſich niedriges Gebüſch, das ſich bald zu undurchdringlichem Dickicht vereinigt, aus dem ab und zu verkruppelte, knorrige Bäumchen und ſchlanke Kokospalmen hervorragen. Die Kokospalme iſt der eigentliche Charakterbaum dieſer Region und ihre reichliche Vermehrung läßt dem anlangenden Reiſenden den langgeſtreckten flachen, gelben Küſtenſtreifen neuerdings etwas freundlicher erſcheinen. Zu den Ufern der Lagune kommend, finden wir dieſelben mit Gras und Schilf beſtanden, große Sumpfſtellen zeigen die charakteriſtiſchen Halme des Papyrus, aber auch Gebüſch, Kokos- und Fächerpalmen, manchmal auch Mangroven, umranden den Waſſerlauf und ſeine ſeeartigen Verbreiterungen, auf deſſen Fläche die großen Blätter der Seeroſen unter prächtigen Blüten ſchwimmen.

Mit dem nördlichen erhöhten Lagunenrand erſcheint ein neues Vegetationsbild, nämlich das der Gras- und Baumſteppe. Dieſe Steppe bedeckt in einigen Abänderungen das Vorland, zieht über die Gebirge hinfort in die weiten Gebiete des Hinterlandes. Das Gras dieſer Steppe iſt von wechſelnder Höhe,

es erreicht oft Mannshöhe und selbst wie das Elefantengras doppelte Mannshöhe. Es ist nicht gleichmäßig auf dem Boden verteilt, sondern entsprießt aus Wurzelbüscheln, die um Handbreite voneinander getrennt sind. In diesen Wurzelbüscheln bewahrt das Gras trotz der Steppenbrände das Leben; aus ihnen wachsen nach den ersten Regen die jungen Halme mit überraschender Schnelligkeit hervor. Dazwischen finden sich zerstreut einzelne Gesträuche und Bäume, die manchmal weiter stehen, aber auch näher zusammenrücken, ohne indessen zu einem Waldbestand zusammenzuschließen. Diese Baumelemente zeigen im allgemeinen eine knorrige, verkrüppelte Gestalt, eine Folge der alljährlich über sie hinwegbrausenden Steppenbrände. Eine Ausnahme davon machen freilich die grotesken Baumriesen, die Baobabs oder Affenbrotbäume, die uns von dem hohen Lagunenrand bis zur Grenze des Togolandes begleiten. Auch die Fächerpalmen (Deleb, Borassus) finden sich durch das ganze Gebiet, während die Schibutterbäume im Vorland nicht ganz so häufige Elemente der Steppe sind. Dagegen beherrschen Ölpalmen in überraschend reichen Beständen in einer der Küste parallel ziehenden, aber von ihr etwa 15 km entfernt bleibenden Zone durchaus das Vegetationsbild dieses Teils des Vorlandes. Die Steppe ist nicht blumenlos; mit dem Beginn der Regenzeit erscheinen auf dem von Kohle geschwärzten Erdboden farbenprächtige Liliengewächse und ihre Verwandte, die in Üppigkeit aus Knollen und Zwiebeln hervorsprießen. Eine wirkliche Zierde der Steppe sind hochhalmige, prächtige, rot- und gelbblühende Orchideen, Lissochilusarten, aber auch Winden, Malven und Kürbisgewächse, Korbblütler, Schmetterlingsblütler, Lippengewächse und viele andere schmücken die weiten Grasflächen. In diesem ausgedehnten Grasland machen sich, besonders von einer Terrainwelle oder einem Hügel aus gesehen, die Ufer der Flußläufe durch ihren Buschwaldgürtel weithin kenntlich. Diese Gürtel sind oft nur schmal, aber von dichtem Bestand und reichlichem Unterholz. Sie zeigen im Vorland zum Teil dieselben Elemente wie der Wald des Gebirgslandes. Das Gebirge ist nur zu einem geringen Teil mit geschlossenem Wald bestanden und Bosm ist die einzige Landschaft in Togo, wo sich Urwald befindet. Dieser Wald, der auf 100 Quadratmeilen geschätzt wird, erstreckt sich nach Tribu, Kebu, Akposso, Likpe und Akunya hinein. Wohl aber sind die Täler und Schluchten des Gebirges häufig mit Wald bestanden, besonders entlang den Bächen. Die geringe seitliche Ausdehnung dieser Waldstreifen läßt oft nicht die darin verborgenen schönen Waldbilder ahnen. Sonst aber zeigt das Gebirge ebenfalls Gras- und Baumsavanne, die sich über die höchsten Erhebungen fortzieht. Diese Gebirgswaldungen sind die Fundstätten der Kautschuklianen oder Landolphien, wie sich hier auch zahlreiche Kickxien, leider nur die nicht Kautschuk liefernden, finden. Die Wasserränder aber bieten ein buntes Bild: Bambusen, Pandanus und Weinpalmen, Farne und Selaginelleen, riesige Ingwergewächse, farbenprächtige Orchideen, merkwürdig gestaltete Araceen, duftende Rubiaceen, stachlige Akanthusgewächse, schlingende Apocynaceen und Asclepiadeen, leuchtende Verbenen und Bignoniaceen, strauchförmige Violaceen und viele andere Vertreter fremdartiger Familien bilden hier den Unterbusch. Überragt aber wird der Buschwald von den Riesen des Waldes, darunter Mahagoni-, Baumwoll- und Odumbäumen, während dazwischen aufgehängte schenkeldicke Lianen ihre Blüten bis zur höchsten Waldeshöhe, zu Licht und Luft emporheben.

Das jenseits des Gebirges gelegene weitere Hinterland zeigt wieder das

Digitized by Google

Bild der offenen Landſchaft. Auch hier finden wir die Steppe, auf große Ausdehnungen kurzhalmige, Viehweide liefernde Grasſteppe, doch auch lichte Baumſavanne mit allerdings zum Teil anderen Elementen. Zahlreich ſind hier die Schibutterbäume, gewaltig die Baobabs, zu Baumwollbäumen, Fächer-, Öl- und Weinpalmen geſellen ſich wilde Dattel- und Dumpalmen, Akazien und Tamarinden.

Die Tierwelt Togos zeigt im Vorlande ſpezifiſch weſtafrikaniſchen Charakter, dagegen finden ſich im Hinterlande Formen, welche dem Nordoſten, mehr aber noch dem Nordweſten, beſonders dem Senegalgebiet eigentümlich ſind. An größeren Tieren, beſonders jagdbarem Wild und Raubtieren, iſt das Vorland arm, Gebirgs- und Hinterland aber ziemlich reich.

Der Neggebach bei Bismarckburg.

Gleich die Ordnung der Affen gibt uns ein artenreiches Bild. Zwar hat ſich die Erwartung, daß wir Chimpanſen in unſerer Kolonie finden würden, die doch im rechtsvoltaiſchen Gebiet vorkommen, bisher nicht beſtätigt, dagegen finden ſich mehrere Seidenaffen, ſowie Meerkatzen, auch der Pavian und Mandrill; von Halbaffen der nächtliche Potto. Die Flattertiere ſind durch Flug- und Flederhunde, ſowie eine große Anzahl anderer Fledermäuſe, Blattnaſen und Zwergflatterer vertreten. Die Raubtiere erſcheinen ſtattlich genug: der Löwe durchſtreift die Savanne des Hinterlandes, wo auch der ſenegaliſche Gepard ſich findet, andere Raubtiere von größerer Verbreitung im Gebiet, zum Teil die Küſte erreichend, ſind der Leopard, Serval und verſchiedene kleine Tigerkatzen, ferner Hyänen, Schakale, Zibeth- und Ginſterkatzen, Ichneumons, Manguſten und Fiſchottern. Von Nagetieren erwähnen wir Flug- und echte Eichhörnchen, Siebenſchläfer, zahlreiche Arten von Mäuſen und Ratten, ſowie aus dem Hinterlande die Verwandtſchaft mit dem Senegalgebiet anzeigende Haſen, Stachelſchweine und Rennmäuſe. Die Inſektenfreſſer

sind mit Spitzmäusen und Igeln vertreten. Elefanten sind in der jenseits des Gebirges gelegenen ausgedehnten Steppe nicht selten, Flußpferde in den größeren Flüssen sogar häufig. Das Pinselohrschwein findet sich in weiter Verbreitung in den Buschwäldern, aus dem Hinterlande kennen wir Warzenschweine und Klippschiefer. Von Antilopen ist eine ganze Anzahl von Arten vorhanden; Schirr- und Streifenantilopen sind häufig, aber auch Rob-, Pferde- und Kuhantilopen, mehrere Schopfantilopen, Moor- und zierliche Zwergantilopen kommen vor. In der Savanne jenseits des Gebirges streifen schwarze und rote Büffel. Von der Ordnung der Zahnarmen birgt das Gebiet Schuppentiere, das Hinterland auch Erdferkel.

Die Vogelwelt Togos ist ziemlich gut bekannt geworden, besonders die des Inlandes, weniger die der Küste, die aber kaum von der der Goldküste abweichen wird. Die bisher aus Togo heimgesandten Arten haben schon das dritte Hundert überschritten. Ein Teil der Vögel des Gebirgslandes geht nicht in das Vorland hinab, andererseits hat sich auch hier die Verwandtschaft mit den Senegalländern gezeigt.

Interessant sind die europäischen Wandervögel, welche in jenem Gebiet ihre Winterherberge nehmen. So finden wir dort als Bekannte aus der Heimat die Brachschwalbe, den Wendehals, den Bienenfresser, Fliegenschnäpper, Würger, den Baumzieper, die Kuhstelze und einen Wiesenschmätzer. Die Raubvögel des Gebiets sind zahlreich, wir nennen den Geierseeadler und die die Reinigung der Straßen übernehmenden Kappengeier, ferner Weihen, Milane, Habichte, Sperber, Bussarde und den Uhu. Von Papageien finden sich mehrere Arten, häufig ist im Hinterland ein hübscher grüner Papagei mit rosafarbenem Kopf, der in großen Scharen einzeln stehende Bäume besetzt hält. Dagegen kommt der sonst in Westafrika so weit verbreitete graue Papagei mit rotem Schwanz in Togo nicht vor. Die großen Pisangfresser sind durch Turakos, Helm- und Lärmvögel vertreten. Mannigfache Formen bieten ferner die Kuckucke, Bartvögel, Spechte, Nashorn- und Eisvögel, Wiedehopfe und Blauracken, Schwalben, Fliegenschnäpper, Stare, Würger, zahlreiche Weber, Finken, Zeisige und Ammern, Lerchen, Bülbüls, die die Kolibris hier vertretenden Nektarinien, endlich Meisen und Sänger.

Die Lagune und ihre Ufer sind reich belebt von Enten und Möwen, Strandläufern und Schnepfen, die größeren Flüsse und ihr Überschwemmungsgebiet sind bewohnt von Kranichen, Ibissen, Kropfstörchen, Reihern, Schnepfen und Regenpfeifern.

Mehrere Taubenarten geben der Küche des Reisenden eine erwünschte Abwechslung, wie ihm auch für diesen Zweck die Frankoline und Perlhühner, jede dieser Gattungen mit wenigstens zwei Arten, sehr willkommen sind.

An Schildkröten kennen wir einige Arten aus dem Inlande, die an nordöstliche Formen erinnern, den Strand aber besuchen ab und zu die Riesenschildkröten des Meeres. Überaus häufig sind in der Lagune und in den Flüssen Krokodile, die wahrscheinlich in mehreren Arten auftreten. Groß ist die Zahl der Eidechsen, darunter große eßbare Warane, behende Geckonen, phlegmatische Chamäleons, Ringel- und Wurmechsen. Schlangen sind im Gebiet zahlreich. Schon vor zehn Jahren brachten wir von Bismarckburg deren nicht weniger als 31 Arten heim, unter denen sich acht giftige fanden. Riesenschlangen sind nicht selten, ihr Fleisch wird übrigens von den Kru- und Wheileuten gern gegessen. Unter den giftigen sind zwei Arten der

Digitized by Google

Brillenschlange, Nashornvipern, Puffottern, grüne, Glanz- und Krötenottern.

Von Fischen aus dem Togolande ist bisher nicht viel bekannt geworden. Zwar enthalten die kleinen Wasserläufe nur wenige und kleine Fische, Grundeln, Wels- und Karpfenartige, dagegen sind die Lagunenläufe und der Volta daran sehr reich. Aus dem Volta finden wir Zitterwelse und gefleckte Katzenfische erwähnt, im Meere aber tummeln sich unfern der Küste Haifische, Sägefische und Stachelrochen.

Um die Frösche nicht zu vergessen, seien von der Lagune Ochsenfrösche genannt, aus dem Hinterland aber kennen wir verschiedene echte Frösche, Kröten und Laubfrösche.

Wenig vermögen wir über die Weichtiere des Gebietes zu sagen: am Strande bleichen die Schalen und Gehäuse von Muscheln und Schnecken, sowie die Schulpen der Tintenfische, aus der Lagune holen die Fischer eßbare Austern. Von Land- und Flußwassermollusken des Inlandes ist bisher kaum mehr als ein Dutzend bekannt geworden. Auch eßbare Garneelen liefert die Lagune in Menge, während es auf dem Strande von Krabben und Taschenkrebsen wimmelt.

Groß aber ist die Zahl der bekannten Formen aus den anderen Klassen der Gliedertiere. In dem leider noch der Fortsetzung harrenden Werk des Professors Karsch über die Insektenfauna von Adele wurden schon vor Jahren die aus jener Landschaft dem Berliner Museum eingesandten Spinnentiere auf etwa 200 Arten, Insekten auf 2000 Arten, davon etwa 500 Schmetterlings- und 200 Orthopterenarten geschätzt. Dazu kommt noch die Ausbeute neuerer Reisender, besonders die des verstorbenen E. Baumann aus Misahöhe, welche nach dem Aufpräparieren allein des trockenen Materials an Schmetterlingen, Orthopteren und Wanzen 700 große Sammelkästen füllte.

Der Vollständigkeit halber seien schließlich in dieser Aufzählung eine Anzahl aus dem Inland bekannt gewordener Würmer, Blutegel, Planarien, Eingeweide- und Regenwürmer genannt.

Besonderer Erwähnung bedürfen in diesem Heer der niederen Tiere einige, die sich mehr oder weniger unangenehm, belästigend und selbst nicht ungefährlich erweisen. Läuse und Flöhe plagen Menschen und Tiere, Kopfläuse sind alteingesessene Bewohner des Landes, die in den prächtigen Haarfrisuren der Eingeborenen eine herrliche Brutstätte finden, der Sandfloh aber ist ein neuer Zuzugler, der an der Küste und im Mittellande schon zur Plage geworden ist, aber im Hinterlande sich noch nicht verbreitet hat. Ursprünglich ist er in Brasilien heimisch und von dort vor einer Anzahl von Jahrzehnten nach der westafrikanischen Küste verschleppt worden. Das Weibchen des Tieres legt seine Eier unter die Nägel der Zehen der Menschen, wo dann die Larven auskommen und eiternde Wunden entstehen, wenn die Tiere nicht rechtzeitig entfernt werden. Aber auch Hühner und Schweine haben unter diesem Ungeziefer zu leiden. Außer in den Füßen legen die Sandflöhe bei diesen Tieren besonders in den Augenlidern Brutstätten an. Es ist kaum anzunehmen, daß das Hinterland auch fernerhin von dieser Plage frei bleiben wird, da die Verschleppung durch die vielen das Gebiet durchstreifenden Karawanen sehr erleichtert ist.

Andere Plagegeister sind die überall vorhandenen Moskitos oder Mücken, vor denen man zur Nachtzeit durch einen Vorhang über dem Bette Schutz suchen muß.

Fliegen sind oft sehr lästig, sowohl Stubenfliegen wie Stechfliegen und kleine Schweiß leckende Fliegen, die mit Vorliebe Augen, Ohren und Nase des Menschen aufsuchen. In den Häusern siedeln sich gern Wespen und Hornissen an, auch machen gelegentlich Bienen einen Überfall. Termiten durchwühlen und zerstören Balken und Pfosten und alle anderen Gegenstände, die ihren Kiefern nicht unbedingten Widerstand entgegensetzen. Ameisen finden sich überall in den Häusern, besonders in der Nähe von Proviant und Lebensmitteln, wo sie sich mit den Schwaben ein Stelldichein geben mögen. Natürlich wimmelt es auch auf jedem Lagerplatz von Ameisen. Einem nächtlichen Überfall durch ungezählte Scharen von Treiberameisen auf das Lager im Busch oder auf das eigene Haus entzieht man sich am besten durch schleunige Flucht. Grillen und Zikaden stören oft durch ihren schrillen Gesang; beim Eintritt in einen Wald glaubt man manchmal nicht das eigene Wort zu hören. Heuschrecken fliegen in Schwärmen im Lande und kümmern sich wenig um den Lärm und das Geklingel der sie verscheuchen wollenden

Eingeborenen. Leider ist auch die Tsetsefliege in einem Teil des Gebietes (bei Kratyi und Dutukpene) konstatiert worden; eine andere Plage entsteht den Haustieren des Landes durch blutsaugende Zecken, die in manchmal unglaublicher Anzahl ihre Opfer überfallen. Skorpione und häßliche Zentipeden begegnen wir gar oft auf dem Marsch; sie bewohnen aber auch mit Vorliebe die Wohnungen der Menschen, so daß es angebracht ist Ärmel und Beinlinge zu untersuchen, ehe man die Kleidungsstücke anlegt. Viele der in die Küche gelieferten Tiere bergen Eingeweidewürmer in sich, sowohl die Haushühner wie das Federwild, sowohl Schafe und Ziegen wie Antilopen. Endlich sind noch die Guineawürmer zu nennen, sie sind durch das ganze Gebiet, besonders für den wenig Sorgfalt auf das Trinkwasser verwendenden Eingeborenen, eine schwere Plage.

## III. Land und Leute von Südtogo

Die Ewhe bewohnen den ganzen südlichen Teil der Kolonie zwischen Volta und Mono von der Küste bis oberhalb des 7. Grades. Ihre Landschaft stößt nördlich an Akumya, Yiripe, Dai, Kpele und Atakpame. Die östliche Hälfte des Ewhegebietes ist durchaus Flachland, in der westlichen finden wir die isolierten Bergstöcke des Adaklu und des Agu und stoßen dann (in Nordwestrichtung zwischen den beiden Bergstöcken fortwandernd) auf das Gebirge, welches in der Südwestecke der Kolonie diesseits des Djawoë-grenzflusses mit niedrigen Bergzügen beginnend, in Nordostrichtung zu bedeutender Höhe, Massigkeit und Schroffheit sich erhebt. Mehrere Parallelketten überquerend, gelangen wir zur Ebene des Dayi und Volta, wo wir mit Kpando und Lavanyo die letzten Ewhelandschaften erreichen.

Indessen ist die Bevölkerung dieses weiten Gebiets nicht einheitlicher Natur, sondern verschieden genug, eine Folge der Vermischung der eigentlichen Togo-Ewhe (um den Togosee) mit benachbarten Ewhestämmen. So kommt im westlichen Küstenteil bei Lome Sprache und Typus der Anlo des benachbarten Quittagebiets zur Geltung, während in Klein-Popo der Anecho-dialekt gesprochen wird. Jenseits des Mono herrscht aber die Fosprache. Man trifft indessen schon nahe der Küste auf noch andere Ewhedialekte, so in Akepe und Noëpe auf den Dialekt der Landschaft Nuatshä, aus welcher die Bewohner jener Ortschaften ursprünglich stammen. So ist die Bevölkerung auch im Aussehen verschieden genug, manchmal trifft man Leute, besonders an der Küste, die gar nicht in den Negertypus zu passen scheinen. Die Farbe wechselt ebenfalls bedeutend, wenn sie auch eine ziemlich dunkle bleibt. Der Bartwuchs der Männer ist ein geringer und stellt sich erst im späteren Alter ein. Im allgemeinen sind die Leute wohlgeformt, zumal die Männer, während die Frauen kleiner und unansehnlicher erscheinen. Besonders machen die lang herabhängenden Brüste und ein eingebogenes Kreuz die Frauen unschön. Schließlich trägt auch die Stammesmarke der Ewhe, je drei bläulich gefärbte senkrechte Hautnarben auf Stirn und den Wangen, sowie die zwischen den mittelsten oberen Schneidezähnen herausgefeilte dreieckige Lücke nicht zu ihrer Verschönerung bei.

Abgesehen von den Leuten der Küstenorte, die vielfach Kleidungsstücke von europäischem Schnitt tragen, ist für die Ewhe das Hauptkleidungsstück ein großes Umschlagetuch, das von den Männern meist so getragen wird, daß eine Schulter und ein Arm frei bleiben, während die Frauen es so über die Brust knüpfen, daß beide Schultern unbedeckt sind. Außerdem tragen beide Geschlechter Schamtücher. Die jungen Mädchen tragen ein Hüfttuch, welches bis zu den Knieen hinabreicht, lassen den Oberkörper unbedeckt oder beginnen schon frühzeitig durch ein über den Brüsten zusammengeknotetes Tuch denselben

Digitized by Google

die beliebte hängende Form zu geben. Bei der Arbeit legen die Männer die Tücher ab, die Frauen tragen dabei nur Hüfttücher. Kinder gehen nackt oder haben eine einfache oder mehrfache Perlſchnur um die Hüften. Auch die größeren Mädchen und Frauen tragen eine ſolche Hüftſchnur, an der ſie das Schamtuch befeſtigen. Der Kopf bleibt im allgemeinen unbedeckt, bei feſtlichen Gelegenheiten aber binden Frauen und Mädchen bunte Tücher um denſelben. Schnüre von Glas-, Porzellan-, ſelbſt echten Korallenperlen dienen als Schmuck für Hals, Hüften, Arme, Hand- und Fußgelenke. Um Hand und Fußgelenke werden auch dünnere Reifen oder ſtarke Ringe von Metall getragen.

Die Ewhe wohnen in länglich rechteckigen Hütten — nur einige Dörfer auf dem Fetiſchberge, dem Agu, zeigen die runde Form — mit zwei oder mehr Räumen. Die Wände beſtehen aus Lehm, der in dicken Lagen auf ein Stangengerüſt aufgetragen wird. Das aus Gras gefertigte Giebeldach ſpringt auf der Eintrittsſeite oft ſo weit vor, daß es, durch beſondere Pfoſten geſtützt, eine Art Veranda abgibt. Die einzige Öffnung in der Hütte iſt die rechteckige Tür, die durch eine Matte aus Gras oder Rohr geſchloſſen wird. Oft ſind dann mehrere ſolcher Hütten ziemlich regellos zu einem Gehöft zuſammengeſtellt, das ſeinerſeits von einem Gras-, Matten- oder Stangenzaun umſchloſſen wird. Einzelhütten und Gehöfte ſetzen dann, zumeiſt ohne jegliche Anordnung, das Dorf zuſammen. Doch iſt faſt immer ein das Dorf durchquerender Hauptweg und auch ein freier Platz in oder vor dem Dorfe vorhanden, der, mit Schattenbäumen, zumeiſt Fikus, beſtanden, als Raſtplatz für Reiſende, als Palaverplatz oder des Abends und Nachts, beſonders zur Zeit des Neumonds, als Tanzplatz dient. Die Dörfer ſelbſt aber liegen inmitten der Kulturen, oft in Öl- oder Kokospalmenhainen oder maleriſchen Bananenbeſtanden.

Ewhe-Chriſtengemeinde der Bremer Miſſion in Abutia bei Ho.

Zu einer größeren politischen Gemeinschaft haben es unsere Ewheneger nicht gebracht, nur zu losen Landschaftsverbänden, von denen es im Gebiet eine große Anzahl gibt. Diese Landschaften haben zwar Oberhäuptlinge, doch reicht deren Macht oft nicht über ihren Wohnsitz hinaus. Der Landschaftsverband ist auch bisweilen beeinträchtigt durch Ortschaften, deren Bevölkerung aus anderen Landschaften stammt, wodurch es kommen kann, daß der Häuptling der später zugewanderten, aber bedeutend gewordenen Ortschaft ein größeres Ansehen genießt als der eigentliche Oberhäuptling. Bei Übernahme des Gebietes waren die einzigen Oberhäuptlinge, die einen größeren Einfluß ausübten, Dakada von Kpando und Hosu von Ho, welche übrigens beide vor einigen Jahren gestorben sind*). Diese Dorfhäuptlinge aber sind zumeist nur dem Namen nach Häuptlinge, während die Ältesten des Ortes oder andere Angesehene, vor allem die Fetischleute, die Macht in den Händen haben.

Die Dörfer der Ewhe sind nach Lage und Größe recht verschieden. Wir finden ihre Niederlassungen auf dem vor- bezw. angelagerten sandigen Küstenstreifen, an den Ufern der Lagune und der Seen, am Volta und Mono, im Vorlande, im Gebirge und in der Niederung jenseits des Gebirges. Die größte Niederlassung ist Aneho (Klein-Popo) mit etwa 4000 Einwohnern auf der Nehrung, ebenda ist gelegen Agbedrafo (Porto Seguro); auf der westlichen Fortsetzung der Nehrung, die aber durch das ausgetrocknete Lagunenbett mit dem Festlande zusammenhängt, liegen noch Bagida und Lome. Auf dem nördlichen Lagunenufer nennen wir an bedeutenderen Dörfern in dem früher französischen Gebiet, dem sogen. Monodreieck, Peta und Seko, im älteren deutschen Gebiet Gridji und Banugbe, an der Volagune: Vo-Kutime und Voga, am Togosee: Degbo, Avobo, Togostadt und Pui. Die Trinkwasserverhältnisse für die Lagunendörfer sind nicht günstig. Die Eingeborenen graben hier unfern des Ufers Gruben, in welche ein noch immer etwas brackisches, nur mäßigen Ansprüchen genügendes Wasser durchsickert. Am Mono liegen Abanakwe, Aveve, Agome-Seva, Agome-Klossu, Topli, bis wohin der Fluß auch in der Trockenzeit schiffbar ist, und Togodo, bis wohin beladene Kanus in der Regenzeit gelangen können. Im Vorland führen allein der Sio und Haho während des ganzen Jahres Wasser, an ersterem liegt Adididogbo und Gable, an letzterem oder doch unfern desselben Hahote. Auch die Dörfer am Agu, Adaklu und im Abutiagebirge haben ziemlich günstige Wasserverhältnisse; schlechter ergeht es aber den Dörfern im übrigen Vorlande, wo alle Wasserläufe, von denen einige in der Regenzeit zu wahren Strömen anschwellen, in der Trockenzeit ganz versiegen oder sich in eine Reihe seichter, schmutziger, übelriechender Tümpel verwandeln. Diese sind dann das Ziel der oft kilometerweiten Wanderungen aus den benachbarten Dörfern, deren Bewohner dort waschen, baden und Wasser schöpfen. Das Wasser wird dann auf den Märkten zu teuren Preisen verkauft. Aus diesem Vorlande, wo streckenweise der Reisende am besten eine Last Trinkwasser mit sich führt, nennen wir ebenfalls einige der größeren Dörfer: Aklaku im Monodreieck,

*) s. Herold, Die politische Vergangenheit des westlichen Togogebiets in Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. V, 1891. Hier wird auch eine ausführliche Schilderung der Aschantizüge in das jetzt deutsche Gebiet und der Stellung des Kwadjo De von Peki gegeben.

Digitized by Google

Sagada in Tado, Khave, Adangwe, in Nuatjhä Pedome und Agbaladome, Akepe, Noëpe, Tove, Keve, Assahun, Klonu, Waya, Kpetu, Sokode, Ho, Agome-Palime. Im Gebirge liegen Bhane, Amedjovhe, Tongbe, Kame, Kuma, Leglebi, in der Dayi-Voltaniederung jenseits des Gebirges Baakpo, Ansoë, das bedeutende Kpando, Kpeme, und endlich am Volta das für Kpando als Hafenort dienende Dogbadja, sowie Bieku, Kpeve, Atikweta und Abesia.

Was die Beschäftigung der Ewhe anbetrifft, so sind sie in erster Linie Ackerbauer.

Für die Anlage eines Feldes oder einer Farm brennen sie ein Stück der herrenlosen Savanne ab und entfernen in oberflächlicher Weise mit Feldhacken und Buschmessern die vom Feuer nicht verzehrten kleineren Bäume und Sträucher. Größere Bäume läßt man überhaupt stehen. Dann wird der Boden wiederum in oberflächlicher Weise umgearbeitet, die zusammengehäuften Holzteile und Graswurzeln werden ganz verkohlt, Furchen gezogen oder Erdhaufen aufgeworfen. Diese nehmen dann, sobald die ersten Regen einsetzen, die Aussaat auf. Die Landbestellung ist immer, auch wenn sie sorgfältiger betrieben wird, eine primitive. Der Neger kann der nackten Füße halber nicht mit dem Spaten arbeiten und den Pflug kennt er nicht, ebensowenig eine Düngung. Daher sieht er sich, sobald ein Feld abgeerntet ist, nach einem anderen passenden Stück um. In einigen Gegenden allerdings, wo wegen der Dichte der Bevölkerung der Grund und Boden knapp ist, betreibt man rationelle Felderwirtschaft, indem man auf Knollenfrucht Körnerfrucht und dann eine Brachzeit folgen läßt. Den beiden Regenzeiten entsprechend gibt es im Ewhelande zwei Saatzeiten, die erste reicht von Februar bis Mai, die zweite von Juni bis August. In der Zeit der Feldbestellung verlegen die Leute oft ihren Wohnsitz auf die Farmen, wodurch in der Umgebung der Städte ganze Farmdörfer entstehen. An der Arbeit nehmen alle Mitglieder der Familie sowie die Sklaven teil. Man pflanzt vor allem Maniok, Yams, Mais, Erdnüsse, Bananen, im Gebirge stellenweis auch Reis.

Die beiden wichtigsten Kulturpflanzen sind Maniok und Yams, von denen die letzteren besseren Boden und sorgfältigere Abwartung verlangen. Im sandigen Küstenstrich sieht man nur den ersteren. An dritter Stelle steht der Anbau der Bananen. Die Abarten derselben sind zahlreich; man hat solche mit kleinen, süßen, auch roh gut genießbaren Früchten, aber auch solche mit größeren grünen Früchten, die erst gekocht oder geröstet werden müssen. Von Wichtigkeit ist ferner besonders im Vorland der Mais. Oft pflanzt man ihn als Zwischenfrucht oder Folgefrucht für Yams. Die Kolben werden in der Asche geröstet oder gekocht. Die Maiskörner werden auch auf Steinen zu Mehl zerrieben und das Mehl zu Klößen verkocht. Nur in einigen Teilen des Ewhelandes pflegt man den Anbau von Reis, nämlich an den Berglehnen und in den Thälern des nordwestlichen gebirgigen Gebiets, besonders in der Landschaft Avatime. Von großer Verbreitung im Lande ist ferner der Anbau der Erdnüsse. Die Pflanzen sind Schmetterlingsblütler, etwa von Kleegröße, mit gelben Blüten. Diese Blüten suchen zur Fruchtbildung die Erde auf, so daß man die Hülsen graben muß. Jede Hülse enthält zwei Samen von etwa Haselnußgröße. Die Samen geben gequetscht und gekocht ein gutes Speiseöl, gekocht oder geröstet ein gutes Gemüse.

Des weiteren baut der Ewheneger mehrere Arten Bohnen, wie auch Bataten, Zwiebeln, Tomaten, roten Pfeffer, Papayas, Ananas, Okro. Letztere Pflanze ist eine Malvenart, deren unreife Früchte zur Herstellung von Suppen verwendet werden. Endlich ist der stellenweise nicht ganz unbedeutende Anbau von Baumwolle zu nennen.

Fast wichtiger aber als seine Kulturen sind dem Ewhemann die Ölpalmen, die er sozusagen in Halbkultur genommen hat. Sie sind im Lande in großer Menge, bisweilen in förmlichen Waldbeständen vorhanden, doch nicht überall. So wachsen sie nicht in dem sandigen Küstenstreifen, aber reichlich in einem Streifen von Landschaften, der in etwa 15 km Entfernung von der Küste parallel mit derselben verläuft. Außerdem umsäumen Ölpalmenbestände alle

Digitized

Wasserläufe, besonders den Haho, Sio und Mono. In diesen Ölpalmdistrikten braucht der Eingeborene nur die zwischenwuchernde Vegetation zu entfernen, um eine fertige Plantage zu haben. In solchen Halbkulturen wandert man bisweilen stundenlang und in ihnen oder in ihrer Nähe befinden sich die Dörfer oder Farmniederlassungen, wo die Eingeborenen in aller Bequemlichkeit Palmwein und Palmnüsse ernten. Zum Zweck der Palmweingewinnung wird der Baum unter dem männlichen Blütenstand angebohrt, worauf der Saft in unter der Öffnung aufgehängte Kalebassen oder Flaschen tropft. In frischem Zustande ist der Palmsaft süß und natürlich ganz alkoholfrei. Aber schon nach einigen Stunden gärt der Saft, wird nach und nach sauer und alkoholhaltig. Die Palmweingewinnung — allerdings auch der Genuß — ist ausschließlich Sache der Männer. Das Palmöl gewinnt man aus den roten Palmfrüchten, die zu einem kindskopfgroßen Fruchtstand vereinigt sind. Die Früchte werden gekocht und das dadurch erweichte Fruchtfleisch wird ausgedrückt oder im Großbetriebe in Gruben mit den Füßen ausgetreten. Das ausgeschiedene Palmöl wird dann abgeschöpft. Die von dem Fruchtfleisch befreiten Steinkerne werden von Frauen und Kindern mit Steinen aufgeschlagen, wodurch die ölhaltigen, sehr harten Samen, die sogen. Palmkernels, gewonnen werden. Diese letzteren können am Feuer geröstet und gegessen werden, ein Öl gewinnt man in Afrika nicht daraus. Wohl aber bilden die Palmkernels wenigstens aus der der Küste benachbarten Zone einen bedeutenden Exportartikel. Im Haushalt der Eingeborenen spielt das Palmöl eine wichtige Rolle, alle Fleischspeisen werden damit zubereitet.

Auch die Kokospalme ist mehr oder weniger eine Halbkultur der Eingeborenen; die Bewohner des Küstenstrichs beginnen neuerdings davon Plantagen anzulegen. Sie gedeiht als Charakterpflanze auf dem Sandstreifen zwischen Strand und Lagune, auch dort, wo die Lagune ausgetrocknet ist. Sie bevorzugt die unmittelbare Nähe des Meeres mit der ungeschwächten Seebrise, findet sich aber auch bis an die nördlichen Grenzen des Ewhelandes. Im Inlande sind die Palmen natürlich von den Eingeborenen angepflanzt und bilden dort einen Teil des Privateigentums.

Während so der Landbau der Ewhe auf einer gewissen Stufe steht, ist ihre Viehzucht nur eine untergeordnete. Pferde und Esel werden weder gezüchtet noch überhaupt gehalten, und was das Rindvieh anbetrifft, so kann man davon nur einzelne kleine, von Atakpame stammende Herden bei Lome und Klein-Popo finden, wo die Tiere von einigen wohlhabenden Eingeborenen als Schlacht- und vorübergehend als Milchvieh für die Bedürfnisse der Europäer gehalten werden. So steht dem Eingeborenen kein Transporttier zur Verfügung, ein bedauerlicher Mangel, der seine Erklärung in den ungünstigen Wasserverhältnissen, dem Fehlen von Weideplätzen, sowie dem (höchst wahrscheinlichen) Vorkommen der Tsetsefliege oder einer Seuchenursache findet. So sieht man bei den Eingeborenen als Haustiere nur Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, selten Katzen, und Federvieh. Schafe und Ziegen sind recht kümmerlich. Die Schafe produzieren keinerlei Wolle, sondern sind kurz- und glatthaarig; man sieht davon zwei Abarten, eine etwa $^1/_2$ m hohe, sowie eine andere etwas höhere, schwarz- und weißgefärbte. Die Ziegen sind noch unansehnlicher; sie sind zumeist schwarz, glatt- und langhaarig. Schweine sind häufig und in besserem Zustande. Da sie indessen vollkommen frei herumlaufen und nie gefüttert werden, so bildet der Unrat der Dörfer ihre Haupt-

nahrung. Auch die Hunde sind ziemlich verwahrloste Geschöpfe; von mittlerer Größe, etwas hochbeinig und schlank, mit spitzen Köpfen und glattem, gewöhnlich gelbem Fell, immer schmutzig und oft von Räude befallen.

An Federvieh halten die Eingeborenen Tauben, Enten, Trut- und Perlhühner, sowie Haushühner, von denen die letzteren zwar weit verbreitet aber von verkümmerter Art sind. Die Eingeborenen genießen die Eier nicht. In einigen Gegenden des Ewhelandes werden Hunde gegessen. Schafe, Ziegen und Hühner fallen oft als Opfertiere dem Fetisch zu.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht betreiben die Eingeborenen einige Handwerke. So findet man in fast jedem Dorfe einen Schmied, der jetzt nur importiertes Eisen verarbeitet, während er früher sein Rohmaterial aus den Hochöfen des Hinterlandes bezog. Er stellt zumeist Feldhacken und Messer her, repariert aber auch Steinschloßgewehre. An der Küste gibt es einige Edelschmiede; sie fertigen Ringe und Spangen aus eingeführten europäischen Goldmünzen an. Ab und zu mögen sie auch einheimisches Gold, aus dem Hinterland eingeführten Goldstaub verarbeiten.

Vor zwanzig und mehr Jahren war der Anbau der Baumwolle und damit die Herstellung einheimischer Gewebe ziemlich verbreitet. Durch die Einfuhr billiger europäischer Waren ist diese Landesindustrie sehr zurückgegangen, doch gibt es noch immer einige Landschaften, wie Agotime, Adaklu und Abutia, wo die Weberei die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der ganzen Bevölkerung ist. Es gibt dort viele Weberfamilien, welche das Gewerbe für den Handelsvertrieb ausüben. Überall im Lande trifft man auf Frauen und Mädchen mit der Spindel in der Hand. Auf den Webstühlen werden Streifen von etwa 10—15 cm Breite hergestellt, die dann zu Tüchern zusammengenäht werden. Die Eingeborenen verstehen auch zu färben; sie färben blau mit der einheimischen Indigopflanze, aber auch schwarz, gelb, grün und rot, welche Farben sie aus verschiedenen Früchten, Wurzeln und Rinden erhalten.

Viele Dörfer in der Ebene stellen sich Topfwaren für den eigenen Bedarf her; im großen aber wird die Töpferei in Tove-Abesia und Volu, einige Meilen hinter Lome, sowie in Aloi bei Kpando betrieben. Man fertigt dort Töpfe in allen Größen, auch jene ganz großen, die in wasserarmen Gegenden zum Auffangen und Aufbewahren des Regenwassers dienen. Diese Topfwaren sind rot oder schwarz, zumeist glatt, manchmal verziert. Es sind zumeist Frauen, welche die Töpfe mit der Hand formen; sie bedienen sich dabei nur glatter Steine und spitzer Holzstäbchen. Topfböden und Wände werden besonders hergestellt und erst nachher zusammengefügt. Wenn die Ware in der Sonne lufttrocken geworden ist, wird sie auf Reisigbündeln gebrannt.

Wir erwähnen ferner die Herstellung der Kalebassen, die oft mit Ornamenten versehen werden, aus Kürbisschalen; die Holzschnitzerei, die Schemel und Kopfstützen, Trommeln, Löffel und Kämme, an einigen Orten auch reichverzierte Häuptlingssitze und Stöcke liefert. Oft sind auf diesen Gegenständen Darstellungen von Krokodilen, Schlangen und anderen Tieren angebracht.

Auch die Tierfelle finden ihre Bearbeiter; man macht Messerscheiden, Gürtel, Patronentaschen und Trommelhäute daraus. Die Flechterei wird überall betrieben, man fertigt aus Gras, Pandanus- oder Palmblättern manchmal hübsch gemusterte Schlaf- und Türmatten, Körbe, Siebe und große Sonnenhüte. In Agotime findet man bei den am Fuß des Gebirges

Digitized by Google

und im Gebirge gelegenen Dörfern ausgedehnte Kulturen von Pandanus, aus deſſen Blattfaſern jene Matten angefertigt werden, die in Quitta zur Verpackung des Salzes ihre Verwendung finden. In Agotime werden auch die Faſern der Ananasblätter zu Hanf und Stricken verwendet.

In vielen Dörfern, beſonders in der Landſchaft Avatime, betreibt man die Seifenſiederei. Die einheimiſche Seife erſcheint in der Geſtalt ſchwarzer Kugeln, ſie wird aus Schibutter oder Palmöl und Bananenaſche hergeſtellt.

An der Küſte wird die Netzmacherei betrieben, denn der Fiſchfang wird dort eifrig ausgeübt. Man fiſcht auf dem Meere und auf der Lagune. Die Seefiſcher gehen mit bewundernswerter Geſchicklichkeit über die gewaltige Brandung hinaus, wo dann je zwei Kähne zuſammen arbeiten. Jede Beute iſt dem Togofiſcher recht, er findet ſelbſt für kleineres Seegetier Verwendung. Auch auf der Lagune werfen je zwei Kanus das Schleppnetz gemeinſam aus. Einzelfiſcher ſieht man im Waſſer ſtehend mit dem Wurfnetz arbeiten. Quer über die Lagune bauen die Fiſcher die ſogenannten fences, Zickzackzäune von Stangen und Flechtwerk, nur eine ſchmale Öffnung für den Kanuverkehr freilaſſend. In den Winkeln dieſer Zäune bringen ſie Fangnetze und Reuſen an. Die Fiſcher gehen ihrem Gewerbe beſonders des Nachts bei Feuerſchein nach. Die Fiſche werden dadurch angelockt und gehen in die Netze.

Netzflechter in Klein-Popo.

In jedem Dorf gibt es Jäger; oft betreiben die Fetiſch- und Zaubermänner dieſes Gewerbe. Der Jäger führt das Steinſchloßgewehr, die Ladung beſteht aus gehacktem Blei, zerbrochenen Eiſennägeln und kleinen Steinen. Das Pulver bewahrt er in einer Kalebaſſe auf, auch Erſatz für den verlorenen oder zerſprungenen Feuerſtein hat er bei ſich. Einige Meſſer vervollſtändigen die Ausrüſtung. Mit großer Geduld erwartet der Jäger das die Waſſerſtellen beſuchende Wild, da fallen ihm Antilopen, Büffel und Raubtiere zur Beute. Er legt auch Selbſtſchüſſe, gräbt für größere Tiere Fanggruben und ſtellt für kleinere Fallen. Wie dem Fiſcher iſt auch ihm jede Beute recht, Mäuſe und Ratten verſchmäht er durchaus nicht. In der Trockenzeit ſteckt man einen Teil der Savanne für Jagdzwecke in Brand. Dazu vereinigen ſich wohl einige Dörfer, die alles, was nur einen Stock tragen oder einen Stein werfen kann, entſenden. Das in der Steppe verborgene Getier flüchtet vor dem herannahenden Feuer und fällt den Jägern anheim. Hinter dem vorwärts ſchreitenden Feuer aber liegen zahlreiche Raubvögel der Jagd ob; im emporwirbelnden Rauch erbeuten ſie kleinere Vögel

und auf dem verkohlten Boden erhaschen sie halbverbrannte Schlangen und Mäuse, die nicht schnell genug vor dem Feuer flüchten konnten.

Die Ewhe sind eifrige Handels- und Marktleute. Der bedeutendste Marktplatz ist Lome, wo täglich Markt abgehalten wird, indessen folgen auch hier in einem fünftägigen Turnus auf je zwei große Markttage drei kleinere. Auf den anderen Marktplätzen des Landes vereinigen sich die Besucher nämlich nur jeden fünften Tag, während an den anderen Tagen der Marktverkehr dort ruht. Die Marktplätze liegen zumeist nur einige Stunden voneinander entfernt bei oder zwischen den Dörfern. Im östlichen Bezirk dient die Lagune den Märkten als vielbenutzte Zufuhrstraße, und so haben sich dort an den Ufern der Lagune Marktplätze entwickelt, die von Tausenden von Händlern und Händlerinnen zu Wasser und zu Lande aufgesucht werden. Manche der Märkte dienen besonderen Zwecken, sind zum Beispiel Produktenmärkte, wo die Händler von den aus der Nachbarschaft zusammenströmenden Leuten Palmöl und -Kerne aufkaufen; andere wieder dienen vorzüglich dem Umsatz europäischer Einfuhrwaren, noch andere sind speziell Lebensmittelmärkte. Einer der größten Lebensmittelmärkte ist durch Anlage und Zahl seiner Besucher der von Degbo am Togosee. Der Kleinhandel liegt zumeist in den Händen der Weiber, die man außer auf den Märkten noch an vielen Stellen begangener Karawanenstraßen antrifft, wo sie den vorüberziehenden Händlern und Trägern Speise und Trank verkaufen. Recht bedeutende Marktplätze im Ewhebinnenlande sind ferner Ho, Agome-Palime und Kpando, von denen leider letzterer, wie später berichtet werden wird, ein Hauptplatz für englische Schmuggelwaren geworden ist.

Wenn wir noch einen Blick auf die zum Verkauf gestellten Waren werfen, so finden wir sämtliche Erzeugnisse der Felder und Gärten: Yams, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Zwiebeln, Bananen, Maiskolben, roten Pfeffer, Okro, Orangen, Lemonen, Mangos, Ananas, Papayas, daneben zubereitete Speisen und Getränke, getrocknete Fische und geröstete Mäuse, Fleischklöße mit Palmöl oder Fischsauce, Palmwein, Palmöl und -Kerne, Brennholz, Töpfe und Kalebassen, Tücher einheimischen und europäischen Ursprungs, von letzterem ferner Glasperlen, Messer, Pomaden, Messingstäbe, Tabak, Schnaps, Pulver, Gewehre und viele andere Dinge. Früher wurde auf den Märkten nur nach Kauris gehandelt, jetzt wird vielfach, an der Küste ganz besonders, europäisches Geld verwendet, englisches und deutsches, von letzterem besonders die 10- und die 5-Pfennigstücke.

Wir wenden uns zu einer kurzen Betrachtung des häuslichen Lebens bei den Ewhes. Das Neugeborene wird von der Mutter und den anderen Angehörigen der Familie sorgfältig gehegt und gepflegt. Den Namen erhält es vom Vater nach äußerlichen Merkmalen, gemutmaßten Eigenschaften oder mit Bezug auf andere Personen, Geschehnisse, Taten und dergleichen mehr. Kleine Knaben werden nach einigen Monaten beschnitten, wenn auch nicht in allen Landschaften. Kleine Mädchen werden bald nach ihrer Geburt, bisweilen schon vorher, versprochen. Die Mütter tragen die Kinder, kleine, drollige und zumeist hübsche Geschöpfe, auf einer Hüfte reitend oder bei der Arbeit in einem Umschlagtuche auf dem Rücken. Sie säugen sie mehrere, bis vier Jahre; während dieser ganzen Zeit findet kein ehelicher Verkehr zwischen den Gatten statt. Die Mädchen folgen der Mutter, der kleinen Knaben nimmt sich bald der Vater an und führt sie nach und nach in die Beschäftigung der Größeren

Digitized by Google

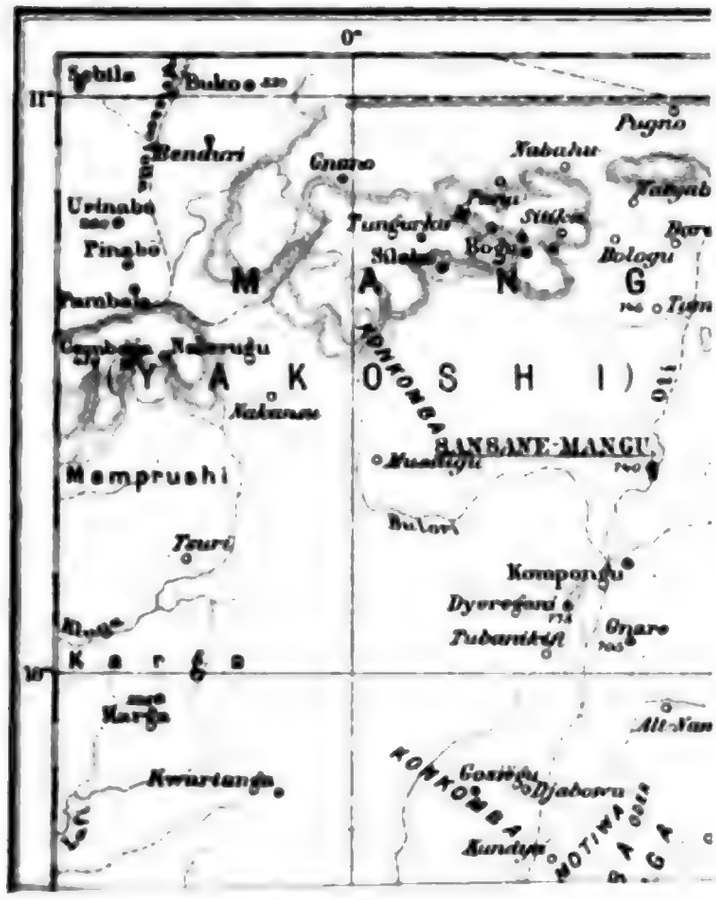
und Erwachsenen ein. Wenn die Mädchen erwachsen sind, werden sie dem angelobten Bräutigam, der häufig schon seit langer Zeit für den Vater der Zukünftigen gearbeitet hat, übergeben. Oft aber hat keine frühzeitige Versprechung stattgefunden, oder dieselbe ist rückgängig gemacht worden, dann muß der Freier dem Vater der Auserkorenen einen ausbedungenen Preis bezahlen. Wenn er dann noch eine Aussteuer für den Haushalt und einige Geschenke für die Braut beschafft und eine Hütte gebaut hat, kann die Hochzeit gefeiert werden, die vom Schwiegervater ausgerüstet wird und mit einem größeren oder geringeren Aufwand von Festlichkeiten vor sich geht. Wenn die Frau den berechtigten Anforderungen nicht entspricht oder sich vergeht, kann der Mann die Gattin verkaufen oder gegen Rückgabe des Kaufpreises in das Elternhaus zurückschicken. Im allgemeinen ist das Eheleben ein gutes und die Frau, besonders die kindergesegnete — denn dem Neger bedeuten Kinder Wohlstand — wohlangesehen und durchaus nicht die willenlose Sklavin des Mannes. Zumeist hat der Ewhemann zwei oder drei Frauen, von denen dann die älteren sich mit ihren Kindern plagen und dem Haushalt nachgehen müssen, die jüngere sich putzt, frisiert und mehr dem Vergnügen lebt. Die Ewhemädchen und -Frauen betreiben im allgemeinen Körperputz und -Pflege in ausgedehntem Maße. Wo nur irgend Wasser zur Verfügung steht, wird gewaschen und gebadet, zumeist mit reichlicher Entwicklung von Seifenschaum, bei festlichen Gelegenheiten wird die Haut geölt, mit wohlriechendem Wasser besprengt und das Haar pomadisiert. Ebenso werden die Kinder reinlich gehalten und der von der Farm- oder anderer Arbeit heimkehrende Mann wäscht den Körper in gründlicher Weise, ehe er, mit reinen Gewändern angetan, zum Mahle erscheint.

Stirbt der Ewhemann, so erhebt sich ein großes Geklage im Dorf. Der Tote wird in seiner Hütte aufgebahrt, wo er auch zumeist, in Matten und Tücher gehüllt, in einem flachen Grabe liegend, zur Ruhe bestattet wird. In einigen Gegenden begräbt man die Toten nicht in den Hütten, sondern außerhalb der Dörfer, an Wegen, auf Plätzen oder irgendwo im Busch. Hingerichtete und Schuldner werden überhaupt nicht beerdigt, sondern an entlegenen Orten ausgesetzt. Die Ewhes glauben durchaus an ein Fortleben der Geister der Menschen, sogar an ein solches der Tiere. Aber nicht gleich nach dem Tode gehen die Geister in das Reich der Toten ein, diejenigen Unbeerdigter finden dort überhaupt nicht Aufnahme, sondern irren als weiße Schemen zu nächtlicher Weile im Busch und vor den Dörfern herum, begierig Lebenden und Abgeschiedenen Schaden zuzufügen. Dem Beerdigten aber gibt man Haumesser und Dolch in das Grab, damit er auf seinem Wege sich gegen böse Geister verteidigen kann; er erhält selbst einige Kauris für den Fährmann Akotia, der ihn ins Totenreich führt. Auch Zeug und Schmuck, Speise und Trank gibt man dem Toten ins Grab oder legt ihm einige Kauris, alte Gebrauchsgegenstände, zerbrochene Ginflaschen und anderes mehr auf dasselbe. Nach der Bestattung findet ein Totenfest statt, welches von den Hinterbliebenen veranstaltet werden muß, da ohne dasselbe der Abgeschiedene nicht ins Totenreich eingehen kann.

Wie die Hochzeitsfeste werden auch die Totenfeste mit großen Gin- und Palmweingelagen, Tänzen, Getöse von Trommeln und anderen Musikinstrumenten, sowie dem Abschießen übermäßig geladener Gewehre gefeiert.

Die Hinterbliebenen trauern einige Monate um den Toten, die Frauen

Digitized by Google


0°
11°
10°
Bukoo
Pugno
Nubahu
Gnaro
Urinabo
Pingbo
Tungarka
Bogua
Bologu
M A N G
(Y A K O S H I)
Nakunde
HANSANE-MANGU
Mamprushi
Tauri
Kompongu
Dyoregani
Tubanikpi
Gnare
K a r g a
Kwartanga
Alt-Nan
Gosiegu
Njabowu
Kundyn
KONKOMBA
MOTIMANGA

um den dahingeſchiedenen Gatten ein ganzes Jahr, während welcher Zeit ſie viele Regeln und Faſtengebote zu erfüllen haben, denn ſo lange dauert die Reiſe der Geiſter ins Totenreich, die oft verſuchen zu ihren Hütten zurückzukehren. Nach dieſer Trauerzeit dürfen die Witwen wieder heiraten.

Die Erbverhältniſſe ſind in verſchiedenen Landſchaften abweichende, im allgemeinen aber erbt der älteſte Sohn die Würden, Rechte, die Frauen und den unbeweglichen Beſitz des Vaters, während der älteſte Sohn der Schweſter den beweglichen Nachlaß, die Sklaven, das Vieh und die Wirtſchaftsgegenſtände erhält. Oft aber werden die Sklaven mit dem Tode des Herrn frei — die Sklaverei iſt übrigens von milder Form, im allgemeinen gehen die Sklaven in dem Haushalt der Herren auf, für den ſie, wie die Söhne für ihren Vater, zu arbeiten haben. Der Herr gibt dem Sklaven eine Frau, ſchon um ihn am Fortlaufen zu hindern, worauf die Gatten einen eigenen Haushalt führen. Gewöhnlich arbeitet der Sklave von nun an nur noch einen Teil der Woche für den Herrn, während ihm der Arbeitserlös aus den anderen Tagen zu eigen verbleibt, ſo daß Sklaven manchmal zu Wohlſtand gelangen.

Lagune bei Groß-Popo.

Öfters werden Schuldner, für welche die Familie aufkommen muß, von dieſer als Sklaven verkauft, um ſo die Schulden zu decken. Auch wiederholter Diebſtahl hat manchmal den Verkauf zur Folge. Im allgemeinen wird Diebſtahl ſtreng beſtraft; wird der Dieb auf der Tat betroffen, ſo kann der Beſtohlene ihn töten. Auf Mord ſteht Todesſtrafe, die von den Mitgliedern der Familie des Getöteten vollzogen wird. So herrſcht allgemein Blutrache*).

---

*) Ein Beiſpiel davon lieferte noch die jüngſte Vergangenheit. Als 1900 ein neuer Kriegszug der Aſhanti gegen die Engländer entfeſſelt wurde, kamen dabei auch einige deutſche Ewheneger ums Leben. Für dieſe ihre Landsleute nahmen die Hoer an einigen in ihrer Mitte lebenden Aſhanti Blutrache. Fünf Aſhanti mußten unter grauſamen Martern ihr Leben laſſen und Köpfe, Herzen und Glieder

Im allgemeinen gehört der Grund und Boden der Familie, der stellenweise unter keinen Umständen verkauft werden darf. Davon gibt das Familienoberhaupt den einzelnen Haushaltungen nach Bedarf ab, die den benutzten Boden dann wieder zurückerstatten. Durch den Anbau herrenlosen Landes erwirbt der Ewhemann das Besitzrecht.

Dem Namen nach ist der Häuptling der Führer und Richter des Dorfes und ist seinerseits dem Oberhäuptling der Landschaft unterstellt, doch wir sagten schon, daß im allgemeinen nicht die Häuptlinge, sondern die Ältesten und Angesehenen, vor allem aber die Fetischleute, die Macht in Händen haben.

Die Ewhe verehren ein höchstes Wesen, den Schöpfer der Erde und der Menschen, Mawu. Diesen denken sie sich als einen sehr mächtigen König, in einer großen Stadt wohnend. Mawu hat sehr viel zu tun und kann sich deshalb um die Menschen nicht viel kümmern, er hat sich daher von diesen Geschäften zurückgezogen und läßt seine Untergötter, die Fetische, herrschen. Um nun deren Gunst zu erwerben, bedarf der Ewhemann der Vermittlung der Fetischpriester, die ihm dann auch von diesen gegen Bezahlung und Opfergaben zu teil wird. Diese Opfergaben sind Hühner, Ziegen und Schafe, aber auch gefüllte Ginflaschen, Kauris, Feldfrüchte und andere oft nichtssagende Dinge. Die überall an den Wegen, vor und in den Dörfern, in den Hütten angebrachten rohen menschlichen Darstellungen (die fälschlich Fetische genannt werden) sind als solche den Fetischen dargebrachte Opfer aufzufassen. Diese Darstellungen gelten dann als Symbole der betreffenden Gottheiten und als die Stellen, wo man die Verehrung darbringt und ein Opfer niederlegt. So findet man dort oft kleine Gaben, einige Kauris, leere Kalebassen und Ginflaschen, Federn und andere Dinge. Vor den Dörfern sieht man häufig solche aus Lehm geformte gröbliche menschliche Darstellungen mit einem großen Stock in der Hand, das sind die Symbole der Dorfgötter, welche die bösen Geister der Verstorbenen abhalten sollen, in das Dorf zurückzukehren und dort Schaden zu stiften. Die Anzahl der Fetische ist natürlich sehr groß. Es gibt solche, die das Wetter machen und die Fruchtbarkeit senden, solche, die Diebe und Ehebrecher ausfindig machen, um sie der Bestrafung zu überliefern; andere wieder machen böse Menschen kenntlich, welche ihren Nachbarn Krankheit und den Tod angehext haben; wieder andere verhindern die Sklaven am Fortlaufen oder helfen solche wieder einzufangen, oder sie geben eine gute Geburt, ein langes Leben, eine glückliche Jagd, einen erfolgreichen Kriegszug*).

Die Fetischleute aber vermitteln den Verkehr der hilfesuchenden Menschen mit diesen vielen und mächtigen Fetischen, und so ist der Ewhemann während seines ganzen Lebens, ja schon vor seiner Geburt und noch nach dem Tode,

---

der Getöteten wurden an die zur Blutrache berechtigten Stämme verteilt. — Das Abschneiden der Köpfe gilt besonders als Schmach: der so Verstümmelte kann beim Erscheinen vor Mawu, dem Schöpfer der Menschen, demselben keinen Unterkiefer als Ansatz zu einem neuen Menschen geben.

*) In einigen Gegenden des Ewhelandes nimmt übrigens der Fetischkult andere Formen an, so ist in den östlichen Landschaften deutlich eine Hinneigung zu dem in Dahomé verbreiteten Schlangenkult zu erkennen. In Gridji und Abanakwe findet man bereits der Schlange als Hauptfetisch zu Ehren errichtete Tempel.

Digitized by Google

nämlich bis zum ſchließlichen Eingang des Geiſtes in die Welt der Toten, in die Hand ſeiner Fetiſchprieſter gegeben.

Nicht nur Männer, auch Frauen üben dieſes Gewerbe und verbinden damit oft das der Medizinleute. Oft werden Kinder dem Fetiſch dargebracht oder die Verwandten erwünſchen für ein Kind bei den Prieſtern die Aufnahme zur Ausbildung, womit gewöhnlich erhebliche Koſten verbunden ſind. Die Ausbildung erfolgt unter völliger Loslöſung der Kinder von der Familie während einer mehrjährigen Lehrzeit, in der die Zöglinge den Tanz der Fetiſchleute, ihre Sprache und ihre Medizinen kennen lernen.

Der Einfluß der Fetiſchleute auf das geſamte Leben der Ewhe iſt ein ſehr ſtarker. Alle wichtigeren Angelegenheiten werden dem Fetiſchmann unterbreitet und von ſeinem Ausſpruch abhängig gemacht. Der Jäger braucht den Fetiſchmann, damit er ihm gegen die Geiſter der Tiere helfe, die ihn zu beunruhigen und zu blenden verſuchen. Deswegen behängt er ſich und ſein Gewehr mit allerlei ihm von jenem übergebenen oder angeratenen Gegenſtänden und Amuletten, wie Zähnen, Krallen, Federn und Haarbüſcheln der erlegten Tiere. Zweimal im Jahre ziehen die Häuptlinge der um den Agu gelagerten Dörfer zu den Fetiſchleuten auf der Spitze dieſes einen Hauptfetiſchplatz vorſtellenden Berges, um dort die Erlaubnis zur Ausſaat und zur Ernte der Yams zu erbitten. In anderen Gegenden iſt wiederum die Aberntung der Reisfelder vom Fetiſch abhängig gemacht. Beſonders wirkſam iſt die Beihilfe des Fetiſchmanns bei der Aufſuchung und Überführung Angeklagter oder Beſchuldigter. In manchen Gegenden glaubt man kaum an den natürlichen Tod und der Fetiſchmann muß vor der Beſtattung des Abgeſchiedenen die Todesurſache herausfinden. Manchmal erklärt dann der Fetiſch durch den Mund ſeines Prieſters, daß Mawu den Toten abgerufen habe oder daß derſelbe aus Schwäche eingegangen ſei, oder aber er gibt die Landſchaft oder den Ort oder das Haus an, in dem der Verherer oder Mörder lebt. Oft wird zu dieſem Zweck der Tote in den Dörfern herumgetragen, der dann ſelbſt den Schuldigen oder deſſen Haus bezeichnet. Und dann iſt es Sache des Angeſchuldigten, ſeine Unſchuld zu beweiſen. Dies geſchieht durch ein Gottesurteil, welches der Fetiſchmann veranlaßt und dem ſich der Ewhemann willig unterwirft. So muß der Angeſchuldigte zum Beiſpiel einen Gegenſtand aus einer Schüſſel mit ſiedendem Palmöl mit bloßer Hand herausnehmen und darf ſich dabei doch nicht verletzen, wenn er ſeine Schuldloſigkeit beweiſen will.

Fetiſchmädchen von Klein-Popo.

Eines der verwerflichſten Mittel aber, deren ſich die Fetiſchleute bedienen, iſt die Reichung des Fetiſchtrunks, eines Pflanzengiftes. Stirbt der Angeklagte nach dem Genuß desſelben, ſo iſt damit ſeine Schuld erwieſen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß bei all dieſen Fetiſchpalavern der Fetiſchmann von der einen oder anderen Partei beſtochen und beeinflußt iſt. Wenn er dann dem Angeſchuldigten einen harmloſen Trank reicht, ſo iſt mit dem ausbleibenden Erfolg die Falſchheit der Beſchuldigung gekennzeichnet.

Nicht immer ſind die Veranſtalter der Gottesurteile Fetiſchprieſter, ſondern es gibt neben ihnen noch Medizinmänner, die außer der Kenntnis der heilbringenden Stoffe und der Gifte auch die zu beſitzen behaupten, die Wahrheit herauszufinden. Endlich gibt es auch noch Zauberer, die dasſelbe ein-

kömmliche Geschäft betreiben. Dahin gehören die Aka- und Asaleute des Lomebezirks. Erstere wenden die schon erwähnte Giftprobe an oder sie träufeln dem Angeklagten eine Flüssigkeit oder blasen ihm ein Pulver in die Augen. Gesteht dann der Beschuldigte unter dem Einfluß des Schmerzes, so wäscht ihm der Akamann das Gift heraus, anderenfalls verliert der Unglückliche oft das Augenlicht. Bei anderen Proben sollen Schmerzensäußerungen oder Zuckungen die Beweise für Schuld oder Unschuld sein. Natürlich bestimmt auch hier die Gunst oder Mißgunst des von einer der Parteien bestochenen Akamannes den Ausgang der Probe. Harmloser ist die Tätigkeit der Asaleute, die den Fragenden einen Blick in die Zukunft gewähren und den Ausgang irgend welcher Unternehmungen vorhersagen. Diese Leute sagen wahr aus Figuren, die sie mit einem Stock mehr oder weniger unwillkürlich in den Sand zeichnen oder aus der Gruppierung, welche eine Handvoll in die Höhe geworfener Kerne oder Nüsse beim Niederfallen auf dem Boden darbieten. Häufig sind die Häuptlinge oder ihre Angehörigen Mitglieder dieser Zunft.

Wir haben endlich des Hewegeheimbundes Erwähnung zu tun. Die Anhänger dieses dem Hewefetisch geweihten Bundes zeichnen sich weniger durch eine positive Lehre aus als durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie gegen alle Nichtmitglieder vorgehen. Der Orden gewährt seinen Angehörigen das zügellosesteste Leben, er ist eine Freistätte der Schuldner, die ihren Gläubigern, der Diebe und Mörder, welche den Bestrafungen entgehen wollen. Der Hewebund schützt seine Mitglieder unter allen Umständen und rächt jede Beleidigung in schwerster Weise. Aus Furcht vor dem Bunde laufen ihm viele Mitglieder zu, andererseits ist man beim Einfang solcher wenig skrupulös. Töchter entlaufen den Eltern und Frauen den Gatten, um Mitglieder des Bundes zu werden. Der Hewedienst arbeitet mit allen, selbst den verbrecherischsten Mitteln, mit Zügellosigkeit, künstlicher Raserei der Weiber, mit Diebstahl, Mord und Brandstiftung. Die Häuptlinge unterstützen zumeist die Bestrebungen des Ordens, ebenso die Fetischleute, einmal aus Furcht und dann, weil sie sich selbst dabei am besten stehen.

## IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute

### a) Die westlichen Landschaften

Mit Kpando und Lavanyo verlassen wir das Ewhesprachgebiet und mit Überschreitung der 400–500 m hohen Lavanyoberge befinden wir uns im Gebiet der Guanvölker. Guan ist eine dem Tshi, der Sprache der Ashanti verwandte Sprache. Den Volta entlang wird Guan in den Landschaften Akuapa, Kratyi und Atshumuru gesprochen, das heißt in der südlichsten Landschaft Akuapa spricht man den Kjerepondialekt. Außer Guan wird aber in diesen Landschaften noch als Verkehrs- und Handelssprache Hausa und Tshi gesprochen, letzteres eine Folge davon, daß bis zum Jahr 1874 diese Gebiete dem Ashantikönig unterstellt waren.

Die Dörfer der Akuapalandschaft sind schon äußerlich von den Ewhedörfern verschieden. Charakteristisch für dieselben sind die großen, runden, aus Lehm gebauten und mit einem Palmblatterdach gedeckten Kornspeicher. Die

Hütten sind viereckig, nähern sich aber mehr der quadratischen Form und sind zu Gehöften zusammengestellt. Die Bevölkerung baut vornehmlich Reis und Yams, verwendet auch im Haushalt Palmöl und gibt sich reichlichem Palmweingenuß hin; jedoch gehen Palmöl und Palmkerne von hier aus nicht mehr zur Küste. Viehzucht wird ähnlich wie bei den Ewhe nur in minderwertiger Weise betrieben. Dagegen ist die Tätigkeit der Akunyaleute als Kanubauer erwähnenswert. Sie stellen die Einbäume mit ihren primitiven Werkzeugen aus den großen und geraden Stämmen des Seidenbaumwollbaumes her. Die Bevölkerung erscheint weniger gutmütig als die Ewhe, sie ist scheu und mißtrauisch und steht, wie auch der Oberhäuptling, ganz unter dem Einfluß des Fetischpriesters des Sia zu Wurupon, der zugleich Häuptling des Ortes ist. Wurupon selbst liegt hart an das Gebirge gelehnt, unfern davon ist ein schöner Wald, der Sitz des Obergottes Sia. Sia fordert grausame Opfer, denn bei den großen Festen müssen ihm die Trinkopfer aus Menschenschädeln dargebracht werden. So tragen auch die großen Fetischtrommeln Menschenschädel als Schmuck. Auch andere menschliche Körperteile werden dem Sia geopfert, für welchen Aberglauben schon mancher Fremde und Sklave sein Leben hat hingeben müssen. Daneben nimmt Sia auch Tieropfer, solche von Schafen und Ziegen an. Wie Mawu hat auch Sia seine Untergötter, unter anderen den Fetisch Kombi, der besonders gegen Giftmischer angerufen wird und über das Geschick der Familien Auskunft gibt. Ihm werden die Unterkiefer der getöteten Feinde als Opfer dargebracht.

Nördlich und östlich stößt Akunya an die Landschaft Boëm, wo wiederum eine eigene Sprache, nämlich Lefana gesprochen wird. Boëm ist ein zum größten Teil mit prächtigem Hochwald bedecktes Gebirgsland, welches manche interessante und großartige Szenerien birgt. Die Boëmdörfer überraschen durch ihre Anlage und die Bauart der Häuser. Man findet da zum Beispiel in Borada, der Residenz des Königs, eine breite und gerade Dorfstraße mit Schattenbäumen, Ruhebänken und selbst seitlichen Abzugsgräben. Offenbar ist diese Dorfanlage eine Nachahmung der Niederlassungen der Goldküste, wie auch viele Häuser in Borada durchaus die Bauart zeigen, wie sie die Küstenneger bevorzugen, nämlich Lehmhäuser mit nach allen vier Seiten abfallenden Pyramidendächern, mit rechteckigen Tür- und selbst Fensteröffnungen. Daneben aber sieht man die der Landschaft ursprünglichen Lehmkastenhäuser. Das sind aus gewaltigen Lehmmauern ohne inneres Holzgerüst errichtete viereckige Häuser mit einem auf besonderen Holzpfeilern ruhenden, flachen, fußdicken, aus gestampftem Lehm hergestellten Dach. Man betritt das Haus durch einen merkwürdigen viereckigen Türvorbau und gelangt von dort in eine Reihe geräumiger, fensterloser viereckiger Räume, die mit ihren rauchgeschwärzten Pfeilern und geraden Wand- und Deckflächen einen in der Tat sehr überraschenden Eindruck machen. Die Zimmer sind um einen mittleren freien Raum gelagert, der die Stelle eines Hofes vertritt, denn einen solchen besitzen diese Häuser überhaupt nicht. Die eigentlichen Boëmdörfer lassen den Wohlstand ihrer Bewohner nicht verkennen, ganz im Gegensatz zu den oft dürftigen Verhältnissen, in denen die anderen Bewohner der Landschaft leben. Boëm ist nämlich mit seinen tief eingebetteten Tälern und schroffen Gebirgshöhen die Zufluchtsstatte mehrerer versprengter Volksstämme geworden, die sowohl aus dem deutschen Togogebiet, wie aus Dahome und dem englischen Gebiet stammen.

Digitized by Google

So gibt es denn in Boëm außer der Landessprache Lefana noch wenigstens vier oder fünf andere Sprachen, die allerdings manchmal nur in einigen Dörfern verstanden werden. Unter diesen verworrenen Sprachverhältnissen bedient sich daher der schwarze Reisende am besten des Tshi, welches fast überall verstanden wird oder in einigen Gebieten auch der Ewhesprache. Trotz dieser verschiedenartigen Elemente herrschte im Boëmlande eine musterhafte Ordnung, die allerdings nur durch die starke Hand des alten Akpanya in Borada möglich war. Vor nicht langer Zeit ist dieser interessante, tatkräftige und auch über eine gewisse Macht verfügende Negerfürst gestorben. Zu den erwähnten versprengten Volksstämmen gehört auch die Bevölkerung des Felsennestes Baika, welche mit der von noch drei anderen Dörfern eine eigene Sprache spricht. Baika liegt auf einem hohen, auf allen Seiten abschüssigen Gipfel. Die Häuser sind überall, wo sich nur eine Stelle hat finden lassen, dem Felsen angeklebt. Um von einem Haus zu einem anderen zu gelangen — die Häuser haben die flachdachige Lehmkastenform — muß man, da jedes eine andere Höhenlage hat, große Umwege machen, über Felsblöcke und Dächer klettern. Einige sind so dicht an die Abhänge gebaut, daß man meint, sie müßten jeden Augenblick abstürzen. Dazwischen finden sich runde, dicke Türmchen, die fast wie Bastionen aussehen, mit Lehm- oder Graskappen. Das sind die Vorratskammern der Leute, die allerdings auf ihrem kahlen, sonnendurchglühten und oft sturmgepeitschten Gipfel in großer Dürftigkeit leben.

Andere versprengte Stammesreste mit eigenen Sprachen findet man in Likpe und in Akpafo sowie in Santrokofi. Auch die Santrokofisprache wird nur in drei Dörfchen von zusammen einigen hundert Leuten gesprochen.

Sehr interessant ist diese Gegend durch die dort betriebene Eisengewinnung. Das Quarzitgebirge führt hier nämlich Roteisenstein. Das Erz ist nicht rein, sondern mit Laterit und Brauneisenstein gemengt und von Quarzadern durchzogen. Die erforderliche Kohle erhält man in zugedeckten Erdlöchern oder Meilern von 3—4 m Durchmesser und 1 m Höhe. Die etwa 2 m hohen runden Hochofen sind den unseren nicht unähnlich. Sie haben eine Arbeitsöffnung am Boden und, wenn diese beim Betriebe geschlossen ist, zwei andere Öffnungen für die Schlacke und Windform. Die Beschickung geschieht mit glühender Holzkohle, schwarzer Holzkohle und zerschlagenem Eisenstein von Nußgröße. Der Ofen wird durch einen Blasebalg in Brand gesetzt. Mit 17stündigem Betrieb erhält man eine Luppe von 4—5 kg. Bis vor kurzer Zeit hat diese Gegend das Roheisen für das südliche Togoland geliefert, jetzt liegen die Öfen in Santrokofi in Trümmern und in den anderen Dörfern sind nur noch einige davon in Brand. Wohl aber hat sich das Schmiedegewerbe erhalten und wird auch noch mit dem ursprünglichen Werkzeug betrieben. Der Amboß ist ein großer Stein, als Hammer dient eine Eisenkeule, daneben verwendet der Schmied Kloppeisen, Zangen und den Blasebalg. Letzterer besteht aus zwei Zylindern von Schaf- oder Ziegenfell, die in zwei Bambusröhren ausmünden und ruht auf einem Holzgestell. In Bewegung gesetzt wird der Blasebalg durch den mit beiden Händen arbeitenden Gehilfen. (Hupfeld.)*)

Eine kleine, von Boëm in nicht sehr fester Weise abhängige Landschaft mit eigener Sprache ist Tapa. Tapa reicht nördlich bis an den Asukoko, westlich ist es vom Volta begrenzt. An den Ufern des ersteren Flusses werden Kanus gebaut. Die zum Bau erforderlichen Seidenbaumwollbäume werden vom Fällungsort auf durch den Wald geschlagenen Schneisen zum Ufer geschleppt. Am Volta dagegen geht hier die Kanuindustrie durch die seltener gewordenen passenden Bäume zurück. In Tapa befindet sich ein kleiner Bestand von einigen hundert Kolabäumen, von denen eine Anzahl fruchttragend ist und jährlich etwa 12—20 Trägerlasten Kolanüsse liefert. Es ist wahrscheinlich, wie auch ein Bericht der Eingeborenen sagt, daß diese Tapakolabäume aus Ashanti stammen. Eine Kultur derselben betreiben die Eingeborenen eigentlich nicht, höchstens daß sie junge Pflänzchen, die unter den älteren Bäumen hervorgesproßt sind, versetzen. Es sind nicht die 12—20 Lasten Kolanüsse an sich, die im Vergleich zum Verbrauch eine nicht erwähnenswerte minimale Quantität darstellen, die uns die Landschaft Tapa wichtig machen, als vielmehr der dadurch beigebrachte Beweis, daß im Lande ein Anbau der wertvollen Kolabäume von Erfolg sein wird. Für den Weitervertrieb werden die aus den Fruchtschalen genommenen etwa kastaniengroßen Samen möglichst kühl gehalten und dann, von der Samenhaut befreit, in Tragkörbe verpackt, die innen mit feuchten Blättern ausgeschlagen sind. In dieser Verpackung werden die Nüsse weit in die Sudanländer transportiert. Alle paar Tage

*) Eine interessante Beschreibung der Eisengewinnung und der Schmiedearbeit dieser Gegenden hat schon der Regierungsbaumeister E. Hall im Jahre 1887 gegeben (Mitt. d. Geogr. Ges. für Thüringen Bd. VIII.)

werden ſie unterſucht und die verdorbenen entfernt. Die Packblätter — es ſind Blätter von Thaumatococcus Danielli — führen die Händler ebenfalls mit ſich, da dieſe Pflanze ſich nicht in der Steppe findet.

Der Aſuokoko, der bei Akroſo in den hier 400–500 m breiten Volta mündet, hat in der Regenzeit 40–50 m Breite und iſt dann in ſeinem Unterlauf ſchiffbar. In der Trockenzeit hat der Fluß nur ſeichtes Waſſer, das ſich mühſam durch die Felſen hindurcharbeitet. In der Regenzeit wird der Fluß auf Fähren paſſiert, es verläuft hier nämlich, in ſüdlicher Richtung Tapa und Nkunya durchſchneidend, eine wichtige Viehkarawanenſtraße, die aus dem viehreichen Hinterlande über Tutukpene herleitend, den Vorzug hat völlig eben zu ſein. Überhaupt paſſiert aller Verkehr, der Kete-Kratyi liegen läßt, dieſe Straße. Deshalb hat auch der kluge Hauſſahäuptling Abu Karimo an derſelben, nämlich in Kwamikrum am Konſu, eine große Niederlaſſung gegründet, wo die Reiſenden Lebensmittel, Stoffe, Salz und auch ein Unterkommen finden.

In dem noch zu Tapa gehörigen Komſokokokrum ſtößt man, von Süden kommend, zum erſtenmal auf einen Altar des großen Odentefetiſch, deſſen Prieſterin Koko hier ihren Sitz hat.

Akpaſo in Boëm.

Mit dem Überſchreiten des Aſuokoko gelangt man in die Landſchaft Apai, welche ſchon zu Kratyi gehört. Früher freilich unterſtand die Landſchaft dem Häuptling des rechtsvoltaiſchen Kodiabe, von wo auch wahrſcheinlich die Apaileute ſtammen, wie ſie auch die Tſhiſprache ſprechen. Die Landſchaft erſtreckt ſich bis über den Oti. In den Apaidörfern findet man ſchon runde Hütten, wie ſie im weiteren nördlichen Lande gebräuchlich ſind.

Die Bewohner ſind Farmer, Viehzüchter, Jäger, Fiſcher und Handwerker. In Apaſo am Volta, dem größten Apaidorf, ſieht man viele und große Schafe, die bedeutend von der minderwertigen Raſſe des Vorlandes abweichen. Die Fiſcher legen des Nachts Feuerbrände auf die Felſen der Stromſchnellen des Oti, wodurch die Fiſche angelockt und dann geſpeert werden. Man betäubt auch die Fiſche mit dem in den Fluß geſchütteten Saft einer Wolfsmilchart, wodurch die Tiere betäubt werden, auf die Oberfläche kommen und ein-

gesammelt werden können. In Apaso betreibt man Kanuindustrie, man fertigt aber auch Schnitzwaren, so die großen Trommeln und die manchmal schön verzierten landesüblichen Stühle. Aus der Rinde eines Baumes erhält man durch Klopfen Rindentuch, welches zu Schamtüchern Verwendung findet. Apaso ist wieder für die voltaaufwärts kommenden englischen Händler ein günstiger Stapelplatz, während Otisu den Fährverkehr über den hier in der Regenzeit 170 m breiten Oti für die zahlreichen Karawanen vermittelt. Ein Teil des Fährgeldes fließt dem Oberhäuptling von Kratyi zu.

Die Kratyilandschaft füllt die etwa 150 m hoch gelegene Niederung zwischen Volta und Oti und wird nördlich begrenzt von Atjhumuru. Die Bevölkerung spricht Guan, doch auch Tshi, denn auch dieses Land fiel früher in die Machtsphäre des Aschantireiches. Mit den Ewhe verglichen, sind die Kratyileute kleiner und schlanker, aber doch sehnig und kräftig. Sie tragen keine Stammesmerkmale, wohl aber, besonders die Frauen, verschiedenartige Tätowierungen, wie sie auch die dreieckige Lücke zwischen den Oberzähnen ausfeilen oder mehrere Schneidezähne spitz feilen. Große Umschlagetücher tragen nur die Wohlhabenden, oft beschränkt man sich auf die Schamtücher, zu welchen die Weiber noch kurze Hüfttücher tragen. Der Körperschmuck besteht wie bei den Ewhe aus Perlen, Kauris und Metallringen. Die Hütten sind von runder Form aus Lehm gebaut und tragen ein spitzes kegelförmiges Dach, dessen Spitze meist mit einem umgestülpten Topf gekrönt ist. Die zusammengehörigen Hütten bilden keine abgeschlossenen Gehöfte, sondern sind um einen kleinen Platz angeordnet, auf den die Türöffnungen weisen. Diese werden auch hier mit einer Matte geschlossen. Die Kratyileute sind vor allem Ackerbauer, müssen sie doch nicht nur für sich, sondern auch für die Handelsstadt Kete und die zahlreichen Karawanen Produkte herbeischaffen. So findet man ausgedehnte und gut bearbeitete Felder von Mais, Yams und Maniok, aber auch Hirse und Reis, ferner Erdnüsse und Bohnen, Bataten, Bananen, Zwiebeln, roten Pfeffer und anderes, selbst Baumwolle und Tabak, letztere beide freilich nur für den eigenen Gebrauch. Die Bevölkerung wohnt zum Teil auf den Farmen, so daß die Dörfer fast leer erscheinen, und verwendet vielfach fremde Arbeiter, das heißt Sklaven, die zumeist aus Gruffi, Mossi, Kabre und Bassari stammen. Das Verhältnis der Sklaven ist durchaus ähnlich wie bei den Ewhe, so daß man ihr Los kaum ein beschwerliches nennen kann. Manche derselben kommen so zu Wohlstand, daß sie sich selbst wieder Sklaven halten können. Es laufen zwar auch öfters welche fort, das ist dann aber zumeist arbeitsscheues und verbrecherisches Gesindel.

Die Viehzucht der Kratyileute steht auch nicht höher als die der Ewhe; Pferde und Esel werden gar nicht, Rindvieh wird nur in geringer Anzahl gezüchtet. Leider scheint das Vorkommen der Tsetsefliege für die Voltaniederung erwiesen zu sein.

Im übrigen findet man bei ihnen Jäger und Fischer, wie auch einige Gewerbe für den Hausbedarf betrieben werden. Für die Sitten und Gebräuche können wir in vielfacher Beziehung auf die Ewhe verweisen.

Viel mächtiger aber als irgendwo im Togolande herrschte bis vor kurzer Zeit der Fetisch in Kratyi. Zahlreich sind an dem Wege von Kratyi nach Kete die Gräber der in der Giftprobe Gemordeten, die Opfer des allmächtigen Fetischpriesters Bosumso, bis dieser endlich seines verbrecherischen Treibens wegen von der Togohinterlanderexpedition vor Gericht geladen und standrecht-

lich erschossen wurde. Aus der Öffentlichkeit wenigstens dürften jetzt derartige üble Fetischgebräuche geschwunden sein.

Der heilige Hain bei dem hart am Volta auf Felsen gelegenen nur etwa 300 Hütten zählenden Dorfe Kratai ist der Sitz des Odente, dessen Kult auf dem linken Ufer des Volta vom Daka bis über den Alaokolo, auf dem rechten aber bis an die Goldküste reicht. Wie die Missionare berichten, stammt der Odentekult höchst wahrscheinlich von der Goldküste und zwar aus dem in der Landschaft Akwapim gelegenen Dorfe Tafe, von wo der Götze Nonkom auf Veranlassung der Wahrsagerin Koko nach Kratai gekommen sei und dort als Odente seinen Wohnort genommen habe. Der Fetischhain von Kratai birgt zahlreiche große Paviane und andere Affen, die auch für heilig gehalten werden und unverletzlich sind. Es ist sehr merkwürdig zu sehen, wie um die Mittagszeit die Tiere sich zahlreich im Dorfe einfinden, um dort ihre Mahlzeit einzunehmen. Überall nämlich haben die Eingeborenen dann auf den Plätzen und bei den Hütten Gefäße mit gekochten Yams aufgestellt, um welche sich die Affenfamilien gruppieren. Im Dorfe selbst hält man nur Schafe und Hunde, denn Odente haßt Ziegen, Pferde und Esel. Die Kratailente dürfen auch kein Ziegenfleisch essen und Pferde und Esel dürfen den Ort überhaupt nicht passieren. Da nun aber Kratai ein lebhafter Viehtransport stattfindet, ist für diesen um den Ort umgehender zur Voltafähre führender Weg angelegt worden. Odente will Opfer, er fordert Hühner, Schafe, Stiere, auch Menschen. Und die Kratailente erfüllen willig seine Forderungen. So wurde manche Karawane unter dem Vorgeben, Odente beleidigt zu haben, überfallen, die Männer getötet, die Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Im übrigen ist die Tätigkeit der Fetischpriester ganz ähnlich wie bei den Ewhe und die Feste des Odente entsprechen denen des Hewebundes, es sind wüste Gelage, bei denen die Tänzerinnen der obersten Wahrsagerin Koko, die Kokofrauen mit Tanz und Gesang mitwirken.

In allen Orten des vorhin bezeichneten Verbreitungsbezirks des Odentekults findet man dem Fetisch errichtete Altäre, das heißt etwa 2 m hohe Erdhügel, zu denen einige Stufen hinaufführen. Auf der Spitze des Hügels ist eine Schale niedergelegt für die Opferungen von Gin und Rum, der Hügel selbst ist besprengt mit weißer Farbe und dem Blut der Opfertiere, auch Federn sind darauf geklebt und Knochen und Hörner dabei niedergelegt. Über dem Altar ist ein Schutzdach angebracht. Wenn ein solcher Opferaltar, etwa zur Abwehr des Fetisches, aufgestellt werden soll, holen sich die Leute vom Oberpriester in Kratai geweihte Erde, vermengen diese mit dem Blute der Opfertiere – erwiesenermaßen auch von Menschen – und errichten darüber den Erdhügel.

Nur eine halbe Stunde Weges trennt die Königs- und Fetischstadt Kratai von der großen Handelsstadt Kete. Diese enthält etwa das Zehnfache an Hütten, 3000. Kete war schon früher ein lebhafter Handelsmittelpunkt, doch erlangte es seine größte Blüte durch den Zuzug der Salagaleute nach der Zerstörung dieser Stadt im Jahre 1892.

In den Thronstreitigkeiten zwischen Karbaki und Mamma in Salaga war der Dagombakönig dem ersteren zu Hilfe geeilt, die Stadt war zerstört, die Bewohner waren geflüchtet. Ein Teil dieser Flüchtlinge war mit Lempo, dem Sohne des verschollenen Mamma, nach Kete gekommen und hatte sich dort angesiedelt. Lempo ist dann von den Deutschen unter dem Namen Suleimana als rechtmäßiger Sultan von Salaga mit dem Sitze in Kete anerkannt worden. 1897 hat sich Karbaki, der sich als Sultan Isaka nannte, in Salaga vergiftet und 1899 ist bei der Aufteilung des neutralen Gebietes Salaga den Engländern zugefallen. Schon vorher hatten die Engländer durch allerlei Schikanen versucht, den durch den Zuzug der Salagahändler aufgeblühten Handel Ketes lahm zu legen und die Salagaleute auf das rechte Voltaufer hinüberzuziehen. Seitdem nun Salaga wieder aufgebaut ist und die englischen Schikanen fortbestehen, ist ein Teil der früher zugezogenen Händler wieder nach Salaga zurückgekehrt und es ist sehr zu befürchten, daß Kete noch mehr zurückgehen wird, wenn nicht noch eine Änderung in der politischen Abmachung mit den Engländern erzielt wird, besonders die Schiffahrt auf dem Volta freigegeben wird.

Immerhin ist Kete noch heute eine bedeutende Handelsstadt. An der durch Stromschnellen bedingten Grenze der Schiffbarkeit des Volta gelegen, ist es der gegebene Eingangsplatz für das Togomittel- und Hinterland.

Die Stadt ist nur von Haussa und anderen mohammedanischen Fremden bewohnt. Die ansässige Haussabevölkerung bewohnt das Zentrum, die Fremden leben in getrennten Kolonien an der Peripherie. Auf dem Marktplatz befinden sich die viereckigen, aus Matten errichteten Verkaufsbuden, im übrigen enthält die Stadt eine Menge kleiner und winkliger Straßen, die durch die Mattenzäune der Gehöfte begrenzt werden. Innerhalb derselben liegen die zumeist runden Hütten. Aber es finden sich auch größere viereckige Giebelhäuser. Die Stadt ist von großer Schmutzigkeit, Hyänen, Schakale und Kappengeier sorgen allein für die Reinigung. Der Volta ist 20 Minuten entfernt, aber auch sein Wasser ist sehr schmutzig und so ist es erklärlich, daß Kete ein ungesunder Ort ist, um so mehr als die aus dem Innern kommenden Karawanen immer neue Krankheitsstoffe, vor allem Pocken und Aussatz einschleppen. In Kete tritt dem von der Küste kommenden Reisenden der Islam zum erstenmal in geschlossener Weise entgegen und zahlreich sieht er besonders des Freitags die Gläubigen in die Moscheen ziehen. Es sind dies Lehmgebäude mit flachen Dächern, im Innern mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen.

Die Menge und die Verschiedenartigkeit der auf dem Markt in den Verkaufsbuden gehandelten Gegenstände ist erstaunlich. Hier findet man fertige Haussagewänder, einheimische und europäische Stoffe, gemusterte Tücher in Taschentuchform, die als Kopf- und Umschlagtücher dienen, Weiß-, Blau- und Rotgarn, Haussawaffen, Schwerter und Messer mit Lederscheiden, von anderen Produkten der von den Haussa eifrig betriebenen Lederindustrie Sandalen, Schuhe, Reiterstiefel, Satteltaschen, Zaumzeug und Zügel, einheimische Flechtwaren, Tragkörbe für Esel, Schmucksachen wie Arm-, Bein- und Fingerringe, allerlei Gebrauchsgegenstände, Landespro-

Digitized by Google

dukte wie Kautschuk, Felle, Straußenfedern, selbst lebende Strauße, Elefantenzähne und Goldstaub. Von europäischen eingeführten Waren sieht man Messingstangen und Schalen, Salz, Pulver und Steinschloßgewehre, Gin und Rum, Seifen und Parfümerien und verschiedenes andere.

Auf der Mitte des Platzes ist der Lebensmittelmarkt. Da sitzen die schwarzen Marktweiber hinter den auf Matten ausgebreiteten Waren, jegliche Art von Gemüse und Früchten und zubereitete Speisen anbietend, wie Hirsesuppe, Kuchen von Erdnüssen, Bohnen, Hirse mit Schibutter oder Palmöl gebacken und rotem Pfeffer gewürzt, da gibt es ferner Brennholz, einheimischen und fremden Tabak, einheimische Seifen- und Indigokugeln, Zucker, Kolanüsse und vieles andere. Auch ein großer Fleischmarkt ist vorhanden, betreiben doch die Haussa die Schlächterei als Spezialgewerbe und erfordert doch der tägliche Verbrauch für Kete allein 10—15 Rinder. Auch die Fleischwaren stehen zum Teil schon zubereitet zu Verkauf. Bedeutend ist der Viehmarkt. Da werden kleinere Rinder aus Sugu und Borgu, größere und graue Buckelrinder aus Mossi gehandelt, ferner hochbeinige Salagaschafe, zottige Landschafe mit Halsklunkern, sowie Ziegen, auch Pferde und Esel. In verdeckter Form wird auch wohl Sklavenhandel betrieben. Außer dem Marktverkehr dient der Marktplatz und die angrenzenden Straßen eifrig betriebenem Handwerk, da arbeiten Schuster und Schneider, Flechter und Weber, gehen die Barbiere ihrem Gewerbe und auch die Bettler dem ihrigen nach. Früher fand der Handel nur mit Kauris statt und fiel den von der englischen Küste stammenden schwarzen Händlern zu, die hier große Salzlager eingerichtet hatten. Das war auch die Zeit, als die Sklaven des Fetischpriesters von Kratsi den Handelsleuten auf dem Marktplatz willkürliche Abgaben abforderten. Jetzt wird zum größeren Teil mit Geld gehandelt, englischem und deutschem, und es finden sich auch Händler von der deutschen Küste dazu ein. Die Marktabgaben aber sind eingestellt. In Kete treffen — wie nun auch wieder in Salaga — die Händler der Küste mit den aus dem Inland herziehenden Karawanen zusammen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Karawanen nicht auch bis zur Küste kommen. So finden wir in Kete neben den Haussa besonders Leute aus den Temuländern, die sogenannten Kotokoli, aber auch Leute von Dagomba, Gruffi, Mossi und noch weiteren Gebieten des Hinterlandes. In der Regenzeit wird es in Kete stiller, da dann die Karawanen in die Heimat zurückgekehrt sind, um dort Vieh und die anderen Landesprodukte und Erzeugnisse für die Handelsreise der nächsten Trockenzeit aufzusammeln. Vornehmlich nehmen diese Karawanen — außer mancherlei europäischen Waren — Kolanüsse und Salz zurück in die Heimat. Da die Kolanüsse aus dem rechtsvoltaischen englischen Gebiet stammen, das Salz auf dem englischen Volta heraufgebracht wird, die Engländer aber die Landung auf dem deutschen Ufer mit einem hohen Fahrzoll (5 Schilling für je 50 Pfund) belegt oder neuerdings ganz verboten haben, so ist ersichtlich, wie sehr der Ketehandel geschädigt ist. So fließt auch ein großer Teil des in Kete verhandelten Kautschuks in das englische Gebiet ab und viele aus dem deutschen Hinterlande stammende Viehkarawanen übersetzen in Kete oder Banansu den Volta, weil sie einerseits an der deutschen Küste kein Absatzgebiet für das Vieh finden, andererseits Kolanüsse und Salz holen wollen.

In Kete ist die Hauptniederlassung der Haussa im Togolande. Es mögen dort an 8000 wohnen. Wir finden ihre Niederlassungen aber auch in anderen Handels- und Verkehrsplätzen und begegnen ihren Karawanen auf allen Straßen. Die Haussa heben sich in jeder Beziehung vorteilhaft von der einheimischen Bevölkerung ab. Sie sind zwar auch schwarz und auch Neger und haben dennoch kaum etwas Negerhaftes. Es sind hohe und schlanke Gestalten mit schmalen Füßen und Händen und intelligenten, scharfen, wenn auch nicht hübschen Gesichtszügen. Auch die Frauen sind von höherem und besserem Wuchs als die einheimischen Negerfrauen. Wo man sie auch trifft, man kennt sie sofort an ihrer durchaus einheitlichen Kleidung. Die Männer tragen Sandalen, weiße weite Pluderhosen, sowie eine weiße Tobe, die Wohlhabenden einen Burnus mit Brusttaschen, als Kopfbedeckung eine herabhängende Mütze, die in etwas der phrygischen Form ähnelt, oder ein Fes oder einen Turban. Die Frauen tragen gewöhnlich ein Hemd und darüber ein blaues Umschlagetuch, die jungen Mädchen begnügen sich mit einem Hüfttuch, die jungen Burschen mit einem Hemd. Die Männer haben das Kopfhaar rasiert und oft einen kleinen Knebelbart, die Frauen tragen eine Frisur, die der baurischen Raupe ähnlich ist. Oft sieht man als Stammesmarken auf den Wangen vier lange und dünne von den Jochbeinen nach unten ziehende Tätowierungsstreifen. Die Frauen tragen Metallreifen und Ringe, im rechten Nasenflügel eine kleine rote Koralle, die Augenbrauen färben sie bisweilen mit Graphit, die Augenlider mit Antimon, die Fingernägel mit Henna.

Die Haussa sind gewiegte Handelsleute und betreiben ihr Gewerbe entweder in ansässiger Weise oder vermittels ausgedehnter Handelszüge, die sie überall dahin unternehmen, wo es etwas zu kaufen und verkaufen gibt. Man trifft sie einzeln oder zu wenigen, aber auch zu Karawanen von Hunderten und Tausenden vereinigt, die dann zahlreiche Transporttiere, Pferde und Esel, aber auch Rinder und Schafe mit sich führen. Die Frauen tragen außer ihren Kindern den ganzen Haushalt mit sich, Knaben und Mädchen in jugendlichem Alter schleppen sich schon mit großen Lasten, ab und zu steckt auch wohl unter der Aufmachung eines Haussaträgers ein Sklave aus dem fernen Hinterlande. Sie kommen aus den Staaten Kano und Gandu, aber auch von Nola, Borno und Bagirmi. Die Karawanen ziehen mit Trommelklang in die Dörfer ein, denn man führt auch Musikanten und selbst gewerbsmäßige Lustigmacher mit sich. An den weiten Wegen in wenig bewohnten Gegenden trifft man bisweilen Hunderte von primitiven Grashütten, das sind die nächtlichen Lagerplätze der Karawanen. Häufig auch trifft man auf die Gräber unterwegs gestorbener Reisender. Das Ziel dieser Haussakarawanen ist zumeist das im englischen Gebiet gelegene Ateobu, der Hauptsitz des Kolahandels. Der Weg dahin führt aber über das wiedererstandene Salaga.

Daß die Haussa in hervorragender Weise viele Handwerke betreiben, konnten wir an den in Kete auf dem Markt feilgebotenen Gegenständen ersehen. Sie sind auch Schriftgelehrte, wie man in allen ihren Niederlassungen Schulen trifft, wo die Knaben auf Holztafeln arabische Schriftzeichen

Digitized by Google

üben und die Koranſuren auswendig lernen. Doch auch ihre Feſte feiern ſie gern, bei welchen die Großen in prächtiger Kleidung auf reich geſchirrten Pferden erſcheinen, wo Reiterſpiele abgehalten werden, die jungen Mädchen unter Trommelklang, Geſang und Händeklatſchen der umſtehenden Menge tanzen und die jungen Burſchen klirrende Schwerttänze aufführen.

Nördlich von Kratyi liegt die Landſchaft Ntſhumuru. Der links des Daka gelegene Teil derſelben hat ſchon früher unter der Oberherrſchaft von Kratyi geſtanden, wie ja auch in Ntſhumuru ein der Kratyiſprache naheſtehender Guandialekt geſprochen wird.

Die Bewohner ſind Anhänger des Odente, im übrigen ſind ſie weniger Handelsleute als Farmer, Jäger und Fiſcher. Sie verwenden zum Fiſchfang auch ein Gift, welches aber von dem in Apai gebräuchlichen verſchieden iſt. Die Kanus und Paddeln verfertigen die Leute ſelbſt. Der Hauptort der Landſchaft iſt Bayamſo. Hierher hatte ſich der geflüchtete Mamma gewendet und noch einmal verſucht, das verloren gegangene Königreich zurückzuerobern. Es kam auch zu mehreren Gefechten, in denen Mamma aber geſchlagen und wohl getötet wurde. Auch hier hatte ſich ein Teil der geflüchteten Salagaleute niedergelaſſen und damit weſentlich zur Hebung des Ortes beigetragen. Über den Volta führt hier eine Fähre, und es trennen ſich hier die Wege nach Yegi und Salaga. Auf dem Salagawege weiter ſchreitend, erreichen wir dann in Banda den Grenzfluß Daka, über den hier ebenfalls eine Fähre den Verkehr vermittelt.

Hauſſa von Bornu mit Dagombaſklaven.

b) Die zentralen Landſchaften

Deine iſt ein kleines, landſchaftlich ſchönes und fruchtbares Bergland mit vielen Farmen und auch noch reichlichem Beſtand an Kautſchuklianen. Die Bevölkerung iſt friedlich und fleißig. Nicht ſo Günſtiges kann über Kpele berichtet werden. Zwar iſt auch dieſes eine fruchtbare und reich bewäſſerte Landſchaft am Fuße des Gebirges, das bis zur halben Höhe mit ſchönem Walde beſtanden iſt. Die Lianen ſind aber ausgeplündert und die Kpeleleute haben wie die Akpoſſo einen ſchlechten Ruf als Räuber und Menſchenfänger.

Nördlich von dieſen beiden Landſchaften liegt Akpoſſo, das ſeinerſeits im Oſten von Atakpame, im Norden von Anyana und Adele, im Weſten von Boem und Kebu begrenzt iſt. Im Norden und Süden freilich ſtößt Akpoſſo nicht eng an die Nachbarlandſchaften, im Gegenteil ſchiebt ſich dort ein 30—40 km breiter unbewohnter Streifen ein. Ein Teil der Landſchaft liegt

Digitized by Google

noch in der Ebene, nämlich in dem großen Bogen, den das Gebirge nach Südwesten offen läßt, der ganze übrige, stark überwiegende Teil aber ist Gebirgsland. Auch sprachlich ist das Land nicht einheitlich, denn man kennt bereits Dialekte, und in politischer Beziehung herrscht fast das Gegenteil der Einheitlichkeit. So steht Südostakpossо, jener in der Ebene gelegene Teil, nicht nur in keinem Verbande mit der übrigen Landschaft, sondern es liegen hier die Dörfer beständig untereinander und mit ihren Nachbarn in Fehde. Hier herrscht volle Anarchie, kaum daß einige Fetischpriester etwas Macht haben. So machen auch die Bewohner einen wilden und zugleich armseligen Eindruck. Sie gehen bis auf ein geringes Schamtuch völlig nackt und führen außer dem Gewehr, Haumesser und Dolch noch einen 2 m langen Fischspeer.

Der übrige Teil von Akpossо ist eine stellenweis wunderschöne und fruchtbare Gebirgslandschaft. Zwar sind die Kämme und Gipfel, sofern nicht nackter Fels ansteht, von Savanne überzogen, die auch sonst ausgedehnt genug ist, doch finden sich auch Talmulden mit weiten Weideplätzen, auf denen Schafe, Ziegen und auch Rindvieh gedeihen. Die Bäche sind umsäumt von breiten Waldstreifen mit vielen Öl- und Fächerpalmen. Oft auch sind die Täler mit Urwald angefüllt, in dem ein noch fast unberührter Reichtum an Kautschuklianen vorhanden ist. Denn die Händler haben sich bislang nicht hergewagt und die Akpossoleute können wegen ihres schlechten Rufes, denn sie sind weit und breit als streitsüchtig und räuberisch bekannt, kaum das Land verlassen, um etwa Kautschuk zu verkaufen. Sie arbeiten auch nicht mehr als notwendig ist und feiern von den fünf Wochentagen an zweien. Ihre Dörfer betrachten sich als frei und unabhängig, doch ist vor etwa 10—12 Jahren ein Teil derselben infolge eines Krieges unter die Herrschaft Akpanyas von Bo-m gekommen, dem sie auch seither willig Gehorsam und Folge geleistet haben.

Endlich hat auch im nordöstlichen Akpossolande die Anarchie insofern aufgehört, als hier der Häuptling Wapa von Bato, der auch zugleich ein großer Fetischmann ist, seine schwere Hand über eine Anzahl — etwa 15 — Dörfer gelegt hat, wozu noch einige Dörfer der Akpossolandschaft Wimme kommen, die im übrigen kein Oberhaupt anerkennt. Wapa hat seine Herrschaft mit Mord und Totschlag begründet, weshalb er nicht mit Unrecht den Beinamen des Löwen von Akpossо führt.

Im Dorfe Bato befand sich ein besonderes Schädelhaus, in dem die Schädel der erschlagenen Feinde aufbewahrt wurden, auch das neuerbaute stattliche zweistöckige Wohnhaus Wapas zeigt auf dem Dach an langer Stange einen Menschenschädel *). Seit der Gründung der Station Bismarckburg hat sich übrigens Wapa keinerlei Räubereien zu Schulden kommen lassen. Im Gegenteil standen wir mit ihm in fast freundschaftlichem Verhältnis und tauschten Besuche von Tagen und Wochen aus. Er hatte auch sonst noch rege Beziehungen nach Adele, so nannte er eine Tochter Kontus, des Häuptlings von Pegge, sein eigen und kam oft nach Pegge, um dort Fetisch zu machen. Von Atakpame bezog er schon damals Rindvieh zu Zucht- und Salz zu Handelszwecken. Wapa war durchaus intelligent und auch klug genug, den auch ihn treffenden Vorteil aus der Gründung der Station Bismarckburg einzusehen, lag doch nunmehr sein Hauptplatz Bato an der geöffneten Karawanenstraße.

Im ganzen dürften sich übrigens im Akpossolande 100 Dörfer zählen lassen, von denen wir Amerame, Agome Kotuba, Game und Bato mit je etwa 800 Hütten nennen.

Einige Akpossodörfer liegen noch als Enklaven im Atakpamelande: aber auch deren Bewohner können trotz ihrer isolierten Lage ihre räuberische Natur nicht verleugnen.

Die Bevölkerung der Landschaft Kebu ist durch eigene Sprache, eigenartige Tätowierung, schlanke Körper- und längliche Schädelform ausgezeichnet.

*) In Akpossо ist das Köpfen der erschlagenen Feinde allgemein üblich. Hauptmann Herold berichtet über einen Akpossomann in Atadi, der seinen Feind getötet, aus dem Schädel eine Trinkschale gemacht und Hände und Herz geräuchert und in seiner Hütte aufgehängt hatte.

Digitized by Google

Sie lebt ziemlich dicht in 16 Dörfern und einer großen Anzahl Farmniederlaſſungen. Es herrſcht nicht gerade viel Ordnung in dem kleinen Ländchen, eine Folge der großen Schwäche des Häuptlings Kwaku in Tſhakpedji. Und ſo konnte es kommen, daß, trotzdem die Kebuleute im allgemeinen von friedlichem Charakter ſind, ſie mit ihren Nachbarn, beſonders mit den nördlich wohnenden Adele, allerlei Palaver hatten, ja daß die Kebudörfer Palawe, Akpele und Tſhaſe den Verkehr Adeles mit der Küſte faſt völlig brachgelegt hatten, kleinere Karawanen abfingen, die Waren fortnahmen und die Eigentümer und Träger als Sklaven verkauften. Unter dieſen Verhältniſſen hatte natürlich die Station Bismarckburg ſtark zu leiden und ſo bedurfte es bald nach ihrer Gründung eines Strafzuges Wolfs und Klings, um dieſe Übelſtände im Kebulande abzuſtellen. Daß auch andererſeits der Verkehr zwiſchen Akpoſſo und Kebu faſt völlig aufgehoben iſt, dafür können wir wohl die unverträglichen Akpoſſo verantwortlich machen. Im übrigen gibt ſich ein Teil der Bevölkerung der aus runden, einzeln ſtehenden Hütten zuſammengeſtellten ſauberen Dörfer der friedlichen Beſchäftigung des Webens hin. In einigen derſelben hat faſt jedermann die Spindel in der Hand oder ſitzt an einem der Webſtühle, die man in ganzen Reihen aufgeſchlagen ſieht. Es ſind beſonders hübſche und ſtarke Stoffe, die im Kebulande hergeſtellt werden. Zum anderen betreiben die Leute eifrig Ackerbau, ſie pflanzen hauptſächlich Yams, Mais und Hirſe, daneben Bohnen und Erdnüſſe. Die Felder in der hier tiefgründigen und humusreichen Gras- und Baumſavanne geben einen reichen Ertrag und überall ſtößt man auf große, aus Ton beſtehende Kornſpeicher. Kebu iſt im allgemeinen eine fruchtbare und außerdem wunderhübſche Berglandſchaft mit außerordentlicher Bewäſſerung und beſonders an den

Wapa — der Löwe von Akpoſſo — und Frau.

Bach- und Flußläufen reichen Palmbeständen. Öl- und Weinpalmen liefern Mengen von Palmwein, außerdem finden sich hier wilde Dattelpalmen. Die Galeriewälder enthalten zahlreiche Landolphialianen. In seinem nördlichen Teil erscheint das Land als eine weite mit Affenbrotbäumen und Fächerpalmen zerstreut bestandene Grassavanne. Jedoch ist das Gras derselben nicht hoch und hart und schilfartig, sondern kurz und saftig, so daß es eine vorzügliche Viehweide abgeben würde. Diese auf weite Strecken unbewohnte nördliche Gegend — man marschiert von dem letzten Nebu- bis zum ersten Adeledorf 14 Stunden — ist dann auch der Tummelplatz zahlreicher Antilopen- und Büffelherden geworden. Ebenso finden sich hier Wildschweine und Elefanten. In den Palmen turnen possierliche Meerkatzen und von den mit Steingeröll bedeckten Höhen am Wege tönt dem Reisenden das laute Gebell großer Paviane entgegen. Im hohen Grase haben sich diese Tiere Wege getreten, daß man denken kann, sie seien von Menschen angelegt. Daß bei diesem Tierreichtum Leoparden und Hyänen nicht fehlen, ist selbstverständlich.

In den meisten Dörfern von Tribu wird die Landschaftssprache gesprochen, nur einige Dörfer wie Pampavis und Ahamansu haben eine eigene Sprache. Dazu versteht man überall Tshi, auch findet man in einigen Dörfern, besonders dem Hauptort Brevaniase, viele nach Ashantiart viereckig gebaute Hütten. Auch dieses Land hat früher unter Ashantiherrschaft gestanden. Dann wurde es von Ashanti zum Kriege gegen Boëm gezwungen und hat nun seit Jahrzehnten unter den Angriffen von dorther zu leiden. So haben fast alle südlichen Tribudörfer ihre ursprüngliche Stelle aufgeben und einen anderen Ort aufsuchen müssen. Ein anderer Teil der Tribudörfer scheint unter der Botmäßigkeit Awadjos von Dutukpene zu stehen. Einen gemeinsamen Oberherrn hat die Landschaft nicht.

Die Dörfer sind im allgemeinen nur klein und liegen weit voneinander entfernt. Die landesübliche Hüttenform ist die runde, doch finden sich auch viereckige und dazwischen große, fast hüttenartige Tonspeicher zur Aufnahme des hier vielgebauten Reises. Ferner gibt es bei jeder bewohnten Hütte ein paar einfache Ställe für die Ziegen und Schafe zum Schutz gegen nächtliche Raubtiere. Die Hühner schlafen hier wie überall im Togolande in den Hütten der Eingeborenen. Das Dorf Pusepu ist durch besonders große, aus grauem Ton erbaute runde und viereckige Hütten ausgezeichnet.

Der Hauptort Brevaniase ist ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt, von hier aus gehen Wege nach Boem und Kpando, nach Kratui, nach Dutukpene an die große Hauptstraße, sowie mehrere nach Adele. Deshalb findet man hier viele Fremde, besonders von der Goldküste kommende schwarze Kautschukhändler. Zum größeren Teil ist Tribu fast unwegsames Gebirgsland. Das Gebirge erhebt sich besonders steil aus der Otiniederung; der von Nambabing über Kunda aufsteigende Wanderer muß, oft auf Händen und Füßen kriechend, immer bergauf und bergab, im mehrere Tagreisen ausgedehnten dichten Wald seinen Weg suchen. Ebenso schwierig ist der Eintritt nach Tribu von Adele aus, indem man mehrere hintereinander gelegene steile Gebirgsketten überwinden muß. Dieses Gebirge ist reich an Bambusen und Landolphien. Im Süden ist die Landschaft eben. Wenn man den 50 m breiten Wawa bei Ahamansu überschritten hat, tritt man in einen prächtigen lichten und doch schattigen, hochstämmigen Wald, in welchem man auf ganz ebenem Wege nach Boëm und Borada gelangt. Auf diesem Wege lag früher das Dorf Kwau, dessen Bevölkerung dann später ihren Wohnsitz nach Atputi verlegte, um schließlich noch einmal einen Wohnwechsel und zwar nach der Landschaft Apar vorzunehmen. Wie wildreich die Gegend von Kwau ist, erfah ich 1891, als ich dort einen aus dem englischen Gebiet stammenden schwarzen Jäger antraf, der mit seinen Begleitern in einigen Monaten sieben Elefanten und neun Büffel erlegt hatte. In der Nähe des Dorfes gibt es übrigens einen kleinen Bestand fruchttragender Kolabäume.

Auf der westlich vom Gebirge in der Otiniederung sich hinziehenden großen Karawanenstraße weiter nach Norden wandernd, kommen wir in die Landschaft Adele. Der Weg führt über Dutukpene, Kedyevi und Odumase weiter ins Akuapemland. Das Gebirge erscheint von dieser Seite fast großartig, massig zusammengedrängt, eine Bergkette die andere überragend. Aus dem Gebirge kommen in zumeist tief eingerissenen Betten eine

Digitized by Google

Menge dem Oti zuſtrebende Waſſerläufe, die in der Trockenzeit kein oder wenig Waſſer haben; nur der Ulebu und der ſchon unſern des Gebirges 20 m breite Tſhai führen länger fließendes und ſchönes Waſſer.

Die Gebirgsſchluchten ſind Fundſtellen des Kautſchuks für die Bewohner der an der Straße gelegenen Dörfer. Doch ſind die näher gelegenen Gegenden ſchon ſtark abgeſucht und die Leute müſſen ihre Streif- und Raubzüge immer weiter ausdehnen. So ſind die in dieſer Ebene gelegenen Adeledörfer nicht nur Lager- und Durchzugsorte für den Karawanenverkehr, ſondern auch Sammelplätze für den Kautſchukhandel geworden und zahlreiche Händler, beſonders von der Goldküſte, haben ſich hier dauernd niedergelaſſen. So iſt denn die Bauart dieſer Dörfer nichts weniger als eigentümlich und man findet neben einzelnſtehenden runden Adelehütten viele von quadratiſcher Form mit dem nach vier Seiten abfallenden Dach, ſowie rechteckige mit Giebeldach. Außerdem iſt dann noch die für die Adeledörfer charakteriſtiſche große viereckige Ratshütte vorhanden, wo die großen Trommeln und anderes Dorfeigentum aufbewahrt werden. Hier iſt die Adeleſprache faſt zurückgedrängt und man ſpricht neben der Hauſſakarawanenſprache noch Tſhi, aber auch Tribu und Ewhe. Ebenſo finden die abendlichen und nächtlichen Tänze nach Aſhantiart ſtatt. Dabei laufen Manner und Weiber mit gebogenen Knieen in ſchnellem Schritte im Kreiſe herum oder tanzen mit kurzen Schritten unter lebhaften Bewegungen des Oberkörpers. Dabei laſſen ſie die Tücher nach hinten wehen oder ſchürzen ſie feſt und lang um den Unterkörper. Die Muſik aber verwendet außer den Tanztrommeln Eiſenglocken, Trompeten, Antilopenhörner und Elefantenzähne. Wie reich übrigens die Otiniederung an Elefanten iſt, zeigen die in den Dörfern zahlreich vorhandenen Schädel und Kinnladen. In Dutukpene dienen dieſe den Bewohnern als Sitze auf dem Marktplatze. Neben den Elefanten birgt die mit hohem Gras beſtandene Niederung zahlreiche Büffel, Antilopen und Wildſchweine, wie der völlig zerſtampfte Boden an den Waſſerſtellen zeigt.

Mann von Odomi in Adele.

Auf ſteilen Pfaden gelangt man aus dieſem Adeleflachlande in den öſtlich gelegenen gebirgigen Teil der Landſchaft. Das Gebirge zieht hier in ſüdnordlicher Richtung in mehrfachen, hintereinander gelegenen Ketten, die ſich bis zu 900 m erheben. Die die Ketten trennenden Bach- und Flußbetten ſind tief eingeriſſen, die Hänge ſteil und ſteinig. Im unteren Teil, in der Nähe der Waſſerläufe, iſt das Gebirge bewaldet und birgt einen großen Reichtum von Kautſchuklianen, die Kämme und Höhen ſind von der Savanne überzogen. Tief im Laterit, dem lehmigen Verwitterungsprodukt des Geſteins, ausgeſpülte, ſteinige, rinnenartige, an und für ſich ſchon halsbrecheriſche, bei

naſſem Wetter durch ihre Schlüpfrigkeit ganz unpaſſierbar werdende Wege verbinden die wenigen und unbedeutenden Dörfer. Dieſe beſtehen aus runden Einzelhütten mit Grasdach. Oft iſt auch das ſchon erwähnte große viereckige Gemeindehaus vorhanden, das in Pegge auf dem Dachfirſt eine Anzahl Stangen mit Menſchenſchädeln zeigt.

Die Bevölkerung dieſer Gebirgsdörfer iſt um vieles reiner als diejenige von Flach-Adele. Auch ihre Sprache hat ſich rein erhalten und nur einzelne Leute verſtehen Tſhi. Es ſind im allgemeinen kräftige und ſogar große Leute von ſympathiſchem Ausdruck. Nicht ſelten ſieht man Hellfarbene unter ihnen. In der Tracht weichen ſie kaum von den Ewhe ab. Was die Beſchäftigung der Adeleleute anbetrifft, ſo betreiben ſie den Ackerbau in ziemlich läſſiger Weiſe. Außerdem iſt der Boden nur von mäßiger Beſchaffenheit, was ſchon an dem Zurücktreten der Yamsfelder und Vorherrſchen der Maniokfelder erſichtlich iſt. So gibt es außer den Dörfern auch nur ganz wenige Farmniederlaſſungen, wo dann der Ackerbau etwas beſſer betrieben wird. Ebenſo mangelhaft ſieht es mit der Viehzucht aus. In den Dörfern erblickt man minderwertige Ziegen und Hühner neben einigen Hunden und wenigen Hauskatzen. Schafe von geringer Beſchaffenheit ſind nur wenige vorhanden und nicht einmal genügend Schweine werden im Lande gehalten.

Die Beſchaffung des für die Station Bismarckburg nötigen Schlachtviehes war ſtets eine ſchwierige und faſt ſtändig waren einige Stationsleute unterwegs und in den benachbarten Landſchaften beſchäftigt, dort einige Schweine aufzukaufen. Ebenſowenig liegen die Adeleleute irgend einem Handwerk ob, kaum, daß es im Lande einige Jäger gibt. Unter dieſen war Akumaſe der Freund der Station, für deren Küche er manchen Braten geliefert hat. Akumaſe jagte in dem öſtlichſten Teil der Landſchaft, wo dieſelbe wieder Savannencharakter trägt, auf Antilopen, Büffel, Wildſchweine, Elefanten, Affen, Leoparden und anderes Raubzeug. Er hat unter anderem am wildreichen Gbiababerge eine Löwin erlegt. — Seit der Gründung von Bismarckburg betreibt die Adelebevölkerung das Einſammeln von Kautſchuk, muß nun aber, da die Lianen in der Nähe bald vernichtet ſind, immer entferntere Teile der Galeriewälder aufſuchen. So gingen die Peggeleute ſchon vor zehn Jahren auf ſieben und zwölf Tage in den Buſch, um „Rubber zu ſchneiden". Dabei kann dann natürlich von Ackerbau keine Rede ſein, und ſo herrſcht denn im Adelelande öfters Mangel an Nahrungsmitteln, die für teures Geld von den benachbarten Landſchaften bezogen werden müſſen. Die Adeleleute ſind aber auch zu faul und ängſtlich, um ihre Landſchaft zu verlaſſen und den geernteten Kautſchuk etwa an die Küſte oder ſelbſt nur bis zu den Binnenlandfaktoreien zu tragen und dort zu verkaufen, ſondern ſie verhandeln ihn an ſchwarze zumeiſt von der Goldküſte kommende Händler, die dann auch die Landſchaft förmlich überſchwemmt haben. In den Adeledörfern — zu einem Markte haben wir trotz mehrfacher Verſuche die Bevölkerung nicht veranlaſſen können — wird nur nach Kautſchukbällen gerechnet, die völlig für Kauris eingetreten ſind und die Scheidemünze erſetzen. Wenn man irgend etwas erſtehen will, muß man ſich erſt mit Kautſchukbällen verſehen. Für größere Waren, Gewehre, Pulver, Vieh und Sklaven verwendet man eine größere Art von Ballen. Die kleineren entſprechen etwa einem Wert von fünf Pfennig das Stück.

Wenn die Adele ſomit eine ernſtere Beſchäftigung möglichſt vermeiden, ſo betreiben ſie deſto eifriger Feſtlichkeiten und Tanzvergnügungen. Beſonders um die Zeit des jungen Mondes, auf deſſen erſtes Sichtbarwerden männiglich geſpannt iſt, durchhallt das Gedröhne der Tanztrommeln ganz Adele. Die Spieler reiten auf den großen auf der Erde liegenden Trommeln oder ſtehen neben ihnen und bearbeiten ſie mit Schlegeln. Andere kleinere Trommeln werden zwiſchen den Knieen gehalten und mit der Fläche der Finger geſchlagen. Die Männer ſitzen im Halbkreiſe, die Frauen ſchließen den Ring, erſtere begleiten den Takt mit je zwei gegeneinander geſchlagenen Holzſtäben, die letzteren klatſchen die Handflächen gegeneinander. Je ein Mann und eine Frau — dieſe oft mit dem Kind im Rücken — tanzen ſich entgegen, dabei den Oberkörper mit zurückgebogenen Ellbogen und auf und nieder gezogenen Schultern verdrehend.

Adele iſt das ausgeſprochene Fetiſchland. Es gibt keinen Landſchaftsoberhäuptling und die Macht der Dorfhäuptlinge iſt ſehr gering, aber im Namen des Fetiſchs herrſchen die oberſten Prieſter. So lag zu unſerer Zeit die Macht in den Händen der Nunu Eliſi, der oberſten Prieſterin des großen Gottes Najo in Dikpelen, ſowie des Yaopura, des erſten Prieſters des Gottes Avriko (Friko) in Dipongo.

Digitized by Google

Bato in Akposso.

Digitized by Google

Die Macht Nunus war eigentlich keine unumſchränkte, ſondern ſie bedurfte der Zuſtimmung der übrigen Fetiſchleute, zu denen auch die Dorfhäuptlinge gehörten. So wurden dieſe bei allen wichtigeren das Land betreffenden Angelegenheiten nach Tikpelëu berufen, doch ſetzte Nunu ihren Willen gegen die zum Teil recht ſchwachen Häuptlinge immer durch. Oder vielmehr ſie verkündete den Willen Najos, der durch Opfer von Hühnern, Ziegen und Schafen erfragt wird. So wendete man ſich eigentlich nur in unwichtigeren Angelegenheiten an die anderen Fetiſchleute, zum Beiſpiel zur Entſcheidung der Frage, ob ein Haus rund oder viereckig zu bauen ſei, für wichtigere Dinge aber wanderte man nach Tikpelëu. Hier opferte man dem Fetiſch für eine gute Geburt, eine glückliche Reiſe, ein langes Leben. So verläßt kein Adelemann das Land ohne einen in Tikpelëu geweihten Fetiſch und begibt ſich auf der Reiſe nicht zur Ruhe, ohne einen ſolchen innerhalb oder außerhalb der Gaſthütte aufgehängt zu haben. Solche Fetiſche werden in Tikpelëu in Form von Umhängetaſchen aus Tierfell geliefert, die mit Kauris beſetzt ſind und allerhand merkwürdige oder nichtsſagende Dinge enthalten. Aber man ſtellt in Tikpelëu auch die Fetiſchfrage bei Streitfällen und Anſchuldigungen. In leichteren Fällen erſieht man die Wahrheit aus der Gruppierung einer Handvoll auf den Boden geworfener Kauris, oder aus der Lage, die ein geopfertes Huhn in ſeinen letzten Zuckungen einnimmt. Der Angeſchuldigte muß ein aus der Rinde des Giftbaumes (Erythrophloeum

Eingang zum Fetiſchhain in Tipongo.

[illegible] hergeſtelltes Pulver einatmen und ſeine Schuld äußert ſich durch unwillkürliches [illegible], oder aber er muß das Pulver hinunterſchlucken, das der Unſchuldige durch Erbrechen wieder von ſich gibt, während es den Schuldigen tötet. In Adele ſind früher auf dieſe Weiſe viele Leute ums Leben gebracht worden. Ein Stammſtück der von mir abgehackten früher bei Pegge ſtehenden Giftbaumes, deſſen Rinde für ſolche Fetiſchpalaver Verwendung gefunden hatte, befindet ſich im Berliner botaniſchen Muſeum.

Auch in Adele gibt es außer den Fetiſchleuten, die den Hilfeſuchenden angeblich gute Dienſte leiſten, noch bösartige Zauberer und Hexen, die ihre Macht gebrauchen, um ihren Mitmenſchen und ihrem Eigentum Schaden an Eigentum und Leben zuzufügen. Dieſe unholden Leute treiben ihr Weſen in nächtlicher Weile unter Beſchwörungen und Tänzen bei Fackellicht. In den erſten Jahren nach der Gründung der Bismarckburger Station konnten wir allnächtlich drei oder vier ſolcher Hexenfeuer in unſerer Umgebung leuchten ſehen. Dieſes Unweſen iſt natürlich nur geeignet, den Aberglauben zu unterſtützen und jedes Unglück im Dorfe wird dem Zauberfeuer zugeſchrieben, deſſen Urheber aufzufinden dann wieder Sache der Fetiſche iſt. Ohne die Fetiſchprobe des Giftwaſſers oder -pulvers würden, ſo meinten die Eingeborenen, die Zauber- und Hexenfeuer in ſchreckenerregender Weiſe ſich vermehren.

Nunu Eliſi als Hüterin des Nationalheiligtums, des im heiligen Haine Najos bei Tikpelëu aufbewahrten Opferſtuhles, darf jenen Ort nicht verlaſſen, und ſo war eines Tages etwas ganz Ungeheuerliches geſchehen, als Nunu von Tikpelëu entwichen war. Sie war, als die Spannung zwiſchen der Station und Tikpelëu, bis wohin ſich engliſche Beſtrebungen geltend machten, zur Spitze gediehen war, mit dem Opferſtuhl nach Ketibenke gegangen und hatte dort, unter Berufung auf Najos Willen, den alten und ſchwachen Häuptling Kojo zu ſofortigem Kriegszuge gegen die Station aufgerufen. Nunu ſelbſt führte die Angreiferſchar unter Vorantragung des verhüllten Fetiſchſtuhles gegen die Station. Alle waren des Erfolges ſicher, mußten doch alle Geſchoſſe vor dem Heiligtum wirkungslos zur Erde fallen. Der Angriff wurde leicht abgeſchlagen und die Angreifer hatten außer anderen Verluſten auch den des Fetiſchſtuhles zu beklagen. Dies war ein altes und morſches Holzgeſtell, mit



Digitized by Google

allerlei Fetischkram behängt und von dem seit gewiß vielen Jahren darübergesprengten Opferblut modrig und stinkend. Übrigens hat Nunu auch diese Niederlage glücklich überwunden und sie dürfte noch jetzt wie früher ihre unbedingte Herrschaft über die Geister ausüben.

Der Wohnsitz Najos ist in einem prachtvollen Hain, der viele Affen und Vögel birgt. Niemand anderes als die Fetischleute dürfen denselben betreten. Das dicht am Walde gelegene Dorf Dikpelëu ist nur unbedeutend. Nunus Haus steht an einem kleinen Platze, den wir nicht überschreiten durften. Auch Hunde durften nicht darüber fortlaufen und ließen wir schon deshalb diese sonstigen Begleiter zu Haus, wenn wir zu einem der nicht allzu seltenen Besuche bei Nunu Elisi aufbrachen.

Von Dikpelëu gelangt man auf halsbrecherischen Wegen durch den von vielen Affen, Turakos und Pfefferfressern bewohnten Gebirgswald in einigen Stunden nach Dipongo, dem Wohnsitz Avrikos. Es sind dort nicht mehr als acht oder neun Hütten, die von Paopura mit seinen Weibern nur zur Zeit des großen Fetischmachens bewohnt wurden, während der Priester seinen ständigen Wohnsitz im Dorfe Dadease hatte. Dipongo liegt inmitten des heiligen Waldes, dessen Eingangspfad durch einige davor liegende Baumstämme geschlossen ist. Es gibt dort nur ein paar Bananenstauden und so müssen bei den großen Fetischpalavern sämtliche Nahrungsmittel dorthin geschafft werden. Der Weg von Dadease führt fast sechs Stunden lang über hohe und steile Berge auf oft nur halbfußbreiten Saumpfaden, die auf einer Seite von steiler Böschung, auf der anderen von schroffem Abhang begleitet sind, so daß zwei sich Begegnende nicht aneinander vorbei können. Die Träger müssen dort, ihre Lasten vor sich herschiebend oder sie nachziehend, auf Händen und Füßen weiterrutschen.

In Paopuras Hütte befanden sich einige große Sonnenschirme von einheimischer Arbeit, ein schön geschnitzter Königsstuhl, ein merkwürdig gearbeiteter Ledergürtel, den nur der erste Priester Avrikos tragen darf, eine tonnenförmige mit Leopardenfell überzogene Trommel, die mit einem Schlegel gestrichen, nicht geschlagen wurde, und verschiedene andere Fetisch- und Häuptlingszeichen, bestäubt, mit Federn beklebt und bespritzt von dem Opferblute. Paopuras Ansehen war ein großes, manche scheinen ihn sogar über Nunu gestellt zu haben. Von fern her zog man zu ihm um Fetisch zu machen, selbst in Aschanti, dessen Hauptstadt Kumase er früher mehrmals besucht hatte, genoß er Ansehen. Und nicht nur aus der Ferne, aus dem ganzen nordöstlichen Teil des Adelelandes, aus Dikpelëu selbst wanderte man nach Dipongo, um die Hilfe Avrikos durch Vermittlung seines Priesters anzurufen. Um ganz sicher zu gehen ruft der Adelemann in Bedrängnis beide Götter, Najo und Avriko an, oft auch noch einen dritten, Nakola mit Namen, der speziell als Regengott zu wirken scheint. In Akpoffo hat man mir übrigens berichtet, daß sowohl Najo wie Avriko früher dort gewohnt haben, daß sie aber nach Adele gezogen seien, weil die Leute dort besser verstehen Fetisch zu machen. Während seiner letzten Krankheit habe ich Paopura in Dipongo besucht, freilich ohne ihm helfen zu können, und dann habe ich seinem Totenfest in Dadease beigewohnt. Bei dieser Gelegenheit fand ich in Dadease viele Hunderte von Fremden, denn aus der Nähe und Ferne waren die Bewohner der Dörfer herbeigezogen. Die Totenfeier währte eine Anzahl Tage und Nächte. Das Getöse der Trommeln in Begleitung der sich ununterbrochen hinziehenden Tänze ist dabei entsetzlich. Ich war bei dem Festspiel des der Station benachbarten Dorfes Kethenke zugegen. Alles Volk kam dazu im besten Aufputz, mit großen Tüchern angetan, die Männer vielfach mit Hüten, die Weiber mit bunten Kopftüchern. In geschlossenem Haufen, die Männer mit erhobenen Gewehren, kommen sie auf den Festplatz gezogen, der von Hunderten von Zuschauern umgeben ist. Plötzlich stürmen die Totenfestspieler auseinander, im Kreise herum, die Gewehre schwingend, schreiend, die Körper verrenkend, die Hüte hochwerfend und wieder fangend, die Tücher schwenkend. Dabei laufen die Weiber hinter den Männern her, diese unter fortwährendem Geschrei und die Tücher schwingend antreibend. Dann sammeln sich die flintentragenden Männer plötzlich im Kreise, hocken nieder und schießen die überladenen Gewehre ab. Und von neuem beginnt das Getümmel. Nachdem so in mehrfacher Wiederholung Hunderte von dröhnenden Schüssen abgefeuert sind, schließen die Spieler wieder in dichtem Haufen auf und ziehen zu den Häuptlingen und bringen einige Kalebassen Kauris als Beitrag zu den Festlichkeiten. Wenn sich dann der Haufe zurückgezogen hat, erheben sich die Häuptlinge und sagen im feierlichen Vorüberschreiten jenen den Dank der Versammlung. So folgen einander die Dörfer Tage über mit den Totenfestspielen, während die Nächte dem Tanze gewidmet sind. Ein solches Totenfest zieht sich bisweilen mehrere Wochen lang hin und ist bei dem ewigen Getrommel, Getanze und Palmweintrinken eine auf die Dauer recht anstrengende Beschäftigung.

Die Verhältnisse in der Landschaft Atyuti sind in mehrfacher Beziehung denen von Adele ähnlich. Man spricht zwar eine eigene Sprache, doch versteht man außerdem Tschi, Haussa und Temu. Die Bevölkerung zeigt sich als ein mit ungewöhnlich kräftiger und stark hervortretender Muskulatur begabter Menschenschlag. Das Land zerfällt ganz ähnlich dem Adelelande in einen westlichen flachen Teil, in dem längs des Gebirges die große Karawanenstraße hinzieht und in dessen großen Dörfern lebhafter Kautschukhandel betrieben wird, und in einen östlichen gebirgigen Teil, in dem sich neben wenigen armseligen Dörfern der Wohnsitz eines großen Fetischs befindet. Der Weg am Westhange des Gebirgs führt über zahlreiche aus dem Gebirge herab- und herausströmende, schließlich in den Oti fallende Bäche. Die Bergkette stellt

sich hier weniger geschlossen, teilweis in einzelne Berge aufgelöst dar und wird dann von den Wasserläufen durchbrochen, die zum Teil in hübschen Wasserfallen heraustreten. In den Randwäldern der Bäche und den Schluchten des Gebirges gibt es zahlreiche Farnkräuter, Pandanus, Öl- und Weinpalmen, sowie Kautschuklianen. In der weiten Grassteppe der Niederung findet sich viel Wild, besonders Antilopen und Leoparden. An der Karawanenstraße liegen von Süden nach Norden die Dörfer Odomi, Nyambo, Goklon, Keri und Paua.

Der Boden ist hier nicht unfruchtbar und auch zum Teil mit Yams, Maniok, Guineakorn und Tabak bestellt, doch auch die Akyutileute bauen nur so viel Feldprodukte, als sie selbst und zur Not die durchreisenden Fremden gebrauchen, im übrigen ergeben sie sich dem Nichtstun, dem Schnapstrinken, dem Kautschuksammeln und -verhandeln. Die eingeborene Bevölkerung besorgt die Gewinnung des Kautschuks. Dazu werden die wenigstens noch in den Galeriewäldern massenhaft vorhandenen Lianen mit einem Hackmesser angeschlagen und leider auch durchgeschlagen, und der herausfickernde Milchsaft wird mit Kochsalzlösung oder Zitronensaft zum Gerinnen gebracht. Dann werden die geronnenen Mengen abgenommen und zu einem Ball zusammengedrückt. Auch hier wartet die Bevölkerung auf die Händler, die in Menge von der Küste herziehen, um den aufgesammelten Vorrat zu verkaufen. Besonders in den Häusern des Dorfes Goklon kann man große

Tadeafe in Adele.

Massen von aufgestapelten Kautschukbällen sehen. Viele Hausa und Aschantihändler haben sich hier niedergelassen und so sieht man neben den runden Lehmhütten der Akyutihütten Hauffagehöfte mit den großen Eingangshäusern, sowie die viereckigen Lehmhäuser mit Giebeldächern. Manche Dörfer machen ganz in der Gestalt der Aschantidörfer, wie wir sie auch schon aus der Landschaft Borm kennen gelernt haben. Da gibt es dann eine breite Dorfstraße mit seitlich angebrachten Lehmbänken. Bei dem Ort befindet sich im Busch ein gemeinsamer Abort. Zu diesen Dörfern gehörte auch Paua, von dem schon erzählt wurde, daß es von seinen Bewohnern aus dem südlichen Kebu hierher verlegt worden war. Aber auch Kebu war nicht die ursprüngliche Heimat, denn sie stammen von dem rechtsvoltaischen Kodiabe, und so sind sie denn [illegible] in die ihnen stammverwandte Landschaft Apai zurückgekehrt.

Von der belebten Karawanenstraße in Odomi nach Osten abbiegend, gewinnen wir den Zabu und erreichen in seinem von vielen Pavianen belebten und köstliche Waldszenerien darbietenden Galeriewalde den Hauptlingssitz und Fetischort Siare. Die Bismarckburger Herren haben das Dorf mehrfach von der Station aus besucht und sie beschreiben die Beschwerlichkeit des Weges über das Gebirge, sowie den malerischen Anblick, den das plötzlich sich darbietende, einem Bergabhange angeklebte Dorf gewährt. Siare besteht aus etwa 100 runden roten Lehmhütten und ist rings von schönem Hochwald und besonders hohen und schlanken Ölpalmen umgeben. Die Hütten sind förmlich übereinander in den Bergabhang hineingebaut und stehen so eng, daß es schwierig ist durchzukommen und tatsächlich nicht so viel ebener Raum vorhanden ist, um ein Zelt oder ein Stativ aufzustellen. Die Hütten sind niedrig und haben eine hoch angebrachte Eingangsöffnung, zu der einige Stufen emporführen. So können die bei Regenwetter den Berg hinabstürzenden Wasser nicht in das Innere der Hütten dringen. Der Hain von Siare ist der Sitz des großen Fetisches Buruku, dem weit und breit hin großten der Geister, dem alle umher befindlichen untertan sind.

Nach von Tikpeln, Odente von Kratni und Gagon von Shirringa sind nur Burukus Kinder. Zwar meinen die Kratnileute, daß Odente von der Goldküste gekommen sei, tatsächlich aber hat Buruku das ungezogene Kind Odente von Siare fortgewiesen. Die Akyutli kennen Akyutli nur unter dem Namen Burukuttenland, und so groß war das Ansehen des Gottes, daß neben den Königen von Akyutli auch die von Gonma, Tagomba und Akyutlitho Gesandtschaften nach Siare schickten, um über den Ausgang ihrer Kriege die Vorhersage

des Burukupriesters einzuholen. Noch neuerdings kamen die Leute von weit her, von Yegi und von der Goldküste, um den berühmten Fetischort aufzusuchen. Sicherlich haben diese Beziehungen zur englischen Küste wie in Dikpelém so auch in Siare auf das Verhalten des Häuptlings und Oberpriesters von Atyuti eingewirkt, denn er widerstrebte der Station Bismarckburg von ihrer Gründung an und weigerte sich die deutsche Flagge zu hissen. Natürlich arbeitete auch er trotz des Verbots eifrig mit dem Giftwasser und so gab ein neuerlicher nachgewiesener Vergiftungsfall im Jahre 1896 dem Grafen Zech die Veranlassung zu einem kühnen Zuge nach Siare, wobei der Priester aufgehoben, gefangen genommen und seiner Häuptlingswürde entkleidet wurde. An seiner Statt wurde der Häuptling von Paua zum Oberhäuptling von Atyuti gemacht. Die bei diesem Zuge in Siare erbeuteten Fetischgegenstände sind nun im Berliner Museum für Völkerkunde, es sind unter anderem ein paar Eisenstäbe mit Kopfansatz, die bei feierlichen Opferungen auf dem Fetischplatz in die Erde gesteckt wurden, ein Fetischschwert, dessen Griff mit Goldblech beschlagen ist, ein Stock und eine mit Blut bespritzte und Federn beklebte Tasche, aus welcher der Priester das Gift hervorholte, ein Schlachtmesser, kleine Nachahmungen von Sklaveneisen als Fetischmittel gegen das Fortlaufen der Sklaven, sowie allerlei Schnüre und andere Gegenstände, die den Hilfesuchenden als Mittel für und wider den Zauber geliefert wurden.

Außer Buruku verehrt man in Atyuti noch den Fetisch Gagon, der aber speziell Kriegsfetisch ist. –

## c) Die östlichen Landschaften

Die Landschaft Atakpame ist begrenzt im Norden vom Annä, im Osten vom Mono, im Westen vom Akpossolande, im Süden vom Amu. Jenseits dieses Flusses bis zum Rhra ist unbewohntes Land. Die Bevölkerung der Landschaft ist nicht einheitlicher Natur. Die eigentlichen Atakpame, wie solche die beiden Stadtteile Nyanya und Gyaman in der Stadt Atakpame bewohnen, sprechen Anago oder einen Dialekt der Anagosprache, wie sie auch nahe Verwandte der Anago sind. Sie sind dem Lande nicht ursprünglich eingesessen, sondern haben früher jenseits des Mono ihre Wohnsitze und ihre Hauptstadt drei Tagereisen nach Osten von der jetzigen Hauptstadt entfernt gehabt. Etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind sie von den Dahome über den Mono gedrängt und haben sich in dem von den Akposso gekauften Lande und zwar aus Furcht vor den Dahome weniger in der Mononiederung als im Gebirge angesiedelt und auch eine neue Hauptstadt gegründet, die sehr ansehnlich gewesen, den ganzen Talkessel eingenommen haben und von einer hohen Lehmmauer eingeschlossen gewesen sein soll.

Die Furcht vor den Dahome war nicht unberechtigt, denn diese sind nachdem noch zweimal über das neue Atakpame hergefallen. Im ersten dieser Kriege hat der Fetisch 2000 der Angreifer verschlingen lassen, aber im zweiten Kriege, dessen sich die alten Leute noch aus ihrer Kindheit entsinnen, haben die Feinde böse im Lande gehaust. Was von den Atakpame nicht geflohen, sei erschlagen und zu Gefangenen gemacht worden. Dann haben die Feinde lange im Lande gelegen, haben alles Rindvieh geschlachtet und aufgezehrt. Vor dem endlichen Abzuge haben die Dahome die gefangenen Atakpame geschlachtet und das Fleisch zusammen mit dem von Schafen gekocht und zurückgelassen. Als dann die Atakpame zurückkehrten, haben sie sich an diese Fleischtöpfe gemacht und erst den Inhalt derselben erkannt, als sie Füße und Hände in denselben gefunden haben.

Neuerdings, nach der Besiegung Dahomes durch die Franzosen, nachdem die Furcht vor dem feindlichen Nachbar gegenstandslos geworden ist, sind die Atakpame in die Ebene hinabgezogen und haben dort Farmdörfer gegründet. So sind 31 Dörfer entstanden, von denen 10 so groß wie Atakpame selbst sind. Diese Stadt ist natürlich dadurch sehr entvölkert worden, fast die Hälfte der Häuser ist leer oder ganz zerfallen.

Außer dieser Anagobevölkerung wohnt in dem dritten Teil der Stadt Atakpame, in dem Stadtteil Wuddu, ein kleiner Ewhestamm, der den Gedialekt dieser Sprache spricht. Diese Leute, deren Kopfzahl jetzt etwa 200 beträgt, sollen schon vor den Atakpame hier eingewandert sein. Sie sind im Besitz des Hauptfetischs, haben den Kult sehr ausgebildet und sollen auch eine Art Nonnen haben.

Digitized by Google

Schließlich wohnen noch in der Landschaft etwa 12000 Dahome, die Fö sprechen, was sich der Yorubasprache nähert. Diese Leute bewohnen besonders die Ortschaften Sada, Agbonu, Avete, Dadya, Etio und Nord-Glöi. Sie unterstehen nicht den Atakpamehäuptlingen und sollen auch, oder doch ihre Vorfahren, von Dahome ausgetrieben sein.

So gibt es also in Atakpamestadt drei Stadtteile mit je einem Häuptling, von denen aber Togbe, der Häuptling von Nyanya, der angesehenste ist. Es gibt für die Königswürde zwei erbberechtigte Familien, die in der Nachfolge derart abwechseln, daß immer der älteste Sohn des vorletzten Königs die Würde erhält. Ist kein Sohn da oder ist derselbe noch zu jung, so folgt der älteste Bruder des vorletzten Königs. Von hohem Ansehen ist auch der Häuptling und Fetischmann des Ewhestadtteiles Wuddu. „In früheren Jahren unserer Schutzherrschaft, als wir noch nicht diese etwas zusammengesetzten Verhältnisse erkannt hatten, hielten wir sogar diesen Fetischpriester für den Oberhäuptling, hatteten ihm auch bei unseren Durchzügen einen Besuch in seiner mit Tierfellen und allerlei blutbespritztem und federbeklebtem Fetischkram ausgestatteten Hütte ab und übergaben ihm das übliche Geschenk. Natürlich fühlten sich dann die eigentlichen Atakpame und deren Häuptlinge zurückgesetzt und so hatten die durchziehenden Bismarckburger Stationsleute dort stets Palaver, die manchmal einen fast feindlichen Anstrich annahmen. Während ein Teil der Bevölkerung, namentlich die Frauen und Mädchen, sich freundlich zeigte, erklärte Kling die Männer für zurückhaltend, selbstbewußt und sogar unverschämt. Mir waren die Leute wegen ihrer steten Bettelei und ihrer Aussage „dann hätten wir lieber die französische Herrschaft nehmen sollen" nicht angenehm. Neuere Reisende fällen ein anderes Urteil und erklären die Atakpame für nichts weniger als gewalttätig, eher ängstlich, schüchtern und weich, zum Stehlen und Betrügen geneigt. Von den ursprünglich etwa 10000 Bewohnern der Stadt Atakpame leben jetzt deren 8000 auf den Farmdörfern und von den übrig gebliebenen 2000 sind gewiß ⅔ Frauen. Die etwa 2000 Hütten von Nyanya, von denen aber sehr viele leer und zerfallen sind, liegen zu je 5—25 zusammen und sind von einer massiven roten Lehmmauer eingeschlossen. Die meisten Hütten sind niedrig, viereckig, mit kegelförmigem Grasdach, jedoch gibt es auch viele zweistöckige Gebäude mit Giebeldach, die dem Fremden sehr merkwürdig erscheinen. Man steigt auf einer sechs- bis siebenstufigen Lehmtreppe, die sogar ein Geländer hat, zum oberen Geschoß hinauf, wo noch drei Räume vorhanden sind, die zwar Fensteröffnungen haben, aber so niedrig sind, daß man kaum darinnen stehen kann. Zwischen den Gehöften und innerhalb derselben sind Orangen und Lemonen, Bananen, Öl- und Kokospalmen angepflanzt, was der in einem Talkessel, doch immerhin etwa 350 m hoch gelegenen Stadt einen freundlichen Anblick gibt, zumal mit den dunkelbewaldeten Höhenzügen im Hintergrunde.

Die Atakpame sind tüchtige Landbebauer und ihre Farmen erstrecken sich besonders in neuerer Zeit bis weithin in die Ebene. Auf fruchtbarem Boden bauen sie Yams und Maniok, Reis, Mais und Guineakorn, Erdnüsse und Bohnen, Kürbisse, Baumwolle und Tabak. Auch hier wird der Ackerbau zum Teil mit Sklaven betrieben, wie in früheren Zeiten Atakpame auf der aus dem Inland zur Küste führenden Sklavenstraße ein Markt und Etappenort gewesen sein dürfte. Es gibt noch jetzt sehr viele Leute beiderlei Geschlechts, welche zwar Atakpametätowierung tragen, aber dem aufmerksamen Beobachter als Leute aus dem Hinterland, besonders Kabure, nicht entgehen können. Im übrigen ist die Sklaverei auch hier von sehr milder Form. Die Sklaven gehen im allgemeinen in der Familie des Herrn auf, erben sogar mit oder nach den Kindern. Oft finden auch Ehen zwischen ihnen und den Freien statt.

Vor allem wird in Atakpame Viehzucht getrieben, wozu gutes Weideland in Menge zur Verfügung steht. Zwar werden auch hier weder Pferde noch Esel gezüchtet, weil sie stets aus bisher noch nicht bekannter Ursache eingehen, um so bedeutender aber ist die Rindviehzucht, deren Bestand im Bezirk auf etwa 11000 Stück geschätzt wird. Man züchtet eine kleine, gut gebaute Rasse, die allerdings auch einer Aufbesserung bedarf. Da die Kühe nicht oder nur in Ausnahmefällen kurz nach dem Kalben gemolken werden, so sind die Euter gar nicht ausgebildet. Ebensowenig dient das Vieh zur Arbeit, es ist nur Schlachtvieh. Wohlhabende Farmbauern haben neben 30—40 Sklaven zwanzigköpfige Rinderherden, und bei manchen Dörfern kann man Herden von 100—120 Häuptern sehen. Bei dem Verkauf stellt sich ein Stück etwa auf 25 Mark Wert,

Digitized by Google

und zu diesem ungefähren Preise erstehen umherziehende Handelsleute die Tiere, die sie dann mit anderem Kleinvieh zusammen nach der englischen Küste treiben. Ab und zu wird auch eine kleine Herde an die deutsche Küste verkauft. Außer dem Rindvieh werden noch zahlreiche Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben, weniger Perlhühner und Enten gehalten. Es gibt einige Jäger im Lande. Wilde Tiere sind zwar selten, kommen aber doch vor, nämlich Leoparden, Wildkatzen und Hyänen. Häufiger finden sich schon Antilopen, Büffel, Wildschweine und Hasen, an Federwild Perl- und Feldhühner. Die Flußwälder bergen eine große Anzahl von Affen, Hundsaffen, Husarenaffen und Meerkatzen. Krokodile gibt es in allen Flüssen, Flußpferde im Mono.

Was das Handwerk anbetrifft, so braut man Bier aus Guineakorn oder Mais, kocht Seife aus dem Fett der Früchte der häufig vorkommenden Schibäume oder Ölpalmen und Asche, aber man ist auch geschickt in der Weberei, Töpferei, in der Herstellung von Kalebassen, von Matten, man betreibt Lederbearbeitung und in hervorragender Weise Schmiede-, insbesondere die Messerschmiedearbeit.

Ferner liegen die Atakpame eifrig dem Handel ob. An mehreren Stellen des Landes finden regelmäßige Märkte statt, der größte derselben ist in Atakpamestadt, wo sich an günstigen Tagen 5—6000 Leute einfinden. Dort werden außer Lebensmitteln, europäischen Waren, den Erzeugnissen einheimischer Industrie besonders Kautschuk und Salz gehandelt. Der Viehhandel dagegen vollzieht sich auf den Farmen. Neuerdings hat sich der Marktverkehr lebhaft gesteigert durch den Zuzug und Durchzug der Karawanen. Nicht nur Händler von der Küste haben sich eingestellt und zum Teil niedergelassen, sondern es kommen auf der geöffneten Karawanenstraße täglich Hunderte von Tshautsho, Haussa und Yorubaleuten. Diese bringen ihre Erzeugnisse schon oft in Atakpame zum Verkauf oder ziehen auch weiter bis zu der Küste nach Klein-Popo oder Lome, um für den Erlös ihrer Waren europäische zu erstehen, wie Perlen, Stoffe, Pulver und Gewehre, Messingstangen, Schnaps und Salz. Auf dem Atakpamemarkt, aber auch auf dem Fukottemarkt — so wird der Markt der Dahomedörfer genannt — findet ein starker Ankauf von Kautschuk statt, den neuerdings die benachbarten Akposso aus ihrem noch wenig zugänglichen Land zu bringen anfangen. Mit diesen Buschleuten findet noch Tauschhandel statt, im übrigen gelten deutsche Münzen, vornehmlich die Fünfpfennigstücke, aber auch 50-Pfenniger und die Mark. Besonders bemerkenswert sind die Atakpameleute als Salzhändler. Sie holen die Salzlasten von Sagada, das sich zum Stapelplatz für Salz für das ganze östliche Togoland herausgebildet hat; das in Sagada vertriebene Salz ist europäisches Salz, welches zumeist wohl von Groß-Popo den Mono aufwärts bis nach Togodo gebracht und von da nach Sagada getragen wird. Die Atakpame ziehen in großen Scharen nach Sagada — in wenigen Tagen trifft man Hunderte auf dem Wege — und kaufen das Salz für ihre Messer, Lederwaren und Kalebassen ein. Auf dem Atakpamemarkt wird es dann nach Akposso, Kebu, Adele, Pessi, Anyana und Tshautsho weiter verhandelt. Besonders die Tshautsholeute tragen davon viele Lasten in ihr Land, von wo das Salz seinen Weg weiter in die Sudanländer nimmt.

Die Landschaft Pessi war bis zum Kriege der Franzosen gegen Dahome von letzterem Lande abhängig, ist aber seitdem selbständig. Im nördlichen

Digitized by Google

Teil wird Ewhe geſprochen, im ſüdlichen Anago, außerdem trifft man vielfach auf die Dahomeſprache und Yoruba. Von einer politiſchen Einheit iſt nicht viel zu bemerken, im Gegenteil wollen die Anagodörfer wenig von dem im Ewheteil wohnenden Oberhäuptling wiſſen. Dieſer wohnt jetzt in dem vier Stunden nordöſtlich von der alten Königſtadt Peſſi gelegenen Orte Sikita. Die Stadt Peſſi war früher groß und ein bedeutender Handelsmittelpunkt. Aber durch die Pocken und einen Krieg, zu dem die Peſſileute von dem Tſhautſhokönig gezwungen wurden und in welchem ſie viele Männer verloren haben, ſei die Stadt ſo zurückgegangen. Im übrigen iſt das Land auch jetzt dichtbevölkert und zwar wohnen die Leute in kleineren nur wenige Kilometer voneinander entfernten Dörfern, oder in größeren aus mehreren zuſammengezogenen Dörfern beſtehenden Ortſchaften. Die Stadt Peſſi, die unfern des hier 80 m breiten Mono auf deſſen linkem Ufer liegt, zählt etwa 1000 Hütten, Sikita 600, Nyamaſſilae 700, das hart an der franzöſiſchen Grenze liegende Kamina 400 Hütten. Die Hüttenform iſt durchweg viereckig; man findet aber auch viele zweiſtöckige Lehmhäuſer.

Tanz der Akpoſſoleute in Bato.

Die Peſſileute betreiben Ackerbau in hervorragendem Maße, ſie haben ausgedehnte und gut beſtandene Felder mit Yams, Mais, Bohnen, Kürbis und anderem. Man ſieht auch große Herden von Rindvieh. Außerdem iſt die Weberei in einigen Dörfern gut betrieben.

Anyana iſt eine Landſchaft, der von den Nachbarn mehrfach auch noch in neuerer Zeit übel mitgeſpielt worden iſt. Sowohl der König von Tſhautſho wie der von Peſſi beanſpruchten die Oberherrſchaft. So hielt der letztere zu meiner Zeit ſogar einen Kabuſier in Akpande, der den einheimiſchen Häupt-

ling völlig tyrannisierte. Andererseits ist Dyabo Bukari von Tshautsho zu Anfang der neunziger Jahre mehrfach in das Land eingebrochen und seine Reiterscharen haben dort in arger Weise gehaust. Der erste Zug war gegen Akpande gerichtet, der zweite gegen Oränj und Digina. Beide Dörfer wurden ganz vernichtet, die Bevölkerung zum Teil getötet, ein anderer Teil — 108 Köpfe — in die Gefangenschaft geführt. Während Akpande an seiner Stelle wieder aufgebaut ist, haben die übrig gebliebenen Oränjleute eine neue Niederlassung, Alemanye, die Diginaleute ein neues Digina gegründet. Die neuen Ortschaften liegen nahe der Adelegrenze. Auch das früher wohlhabende und selbst reiche Blita, wo der König während des zweiten Zuges sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, hatte viel zu leiden und spätere Besucher des Orts haben dort selbst Hunger leiden müssen. So ist denn Blita und Tosoli unter Tshautshoeinfluß, Akpande unter den von Pessi gekommen.

Die Anyanaleute haben eine eigene Sprache, doch verstehen viele die Temusprache der Tshautsho, andere den in Pessi gesprochenen Ewhedialekt. In Tätowierung, Kleidung und Tanzformen sind sie den Adele und Ewhe sehr ähnlich. Neben den schrägen Schnitten auf der linken Wange der Adele kommen bei ihnen senkrechte Gesichtsschnitte, je einer auf Stirn und jeder Wange, oder je drei auf jeder Wange vor. Die Weiber tragen um den Nabel dickgewulstete, strahlenförmige Schmucknarben, im übrigen teilen sie den Geschmack der Adelefrauen in Bezug auf dicke Messingringe und wohlriechende Substanzen. So schmieren sie wie in Adele und Akposso den Oberkörper mit zerstoßenem und in Wasser suspendiertem Gewürznelkenpulver ein*).

Die Anyanaleute bewohnen ihre Gehöfte in Familiengemeinschaften zusammen auch mit ihren Sklaven. Es wimmelt in einem solchen Gehöft von Männern, Weibern, Kindern und Haustieren, als Hunden, Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern und Tauben. Jede verheiratete Frau bewohnt mit ihren Kindern eine Hütte. Die unverheirateten Sklaven schlafen im Freien oder bei schlechtem Wetter im Rinder- oder Pferdestall. Die in einem durch eine Lehmmauer abgeschlossenen Gehöft vereinigten Hütten sind rund, von Lehm erbaut, und haben ein spitzes, von einem umgestülpten Topf gekröntes Graskegeldach. Die Hütten öffnen sich auf einen kleinen Platz, auf dem sich das etwas reich gestaltete Familienleben der Anyana abspielt. Der Eingang aber zu diesem Gehöft führt durch eine größere Hütte, die vielfach als Pferdestall dient.

Die Gehöfte wohlhabender Leute, wie das der Stationsgastfreundin Abuna in Blita, enthalten wohl 12–15 solcher miteinander verbundener Einzelgehöfte und bilden dann ganze Stadtviertel, in deren Hüttengewirr man sich nicht zurechtfinden kann. Zu diesem ihr gehörigen Stadtviertel herrschte die kluge Frau über zahlreiche Sklaven und Sklavinnen und eine dementsprechende Kinderschar. Sie hatte neben großen Mengen von Salz und Kauris ausgedehnte Farmen in Besitz und nannte eine kopfreiche Rinderherde und mehrere Pferde ihr eigen. Übrigens führte diese Frau nicht nur die Herrschaft in ihrem Anwesen, sondern sie leitete auch die Angelegenheiten des Dorfes. So führte sie stets an Stelle des schwachen Dorfhauptlings die Palaver und sprach klug und verständig. Unser Gastgeschenk für diese Frau — die Bismarckburger mußten oft nach Blita marschieren um benötigtes Schlachtvieh, zumeist Schweine, zu kaufen — bestand gewöhnlich aus dicken, echten Korallenperlen, Seidenstoffen oder Silbermünzen, aus denen sie sich Armringe fertigen ließ. Anyana ist das Land der Schweinezucht. Man hält diese Tiere in überraschender Menge und dementsprechend zahlreich sind die in Form kleiner Hütten gebauten Ställe. Es ist vergnüglich zu sehen, wie genau die Tiere die Stimmen ihrer Hüterinnen kennen und auf deren Lockruf sofort aus dem hohen Grase erscheinen. Merkwürdig fast ist, daß hier die Hunde gefüttert werden, übrigens dieselbe Rasse, wie sie schon bei den Ewhe beschrieben wurde.

Anyana ist ein großes, nur von wenigen niedrigen Terrainwellen und Kuppen durchzogenes Grasland, in dem man viel Wild findet. Bei Akpande streifte vor einigen Jahren ein Löwen-

*) s. das Bild von Wapas Frau S. 205.

Digitized by Google

paar, das nach und nach zehn Menschen zerriß, so daß die Bevölkerung auszuwandern begann. Elefanten, Büffel, Antilopen und Paviane sind nicht selten. In den Schattenbäumen der Dörfer hocken zahlreiche Geier und Habichte und Tags über hangen dort Tausende und Abertausende von fliegenden Hunden, die des Abends auf ihre Streifzüge gehen und Morgens mit großem Geschrei zurückkehren. Das Land ist im allgemeinen fruchtbar und man sieht große Felder von Yams, Mais, Reis und Guineakorn. Es hat den Namen und ist durchflossen vom Annä, der bei hohem Wasserstande das 60 m breite Bett erfüllt und dann oft den Verkehr auf Wochen und Monate sperrt, ein sehr hinderlicher Umstand, mit dem die Reisenden auf den das Land durchziehenden Karawanenstraßen nach Pessi, Sokode und Salaga zu rechnen haben.

## V. Nordtogo. Landschaften und Leute

Durch die Aufteilung des neutralen Gebiets bis zum neunten Grad sind bis jetzt in den endgültig deutschen Besitz die Landschaften Alfaire Nouri und Nanumba mit Bimbila übergegangen. Alfaire Nouri liegt zwischen Daka und Oti und gehörte früher als Unterlandschaft zum Königreich Gonya oder Salaga. Das Land ist mehrfach von deutschen Reisenden durchzogen, so 1895 von Dr. Gruner und 1896 von v. Carnap und schon früher von v. François und Wolf. Letzterer war, um nach Salaga zu reisen, von Bismarckburg durch Atyuti an den Oti gekommen, den er dann bei Suruki mittels Fähre überschritt. Jenseits des Oti, so meint er, geht das Terrain in eine Ebene über, die mehr und mehr alle landschaftlichen Reize verliert. Mit der Landschaft Nanumba betreten wir das Machtgebiet des Dagombareiches, dessen König oder Sultan seine Residenz in Yendi hat. Dieser betraut seine Brüder und Verwandten mit der Verwaltung der Bezirke Karga, Kankanga, Sampu, Kino, Bimbila, Kompangu und San Sugu. Die in den drei ersten Bezirken sitzenden Verwandten haben ein Thronfolgerecht in Yendi.

Die Aufteilung des Dagombareiches zwischen Deutschland und England, das heißt des nördlich des neunten Grades gelegenen Gebietes desselben, ist noch nicht erfolgt. Eine gemischte Kommission unterzieht zur Zeit die einschlägigen Verhältnisse an Ort und Stelle einer Prüfung. Es ist nach dem Wortlaut des Vertrages vom 14. November 1899 anzunehmen, daß bei der endgültigen Regelung nur der kleinere östliche Teil des bisherigen neutralen Dagombagebietes mit der Stadt Yendi an Deutschland fällt. Bei der Grenzfestsetzung dürfte darauf Wert gelegt werden, daß die eine wichtige Karawanenstraße von Salaga nach Gambaga ganz in das englische Gebiet, die andere wichtige östlich davon ziehende Handelsstraße von Bimbila über Yendi nach Sansane Mangu ganz in das deutsche Gebiet fällt. Nach der Unterzeichnung des Vertrages von 1899 hat die deutsche Regierung wie von Nanumba auch von Yendistadt mit Umgebung Besitz genommen, ohne daß nennenswerte Schwierigkeiten entstanden sind. Der nunmehr deutsche östliche Teil des Dagombareiches umfaßt demnach außer Yendistadt und Nanumba noch Napari und San Sugu, welche letzteren beiden Gebiete schon bei der Festsetzung der neutralen Zone deutsch waren.

Als erster offizieller deutscher Reisender hat v. François 1888 Yendi betreten. Als dieser dem Könige in seiner weitläufig gebauten und durch viele Schattenbäume freundlichen Residenz seinen Besuch machte, wohnten dem Empfange etwa 60 Trommler, 500 Krieger und 10 000 Zuschauer bei. Es war für die Deutschen nicht leicht mit diesem Herrscher, der über eine gewisse Macht verfügt, ein gutes Verhältnis herzustellen. Der König wie seine Familie waren eifrig bei den Schwierigkeiten beteiligt, welche die wenig friedliche Dagombabevölkerung den durchziehenden Karawanen machte. Er nannte den König von Salaga ein Weib, weil dieser von den Karawanen keine Abgaben verlangte und keine Soldaten unterhielt. Das Verhältnis zu den Deutschen wurde noch schlechter, als diese den jungen Yempo als König von Salaga anerkannten gegen Jaka, dem doch der Dagombakönig zum Thron verholfen hatte. Dabei hatte allerdings Jaka die Abhängigkeit Salagas von Yendi anerkennen müssen. So fand denn Dr. Gruner, als er 1895 nach Sansane Mangu

marschieren wollte, den Durchzug gesperrt. Es kam zu einem Kriege, den v. Massow mit der Polizeitruppe glücklich führte, wobei Nendi gestürmt und der Durchmarsch erzwungen wurde. Später freilich ließ der König von neuem die Karawanen in der früheren Weise plündern und für die Deutschen die Straße schließen.

Die Landschaft Nanumba, welche er Ammwa nennt, hat Kling im Jahre 1890, von Salaga kommend, durchzogen. Mit der Überschreitung des von Krokodilen wimmelnden Daka betrat er eine wasserlose, ausgedörrte Steppe, die erst bei Dhama aufhörte und in freundliche Landschaft überging. Die Hauptstadt Bimbila schätzt er auf 3000 Hütten; sie liegt inmitten ausgedehnter Felder und ist ein wichtiger auch von zahlreichen Haussa aufgesuchter Handelsmarkt. Einige Zeit vor Klings Besuch war der Häuptling ermordet worden und man stand vor der Wahl eines neuen Häuptlings, die dann aber noch von dem Könige von Nendi bestätigt werden mußte.

Auch Napari stand unter der Oberherrschaft des Nendikönigs. Ursprünglich freilich war es Salaga untertänig gewesen. Als aber die Napari-gesandten in Salaga heimtückisch ermordet wurden, hatte sich die Stadt an Nendi angeschlossen. Die Stadt liegt ebenfalls inmitten ausgedehnter und üppiger Felder. Auffällig waren dem Reisenden (Kling) die großen Affenbrotbäume mit zahlreichen Storchennestern. Der Reisende berichtet folgendes über den Gegenbesuch, den ihm der König abstattete: Zuerst kamen in dem feierlichen Zuge die Musikanten, dann die in wattierten Panzerhemden steckenden Leibgarden, zum Teil mit Gewehren, zum Teil mit Bogen, Pfeilen und Schilden, dahinter Lanzenreiter, der zweite Häuptling und dann der König zu Pferde. Diesem folgten wieder Reiter, Fußsoldaten und Hofbeamte. Die Pferde trugen über Stirn und Brust ebenfalls Wattepanzer, dazu seidene und samtne Zaumzeuge und Schabracken. Und nicht bloß die Besuche erwidern die Häuptlinge dieser Ort- und Landschaften mit großem Gepränge, auch die Einholung des Fremden findet durch ihm entgegengesandte Lanzenreiter, Fußsoldaten und Musiker statt.

Wie Napari, wo Kling eine aus etwa 300 Mann bestehende Haussakarawane antraf, ist auch San Sugu ein inmitten großer Felder gelegener bedeutender Ort und wichtiger Markt und Karawanenplatz unter Nendioberhoheit.

Die Bevölkerung dieser Dagombalandschaften erscheint ganz anders als die der Küsten- und Gebirgslandschaften. Die Leute sind schlank und fein gebaut mit dünnen Armen und Beinen und kleinen Händen und Füßen. Sie haben schmale Schultern und einen flachen Brustkorb. Die Gesichter sind ziemlich regelmäßig, oft schön blau tätowiert. Das Kopfhaar ist bis auf eine mittlere Raupe rasiert. Die Wohnungen sind so, wie wir sie schon von Anyana beschrieben haben und später noch mehrfach wiederfinden, Gehöfte, aus sechs bis acht runden Hütten bestehend, die durch eine Mauer miteinander verbunden sind. Von dem mittleren Gehöftplatz führen die Türöffnungen in die einzelnen Hütten. Die große oft bis 18 m hohe Eintrittshütte des Gehöftes dient als Empfangs- und Spielhalle, sowie als Stall für die an einem Fuß angepflöckten Pferde. Die Eintrittshütte der Häuptlingsgehöfte, die wiederum aus vielen Einzelgehöften zusammengesetzt sind, krönt oft ein Straußenei. In den Gehöften finden sich auch Tags über, während die Männer und Sklaven der Feldarbeit obliegen, zahlreiche Kinder und viele Weiber. Die Anzahl derselben ist bei den Mohammedanern auf vier beschränkt, bei dem heidnischen Teil unbegrenzt. Oft haben aber die Männer nur eine Frau. Die Männer gehen mehr oder weniger nackt oder sie tragen Haussagewandung, dazu Turban und Mundtuch, oder ein Fes oder eine phrygische Klappmütze, an den Füßen Sandalen oder Stiefel. Die Frauen bevorzugen durchaus die blaue Farbe sowohl für die Kopf- als Umschlagetücher. Viele, besonders die wohlhabenderen Dagomba, sind wenigstens äußerlich Mohammedaner, aber man trifft doch überall Fetischfiguren, so sieht man auch oft nebeneinandergetragene eingenähte Koransprüche und Fetischamulette.

Ackerbau wird eifrig betrieben. Oft wandert man kilometerweit zwischen Feldern mit Yams, Mais, Kolben- und Rispenhirse, Erdnüssen und Bohnen. Es wird auch vielfach Tabak gebaut und nicht bloß zu eigenem Verbrauch, sondern auch für den Handel. Dazu werden die Pflanzen gestampft und zerquetscht und das in der Pfeife greulich stinkende Produkt in Blätter gewickelt und in eine wurstähnliche Form gebracht. In der Ostebene wird besonders bei Napari und San Sugu viel Baumwolle gebaut, aus der unter anderem die Panzer

Digitized by Google

für die Krieger und ihre Pferde gefertigt werden. Auch die Viehzucht iſt in einem beſſeren Zuſtande als in irgend einer der bisher beſchriebenen Landſchaften. Man ſieht viele große Pferde, Eſel, zahlreiche Herden von ſchönen Rindern, auch Buckelrinder, Wollſchafe, langhaarige Schafe und eine ſehr große Raſſe kurzhaariger Schafe, Ziegen, Enten, Hühner und Tauben.

Die Hauptnahrung der Bevölkerung, die nach mohammedaniſchem Gebrauch kein Schweinefleiſch ißt, iſt Rind- und Schaffleiſch, dazu Yams und Suppe aus den zerquetſchten, überall feilgebotenen roten Hirſeklößen, Brei von gekochten Bohnen und Erdnüſſen; dazu genießt man Hirſebier, ſtellenweis Milch, ſeltener Butter und Käſe.

Von wilden und jagdbaren Tieren finden ſich im weiten Savannenlande Elefanten, Büffel, Antilopen, große Affen, Haſen, Perlhühner, Frankoline, blaue Tauben, aber auch Leoparden und Löwen.

Die wichtigſten Marktplätze des Landes ſind ſchon erwähnt; aber die Dagomba betreiben den Handel nicht nur auf den Landesmärkten, ſondern beteiligen ſich vornehmlich mit ihrem Vieh an dem Karawanenhandel. Sehr wichtige Handelsſtraßen ziehen als gute und viel betretene Wege durch das Land. Der ganze Handel von Timbuktu, Bornu, Bagirmi, Sokoto, Kano und Wadai nach Salaga, Kratyi und den Küſtenplätzen kreuzt das weite Dagombareich. Dieſe Karawanen bringen Vieh, Pferde und Eſel, Sklaven, Gegenſtände heimiſcher Induſtrie, Schibutter, Elfenbein und Gold und nehmen dafür Kolanüſſe, Salz, Meſſing, Kupfer, Zeuge und Rum zurück.

Leute von Bimbila.

Neben friedlicher Beſchäftigung liebt die Dagombabevölkerung Raub- und Kriegszüge. Aber nur die Soldaten der Häuptlinge und die Jäger haben Gewehre, im übrigen führt man Bogen und Pfeil, Lanzen, auch eine Art Wurfeiſen, Meſſer, Schwerter, Streitäxte. Die Pfeile ſind oft vergiftet, die Schilde werden aus Büffel- oder Elefantenhaut hergeſtellt. Viele Krieger tragen in die Stiefel eingenähte Sporen und ſind beritten; daß die großen Pferde, wie auch die Reiter, oft Baumwollepanzer tragen, iſt bereits erwähnt, dazu haben ſie prächtige Sättel, große Decken und ſchönes Zaumzeug.

Auch an Kriegs- und Friedensmuſik fehlt es in Dagomba nicht; man hat mehrere Arten von Muſikinſtrumenten, Hauſſatrommeln, Rohrflöten, Gitarren, harfenähnliche Geigen, dazu dienen Elefantenzähne und Antilopenhörner als Blasinſtrumente.

Das Baſſariland iſt begrenzt weſtlich von Dagomba, nördlich von Kabure, öſtlich und ſüdlich von Temulandſchaften. Die Baſſariſprache gehört

zu den Gyambasprachen, sie wird außer in den eigentlichen um den Bassariberg gelegenen Bassaridörfern noch in vielen anderen Ortschaften gesprochen, über welche der Bassarikönig Tagba seine Herrschaft auszuüben den Anspruch macht. Früher hat Bassari unter der Oberherrschaft der Mangudynastie gestanden, doch hat sich diese nicht behaupten können. Dann hat vor nicht langer Zeit der Dagombakönig die Bassari mit Krieg überzogen, sie auch besiegt und in die steilen Berge zurückgetrieben, wo er sie auszuhungern suchte. Indessen die Bassari hatten auch in ihren Bergen Farmen und schließlich mußte der Feind unverrichteter Sache wieder abziehen. Seitdem besteht zwischen den beiden Nachbarn große Feindschaft und man sucht sich gegenseitig möglichst durch Fortfangen von Vieh und Menschen, die dann natürlich zu Sklaven gemacht werden, zu schädigen.

Der Bassarikönig hat auch seine Herrschaft sonst auszudehnen gesucht, so beansprucht er die über Kabo und Bapure, welche beiden Städte indessen ziemlich unabhängig zu sein scheinen. Und zur Zeit der Anwesenheit des Grafen Zech und Klosses lag Tagba mit den Bannelileuten in Fehde, welche er zu unterwerfen suchte. Er hatte zu dem Zwecke Sabermareiter herbeigerufen, die in Sara, der nördlichsten Bassarilandschaft, angesiedelt waren. Diese Reiter stammen ursprünglich aus der am Niger gelegenen Landschaft Saberma und wurden von den kriegführenden Häuptlingen wie unsere Landsknechte angeworben. Sie sind aber in Wirklichkeit nichts anderes als bezahlte Sklavenräuber. In Kleidung und Bewaffnung ähneln sie den Haussareitern; sie sind waffengeübte rauhe Krieger, die weit und breit gefürchtet sind.

Die Bevölkerung des Bassarilandes ist groß, stattlich entwickelt, mit hervortretender unterer Gesichtspartie. Als Stammesmarke erscheint je eine kurze Narbe von den Nasenflügeln schräg über die Wange ziehend. Die Frauen tragen außerdem mehrfache Tätowierungen im Gesicht, auf den Armen, auf Brust und Bauch. Das Haar tragen die Männer kurz geschoren oder rasiert bis auf einen übrig gelassenen Ring, Schopf oder Kamm. Als Kopfbedeckung dient ihnen die Schlappmütze oder auch eine krempenlose Strohkappe. Die Frauen scheren das Haar kurz und tragen ein turbanartig um den Kopf geschlungenes Tuch. Die Männer haben als Kleidung fast ausschließlich Tierfelle in Gebrauch und zwar einen Lederschurz um die Hüften oder ein Fell, das mit seinen Vorderfüßen um die Schultern geknüpft ist und herabhängt. Die Frauen tragen Hüfttücher, dazu als Schmuck Hüftschnüre aus glatt geschliffenen Palmkernen und Muschelplättchen, Metallringe um Hals, Arm- und Fußgelenke, in den Ohrläppchen auch Perlen, und zwar selbst die teuren (angeblich aus der Erde gegrabenen, jetzt vielfach nachgeahmten) Erdperlen und Karneolperlen. Den Männern dienen Armringe aus Holz, Metall, Elefantenfußsohlen und kleine Zieraten in den Ohrläppchen als Schmuck. Fast immer haben sie einen aus einem unaufgeschnittenen Tierfell gemachten Sack bei sich, in dem sie Kauris, die Schnupftabaksdose und andere kleine Gebrauchsgegenstände mit sich führen.

Die Eigenschaften der Bassari scheinen nicht sehr rühmenswert. Graf Zech schreibt, daß sie gewalttätig, jähzornig, räuberisch, aufbrausend sind und Neigung zum Lügen haben. Sie sind in der Tat schlimme Räuber und haben ganze Karawanen, die ihr Gebiet passierten, vernichtet. Sie sind deshalb nicht nur bei den Tagomba, sondern bei allen Nachbarvölkern verhaßt. Im übrigen werden sie weiterhin als faul, eigensinnig und schwer lenkbar geschildert. Auch sind sie arge Trunkenbolde und neigen in der Trunkenheit zu Exzessen. Doch ist es weniger europäischer Rum oder Schnaps, als einheimische Getränke, die zu den Gelagen dienen. Sie brauen nämlich Bier aus einer dritten Hirseart, die neben dem roten und weißen Guineakorn nur zu diesem Zweck angebaut zu werden scheint, und machen das Bier durch Zugabe von Luffa noch besonders berauschend. Auch gewinnen sie viel Palmwein von den an den Flußufern häufig vorkommenden Weinpalmen. Täglich des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr finden in allen größeren Dörfern unter besonderen Schattenbäumen Palmweingelage statt. Meist werden diese in gehobener Stimmung verlassen und um fünf

Uhr Abends findet Fortsetzung des Trunkes auf dem Marktplatz statt, wo Bier verkauft wird. Vor Beginn des Marktes warten manchmal schon so viele Männer auf Bier, daß Weiber, welche das Bier in großen Töpfen auf den Markt bringen, schon wenige Minuten nach ihrer Ankunft ausverkauft haben. Auch die Weiber sprechen dem Bier ordentlich zu. (Zech.)

Die Bassari bewohnen Gehöfte von der schon beschriebenen Art mit einer größeren Eingangshütte und einer Umschließungsmauer. Benachbarte Gehöfte sind durch eine Öffnung in der Mauer verbunden und so findet schließlich eine Verbindung innerhalb eines ganzen Stadtviertels statt. Für den Fremden ist es da ganz unmöglich sich zurechtzufinden. Die Einzelhütten haben eine von der Erde ziemlich weit (40 cm) entfernte runde Eintrittsöffnung. Ihre Wände sind oft mit allerlei Verzierungen versehen. Innerhalb der Gehöfte befinden sich kleine, runde, hüttenförmige Ställe für das Kleinvieh. Die Pferde stehen im Eingangshaus, für das Rindvieh sind neben den Gehöften oder innerhalb derselben umzäunte Plätze vorhanden. Die Kornspeicher haben die Form zweier mit den Grundflächen aufeinandergestellter Kegel.

Der Islam hat noch nicht viel Eingang im Bassarilande gefunden. Es gibt nur wenige Mohammedaner in den größeren Städten, wie in Kabo, weil sie nicht zwischen den zanksüchtigen Leuten zu wohnen lieben. So sind die Bassarileute mehr dem Fetischglauben ergeben als die umwohnenden Völker. Der Hauptfetisch heißt Unombotte. Auch bei ihnen spielen die Fetischpriester und der Gifttrunk bei den Gottesurteilen eine große Rolle. Sie haben auch Medizinmänner und Wahrsager, die ihr Gewerbe auf den Marktplätzen betreiben. Aus den Figuren, welche ein Stock im Sande zieht, gibt der Wahrsager seinen Spruch ab.

Da die Mädchen im Bassarilande knapp sind, so heiraten die Männer oft Kabureſklavinnen. Doch kommen diese teurer zu stehen als die Bassaribräute. Für letztere muß ein Hochzeitsgeschenk von 15000 Kauris und eine Kuh bezahlt werden, das ist etwa 45 Mark, eine Kabureſklavin ist aber nicht unter 65 Mark zu haben. Kinder aus Mischehen sind frei. Sie halten viele Sklaven, besonders Kabure, von denen sie sagen, daß die Kabure sie selbst wegen der Überfüllung in ihrem Lande verkaufen. Die unverheirateten Sklaven leben wie die ledigen Söhne im Haushalte des Herrn und Vaters. Mit der Verheiratung des Sklaven — und man verheiratet ihn gern, schon damit er nicht fortlaufen soll — arbeitet er nur noch vier Tage für den Herrn, zwei Tage aber für den eigenen Haushalt. Wie auch in anderen Togolandschaften gehen die Sklaven bei dem Tode des Herrn auf den Erben über, können auch, wenn keine näheren Erben da sind, frei werden und selbst erben.

Merkwürdig ist die Königswahl. Dafür besteht das Gesetz, daß kein reiner Bassarimann und auch keiner, der Bassari von der Mutter her spricht, König werden darf. So ist König Tagba der Sohn eines Bassarimannes aus der Königsstadt Kore und einer Frau aus Aledjo Kadara, die in ihre Heimat zurückgekehrt war. So sprach Tagba bei der Königswahl Temu, später natürlich Bassari.

Neben den schon erwähnten drei Hirsearten pflanzen die Bassari hauptsächlich Yams, aber auch Baumwolle und Tabak, der weithin als der beste der Gegend gilt. Sozusagen in Halbkultur befinden sich die Bäume von Parkia africana. Die gestampften und gegorenen Bohnen dieses Baumes geben mit Palmöl, Kürbissamen, Pfeffer, Erdnüssen, Salz, Ochrokapseln und verschiedenen Kräutern die tägliche scharfe Suppe als Zuspeise für die Yams-

und Hirseklöße. Die Bassari züchten ferner Rinder, Schweine, Ziegen und mehrere Arten Schafe, sowie kleine Pferde, die als Lasttiere verkauft werden. Dagegen verwenden sie zum Reiten die großen aus dem Norden von Gurma, Borgu und den Haussaländern eingeführten Pferde. Auch Esel werden eingeführt. Die Viehzucht liegt öfters in den Händen von Fulbeleuten, Freien und auch Sklaven.

Man betreibt Jagd auf Elefanten und Antilopen. Es gibt viele Hasen, Busch- und Perlhühner, sowie grüne Papageien. Ausgerüstet ist der Jägersmann mit dem Steinschloßgewehr, Pfeil und Bogen, Lanze und Messer. Die Spitzen der Pfeile und Lanzen sind vergiftet. Auch zum Fischfang bedienen sie sich eines Giftes, des Milchsaftes einer Euphorbiacee, die überall an Bächen und Flüssen angepflanzt ist.

Die Bassari üben einige Handwerke aus, so in den südlichen Dörfern die Töpferei. Während aber die Ewhetöpfer ihre Waren am offenen Feuer brennen, brennen die Bassari auf mit Gras und Erde bedeckten Holzhaufen. Sie flechten ferner Matten aus Pandanusblättern, verfertigen leichte Mattentüren aus Weinpalmrippen, auch Körbe, höhlen Kalebassen aus und versehen sie mit Ornamenten. Auf der Höhe steht bei den Bassari das Schmiedehandwerk. Der Hauptsitz dieser Industrie ist Naparba.

Hier hört man die Schmiedehämmer die ganze Nacht. Die Schmiede arbeiten in Hütten, die ansehnlicher sind als Wohnhütten. Meister und Lehrling sind dabei fast oder auch ganz nackt. Der Lehrling setzt den zweirohrigen Blasebalg in Bewegung, der Meister arbeitet mit eisernem Schürstab und einer ebenfalls eisernen Zange, während die Hämmer und der Amboß aus Quarzgestein bestehen. Man fertigt hier in großer Menge die Blätter für die Hackschaufeln, sowohl die runden allgemein üblichen, wie auch die dreieckigen der Atakpameleute. Diese Blätter werden in großer Zahl ausgeführt und man sieht sie auf allen Märkten nicht nur des Togolandes, sondern bis weit in die Sudanländer hinein. Ferner machen die Bassarischmiede Messer und Äxte, Speer- und Lanzenspitzen und anderes mehr. Aber Bassari ist auch der Sitz der Roheisengewinnung. Der von Süden her streichende Gebirgszug, der Bo, hat sich hier in einzelne Bergkuppen von quarzitischer Struktur aufgelöst, in denen sich Eisenerz findet. Mehrere der Fundstellen werden abgebaut, die weitaus bedeutendste derselben ist die von Banneli. Der sich dort um 460 m aus der Ebene emporhebende Berg besteht fast ganz aus Raseneisenstein, der hin und wieder von Quarzadern durchzogen und oberflächlich zu dunkelrotem Laterit umgebildet ist. Da die Eingeborenen das anstehende Eisengestein nicht zu sprengen vermögen, müssen sie möglichst reine Stücke durch Ausgraben gewinnen. Die Holzkohlen liefern ihnen Meiler von etwa 2 m Durchmesser aus den Bäumen der Steppe. Die Hochöfen sind $2^1/_2$–$3^1/_2$ m hoch mit einer Anzahl Formen und einer Arbeitsöffnung am Boden. Sie werden mit etwa $1^1/_2$ cbm Holzkohle auf 120 kg Eisengestein beschickt und von oben her in Brand gesetzt. Gebläse werden nicht verwendet. Am dritten Tage erhält man die fertige Eisenluppe, die mit großem Geräusch im Ofen zu Boden fällt und sofort herausgezogen wird. Die Luppen sind etwa 25—30 kg schwer und noch von Schlacke und Kohlen durchsetzt. Hier sind Hunderte von Öfen vorhanden, die täglich Roheisen im Werte von 2000 Mark herstellen könnten und von denen immer ein Teil in Betrieb ist. Die Luppen werden in den Schmiedewerkstätten des Landes verarbeitet oder auch als solche besonders nach Kabure verkauft. (Hupfeld.)

Der Marktverkehr im Bassariande ist ein sehr reger, besonders große Märkte werden in Naparba und in Kore abgehalten, auf denen vor allem Landesprodukte verhandelt werden. Der über das Land ziehende Karawanenverkehr ist ebenfalls ein lebhafter und würde es noch mehr sein, wenn die Karawanen nicht die Räubereien der Bevölkerung fürchteten. Von Norden her laufen hier die Straßen von Gurma und Sansane Mangu ein, von Osten die von Tschautscho, von Westen die von Yendi, um dann eine bequeme und jeder Schwierigkeit bare Fortsetzung in den Straßen über Bimbila nach Salaga oder dem Westhang des Gebirges entlang nach Kratyi zu finden.

Im Anschluß an Bassariland erwähnen wir die räumlich davon getrennte in der oberen Nyalaebene gelegene Landschaft Tschamba, die von Tschautscho abhängig ist, deren Bevölkerung aber den Bassari in Sprache und Sitten

Digitized by Google

verwandt ist. Die Tschambaleute sprechen einen Dialekt der Gyambasprache und stehen in regem Verkehr mit den Bassari, die vielfach ihre Märkte besuchen, um die in Naparba gefertigten Hackenblätter zu verkaufen. Überhaupt gibt es, was die Kleidung, Tätowierung, die Hütten- und Gehöftform anbetrifft, viel Übereinstimmung zwischen den beiden Stämmen. Auch liegen hier wie da die Dörfer gruppenweise zusammen und bilden so ausgedehnte größere Ortschaftskomplexe. Aber sonst sind die Tschamba viel gutmütiger und friedlicher.

Die Landschaft stellt sich als ebene oder leicht gewellte kurzgrasige Savanne mit Schibutter- und Affenbrotbäumen dar. Hier finden Pferde und Herden von Rindvieh gute Weideplätze. Die Ufer der Bäche und des Nyala zeigen hübsche Waldstreifen mit Öl-, Wein- und Fächerpalmen. Diese obere Nyalaebene dürfte für Baumwollkultur in Betracht kommen, wie denn auch die Tschamba ausgedehnte Baumwollfelder haben. Man steckt im August, der Zeit der größten Niederschläge, je 10—20 Samen in ½—1 m hohe aufgeworfene Erdhaufen — ähnlich wie bei den Yams — und erntet nach drei Monaten die reife Baumwolle. Nachdem sie dann noch acht Tage in der Sonne getrocknet worden ist, wird sie gereinigt und auf den Markt zum Verkauf gebracht. Eine kleine Schale mit etwa zwei Handvoll Samen gilt fünf Pfennig, ein Korb mit Baumwolle 50 Pfennig. Aus der Baumwolle wird Garn verfertigt, dieses auch mit Camwood rot gefärbt und auf zahlreichen Webstühlen im Lande verarbeitet. Die täglich in der Landschaft an mehreren Orten abgehaltenen, lebhaft besuchten Märkte sind in erster Linie Baumwollmärkte, doch werden auch neben Lebensmitteln andere Landesprodukte, wie Töpfe, Kalebassen, Wachs, rote Farbe und europäische Waren feil gehalten. Das hier gehandelte Salz ist europäisches Erzeugnis, welches über den Mono eingeführt ist, während in Bassari von Adda stammendes über den Volta gekommenes Lagunensalz Verwendung findet. So hat Tschamba einerseits eine vorzügliche Verbindung auf der östlichen Seite des Togogebiets in der Nyala-Monoebene abwärts über Pessi und Atakpame zur Küste, andererseits findet es über Paratau, Fasau und Taschi Anschluß an die große westliche Karawanenstraße. Endlich steht es mit Sugu und den Haussaländern durch eine nordöstlich ziehende Straße in Verbindung. Eine besondere Beachtung verdienen noch die auf den Tschambamärkten (aber auch auf anderen Märkten des Hinterlands) gehandelten Karneolperlen, sowie die sogenannten Groundbeads, Erd-, Pessi- oder auch Popoperlen.

Die ersteren werden nach G. A. Krause in Kirotashi am Niger gefertigt, die letzteren sollen im Togohinterland an verschiedenen Stellen aus der Erde gegraben werden. Da die Erdperlen, zumeist blaßblau aber auch gelblich, besonders an der deutschen und englischen Küste sehr hoch bezahlt, angeblich auch mit Gold aufgewogen wurden und noch hoch im Preise stehen, so kommen Händler von dort, Akim-, Ewhe- und Yorubaleute zu diesen entlegenen Märkten, um solche Perlen aufzukaufen. Man nimmt wohl an, daß die Perlen von einer früheren Bevölkerung, als diese von ihren Wohnsitzen verdrängt wurde, vergraben worden sind. Manche meinen sogar, daß sie phönizischen Ursprungs sind. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie wirklich aus früheren Jahrhunderten stammen und ihren Weg von der afrikanischen Nordküste hierher gefunden haben. Neuerdings werden Nachahmungen sowohl der Karneol- wie Erdperlen vielfach in Handel gebracht.

Südöstlich von Tschamba, unfern der französischen Grenze, liegen die sogenannten freien Waldstädte. Das sind mehrere von Waldsäumen umgebene arge Raubnester, die den ganzen Handelsverkehr auf der östlichen Karawanenstraße zum Stillstand gebracht haben. Darin scheint ja nun — allerdings nach einigen Schwierigkeiten — eine Änderung hergestellt zu sein.

Digitized by Google

Aus jenen Waldsäumen stammendes Kautschuk kommt übrigens in Pessi gegen Salz zum Verkauf.

Als Temuländer werden diejenigen Landschaften bezeichnet, in welchen die Temu- oder Timisprache gesprochen wird. Die Temusprache umfaßt ein weites Gebiet: man spricht Temu im Süden bis Fasáu und Kumaso, im Westen in Bo, im Norden in Däude und Basilo, im Osten bis über die französische Grenze in der Landschaft Adyé. Die Bewohner der Temuländer werden auch Kotokoli genannt, eine Bezeichnung aus der Sprache der Dendi am Niger, die bis an die Küste gebräuchlich geworden ist. Dieses große Sprachgebiet bildete zur Zeit der Besitzergreifung Togos seitens Deutschlands eine größere politische Einheit, insofern als es durch den König Dyabo Bukari (Uro Dyabo) in Paratau beherrscht wurde. Dyabos Einfluß reichte selbst bis über die Sprachgrenzen hinaus nach Tschamba und Anyana. Das Hauptland im Temubezirk und Stammland des Königs ist Tschautscho, namhafte Unterlandschaften sind Adyé, dessen König Uro Guni die Franzosen seinerzeit zum Abfall veranlaßt hatten, ferner Fasáu, das seinerseits früher die Häuptlinge in der Landschaft Bo einsetzte. Dann aber war Bo ziemlich selbständig und fühlte sich mächtig genug mit Dagomba zu kämpfen. Urabana von Bo verlegte auch 1890 Kling und 1896 dem Grafen Zech den Weg, wurde aber von letzterem mit zu Hilfe geeilten 100 Tschautschosoldaten und 40 Reitern geschlagen und seitdem bezahlte Bo Tribut nach Tschautscho. Eine andere von Tschautscho abhängige Landschaft ist Agulu, dagegen erfreuten sich der Häuptling von Kumonde, sowie die Imame von Kirikri und Basilo einer bedeutenderen Selbständigkeit, wie der letztere sogar die Oberherrschaft über Dako beanspruchte. In diesen Gegenden haben nämlich die Mohammedaner einen solchen Einfluß, daß die einheimischen Häuptlinge von den islamitischen Großen öfter ganz zurückgedrängt werden. Solche mohammedanische Große sind vor allem der Galadima, eine Art Minister, dann der Limam (aus el Imam), der erste Priester, ferner der Naëmi, der Stellvertreter des Limams.

Außer den mohammedanischen Fremden, den Haussa, Dendi und Fulbe gibt es auch viele einheimische Mohammedaner; besonders der bessere und wohlhabendere Teil der Bevölkerung gehört wenigstens äußerlich dem Islam an. Unter dem gemeinen Volk freilich zählt der Islam nur wenige Anhänger.

Vom Könige Dyabo schreibt der amtliche Jahresbericht 1898/99: Er war der einzige Mann des Gebietes, mit dem man rechnen mußte. Er hätte damals etwa 300 Reiter, gegen 1000 Gewehrträger und mehrere tausend Bogenschützen ins Feld führen können. Er hatte bei aller Tyrannei einen königlichen Zug in seinem Charakter, wußte sich mit eindrucksvollem Zeremoniell zu umgeben, verfügte über kluge und treue Ratgeber und besaß neben einer imponierenden Erscheinung eine natürliche ruhige Würde, die jedem im Gedächtnis ist, der ihn kennen lernte. — Ich kann diese Worte nur bestätigen, da mir der Besuch bei Dyabo Bukari im Jahre 1891 besonders eindrucksvoll in der Erinnerung haften geblieben ist. Besonders imponierten die zu Ehren der Besucher veranstalteten Reiterspiele, sowie die Art, in welcher die von einem erfolgreichen Raubzuge zurückkehrenden Reiter ihren König begrüßten. In rasender Karriere sprengten die wilden Gesellen dann heran, mit den weiten wehenden Gewändern, den Fetzen, Turbanen und Kriegsmützen, den hochgeschwungenen Speeren, Schwertern und Gewehren, den phantastisch aufgeschmückten Pferden ein farbenreiches Bild gebend. Die Reiter trugen weite Pluderhosen oder sehr hohe bespornte Stiefel. Die Pferde sind reichlich behängt mit Decken, Ranri- und Glockenschnüren, mohammedanischen Amuletten und heidnischen Fetischgegenständen an Stirn, Hals, Mähne und Schwanz.

Auch die mohammedanischen Sonn- und Festtage wurden unter Dyabo eindrucksvoll begangen. Bereits am frühen Morgen wurde in Paratau der Feiertag (Freitag) mit dem Getöse der sechs großen Trommeln, einer ganzen Anzahl von Hörnern, Elefantenzähnen und eisernen Glocken eingeleitet. Diese Musikbande hatte auf dem Platz vor des Königs Gehöft Aufstellung genommen und wechselte in ihren Produktionen mit Sängern ab, die mit wirklich melodischem Tonfall und schönen Stimmen das Lob des Herrschers sangen. Der Konzertplatz war tagsüber von vielem Volk besucht, gegen

Abend erſchien der König in reichſter Seidengewandung, um inmitten ſeiner Großen niederzuſitzen und ſich mit denſelben am Konzert und an großen Töpfen ſchäumenden Hirſebieres gütlich zu tun.

Ich habe damals des Königs ununterbrochene und vielſeitige Tätigkeit bewundert. Zahlreich ſind die ihm täglich zugehenden Boten, die ſeine Befehle in Empfang nehmen, und immer ſteht eines ſeiner ſchönen Pferde zum ſofortigen Gebrauch geſattelt. Er beſucht auch eifrig ſeine umliegenden Farmen und Dörfer, wie er offenbar großes Vergnügen empfand, mir ſeine ausgedehnten Felder und großen Viehherden zu zeigen. Bei dieſer Gelegenheit beobachtete ich ſein gütiges Benehmen gegen ſeine Untertanen, wie er auch lebhaftes Intereſſe für deren Farmen und Angelegenheiten bewies. Andererſeits hat er ſich oft als arger Räuberkönig gezeigt und ſeine Reiter haben in ſchrecklicher Weiſe in den angrenzenden Landſchaften gehauſt, die Farmen und Dörfer verwüſtet, das Vieh geraubt, die Bevölkerung erſchlagen oder in die Sklaverei geführt.

Das königliche Gehöft in Paratau iſt ziemlich ausgedehnt. Man betritt es durch ein hohes rundes Eingangshaus mit kegelförmigem Grasdach, auf deſſen Spitze ein Straußenei ſteckt. Auch hier ſind einige Leibpferde des Königs eingeſtellt. Innerhalb des Gehöftes ſind noch 54 kleinere und runde, durch labyrinthartige Mauern miteinander verbundene Hütten vorhanden. Jede dieſer Hütten iſt von zwei Frauen des Königs bewohnt, die dort ihren eigenen Haushalt und ein beſchauliches Leben führen. Vor dem Gehöft ſtolzierte ein großer Strauß auf und ab.

Abu Bakr (Dyabo Bukari) von Tſhautſho.

Im Jahre 1898 iſt Dyabo Bukari geſtorben. Nach Tſhautſhoſitte hat der Häuptling des kleinen Dorfes Tſhalo das Recht, unter den Thronprätendenten die Wahl zu treffen. Ein Anrecht auf den Thron in abwechſelnder Reihe zu beſitzen beanſpruchen die Häuptlinge mehrerer Ortſchaften. Früher machte dann der neugewählte König ſeinen bisherigen Wohnſitz zur Landeshauptſtadt. So wohnte Dyabo Bukaris Vorgänger, Al Hadſchi, nicht etwa auch in Paratau, ſondern in Dadaura. Für dieſes Mal iſt ein Bruder des Königs gewählt, der unter dem Namen Dyabo Bukari IV. die Herrſchaft führt.

Tſhautſho iſt teilweis Flachland, teilweis Gebirgsland. Das Niederland zeigt kurzgraſige Steppe mit großen Affenbrotbäumen. Es iſt nur leicht gewellt oder ſo eben, daß die Flüſſe in der Regenzeit weite Strecken überſchwemmen und Verkehrsſtörungen bewirken, ſo der Mo auf dem Wege nach Baſſari, der Nyala (der Oberlauf des Mono) auf dem Wege nach Tſhamba und Kirikri, der Kara auf dem Wege nach Kabure und Semere. In dieſer

Ebene liegen die großen Städte Paratau, der Sitz des Königs, mit etwa 5000, Dadaura (in der Dendisprache Sokodé genannt), Sitz des obersten Limams und Hochschule, mit 4000, Kirikri mit 3000, Agulu mit 9000, das am nördlichen Abhang des Gebirges schon in die Karaebene hinabweisende Bafilo mit etwa 15000 Einwohnern. Auch Fasáu am östlichen Abhange des Bogebirgs im südwestlichen Winkel des Tshautshoreichs sei hier mit seinen etwa 2000 Einwohnern erwähnt.

Das schmale langgestreckte Bogebirge wird von Fasáu aus nach dem am westlichen Fuß gelegenen Tashi überschritten; dabei passiert man auf der Höhe die Stelle, wo Graf Zech die Boleute geschlagen hat. Breiter und massiger lagert sich das Gebirge von Dako-Sudu. Es besteht aus eisenschüssigem Quarzit- und Glimmerschiefer und enthält Mengen von Rot- und Magneteisenstein. Aus dem Gebirge, dasselbe in zwei Teile teilend, entfließt nach Süden ein richtiger Gebirgsfluß, der Mo, mit schönem kristallenem Wasser, prächtigen Öl- und Weinpalmbeständen an den Ufern, inmitten grüner Bergwiesen. In der westlich des Mo gelegenen Berglandschaft Dako ist die Weberstadt Dände und die Königsstadt Sore zu nennen. Auf dem östlichen linksseitigen 780 m hohen und steilen Felsen liegt der Dörferkomplex Aledjo Kadara, bewohnt von rauhen Sklavenräubern, die auf ihren geschickten Pferden leicht über die Felsen dahinsprengen. Die Dörfer dieser Leute sind nur auf einer Seite zugänglich und auch diese Seite kann leicht unzugänglich gemacht werden, da man hier an den Stellen, wo die Felsen eng aneinandertreten, künstliche Steinwälle aufgeschichtet hat. Durch verschiedene mittels solcher Steinwälle leicht abschließbare Bergkessel hindurch führt der Weg in die Felsenstadt Kumonde. Dies ist nach Klose eine der romantischsten Städte, deren Eindruck leider durch den vielen Unrat und die auf die nackten Felsen glühend herabscheinende Sonne beeinträchtigt wird. Die einzelnen Stadtteile sind gleichsam in die Felsen eingehauen und selbst der Marktplatz ist von Felsen umstellt. Von Kumonde bis Sudu führt der Weg über ein 600—700 m hohes, mit Felsen und Steinen bedecktes Plateau, wie solche auch überall aus dem Boden unvermittelt emporragen. Die hier gelegenen Felder sind mager und dürftig, mit Gestrüpp bewachsen. An den Bachrändern aber liegen saftige Wiesen, auf denen die Rinder der hier lebenden Fulbe gute Nahrung finden. Durch neue Bergkessel und enge Felspassagen, die wiederum durch Schließung der zwischengebauten Steinwälle unpassierbar gemacht werden können, gelangt man nach Sudu. In Bauart der Hütten, Sprache und Sitten schließen sich die Bewohner dieses Ortes der Temubevölkerung durchaus an. Auffällig waren für Klose hier sowohl Zwerge wie auch die völlig nackten erwachsenen Mädchen. Mit dem Hinabschreiten zur Karaebene gelangt dann der Reisende zur französischen Grenze, jenseits deren Semere und Sugu gelegen sind, auf welche Gebiete wir schon durch Wolf und Kling Ansprüche besaßen, aber nach vorübergehender Besetzung im deutsch-französischen Vertrage von 1897 verzichteten.

Die Bevölkerung der Temuländer trägt als Stammesmarke einen kurzen geraden Narbenstrich vom linken Nasenflügel zur seitlichen Mundwinkelgegend, oder dieselbe Marke auf beiden Wangen, oder aber drei bis vier Längsstriche von den Schläfen abwärts bis zum Kinn. Die Vornehmen und die Mohammedaner zeigen in Kleidung und Sitten ganz das Bild der islamitischen Bevölkerung des Sudans und erinnern kaum noch an die Vorstellung eines Negers, die übrigen Temumänner begnügen sich in der Kleidung mit einer dreieckigen

Digitized by Google

Schürze oder einem Schaf- oder Ziegenfell. Das Kopfhaar tragen sie rasiert, oder sie lassen eine Mittelraupe oder je einen Kranz hinter den Ohren oder drei hintereinander liegende Kreisflächen auf dem Scheitel stehen.

Die Frauen tragen ein Hüfttuch und Hüftschnüre, die aus aneinandergereihten geschliffenen Palmkernen oder geschliffenen Muschelstückchen bestehen. In den Ohrläppchen haben sie sehr häufig ein kleines rotgefärbtes Stückchen des Markes der Hirsehalme stecken. Aber auch blaue und rote Glasperlen tragen sie in den Ohrläppchen. Sie färben öfters Kopfhaut und Augenränder blau, Zähne, Nägel der Zehen und der Finger der linken Hand aber gelb. Das Haar haben sie vielfach in drei dicken eingeflochtenen Raupen auf dem Schädel, dazu noch seitwärts abstehende Zöpfchen.

Die Temuleute bewohnen die beschriebenen mit Mauern umgebenen Gehöfte mit größeren oft mit Veranden versehenen Eingangshäusern. In den größeren Ortschaften hängen die Gehöfte aneinander. Die Frauen sind mehr im Haushalt beschäftigt, die Männer betreiben den Feldbau. Zu diesem verwenden sie vielfach Sklaven aus Dagomba, Mossi, Grussi und Bornu. Des Morgens ziehen die Feldarbeiter unter Trommel- und Pfeifenklang in Scharen zur Arbeit auf die Farmen. Auf den Farmen und in den Gehöften sieht man vielfach Kornspeicher. In erster Linie pflanzt man Hirse und Yams, außerdem Bananen, Reis, Mais, Bohnen, Erdnüsse. Die sogenannten Salagakartoffeln (Knollen einer Labiate Coleus salagensis), Taro, Bataten und Manjok sieht man nur vereinzelt. In der Karaebene bei Basilo, bei Paratau und in der Nyalaebene wird viel Baumwolle gepflanzt. Wie bei den Waldstadten, deren Zugehörigkeit zu Temu noch fraglich ist, erntet man auch sonst vereinzelt in den Galeriewäldern der Wasserläufe vorkommende Landolphialianen ab, deren Nutzen noch vor einigen Jahren den Eingeborenen zum Teil unbekannt war.

Die Temuleute sind erfahrene Viehzüchter. Wenn auch die Pflege der zahlreichen und mehrrassigen Rinder häufig in den Händen sorgfältiger Fulbeleute liegt, so sind sie selbst doch eifrige Pferdezüchter. Auf den Farmen und den weiten Ebenen bei Paratau und Dadaura sieht man viele angepflöckte Pferde einer kleinen Rasse, die fast ausschließlich Zuchtstuten sind. Die Hengste werden, kaum ausgewachsen, als Lasttiere an Haussa und andere Händler verkauft. Die Pferde werden sorgsam behandelt, getränkt und gebadet, sie erhalten sogar Medizin. Die großen Reiterpferde sind nur Hengste, werden eingeführt, und stehen in den großen Eingangshütten, wo sie mit kurzgeschnittenem Gras und Hirse gefüttert werden. Man sieht auch gute Esel und Maultiere. In Schafen und Ziegen halten sie schöne Rassen, wie die von den Haussaländern kommenden großen Wollschafe mit Halsklunkern, sowie hochbeinige, glatt- und kurzhaarige gefleckte sogenannte Salagaziegen. Man betreibt auch einige Handwerke. In Dände und Basilo findet in größerem Maßstabe Weberei statt, auf dem Sudu-Dakoplateau gewinnt man Schibutter und macht daraus Seife, in Kirikri fertigt man Matten aus Palmblättern, in Dadaura werden Kalebassen ausgehohlt und eingeschnitten, in Pasua Töpfe gebrannt.

Männer und Weiber sind eifrige Marktleute. Der größte Marktplatz des Landes ist der von Dadaura, wo täglich Markt abgehalten wird. Unter den Produkten des Landes findet man Kuhmilch und Butter bei den Fulbe, sowie allerlei Lebensmittel und Erzeugnisse heimischer Industrie, ferner Brenn-

Digitized by Google

holz, Salz, daneben verkaufen zahlreiche Hauſſa Mützen, Gewänder, ſowie alle Ergebniſſe der reichen Hauſſainduſtrie. Neben dem Binnenhandel haben ſich die Temuleute beſonders dem Karawanenhandel ergeben, den ſie ſo eifrig betreiben, daß faſt die Landbebauung darunter leidet. Auf allen zur Küſte, nach Kratyi oder Salaga ziehenden Straßen trifft man ihre Handelskarawanen, die Männer mit Pfeil und Bogen, aber auch wie die Weiber und die halbwüchſige Jugend Laſten tragend. Dabei ſind alle fröhlich, ſingen und erzählen. Sie führen Laſtpferde und -eſel mit ſich, Matten und Kalebaſſen, Schibutter, wohl auch einige Sklaven, dazu Rinder, Schafe und Ziegen. Faſt die geſamte Viehausfuhr verläßt das deutſche Gebiet und geht nach Salaga und zur Goldküſte. Zurück bringen die Karawanen vor allem Kolanüſſe und Salz, ſowie die mannigfachen europäiſchen Artikel.

Neben dem Binnen- und Exporthandel des Tſchautſholandes ſei endlich noch die Wichtigkeit ſeiner dem Tranſithandel aus und nach den Sudanländern dienenden belebten Karawanenſtraßen erwähnt.

Da die Fulbe- oder Fullani niederlaſſungen ſich beſonders im Tſchautſholande finden, ſo ſeien dieſe Vertreter des großen hamitiſchen Volksſtammes an dieſer Stelle erwähnt. Ihre Niederlaſſungen ſind nicht von ſehr feſter Art, ſie ziehen im Gegenteil in eine andere Gegend ſobald ihnen die bisherigen Weideplätze nicht mehr zuſagen oder ein Todesfall die Niederlaſſung betroffen hat. Sie ſtammen aus den Hauſſaländern, wo ſie bekanntlich die herrſchende Raſſe geworden ſind. Indeſſen ſind die Fulbe unſeres Gebietes nicht rein ſondern zeigen eine ſtarke Beimiſchung von Negerblut. Sie ſind braun, haben wolliges Haar und negerhafte Geſichtszüge. Von Geſtalt ſind ſie klein und zierlich. Sie ſprechen eine eigene Sprache und ſind zum größeren Teil Mohammedaner, bisweilen auch Heiden. Die Männer tragen das Haupthaar raſiert oder laſſen eine Mittelraupe auf dem Scheitel ſtehen, die Frauen flechten das Haar in Zöpfe, die ſie manchmal unter dem Kinn zuſammenknüpfen. Die Männer tragen ein Hemd und einen ſpitzen, großkrempigen Strohhut, die Frauen ein Hüfttuch. Stets iſt die Gewandung der Leute von weißer Farbe. Sie bewohnen fern von den Städten gelegene Gehöfte, die aus niedrigen runden und ſchlecht gebauten Hütten beſtehen. Sie betreiben nur ſo viel Ackerbau, als für den eigenen Gebrauch erforderlich iſt. Beſonders pflanzen ſie Guineakorn. Dagegen ſind ſie ſorgſame Viehzüchter und überall, wo ſich Fulbeniederlaſſungen finden, iſt auch das Vieh in beſſerem Zuſtande. So halten ſich die Wohlhabenderen in einigen Landſchaften, ſelbſt noch in Salaga, für ihre Rinderherden Fulbeſklaven oder ſie übertragen freien Fulbehirten die Fürſorge für ihre Herden. Dieſe pflegen dann mit den eigenen die fremden Rinder. Während des Tages weidet das Vieh draußen, des Nachts iſt es in einer Hürde oder draußen angepflöckt. Die Kühe werden gemolken und die Milch wird verkauft oder zu Butter und Käſe gemacht. Wenn die Milch zum Verkauf kommt, iſt ſie zumeiſt ſchon ſauer, die Butter iſt ungeſalzen und weichlich, dem Käſe fehlt nach unſerem Geſchmack die Würze.

Wenn ſie auch ſorgſame Pfleger des Viehes ſind, ſo haben ſie für eine Züchtung in unſerem Sinne kein Verſtändnis; ſo kreuzen ſie planlos wenigſtens ſechs verſchiedene Raſſen durcheinander. Sie halten neben dem kleinen Tſchautſhovieh mit gering entwickeltem Euter drei Abarten der Buckelrinder mit ſeitlich geſtellten Hörnern, große mit langen Hörnern, mittlere mit langem Körper und kurzen Hörnern, kleinere mit hohem Buckel und mittleren Hörnern, dann eine vierte Raſſe von grauen Buckelrindern mit flachem Schädel und nach oben geſtellten Hörnern, endlich noch eine große Rinderart ohne Buckel mit langen Hörnern. Selbſt die räuberiſchen Baſſari dulden gern die Niederlaſſungen der harmloſen Hirten in ihrem Lande; andere Fulbeniederlaſſungen ſind in Mangu, in Tſchautſho befinden ſich ſolche bei Kirikri, Baia, Dadaura, Tabalo, Tubani, Sudu, Kumonde, Atedjo, ferner am Mo zwiſchen Dadaura und Baſſari, in Paſua, Tſchamba und Agulu. Ein Beſucher ihrer Niederlaſſungen ſchätzt die Kopfzahl der Fulbe auf etwa 1000, die Haupterzahl ihrer Rinder auf 2200. Die angeſehenen Fulbe haben Herden bis zu 60 Stück, die ärmeren ſolche von 5 bis 10 Stück.

Nördlich des Sudu-Dakoplateaus, von ihm durch den Kara geſchieden, liegt Kabure oder Kabre. In der Regenzeit machen auf dem Wege dahin der Kara und Paheln durch Überſchwemmungen Schwierigkeiten. Bis vor ganz wenigen Jahren war das Land völlig geſchloſſen, für die Nachbarſtämme ſowohl, wie für die Mohammedaner aus Hauſſa. Was ſie an Lebensmitteln und Salz dringend bedurften, holten ſich die Kabure auf kleinen Märkten, die in der Nähe der Grenzen an beſtimmten Tagen nur für ſie abgehalten wurden. Dieſe Abgeſchloſſenheit haben ſich die Kabure durch einmütiges Zuſammenhalten gegen alle äußeren Einflüſſe, ſowohl friedliche wie feindliche,

Digitized by Google

bewahrt, auch wenn im Innern ihres Landes eine ausgeſprochene Anarchie herrſcht. So war das Land unbetretbar und galt als unüberwindlich. Ihre Abgeſchloſſenheit iſt offenbar eine Folge früherer Sklavenjagden, welche die Herrſcher benachbarter Länder, beſonders wohl Mohammedaner, in dem dichtbevölkerten Lande unternahmen, deren Ergebnis dann ſchließlich in die Hände der portugieſiſchen Sklavenhändler an der Küſte gelangte. Haben wir doch in den ſüdlichen Landſchaften, beſonders in Atakpame, zahlreiche Kabureſklaven angetroffen. Die Erſchließung des Landes hat erſt nach der Übernahme dieſer Gebiete ſeitens Deutſchlands ſtattgefunden und zwar, da es auf friedlichem Wege nicht ging, mit militäriſchen Maßregeln. Auch Koſſo ſteht ſeitdem mit der neuen Herrſchaft in Beziehung und nur die nördlichſten Landſchaften, von vermutlich den Koſſo naheſtehenden oder verwandten wilden Bergſtämmen bewohnt, wollen ſich noch immer nicht den neuen Verhältniſſen fügen.

In Kabureland iſt der Eintritt nunmehr offen. In Tyatyau am Fuße des Sau-bu bieten jetzt Händler aus Tſhautſho und Baſſari den früher ſo gefürchteten Nachbarn Salz und Stoffe feil. Die Kabure ſelbſt gehen auf die großen Märkte der Nachbarſchaft und verkaufen dort die von ihnen eingeſammelten Kerne der Parkia africana, deren Samen geröſtet den ſogenannten Sudankaffee bilden, während ſie ſonſt von den Eingeborenen zur Herſtellung von Saucen und Suppen verwendet werden. Das Geld freilich hat in die nördlichen Teile von Kabure und Koſſo noch nicht Eingang gefunden. In Kabure wird ein Dialekt der Temuſprache (?) geſprochen, in Koſſo eine eigene Sprache, die wiederum mit der des nördlichen Gebietes in Tſale und Anima verwandt ſein dürfte.

Die Männer dieſer Landſchaften gehen nach Zech ganz nackt, die Weiber tragen eine Hüftſchnur oder ein kleines Franſenſchürzchen oder ziehen einen Streifen von Rindentuch zwiſchen den Schenkeln hindurch. Als Schmuck tragen die Leute in beiden Naſenflügeln kleine Stückchen von Hirſehalmen oder Eiſenſtücken, oder Tierkrallen, manche auch kleine Eiſenringe in der Naſenſcheidewand. Ebenſo haben ſie Eiſenringe um Hals, Unterarm und Unterſchenkel. In dieſe Ringe ſtecken die Männer die Spitze ihres großen gebogenen Meſſers mit T-förmigem Griff, ohne welches ſie nicht gehen. Oft tragen ſie auch Pfeil und Bogen bei ſich. Daß ſie durchaus dem Fetiſchglauben erhalten geblieben ſind, iſt bei dem Widerſtande gegen äußere Einflüſſe verſtändlich.

Jede Familie bewohnt in patriarchaliſcher Weiſe ein Gehöft, das je nach der Mitgliederzahl der Familie 5–50, ſelbſt 100 Hütten umfaßt. Öfters ſchließen mehrere ſolcher Gehöfte zu einer Ortſchaft zuſammen. Die Gehöfte liegen zumeiſt in der Nähe der Berge, wohin die Bewohner ſich bei Kriegsgefahr leicht zurückziehen können. Die Bevölkerung iſt eine ſehr dichte und wird auf 150000 geſchätzt. Das bebauungsfähige Land iſt feſter Beſitz, der vom Vater auf den Sohn übergeht. Bei Erbſtreitigkeiten greift man ſofort zu Pfeil und Bogen, denn es iſt ein ſtreit- und kampfluſtiges Buſchvolk und der Zwiſte und Fehden innerhalb des Landes kein Ende.

Der Süden des Kaburelandes iſt ſehr fruchtbar, der Norden aber ſteril und nicht oder nur vereinzelt angebaut. Die Bewohner betreiben den Ackerbau ſo intenſiv und ſogar in rationeller Weiſe, wie in keinem anderen Gebiete des Togolandes. Südkabure macht den Eindruck eines großen wohlgepflegten,

von allem Unkraut durchaus befreiten Gartens. Die Felder werden alljährlich von den Steinen gereinigt und diese dann zum Aufbau von begrenzenden Steinwällen verwendet. Die Eingeborenen entwässern ihre Felder durch Gräben auf geschickte Weise, ja sie düngen sie sogar, wie sich auch vor jedem Gehöft eine ausgepflasterte Dunggrube befindet. Sie nutzen jeden Fleck des fruchtbaren Landes aus und bebauen die steilsten Abhänge in terrassenförmiger Anordnung. Sie pflanzen besonders Yams, zwei Arten von Guineakorn, Erdnüsse, weniger Maniok. Das Kornstroh wird als Feuerungsmaterial verwendet, aus der Asche Salz gelaugt. Die Blätter der für den Feldbau gebrauchten Hackschaufeln fertigen einheimische Schmiede aus dem von den Hochöfen von Banyeli bezogenen Roheisen. Außer dem Schmiedehandwerk wird in nennenswerter Weise noch die Töpferei betrieben. Sie halten keine Sklaven und es gibt auch bei ihnen keine Fulbe, daher erreicht ihr Rindvieh auch nicht die Güte des Tshautshoviehs. Sie halten auch keine Pferde.

Die Bevölkerung von Manguland ist nicht von einheitlicher Art. Es sind im Gegenteil eine ganze Anzahl eingesessener Volksstämme vorhanden, die von den vor etwa 3½ Jahrhunderten von Ashanti und von der Goldküste aus Anu (deshalb nennen sie sich selbst Anufo) eingedrungenen Yakoshi besiegt sind und seitdem von ihnen beherrscht werden. Ein Teil der einheimischen Volksstämme wird von den Haussa und anderen Händlern Konkomba genannt, doch ist dieses keine Stammesbezeichnung, sondern ein Sammelname. So sind die im Westen von Sansane-Mangu angegebenen Konkomba die Pampanga, deren Sprachgrenze zwischen Tammukurgu und Akodia liegt; am linken Ufer des Oti wohnen die Motiva, am rechten die Bupuliwe (diese auch noch zwischen den Motiva), sodann eigentliche Komba an der Straße nach Bassari. Auch in Komungu, Bankon und Nanwon wohnen verwandte Stämme. Andere eingesessene Völker mit eigener Sprache sind im Norden die Natyaba, besonders ausgedehnt die Moba, im Osten die Namba. Auch ein Teil der Barbaländer ist unter die Herrschaft der Yakoshi geraten. Endlich gibt es in Mangu eingewanderte und ansässig gewordene Gurma und Wangara. Wenn wir dann noch die Sprachen der handeltreibenden durchziehenden Haussa, Mossi, Dagomba, Kotokoli und Anago (Yoruba) nennen, so hat man in Mangu ein ausgesprochenes Bild afrikanischer Sprachenvielheit.

Die eingesessenen Volksstämme, die keine Oberhäuptlinge haben, liegen miteinander fortwährend in Fehde, fangen gegenseitig Weiber, Sklaven und Vieh fort und zerstören die Farmen. Ortschaft streitet gegen Ortschaft, so daß die Leute kaum über die benachbarten Buschmärkte hinfortkommen, nur mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet und zu mehreren auf ihre Farmen gehen können und der allgemeinen Unsicherheit auch die Bauart ihrer Häuser angepaßt haben.

Thierry meint, daß alle diese in Mangu ursprünglich eingesessenen Volksstämme mit den Gurma verwandt sind und mit diesen, sowie den Mossi, Barba, Moba, Mamprussi, Dagomba und Nanumba eine alte Sudanvolkseinheit vorstellen, wie sie auch alle eine hamitische Blutsbeimischung haben.

Ein ganz anderes Element aber bilden die infolge siegreicher Kämpfe eingedrungenen und zur Herrschaft gelangten Yakoshi. Ursprünglich war ihre Machtsphäre noch ausgedehnter, doch konnten sie dieselbe wie zum Beispiel über Bassari nicht aufrecht erhalten, wie sich auch die Barba derselben stets widersetzt haben. Die Yakoshi haben sich besonders zahlreich und dicht bei

Sansane-Mangu niedergelassen, wo sie auf 50- 60000 geschätzt werden. Weiter ab sind sie sparsamer zwischen der ursprünglichen Bevölkerung, am zahlreichsten noch unter den Pampanga auf dem Wege nach Mamprussi, wie sie auch dort auf ihrem Eroberungszuge vorübergehend Halt gemacht haben und von da in das neue Land eingedrungen sind. (Thierry.)

Das ganze Land ist unter die großen Familien der Yakoshi aufgeteilt, die Fomboro, Gondya, Asadori, Adsimma, Bosboro, Sambana, Djarmabu. Aus den beiden letzten Familien erfolgt die Königswahl, aber diese bedarf der Zustimmung der Vertreter der anderen großen Familien, wie auch diese Vertreter ebenfalls Könige heißen und deren Attribute führen.

Ihre Hauptstadt Sansane-Mangu zählt gegen 9000 ständige Bewohner und macht ganz den Eindruck einer Mohammedanerstadt. Sie ist aus einzelnen Gehöften und Gehöftkomplexen (zwischen denen sich Felder ausbreiten) von der schon mehrfach erwähnten Form zusammengesetzt. Die Gehöfte sind mit Mauern umgeben, haben den Eintritt durch eine größere Hütte und umschließen eine Anzahl runder Wohnhütten, neben den Ställen für das Kleinvieh.

Wie die eingewanderten Wangara sind auch die Yakoshi zum Teil Mohammedaner, wenigstens äußerlich, es finden sich aber selbst in Sansane-Mangu Fetischgläubige, -häuser und -priester. Je mehr von der Stadt entfernt, desto eifriger ist die Bevölkerung dem Fetischglauben ergeben und sind demselben auch früher Menschen zum Opfer gefallen.

Das Land ist im allgemeinen flach, so daß der Oti und seine Nebenflüsse alljährlich kilometerweite Überschwemmungen anrichten, die den Verkehr nach Süden, auf der Straße nach Bassari unterbrechen und die Stadt Sansane-Mangu auf allen Seiten absperren. Im übrigen tritt der Oti schon als bedeutender Fluß in das deutsche Gebiet ein und durchfließt die Ebene in der Trockenzeit zwischen hohen Lateritufern mit Quarzgeröllen in großen Windungen in wechselnder Breite von 20 bis 80 m. Oberleutnant Preil hat den Fluß durch das Mangugebiet befahren, er fand denselben 12 Paar, wenn auch die Passage mehrmals durch Untiefen, noch mehr aber durch Flußpferde beeinträchtigt war.

Im Gegensatz zum reizlosen Flachland wird Kabu als anmutiges Bergland geschildert, auch die südlichen Bezirke steigen an die Berge.

Die Vegetation des Landes ist ausgesprochene Grassteppe, oft gänzlich baum- und strauchlos. Stellenweise erheben sich über derselben Schibutterbäume und riesige Affenbrotbäume und in kleinen Beständen findet sich die Fächerpalme, deren Stamm fast das einzige brauchbare Arbeitsholz liefert. Die weite Savanne ist reich an Antilopen, ferner finden sich auch zwei Arten von Affen, Panthern und Löwen. In den Flüssen sind außer Nilpferden Krokodile häufig.

Der Ackerbau wird zumeist eifrig betrieben. Man pflanzt Yams, zwei Arten von Guineakorn, Mais, Bohnen und Erdnüsse. Getreidebier wird viel gebraut und getrunken. In Kabu, welches die Kornkammer des Landes gilt, blüht der Getreidebau, während in der Niederung des Oti und seiner Nebenflüsse die Tabakskultur bemerkenswert ist. Auch wird reichlich Tabak für den Außenhandel gebaut, so daß man auf den Wegen oft Karawanen trifft, die Sansane und mehr Ibautino oder Jagomba als Ziel haben, die ausschließlich Tabakblätter haben.

Die Eingeborenen ziehen die Saatpflanzen in den Feldern bei ihren Gehöften und pflanzen sie erst später in den nach der Überschwemmung zurückgebliebenen Schlammboden.

Neben dem kleinen Hausgetier wie Schafen, Ziegen (an nichtmohammedanischen Plätzen Schweinen), Hunden, Katzen und dem gewöhnlichen Geflügel hält und züchtet man auch Pferde und Esel. Jeder bessere Farmer oder Händler ist beritten und Wohlhabende halten mehrere Pferde. Doch vor allem blüht die Rindviehzucht, besonders bei den im Lande angesiedelten Fulbe, wenn sie auch einer Vermehrung und Verbesserung noch durchaus fähig ist. Tausende von Rindern werden alljährlich, besonders durch die Haussa, Ibautibo- und Jagombaleute aus dem Lande geführt. Viele Rinder werden auch im Lande geschlachtet, denn die Mangu leute sind harte Fleischesser und die Fleischerei bildet sogar ein angesehenes Gewerbe, das zumeist in den Händen der Haussa liegt. Aus dem Haussalande hat man in Mangu einige Handwerke übernommen und man betreibt Weberei und Flechterei. Die Schmiede machen Messer, Äxte, Hacken, Glocken, Schwerter, Pfeilspitzen und Lanzenblätter. Edelschmiede stellen Schmuckgegenstände aus Gold, Silber, Kupfer und Messing her. Man arbeitet auch mit Leder und fertigt hübsch ornamentierte Patronentaschen und andere Schmuckarbeit. Die Industrieerzeugnisse kommen auf den vielfachen Märkten des Landes zum Verkauf, von denen natürlich der bedeutendste der zu Sansane Mangu ist, wo täglich über 2000 Menschen versammelt sind. Die Erzeugnisse der heimischen Industrie werden auch exportiert und gehen wie das Vieh mit zahlreichen Haussa-, Jagomba-, Ibautibo- und Mangolaleuten zu den Marktplätzen oder nach Accra, Atakpame und Salaga. Kaufleute und Händler aus Accra, Kete, Kratschi, Nkonja, Yendi, Salaga, Gambaga, Nalerigu, Mamprussi, Wa, Bole, Bonduku, Kong und Timbuktu kommen nach Sansane-Mangu und den weiteren Handelsplätzen.

## VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse

des Togolandes sind nicht gerade gute. Ohne Zweifel sprechen dabei die Wasserverhältnisse mit. Die größeren Wasserläufe wie die Lagune, der Volta, Oti, Mono, auch Haho und Sio und noch manche andere im Vor- und Hinterland überschwemmen in der Regenzeit weithin das flache Land und lassen danach auf Wochen und Monate Sümpfe und Moräste als Brutstätten schlechter Gerüche und ungezählter Moskitoschwärme zurück. Die kleineren Flüsse und Bäche aber versiegen während der Trockenzeit oder hinterlassen höchstens in ihrem Bett eine Reihe von Tümpeln und Sumpfstellen, deren abscheuliches Wasser der Bevölkerung manchmal recht ausgedehnter Bezirke zugleich zum Baden, Waschen, Trinken und zur Verwendung im Haushalt dient. Man stellt es selbst auf den Märkten und an den Karawanenstraßen um teures Geld zum Verkauf. Ebenso abscheulich und gesundheitswidrig ist das Sickerwasser in der Nähe der Lagune und das von den Eingeborenen, besonders des Vorlandes monatelang in großen Töpfen aufbewahrte Regenwasser. Allein die Gebirgslandschaften haben während des ganzen Jahres gutes Wasser, dazu gesellen sich die Vorzüge der Höhenlage und der geringeren Entwicklung des die Moskitos erzeugenden Sumpflandes.

Besonders die Eingeborenen leiden unter diesen Verhältnissen und sind auch in mancher anderen Beziehung schlechter daran als die im Gebiet lebenden Europäer, die sich doch in etwas durch hygienische Maßregeln zu schützen verstehen. So wählt der Europäer möglichst eine luftige, von Sumpf und Lagune entfernte Wohnstätte, er trinkt und verwendet nur filtriertes und gekochtes Wasser, er sorgt für Reinlichkeit im Hause und auf der Straße, er kennt auch die schädigenden Einflüsse von Exzessen in der Lebensführung, er hat oft Arzt und Krankenhaus in der Nähe, er kann den Aufenthalt unterbrechen und eine andere Gegend, eine andere Höhenlage aufsuchen, eine Seefahrt unternehmen oder schließlich die Heimkehr antreten. Zudem sind die meisten im Land ansässigen Europäer jüngere Leute von kräftiger Konstitution und leben unter verhältnismäßig günstigen Wohnungs- und Ernährungsbedingungen. Immerhin betrug die Sterblichkeit der in Togoland ansässigen Europäer im Berichtsjahr 1900/1901 5,1 %, 1899/1900 nahezu 8 %, 1898/99 4,7 %, 1897/98 6 %, 1896/97 4,7 %, 1895/96 11,2 %.

An erster Stelle unter den Krankheiten steht natürlich Malaria. An der Küste tritt die Krankheit, wie im Mai und Juni 1896, bisweilen epidemisch auf, wobei kein Europäer verschont bleibt, selbst die weitab auf der Reede liegende Schiffsbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen wird und viele Eingeborene bis weit in das Innere hinein zum Opfer fallen. Irgend welche Ursachen für solch epidemisches Auftreten haben sich noch nicht ausfindig machen lassen.

Die Regenzeit, an der Küste besonders die Monate Mai, Juni und der halbe Juli, aber auch der Übergang zur trockenen Zeit sind vor allem reich an Malariaerkrankungen. Die Regenzeit ist überhaupt die gesundheitlich unangenehmere, besonders für die Eingeborenen. Dann sind von den Schulkindern ein Drittel und selbst die Hälfte erkrankt, wenn auch nicht gerade besonders viel Fälle zum Tode führen.

Die Krankheit äußert sich in verschiedenen Formen, als intermittierende (unserem Wechselfieber ähnliche) und kontinuierliche und perniziöse Fieber, von welch letzteren die Schwarzwasserfieber besonders gefürchtet sind.

Die Fieber haben oft Komplikationen und andere Krankheiten im Gefolge, solche der Milz, Leber, des Darmes, der Lungen, Nieren und Nerven.

Gewiß infolge der schlechten Trinkwasserverhältnisse sind gerade bei den Eingeborenen Dysenterie und ähnliche Darmerkrankungen sehr häufig, von denen übrigens gesagt wird, daß sie nicht besonders ansteckend seien.

Die von den Eingeborenen am meisten gefürchtete Krankheit sind die Pocken. Diese sind im Hinterlande endemisch und werden sehr oft durch die Karawanen, zumeist in der Trockenzeit, ins Vorland eingeschleppt und wüten dann hier in schlimmer

Weise. Im Berichtsjahre 1899/1900 herrschten sie monatelang im Bezirk Misahöhe, wo sie sich langsam aber sicher von Ort zu Ort verbreiteten, sowie im Bezirk Kete-Kratzi, sowie neuerdings in Atakpame. Außer den eigentlichen Pocken treten noch eine unseren Windpocken und eine andere unseren Masern ähnliche Krankheit auf. Den Mohammedanern ist die Impfung nicht unbekannt, wird aber selten von ihnen angewendet. Von der intelligenten Bevölkerung des Togolandes ist ein Verständnis für die Vorzüge der Impfung zu erwarten und so kann man für die Zukunft eine Besserung dieser Verhältnisse erhoffen. Die Stationen haben bereits angefangen in dieser Beziehung zu wirken.

Hoffentlich als eine nur vorübergehende Erscheinung zeigte sich 1898/97 eine Beri-Beriepidemie mit schweren Erkrankungen des Herzens unter den Kruleuten einer Küstenfaktorei, wo von 28 Erkrankten 3 starben.

Auch Influenza und Keuchhusten treten in epidemischer Weise auf.

Die Eingeborenen sind sehr häufig Erkältungskrankheiten, wie Lungen- und Brustfellentzündungen unterworfen und die Tuberkulose ist nichts weniger als selten unter ihnen. Sie leiden auch an Rheumatismus und Gelenkrheumatismus. Sehr zahlreich sind die Hautkrankheiten. Leider hat sich ergeben, daß echte Lepra vorhanden ist, wenngleich viele schreckliche Verstümmelungen der Gliedmaßen sowie tiefe und fressende Geschwüre — die öfter an Lepra erinnern — eine Folge von kleinen Verwundungen und Insektenstichen sind, die durch gröbliche Vernachlässigung, törichte Mittel und Mangel an Reinlichkeit einen so bösartigen Ausdruck angenommen haben. Hierher wären auch

Schwesternhaus der katholischen Mission in Lome.

die durch die Sandflöhe eingeleiteten Zehen- und Fußgeschwüre und -verstümmelungen der Eingeborenen zu stellen.

Von anderen Hautkrankheiten der Eingeborenen seien noch Ausschlag genannt, der angeblich durch Waschen mit schlechtem Wasser herbeigeführt wird, Krätze, Flechten und Ekzem, roter Hund und Krätze, Rundwurm und die mit himbeerartigen Erhebungen auf der Haut auftretende Framboesia. Sehr geeignet, besonders zu Ende der Trockenzeit und Anfang der Regenzeit sind die Eingeborenen durch Guineawürmer, die manchmal zu Dutzenden an den unteren Extremitäten zu Tage treten; aber es sind noch andere parasitäre Krankheiten vorhanden, deren Natur freilich noch nicht erkannt ist. Es findet sich die ägyptische Augenkrankheit, ferner häufig Horn- und Bindehautentzündungen, die oft zur Erblindung führen. Neben den Geschlechtskrankheiten ist die Venerie zu erwähnen, sowie die oft weniger Störung verursachenden die manchmal geradezu grotesk in Erscheinung tretenden Rabel- und anderen Brüche, elefantiastische Geschwulste und Tropfbildungen, an welchen Ersteren besonders die Gebirgsbevölkerung und unter dieser die Weiber zu leiden haben. Endlich seien albinische Erscheinungen erwähnt, die wenn sie stark ausgebildet sind öfters mit Schwachsinn verbunden sind, wie denn überhaupt Geisteskrankheiten verhältnismäßig häufig sind.

Im Anschluß sei des Nachtigal-Krankenhauses sowie einiger hygienischer Maßnahmen der Regierung gedacht. Das Krankenhaus ist ermöglicht worden durch langjährige Sammlungen der Nachtigal-Gesellschaft. Das von dieser aufgebrachte Kapital ist dann von der Regierung erhöht worden. So konnte denn in Klein Popo das große viereckige zweistockige Haus mit breiter Veranda und flachem Dach errichtet werden. Im oberen Stock liegen die Krankenzimmer mit je zwei oder vier Betten. Unten sind die Wohnräume für den Arzt, Eß-, Sprech- und Verbandzimmer, sowie die Apotheke und Dienerzimmer. Der eine der drei von der Regierung in der Kolonie angestellten Ärzte hat die Leitung des Krankenhauses. Eine Reihe von Jahren unterstand es, bis zu dessen Tod, dem bewährten Oberstabsarzt Dr. Wicke. Zur Pflege der Kranken befinden sich im Hause zwei oder drei weiße Schwestern vom Roten Kreuz. Außerdem ist ein schwarzer Pflegedienst vorhanden. Im Berichtsjahre 1900/01 wurden 40 verschiedene Weiße an 564 Verpflegungstagen behandelt. Von den 40 Kranken stammten aus Togo 16, aus dem französischen und englischen Gebiet 7. Das Kranken-

haus dient nicht nur den Weißen aus Togo, sondern nimmt auch solche aus den Nachbargebieten auf, ja wird von diesen letzteren sogar gern in Anspruch genommen.

Für die Eingeborenen dient ein besonderes Lazarett. Außerdem gibt es in Klein-Popo eine Poliklinik, ein ärztliches Laboratorium und ein Obduktionshaus, bei Lome eine Isolierbaracke für ansteckende Krankheiten, sowie ein im Bau begriffenes Krankenhaus für die Eingeborenen. Für Klein-Popo, Lome und deren Umgebung ist Impfzwang eingeführt; außerdem wird Lymphe an die Inlandstationen abgegeben, wo die Impfung in sachgemäßer Weise ausgeführt wird. Als weitere hygienische Maßnahmen führen wir noch an die regelmäßigen Gesundheitsvisitationen für Soldaten, Arbeiter und Gefangene, Überwachung der öffentlichen Brunnen, sowie die Verordnungen über die Beerdigung der Toten auf den Friedhöfen, über die Reinhaltung der Wege und Ortschaften, über Verminderung und Bekämpfung der Feuersgefahr.

## VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze

Die Anzahl der im Gebiet ansässigen Europäer betrug am Schlusse des Berichtsjahres 1900/1901 137; davon Beamte 46, Missionsangehörige 38, Kaufleute 36, Pflanzer 6; der Nationalität nach finden sich unter den 137 Weißen 126 Deutsche und 11 Ausländer.

Unter den 137 Köpfen befanden sich 1 Kind und 19 Frauen, davon waren 8 Ehefrauen, 9 Missionsschwestern und 2 Pflegeschwestern.

Die weiße Bevölkerung verteilte sich folgendermaßen: Lome 56, Klein-Popo 21, je 7 waren ansässig in Amedjowhe und Ho, je 5 in Adjido, Tafle (Agu), je 3 in Sebe, Apeme, Porto-Seguro, je 2 in Misahöhe, Palime, Wuame, Kete-Kratyi, Sokodé, Sansane-Mangu, je 1 in Abanakwe, Topli, Kpando, Akpafo, Kete, Bassari, Yendi.

Klein-Popo liegt in west-östlicher Ausdehnung auf dem 60—250 m breiten, etwas erhöhten landigen Landstreifen zwischen Meer und Lagune. Längs der Ufer verlauft je eine einseitig bebaute 4 m breite gerade Straße, hier die Lagunen-, dort die Seestraße. Man durchschreitet die etwa 2 km lange Seestraße vom westlich gelegenen Nachtigal-Krankenhaus bis zum östlich gelegenen Hause des Alté Ajavon in etwa ¾ Stunde. Das Krankenhaus ist ein stattlicher, massiver, zweistöckiger Bau mit breiter Veranda, auf der man — wie es natürlich bei den anderen, längs der Seestraße sich hinziehenden Europäerhäusern ebenso der Fall ist — einen herrlichen Blick auf das brandende Meer und den vollen Genuß der köstlichen Seebrise hat. Nach Osten schreitend gelangt man zu dem großen Gebäude der Wesleyanischen Methodistenmission. Dasselbe birgt deren Schule, ehe die neue Kirche an der Lagune erbaut war, wurde hier der englische Gottesdienst abgehalten. Weiter kommt man zum neuen 25 m langen dreischiffigen Kirchenbau der katholischen Mission. Die Kirche ist im romanischen Stil mit Kreuzgewölbe errichtet und trägt ein Türmchen, das den ankommenden Schiffen als weithin sichtbare Landmarke dienen wird. Der nun folgende Stadtteil bildet ein Gewirr von Hütten und Gehöften, wenn auch der Eindruck eines großen Eingeborenendorfes jetzt bereits bedeutend beeinträchtigt wird durch eine große Anzahl wohlhabenden Schwarzen gehörender neuerbauter ein- und zweistöckiger massiver Wohnhäuser. In denselben ahmen die Eingeborenen mit mehr oder weniger Geschick die europäische Bauart nach. Viele solche, auch oft mit einer Veranda versehene Häuser liegen nun inmitten der grasgedeckten und mit Grashecken umgebenen Hütten und Gehöfte. Quer durch dieses Negerviertel ziehen sich vom Strand zur Lagune einige schmale Verbindungsstraßen. In gesundheitlicher und feuerpolizeilicher Hinsicht will man allmählich die Strohdächer und Grashecken abschaffen und breite Querstraßen anlegen. Allerdings muß dazu eine Anzahl von Gehöften beseitigt und für deren Eigentümer Ersatz geschafft werden, was bei der seitlichen Beschränkung der Ortsanlage einige Schwierigkeiten hat. Man ist aber jetzt dabei, einen toten Lagunenarm, der außerdem durch seine Ausdünstungen sehr bedenklich war zuzuschütten und so in der Richtung auf Badji neues Terrain zu schaffen. Jenseits dieses Eingeborenenviertels, im östlichen Teile der Stadt, liegen zusammenhangend die Anwesen der Mehrzahl der Europäer, welche, besonders von der Seeseite her gesehen, dem Ganzen ein schmuckes Aussehen verleihen. Hier finden wir an der Seestraße das Steuerhaus, die mit einem Tor versehene, den Victorischen mit schönen Kokospalmen bestandenen Faktoreihof abschließende Mauer, und jenseits die ehemalige Regierungsschule, einen großen viereckigen Bau mit einer Veranda nach der Seeseite. Als aber die Räume den Bedürfnissen nicht mehr genügten und um überhaupt dem betäubenden Tosen der Brandung, das den Unterricht stark störte, zu entgehen, hat man neuerdings die Schule nach dem stillen Zebevi verlegt. Noch weiter zieht sich die Seestraße bis zu dem stattlichen Europäerhause des wohlhabenden Eingeborenen Alte Ajavon. Längs der Straße befinden sich vor dem Stadtteil der Eingeborenen und vor den Faktoreien auf der Strandseite Schutzdächer für die Kanus der Seefischer und die Landungsboote der Kaufleute. Mehrere hundert Meter östlich von den letzten Häusern ist der schmale Nehrungsstreifen von einer Senke durchsetzt, welche die

See ab und zu durchbricht. Noch jenseits dieser Senke ist das Pulverhaus gelegen. Im übrigen füllen diesen östlichen Teil von Klein-Popo die sämtlich zwischen Meer und Lagune liegenden Faktoreien. Die großen mit Kokospalmen überschatteten Höfe derselben öffnen sich nach beiden Seiten und beherbergen ganze Reihen von Fässern mit Palmöl und Säcken mit Palmkernen. Im großen Schuppen sind Palmkerne zum Trocknen ausgebreitet. Die zweistöckigen ansehnlichen mit Veranden umgebenen Gebäude enthalten zumeist im Erdgeschoß die Läden und Warenbestände, im obern liegen die Wohnräume der Angestellten. Von hier aus hat man einen Ausblick auf die See, das Treiben auf der Lagune und weiterhin die Insel Adjido mit dem Dorf und der Kirche der französischen Mission. Uns nach Westen zurückwendend schauen wir auf Badji und Degbenu, auf die stattlichen Wohnhäuser des Königs Lawson III., sowie die neue Kirche der Wesleyaner, die, auf malerischem Platze zwischen Badji und Klein-Popo an der Lagune erbaut, in ihrem einfachen und doch eindrucksvollen Stil eine besondere Zierde des Ortes geworden ist. Die Kokospalmen, welche den am Nordwestende der Lagune belegenen Marktplatz beschatten, sowie die vielen Gondeln und weißen Gigo auf der Lagune vor den Faktoreien geben ein buntes, malerisches Bild. Auf der Lagune herrscht ein lebhaftes Treiben. Eingeborene bringen in Kanus ihre Produkte, Fischer werfen ihre Netze und Kinder baden in lustigem Getümmel. Das Ufer aber gleicht einem Bollwerk, wo die einheimischen Produkte aus- und europäische Waren eingeladen werden. In Klein-Popo wird weniger Klein- als Großhandel betrieben. Schwarze Händler vermitteln den Verkehr zwischen den Faktoreien und den großen Märkten an der Lagune in Gridji, Boga und Bokutime, am Togosee und in Hahote

E. Goedeltz Faktoreihof in Lome. Ankauf von Palmkernen und Öl.

am Hahn. Hier kaufen sie die Produkte der Marktleute auf und verhandeln die in den Faktoreien erhandelten europäischen Waren. So verkehrt das gesamte östliche Küstenland auf dem Lagunenwege mit Klein Popo. Neuerdings hat dieser Verkehr eine namhafte Erweiterung nach Osten bis zum Mono und diesen Fluß aufwärts bis zum Toplimarkt erfahren. Früher, vor der neuen Grenzregelung mit den Franzosen, wurden die den Mono herunterkommenden Produkte, um den beim Eintritt in deutsches Gebiet zu zahlenden Zoll zu ersparen, in Groß Popo abgesetzt. Jetzt können die in Topli aufgekauften Produkte nach Klein-Popo gebracht und dort verladen werden.

Die Gondeln und Gigo dienen den Europäern auf den Hauptfaktoreien zu den Zweigfaktoreien, aber auch zu Segel- und Ruderpartien, welchem Sport man gern nachgeht, zu gelegentlichen Jagd- und Picknickausflügen in die Umgebung. Klein Popo ist durch die Lagune ganz vom Hinterland abgeschlossen. In der Trockenzeit gelangt man meist durch das ausgetrocknete Lagunenbett zu Land nach Adjido, doch in der Regenzeit vermittelt die Regierungsfähre den Verkehr. Auf der niedrigen und sumpfigen Halbinsel gibt es wie auch in Badji einige Rinderherden, die als Schlacht-, Zucht- und Milchvieh hier gehalten werden. Die Milch wird an die Europäer in Klein-Popo verkauft. Auch Ackerbau, etwas Handel und Fischfang wird hier betrieben. Adjido ist ein Hauptsitz des Yewebundes trotz der dicht beim Dorf am erhöhten Lagunenufer gelegenen katholischen Mission. Ja, der Bund kämpft in der letzten Zeit besonders heftig gegen das eindringende Christentum. Man hat übrigens von der Veranda des Missionshauses eine besonders hübsche Aussicht auf die Lagune, Klein Popo und die dahinter gelegene See. Früher befand sich hier der Sitz der Präfektur, die neuerdings nach Lome verlegt ist.

Von Adjido gelangt man auf einem 1½ km langen Dammwege über die Halbinsel zu einem zweiten Lagunenarm, der jetzt auf einer auf Steinpfeilern ruhenden Holzbrücke nach Zebe überschritten wird. Der Park des Landeshauptmannschaft, die hier früher ihren Sitz hatte, reicht bis zum Lagunenufer hinab. Jetzt und dort, da auch das erstere Wohnhaus des Gouvernements nach Lome gekommen ist, nur noch ein Beamtenhaus, das Schulhaus und Arbeiterschuppen. Vor Zebe führt eine angefangene Straße nach Norden, nach Aneho, wohin man aber auch auf dem Wasserwege kommen kann. Längs dieser Straße liegen einige größere

Farmen von Europäern und wohlhabenden Eingeborenen.

Von Klein-Popo oder Sebe gingen die ersten Reisenden ins Land. Auf der Lagune gelangten die Bismarckburger bis nach Poga, von wo dann der Marsch nach Norden über Tave, Esse, Game, Anatiha nach Atakpame und weiter durch Akposso führte.

Zur Zeit als Sebe noch Sitz der Landeshauptmannschaft war, war die weiße Bevölkerung von Klein-Popo und Umgebung bis auf 37 gestiegen. Jetzt zählt man deren nur noch 24, wovon 8 Beamte, 8 Kaufleute, 6 Missionsmitglieder und 2 Pflegeschwestern. Die Zahl der Eingeborenen beträgt nach oberflächlicher Schätzung in Klein-Popo einschließlich der getrennt liegenden Stadtteile Adjido und Badji etwa 4000 in 750 Hütten.

Als ich im Jahre 1884 zum erstenmal in Lome war, gab es dort außer einigen primitiven Faktoreien nur wenige armselige Fischerhütten, jetzt dagegen ist es eine ausgedehnte Stadt mit einem wohlgeordneten Straßennetz und über 2500 Einwohnern. Im allgemeinen ist die Stadtanlage von quadratischer Form. Längs der Küste verläuft die Strandstraße und parallel zu dieser liegen hintereinander die Hamburger-, Bremer-, Markt-, Klaas-, Haussa- und Puttkamerstraße. Westlich ist der Stadtkomplex durch die senkrecht auf die Küste stoßende Regierungsstraße, östlich die mit ihr parallel laufende Missionsstraße begrenzt. Zwischen den angegebenen Langestraßen verlaufen zahlreiche im allgemeinen senkrechte kurze Querstraßen. Außerdem münden in die Hamburgerstraße zwei lange, schräg daraufstoßende Straßenzüge ein, von Nordwesten die Bismarckstraße, die in die Misahöhestraße übergeht und von Nordosten die Amutivestraße. Der Marktplatz liegt zwischen Bremer- und Marktstraße, welch letztere sich als Weststraße fortsetzt, und wird von der Amutivestraße durchquert. Der Stadt hat sich im Westen jenseits der Regierungsstraße nunmehr das große Gouvernementsterrain angelagert, das an der Küste eine Langenausdehnung von 1500 m, sowie eine Breitenausdehnung von 1150 m hat. Hier nimmt die fortgeführte Strandstraße den Namen Kaiserstaden an und ihm parallel läuft die Wilhelmstraße, in der auch in Lome die neuen Gouvernementsgebäude liegen werden. Nunmehr bietet die Strandstraße mit dem Kaiserstaden zusammen eine schöne 3 km lange, in der Mitte mit einer Laterritbefestigung versehene Promenade. Das große Regierungsterrain, auf dem Palmen, Eisenholz- und andere Schattenbäume angepflanzt und Brunnen gegraben worden sind, enthält bereits mehrere Wohnhäuser, Bureaus und das Gefängnis. Mit dem Bau des neuen Gouvernementshauses ist begonnen. Dasselbe wird massiv aus Ziegelsteinen errichtet. Hier ist ferner ein neues 40 m langes, 14 m tiefes und mit einer 3 m breiten Veranda versehenes Beamtenhaus, teils massiv, teils als Fachbau aufgeführt, das auch eine Messe enthält. Da sämtliche Räume dieses Hauses nach der Seeseite liegen, konnte man dem Hause nur die Breite eines Zimmers geben. Auf diesem Regierungsterrain ist nunmehr auch die Polizeitruppe in einem großen, regelmäßig angelegten Lager untergebracht und ein Exerzierplatz geschaffen.

Vom Regierungsterrain uns auf der Strandstraße nach Osten bewegend, haben wir zur Rechten die Schuppdächer für die Brandungsboote, während zur Linken die mit je einem Tor durchbrochenen Mauern der Faktoreihöfe in langer Reihe verlaufen. Diese Tore vermitteln den Verkehr der Faktoreien mit den auf der Reede liegenden Schiffen dagegen befinden sich die Eintrittsöffnungen für die kaufenden oder verkaufenden Eingeborenen in der Hamburgerstraße. Auch hier sind die Faktoreihöfe von schönen Kokospalmen beschattet und die Hauptgebäude mit der Front zur Seeseite gestellt, so daß die Bewohner immer den Blick auf das brandende Meer haben und die frische Brise unvermittelt genießen können. Diese Faktoreihäuser sind in Europa fertig gemachte zweistöckige mit einer Veranda versehene Holzhäuser, die hier nur aufgestellt und mit dem üblichen weißen Tropenanstrich versehen werden. In den oberen Geschossen liegen die Wohn- und Schlafräume der weißen Angestellten, während die Erdgeschosse Läden und Warenvorräte enthalten.

Bei einer ganzen Anzahl solcher Faktoreien vorüberschreitend, gelangen wir nunmehr zu dem bisherigen Komplex des Kaiserlichen Gouvernements mit Amts- und Wohngebäude des Gouverneurs, Post- und Zollamt. Schon jenseits der Missionsstraße gelegen, bildet den östlichen Abschluß der Strandstraße ein großes Gebäude der katholischen Mission, dessen untere Räumlichkeiten bisher als Kirche dienen, während oben die weißen Schwestern wohnen.

Die Hamburgerstraße zeigt auf ihrer Südseite Lagerhäuser und Warenräume der Faktoreien. Hierher bringen die Eingeborenen ihre Produkte zum Verkauf und tauschen dafür europäische Waren ein, wie auch die Haussa hier ihre Einkäufe für den Absatz auf dem Markt und im Hinterlande machen. Die Nordseite der Hamburgerstraße zeigt die aus Gras, Palmblättern oder Knüppeln hergestellten Zäune der Gehöfte der Eingeborenen. Hier liegt auch die Niederlassung und Schule der katholischen Patres und wird sich bald eine bereits im Bau begriffene Kirche erheben. In der nächsten Querstraße, der Bremerstraße, befindet sich westlich das Gebäude der Norddeutschen (sogenannten Bremer) Missionsgesellschaft, im östlichen Verlauf stoßt die Straße auf den mit Schattenbäumen bestandenen Marktplatz. Hier befinden sich als Faktoreifilialen Läden mit schwarzen Angestellten, da viele Buschleute lieber mit solchen als mit weißen verkehren. Früher fingen solche schwarze Angestellte der Firmen die zu Markt ziehenden Buschleute schon weit vor der Stadt auf der Straße ab, um ihnen das Palmöl und die Kerne abzukaufen. Jetzt ist ein solcher Handel untersagt und muß derselbe auf dem Marktplatz oder in den Faktoreien stattfinden.

Auf der Marktstraße aber befindet sich der Klein- und Lebensmittelmarkt. Dort sitzen die schwarzen Marktweiber unter von der Regierung aufgerichteten Wellblechdächern und verhandeln jede Art von rohen und fertig zubereiteten Nahrungsmitteln: Yams und Manjok, Maiskolben, -mehl und -brot, Bohnen und Erdnüsse, auch gleich gequetscht und mit Pfeffersauce gekocht, Zwiebeln und Okro, sowie allerlei Früchte: Bananen, Ananas, Orangen und Limonen, Papayas, Pfeffer und Palmnüsse. Fleischklöße und besonders kleine Fische, die in Unmengen mittels Wurf- und Schleppnetzen aus dem Meere gezogen werden, finden hier in getrocknetem Zustande reißenden Absatz. Dazwischen bieten armselige Buschweiber

aus Be kleine Häuschen von Brennholz zum Verkauf. Haussa verhandeln die in den Faktoreien erstandenen europäischen Waren, auch Tabak und Schnaps im Kleinvertrieb; schwarze Großhändler halten hier ihren Angestellten Verkaufsstellen und schwarze Schlächter, besonders Haussaleute, liegen hier ihrem Gewerbe und dem Verkauf von Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch ob. Zwischen den Verkaufern aber bewegt sich in der Marktstraße Tag für Tag von Morgens bis Abends eine lautschreiende und feilschende Menge von Küstenleuten, Buschleuten, Arbeitern, Trägern und Soldaten.

In der Klausstraße sind keine Europäerniederlassungen mehr, aber zahlreich sind hier die in Nachahmung derselben errichteten massiven Läden und Wohnhäuser der eingeborenen Händler und Kaufleute. Auch in der Bismarckstraße und in der Amutivestraße finden sich solche neben den Filialen der europäischen Firmen. Im übrigen aber dient die mit Schattenbäumen bepflanzte und mit Laterit belag befestigte Amutivestraße als beliebter Promenadenweg. In der Haussastraße stoßen wir auf die langen Mattenzäune der Haussakolonie. Dieselbe nimmt das Terrain bis zur Buttkamerstraße und noch nördlich derselben ein. Festere Gehöfte und eigenen Grundbesitz haben nur einige Händler, im übrigen wechseln die Bewohner der kleinen runden Mattenhütten in schneller Folge. Wenn eine aus dem Hinterland kommende Karawane, die hier eine Unterkunft findet, die mitgebrachten

Katholisches Brautpaar in Lome.

Landesprodukte, vor allem Kautschuk, sowie Pferde und Vieh verkauft und ihre Einkäufe an europäischen Waren, vor allem Zeuge, Perlen, Schnaps, Rum, Pulver und Gewehre, besorgt hat, zieht sie wieder von dannen und das bisherige Quartier wird von anderen Mitgliedern dieses handeltreibenden Volkes eingenommen. Der von Europa kommende Reisende betrachtet mit Interesse dieses Bild innerafrikanischen mohammedanischen Lebens, das sich hier in ziemlicher Stattlichkeit darbietet und so ganz verschieden ist von dem Negerleben der Küste. Durchaus sympathisch berühren die hohen Gestalten der Männer mit den intelligenten Gesichtszügen, den Kinnbarten, der weiten aus Tobes oder Burnus und Pluderhosen bestehenden Gewandung, mit den Sandalen an den Füßen und Fez oder Turban auf dem Kopf. Auch die weiblichen Frauen mit den hohen Frisuren und den roten Korallenstückchen im Nasenflügel heben sich vorteilhaft von den einheimischen Frauen ab. Zum erstenmal hört hier der Europäer die zum Gebet rufenden Stimmen der Sänger und Prediger und sieht die Anhänger Mohammeds ihre Gebete verrichten.

Nördlich der Stadt, zwischen den auseinander weichenden Misahöhe- und Amutivestraßen liegt ein größeres mit undurchdringlichem 2–3 m hohem Buschwerk bestandenes Stück Regierungsland, auf welches sodann, bis zur Lagune sich erstreckend, die etwas vernachlässigte Kokosplantage Lome folgt.

Im Osten der Stadt liegen die Friedhöfe, für die Weißen sowohl wie für die Eingeborenen, denn es ist denselben jetzt verboten ihre Toten innerhalb der Hütten der Stadt zu beerdigen, wie es sonst ihre Sitte ist.

Auch hier bildet der noch weiter an der See gelegene Pulverschuppen den östlichen Abschluß der Stadtanlage. Westlich der Stadt, im Norden des weiten Gouvernementsterrains, liegt der Reit- und Exerzierplatz. Hier finden an Festtagen wie an Kaisers Geburtstag Pferderennen sowie andere Volksbelustigungen statt, an denen die weiße und schwarze Bevölkerung teilnimmt. An seiner eng

lischen Kolonie fehlen solche Volksfeste, die wesentlich zum guten Einvernehmen unter den verschiedenen Elementen der Bevölkerung beitragen.

Außer dem Rennsport, der leider durch die immer bald eingehenden Reittiere stark beeinträchtigt wird, wird in Lome von den Weißen geradelt und gekegelt. Die schwarzen Angestellten finden ihr Vergnügen bei Musik und Tanz ganz nach europäischen Vorbildern, während die untere Volksschicht den einheimischen Aufführungen und Tänzen anhängt, wie wir solche neuerdings in den europäischen, speziell deutschen Großstädten in höchst überflüssigerweise importierten mehr oder weniger echten Togotruppe vorgeführt sehen können.

Am Marktplatz in Lome ist neuerdings ein dem Andenken der ersten ihrem Beruf oder doch den unmittelbaren Folgen desselben erlegenen Togoforscher Wolf, Kling und Bugslag gewidmetes Denkmal errichtet. Auf dem Platz selbst befindet sich ein großer öffentlicher Brunnen, welcher den schlechten Wasserverhältnissen des Ortes in bester Weise abhilft und von der Bevölkerung stark in Anspruch genommen wird.

Auf der Misahöhestraße fortwandernd erreichen wir bald an dem Abhang des ausgetrockneten Lagunenbettes den von dem Gouvernement angelegten aber wegen der ungünstigen Bodenbeschaffenheit kaum erfolgreichen Versuchsgarten. Im weiteren Verlauf durchschneidet die nach Akepe führende Straße ein Stück englischen Gebiets. Wenn man dagegen Lome auf der Amutivestraße verläßt, so kann man auch von dieser mit Umgehung der englischen Ecke in die Misahöhestraße einbiegen, wenn man sie aber weiter verfolgt, so erreicht man nach 1½ km das Dorf Amutive mit einem schönen kokospalmenbestandenen Marktplatz. Hier machen die ankommenden Karawanen Toilette, wie auch die in das Land ziehenden Reisenden und Händler von der Freundschaft, die sie bis hierher begleitet hat, Abschied nehmen. Dann tritt man in das etwa 1 km breite Lagunenbett ein, das selbst in der Regenzeit trockenen Fußes passiert werden kann. Auf ihrem nördlichen Hang liegt die Lomeziegelei, die aus dem roten Laterit schöne Steine brennt, der großen Nachfrage freilich kaum genügt und unter dem immer mehr fühlbar werdenden Mangel an Brennholz leidet.

## VIII. Missionen und Schulen

Bis 1892 unterstand die katholische Mission des Togogebietes der Dahomemission, seitdem ist sie durch Schaffung einer apostolischen Präfektur selbständig geworden. Die Präfektur der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes, hatte zuerst ihren Sitz in Adjido, jetzt ist derselbe nach Lome verlegt worden. Die Mission zählt fünf Hauptstationen, in Lome, Adjido, Klein-Popo, Porto-Seguro und seit 1900 in Atakpame*). Die Station in Togostadt hat man nach sechsjährigem Bestehen wieder eingehen lassen müssen, da sich die Bewohner des allerdings einen Hauptsitz des Yewebundes bildenden Ortes nahezu völlig der Einwirkung der Missionare verschlossen. Auch in Adjido und Porto-Seguro bieten sich infolge des dort stark verbreiteten Fetischdienstes große Schwierigkeiten. Nach den Berichten der Missionare bekämpfen die Fetischleute das eindringende Christentum gerade neuerdings in heftiger Weise, indem sie ihren Anhängern das Tragen europäischer Kleidungsstücke verbieten und alles Mißgeschick, als Krankheit, Ausbleiben des Regens und Mißwachs, Fischarmut in der Lagune, als eine Strafe für das Verlassen der alten Gebräuche hinstellen. Auch versuchen sie durch Veranstaltung großer Aufzüge, Spiele, Tänze und Opfer auf das Volk einzuwirken**) und den Fetischenrschulen neue Zöglinge zuzuführen. In diesem Kampfe gegen das Christentum findet der Fetischismus natürlich eine tatkräftige Hilfe in der ganz allgemein verbreiteten Polygamie.

Die Einwirkung auf die Erwachsenen ist somit nur eine geringe. Nach siebenjährigem Bestehen zählte die katholische Togomission in elf Gemeinden 1400 getaufte Christen. In dieser Zeit hatte die Mission den Tod von sieben Mitgliedern ihres europäischen Missionspersonals zu beklagen. Ein

*) In Atakpame waren schon früher katholische Missionare und zwar aus Lyon ansässig. Aber 1877 wurde die Niederlassung zerstört und die beiden Missionare wurden vergiftet. Einer derselben erlag auch dem Gift; er liegt in Atakpame unter einem großen Baume begraben.

**) Solche öffentlichen anstößigen Aufzüge und Veranstaltungen sind von der Regierung neuerdings verboten oder doch sehr eingeschränkt worden.

Digitized by Google

große Gewicht legt man auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes und unterhält infolgedessen zur Zeit 21 Schulen, von denen die meisten im Küstengebiete, aber auch einige im Binnenlande, in Agome Palime, Tafle am Agu, Kpando und Atakpame gelegen sind. In vier dieser Schulen werden Mädchen unterrichtet; vier derselben sind Internate, in denen im ganzen 55 Zöglinge untergebracht sind. Die Zahl der Schüler betrug über 1000. Unterrichtsgegenstände sind neben der Landessprache Englisch, Deutsch, Religion, Rechnen, Schreiben, Geographie und Gesang.

„Früher begann man in der untersten Klasse gleichzeitig mit Englisch und Deutsch, jetzt beginnt man im ersten Schuljahr mit Englisch, im zweiten mit Deutsch, weil den Kindern das Englische leichter falle. Die englische Sprache, so meinen die Missionare, können sie nicht fallen lassen, wie ein Versuch lehre, durch den sie sofort 50 Schüler verloren haben, die von nun an die Schulen im benachbarten englischen Gebiete aufsuchten. „Im übrigen erblicken die Missionare eine praktische Anerkennung ihrer Leistungen in dem Umstande, daß eine Anzahl ihrer Schüler in den Gouvernementsdienst aufgenommen sei; auch habe der Herr Gouverneur die im Deutschen erzielten Erfolge gern anerkannt.

Neben den Schulen unterhalten die Missionare ein Seminar, in dem außer den angeführten Gegenständen noch Lateinisch und Französisch gelehrt wird und welches zur Heranbildung schwarzer Lehrer, Katecheten und gegebenenfalls auch Priester dienen soll.

„In den Knabenschulen werden die Zöglinge durch die Mitglieder der 1898 gegründeten Handwerkerschule — Laienbrüder, die ein Handwerk gelernt haben —, die ihren Sitz teilweise und zeitweise auf die Stationen verlegt, zu Lehrlingen ausgebildet. Hauptsächlich in diesem Sinne zu Lehrzwecken unterhält die Mission auch eine Kaffeefarm und Kokosplantage.

„In den Mädchenschulen tritt zu den anderen Gegenständen noch der Handarbeitsunterricht; vor allem will man aber durch Erziehung der Mädchen den Anschauungen über eine christliche Ehe weitere Verbreitung geben. So konnte der vorletzte Bericht bereits eine Anzahl — 18 — legaler Ehen verzeichnen.

Das Missionspersonal setzt sich zur Zeit aus 25 Europäern und etwa ebensoviel Farbigen zusammen. Die Europäer sind auf die fünf Hauptstationen verteilt: zwölf Priester, sieben Laienbrüder, sechs Schwestern. Die Priester widmen sich der Bekehrung des Volkes und der Belehrung und Erziehung der Jugend; die Laienbrüder verrichten die häuslichen Arbeiten, sind vielfach mit den Bauten für die Mission beschäftigt und unterrichten die Knaben im Handwerk. Die weißen Schwestern widmen sich dem Unterricht und der Erziehung an den Mädchenschulen in Lome und Klein-Popo. Die Farbigen unter dem Missionspersonal sind Lehrer und Katecheten.

**Die von einem Missionar und Superintendenten — dem einzigen Europäer derselben im Gebiet — geleitete Wesleyanische Mission untersteht als Bezirk Klein-Popo der Distriktsverwaltung in Lagos und mit dieser dem Missionskomitee der Wesleyan Mission Society in London. Diese englische Mission war schon früher in Klein-Popo ansässig. Als Togoland deutsch wurde, ersuchte die Regierung die Mission um Anstellung eines deutschen Missionars im Gebiet.**

„Im Jahre 1892 führte dann ein solcher, Rudeder, deutschen Unterricht in der Schule ein. Von 1894 bis 1900 stand Superintendent Ulrich und seitdem steht Superintendent Rieker an der Spitze des Togobezirks. Die Hauptstation der Mission ist Klein-Popo und da in diesem Orte noch keine andere evangelische Mission befindet, so ist Kirche und Schule im allgemeinen gut besucht. Außer dem europäischen Leiter befindet sich in Klein-Popo ein eingeborener ordinierter Prediger, der von Badji stammt. Die Gemeinde zählt 67 Mitglieder und besitzt in Klein-Popo eine [illegible] Menschen fassende, Weihnachten 1897 eingeweihte Kirche, die Ebenezerkirche, deren Bau 20000 Mark gekostet hat. Der Gottesdienst fand früher in englischer Sprache statt, daher die Bezeichnung English Church, neuerdings haben die eingeborenen Prediger und Lehrer Katechismus und Gesangbuch im Anehodialekt der Ewhesprache fertiggestellt, so daß jetzt der gesamte öffentliche Gottesdienst in der Landessprache stattfinden dürfte. An den hohen christlichen Festen und bei besonderen Gelegenheiten wird Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten. Die Mission ist erfreut, daß ihre Christen sich von heidnischen Sitten und Gebräuchen fern halten, besonders vom Fetischtanz und Branntweintrinken. Auch sind sie im allgemeinen bereit, ihre Toten auf dem Friedhofe zu beerdigen. Natürlich bieten auch dieser Mission Fetischismus und Polygamie die hauptsächlichsten Schwierigkeiten. „Infolge der fehlgeschlagenen Fetischvorbeschwörungen und Fetischunternehmungen, Regen zu beschaffen, sind in letzterer Zeit einige besonders merkwürdige Neubekehrungen zu verzeichnen, so die der Hauptpriesterin des Wassergottes und des obersten Verwalters des Götzentempels in Klein-Popo, der die ihm anvertrauten Fetische selbst zerstörte und dann nur mit Mühe einem Mordversuche und der Verfolgung entrann. Auch die Tochter der verstorbenen Hauptpriesterin und die Priesterin des Donnergottes konnten neuerdings getauft werden. Die Männer bereiten der Bekehrung, vor allem des Verbots der Polygamie wegen, größere Schwierigkeiten; doch hat sich neuerdings unter den Eingeborenen ein „Verein zur Hebung der christlichen Ehe und Bekämpfung der Polygamie" gebildet. Etwa ein Dutzend junger Männer haben unterschriftlich versprochen, sich nur nach christlicher Sitte zu verheiraten, während Väter sich verpflichtet haben, ihre Tochter nur in eine christliche Ehe zu geben.

Außer der Kirche in Klein-Popo unterhält die Mission noch Predigtplätze in Grand-Popo, Porto Seguro, in dem früher französischen Aburakuwe und Aneoga.

Digitized by Google

sowie in dem französischen Groß-Popo und Aguê. Die Missionsmitglieder aus diesen Plätzen erhöhen die Gesamtzahl der Wesleyaner auf 470, wobei aber die fluktuierenden Elemente — und deren gibt es bei den leichtzügigen Ewhe viele — nicht mitgerechnet sind.

An den genannten Stellen unterhält die Mission Schulen, von denen natürlich die zu Klein-Popo die besuchteste ist. Sie zählt 216 Knaben, in der Mädchenabteilung 69 Schülerinnen. Übrigens besteht die Hauptschule von Klein-Popo seit 1850, die von Gridji seit 1861, Porto-Seguro 1878, die Mädchenschule seit 1890. Die Schule zu Klein-Popo hat einen Lehrplan von acht Jahren. Während Anecho die Umgangssprache in der Schule ist, wird mit dem Deutschen im vierten Schuljahre begonnen. Früher war die Teilnahme an den fremden Sprachen freigestellt, doch nun müssen die fünf oberen Klassen Deutsch treiben. In den oberen deutschen Klassen, so heißt es in einem der letzten Berichte, wird jetzt fast nur Sprachunterricht erteilt, da im englischen Teile der Schule Fächer wie Rechnen, Geschichte, Religion und Singen genügend zur Geltung kommen. Nach dieser Einrichtung nehme die englische Sprache, wie von Nichtkennern angenommen wird, nicht die erste Stelle ein. Der deutsche Unterricht liegt in den Händen des deutschen Missionars, während schwarze Lehrer Englisch und Anecho unterrichten.

Da die Mission in der deutschen Kolonie natürlicherweise deutschgebildete Lehrer braucht, befindet sie sich insofern in Schwierigkeit, als das Seminar in Lagos, das zwar unentgeltlich, aber nur englisch vorbildet, kaum noch für Togo in Betracht kommt. Aber zur eigenen Ausbildung ihrer Togolehrer seien die Mittel nicht vorhanden. Indessen denkt man doch neuerdings an die Gründung einer „höheren Schule" für Togo und hat auch in Klein-Popo einen Studienkurs eingeführt, der dem europäischen Missionar und dem eingeborenen Prediger unterstellt ist. Aber man hat auch unter dem Mangel an Schülern für diesen Kursus zu leiden, da die aus der Schule entlassenen jungen Männer es vorziehen, in den Dienst des Gouvernements, der Kaufleute oder kolonialer Unternehmungen einzutreten. Übrigens geht die Heranbildung eines schwarzen Lehrers oder Predigers dergestalt vor sich, daß die von der Schule entlassenen jungen Leute nach Lagos geschickt werden, wo sie außer freiem Unterricht auch freie Wohnung und Kost erhalten. Nach drei Jahren machen sie das Lehrerexamen, kommen zurück und arbeiten als Lehrerevangelisten. Nach sechs- bis zehnjähriger Dienstzeit können sie sich um die Kandidatur des Predigtamtes bewerben. Sie werden danach als „Probeprediger" zugelassen, haben aber alljährlich ein Examen zu machen, bis sie nach vier Jahren durch die Ordination in den Predigerstand als vollberechtigte Mitglieder aufgenommen werden.

In Bezug auf die Mädchenschule von Klein-Popo sei noch erwähnt, daß dieselbe der Gattin des eingeborenen Predigers unterstellt ist. Auch in dieser Mädchenschule wird neben dem theoretischen Unterricht Handarbeitsunterricht erteilt.

Die Baseler Mission im Togolande steht in Verbindung mit der an der englischen Goldküste. Der Hauptsitz derselben ist in Akropong, wo sich auch das Missionsseminar für die Heranbildung eingeborener Gehilfen befindet. Das linksvoltaische englische Gebiet ist zusammen mit dem deutschen dem Missionar in Anum unterstellt, der von hier aus die Stationen im deutschen Gebiet besucht. Die Mission ist seit etwa 15 Jahren in Togo tätig und bearbeitet den zwischen Volta, Dayi und Daka gelegenen Landesteil. Sie unterhält bisher keine Hauptstation im deutschen Gebiet, beabsichtigt aber die Errichtung einer solchen in Akpafo. Die Mission hat eine besondere Schwierigkeit in der Vielsprachigkeit ihres Arbeitskreises gefunden, die es ganz ausschließt, jedes Sprachgebiet in der eigenen Sprache zu bearbeiten. Sie benutzen daher als Predigt- und Schulsprache Tshi. Besser freilich wäre es, wenn die Mission sich entschließen würde, die Ewhesprache als Kirchen- und Schulsprache einzuführen. Dem Wunsche des Gouvernements, daß die Mission die deutsche Sprache lehre, kann bisher aus Mangel an deutschgebildeten Lehrern nur in unvollkommener Weise, nämlich an der einen Schule in Worawora nachgekommen werden. Schon um diesen Mangel an im deutschen Gebiet brauchbaren Lehrern zu decken, sieht man sich zur Gründung einer Haupteuropäerstation genötigt.

Die Mission zählt in Deutsch-Togo 15 Arbeitsplätze mit zusammen 330 Kommunikanden und über 300 Schülern.

In der zwischen Dam und Kumma gelegenen Landschaft sind acht Dörfer besetzt, darunter auch Kpando, und zwar sind diese Plätze dem eingeborenen Pfarrer Peter Hall in Akkumuru unterstellt. In Borm sind sechs weitere Predigt- und Schulplätze, deren Leitung dem eingeborenen in Europa ausgebildeten Missionar Clerk in Worawora obliegt. Endlich ist noch bei Kratsi ein eingeborener Pfarrer Awere mit einem Lehrer stationiert. Freilich hat der Pfarrer an diesem Hauptsitz des Odente noch keine Gemeinde sammeln können, doch hat er sehr viele Ortschaften in der

Digitized by Google

Umgebung beſucht, um dort zu predigen. Überhaupt haben die Pfarrer und Miſſionare der Miſſion das Gebiet vielfach bereiſt und an geeigneten Stellen gepredigt. Sie ſind unter anderem auch in Salaga geweſen, wo man dem lebhaften Wunſch nach einer Miſſionsſchule Ausdruck gegeben hat, da die Hauſſalehrer den Kindern doch nicht „das Europaiſche“ beibringen könnten. Vorübergehend hatten die Baſeler auch in dem dicht bei Bismarckburg in Adele gelegenen Ketſhenke eine Station, doch haben ſie dieſe wieder eingehen laſſen. Das Schulehalten iſt beſonders im Inlande eine koſtſpielige Sache, da die Eingeborenen nicht nur nicht Schulgeld bezahlen, ſondern neben freiem Unterricht auch freie Wohnung und Kleidung für die Kinder und oft noch für ſich ſelbſt eine Belohnung dafür verlangen, daß ſie die Kinder der Miſſion zuſenden.

Die Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft in Bremen, zumeiſt Bremer Miſſion genannt, blickt in dieſem Teil von Weſtafrika auf eine bereits mehr als fünfzigjährige Tätigkeit zurück. Am 14. November 1847 iſt Miſſionar Wolf in Peki eingezogen und hat dort die Arbeit begonnen. Nach ſechs Jahren von dort vertrieben, mußte die Miſſion in Quitta einen neuen Anfang machen. Bis 1859 hatte man vier Hauptſtationen gegründet. 1869 wurde das eben ausgebaute Ho von den Aſhanti eingeäſchert und konnte erſt 1876 wieder aufgebaut werden. Während des fünfzigjährigen Beſtehens 1847 bis 1897 hat die Miſſionsgeſellſchaft 157 Männer und Frauen nach Afrika geſendet, von denen 57 zumeiſt der ungünſtigen klimatiſchen Verhältniſſe wegen wieder heimkehren mußten, 64 aber dort in ihrem Beruf das Leben gelaſſen haben. Von den Hauptſtationen beſteht Ho nunmehr 26, Amedjovhe 13, Lome 6 Jahre, während die bisherige Außenſtation von Ho am Agu im vorigen Jahre als Hauptſtation eingerichtet worden iſt. Zu Lome gehören noch 1, zu Ho 9, zu Amedjovhe 9, zu Agu 3 Außenſtationen. Das Miſſionsperſonal ſetzt ſich zuſammen aus 18 europäiſchen und 39 eingeborenen Miſſionsarbeitern.

Weg zur Miſſionsſtation in Ho.

Digitized by Google

Sie zählen über 1000 eingeborene Christen in mehr als 20 Gemeinden und unterhalten 25 Schulen mit 550 Knaben und 220 Mädchen.

Die Mission beabsichtigt neuerdings ihren Hauptsitz von dem englischen Quitta, zumal ihr dortiges Haus von der Brandung immer mehr unterspült wird, nach Lome zu verlegen.

Die Bremer haben das Studium der Ewhesprache in eingehender Weise betrieben und in dieselbe das Neue Testament, einzelne Teile des Alten Testaments, Gesang- und Choralbücher, Fibeln und anderes mehr übersetzt. Auch haben sie ein auf handschriftlicher Presse hergestelltes, vom Missionar Knüsli begonnenes und von seiner Witwe beendetes Ewhe-Deutsch- und Deutsch-Ewhe-Wörterbuch. In den drei Elementarklassen wird in der Landessprache unterrichtet, dann beginnt der fremdsprachliche Unterricht für zwei weitere Klassen. Früher lernten die aus dem englischen Gebiete stammenden Schüler in Ho Englisch, die aus dem deutschen Gebiete stammenden Deutsch, doch sind die englischen Klassen nunmehr nach Peki verlegt. Die begabteren der Schüler besuchen dann auf weitere drei Jahre die Mittelschule der Mission in Amedjovhe beziehungsweise Quitta. Diejenigen jungen Leute, welche die Mittelschule absolviert haben und sich dem Lehrerberufe widmen wollen, erhalten im Seminar in Amedjovhe noch weitere zwei Jahre hindurch Fachunterricht. Bisher sendete die Mission einzelne begabte Zöglinge zu ihrer Ausbildung in das Seminar zu Hall in Württemberg.

Die Mission bildet ihre Zöglinge auch zu Dolmetschern, Handlungsgehilfen und unter der Leitung handwerkskundiger Missionare zu brauchbaren Handwerkern aus. So sind schon zahlreiche Tischler, Zimmerleute, Glaser, Drechsler, Maurer und andere aus den Bremer Missionshäusern hervorgegangen. In diesem Sinne unterhält die Mission außer zur eigenen Verwendung Plantagen, Gemüse- und Versuchsgärten.

Während die Mission noch für den Bau einer Kirche in Lome sammelt, hat sie bereits eine stattliche Kirche in Amedjovhe errichtet. Diese Hauptstation dient ihrer höheren Lage und besseren klimatischen Verhältnisse wegen den Missionaren als Erholungsheim. Zu diesen Vorzügen gesellt sich noch das schöne Missionshaus, das von seiner Veranda einen prächtigen Rundblick auf das Tal des Todjié, das Todomegebirge im Südosten, die Berge von Vhane im Süden, im Norden und Osten aber auf den Hauptgebirgsstock, den Kegel des Gemmi, die Gebirgsketten und Täler von Logba und Kpedje gewährt.

Auch die neue Hauptstation der Mission auf der halben Höhe des Agu hat inmitten einer dichten Bevölkerung eine angenehme Lage. Man übersieht von dort eine nach Westen und Norden geöffnete Ebene, deren nördlicher Rand durch das Agome-Avatimegebirge gebildet wird, im Südwesten den scharf aus der Ebene aufsteigenden Adakluberg und die Bergkette bei Ho. Nunmehr faßt die Mission Akpossо und Pessi ins Auge.

Jeder der vier im Togogebiet ansässigen Missionsgesellschaften gibt die Regierung einen jährlichen Zuschuß von 1000 Mark zu Schulzwecken, wie ihnen auch Zollfreiheit bis zum Betrage von 1000 Mark für alle zu Missionszwecken eingeführten Gegenstände gewährt ist.

Wenn schon das Gouvernement den Schulen, auch den Mädchenschulen, im Interesse der Hebung der Volksbildung ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, so bedarf es derselben andererseits zur Heranbildung eines geeigneten eingeborenen Beamtenpersonals. So ist im letzten Berichtsjahre in Lome eine Regierungsschule eingerichtet worden, während die früher in Klein-Popo befindliche dann aber nach Sebe verlegte Regierungsschule schon auf ein mehrjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Durch diese Verlegung haben allerdings die Schüler aus Klein-Popo einen einstündigen Schulweg, doch hat sich trotzdem die Schülerzahl auf ihrer Höhe gegen 50 erhalten, ja 4/5 derselben stammen aus Klein-Popo, während sich die benachbarten Dörfer Gridji und Sebe noch ziemlich teilnahmslos verhalten. Die Schule steht unter der Leitung eines deutschen Lehrers, dem ein farbiger Unterlehrer beigegeben ist. Es sind vier Klassen vorhanden, in den beiden unteren ist die Unterrichtssprache Anecho, in den beiden oberen Deutsch. Englisch wird nicht gelehrt. Die letzte Klasse, die von sehr jungen Schülern besucht ist, wird in den Anfängen des Lesens und Schreibens in der Landessprache unterrichtet. Hier dient als Lehrmittel eine von dem Lehrer Kobele im Anechodialekt verfaßte Fibel. Daneben haben die Kinder Anschauungsunterricht und biblische Geschichte. In der dritten Klasse beginnt Deutschlesen und -schreiben. Dazu gesellt sich Schönschreiben, biblische Geschichte des Alten Testaments, Rechnen im Zahlenkreis bis 100. In der zweiten Klasse werden die vier Spezies im Zahlenkreis bis 1000 und deutsche Grammatik betrieben, in der ersten werden deutsche Maße, Münzen und Gewichte geübt, Brüche und einfache bürgerliche Rechnungsarten in elementarster Weise gelehrt. Im Deutschen wird Grammatik getrieben, werden Übersetzungen, Diktate, Aufsätze angefertigt. In den übrigen Fächern werden die beiden oberen Klassen gemeinsam unterrichtet, in biblischer Geschichte des Neuen Testaments, Geographie, deutscher Geschichte, Zeichnen, Schön- beziehungsweise Rundschrift. Singen und Turnen haben die drei oberen Klassen gemeinsam.

Digitized by Google

Außerdem wird den Schülern viermal in der Woche Nachmittags — die theoretiſchen Schulſtunden liegen Vormittags, täglich von 8–12½, Sonnabends von 8–11 — Handfertigkeitsunterricht von Handwerkern in Sebe erteilt, von den Schreinern, Schloſſern und dem Schneider. Die Anlagen der Knaben für Rechnen ſollen nur ſchwach entwickelt ſein, geringe Erfolge gibt auch der Zeichenunterricht, beſſere dagegen werden im Schreiben erzielt. Als weſentliches Erziehungsmittel dient Turnen; turneriſche Ausflüge und Marſchübungen werden in Verbindung mit dem Singen deutſcher patriotiſcher Lieder betrieben. Eine Schülerbibliothek von einigen hundert Bänden wird von den Schülern, auch früheren, fleißig benutzt. Schulfeiern finden an Kaiſers Geburtstag und zu Weihnachten ſtatt, wobei Geſänge und Deklamationen in deutſcher Sprache vorgeführt werden.

Die Ferien liegen der vielen Erkrankungen während der Regenzeit und des in dieſer Zeit beſonders beſchwerlichen weiten Schulweges halber hauptſächlich im Mai (22 Tage) und im September (18 Tage).

Der Schulbeſuch iſt im allgemeinen ein regelmäßiger, manche Schüler kommen ſogar auf eigene Veranlaſſung, nicht auf die der Eltern, und obgleich ſie noch nebenher ihren Lebensunterhalt erwerben müſſen.

Yege (bei Bismarckburg) in Adele.

Wenn die Schüler die Schule verlaſſen, werden ſie Kaufmannsgehilfen oder werden zu Heilgehilfen, Kanzliſten, Dolmetſchern oder Zollaufſehern ausgebildet. Beſonders für letztere findet zweimal wöchentlich Nachmittags in Sebe ein Fortbildungskurſus ſtatt, wo Zollberechnungen, Überſetzungen, Aufſätze und Diktate gemacht und Dienſtſchreiben und Meldungen geübt werden. —

IX. Die Stationen

Der erſte feſte Punkt, den die Regierung im Togoinlande beſetzte, iſt die Forſchungsſtation Bismarckburg in Adele geweſen. Die zur Gründung einer ſolchen Inlandſtation ausgewählten Männer, Stabsarzt Dr. L. Wolf, Premierleutnant Kling und der Techniker Bugslag trafen am 28. Februar 1888 in Klein-Popo ein. Bugslag war ſchon ein Begleiter v. Mechows auf deſſen Quangoreiſe geweſen, Wolf und Bugslag (ſowie auch v. François) waren ſpäter Teilnehmer der Wißmannſchen Kaſſaiexpedition und hatten als ſolche die Station Luluaburg am Sankuru erbaut. Am 29. März brach die Expedition von Klein-Popo mit 98 Wei-, Lagos- und Popoleuten in das Innere auf. Bis Atakpame waren ſchon franzöſiſche Miſſionare vorgedrungen, darüber hinaus gab es gänzlich unerforſchtes Gebiet. Über Tokoſſi in Nuatiha gelangte die Expedition in 21 Tagen nach Bato im nördlichen Akpoſſolande. Hier traf Wolf auf Häuptling Wapa und einen Sohn des Adele-

häuptlings Kontu, auf deren Veranlassung er die Expedition nach Yege, dem Wohnort Kontus in Adele führte. Wolf lernte in Kontu einen sympathischen und intelligenten Mann kennen, auf dessen Betreiben vorzüglich eine Versammlung der Häuptlinge und Priesterschaft am 20. Mai in Dikpelëu die Anlage einer Station bei Yege bewilligte. Am 2. Juni verlegte Wolf sein Lager von Yege nach dem Berge Adado, auf dessen Höhe Mittags die deutsche Flagge gehißt wurde. Auf der planierten Kuppe erstand dann in 710 m Seehöhe die Forschungsstation, der der Name Bismarckburg erteilt wurde. Man hat von hier aus eine weite Aussicht im Westen bis auf die hinter dem Yegebach aufsteigende Dikpelëukette, während man im Südosten auf die Ebene und den aus derselben aufragenden Gibia blickt, welcher Berg sich bald als der Wetterberg für die Station darstellte. Man baute einige Wohnhäuser, ein Vorratshaus, mehrere Ställe und umgab die ganze Anlage mit Palisaden, einem Graben und einer dichten stachlichten Euphorbienhecke. Es wurden ferner Gärten und Versuchspflanzungen angelegt, Wege in die Nachbarschaft gebaut und dieselbe kartographisch aufgenommen, meteorologische Beobachtungen eingerichtet, botanische und zoologische Sammlungen angelegt, photographiert, Medizin und ärztlicher Rat verabfolgt, Sprache, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen studiert, ihre Streitigkeiten geschlichtet und Störer des Friedens und der Ordnung bestraft. Zudem diente die Station als Stützpunkt für weitere Reisen, die Wolf nach Salaga, Fasáu und Pessi machte, bis er von seiner letzten Reise nicht mehr zurückkehrte. Fast 300 km von der Station entfernt, war er am 26. Juni 1889 in Ndali im Lande Barba einem Fieber erlegen. Die Nachricht von seinem Tode gelangte mit den Trümmern der Expedition erst nach sieben Monaten nach Bismarckburg zurück. Im Frühjahr 1890 ging Kling mit Urlaub nach Deutschland, ihm folgte dahin Bugslag, nachdem im Mai der Mechaniker Stöhr und ich selbst am 20. Juni 1890 dort eingetroffen waren. Als Kling im Juli 1891 mit Bugslag von Deutschland wieder nach Togo kam, litt letzterer schon so heftig an rheumatischen Beschwerden, daß er nach der Heimat zurückkehren mußte, wo er Anfang Dezember desselben Jahres in Apenrade starb. Kling dagegen traf im September 1891 auf Bismarckburg ein, um die Station aber schon am 20. Oktober zum Zweck einer Hinterlandreise wieder zu verlassen. Von dieser Reise, die ihn bis nach Yalo in Süd-Borgu führte, kam er, bereits an Dysenterie erkrankt, am 11. März 1892 wieder nach Bismarckburg zurück, um die Station und die Kolonie endgültig zu verlassen. Er ist bald nach seiner Rückkehr in Berlin am 15. September 1892 gestorben. Am 4. Dezember 1891 hatte ich selbst die Station verlassen, um über Misahöhe zur Küste und nach Deutschland zurückzugehen. Noch an der Küste traf ich den mir bestimmten Nachfolger Dr. Küster, dem es aber nicht einmal vergönnt war die Station zu erreichen. Er starb auf dem Wege dahin am 24. April 1892 in Akroso am Volta. Auch Stöhr hatte 1892 Bismarckburg verlassen und die Station unterstand einem Landwirt, bis am 14. Juli 1893 Leutnant v. Döring eintraf. Nachdem v. Döring die nähere und weitere Umgebung einer genauen kartographischen Überarbeitung unterzogen hatte, wurde mit dem 30. Juni 1894 Bismarckburg als Europäerstation aufgehoben und vorläufig als Handelsstation einem Schwarzen Amason unterstellt. Im Jahre 1896 bezog der Missionar Mischlich von der Baseler Mission zeitweise die Station, um in dem benachbarten Ketschenke eine Missionsniederlassung zu begründen. Noch ehe indessen diese Niederlassung in Ketschenke vollendet

war — ſie iſt dann von der Geſellſchaft wieder aufgegeben worden — war die Station Bismarckburg ein Raub der Flammen geworden. Seitdem unterſteht der Platz als ſogenannte Nebenſtation der Station in Kete-Kratyi. —

Der Zweck der Station war ein mehrfacher geweſen: ſie ſollte unſeren Beſitz gegen die Ausdehnungsbeſtrebungen der Engländer und Franzoſen ſichern, als Baſis für weitere Expeditionen dienen, den Handel und Verkehr der Hinterländer nach der deutſchen Küſte leiten. Außerdem ſollte die Erforſchung des Landes ihre Aufgabe ſein und zwar ſowohl in praktiſcher Beziehung auf Verwendbarkeit und Nutzbarmachung des Gebietes als auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung auf Flora, Fauna, meteorologiſche und andere Verhältniſſe. Die Betonung der wiſſenſchaftlichen Seite fand ihre Berechtigung ſchon darin, daß die Forſchungsſtation aus Mitteln des Afrikafonds begründet und erhalten wurde, der ſpeziell für die wiſſenſchaftliche Erforſchung Zentralafrikas beſtimmt war, wenn auch ſpäter die Verwendung desſelben auf die deutſch-afrikaniſchen Kolonien beſchränkt wurde. Ich meine noch heute, wie ſchon 1894, daß die Auflöſung der Bismarckburger Station beziehungsweiſe ihre Rückwärtsverlegung nach Kete-Kratyi ein bedauerlicher Schritt geweſen iſt. Eine Vorwärtsverlegung wäre ſchon mehr angebracht geweſen. Man ließ ſich deutſcherſeits viel zu lange an den Reiſen v. François', Wolfs und Klings genügen und zog den vorgeſchobenen Poſten wegen beſchränkter Mittel zurück — was doch eine Minderung unſerer Anſprüche bedeutete — zu einer Zeit, als franzöſiſche Forſcher unſere Kolonie im Oſten und Norden umliefen und ſchon begannen dort Stationen einzuſetzen. Späterhin wurden dann zwar auch von deutſcher Seite aus Poſten und Stationen in dieſe ſtrittigen Gebiete vorgeſchoben und zumeiſt von privater Seite die große Grunerſche Expedition entſendet, doch es war eben zu ſpät und wir mußten ſchließlich 1897 froh ſein, daß uns die Franzoſen Mangu und Tſchautſcho — wo wir ſeit 1889 ſozuſagen aus und ein gegangen waren — überließen.

Stationshaus von Bismarckburg.

Den Handel und Verkehr der Hinterländer hat allerdings die Station nicht an die Küſte leiten können. Neue Handelsſtraßen zu ſchaffen oder alte zu verlegen iſt ein ſchwieriges Ding und war für Bismarckburg ſchon deswegen nicht möglich, weil wir dort im Gebirge auf einem indifferenten Punkt ſaßen, nämlich zwiſchen den beiden Handelszonen, die einerſeits der Oti-, andererſeits der Mononiederung folgen. Deshalb konnte Bismarckburg auch ſeinem ſpäteren ausſchließlichen Zweck als Handelsſtation, zudem unter einem Schwarzen, nicht gerecht werden.

Es wäre aber wünſchenswert geweſen die Station zu wiſſenſchaftlichen Forſchungszwecken länger zu erhalten und ſo ein Gebiet — wo doch ſchon ein immerhin nennenswerter Anfang gemacht war — gründlich zu ſtudieren. Natürlich iſt auf den ſpäteren Stationen ebenfalls fleißig geſammelt und gearbeitet worden, aber es mußte doch immer von vorn angefangen werden. Zudem ſind auch die Herren auf den anderen an großen Straßen und bei großen Orten gelegenen Stationen mit Verwaltungs- und anderer Arbeit ſo überhäuft, daß man von ihnen kaum noch eine ſolche wiſſenſchaftliche Tätigkeit erwarten kann.

Graf Zech führt ſogar neuerdings einen wichtigen Grund für die Wiederbeſetzung der Bismarckburger Station an. Er meint, eine ſolche wird nötig ſein, wenn die Kautſchukdiſtrikte nicht einer völligen Ausbeutung und demnächſtigen Vernichtung anheimfallen ſollen. Bismarckburg, im Zentrum dieſer Diſtrikte gelegen, im Norden Atnuti, Bo, Tſchautſcho, im Süden Tribu, Kebu, Akpoſſo, ſei der geeignetſte Ort, um von da eine Aufſicht auszuüben.

Infolge des Brandes und der Verwahrloſung dürfte von den ehemaligen Gebäulichkeiten und Anlagen kaum viel übrig geblieben ſein. Jedoch habe ich mit Genugtuung geleſen, daß während des Berichtsjahres 1900 1901 zum erſten Male gut entwickelte Kolafrüchte erzielt ſind. Ende Januar

1891 legten wir am Bachufer am Fuße des Stationsberges 1000 Kolanüsse aus, die, als ich die Station verließ, zu einem sehr hübschen Bestand ausgewachsen waren. Wir setzten einige der jungen Bäumchen auf der Höhe ein, ohne viel Hoffnung auf Gedeihen, und gerade eines von diesen Bäumchen ist das erstblühende und jetzt fruchttragende Exemplar geworden. Eine meiner letzten Anordnungen betraf das Auspflanzen der jungen Stämmchen aus der Baumschule. Doch im Bericht 1899/1900 lese ich in Bezug auf diese Anlage: Aus Mangel an Europäerpersonal hat die Pflanzung Pflege und Aufsicht entbehren müssen. Es ist begonnen die Bäume (welche insgesamt zu dicht aneinander gepflanzt worden waren) in weite Abstände zu verpflanzen. Im übrigen befinden sich die dortigen Kolabäume in gutem Zustande, auch die wenigen hoch oben auf dem sonst kahlen felsigen Stationsboden stehenden. — Ich fürchte aus jenem Satz annehmen zu müssen, daß man die Stämmchen bis vor zwei Jahren in der Baumschule belassen hat, wo sie natürlicherweise dicht gepflanzt gewesen sind. Das Auspflanzen hätte schon eben ein halbes Dutzend Jahre früher geschehen müssen. Nichtsdestoweniger scheint die Station Bismarckburg durch diese Anlage zuerst erwiesen zu haben, daß in Togoland die Kolakultur aussichtsvoll betrieben werden kann.

Die auf der westlichen Seite des Togogebietes herabkommenden Karawanen überschreiten, wenn sie die links der Voltamündung gelegene Küste erreichen wollen, das vorgelagerte Agomegebirge in einem zwischen Tongbe und Ho gelegenen Paß. Dieser schon an und für sich lebhafte Handelsverkehr fand eine Steigerung durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Dahome und die dadurch herbeigeführte Verödung der Handelswege auf der östlichen Seite des Togogebietes. Um nun wenigstens einen Teil der das Gebirge überschreitenden Karawanen nach dem bis dahin wenig erstrebten Lome zu leiten, beschloß die Regierung auf Veranlassung des damaligen Landeshauptmanns v. Puttkamer die Gründung einer Station am südlichen Ausgang jenes Passes und die Anlage einer großen Straße von diesem Übergang nach Lome. Zudem war eine Station in diesem Teil des Gebietes, das sich noch immer mehr oder weniger zu Kwadjo De von Peki hielt, und dessen Dorfhäuptlinge die das Gebirge passierenden Karawanen mit willkürlichen Abgaben arg bedrückten, auch aus diesen Gründen sehr erwünscht. So wurde denn, nachdem der Landeshauptmann zusammen mit dem Stabsarzt Dr. Wicke und dem eben aus Deutschland eingetroffenen Premierleutnant Herold eine passende Stelle ausgesucht hatten, der letztere 1890 mit dem Aufbau der Station Misahöhe betraut. Dieselbe erstand in 450 m Seehöhe in terrassenförmiger Anordnung auf halber Gebirgshöhe, dem von der Küste kommenden Reisenden schon weithin sichtbar.

Am Fuße des ziemlich steilen Abhanges passiert man in etwa 320 m Höhe einen bald nach der Gründung der Station angelegten Versuchsgarten mit seit einigen Jahren schöne Früchte tragenden Kaffeebäumen. Eine jüngere Kolafarm durchschreitend trifft man auf der ersten 350 m hohen Terrasse den Gemüsegarten der Station, sowie einen Teil der Hütten der Weiarbeiter. Auf steilerem aber schönem Pfade ersteigt man den mit kurzem angesatem Gras bestandenen und als Viehweide dienenden Hang zur eigentlichen Station, während oberhalb derselben an dem zum Françoispaß fortschreitenden Wege noch ein großer Arbeitsschuppen sowie Hütten für Arbeiter und Soldaten liegen. Die alte Heroldsche Station bildet den nördlichen Teil der später bedeutend erweiterten Anlage. Dieselbe bestand aus ein paar weiß angestrichenen mit Holz oder Dachpappe gedeckten Lehmhäusern, von denen das auf einer Steinbastion errichtete das Wohnhaus war, während die anderen als Arbeitsraume, Wache und Gefangnis dienten. In der neueren Zeit ist noch eine Küche, sowie ein langes einstöckiges Gebäude mit Arbeits- und Lagerräumen dazugekommen. Das neue ebenfalls auf einer Steinbastion errichtete Hauptgebäude, für welches der Platz aus dem Hang erst herausgearbeitet werden mußte, enthält ein großes Mittelgemach und zwei Zimmer. Die Fenster führen auf eine breite rings herumlaufende und von dem Schindeldach überdeckte Veranda. Man hat von hier aus einen schönen Blick südöstlich auf das Tal des Aeha, sowie in der Ferne auf den dreigipfeligen Agu. Hinter der Station erhebt sich der Hausberg (710 m). Westlich führt der Pfad in die Schlucht des Aeba zum 580 m hoch gelegenen Françoispaß, und jenseits im Tale des Koltibaches nach Tongbe; südwestlich trennt ein Tal von der mit der 840 m hohen Moltkespitze gekrönten Bergkette. Jetzt ist, von dem Françoispaß abbiegend, auch die nördliche Kette, auf der der Hausberg liegt, passierbar und gelangt man auf diesem Wege zu den Kumatälern.

Von dem Paß führt eine Leitung der Station schönes Wasser zu und macht dieses sowie die Höhenlage und die in der Regenzeit bis auf 12° sinkende Temperatur die auch landschaftlich prächtig gelegene Station zu einem der gesündesten Plätze der Kolonie.

Digitized by Google

Zuerst war freilich der Widerstand der benachbarten eingeborenen Häuptlinge, die den Verlust der früher von den Passanten erhobenen Abgaben beklagten, zu brechen. Besonders die Kumaleute, welche die Station einmal formlich belagerten, sowie auch andere Dörfer zeigten sich durchaus widerstrebend, bis sie endlich teils mit Gewalt, teils auf gütlichem Wege gewonnen wurden. Jetzt bilden diese selben Leute einen Stamm kräftiger ausdauernder Arbeiter, wie sie auch den Lastenverkehr mit Kpando, Kete-Kratyi und Lome vermitteln.

Als politische Station gegründet wurde nach Herolds Fortgang Misahohe 1892 als wissenschaftliche Station mit Dr. Gruner und dem jungen Naturforscher E. Baumann besetzt; später finden wir unter anderen Dr. Plehn und Premierleutnant Wegener dortselbst, neuerdings ist sie wieder unter Dr. Gruner Sitz der Leitung des Stationsbezirks Misahöhe. Die Station hat in wissenschaftlicher Beziehung schöne Leistungen aufzuweisen, die ethnologischen Studien Herolds und Plehns, sowie große botanische und zoologische Sammlungen und Beobachtungen E. Baumanns. Daß sowohl Baumann wie Plehn ihrem Forscherberuf das Leben geopfert haben, ist bereits an anderer Stelle erwähnt. Natürlich wurden auch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse des Landes studiert. Jetzt sieht die Station, neben der wissenschaftlichen Betätigung, ihr Hauptziel in wirtschaftlicher Richtung, in der Anlage von Wegen und Versuchsplantagen, sowie in der Neuschaffung von Handelsbeziehungen.

Leider ist das Urteil Professor Wohltmanns über die Aussichten der von der Station angelegten Kaffee- und Kolafarm, sowie der unter dem Einfluß der Station von etwa einem Dutzend Dörfer betriebenen Kaffeekulturen recht ungünstig ausgefallen. Indessen werden die Kulturversuche zum Teil in dem neuen auf Stationshöhe gelegenen Versuchsgarten eifrig fortgesetzt, nachdem man so gelernt hat noch vorsichtiger in der Wahl der Kulturpflanzen und des Bodens zu sein.

Unter der Fürsorge der Station hat sich das nahe gelegene Agome-Palime zu einem bedeutenden Marktplatz entwickelt, in welchem neben selbständigen Handeltreibenden 1897/1898 schon fünf europäische Firmen Filialen unterhielten. Diesen Aufschwung verdankt Agome-Palime nicht zum mindesten der durch die Station veranlaßten Eröffnung neuer Handelswege, zum Teil direkt aus den Kautschuk produzierenden Landschaften, wie zum Beispiel durch das Odomital von Akpafo in Bo-m.

Die Verlegung der Bismarckburger Station nach Kete-Kratyi war ein lebhafter Wunsch des Landeshauptmanns v. Puttkamer gewesen. Doch hat diese Verlegung nicht mehr unter v. Puttkamer stattgefunden, da derselbe inzwischen nach Kamerun versetzt worden war. Mit der Gründung wurde Premierleutnant v. Döring betraut, der, begleitet von E. Baumann und H. Klose und an der Spitze einer stattlichen Expedition am Silvestertage 1894 das Stationsterrain in Besitz nahm und die Flagge hißte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Lempo, der Sohn des vertriebenen Salagakönigs, unter dem Namen Suleimana als Sultan von Salaga mit dem Sitze in Kete anerkannt und gekrönt. In der Tat war die Gründung einer Station in Kete-Kratyi in hohem Grade und in mehrfacher Beziehung wünschenswert geworden. Zwar war dem verbrecherischen Treiben des obersten Fetischpriesters Bonumso und seines Helfershelfers Okla schon durch die Togohinterlandexpedition unter Dr. Gruner ein Ende gemacht worden, aber die Anmaßung der englischen Händler, die sich hier seitdem als Herren aufspielten, durfte länger nicht mehr geduldet werden.

Sie unterdrückten die von der deutschen Küste kommenden Händler, die deutsche Flagge war heruntergerissen und einem Anhänger der Regierung verboten worden sie zu hissen, deutsches Geld war verpönt. Englische Waren

Digitized by Google

gingen natürlich zollfrei in Kete-Kratyi ein und die Produkte der Kolonie und ihrer Hinterländer wurden an die englische Küste geschafft. Dazu hatte sich der Handel durch den Zuzug der Händler aus dem zerstörten Salaga außerordentlich gehoben, den freilich der unrechtmäßige Machthaber in Salaga und der König von Dagomba durch Sperrung der nach Kete führenden Straßen lahm zu legen suchten. Auch machten sich englische Bestrebungen geltend den Ketehandel auf die rechte Seite des Volta zu ziehen, und aus Salaga und Yendi waren Nachrichten eingelaufen, daß die Engländer durch ihren Agenten Fergusson trotz der Abmachung mit der deutschen Regierung im neutralen Gebiet neue Verträge abgeschlossen hätten. Schließlich war es auch erwünscht, hier einen Rückhalt für die Togohinterlanderpedition zu besitzen.

So erbaute denn v. Döring die Station auf der Höhe zwischen Kete und Kratyi, 2 km von ersterem, 1 km von letzterem Ort entfernt. Kete ist von der Höhe zu übersehen, während Kratyi durch den Fetischhain verdeckt bleibt. Die Station beherrscht auch den Weg zu dem noch etwa zehn Minuten entfernt gelegenen Wasserplatz am Volta.

Das zuerst errichtete große Stationsgebäude aus gebrannten Steinen mit einem Dach aus Wellblech und einer Veranda, welche auf gemauerten Pfeilern ruhte, hat sich indessen nicht bewahrt. Die schlecht durchgebrannten Steine litten stark durch die Witterung und schon 1897 war das Haus baufällig und durch die unter dem Wellblech herrschende Hitze fast unbrauchbar. Der spätere Stationsleiter Graf Zech hat dann provisorische Lehmhäuser mit Grasdächern errichten lassen. Jetzt ist ein neues Wohnhaus für den Stationsleiter fertiggestellt, das frühere Wohnhaus ist zum Gefängnis und das unbrauchbar gewordene Haus zum Assistentenhaus umgebaut worden. Trotz dieser mehrfachen Bauten sind die sanitären Verhältnisse ungünstige geblieben. Die auf die Savanne brennende Sonne, die geringe Höhenlage, der Mangel an Brise, die nach dem Hochwasser zurückbleibenden Sümpfe, das oft sehr schmutzige Voltawasser, welches erst filtriert und abgekocht werden muß, machen den Aufenthalt für Europäer fast gefahrvoll. Besonders der Übergang von der Regen- zur Trockenzeit wird gefürchtet, aber auch zu anderen Jahreszeiten sind die Europäer von Schwarzwasserfieber und Dysenterie heimgesucht worden. Neuerdings sind zwei geräumige Sammelbehälter für Regenwasser gebaut worden, um so doch wenigstens während der Regenmonate nicht auf das Voltawasser angewiesen zu sein.

Unter diesen ungünstigen Wasserverhältnissen und wie es scheint unter der Tsetsefliege hat auch das von der Station in mehrfachen Versuchen gehaltene Rindvieh zu leiden gehabt und so hat denn nach der 1898 in Kete herrschenden Rinderseuche die Regierung das Halten von Pferden und Rindern auf der Station überhaupt verboten.

Manchen Ärger und selbst Konflikte hat es mit den nicht nur das rechte Ufer, sondern auch den Voltafluß bis an das linke deutsche Ufer beherrschenden Engländern gegeben. Schon Fergusson versuchte mit allen Mitteln die Kete-Kratyileute auf das rechte Ufer hinüberzuziehen, was ihm und späteren zum Teil und zeitweise auch gelungen ist. Durch die Anlage der jenseitigen Stadt wurde der Schmuggel natürlich noch gefördert und mehrmals mußten bei dieser Beschäftigung Addahändler abgefaßt und viele Kanus mit Salz, Schnaps, Pulver und Gewehren konfisziert werden. Dann wieder drohte Fergusson, die auf dem Fluß fischenden und den Wasserplatz benutzenden Kratyileute abzufangen, worauf der Stationsleiter dem Engländer erklären ließ, daß er längs des Flusses Posten aufgestellt habe mit dem Befehl jeden zu erschießen, der die Kratyileute beim Wasserschöpfen belästigen oder sich an den auf dem Wasserplatz liegenden Kanus vergreifen würde. Trotz dieser Mißhelligkeiten nahm aber der Ketehandel große Dimensionen an und die Station mußte mehrfach den Marktplatz durch Abbrechen im Wege stehender Häuser vergrößern. Einige große Brände unterstützten dabei wie auch bei der Anlage gerader und breiter Straßen in der Stadt. Dem Schmuggel wurde durch Anlage kleinerer Zollposten zu steuern gesucht, dem deutschen Gelde wurde auf dem Markt sein Recht zu teil. Es begründete sogar eine europäische Firma eine Faktorei in Kete, die später freilich zurückgezogen wurde.

Wie aber dann die Engländer den Ketehandel durch schikanöse Fährgeldmaßregeln und Verbote arg schädigten und viele Händler in das nun englische Salaga zurückkehrten, ist bereits berichtet worden.

Nach der Überführung der Bismarckburger Ausrüstung sind auf der Station meteorologische Beobachtungen begonnen worden; Sammlungen, botanische, geologische, besonders aber zoologische sind eifrig von Klose, Graf Zech und neuerdings Mischlich betrieben, sprachliche und ethnologische Studien sind gemacht, die Umgebung, der Lauf des Volta, der Unterlauf des Asuokoko und des Oti sind aufgenommen worden. Nunmehr steht die Schiffbarkeit des Oti bis nach Mangu hinauf für Flachboote wenigstens während fünf bis sieben Monaten im Jahre fest.

Neben Viehzuchtversuchen hat man auch Versuchsgarten Aufmerksamkeit gewidmet. Es sind jetzt zwei davon vorhanden, einer auf dem Stationshügel, der andere tiefer in der Nähe des Volta. Außer Versuchen mit Manihot Glaziovii, Kola,

Digitized by Google

Kaffee, Bambus, ſind von beſonderem Intereſſe die mit Dattelpalmen, welche aber noch nicht abgeſchloſſen ſind.

Dem immer fühlbareren Mangel an Handwerkern ſucht man auf der Station — wie auch auf den anderen und in der Schule in Sebe — dadurch abzuhelfen, daß junge Leute bei den Stationshandwerkern als Lehrlinge ausgebildet werden.

Endlich ſei der Bedeutung der Station Kete-Kratyi gedacht als Rückhaltspunkt für die Togohinterlandexpedition, der von hier aus Laſten und Depeſchen nachgeſandt worden ſind, wie ja auch die Expedition, wenigſtens ein Teil derſelben, hierher zurückkehrte. Sie diente ferner als Stützpunkt für weitere Reiſen Kloſes nach Yegi, des Grafen Zech, v. Carnaps und v. Seefrieds, die nun endlich zum Zweck der Gründung von Poſten und Stationen im ſtrittigen Hinterland für notwendig befunden wurden. Für dieſe Stationen vermittelt Kete-Kratyi auch noch heute, den Verkehr mit der Küſte, wie ſie auch gerade jetzt als Stützpunkt für die bei der Arbeit befindliche Grenzkommiſſion dienen wird, deren deutſche Abteilung unter dem früheren Stationsleiter, dem Grafen Zech ſteht.

Ende 1895 zogen Premierleutnant v. Carnap-Quernheimb und Leutnant v. Seefried von Kratyi aus zum Zweck der Gründung einer neuen Forſchungsſtation in Sanſane-Mangu. Man marſchierte über Bimbila nach Yendi, wo freundlichere Beziehungen erneuert und ein Aufſeher für die Aufbewahrung zurückgelaſſener und Weiterbeförderung nachzuſendender Laſten beſtellt wurden.

Stationshaus in Kete-Kratyi.

v. Carnap zog inzwiſchen nach Salaga, um möglichſt eine offene Verbindungsſtraße über dieſe Stadt zu erhalten. Er erreichte hier auch ſeine Abſicht, erzielte ſogar eine (vorübergehende) Einigung zwiſchen Jſaſa und Lempo, erwarb ein Gehöft und ließ Leute zurück, die für den Weitertransport der Laſten ſorgen ſollten. Dann marſchierte er über Kankonga und Karga, Reſidenzen der Statthalter des Sultans von Yendi, nach Gambaga, wo ſchon v. François einen Vertrag abgeſchloſſen hatte. Außerdem erklärte ſich hier der Limam durch den von ſeinem Oberherrn, dem Sultan von Mangu, geſchloſſenen Vertrag für gebunden und ſo marſchierte v. Carnap, nachdem er noch ein Gehöft hier erworben hatte, nach Sanſane-Mangu. Leider ſind dieſe Beſtrebungen nicht von Erfolg geweſen. Der Poſten von Gambaga mußte bald, da Samorys Banden in der Nachbarſchaft ſtreiften, eingezogen werden, ebenſo der in Salaga, wo bald wieder neue Feindſeligkeiten entſtanden waren, und im engliſch-deutſchen Vertrage von 1899 fielen ſowohl Salaga wie Gambaga den Engländern zu. Damit ſind auch Lempos Anſprüche endgültig erledigt.

Inzwiſchen war v. Seefried in Sanſane-Mangu freundlich aufgenommen worden und die Großen des Landes hatten ihm für die Anlage einer Station Grund und Boden zur Verfügung geſtellt. Da aber die Regenzeit einſetzte,

sah man jetzt von dem definitiven Stationsbau ab und benutzte einen Teil des Fleckens Gamadji als provisorische Stationsanlage. Als v. Seefried krankheitshalber nach Misahöhe zurückkehrte, ging v. Carnap nach Kumpela in Mossi, Tangurku und Pama und schließlich über Mangu ebenfalls zur Küste zurück. Inzwischen wurde die Mangustation einem Schwarzen unterstellt, was um so eher angängig war, als noch die Freundschaft mit Yendi bestand und sogar ein regelmäßiger Postendienst von Kete-Kratyi über Yendi eingerichtet war. Als dann aber 1896 Dr. Gruner nach Sansane-Mangu marschieren wollte, sperrte ihm der Dagombakönig den Weg. Die Polizeitruppe mußte herbeieilen, es kam schon bei Bimbila zu zwei Gefechten, zu einem weiteren bei Bambalaga, in welchem der Sergeant Heitmann schwer verwundet wurde, sowie zur Erstürmung von Yendi. Damit war der Durchmarsch Gruners nach Sansane-Mangu erzwungen, wo man nunmehr an den Aufbau der Station gehen konnte. Dieselbe wurde auf der Nordwestseite der etwa 9000 Einwohner zählenden Stadt angelegt, nahe dem Rande des Otitales, das hier steile und felsige etwa 30 m hohe Ufer zeigt. Man hat von hier nach Südwesten und Süden die Aussicht über die weite völlig baum- und buschlose Grassavanne, durch welche sich der 50 bis 70 m breite Fluß hindurchwindet. Nur die Ufer des Oti sind mit Busch bewachsen.

Die Gebäulichkeiten der Station waren zuerst massive Lehmhäuser mit Grasdächern, auch das auf einem Hügel errichtete Hauptgebäude. Südlich davon hat der Sergeant Heitmann, der seinen Wunden erlegen war, unter einem großen Baobab sein Grab gefunden. Zwischen der Stationsanlage und dem Baobab wurden die Lehmhäuser für das Personal errichtet. Ein 5 m breiter Weg verbindet die Station mit dem Markt in Sansane-Mangu. Die Grasdächer der Stationsgebäude haben übrigens der heftig wehenden Brise nicht widerstehen können. Dieselben sind deswegen späterhin durch Erddächer ersetzt worden. Da man für dieselben aber gerade Stämme braucht und solche in der baumlosen Savanne nur von an einer Stelle des Flußufers vorkommenden Fächerpalmen zu haben waren, so sind bei den Personalhäusern die Grasdächer erhalten geblieben. Man hat aber diesen Häusern eine runde und niedrige Form gegeben.

Indessen entwickelten sich die Verhältnisse nicht in friedlicher Weise. Der Dagombakönig hielt der Station die Verbindung über Yendi gesperrt, und nun (Sommer 1897) sollten die Konkomba den auf der für die Station einzig gangbaren Bassaristraße eingerichteten Bapureposten angegriffen haben.

Diesem eilte Dr. Gruner zu Hilfe, indessen rieben die Konkomba seine Patrouille auf und er mußte sich bis nach Banyeli und nach der schon früher von Graf Zech eingerichteten kleinen Station von Bassari zurückziehen. Er war somit völlig von seiner Station in Sansane-Mangu abgeschnitten, die zu dieser Zeit unbesetzt war, da der zweite Weiße, Oberleutnant Thierry, nach dem durch französische Bestrebungen gefährdeten Pama mit 30 Mann marschiert war*).

Trotzdem die Douglasche Expedition unter Klose und Hupfeld in Bassari zu dieser Zeit (Juli 1897) anlangte, konnte Dr. Gruner nicht gegen die Konkomba vorzugehen wagen, und es kam infolgedessen (August 1897) die Truppe unter v. Massows Führung von der Küste herauf. Nach kurzem Gefecht bei Bapure und Angriff auf das Konkombalager wurde dann die Verbindung mit Sansane-Mangu wieder hergestellt.

Zu Ende des Jahres 1897 mußte gegen die aufständische Stadt Mangu vorgegangen werden. Derselben war von dem Stationsleiter die Anlage von Guineakornfeldern aufgegeben, und dieser Zumutung widersetzte man sich. Eine ähnliche Ursache hatte das Gefecht gegen die Moba bei Djabowa und Kundya zur Folge.

In den Jahren 1898 bis 1900 sind sodann noch eine ganze Anzahl von Straferditionen von der Station gegen Kabure, Konkomba und Moba ausgeführt worden, über welche der Abschnitt Polizeitruppe einigen Aufschluß gibt.

In friedlicherer Betätigung hat die Station eine Aufbesserung der Wasserverhältnisse in Sansane-Mangu betrieben. Zwar hat man bisher gegen die Überschwemmungen des Oti nichts tun können. Es ist schon früher erwähnt worden, daß der Fluß in der Regenzeit kilometerweit seine Ufer überflutet. Dann umgibt ein breiter und tiefer Wassergürtel die Stadt, der nur mit Kähnen oder anderen Fahrzeugen passiert werden kann. Auf diesem Wege müssen dann auch die auf den Farmen in den Vorratshäusern aufbewahrten Lebensmittel in die Stadt geschafft werden. Aber das Otiwasser ist zur Zeit des Steigens auch eine Ursache vieler epidemischer Krankheiten. Deshalb hat die Station im Westen der Stadt zwischen dem Markt und Gamadji zwei Brunnen ausheben lassen, welche nahezu während der Hälfte des Jahres gutes und reichliches Quellwasser geben.

*) Auch diese Besetzung Pamas hat wie die Reisen v. Carnaps keinen Erfolg mehr erzielt. Im Vertrag vom 23. Juli 1897 wurde den Franzosen Gurma, Pama und Mossi zugesprochen.

Digitized by Google

Durch Eröffnung neuer oder früher geschlossener Wege hat die Station ferner zur Hebung des an und für sich schon sehr bedeutenden Handels und Verkehrs auf dem Markte in Sansane-Mangu beigetragen. Auf diesem Markte verkehren täglich [illegible] Händler. Für dieselben sind acht offene Hallen erbaut worden, ebenso sind Viehstände errichtet und ein Wachthaus für die Marktpolizei aufgestellt worden. Zur Unterbringung der Fremden aber dienen viele Gehöfte, wo sie für 50 Kauris ein Nachtquartier genießen. Ebenso wird das Vieh der Fremden in ummauerten Höfen eingestellt.

Im Februar 1897 wurde mit dem Aufbau der Station Kpando begonnen. Seitdem Kpando 1890 deutsch geworden war, bildete es einen Stapelplatz für englische und zwar zumeist eingeschmuggelte Waren. Hier wurden im lebhaftem Marktverkehr von englischen Küstenhändlern und Haussaleuten englische Waren, Zeuge, Salz (Adda- und europäisches), Pulver und Gewehre verkauft. Diese in Adda eingekauften Waren wurden auf dem Volta nach Togbadja, dem Vorhafen Kpandos gebracht und von dort — natürlich ohne Zoll zu zahlen — auf den Markt geschafft. In Togbadja waren große Vorräte von Salz und Pulver aufgestapelt. Natürlich zogen die eingeborenen Häuptlinge aus diesen Verhältnissen ihre Vorteile und widerstrebten so lange sie irgend konnten der tatsächlichen deutschen Besitzergreifung.

Daß Takada von Kpando erst 1894 von Dr Gruner bewogen wurde, unter Zusicherung einer Rente, die deutsche Flagge zu nehmen, ist bereits berichtet worden. Und als Ende 1894 v. Döring (mit Klose und Baumann) die benachbarten Häuptlinge zu einem Palaver nach Kpando einberief, ließen ihm diejenigen von Ansoë und Togbadja sagen, daß die Deutschen sie gar nichts angingen. Damals zog v. Döring mit Baumann nach Togbadja, wo er große, natürlich unverzollte Pulvervorräte der englischen Händler vorfand und zerstörte.

Es war zwar von Misahöhe aus, welcher Station dieses Gebiet unterstellt war, ein Zollposten angelegt worden, doch konnte derselbe für den auf dem ganzen Voltalauf betriebenen Schmuggel nicht genügen, zumal die ziemlich entfernte Station Misahöhe kaum eine Kontrolle auszuüben vermochte. Eine Beseitigung des Schmuggels wird freilich die neue Station auch nicht erzielen.

Die von dem Techniker Stöhr (meinem Arbeitsgenossen in Bismarckburg und Erbauer der Sebebrücke) erbaute Station liegt auf einem etwa 60 m hohen nicht ganz 1 km im Westen von Kpando sich hinziehenden Höhenrücken, von wo man einen schönen Blick auf die etwa 1000 Hütten zählende Stadt genießt. Man übersieht die Davieebene mit den Ketten des Agomegebirges im Hintergrund. Nicht weit von der Stationsanlage zieht sich der Weg nach Togbadja, das immerhin noch etwa 7 km entfernt liegt. Von der Kante des plötzlich steil abfallenden Höhenrückens hat man einen sehr schönen Blick über das Tal und den gleich einem Silberfaden dahinziehenden Fluß. Auf geröllbedeckten etwas schwierigen Pfaden gelangt man von hier aus zur heißen Ebene hinab, die mit ½ m hoher Grassteppe und eingestreuten Bäumen, besonders Schibutterbäumen, bedeckt ist. Über einige Bäche mit buschbewachsenen Ufern und einige Sümpfe erreicht man im Dorfe Togbadja den Volta, der hier etwa 300 m breit ist und auf seiner durch eine inmitten gelegene Sandbank unterbrochenen Wasserfläche einen lebhaften Kanuverkehr trägt. Jenseits liegt der englische Flußort Gabe.

Doch kehren wir zur Station zurück, die seit Oktober 1896 mit einigen Unterbrechungen mit Weißen besetzt gewesen ist. Dieselbe liegt auf dem zinnenartig steil nach Osten abfallenden Bergrücken und besteht außer einigen Nebengebäuden aus einem für die Europäer bestimmten Holz- und einem massiven Gebäude, welche durch eine offene den Verzollungen dienende Halle verbunden sind.

In hygienischer Hinsicht scheint die Lage der Station auf festigem Untergrunde, auf der von selten einschlafender Brise umwehten Höhe und in der unmittelbaren Nähe eines klaren Bergquells recht günstig. In einer Viertelstunde erreicht man von der Station auf breitem mit Mangobäumen bestandenen Wege den Marktplatz, auf dem teilweise unter Grasdachhallen und in den benachbarten Hütten die Händler und Händlerinnen ihre Waren feilbieten.

Auch in Kpando dienen lange mit Grasdächern gedeckte Lehmhäuser den zahlreichen Fremden als Quartier. Diese Lehmhäuser sind in einzelne besonders zugängliche Abteile geteilt.

Bald nach der Gründung der Station eröffnete in Kpando die Bremer Faktorei einen Laden.

Digitized by Google

welchem Beispiele seitdem noch andere europäische Firmen gefolgt sind.

Die Station unterhält eine Versuchsplantage, wie sie sich auch durch Anlage von zwei Brunnen, je einen für die Stadt und die Station, verdient gemacht hat.

1896 oder Anfang 1897 hatte Graf Zech, als die Franzosen sich in den uns zustehenden (oder doch von uns beanspruchten) Gebieten niedergelassen hatten, in Bassari eine provisorische Stationsanlage in Gestalt einiger runder Lehmhütten geschaffen. Außerdem war der Ort für uns als Verbindungspunkt mit der Station in Sansane-Mangu und als Knotenpunkt der Karawanen von großer Wichtigkeit. Von hier aus eröffnete dann v. Massow dem von seiner Station durch die Konkomba abgeschnittenen Dr. Gruner den Weg von neuem. Später hat dann v. Massow hier den Aufbau stattlicherer Gebäude begonnen, die aber nicht vollendet wurden, da er mit einer anderen Aufgabe betraut wurde. Seit Januar 1900 ist die Station Bassari mit einem weißen Assistenten besetzt — die Verwaltung der beiden Stationsgebiete Bassari und Tshautsho liegt in der Hand des Stationsleiters von Paratau (Sokodé) — und seitdem ist auch die neue Stationsanlage geschaffen worden.

Auf Dr. Kerstings Anordnung sind hier für die Europäerhäuser, je eines für den Leiter und den Assistenten, Tembendächer gewählt worden. Dieselben überdecken breite Veranden und werden von schlanken unbehauenen Stämmen der Fächerpalmen getragen, deren Holz am besten den Angriffen der Termiten und Bohrkäfer widersteht. Die Stationsleitung hat für den Bau die Eingeborenen unentgeltlich herangezogen; auf eben solche Weise wurde ein Zongo (das ist ein Unterkunftshaus für die Eingeborenen) für die Marktleute errichtet und der Bau der zwölf Wegstunden betragenden 4 m breiten Straße Bassari-Sokodé betrieben. Indem auf jeder Seite etwa tausend Mann daran arbeiteten, war das Werk schon in einem Monat vollendet.

In ähnlicher Weise ist der Stationsaufbau in Sokodé (früher als Paratau bezeichnet) vor sich gegangen. Auch hier befanden sich als provisorische Anlage sechs von Graf Zech erbaute runde Lehmhütten. Als dann nach dem Abschluß des deutsch-französischen Vertrages Tshautsho in definitiven deutschen Besitz kam, erbaute Dr. Kersting, der frühere Begleiter des Grafen v. Götzen bei seiner Afrikadurchquerung, 1897 die neue Station.

Ein großes 36 m langes Hauptgebäude wurde errichtet mit rundlaufender Veranda, die in der Front 8 × 12 m mißt und als Empfangs- und Gerichtshalle dient. Nachdem ein Tornado das ursprüngliche Grasdach zerstört hatte, ist ein Tembendach aufgelegt worden.

Für das schwarze Personal dienen Rundhütten. Außerdem besitzt die Station 100 Häuser und Hütten für die durchreisenden Fremden. Alle diese Bauten, an denen längere Zeit täglich Hunderte von Eingeborenen beschäftigt waren, haben der Stationsleitung außer kleinen Geschenken keine Kosten verursacht.

Nach seinem Bericht war nach der Besitzergreifung die Hauptaufgabe des Stationsleiters, den durch den Grenzstreit verwirrten Gemütern Vertrauen einzuflößen und den durch frühere Reisende sehr verwöhnten Uro Dyabo vorsichtig an andere Zeiten zu gewöhnen. Im Bestreben das Recht, sowie Handel und Gewerbe zu schützen, sind unter anderem die willkürlichen Steuern der eingeborenen Häuptlinge abgeschafft und ist der Handel frei erklärt worden, andererseits aber hat man zur eigenen Unterstützung Ansehen und Macht kluger Häuptlinge zu heben gesucht.

Außer durch einige militärische Maßnahmen (hauptsächlich zum Zwecke der Eröffnung des bis dahin ganz verschlossenen Kabureelandes und der Beendigung des seitens der sogenannten freien Waldstädte betriebenen Räuberunwesens) ist die Stationsleitung in hervorragend friedlicher und wissenschaftlicher Richtung tätig gewesen. Unsere heimischen Museen verdanken Dr. Kersting wertvolle Sammlungen, ethnographische, darunter eine solche von 786 Stück alter Steinwerkzeuge, sowie zoologische. Durch letztere ist hauptsächlich die Verwandtschaft der Fauna des Togohinterlandes mit der der Senegalländer festgestellt worden. Manche neue Tierarten sind von Sokodé eingesandt worden, ebenso neue Rassentiere wie die Konkombahauskatze und der getigerte Sokodehund. Diese wissenschaftliche Betätigung der Station entspricht allerdings ihrer Bestimmung, denn nachdem Misahohe und Kete-Kratyi mit Bismarckburg als Forschungsstationen ausgeschieden sind, werden nur noch Sokodé und Sansane-Mangu aus den Mitteln des Afrikafonds unterhalten.

Es erscheint angebracht, noch einer allerdings nur vorübergehend deutschen Station zu gedenken, nämlich der von Zugu-Wangara. Gegen die vordrängenden französischen Bestrebungen waren Zech 1896 und v. Seefried 1897 nach Wangara gezogen, wie schon lange vorher Wolf 1889 und Kling 1891 hier gewesen waren.

In der kritischen Zeit Mitte 1897 hielt der

Stationsaſſiſtent Wegner den exponierten Poſten mit einem Zeltlager auf einem nordweſtlich von Wangara gelegenen Hügel. Von hier aus überblickte man die in weiter Grasebene am Fuße des Hügels gelegene mit Lehmmauer und Dornhecke umgebene große Stadt, auf deren Markt die franzöſiſche Flagge wehte. Und dann war der wackere ſich ſelbſt überlaſſene Wegner an Dyſenterie eingegangen. Nachdem die Nachricht davon in Sokode eingetroffen war, eilte Dr. Kerſting mit ſeinem Aſſiſtenten nach Wangara, wohin ihm dann noch die Douglasſche Expedition unter Hupfeld und Kloſe im Juli folgte. Sie fanden das Grab Wegners am Nordabhange des Stationshügels. Obwohl nun Dr. Kerſting verſtand die Verhältniſſe für uns ſehr günſtig zu geſtalten, ſo war doch alles vergeblich, denn am 23. Juli war die Entſcheidung mit der Unterzeichnung des deutſch-franzöſiſchen Vertrages ſchon gefallen. Dr. Kerſting mußte Sugu-Wangara im Auguſt 1897 verlaſſen, ebenſo mußten die deutſchen (ſchwarzen) Agenten aus Semere und Logba zurückgezogen werden. Die Franzoſen ihrerſeits gaben die von ihnen gehaltenen Poſten und Stationen in Kabo, Sara, Tako, Baſilo und Kirikri auf. Ebenſo mußte natürlich Thierry Pama verlaſſen, denn die Franzoſen erhielten durch jenen Vertrag Sugu mit Semere und Aledjo-Kura, ſowie alles Land nördlich des elften Grades, alſo Moſſi, Pama, Gurma, Barba und Borgu, ſowie den öſtlichen Teil von Kabure, die Deutſchen den weſtlichen Teil von Kabure, Baſilo, Tako, Aledjo-Kadara, Kumonde, Kirikri, Mangu bis zum elften Grad und das ſogenannte Monodreieck.

Katholiſche Miſſionsſtation in Atakpame.

Am 11. Juni 1898 fand die Gründung der Station Atakpame ſtatt. Die Stadt Atakpame liegt 350 m hoch in einem anmutigen Keſſel, deſſen Ränder etwa 80 m hohe Bergzüge bilden. Die Station iſt auf dem Südabhang des Keſſelnordrands erbaut, ſo daß man die Stadt, ſowie die über das Gebirge führenden Päſſe überſehen kann.

An der Nordſeite des Stationshofes iſt das Haus des Stationsleiters aus unbehauenen Steinen und Lehm errichtet worden. Dasſelbe enthält eine Halle und zwei Zimmer, iſt mit einer ringsumlaufenden Veranda verſehen und trägt ein Dach aus Schalung und Dachpappe. Ein zweites ſteinernes Haus dient als Bureaugebäude und Palaverhalle. Dazu kommen noch aus Lehm gebaut und mit Gras gedeckt das Dolmetſcherhaus, das Wachthaus, die Küche, Schuppen und Werkſtätten.

Seitwärts des Haupthofes befindet ſich ein Nebenhof mit zwei langen Schuppen für die Unterbringung von Expeditionen. In geringer Entfernung iſt das Lager für 40 Soldaten mit ebenſoviel Hütten errichtet. Allerdings muß das Waſſer mit etwa 60 m Steigung aus einer Entfernung von 600 m herbeigetragen werden.

Es iſt ſchon früher berichtet worden, wie ſehr die Stadt verödet war und daß ſie ſich neuerdings als Platz eines großen Markt- und Karawanenverkehrs entwickelt hat. Europäiſche Firmen haben ſich in Atakpame anſäſſig gemacht, eine ganze Anzahl eingeborener Küſtenhändler hat ſich niedergelaſſen und täglich ziehen lange Karawanen, oft Hunderte von Köpfen ſtark, Hauſſa, Tſhautſho und Yoruba, durch die Station. Auf der von Norden aus Tſhautſho herabziehenden ganz ebenen Straße ankommend, nehmen die Karawanen den Weg nach Klein-Popo oder ziehen neuerdings talwärts nach Akpoſſo und am Südoſtfuß des Gebirges entlang über Kpele nach Palime und Lome. Die an dieſer Straße wohnenden Akpoſſo widerſtrebten freilich der Neuordnung und verlegten ihre Dörfer in den Buſch. Da ein Veröden der Straße nicht angängig war, ſo mußten ſie durch die Station zur Rückkehr veranlaßt werden. Jetzt iſt auch auf dieſer Straße Ordnung eingetreten, Wegelagerei und Straßenraub haben aufgehört.

Außer mit Verſuchsgarten hat ſich die Stationsleitung mit Verſuchen zur Hebung der Viehzucht beſchäftigt. Zu dem Zweck hat der Leiter ſelbſt bei den in Tſhautſho anſäſſigen Fulbe Stücke von Raſſevieh erſtanden und nach Atakpame über

führen lassen. Auf Pferdezucht glaubt man, wenigstens solange nicht die Ursache des Sterbens erkannt ist, verzichten zu müssen.

Es sei endlich noch erwähnt, daß man auch in Atakpame bemüht ist, junge Leute zu brauchbaren Handwerkern und speziell Gärtnern heranzubilden.

Schließlich meldet der letzte Jahresbericht 1900/01 die Gründung einer Europäerstation in Yendi. Der Gründung dieser Station dürfte über kurz oder lang die Einziehung der beiden wissenschaftlichen Stationen in Mangu und Sokodé folgen, die allerdings einen bedeutenden Kostenaufwand erfordern.

## X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse

Eine Hauptaufgabe haben sowohl Gouvernement wie Stationen in der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse gesehen, um einerseits Händlern und Karawanen den Zugang zu Markt- und Küstenplätzen zu erleichtern, andererseits den Europäern, auch der Truppe, bequemere Reise- beziehungsweise Marschgelegenheit zu schaffen. Solche Verbesserungen beziehen sich auf die Abschaffung willkürlich eingeforderter Markt- und Wegeabgaben, Sicherung gegen Wegelagerei und Straßenraub, Einrichtung von Brunnen, Quartierplätzen, Tongo- und Viehplätzen für die eingeborenen Händler, von Rasthäusern für die Europäer, Anlage von Fähren und Brücken, sowie Ausbau der vorhandenen und Schaffung neuer Wege.

Da die Neuanlage von Verkehrswegen seine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, so war es durchaus angebracht sich vorerst mit den schon vorhandenen Karawanenstraßen zu beschäftigen. Solche altbegangenen Karawanenwege münden von Norden kommend im deutschen Gebiet in Sansane-Mangu ein. Von hier aus zieht nach Süden eine Straße über Yendi und Bimbila nach Kratyi, sowie eine zweite über Bassari am Westabhange des Gebirges durch Bo über Pana, Odumase und Dutukpene nach Kratyi oder mit Umgehung von Kratyi nach Kpando; von letzterer trennt sich in Bassari eine östlich des Gebirges über Fasáu und Adele verlaufende.

Im Osten betritt eine andere große Karawanenroute über Sugu und Semere das deutsche Gebiet, um in südlicher Richtung über Tshautsho, Blita, Akpande, Nyamassilá Atakpame zu erstreben.

Zwischen diesen südlich ziehenden Karawanenwegen gibt es eine Anzahl Querrouten, so von Tshautsho nach Bassari oder Fasáu, oder aus Anyana und Peffi nach Westen.

Um nun den auf diesen großen Karawanenrouten in Kratyi, Kpando beziehungsweise Atakpame eintreffenden Händlern die Wege zur deutschen Küste zu erleichtern, hat man sich zuerst dem Ausbau derselben gewidmet. So ist im westlichen Gebiet die Misahöhestraße entstanden. Diese geht von Lome über Akepe, Noépe, Keve, Tove, Gbin, Assahun, Klonu, Agome-Palime nach Misahöhe. Von hier aus erstrebt die Fortsetzung Kpando und Kratyi. Man erreicht jetzt auf dieser Straße durch Relaispost die Beförderung von Briefen von Lome nach Misahöhe — 130 km — in zwei Tagen, von Lome nach Kratyi — 260 km — in vier bis fünf Tagen. Diese Misahöhestraße hat im niedrigen Vorland besonders durch die Überschwemmungen der Flüsse während der Regenzeit Schwierigkeiten gemacht und macht deren immer neue, denn gar zu oft werden die aufgeschütteten Dämme zerrissen, die gebauten Brücken zerstört und weggeschwemmt. Eine besonders ungünstige Strecke ist die zwischen Tove und Gbin, wo innerhalb eines Tagemarsches ein halbes Dutzend in der Regenzeit unpassierbarer Wasserläufe die Straße kreuzen. Hier mußten Brücken gebaut werden, von denen einige 120 m lang sind. Schon die Heranbringung des nötigen Bauholzes bereitet Schwierigkeiten, denn außer dem sogenannten Legbaholz hat sich bisher keines fest, fäulnis- und termitensicher genug gezeigt. Durch die Polizeitruppe sind an der Straße an den Stellen, wo gewöhnlich die Europäer zu rasten pflegen, Rasthäuser

Digitized by Google

errichtet worden. Man hat auch zur Besserung der abscheulichen Trinkwasserverhältnisse die Anlage eines Schachtbrunnens in Neve betrieben. In Tove haben Bohrversuche erst nach Durchschlagung mehrerer Felsschichten bei 44 m Tiefe Wasser ergeben. Daher wurde hier vorläufig von einem Brunnenbau abgesehen.

Außer dieser Misahöhestraße sind im westlichen Vorland im Ausbau begriffen die von Lome über Tsevie, Game, Nuatjbä nach Atakpame führende, sowie die von der Misahohestraße in Agome-Palime am Südostfuße des Gebirges nach Atakpame verlaufende.

Außer diesen Hauptstraßen sind hier noch eine Anzahl Wege zu erwähnen, die von den Eingeborenen selbst mit mehr oder weniger Druck von oben gebessert sind. Diese stellen Verbindungen der abseits gelegenen Landschaften mit den Hauptstraßen dar, so die aus Agotime, vom Agu, vom Adaklu ausgehenden. Besonders um Agome-Palime hat sich ein Wegenetz herausgebildet.

Auch das östliche Gebiet ist neuerdings, was den Wegebau anbetrifft, vorgeschritten. Schon vor Jahren hat man eine 5 m breite Straße von Sebe nach Ansoi gebaut, doch ist deren Weiterbau — der nach Atakpame geplant ist — stecken geblieben, dagegen wird von Klein-Popo aus nunmehr ein Damm durch die Lagune gebaut, der sich an die nach Sebe führende Brücke anschließt.

Von Atakpame aus arbeitet man den diese Stadt von der Küste erstrebenden Wegen in der Aufbesserung und im Ausbau entgegen. Hier sind Rasthäuser in Ekli und Glei gebaut und andere sind geplant. Auch hier machen die Flüsse Schwierigkeit, denn die in der Regenzeit reißenden Wasserläufe des Amuthi, Annu und Khra erfordern Brücken mit massiven Pfeilern.

Die Atakpamestationsleitung gibt sich der Hoffnung hin, den 3½ m breiten, vorerst Nuatjbä oder Game wo er sich nach Klein-Popo und Lome hin gabelt erstrebenden Weg für Ochsenfahrwerke versuchen zu können. Es ist allerdings zu befürchten, daß diese Versuche ebenso wie die auf der Toveplantage unternommenen scheitern werden. Es scheint, daß in dem ganzen Gebiete südlich einer Linie Kete-Atakpame keine Transporttiere, weder Ochsen noch Pferde oder Esel, sich halten können*). Hier werden die Lasten ausnahmslos von Menschen transportiert, die auch jetzt noch, trotz der verbreiterten Wege, in langen Reihen, einer hinter dem anderen wandernd, auf denselben schmale Schlangelpfade treten. Und der Weiße marschiert eben mit, zumeist an der Spitze seines Zuges, oder er benutzt ein Reittier, zumeist ein Pferd von der kleinen Tshautshoraße, von dem er aber weiß, daß es in kurzer Zeit eingehen wird, oder er benutzt die Hängematte. Letztere ist im Busch und im Gebirge allerdings nur in beschränktem Maße zu verwenden. Am meisten wird sie an der Küste, auf dem übrigens ebenfalls recht beschwerlichen Wege zwischen Klein-Popo und Lome, in Anwendung kommen. Vermittels einer Hängematte, zu der acht Träger gehören (von denen immer je zwei abwechselnd kurze Strecken tragen), bewältigt man die Entfernung in etwa acht Stunden für 50 Mark Trägerlohn.

Auch die von Atakpame nach Norden führende Karawanenstraße ist im Ausbau. Bis jetzt sind im Bezirk dieser Station mehr als 130 km des Weges fertig gestellt, der über 3 m breit, mit seitlichen Abzugsgräben versehen und durch Sumpfstellen als Damm aufgeführt ist. Auf der nördlichen Strecke sind Rasthäuser in Annä, Nyamassilä und in Akpande eingerichtet, deren Schlüssel im Verwahrsam der Dorfhäuptlinge gehalten werden. Eine Brücke über den Annä muß allerdings noch gebaut werden. An diesen über Atakpame hinaufziehenden aufgebesserten Karawanenweg sucht die Stationsleitung von Sokodé Anschluß zu gewinnen, indem sie den Bau der Straße Sokodé-Blita betreibt. Daß Sokodé wiederum mit Bassari bereits verbunden ist, ist berichtet worden.

Auch diese Straße ist gewölbt, mit Seitengraben versehen und 4 m breit. Halbwegs sind ein Zongo für Eingeborene und Rasthäuser für Europäer angelegt. Auch im Tshautshobezirk sind kleinere und Querstraßen von den Eingeborenen ausgebaut beziehungsweise angelegt, so die von

*) Der neuentsendete dritte Regierungsarzt hat vornehmlich die Aufgabe, die Ursachen dieses Viehsterbens im Vorlande zu untersuchen und womöglich Mittel zur Bekämpfung der Krankheit, die vielleicht die Surrakrankheit ist, ausfindig zu machen.

Digitized by Google

Basilo nach Bassari. Auf der Straße von Bassari nach Mangu endlich sind Soldatenposten eingerichtet, denen auch die Weiterbeförderung der Briefe obliegt. In Tchantscho machen der Anala und der Mo Brückenbauten erforderlich, denn diese in der Trockenzeit nur wenig Wasser führenden Flüsse hemmen in der Regenzeit den Verkehr und gefährden das Leben der Passanten. Die Überschwemmungen des Oti und seiner Nebenflüsse auf der Straße Bassari-Mangu sind nicht durch Brücken passierbar zu machen und müssen hier Umgehungen gefunden werden.

Wir haben bezüglich der ausgebauten Landwege noch einen Blick auf den Westen zu werfen.

Von Misahöhe ist nunmehr über das Gebirge hinweg die Kameschlucht gangbar gemacht worden, wobei umfangreiche Sprengungen nötig gewesen sind. Von Kete-Kratyi wurde in der Richtung auf Misahöhe weiter gearbeitet; auch hier wurden acht starke Holzbrücken errichtet. Überhaupt ist im Misahöhebezirk der Wegebau sehr eifrig betrieben worden. So wurde ein Steigungen vermeidender neuer Weg über Akpafo durch Boëm angelegt, der sich sofort als wichtige Verkehrsstraße für den Kautschukhandel entwickelte. So zählte der Misahöhebezirk schon im vorletzten Berichtsjahre 668 km gebaute Wege, darunter 368 km 4–5 m breite Hauptwege, der Rest 2–3 m breite, und 27 km Gebirgswege.

Für die Instandhaltung der Wege sind die an denselben gelegenen Dörfer verpflichtet. An den größeren Flüssen sind Fähren eingerichtet.

Für den Wasserverkehr kommt an der Küste die Lagune mit ihren Seen und Verzweigungen in Betracht. Die Wasserläufe vermitteln den Verkehr zwischen Klein-Popo und Togostadt, Gridji, Boga, Bokutime, Aguëga sowohl für Eingeborene wie Europäer. An den Markttagen finden sich an den Lagunenplätzen Hunderte von Kanus versammelt und stets sieht man in Klein-Popo Lastkähne der Zwischenhändler kommen und gehen. Daß die Europäer die Lagune mit ihren Ruder- und Segelbooten für Geschäfts- und Vergnügungsreisen gern benutzen, ist bereits erwähnt worden. Während vom Togosee aus ein Kanuverkehr in die einmündenden Flüsse Sio und Haho nur auf kurze Strecken möglich ist, gestattet der in den Lagunensee von Groß-Popo fallende Mono den Verkehr beladener Kanus in der Regenzeit bis Togodo (das sind fünf Tagefahrten aufwärts), in der Trockenzeit bis Topli. Allerdings werden die meisten den Mono herabkommenden Kanus in Groß-Popo Halt machen und sich die noch etwa sechs Stunden währende Weiterfahrt nach Klein-Popo ersparen, wenn ihnen nicht etwa diese Weiterfahrt durch kleine Dampfschlepper, an die man bereits gedacht hat, erleichtert wird. Leider kommt für deutsche Verkehrsverhältnisse der Volta kaum in Betracht; im Gegenteil vermittelt er die Einschmuggelei englischer Waren.

Der Volta ist, trotzdem er auf eine bedeutende Strecke die Grenze bildet, ganz englisch. Die Engländer haben das Landen von Gütern auf dem deutschen Ufer ganz verboten oder unter einen so hohen Fährzoll gestellt, daß ein deutscher Handelsverkehr hier nicht stattfinden kann. Auch die vom deutschen Ufer abwärts zu verschiffenden Produkte müssen erst am englischen Ufer den Fährzoll bezahlen, der ebenso hoch ist, daß zur Zeit der Kautschuk allein denselben zu tragen vermöchte. Diese Verhältnisse sind für uns fast als unwürdige zu bezeichnen, abgesehen davon, daß sie die Fortentwicklung der Kolonie in hohem Grade hemmen. Im übrigen ist der Volta bis Akuse mit Dampfschaluppen und in der Regenzeit mit Lastkanus bis Kratyi zu befahren, wo unüberwindliche Stromschnellen der Schiffbarkeit ein Ende machen. Ungeladene, an den Stromschnellen vorübergeschaffte Waren könnten allerdings noch weiter hinaufbefördert werden.

Wenn englische (zumeist mit Salz beladene) Lastkanus in die Mündungen des Aiuokoko und Oti einlaufen, betreten sie erst deutsches Gebiet. Auf dem Aiuokoko findet zur Regenzeit ein solcher Verkehr bis nach Odëi hin statt, der aufwärts fünf Tage, abwärts ebensoviel Stunden in Anspruch nimmt.

Der Oti ist zur Regenzeit unter einigen durch Stromschnellen und im oberen Lauf (wo er von Oberleutnant Preil befahren ist) durch viele Flußpferde bereiteten Fährlichkeiten bis an die Grenze unseres Gebietes für flache Kanus zu befahren; doch haben wir über einen tatsächlichen Verkehr auf dem Flusse noch nichts erfahren können.

Sehr ungünstig sind die Verkehrsverhältnisse zwischen dem Meere und dem Strand. Manches Mal können die ankommenden Schiffe keine Bootsverbindung wegen der Brandung mit dem Lande herstellen. Im besten Fall müssen die Schiffe weit draußen auf der Reede vor Anker gehen und dort Güter und Personen in vom Strande hinzueilenden Landungsbooten ausschiffen. Gar manche dieser Boote schlagen in der Brandung um — sie kap-

Digitized by Google

ſeiſen — und nicht immer werden die ins Waſſer gefallenen Perſonen und Güter gerettet, letztere dadurch, daß ſie von den Wogen an das Land geſpült werden. Für manche Güter, Tabak, Salz, Pulver, verbietet ſich ein ſolches Bad von ſelbſt. Anderes kann nur mit größter Schwierigkeit gelandet, beziehungsweiſe verſchifft werden, wie Vieh, ſchwere Maſchinen. Perſonen paſſieren die Brandung ſelbſt im günſtigſten Fall nicht ohne einige Spritzer; dem Paſſagier des umgeſtürzten Bootes droht auch noch die Gefahr, von einem Hai erfaßt zu werden. Außer dem vielfachen Schaden, der bei der Landung entſteht und der von der Seeverſicherung nicht vergütet wird, iſt dieſe Art des Verkehrs eine koſtſpielige, denn ſie erfordert zu jedem der teuern Brandungsboote eine geſchulte Kruboymannſchaft. Solche Verhältniſſe konnten nicht länger beſtehen bleiben, beſonders da das engliſche Quitta eine beſſer geſchützte Reede und das franzöſiſche Cotonu eine Landungsbrücke beſitzen. Nun endlich hat ſich die Regierung entſchloſſen, auch bei Lome eine ſolche zu bauen. Zum Zweck der Unterſuchung des Meeresgrundes hat man von Oktober 1899 bis Ende Januar 1900 einen 160 m langen und 4 m breiten hölzernen Steg in das Meer hineingebaut. Freilich wurde dieſer Steg ſchon im März und im April 1900 durch die Brandung fortgeſchlagen, wobei ſich auch gezeigt hat, daß bereits in der kurzen Zeit die Rundhölzer durch Röhrengänge von Meerestieren (Konchylien und Würmern) völlig durchſetzt waren. Indeſſen hatte der Steg ſeinen Zweck erfüllt, da ſeine Aufrichtung bewieſen hatte, daß dem Bau einer eiſernen Landungsbrücke keine großen Schwierigkeiten entgegenſtehen. Nunmehr iſt man an die Ausführung des Baues gegangen und hat zugleich mit dem einer ſchmalſpurigen Küſtenbahn von Lome nach Klein-Popo begonnen, um auch letzterem Ort die Vorteile leichterer Landung und Verſchiffung zu geben.

Junge Adelefrau von Nege.

Der Verkehr zwiſchen den auf der Reede liegenden Dampfern und dem Landungsſteg, der natürlich bis über die Brecher hinausgeführt und mit Schienengeleiſen verſehen wird, wird durch Leichter vermittelt werden. Der Brückenbau wird in ſehr ſtarker Eiſenkonſtruktion ausgeführt; mit der Überführung der in Guſtavsburg hergeſtellten Teile iſt bereits begonnen worden. Die 42 km lange Küſtenbahn wird eine Spurweite von 75 cm haben.

Man beſchäftigt ſich auch mit einer Anzahl anderer Bahnprojekte. Eines derſelben ſieht einen Bahnbau von Lome nach Agome-Palime und eventuell nach Kpando und den Volta entlang nach Kratſchi vor, um den dort zuſammenſtrömenden Handel noch billiger, als jetzt der engliſche Waſſerverkehr ihn zur engliſchen Küſte führt, an die deutſche zu bringen. Ein anderes Projekt plant einen Bahnbau von Klein-Popo nach dem viehreichen Atakpame (und eventuell Verlängerung bis Tſchautſcho), ſowie eine beide Routen verbindende Querroute von Atakpame nach Agome-Palime. Man hat auch an eine Verlängerung über Klein-Popo hinaus bis an die Grenze gedacht, welche Verlängerung noch weitere 30 km beanſprucht und den Anſchluß an das franzöſiſche Gebiet gibt. Allerdings wird man dem Projekt einer dem Oſten der Kolonie zu gute kommenden Bahnverbindung mit der Küſte bald näher treten müſſen, da die Franzoſen bereits mit dem Bau einer von Cotonu bis weit in das Innere führenden Bahn beſchäftigt ſind.

Durch ſolche Bahnbauten würde allerdings eine größere Zuſtrömung des Handels an die deutſchen Küſtenplätze zu ermöglichen ſein. Bisher liegen doch die Handelsverhältniſſe in mehrfacher Beziehung recht ungünſtig. Von weſent-

lich in Betracht kommenden Produkten der Kolonie kann allein Kautschuk die Kosten eines weiteren Landtransportes ertragen; Vieh kann wegen der Verschiffungsverhältnisse kaum ausgeführt werden. So entgeht der beträchtliche Vieherport unseres Hinterlandes fast gänzlich dem deutschen Handelsverkehr und auch der Kautschuk wandert zu einem bedeutenden Teil an die englischen Plätze. Das ist, wie wir gesehen haben, eine Folge davon, daß der Bedarf des Inlandes an Salz und Kolanüssen aus dem rechtsvoltaischen englischen Gebiet gedeckt wird. So dürften der meiste in Adda verschiffte Kautschuk und zwei Drittel bis drei Viertel des Quittagesamthandels aus Togoland stammen. Auf der Ostseite des Gebietes, wo auf dem Monowege eine bedeutende Salzeinfuhr stattfindet, liegt den Händlern das vorgelagerte Groß-Popo günstiger als das erst auf der Lagune erreichbare Klein-Popo. Auch der Schmuggel tut dem deutschen Handel viel Abbruch. Derjenige auf der englischen Seite ist eine Folge des englischen Alleinbesitzes des Volta, sowie der Zollkonvention, nach welcher das linksvoltaische englische Gebiet mit Deutsch-Togo als einheitliches Zollgebiet gilt.

In diesem Zollgebiet wurden Spirituosen bisher das Liter mit 48 Pfennig verzollt (der Steuersatz ist neuerdings erhöht), Pulver das Pfund mit 50 Pfennig, Tabak das Kilogramm mit 50 Pfennig, Feuerwaffen das Stück mit 2 Mark. Für die Eingeborenen dürfen nur Steinschloßgewehre eingeführt werden. Für Europäer eingeführte Hinterlader müssen abgestempelt werden. Alle anderen Gegenstände haben einen Zollsatz, der 4% vom Wert beträgt. Bücher, Instrumente, landwirtschaftliche Geräte, Gegenstände zu Kulturzwecken, sowie Gebrauchsartikel der Missionen bis 1000 Mark sind zollfrei.

Natürlich ist auch die Grenze gegen Dahome mit Zollstationen besetzt, so in Abanakwe und Topli, die nach Norden noch vermehrt werden müssen.

Dem europäischen Kaufmann an der Küste kommen die Produkte zumeist nur aus der unmittelbaren Umgebung direkt zu, im allgemeinen hat er sich mit den rührigen Zwischenhändlern auseinanderzusetzen. Um nun diese möglichst auszuschalten, haben verschiedene Firmen Nebenfaktoreien in das Land vorgeschoben und so finden wir solche jetzt in Agome Palime, Kpando, Abanakwe, Hahoté und Atakpame. Übrigens ist an der Küste der Tauschhandel fast verschwunden und auch auf den Binnenplätzen bricht sich der Geldhandel immer mehr Bahn.

Was die im Gebiet ansässigen Großfirmen betrifft, so zählt man deren 17, von denen aber einige Schwarzen gehören. Diese 17 Firmen unterhalten in Klein-Popo 10, in Lome 8 Faktoreien, in Agome Palime 4, in Kpando und Atakpame 2, in Bagida 1. Dazu kommt eine größere Anzahl meist mit schwarzem Personal besetzter Verkaufsladen, auch im Inlande.

Der überseeische Handel wurde vermittelt im Berichtsjahr 1900/1901 durch 243 die Reeden anlaufende Schiffe mit zusammen 338821 Registertons. Davon liefen an Lome: 4 amerikanische Segelschiffe und 64 deutsche, 44 englische, 23 französische Dampfer; Klein-Popo: 57 deutsche, 31 englische, 20 französische Dampfer. Daneben hat ein Kriegsschiff („Habicht") die Reeden besucht.

Es betrug sich im Kalenderjahr

| | 1897 | 1898 | 1899 | 1900 | 1901 |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | die Ausfuhr | | |
| auf Mk. | 771025 | 1470504 | 2582701 | 3058902 | 3689550 |
| | | | die Einfuhr | | |
| auf Mk. | 1975942 | 2495925 | 3259708 | 3516786 | 4722899 |

An der Ausfuhr stehen an allererster Stelle die Erzeugnisse der Ölpalmen.

Ausgeführt wurden im Kalenderjahr

| | 1901 | | |
|---|---|---|---|
| Palmkerne | 7735841 kg | i. W. | 1798370 Mk. |
| Palmöl | 2997628 kg | „ „ | 1484758 „ |
| Kautschuk | 63684 kg | „ „ | 264816 „ |
| Lebende Tiere | 2931 St. | „ „ | 51096 „ |
| Baumwolle und Baumwollwar. | 11878 kg | „ „ | 14000 „ |
| Yams | 193730 kg | „ „ | 12852 „ |
| Nicht besond. genannte Erzeugnisse des Landbaues | 120190 kg | „ „ | 11983 „ |
| Elfenbein | 738 kg | „ „ | 8743 „ |
| Schibutter | 10168 kg | „ „ | 7571 „ |
| Goldstaub | 3289 kg | „ „ | 7200 „ |
| Mais | 106472 kg | „ „ | 6300 „ |
| Erdnüsse | 20480 kg | „ „ | 1650 „ |
| Kopra | 7170 kg | „ „ | 1706 „ |

Eingeführt wurden im Kalenderjahr 1901

| | | | |
|---|---|---|---|
| Baumwolle und Baumwollwaren | 487283 kg | i. W. | 1368890 Mk. |
| Spirituosen | 850062 l | „ „ | 949436 „ |
| Materialwar. u. s. Konsumartikeln | 562595 kg | „ „ | 306083 „ |
| Salpeter | 155932 kg | „ „ | 296622 „ |
| Tabak | 159484 kg | „ „ | 249642 „ |
| Holz u. Holzwaren | 880314 kg | „ „ | 191408 „ |
| Salz | 2116205 kg | i. W. | 131380 Mk. |
| Eisen u. Eisenwar. | 243106 kg | „ „ | 111030 „ |

Daneben besonders für die Europäer: Bier, Wein, Kleider, Baumaterialien, Metallwaren, Instrumente, Petroleum, Boote, Lichte, Trogen; zum Teil für die Europäer, aber auch als Handelsgegenstände für die Eingeborenen: Waffen, Glaswaren, Zündhölzer, Kurzwaren, Wollen- und Seidenwaren, Seifen, Parfümerien, Tonwaren und anderes.

In Lome befindet sich ein Postamt, in Klein-Popo eine Postagentur, welche beide Postanstalten mit je einem weißen Postfachbeamten besetzt sind. Der Vorsteher des Postamtes zu Lome ist zugleich Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens der Kolonie. Außer den beiden weißen Herren sind noch fünf farbige Hilfsbeamte als Telegraphisten und neun farbige Unterbeamte vorhanden. Beide Postanstalten sind unter sich durch eine Telegraphenlinie verbunden und haben Anschluß an den Telegraph im Westen in der Goldküstenkolonie, im Osten in Französisch-Dahomé. Damit ist die Kolonie auf beiden Seiten an das internationale Kabelnetz angeschlossen. Dreimal wöchentlich geht die schwarze Botenpost in beiden Richtungen zwischen Lome und Klein-Popo in etwa acht Stunden; von Klein-Popo geht eine solche täglich nach Agué in Dahomé, von Lome zweimal wöchentlich nach Quitta. Die Europapost kommt dreimal monatlich durch die Woermanndampfer von Hamburg. Außerdem laufen von Bordeaux und Marseille nach Cotonu in Dahomé und ebenso zurück monatlich je ein Dampfer der Chargeurs réunis sowie der Fraissinetlinie. Andererseits laufen einmal wöchentlich die Plätze der Goldküste an abwechselnd die Schiffe der African Steam Ship Company und der British and African Steam Navigation Company.

Über den Postverkehr geben folgende Zusammenstellungen Auskunft für

| | 1900 | 1901 | |
|---|---|---|---|
| Briefsendungen eingegangen | | 31964 | Stück |
| aufgegeben | | 28716 | „ |
| Pakete eingegangen | | 2371 | „ |
| aufgegeben | | 406 | „ |
| Telegramme eingegangen | | 3953 | „ |
| aufgegeben | | 3899 | „ |
| im Durchgang bearbeitet | | 934 | „ |
| Postanweisungen | 132 | verschiedene mit 6315 | Nummern. |

Postsendungen nach Togo im Gewicht bis zu 5 kg kosten 1 Mark, die Telegrammgebühr für das Wort beträgt 0,75 Mark.

Die Länge der Telegraphenlinie beträgt 52 km; eine Verlängerung bis Agome Palime ist in Aussicht genommen. Die Telegraphenleitung besteht aus starkem Stahldraht, die Telegraphenstangen sind Mannesmannrohren. Erklärlicherweise erleidet das Material der nahe der Küste verlaufenden Telegraphenleitung durch Witterung und Seestürme manchen Schaden.

Seit 1894 findet zwischen Klein-Popo und Lome telephonischer Verkehr statt. Fernsprüche fanden im Berichtsjahr statt 4276. Auch die eingeborene Bevölkerung, namentlich Händler, aber auch Frauen und Mädchen bedienen sich gern dieses Verkehrsmittels. In Klein-Popo ist das Krankenhaus, das Zollamt und das Bezirksamt in Telephonanschluß angeschlossen, in Lome das Amtsgebäude und Wohnhaus des Gouverneurs.

## XI. Versuchsanlagen und Plantagen. Arbeiterverhältnisse

Versuchsanlagen und Gärten werden in ziemlich stattlicher Anzahl auf den Gouvernementsplätzen und Stationen, sowie von den Missionen und einigen Privaten betrieben. Man beabsichtigt in denselben neue anbaufähige und lohnende Kulturpflanzen herauszufinden, im Gebiet bereits vorhandene Produktionspflanzen in Kultur zu nehmen, bestehende Kulturen zu verbessern und zu erweitern. Durch die in diesen Anlagen erzielten Erfolge und Belehrungen, sowie durch Verteilung von Saatgut und Pflanzlingen sucht man die Ein-

geborenen, die wir im allgemeinen als nicht untüchtige und auch intelligente Ackerbauer kennen gelernt haben, zu lohnenderer Produktion anzuregen. Wir können hier nicht auf einzelne Versuchsgärten eingehen, obwohl sie des Interessanten eine Fülle bieten, und erwähnen nur einige der bereits erzielten Erfolge.

So haben die Eingeborenen des Gebirgsdorfes Kuma Topli schon vor Jahren Kaffeeplantagen angelegt, die auch einen Ertrag erzielt haben, und im Küstenbezirk haben sich die Dörfer zum Teil unter dem Einfluß des Gouvernements einer intensiveren Pflege der Kokospalmen gewidmet, so daß man, wie ein langjähriger Kenner des Landes schreibt, die vorher öde Küste kaum wiedererkennt. Wohlhabendere Eingeborene besitzen hier selbst Kokosplantagen wie Aite Ajavon bei Klein-Popo, Olympio bei Lome, Medeiros in Bagida, Mensa bei Porto-Seguro. Diese versprechen den Besitzern einen sicherern Erfolg, als die ebenfalls von einigen angelegten Farmen von liberianischem Kaffee und Manihot Glaziovii. Auch mehrere europäische Firmen und Missionen, sowie das Gouvernement haben hier kleinere Plantagenbetriebe für Kokospalmen, Kaffee und Manihot Glaziovii; während aber die ersten von Professor Wohltmann für sehr rentabel auf dem Nehrungssand erklärt werden, gelten ihm die Kaffeeplantagen für minderwertig und ohne Zukunft.

Dieses Urteil über die Aussichtslosigkeit von Kaffeeplantagen erweitert der Sachverständige — wenigstens für den Großbetrieb — auch auf das Gebirgsland und so wird man sich im Togoland nach gewinnbringenderen Kulturen umsehen müssen*).

Außer den erwähnten kleineren Kokosplantagen ist als die bedeutendste Anlage die Plantage Apeme zu nennen, die das Eigentum einer mit einem Kapital von 480 000 Mark arbeitenden G. m. b. H. ist. Die Plantage steht unter europäischer Leitung und hat jetzt einen Bestand von 140 000 Pflanzen. In der Pflanzungszeit sind dort 100 Arbeiter beschäftigt, in der übrigen Zeit deren 50. Im Mai 1901 brachte die Plantage 1192 kg Kopra auf den Markt in Hamburg und erzielte dort 24 Mark pro 100 kg.

Zu dieser schon alteren Großanlage ist in neuerer Zeit die Douglassche Agupflanzung getreten, auf der vor allem Baumwollkultur getrieben werden soll. In zweiter Linie denkt man an Tabak. Professor Wohltmann hatte bei seiner Bereisung des südlichen Togogebietes guten Boden im Gebirgsvorland und zwischen den Gebirgsstöcken im Gbintal und nördlich von Tabe bei Nuambo angetroffen. Auch Akpiolo ist noch ziemlich fruchtbar. Dieses günstige Terrain ist beschränkt auf den Fuß des hornblendereichen Agustocks inmitten des sonst aus Quarz und Glimmerschiefer aufgebauten Gebietes. Mit dieser Beschränkung des guten Bodens ist nach Wohltmann auch der Plantagenbetrieb für Baumwolle und Tabak beschränkt und will er deswegen die Eingeborenen durch Anleitung und Verteilung guter Aussaat für rationellen Kleinbetrieb dieser Kulturen gewinnen.

So ist denn auf Wohltmanns Rat Anfang 1900 die Douglassche Agupflanzung entstanden. Für die Aussaat ist aus Ägypten eingeführte Sea-Island-Baumwolle gewählt worden. Die Plantage beschäftigt an 100 Eingeborene und im Juli 1901 waren etwa 48 ha, darunter 35 mit Baumwolle, bepflanzt. Das Ergebnis wurde gut beurteilt. Neben Baumwolle und Tabak finden sich auf der Plantage Versuchskulturen von Kakao, Kautschukpflanzen verschiedener Art, Kola, Nutzhölzern, Bambusen und Futtermitteln.

Übrigens hat Douglas durch Hupfeld noch ein anderes Gebiet für Plantagenzwecke bei Kednevi in Boëm ankaufen lassen, das nach dem Kautschukexperten Schlechter eventuell für den Anbau der Kautschuk liefernden, im Gebiet aber nicht vorkommenden Kickxia elastica geeignet sein dürfte.

Den Versuchsanbau von Kickxia elastica und Kakao hat seit einigen Jahren die Firma Bayer und Schuldt bei Agome Tongbe betrieben. Neuerdings ist daraus eine Togo-Handels- und Plantagengesellschaft m. b. H. begründet worden. Man beabsichtigt, auf dem einige hundert Hektar umfassenden gepachteten Terrain Wuame Kautschuk, Kakao, Tabak und Baumwolle zu bauen**).

Eine dritte größere Baumwollversuchspflanzung hat das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Tove, 6 km von der Agupflanzung entfernt, an dem Aehäbach im Januar 1901 anlegen lassen. Diese Versuchsplantage ist das Resultat der von dem genannten Komitee entsendeten Baumwollexpedition unter der Leitung mehrerer amerikanischer (farbiger) Baumwollverständiger. Es sind in Tove etwa 40 ha mit Baumwolle, teils amerikanischer, teils ägyptischer und einheimischer Herkunft, bestellt worden. Die Plantage beschäftigt 45 Arbeiter ständig und zwar Weibons, Küstenleute und Eingeborene aus dem Binnenlande. Es stehen schon mehrere Maschinen zur Bearbeitung der Baumwolle bereit. Leider hat die Pflanzung gleich zu Anfang einen Verlust dadurch erlitten, daß 30 aus Nordtogo eingeführte Pferde und ebensoviel Rinder bis auf je eines bald eingegangen sind.

Auf Veranlassung der Baumwollexpedition sind auch von den Stationen Atakpame, Sokodé und Kete-Kratyi größere Baumwollversuchspflanzungen angelegt worden.

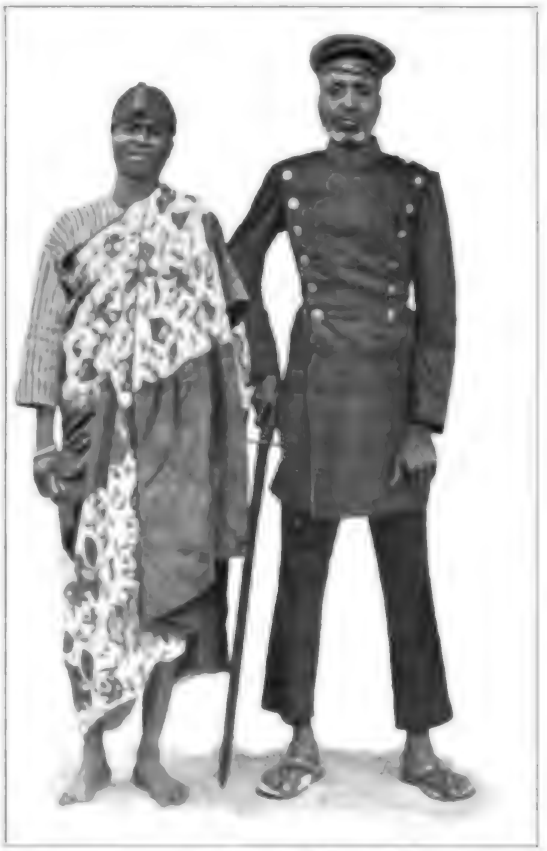
Neueste Nachrichten melden, daß die letzte Ernte der Versuchspflanzungen und der Farmen 20 000 Pfd. Baumwolle ergab. Als erste Lieferung sind am 5. Februar 1902 in Bremen 7000 Pfd. eingetroffen, die als sehr gute, brauchbare Baumwolle begutachtet wurden.

---

*) Auch der letzte Jahresbericht nennt den Stand der Kaffeekultur unbefriedigend. Der Bestand an Kaffeebäumen hat sich vermindert, der Export betrug 1901: 1135 kg i. W. v. 871 Mk. — Auch die Aussichten der Plantagen mit Manihot Glaziovii sind nicht allzu günstig.

**) Ganz neuerdings ist die Douglassche Agupflanzung und das Terrain in Boëm, die inzwischen in den Besitz der Montan- und Industriegesellschaft m. b. H. übergegangen waren, sowie der Besitz der Togo-Handels- und Plantagengesellschaft m. b. H. von der neubegründeten deutschen Togogesellschaft erworben worden.

Die Arbeiterverhältniſſe ſind im Gebiet als ziemlich günſtige zu bezeichnen. Während die Faktoreien früher ausſchließlich von Liberia eingeführte Kru- und Weileute beſchäftigten, arbeiten die Togoleute heute nicht nur für die Europäerniederlaſſungen im Lande, ſondern ſie ſind für die geſamte Weſtküſte geſuchte Arbeiter geworden. Die Ausfuhr ſolcher Togoarbeiter iſt allerdings von einer ſchriftlichen Erlaubnis des Gouverneurs und einer für den Kopf zu zahlenden Gebühr von 10 Mark abhängig gemacht. Daß dieſe Gebühr für nach Kamerun ausgeführte Arbeiter erlaſſen wird und daß die Behörden ſelbſt für jene unter Arbeitermangel leidende Kolonie Werbungen anſtellt, dürfte in der Tat nicht im Intereſſe des Togolandes liegen. So ſind im letzten Berichtsjahr an Kamerun über 1000 Arbeitskräfte abgegeben worden. Allerdings haben die Eingeborenen vorläufig noch eine Abneigung gegen längere Verpflichtungen und müſſen mit Nachſicht behandelt werden. An der Küſte beträgt der Tageslohn etwa 75 Pfennig, im Inlande ſinkt er auf etwa 30 Pfennig. Träger erhalten 1 Mark, Handwerker 1 bis 2 Mark, beſſere ſogar 3 Mark. Auf der Douglasplantage erhalten die von der Küſte kommenden feſt engagierten Arbeiter einen Monatslohn von 20 Mark. Im Inneren beſonders mangelt es öfter an freiwilligen Arbeitern; dem Befehl der Stationen zur Stellung der erforderlichen Arbeitskräfte — gegen Tageslohn und ſelbſt unentgeltlich — folgt die Bevölkerung im allgemeinen willig.



Stationsaufſeher Eſſen und junger Adelemann in Bismarckburg.

## XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Finanzielles

Bald nach der Beſitzergreifung im Jahre 1885 machte der damalige Polizeimeiſter v. Piotrowski ſeine erſten Übungen mit der anfangs nur kleinen Polizeitruppe, die bei ſeinem 1894 erfolgten Tode bis auf etwa 70 Mann angewachſen war. Als mir Mr. Joſo — das war der Name, mit dem Piotrowski von ſeinen Untergebenen bezeichnet wurde — ſeine Truppe im Jahre 1890 in Sebe vorführte, trugen die barfüßigen Soldaten weiße mit roter Paſpelierung verſehene Matroſenuniform. 1894 übernahm H. Klöſe als erſter Offizier die Ausbildung der Truppe. Jetzt zählt dieſelbe zuſammen mit den Beſatzungen auf den Stationen etwa 200 Mann. Sie ſteht unter

dem Kommando zweier Offiziere, denen zwei oder drei weiße Unteroffiziere zugeteilt sind. Die Uniform besteht nun aus gelbem Drellstoff, einer Bluse mit roten Besätzen und Achselklappen und einer kurzen Kniehose mit roter Biese. Auf dem Kopf haben die Leute ein Fes mit dem Reichsadler, die Füße sind nackt. Über der Schulter wird ein zusammengerolltes Tuch getragen. Die Bewaffnung besteht aus der Jägerbüchse Modell 71, dazu zwei Patronentaschen mit 40 Patronen, ferner aus einem Hirschfänger an lederner Koppel. Brotbeutel und Feldflasche ergänzen die Ausstattung. Als das Gouvernement nach Lome übersiedelte, ging auch die Polizeitruppe nach dieser Stadt, wo sie zuerst in Quartieren untergebracht wurde. Jetzt wohnen die Mannschaften auf dem Gouvernementsterrain hinter dem Exerzierplatz in einem Lager, das von breiten Straßen rechtwinklig durchschnitten wird. Auch ein Marktplatz und ein Röhrenbrunnen sind hier vorhanden. Die einzelnen Stämme wohnen für sich und so bietet das Soldatenlager eine ethnographische Zusammenstellung, denn jedem Stamm ist die heimische Hüttenanlage und Einrichtung gestattet. Die überwiegende Mehrzahl stellen die Haussa, es sind aber auch Ewhe, Anago, Wei, Kru und andere vorhanden. Hier hausen die Leute mit ihren Frauen, die Wohlhabenden mit mehreren. Es sind natürlich alles Söldner und der Bestand ist der Natur der Sache nach recht mannigfaltig, auch bezüglich des Alters, und recht wechselnd. Um die durch Schulden veranlaßten (und durch die Nähe der Grenzen sehr erleichterten) Desertionen einzuschränken, ist es verboten den Soldaten Kredit zu geben. Die Rekruten erhalten 25 Pfennig für den Tag, die ausexerzierten Leute bis 1 Mark, die (farbigen) Gefreiten und Unteroffiziere 1,25 Mark, beziehungsweise 1,50 Mark.

Auch in Lome beginnt die Ausbildung der Soldaten mit dem langsamen Schritt; der Parademarsch der Barfüßler kann sich immerhin sehen lassen. Man übt ferner Feuerdisziplin, Wach- und Felddienst, in letzterem besonders das Buschgefecht. Wöchentlich zweimal wird auf dem Schießstand scharf geschossen. Des Morgens ruft die Trompete oder Trommel zum Dienst, des Abends ist Zapfenstreich. Des Morgens zieht die Truppe mit klingendem Spiel vom Gouvernementshause zum Dienst aus. Natürlich spielt die Musik, deren Repertoire aus acht Stücken besteht, auch in Afrika „Heil dir im Siegerkranz" und den Präsentiermarsch.

In größere Aktion trat die Truppe zum ersten Male 1895 zur Unterdrückung des Toveaufstandes. Die Bewohner dieses Dorfes, mit denen sich nachher noch die von Klonu verbanden, belästigten auf dem Wege zwischen Lome und Misahohe Karawanen und Weiße, dann sperrten sie die Wege ganz, überfielen eine ausgesandte Patrouille und töteten Soldaten und Boten. Ja schließlich wollten sie sogar die Station Misahohe angreifen. Da erschien im Eilmarschen von der Küste der Polizeimeister Gerlach mit noch zwei Weißen und der Truppe von 80 Mann. Inzwischen war auch der „Sperber", von Kamerun kommend, vor Klein-Popo vor Anker gegangen und so war der Ausbreitung des Aufstandes vorgebeugt. Diejenigen Bewohner der Dorfer Tove und Klonu, die nicht geflohen waren, wurden bestraft, Hab und Gut fortgenommen, die Dorfer und die Farmen zerstört. Später ist übrigens der den Dorfern auferlegte Tribut erlassen und den Bewohnern die Wiederansiedelung auf ihre Bitte erlaubt worden.

1895 machte sich auch im Verlauf der von v. Doring und Klose zwecks Gründung der Station Kete-Kratsi unternommenen Militärexpedition eine kleinere Operation gegen die Dorfer Anfo- und Dogbadja, sowie Atakpa und Bhane notwendig.

Über die in den folgenden Jahren von der Polizeitruppe oder Teilen derselben ausgeführten Feldzüge und Gefechte steht uns kaum mehr als die Kaiserliche Verordnung vom 3. Januar 1900 behufs Anrechnung jener Züge und Gefechte als Kriegsdienstzeit zur Verfügung:

„Im Frühjahr 1896 schlug Graf Zech den ihm den Durchzug verweigernden Urabana von Bo (mit Hilfe der Ibhantsho) bei Tafbi. Die Tafbileute mußten zur Strafe eine kleine Station errichten und Tribut nach Ibhantsho zahlen.

Als der König von Dagomba 1896 dem Dr. Gruner den Durchzug nach Sansane Mangu sperrte kam v. Massow mit der Truppe von der Küste. In diesem Feldzug hat sich die Truppe mit Ruhm bedeckt, denn sie hatte eine gewaltige Übermacht auch von Reitern, zu bekämpfen. Es kam zu mehreren Gefechten bei Bimbila und Nambalaga wo Sergeant Hettmann tödlich verwundet wurde und schließlich zur Erstürmung von Nendi.

Nach dem Abzug der Truppe sperrte der Dagombakönig freilich den Weg von neuem und als auch die Konkomba 1897 im Süden von Sansane Mangu sich erhoben und Dr Gruner von der Station abgeschnitten hatten, mußte die Truppe unter v. Massow von neuem verbreiten. Die Konkomba wurden im Gefecht bei Bapuir und in einigen Scharmützeln besiegt.

Aus dem Jahr 1897 finden wir weiter ver

zeichnet einen Kriegszug gegen Bafilo und gegen die Waldstädte an der Ostgrenze von Tschautscho. Bafilo und Kambole wurden erstürmt.

Ferner machte im November und Dezember 1897 die Weigerung der Stadt Mangu und der Mobaleute, Stationsfelder anzulegen, die Unterwerfung der genannten Stadt, sowie einen Feldzug nach Tjadowa und Kundna nötig.

Die Eröffnung des Kaburelandes erfolgte Anfang 1898 durch einen auf dasselbe von drei Seiten ausgeführten starken Stoß, wobei es zu mehreren größeren Gefechten und einer Anzahl Scharmützeln kam. Schon im September des Jahres findet indessen ein neuer Feldzug gegen Kabure statt und fällt in diesen ein Gefecht in der Palaebene und die Erstürmung des Kabangbuba.

In dasselbe Jahr fallen ferner Feldzüge gegen Namba (Gefecht bei Namba und Paß von Animai); Moba (Gefecht bei Bologu und Nabahu); Alposso.

Im Februar und März 1899 zieht man gegen Nordkabure; man kämpft im März und im Mai in Moba, besonders gegen die an der französischen Grenze gelegene Stadt Nabahu; sodann im östlichen Bezirk während des April gegen Lamba. Zum Schluß des Jahres 1899 fand ferner noch eine größere Expedition gegen die (als Konkomba bezeichneten) Bupuliwe und Motiva statt.

Aus dem Jahre 1900 finden wir einen Bericht von einem neuen Zuge gegen Moba. Am 26. Mai dieses Jahres kämpfte die Truppe des Mangubezirks bei Sitika gegen die Natyababevölkerung. Hier hatten die Eingeborenen in den Schluchten und Tälern Steinwälle errichtet und hielten sich mit großer Erbitterung und Hartnäckigkeit. Die Steinwälle

Beratung der Adelshäuptlinge auf Bismarckburg.

mußten im Sturm genommen und die Täler und Schluchten Schritt für Schritt gesäubert werden. Indessen verharrt Nabahu noch immer im Widerstand.

Der neueste Jahresbericht 1900/1901 schließlich berichtet über eine fünfwöchentliche Expedition gegen einige an der englischen Grenze gelegene Dörfer, die die von ihnen geforderten Arbeiter für den Wegebau nicht stellen wollten. In Agotime kam es zur Anwendung von Waffengewalt. Seitdem kommen die Leute gehorsam und willig zur Wegearbeit und haben sich sogar erboten, den Hewedienst abzuschaffen.

Die oberste Behörde der Kolonie ist das Kaiserliche Gouvernement in Lome; der bisher oberste Beamte, der Gouverneur Köhler, ist in Lome am 20. Januar 1902 gestorben. Für die Verwaltung ist das Land eingeteilt in zwei Bezirksämter und sieben Stationsbezirke. Erstere umfassen im allgemeinen das Vorland und sind die durch den Lauf des Haho getrennten Bezirksämter Lome und Klein-Popo. Der Lomebezirk wird in vielfacher Beziehung von dem Gouvernement mitversorgt; so hat derselbe keine eigene Kassenverwaltung, keine eigenen Arbeiter oder Soldaten. Ebenso liegt der Wegebau des Bezirks für den Verkehr mit dem Hinterland beim Gouvernement. Es ist überhaupt erst letzthin ein besonderer Beamter als Bezirksamtmann gefordert worden, bisher übernahm die Funktionen eines solchen der Kanzler, dem auch zugleich die

Digitized by Google

Ausübung der Gerichtsbarkeit über Nichteingeborene zufällt. Auch der Klein-Popobezirk hatte bis vor kurzem keinen besonderen Bezirksamtmann, sondern der Leiter der Zollverwaltung in Klein-Popo nahm die Funktionen eines solchen wahr. Neuerdings ist übrigens die Zollverwaltung nach Lome verlegt worden.

Das Hinterland ist in genau abgegrenzte Stationsbezirke geteilt; es sind die von Misahöhe, Atakpame, Kete-Kratyi (mit Bismarckburg), Sansane Mangu und Dagomba, welche beide letzteren *einem* Stationsvorsteher unterstellt sind, ebenso wie Sokodé und Bassari.

Die *Gerichtsbarkeit* über die Nichteingeborenen liegt in den Händen des Gerichts, beziehungsweise des Richters in Lome, die über die Eingeborenen bei dem Gouvernement, beziehungsweise dem Gouverneur, ist aber von diesem den Bezirksamtmännern und Stationsvorstehern übertragen. Die höhere Instanz bildet das Kaiserliche Obergericht der Schutzgebiete von Kamerun und Togo zu Kamerun. Im allgemeinen ist den Häuptlingen die Befugnis erteilt worden, gewöhnliche Streitigkeiten zwischen Angehörigen ihres Stammes und leichte Vergehen der Stammesangehörigen selbst zu bestrafen. Das ihnen erlaubte Strafmaß in Geld oder Naturalien ist von den Bezirksämtern und Stationen recht verschieden festgesetzt worden — in Misahöhe bis 200 Mark. Dagegen ist den Häuptlingen Verhängung von Leibes- und Freiheitsstrafen verboten. Durch Verordnung vom 21. Februar 1902 ist auch die Neubegründung eines *Sklavereiverhältnisses*, sei es als Strafe, Schuldhaft oder Kauf und Tausch verboten worden. Von diesem Zeitpunkt an sind die von Sklaven geborenen Kinder frei. Durch Verletzung seiner Pflichten gegen die Hausklaven verwirkt der Besitzer sein Herrenrecht.

Sobald ein öffentliches Interesse in Frage kommt, oder gegen die Entscheidung des Ortsgerichts beziehungsweise Häuptlings, geht die Angelegenheit zum Bezirksamt, beziehungsweise zur Station und weiterhin zum Gouvernement. Natürlich werden auch zu diesen Gerichtsstellen Häuptlinge oder andere angesehene Eingeborene geladen, um über Sitten und Gebräuche, die bei den verschiedenen Stämmen sehr mannigfaltig sind, Auskunft zu geben.

Vorläufig ist an die Einrichtung von eigentlichen Eingeborenengerichten nicht zu denken. Dagegen glaubt man neuerdings mit eingeborenen Polizisten, meist Angehörigen von Häuptlingen, günstige Erfolge zu erzielen. Diese Polizisten werden nicht besoldet, sondern erhalten nur gelegentlich Belohnungen, tragen eine Uniform und sind auf den Stationen mit Instruktionen versehen. Auch vermutliche Häuptlingsnachfolger sucht man auf den Stationen mit den Zielen und Anschauungen der Regierung vertraut zu machen.

Bisher sieht man von einer direkten *Besteuerung* der Eingeborenen ab; allerdings wäre eine solche Maßregel nicht unbedenklich wegen der Beunruhigung, die sie in die Eingeborenen tragen würde, ganz abgesehen von den Kosten der Eintreibung. Dagegen fordert man allgemeiner eine geringe Leistung der Eingeborenen durch gelegentliche Heranziehung zu Wegebauten und anderen Arbeiten von öffentlichem Interesse. Im großen und ganzen kommen auch die Leute dieser Forderung willig nach. — *Die Einnahmen* des Schutzgebietes betrugen im Etatsjahr

| | 1899 | | 1900 | |
|---|---|---|---|---|
| | 603031 | Mark, | 477974 | Mark, |
| und zwar an direkten Steuern . . | 37896 | „ | 43744 | „ |
| „ Zöllen . . . . . | 526237 | „ | 369456 | „ |
| „ sonstigen Abgaben . . | 38898 | „ | 64774 | „ |

Digitized by Google

Bis 1899 erhielt das Schutzgebiet keinen Reichszuschuß. Seitdem war angesetzt für

| 1899 | 1900 | 1901 | 1902 |
|---|---|---|---|
| 255 000 Mark, | 270 000 Mark, | 884 000 Mark, | 1 015 000 Mark. |

Die erhebliche Steigerung des Zuschusses in den beiden letzten Jahren erklärt sich durch die einmaligen Ausgaben für die Landungsbrücke sowie die Küstenbahn. Andererseits ist der Einnahmerückgang eine Folge des Mindererträges der neuerdings erhöhten Spirituosensteuer. Schon der diesjährige Etat nimmt wieder eine erhöhte Einnahme in Aussicht.

Mit der im Lauf des Jahres zu erwartenden Vollendung der Landungsbrücke sowie dem Bau der Küstenbahn ist eine weitere Steigerung der Einnahmen aller Wahrscheinlichkeit nach zu erhoffen. Einen wesentlichen Aufschwung dürfte aber die Kolonie erst durch einen weiteren Ausbau der Eisenbahn nach dem Innern erfahren, wodurch zum Teil die Ungunst der Grenzverhältnisse ausgeglichen und das Abströmen der Landesprodukte nach den Nachbarkolonien, besonders der englischen, wesentlich beschränkt würde. Das Gebiet der lohnenden Ausfuhr für die hauptsächlichsten Landeserzeugnisse — Palmöl und -kerne — würde eine große Ausdehnung erfahren; der billige Eisenbahntransport würde voraussichtlich auch den im fruchtbareren Inland anzulegenden Plantagen — vorausgesetzt daß die Kulturversuche, vielleicht die mit Baumwolle, zu befriedigenden Ergebnissen führen — einen gewinnbringenden Betrieb ermöglichen.

## Literatur und Illustrationen

Außer eigenen Erinnerungen, Aufzeichnungen und Veröffentlichungen sind benutzt worden:

H. Klose: Togo unter deutscher Flagge. Berlin 1899.

Deutsches Kolonialblatt, IV.—XII. Jahrg., Berlin; daraus besonders die Berichte über den Bezirk Sansane Mangu (X. u. XII.).

Jahresberichte über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete. (Beilagen zum deutschen Kolonialblatt.) Berlin 1896—1902.

Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Herausgegeben von Dr. Freiherr v. Danckelman. (Wissenschaftliche Beihefte zum deutschen Kolonialblatt.) Bd. I.—XIV. Berlin. Daraus besonders:

Kling und Büttner: Ergebnisse der Forschungsreisen im Hinterlande von Togo 1890—1892 (VI.).

Herold: Bericht betreffend religiöse Anschauungen und Gebräuche der deutschen Ewheneger (V.).

v. Doering: Reiseberichte aus den Jahren 1893—1895 (VIII.).

Graf v. Zech: Vermischte Notizen über Togo und Togohinterland (XI.).

Hupfeld: Eisenindustrie in Togo (XII.).

Deutsche Kolonialzeitung. Der neuen Folge I.—XV. Jahrg. Berlin.

Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897. Daraus u. a.: v. Danckelman, Klimatologisches über Togo.

Wohltmann: Bericht über seine Togoreise. Der Tropenpflanzer, IV. Jahrg. 1900. Berlin.

Schlechter: Westafrikanische Kautschukexpedition. Berlin 1900.

Koloniales Handelsadreßbuch, V. Jahrg. Berlin 1901.

Die Mehrzahl der Illustrationen sind eigene Aufnahmen; ferner sind mir in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden

von Herrn C. Goedelt in Hamburg:
Lagune bei Groß-Popo, Fetischmädchen von Klein-Popo, Netzflechter in Klein-Popo, C. Goedelts Faktoreihof in Lome;

von der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes:
Klein-Popo, Katholisches Brautpaar in Lome, Schwesternhaus der katholischen Mission in Lome, Katholische Missionsstation in Atakpame;

von der Norddeutschen (Bremer) Mission:
Ewhe-Christengemeinde in Abutia bei Ho, Weg zur Missionsstation in Ho;

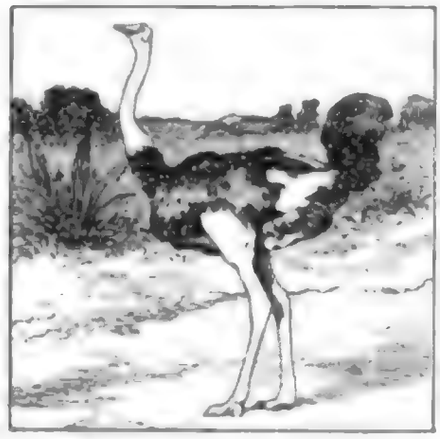
von der Baseler Mission:
Der Gemmi bei Amedjovhe, Akpafo in Boëm, Stationshaus in Kete-Kratyi.

Digitized by Google

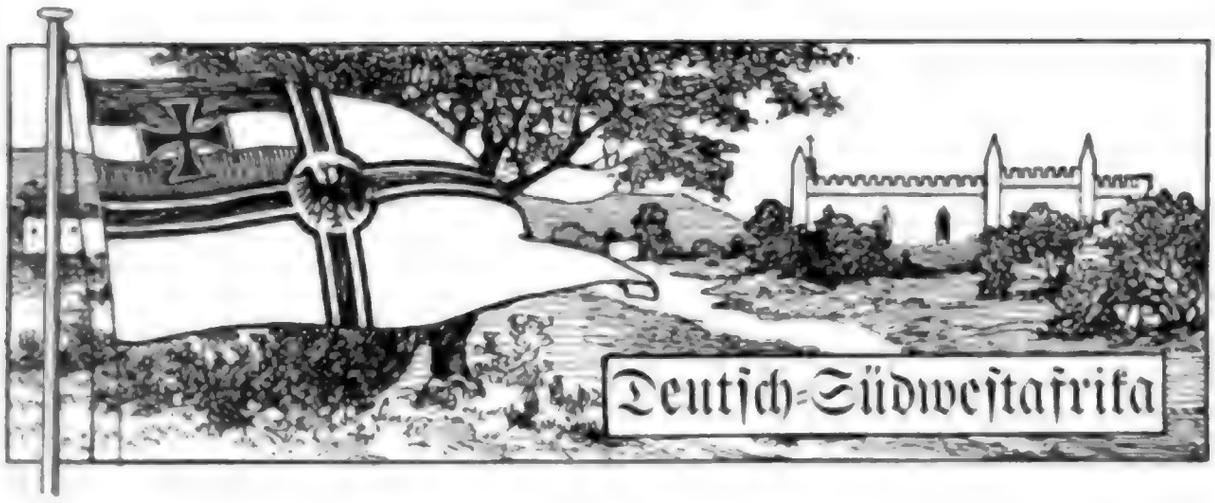
# Deutsch-Südwestafrika

von

Professor Dr. Dove



Digitized by Google




## Einleitung

Das Geburtsjahr der deutschen Kolonialpolitik, das Jahr 1884, war auch für das südwestafrikanische Schutzgebiet das der Besitzergreifung. Ja, dies Land gab so recht eigentlich den Anstoß zu der neuen Bewegung; auf das Hinterland von Angra Pequena bezog sich jene berühmte Depesche des Fürsten Bismarck, welche zum erstenmal der Welt verkündete, daß ein überseeisches Gebiet unter den Schutz und die Oberhoheit des Reiches gestellt sei.

Lange hatte es gedauert, bis dies fernste unter unseren afrikanischen Ländern in engere Beziehungen zu Europa trat. Vier Jahrhunderte vor dem Beginn der deutschen Herrschaft waren einzelne Punkte der Küste von den heldenmütigen Seefahrern besucht worden, welche im Namen des Königs von Portugal das alte Sagenland Indien auf dem Seewege zu erreichen suchten. Ihr Ziel nahm ihre Gedanken indessen so vollständig in Anspruch, daß die einsamen südafrikanischen Küsten sie nicht zu fesseln vermochten. Ja, auch als bereits hundertundfünfzig Jahre lang holländische Siedler am Kap der Guten Hoffnung saßen, gegen den Beginn des soeben verflossenen Jahrhunderts, konnte das Gebiet unserer heutigen deutschen Kolonie als gänzlich unbekannt gelten. Die ersten Reisen, welche uns wertvolle Aufschlüsse über ausgedehntere Landschaften brachten, wurden in den dreißiger und vierziger Jahren der erwähnten Periode ausgeführt, und dann erst beginnt auch für Südwestafrika eine Zeit, die immer schneller die Entschleierung des Innern förderte.

Es waren verschiedene Nationen, welche in diesem Teile Afrikas an der Erforschung des Innern lebhaften Anteil nahmen. Schweden wie Andersson, Engländer in nicht geringer Zahl, namentlich aber Deutsche sehen wir zuerst die großen Züge der Landschaft festlegen; durch sie gelangten auch die ersten genaueren Nachrichten über die Tier- und Pflanzenwelt und vor allem über die Bewohner des Landes zu uns, und besonders sind es auf diesen Forschungsgebieten die Missionare, meist Mitglieder der Rheinischen Gesellschaft, welchen wir die wichtigsten Mitteilungen verdanken. Namen, wie die eines Hahn und eines Rath werden in der Entdeckungsgeschichte des Schutzgebietes unvergessen bleiben, und wenn wir das Land zur Zeit seiner Erwerbung besser kannten als so manche andere Landschaft unter der neuen Kolonialflagge, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst dieser anspruchslosen und doch so tätigen Angehörigen der Mission.

Nicht lange nach der Erwerbung von Südwestafrika durch das Reich beginnt auch für dieses Gebiet die noch lange nicht abgeschlossene Periode fruchtbringender Einzelforschung. Große Aufgaben, wie solche noch vor dreißig

Digitized by Google

Jahren im Innern des tropischen Afrika ihrer Lösung harrten, waren ja selbst dem Entdecker im Südwesten des Weltteils nicht gestellt gewesen. Um so wichtiger und wesentlicher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die praktische Kolonisation ist hier die genaue Untersuchung der natürlichen Lebensbedingungen, von denen Pflanzen und Tiere und damit in letzter Linie auch der Mensch und seine Wirtschaftsweise abhängen. Eine Fülle wichtiger Tatsachen ist bereits bekannt, mehr aber ist noch zu studieren, so daß man die Periode der Erforschung unserer Kolonie als im höheren Sinne jetzt erst beginnend bezeichnen darf. Die Behandlung der einzelnen Landschaften wird Gelegenheit geben, auf einzelne hierher gehörige Fragen kurz hinzuweisen.

## I. Das Küstenland

Der Anblick, den die Küste von Südwestafrika dem bietet, der sich ihr von der See aus nähert, ist ein höchst eigenartiger. Wer hier eine tropische Pflanzenwelt, ja wer auch nur eine tropische Wärme zu finden erwartet, würde bitter enttäuscht werden. Öde und eintönig dehnt sich der gelbe Strand, der jenseits der weißen Brandungslinie sichtbar wird, 1400 km weit von der Mündung des Oranjeflusses bis zum Kunene, nur an wenig Stellen durch eine hafenartig geschützte Wasserfläche unterbrochen. Der Eindruck des Unzugänglichen, den schon die äußeren Linien der Küstenentwicklung in uns erzeugen, wird indessen noch erheblich durch die furchtbare Pflanzenleere verstärkt, die wir ähnlich nur in anderen Wüstenlandschaften der Erde finden. Mit flacheren Strecken, ja mit felsigen Bildungen wechseln endlich auf weite Entfernungen Dünenwälle, die häufig genug wie ganze Sandgebirge den Weg in das Innere zu versperren scheinen. Und obwohl wir uns hier, zwischen dem 17. und dem 29. Parallelgrade, in einer Breite befinden, die derjenigen der feuchtheißen Landschaften zwischen dem Sululande und der Sambesimündung auf der Ostseite des Kontinents entspricht, herrscht hier eine Temperatur, die selbst in den Mittagstunden höchst selten einmal eine dem Europäer lästige Höhe erreicht und die gegen Morgen und Abend sich so weit erniedrigt, daß man sie dann geradezu mit der bei uns an einem naßkalten Herbsttage herrschenden Wärme vergleichen kann, ja, daß man bisweilen um diese Tageszeit im Winter ein Feuer im Ofen als große Annehmlichkeit empfindet. Das Jahresmittel der Wärme an der Küste kommt zwar demjenigen von Mittelitalien ungefähr gleich, indessen ist die Durchschnittswärme des „heißesten" Monats kaum größer als in Südwestdeutschland, die des „kältesten" aber etwa mit der des Mai in unserer Heimat zu vergleichen. Außergewöhnliche Wärmegrade gelangen ausnahmsweise an verschiedenen Punkten der Küste zur Beobachtung; sie sind aber lediglich als Folgeerscheinung eines föhnartigen Windes anzusehen, der bisweilen vom Innern nach dem Meere herabweht.

Auf die auffallenden Nebel dieses Landstreifens ist von allen Beobachtern aufmerksam gemacht worden. Trotz der furchtbaren Regenarmut, die man fast als Regenlosigkeit bezeichnen könnte, insofern keineswegs in jedem Jahre ein deutlich meßbarer Niederschlag zu stande kommt, ist besonders in den Morgen- und Abendstunden die Bildung dichter Nebel eine so häufige Erscheinung und zwar hauptsächlich im Winter, wo die Sonne nicht selten den ganzen Tag nicht zum Vorschein kommt, daß man sie als eine Charakter-

Digitized by Google

eigentümlichkeit des Küſtenlandes bezeichnen kann. Bisweilen verdichtet ſich der dichte Schleier, der des Nachts über der Uferlandſchaft ruht, ſo ſehr, daß gegen Morgen das Waſſer von den Dächern tropft; in den Boden dringt jedoch die Feuchtigkeit ſelten mehr als wenige Millimeter tief ein. Die Schiffahrt erleidet natürlich in den ſüdweſtafrikaniſchen Gewäſſern durch die unſichtige Luft manche Beeinträchtigung.

Ehe wir uns der Küſtenlandſchaft ſelbſt zuwenden, müſſen wir unſer Augenmerk auf das Meer und auf die Landungsplätze werfen, die mit der Zeit eine immer mehr erhöhte Bedeutung gewinnen.

Das ganze Schutzgebiet wird von einem außergewöhnlich kalten Meeresgebiet begrenzt. Die Oberflächentemperaturen ſind hier ſo niedrig, daß beiſpielsweiſe unter dem Wendekreiſe das Waſſer um beinahe 15° kühler iſt als auf der Oſtſeite des Weltteiles. Ein Vorzug iſt aber mit dieſer merkwürdigen Eigenſchaft der Küſtengewäſſer verbunden; ſie ſind außerordentlich reich an tieriſchen Lebeweſen, und die wirtſchaftliche Ausbeutung dieſer natürlichen Reichtümer wird in Zukunft ſicher einmal erfolgen. An eßbaren Fiſchen und an Kruſtentieren beſitzt dieſer Teil des ſüdatlantiſchen Ozeans eine gewaltige Fülle; Robben beleben die felſigen Gegenden im Süden wie im Norden, und das von ihnen gewonnene Sealskin bildet ein wertvolles Erzeugnis, das bereits zu einem Gegenſtande der Ausfuhr geworden iſt. Die auffallendſte Erſcheinung in der Tierwelt der Küſtengewäſſer iſt aber die an manchen Stellen, wie zum Beiſpiel am Strande der Walfiſchbai, ſchier unzählbare Menge von Vögeln, darunter Flamingos, Pelikane und zahlreiche andere, ſowie die Scharen von Pinguinen, welche die See beleben. Beſonders dieſe ſind es, welche an verſchiedenen Stellen jene mächtigen Guanolager erzeugt haben, die man als das wertvollſte Vorkommnis der Strandlandſchaften bezeichnen kann, und die am Kap Kroß bereits ſeit einiger Zeit abgebaut werden.

Deutſche Artillerie im Schutzgebiet.

Für die Beurteilung der Landungsplätze von Südwestafrika, deren es leider nur wenig brauchbare gibt, ist mehr noch als ihre eigene Beschaffenheit die Frage von Bedeutung, wie es um ihre Zugänglichkeit vom Innern her steht.

Die Mündung des großen südlichen Grenzflusses, des Oranje, kommt für den Verkehr aus verschiedenen Gründen gar nicht in Betracht, und der erste Punkt, der als wirkliches Eingangstor in das Land bezeichnet werden kann, ist Lüderitzbucht, bekannter wohl noch unter seinem früheren Namen Angra Pequena. Es ist aber auch der einzige Landungsplatz von Bedeutung auf einer Strecke von rund 700 km Länge, denn die nördlich von ihm liegende Hottentottenbai ist zwar auch gegen die ziemlich ständigen Winde aus vorwiegend südlicher Richtung und den damit zusammenhängenden Seegang geschützt, allein sie ist dermaßen unzugänglich, daß bis heute noch nicht einmal ein Verbindungsweg über den sie umgebenden Dünenwall hinweg bekannt ist. Auch Lüderitzbucht gehört keineswegs zu den guten Landungsplätzen, denn der Weg von hier in das Innere ist mit Schwierigkeiten verknüpft, welche die Vorteile des hier in der Tat vorhandenen Naturhafens wieder verringern, allein diese sind zu überwinden, und so wird der Verkehr dieses Platzes sich ohne Frage günstig weiterentwickeln. Nicht jedoch gilt dies von dem zweiten, beträchtlich größeren natürlichen Hafenbecken unter den wirklich benutzten Landungsplätzen, von der in der Mitte der Kolonie gelegenen, in englischen Händen befindlichen Walfischbai. Bildete diese früher den Haupteingang in unser Schutzgebiet, so hat sie ihre Bedeutung fast ganz einbüßen müssen, als die auf deutschem Boden nördlich vom Swakop gelegene Landungsstelle in Aufnahme kam. Denn wenn auch die weite Bucht von Walfischbai einen geräumigen und gut geschützten Hafen bildet, so ist sie von einem bis zu 30 km breiten Dünenwalle umgeben, der schon den Ochsenwagenverkehr auf das äußerste erschwert und der die Anlage einer wirklich rentierenden Bahn fast zu einer Unmöglichkeit macht.

So ist es gekommen, daß die wichtigste Eingangsstelle in das Land, Swakopmund, zu den für Südafrika so charakteristischen offenen Reeden gehört. Hier war die Zugänglichkeit des Innern von der See her das Entscheidende, von hier aus vermochte man ohne große Schwierigkeiten eine Bahnverbindung herzustellen, und so entwickelte sich dieser Platz zu der wichtigsten Siedelung an der ganzen Küste, obwohl die Landungsstelle selbst erst durch einen Molenbau verbessert werden mußte.

Die auf der Nordhälfte der Küste von Südwestafrika liegenden Landungsplätze sind noch sehr wenig untersucht. Möglich und wünschenswert wäre indes hier die Auffindung einer jederzeit brauchbaren Stelle für die Entwicklung der nördlichen Gebiete des inneren Hochlandes.

Unter den Siedlungen der Küste, die ihre Entstehung den bisher geschilderten Umständen verdanken, nimmt Swakopmund durch die Schnelligkeit der Entwicklung und die Zahl der hier bereits ansässigen Weißen die erste Stelle ein. Die Niederlassung am Kap Kroß ist an das Vorhandensein der Guanolager gebunden, und Lüderitzbucht tritt an Bedeutung naturgemäß hinter dem erstgenannten Platz zurück. Die englische Niederlassung am Ufer der Walfischbai dagegen ist ein absterbender Platz, dessen Bedeutung augenblicklich wesentlich noch auf dem Vorhandensein einer wenig zahlreichen, hottentottischen Bevölkerung, der Topnaars beruht, die, zum größten Teile in der Nähe des Ortes ansässig, sich vorwiegend mit Fischfang beschäftigen.

Digitized by Google

12°
22°
Luanga
Liana
Kwando
Luanga
Ch
Katima-Molilo-Schn.
Kikonto
Mokoyas
Nadas
Marien Fl.
Samenta
Andara's (Debabe)
Kayakas
Sesheke
Sambesi
Mosalegat
Mamili's
Maheni's
Linyanti
C. Frio
Kunene
Hoarusib
Ugudum
O V A
BAMANGWATO
Kanyara
Sedjala
Nukanin (Nukana)
N G
Z I
A
20°
20°

Digitized by Google

Dieſe in vieler Hinſicht ſo merkwürdige Küſte, zu deren Eigentümlichkeiten auch die außerordentlich häufigen Luftſpiegelungen gehören, geht nun keineswegs ſo unvermittelt in die Hochländer des Oſtens über wie etwa die Niederungen von Südoſtafrika. Das terraſſenförmige Anſteigen des Landes, auf der gegenüberliegenden Seite des Kontinents ſo ſcharf ausgeprägt, tritt hier in den unteren Stufen zurück gegen eine langſamere und allmähliche Erhöhung des Landes, und vereinzelte Kuppen und kleine Höhenzüge, die oft unvermittelt aus den weiten Flächen hervorragen, bieten dem nach Landmarken ſuchenden Auge weit ſchärfere Kennzeichen als die etwa nur dem Forſcher ſichtbaren Merkmale eines urſprünglichen Terraſſenrandes. Erſt viel weiter im Innern laſſen ſich ſolche deutlicher erkennen, und die beſte Art, wie man das ganze Land im Weſten des Schutzgebietes bezeichnen könnte, wäre ſeine Charakteriſierung als eine nach dem Innern zu anſteigende Fläche. Eintönig und öde, bald erfüllt von Sandwehen, bald beſtehend aus einem harten, rötlichem Lehm ähnelnden Boden, hebt ſie ſich, von vereinzelten Urgeſteinshügeln überragt, langſam in öſtlicher Richtung, und der Eindruck des Wüſtenhaften wird durch die Einſamkeit und Stille, welche über dieſen als Namib bezeichneten Ebenen ruht, noch geſteigert. Das pflanzliche Leben beſchränkt ſich, ſoweit es auch äußerlich auffällt, auf wenige krüppelhafte Gewächſe, und in einigen Gegenden verleiht eine wunderliche Erſcheinung, die Welwitſchia, mit ihrem Holzſtrunk und der lederartigen Entwicklung ihrer rieſenhaften, auf dem Boden kriechenden Blätter der im übrigen nackten Fläche einen noch ſeltſameren Anſtrich. Die Küſtennebel dringen während des Tages nur noch höchſt ſelten einmal in dieſe Gegenden hinauf, und beſonders in den Mittagsſtunden ſendet die Sonne echt afrikaniſche Glut von einem unbarmherzig blauen Himmel auf dieſelbe Wüſtenſteppe herab, über die Nachts ein ſo eiſiger Luftzug einherweht, daß man beſonders im Winter eher in Nordeuropa als in der Nähe der ſüdweſtafrikaniſchen Küſte zu ſein wähnt. Selbſt Fröſte von mehreren Graden unter Null hat man bereits in der Namib beobachtet.

Swakopmund.

Die an und für ſich noch geringe Höhe der Überhöhungen dieſer Flächen bringt es mit ſich, daß die unteren Teile der Flußtäler infolge vieltauſendjähriger Arbeit des Waſſers die wichtigſten Unterbrechungen der Wüſtenlandſchaft bilden. Zwar bekommt der Reiſende ſie meiſt erſt dann zu Geſichte, wenn er ſich dem Hauptτale oder einer der wilden Seitenſchluchten nähert,

die vom Hochlande in dieses hinabführen. Mit schroffen Wänden, oft nur durch die erwähnten Nebenschluchten zu erreichen, ziehen diese Kannons in ostwestlicher Richtung in der Nordhälfte des Landes (der Süden besitzt keine größeren in dieser Richtung streichenden Täler) dem Küstenlande zu. Und doch sind sie trotz der Wildheit ihrer Wände, die bisweilen an eine ausgestorbene Landschaft auf dem Monde gemahnen könnte, wahre Lebensadern inmitten dieses unfruchtbaren Landes. Regen empfangen sie freilich ebenso selten und in ebenso spärlichem Maße wie das gesamte Vorland des Innern. Aber das unter dem Sande ständig talwärts strömende Sickerwasser, das in den größeren Betten das ganze Jahr hindurch vorhält, hat hier die günstigsten Bedingungen für das Gedeihen einer Pflanzenwelt geschaffen, die an manchen Stellen geradezu üppig genannt werden darf. Besonders sind es einige der im Lande heimischen Akazien, welche im Verein mit mancherlei Büschen und niederen Gewächsen in diesen langgestreckten Oasenzügen nicht selten parkartig das seitliche Schwemmland schmücken. Gras und Futterbüsche finden sich außerdem an vielen Stellen, und so sind es diese aus dem Innern herabreichenden schmalen Streifen kulturfähigen Bodens, ohne deren Vorhandensein besonders am unteren Swakop der Verkehr zwischen der Küste und der Hochsteppe sich niemals in solchem Umfange hätte entwickeln können, wie er nach dem Jahre 1890 durch das damals beginnende schnellere Fortschreiten der Kolonisation bedingt wurde.

Man darf sich nun aber den nördlich von Walfischbai gelegenen Teil der Namib selbst nicht gänzlich ohne Leben vorstellen. Zwar, der Mensch ist hier nur an wenigen Stellen in der Lage, feste Siedelungen zu begründen, und so gehört denn dieser Streifen in der Tat zu den am dünnsten bevölkerten der ganzen, überhaupt bewohnten Erde. Um so überraschender berühren selbst den die Wüste flüchtig durchziehenden Neuling Spuren eines nach unseren europäischen Begriffen reichen Wildstandes. Wo das schwerfällige Haustier kaum noch im stande ist, Futter und Wasser zu suchen, eilen Rudel der zierlichen Springbockantilope über die menschenleere Fläche, und selbst größeres Wild fehlt nicht. Das Zebra und der Strauß haben es leicht, in diesen Einöden ihren Verfolgern zu entgehen, und besonders den riesigen Vogel trifft man seit der energischen Durchführung der verschiedentlich erlassenen Jagdvorschriften in viel größerer Menge als früher. Das ist keineswegs unwesentlich, denn es zeigt, worin man den Wert dieser scheinbar nutzlosen Einöde für die menschliche Gesellschaft zu suchen hat. Schonung besonders dieses edlen Wildes, dessen Federn viel wertvoller sind als die der in Farmgehegen gehaltenen Tiere, und damit Erhaltung und Vermehrung eines äußerst wertvollen Ausfuhrgegenstandes können diesem Gebiet, in dem an Viehzucht ja doch niemals zu denken ist, eine in Deutschland immer noch unbekannte, selbst in kolonialen Kreisen noch viel zu wenig gewürdigte Bedeutung verleihen.

Neben nutzbaren Tieren, denen sich in den Flußtälern auch verschiedenes Flugwild zugesellt, zeigen sich auch vereinzelte Vertreter des in Südwestafrika heimischen Raubzeugs, darunter namentlich Hyänen und Schakale, in diesem Gebiet. Ebenso fehlen ihm nicht die Reptile des Innern, aber namentlich die Schlangen sind hier, wo ihnen bei der geringen Ausdehnung besseren Landes ihre Hauptnahrung, Ratten, Mäuse und andere kleine Säuger nur spärlich zu teil werden, seltener als im Hochlande.

Ein von der Nordhälfte verschiedenes Bild gewährt die Wüste in dem

Gebiete ſüdlich vom Kuiſſeb ſchon um deswillen, weil ihr — eine Folge des orographiſchen Aufbaues des Landes — die dort ſo bedeutſamen größeren Flußtäler fehlen. Ja, die wenigen kleinen Waſſerrinnen, die ihr aus den hohen Erhebungsmaſſen des Oſtens zuſtrömen, wie der Tſauchab, ſcheinen gänzlich in den Sandmaſſen zu verſchwinden, welche einen Teil dieſer gänzlich unbekannten Gegenden erfüllen. Dehnt ſich doch zwiſchen dem unteren Kuiſſeb und dem von Lüderitzbucht landeinwärts führenden Wege ein Gebiet von der Größe der Provinz Schleſien aus, das nachweislich noch niemals der Fuß eines Europäers betreten hat. Ob und wo hier etwa das wieder zu Tage tretende Waſſer ſolcher von Oſten kommenden Rinnſale Oaſen innerhalb dieſes unerforſchten Landes erzeugt, wie die keineswegs zu verwerfende Überlieferung der Eingeborenen behauptet, müſſen ſpätere Unterſuchungen ergeben. Im allgemeinen gilt von der Südhälfte der Wüſtenzone in noch höherem Grade als von ihrem Norden das Wort von der Unfruchtbarkeit großer Flächen, dem hier auch das von der Unzugänglichkeit hinzugefügt werden muß. So lagert ſich alſo, der Richtung der Küſte entſprechend, überall, mehr eine Trennung vom Meere als eine Verbindung mit der See bildend, eine langgedehnte Landſchaft den in höherem Sinne nutzbaren Gebieten des Innern vor, der man ohne Übertreibung eine Geſamtfläche von etwa einem Zehntel des ganzen Schutzgebietes geben kann. Denn ihre mittlere Breite beträgt im Norden wenigſtens 50 km, und ſie wächſt nach Süden noch an. Auf ein Stück Landes von einer das Königreich Bayern noch übertreffenden Größe würde demnach die Anſchauung paſſen, die die Gegner unſerer Kolonien ſtets auf das ganze Gebiet, und ſehr mit Unrecht, zu übertragen pflegten.

Flußtal in der Küſtenwüſte.

Einen großen Vorzug aber darf dies ganze Ödland einſchließlich der Küſten ſein eigen nennen, der eben wieder mit ſeiner Unfruchtbarkeit in Zu-

sammenhang steht. Es ist ein gesundes Land; wenn wir dagegen hier bereits jene Niederschlagsmengen anträfen, wie sie selbst nur im Innern zu Boden gelangen, so würden zweifelsohne hier dem Europäer recht wenig zuträgliche Zustände herrschen. Man denke aber: eine Europäerkolonie mit einer ungesunden Tropenküste! Also ehe man die Schattenseiten sich in düsteren Farben vergegenwärtigt, möge man auch das Gute zu berücksichtigen trachten, das gerade wieder förderlich auf die kolonisatorische Erschließung des Innern einwirkt, während es allerdings auf den ersten Blick nicht immer erkannt wird.

Ehe wir uns der Betrachtung der Einzellandschaften des eigentlichen Kolonisationsgebietes von Südwestafrika zuwenden, ist ein Blick auf die ihnen allen gemeinsamen Bedingungen nötig, aus denen das Leben der Natur in ihrem Bereiche gewisse Charakterzüge entwickelt, denen wir überall im Innern des Schutzgebietes wieder begegnen und die somit auch die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens auf das stärkste beeinflussen.

Wir müssen dabei von den allgemein wirksamen Folgen der Lage und des vertikalen Aufbaues des Landes ausgehen, wobei wir von dem im äußersten Nordosten bis zum Sambesi herüberziehenden schmalen Landstreifen völlig absehen können. Zunächst ist es die durch kein meridional streichendes Hochgebirge gehemmte Einwirkung der ungeheueren ozeanischen Wassermassen, die bis zu einem gewissen Grade dem ganzen Lande zu gute kommt. Abgesehen von jenem eben erwähnten Gebiet ist bei seiner vorwiegenden Längserstreckung das ganze Binnenland unserer Kolonie als verhältnismäßig küstennah zu bezeichnen. Nur die innerste Landschaft des äußersten Nordens liegt etwa 800 km vom Meere entfernt, und zwar entspricht diese Weglänge sogar schon dem Abstande bis nach Swakopmund ebenso wie dem bis zu dem nächstgelegenen Punkte der nördlichen Küsten. Für die östlichsten Landschaften des Hererolandes sinkt die Entfernung bis zum genannten wichtigsten Landungsplatze schon auf weniger als 700 km, für die Mittelzone des Schutzgebiets auf 550 km, in der Breite von Lüderitzbucht beträgt sie für die Linie Ostgrenze–Ozean gar nur noch 450 km. Stellt man diesen Entfernungen die Tatsache gegenüber, daß zum Beispiel in Deutsch-Ostafrika das ganze über die Entfernung Bagamoyo–Tabora hinausgelegene Gebiet mehr als rund 700 km, die wichtigen Landschaften zwischen Tanganika und Ukerewesee dagegen weiter als 800 km vom Meere gelegen sind (natürlich in abgerundetem Entfernungsmaße), so zeigt sich gerade in dieser Zusammenstellung die große Begünstigung besonders der wichtigeren Gegenden von Südwestafrika im Hinblick auf den Verkehr mit der See. Nach Osten zu aber ist das ganze Land um so schärfer abgeschlossen, was sich auch in seiner geschichtlichen Entwicklung erkennen läßt. Dort breiten sich die endlosen Steppenebenen der Kalahari bis zum Betschuanenlande aus, die infolge ihrer eigenartigen Bodenverhältnisse so großen Mangel an Oberflächenwasser zeigen, daß eine Durchquerung derselben selbst in der Regenzeit ein nicht ungefährliches Wagnis genannt werden muß. Nur über das Ngamiland im fernen Nordosten und über die entlegenen Hochländer am mittleren Oranje im Süden konnte eine Art von Verkehr stattfinden. So sehen wir, wie das Schutzgebiet auch aus diesem Grunde im großen nur nach Westen, also nach der See hin, seine Beziehungen zu entwickeln vermochte. Die wenigen hier vorhandenen Straßen, die wenig lockende Beschaffenheit der küstennahen Striche waren aber wieder die Ursache, daß die Besitzergreifung des Landes und der Beginn seiner Kolonisation so lange auf sich warten ließen; wäre das Westland auch nur annähernd ähnlich beschaffen wie die Südküste der britischen Kapkolonie, so würden wir sicher heute nicht die deutsche, sondern die englische Flagge auch über den Hochländern der Ovaherero und der Naman entfaltet sehen.

Ist dieser allgemeine Charakter der Verkehrsverbindungen in Südwestafrika somit wesentlich in seiner Lage zu den umgebenden Erdgebieten begründet, so vermag selbst die flüchtige Beobachtung dem Bilde des Lebens seiner verschiedenen Landschaften eine ganze Reihe gemeinsamer Züge zu entnehmen, die, seinem eigenen physischen Bau entstammend, gleichartige Wirkungen sowohl im Norden wie im Süden zu äußern vermögen.

Als ein kleiner Teil des ganzen großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika nimmt auch unser Schutzgebiet an der Grundform des Aufbaues teil, der wir hier überall wieder begegnen, sei es in der Nähe des Kap der guten Hoffnung oder in der Umgebung der gewaltigen Seen innerhalb der tropischen Ländermassen. Zwei Seiten sind es, nach denen sich die Eigenart dieses ungeheuren Gebietes überall in sich gleichbleibender Weise erkennen läßt, eine beträchtliche Meereshöhe und ein stets wieder hervortretendes Überwiegen der Bildungen von plateauartiger Entwicklung über diejenigen von gebirgsartigem Charakter. In besonders ausgeprägtem Grade gilt dies aber vom außertropischen Südafrika und insonderheit auch von unserer Kolonie. Zwar ist es sehr schwer, aus den vorhandenen und noch recht wenig zahlreichen Höhenmessungen eine genaue Zahl für die mittlere Erhebung des Landes über den Meeresspiegel ableiten zu wollen. Wenn wir indessen das Küstenland, wie wir es bereits in der geographischen Darstellung getan haben, hier ausscheiden, so erhalten wir für die übrigbleibenden $^9/_{10}$ des Landes eine mittlere Höhe, deren Maß mit 1200 m sicher eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte. Daß aber die durchschnittliche Erhebung eines ganzen Landes zu einer Seehöhe, welche die des Brockengipfels noch um einiges übertrifft, ihren Einfluß in gleichartigem Sinne auf die verschiedensten Lebensäußerungen der Natur in allen Sondergebieten der Kolonie geltend machen wird, darf uns nicht in Erstaunen setzen.

Der auch in Südwestafrika wirksame zweite Grundzug in dem Aufbau des alles Lebende tragenden Felsgerüstes, der überwiegende Plateaucharakter, der sich bis zu einem gewissen Grade

Digitized by Google

auch in den höchſten zentralen Hochlandſchaften verfolgen läßt, äußert ſeine Wirkungen ebenſo in den verſchiedenſten Gegenden in einer gewiſſen Gleichartigkeit mancher Erſcheinungen, auf die gleich näher einzugehen iſt. Indem auch die Überhebungen des Sockels in vielen, ja in den weitaus meiſten Fällen wiederum Plateaucharakter tragen, beſchränkt ſich die Grundfläche der immerhin vorhandenen wirklichen Gebirge, diejenige der zahlreichen vereinzelten Berge und Kuppen eingerechnet, auf einen ſehr kleinen Teil des Geſamtgebiets. Damit aber iſt einer Landſchaftsform die günſtigſte Gelegenheit zur Entwicklung gegeben, die auch in der Vegetation und Tierwelt ihren Einfluß auf die Verbreitung von Gattungen und Arten äußern muß. Die freie Fläche, welche dieſe Form der Bodengeſtaltung beſſer bezeichnet als der nicht überall zutreffende Begriff der Ebene, iſt für den weitaus größten Teil von Südweſtafrika die Grundform des landſchaftlichen Bildes. Vielfach in wirkliche Ebene übergehend, in anderen Gegenden mehr ein welliges Gelände bildend, das oft auch von höheren Einzelerhebungen oder von noch höheren Flächengebieten überragt wird, löſt ſie ſich nur in dem nach dem Meere zu gelegenen Teile des Landes in einzelne Vorſprünge und tieferliegende, nach Weſten ſtärker abſinkende Landſchaften auf. Als Tafelland im großen bezeichnet man ſie allerdings am beſten nur in der ſüdlichen Hälfte des Schutzgebietes, während Gebirgsbildungen im engeren Wortſinne vorwiegend auf die Mittelzone des Landes mit ihren weit verbreiteten Gneismaſſen beſchränkt ſind, ohne daß übrigens hier der Plateaucharakter des Ganzen verſchwindet.

Ufervegetation.

Dieſer Grundzug im Aufbau unſerer Kolonie bewirkt nun im Zuſammenhang mit der beträchtlichen Seehöhe derſelben eine ganz eigenartige Entwicklung der Täler. Die Notwendigkeit, ein ungeheures Gefälle zu überwinden*), bewirkt, daß alle nach dem Ozean zu gerichteten Täler ſich je weiter nach Weſten um ſo mehr in ſchluchtartige Gebilde mit mehr oder weniger ſchroffen Wänden verwandeln, während alle nach Oſten gerichteten Waſſerrinnen ihren lebenſpendenden Einfluß ſchon allein wegen der leichten Zugänglichkeit des eigentlichen Flußbettes über ein ausgedehntes Seitengelände geltend zu machen im ſtande ſind. So gilt von den vom Hochlande aus irgend welchen viel tiefer liegenden Landſchaften zuſtrebenden Tälern, alſo faſt von dem ganzen Schutzgebiet, alſo auch dem größten Teile des Südens das Umgekehrte im Hinblick auf die Verkehrswirkung des Aufbaues, als was wir in Mitteleuropa als Grundſatz aufſtellen dürfen. In Südweſtafrika ſind es die höheren Teile des Landes, welche den Verkehr von Ort zu Ort erleichtern, während die Talbildungen ihn in vieler Hinſicht hemmend beeinfluſſen. Und der hier ausgeſprochene Satz gilt bezeichnenderweiſe am meiſten von den dem Meere ziemlich nahe benachbarten Gebieten, wo die eigenartige Talentwicklung die Urſache dafür iſt, daß vielfach ſelbſt der in der Längsrichtung des Tales ſich vollziehende Verkehr lieber das öde Hochland als das waſſerreiche, gut bewachſene Flußtal wählt, obwohl er eben um dieſer Vorzüge willen dasſelbe öfters aufzuſuchen genötigt iſt.

Das Fehlen ausgedehnter hoch über das umliegende Land emporſteigender Gebirgsketten und geſchloſſener Kammlinien läßt von vornherein den Schluß zu, daß eigentliche Klimaſcheiden dem Lande mangeln, mit anderen Worten, daß gewiſſe Grundzüge des Klimas in allen ſeinen Teilen deutlich erkennbar ſich wirkſam erweiſen müſſen. Und ſo iſt es in der Tat. Schon die langdauernde Herrſchaft des Paſſats und die Breitenlage des Schutzgebiets im Zuſammenwirken mit der Richtung der die Feuchtigkeit der Regenzeit heranbringenden Winde**) erklären uns die bedauerliche Erſcheinung, daß das ganze Gebiet weniger Regen empfängt, als bei ſeiner immerhin hohen Temperatur nötig wäre, um einem üppigen Pflanzenwuchs Gelegenheit zum Gedeihen zu geben. Damit in unmittelbarem Zuſammenhange ſteht das gleichartige Verhalten der Gewäſſer, dem wir, da es ſowohl geographiſch wie auch in ſeiner Bedeutung für das Wirtſchaftsleben der Kolonie von ſo außerordentlicher Bedeutung iſt, unſere Aufmerkſamkeit zuwenden müſſen.

Infolge des ganz Südweſtafrika gemeinſamen ſcharf ausgeprägten Gegenſatzes zwiſchen einer langdauernden Trockenzeit und einer nur wenige Monate hindurch währenden Regenzeit ſind mit Ausnahme der großen Grenzſtröme im äußerſten Norden und im fernſten Süden alle Flüſſe des Landes ſogenannte Regenflüſſe, das heißt wir haben in

---

*) Dieſes beträgt bei manchen größeren Waſſerläufen des Hererolandes 1 : 1000.

**) Sie kommen aus dem Quadranten von Nord bis Oſt, haben alſo, ehe ſie unſer Gebiet erreichen, bereits über weite Landflächen dahinſtreichen müſſen.

ihnen nicht sowohl Adern ständig fließenden Wassers als vielmehr Abflußrinnen für die Regenfluten des Sommers zu sehen. Unser gesamtes Schutzgebiet aber ist gegenüber den Landschaften des inneren Kaplandes insofern hochbegünstigt, als wenigstens diese Wasserläufe gerade von der Kürze der Regenperiode einen Nutzen haben. Denn die Zusammendrängung der Niederschläge auf wenige Monate hat zur Folge, daß viele von ihnen, wenn auch nur für kurze Zeit, so doch oft recht vollständig gefüllt sind, und es ist klar, daß die plötzlich sich, sei es oberflächlich, sei es in der unter dem Boden liegenden Geröllschicht ansammelnden Gewässer eben infolge ihrer Masse viel mehr der überall beträchtlichen Verdunstung Widerstand zu leisten vermögen, als wenn sie in zahlreicheren, aber weniger ergiebigen Güssen zur Erde gelangten. Auch die kleineren Wasserläufe, ja selbst solche von dem Umfange bloßer Bäche vermögen sich auf diese Weise*) für kurze Zeit in wirklich fließende Rinnsale umzuwandeln, und wie sie auf der einen Seite ungezählte natürliche Becken in Schluchten und Felsgründen oder unterirdische Staudämme in natürlichen Felsen mit Wasser versorgen, das dort oft für sehr lange Zeit gegen die Verdunstung geschützt ist, so gewähren sie bei dem eigenartigen Aufbau des Landes an ebenso ungezählten Stellen dem fleißigen Kolonisten die Möglichkeit, durch Kunst ein Abfangen und Aufstauen des Wassers zu bewirken, um dasselbe zur Bewässerung seiner Ländereien zu benutzen.

Allen Flüssen des Landes, wo immer sie sich durch das Hochland hinziehen, ist ferner die Eigentümlichkeit gemein, daß sie unter einer den Untergrund gegen die Verdunstung schützenden Schicht viel länger Wasser führen als oberflächlich. Ja, in den größeren von ihnen kann man mit ziemlicher Sicherheit das ganze Jahr hindurch in einer mäßigen Tiefe auf Wasser stoßen. So werden sie auch an von jeder menschlichen Kultur abgelegenen Stätten zu wichtigen Spendern des unentbehrlichen Elements, denn es bedarf nicht nur geringer Mühe, diese Grundwasserschätze zu erreichen, sondern an günstigen Stellen treten diese auch in der Trockenzeit auf kurze Strecken zu Tage und sie ähneln dann häufig genug einem wirklichen Bach oder einer dem Boden entspringenden Quelle. Vielfach sind die auf den Karten als solche oder mit einem holländischen Wort als Fonteinen bezeichneten Wasserstellen nichts anderes als das auf diese Weise sichtbare, im übrigen aber unterirdisch dahinströmende Grundwasser unter dem Schwemmlande eines Flusses.

An wirklichen Quellen im engeren Wortsinne aber ist, wie aus der Regenarmut und dem oft nur wenig gestörten Verlauf der Schichten gleichmäßig hervorgeht, im ganzen Lande ein außerordentlicher Mangel. Charakteristisch ist indessen eine fast das ganze Schutzgebiet in seinem meridionalen Mittelgebiet von Norden nach Süden durchziehende Zone, in der sich in der Tat in der verschiedensten geographischen Breite echte Quellen von oft sehr beträchtlicher Wasserförderung finden. Zu den bedeutendsten unter diesen gehört das berühmte Quellgebiet am Waterberge im nördlichen Hererolande sowie dasjenige von Windhoek in der Mitte des Schutzgebiets. Was aber diese Reihe von Sprudeln noch auffallender erscheinen läßt als ihr bloßes Vorhandensein in einem so trockenen Lande, das ist ihre bisweilen sogar recht hohe Temperatur. Die heißesten von ihnen kommen in dieser Beziehung den besonders warmen Gewässern anderer Länder beinahe gleich, und die folgende Zusammenstellung mag dem Leser ein Bild dieser merkwürdigen Erscheinung geben**.

| Quelle von | Temperatur in Celsiusgraden |
|---|---|
| Omburo | 77 |
| Omapju | 61 |
| Otukango kalili | 63 |
| Otukango | 65 |
| Windhoek | 78 |
| Rehoboth | 53 |
| Gaukobis | 43 |

Wie groß der Eindruck dieser Warmwasserquellen auf die Bewohner des Landes von jeher gewesen ist, geht daraus hervor, daß einige von ihnen ganzen Niederlassungen den Namen gegeben haben. So verdankt Warmbad im äußersten Süden der Kolonie seine jetzige, Windhoek seine hottentottische Benennung den seltsamen Sprudeln, denn diese (Otkhamo) bedeutet nichts anderes als „feurige Wasser", und es gewährt die Reihe heißer Quellen hier einen um so wunderlicheren Anblick, als diese im Hauptorte des Schutzgebiets sich am oberen Rande eines Hügels entlang ziehen und namentlich in den Morgen- und Abendstunden ihre weißen Dämpfe in die klare, kühle Luft aufsteigen lassen.

Eine weitere Folgeerscheinung zu großer Trockenheit, vor allem aber des Mangels an längere Zeit hindurch fließenden Gewässern trifft man im ganzen Lande. In den verschiedensten Landschaften kommen Ansammlungen von Salz an der Bodenoberfläche vor, welche man als den unmittelbaren Beweis einer nicht genügenden Auslaugung weiter Flächen durch das Abflußwasser betrachten kann. Wo heutzutage abflußlose Gebiete von größerer Ausdehnung vorhanden sind, wie zum Beispiel im Nordwesten der Kolonie, sind derartige Vorkommnisse natürlich ebenfalls in stärkerem Maße entwickelt als anderwärts. Man muß aber festhalten, daß in einem Lande mit so ausgeprägtem Steppenklima, wie wir es in Südwestafrika vor uns haben, auch zahlreiche kleinere Gebiete, die ihrem orographischen Aufbau nach, das heißt zufolge der Abfallrichtung der geneigten Flächen des Geländes, keineswegs zu den abflußlosen Landschaften zu gehören brauchten, im Haushalte der Natur tatsächlich die gleiche Rolle spielen können wie diese, da sie nur ganz selten und vielleicht kaum jemals so viel Regen empfangen, um tatsächlich das in ihnen zusammenströmende Wasser bis zu einem der größeren Rinnsale zu entsenden. Diese für viele Kleinlandschaften feststehende Tatsache ist aber insofern von großer Bedeutung, als bei der Anlage von Stau- und Bewässerungs-

*) Natürlich ist hier, wie ausdrücklich betont werden möge, stets von einem Normaljahre die Rede, von dem Abweichungen nach beiden Seiten sehr oft vorkommen können.

**) Es verdient, an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß diese Zone sich nach Süden bis in die Gegenden in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung fortsetzt. Dort hat noch die Quelle von Brandvlei eine Temperatur von ungefähr 62°.

Digitized by Google

anlagen in vielen Fällen mit einer Wirkung des Waſſers gerechnet werden muß, die alles andere eher als erwünſcht genannt zu werden verdient.

Sind von der Weltlage der Kolonie innerhalb der großen Zonen der Erde und von ihrem Aufbau ſomit, wie im vorhergehenden gezeigt iſt, eine ganze Reihe von geographiſch wirkſamen Faktoren abhängig, welche vorwiegend mit den Niederſchlägen und ihren Folgen im Zuſammenhang ſtehen, ſo hängt auch die Wärmeverteilung wenigſtens nach einer Richtung hin von dieſer letzten Urſache ſo vieler Erſcheinungen ab. Wo wir uns auch befinden mögen, überall iſt die ozeaniſche Lagerung des ganzen ſüdafrikaniſchen Dreiecks und iſt das Fehlen hoher, gleichſam Wetterſcheiden bildender Gebirge der Anlaß zu einer ſehr geringen Verſchiedenheit der mittleren Temperatur in den einander entgegengeſetzten Zeiten des Winters und des Sommers. Während wir in Deutſchland gewohnt ſind, mit einer Verſchiedenheit der Durchſchnittstemperaturen des wärmſten und des kühlſten Monats von ungefähr 20° zu rechnen, beträgt dieſelbe in den meiſten Teilen von Südweſtafrika, ſelbſt im Innern, höchſt wahrſcheinlich ſelten mehr als $^2/_3$ dieſes Wertes, in vielen höheren Gegenden aber noch weniger*). Weit mehr aber als durch Breite und die das Süddreieck des Weltteils umgebenden Meere wird die Wärmeverteilung im geſamten Bereich des Innern von Südweſtafrika durch die Meereshöhe, mittelbar allerdings auch durch die Trockenheit der Luft beeinflußt, deren gemeinſame Wirkungen auf die Temperatur und ebenfalls einen Augenblick beſchäftigen müſſen.

Giraffenakazie.

In erſter Linie treten dieſe Wirkungen der Seehöhe, die ja allenthalben eine bedeutende iſt, in den ungeheuren Unterſchieden hervor, welche zwiſchen dem Wärmemaximum bei Tage und dem Wärmeminimum bei Nacht beobachtet werden. Unterſchiede von 15 bis 20° C. ſind die Regel zu allen Jahreszeiten (in Berlin beträgt derſelbe Unterſchied nur 7—8°), ſolche von 25° und darüber ſind keineswegs ſelten und ausnahmsweiſe kommen noch größere Differenzen vor. So beobachtete der Verfaſſer an einem Auguſttage im Talkeſſel von Otombingwe ein Anſteigen der Wärme von 0° vor Sonnenaufgang auf 35° am Nachmittag! Für das praktiſche Leben ſind die mit dieſer ſtarken Schwankung zuſammenhängenden Erſcheinungen im allgemeinen recht günſtige, denn auch in den heißeſten Monaten ſind die Nächte überall, den äußerſten Norden etwa ausgenommen, angenehm friſch und wohl zu ertragen, während andererſeits im Winter die lebhafte Sonnenwirkung bei Tage eine Durchwärmung der Luft zur Folge hat, die ſelbſt nach einer kalten Froſtnacht den Aufenthalt im Freien ohne jede Gefahr einer Erkältung ſogar für Kranke durchaus ratſam erſcheinen läßt. Auf der anderen Seite kann es, vielleicht wieder die nördlichſten Striche ausgenommen, im ganzen Schutzgebiete infolge der ſtarken Ausſtrahlung bei Nacht, während der Wintermonate ſelbſt zu ſtarken Fröſten kommen, und darin liegt zu einem großen Teile der einheitliche und ſo wenig tropiſche Charakter begründet, den die Pflanzenwelt ſüdlich vom 20° ſüdlicher Breite auf den Hochländern des Innern in ihren Einzelformen zur Schau trägt.

Dem ganzen inneren Schutzgebiet eigen iſt endlich eine ſehr große Trockenheit der Luft. Dieſe Dampfarmut herrſcht aber nicht allein im Winterhalbjahr, das hier entſprechend der Lage des Landes auf der ſüdlichen Halbkugel natürlich in die Zeit vom April bis September fällt, ſondern auch während der Sommermonate, ja ſogar in der Regenzeit im engeren Sinne. Auch durch dieſe Eigenſchaft des Klimas wird die Pflanzenwelt in ihrer Zuſammenſetzung ſtark beeinflußt, indem nur ſolche Gewächſe auszudauern vermögen, die durch Derbheit der Faſer, durch die Beſchaffenheit der Rinde und der Blätter und bisweilen durch Stoffe, die ihre Oberfläche abſondert, gegen die mit der Lufttrockenheit zuſammenhängende außerordentlich ſtarke Verdunſtung geſchützt ſind. Mit dieſer Eigentümlichkeit, ebenſo aber mit der geringen Dichte der Atmoſphäre und der zu allen Jahreszeiten geringen, in vielen Monaten kaum merkbaren Bewölkung ſteht endlich die ungewöhnlich lebhafte Durchſonnung des Bodens in Verbindung, die Strahlungswirkungen ſind hier viel unmittelbarer und kräftiger als in den meiſten anderen Ländern unſeres Planeten. Gleichzeitig iſt mit denſelben Urſachen eine Reinheit und Durchſichtigkeit ſelbſt der unteren, dem Boden unmittelbar auflagernden Luftſchichten ver

---

*) Hier muß betont werden, daß die früher im Schutzgebiet angeſtellten Beobachtungen wohl nicht gut bei der Beurteilung dieſer Frage benutzt werden können, da die aus ihnen gewonnenen Ergebniſſe für die Sommermonate ganz entſchieden viel zu hohe Werte ergeben. Erſt die Temperaturbeobachtungen des Verfaſſers aus Windhoek waren unter genügendem Schutz der Inſtrumente gegen die Strahlung gewonnen und ergaben in dieſer Beziehung auch andere Reſultate.

bunden, die ihresgleichen nur in wenigen Steppenhochländern der Erde finden dürfte, und von deren landschaftlichen Wirkungen am Schlusse dieses allgemeinen Abschnittes noch gesprochen werden soll.

Die bis jetzt geschilderte klimatische Eigenart des Schutzgebietes hat nun gewisse gesundheitliche Folgen, die mit Ausnahme des äußersten Nordostens ebenfalls für das ganze Land Geltung besitzen, und deren große Bedeutung darin beruht, daß wir es hier mit einer der Besiedelung mit Weißen offenstehenden Kolonie zu tun haben. Es ist festzuhalten, daß das ganze Innere südlich vom 20. Grad südlicher Breite ein dem Europäer zuträgliches Klima sein eigen nennt. Zunächst wirkt die starke Tagesschwankung*) in höchst günstiger Weise auf die gerade in den Tropen so sehr mitgenommenen Nerven und damit zugleich auf das Wohlbefinden des ganzen Körpers ein. Im Sommer ist selbst nach den heißesten Tagen eine kühle Nacht die Regel, und der erquickende Schlaf, der in der heißen Zone dem Weißen oft nur sehr mangelhaft zu teil wird, wird hier seltener durch übergroße Wärme gestört als selbst bei uns in Deutschland während der Sommermonate. Aber auch im Winter ist das Ansteigen der Temperatur zu einem Grade, der selbst das Sitzen im Freien das ganze Jahr hindurch gestattet, eine Annehmlichkeit von unschätzbarem Wert. Eine weniger willkommene Folge der starken Wärmeschwankungen allerdings, zumal wenn sie wie in den Sommermonaten auch noch gleichzeitig mit Regengüssen eintreten, ist die große Verbreitung rheumatischer Leiden, die man beinahe eine Charakterkrankheit der südafrikanischen Hochländer nennen könnte.

Aber die in der Tat oft beträchtliche Höhe, welche die Temperatur in den Nachmittagstunden während des Sommers erreicht, ist nicht nur aus dem eben erwähnten Grunde leichter erträglich, als man denken sollte, wenn man von den Gradzahlen hört, die am Thermometer abgelesen werden und die selbst in den hohen zentralen Gebieten in den heißen Monaten 30° sehr oft übersteigen**). Vielmehr befördert die erwähnte Dampfarmut der Luft auch die Verdunstung von der Hautoberfläche in einem solchen Grade, daß sich der Körper gewissermaßen in einer ständig ziemlich stark unter die Außenwärme abgekühlten Luftschicht befindet. Bei genügendem Schutze des Körpers gegen die Sonnenstrahlung empfindet man daher die Hitze keineswegs so stark, wie man nach ihrer wirklichen Höhe erwarten sollte, und man ist im stande, selbst angestrengt körperlich zu arbeiten, ohne daß man darum von jenem lästigen Gefühl der Ermattung heimgesucht wird, welches bei uns in Europa so oft als unmittelbare Folge der Anstrengung während eines heißen Sommertages beobachtet wird. Charakteristisch erschien dem Verfasser, daß sich während der Berliner Kolonialausstellung die südwestafrikanischen Eingeborenen mehrmals über die Hitze beklagten, obwohl die wahre Temperatur niedriger war, als die täglich im Sommer ihrer Heimat eintretenden Wärmegrade. Es fehlt eben der trockenen und reinen Hochlandluft dort jene abscheuliche dumpfe Schwüle, die in der Regel als die Folge eines großen Dampfgehaltes der Luft wird gelten müssen. Auch ist das Atmen in der wunderbaren Reinheit der Atmosphäre über diesem Lande allein schon ein Genuß, und man begreift die günstige Beeinflussung, die besonders die Atmungsorgane durch den längeren Aufenthalt in unserer Kolonie erfahren.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß infolge der erwähnten Eigenart des Klimas und auch infolge der Durchsonnung von Luft und oberster Bodenschicht das Klima von Südwestafrika auch im Hinblick auf jene kleinsten Lebewesen, die man als die Erreger der verschiedensten Krankheiten anzusehen hat, zu den gesündesten der Erde gerechnet werden muß. Der scheinbare Widerspruch, infolge des Auftretens so mancher Krankheiten, unter denen die Malaria und typhöse Leiden zu nennen sind, fällt in sich selbst zusammen, wenn wir berücksichtigen, daß man für diese niemals das Klima allein verantwortlich machen darf. So bleibt der Satz vollkommen unanfechtbar bestehen: *Südwestafrika ist, gleiche hygienische Verhältnisse vorausgesetzt, viel gesünder als zum Beispiel Deutschland.* Gegen diese Fassung unserer Behauptung spricht keineswegs das Auftreten zahlreicher Krankheiten mit bisweilen tödlichem Ausgange auch bei kräftigen Individuen. Denn wer berücksichtigt, unter welchen höchst ungünstigen Lebensbedingungen der Europäer in diesem Lande so oft zu arbeiten hat, den wird es höchstens in Verwunderung setzen, daß die meisten Weißen sich trotzdem so wohl befinden, mit anderen Worten, er wird in dieser unleugbaren Tatsache eben einen unwiderleglichen Beweis für die Gesundheit des Klimas erblicken.

Die Gleichartigkeit der atmosphärischen Einflüsse, die sich, wie wir soeben sahen, in verschiedenen Punkten offenbart, zeigt sich auch in zahlreichen Gewächsen, denen man, gleiche Niederschlagsmengen vorausgesetzt, vom nördlichen Hererolande an bis in die Steppen des südlichen Namalandes begegnet. Unter den Holzpflanzen sind es besonders die Vertreter der Akazien, die man geradezu als Charaktergewächse im landschaftlichen Bilde betrachten kann. Auf starker geneigtem Gelände und in größerer Entfernung vom seitlichen Grundwasser der Flüsse meist in Form von Büschen, in den tiefgründigeren Senken und in der Nähe der Regenströme des Landes aber auch parkwaldartige Bestände bildend, gehören sie zu den wichtigsten Erscheinungen des pflanzlichen Lebens. Denn hier fällt ihnen mehr noch als in anderen Ländern die Aufgabe zu, den ohnedies der Austrocknung so sehr ausgesetzten Boden gegen die Sonnenstrahlung zu schützen. Leider haben die ursprünglich vorhandenen Bestände durch die Bewohner des Schutzgebietes bereits an vielen Orten eine mehr als wünschenswerte Verringerung erfahren. Als eine der wichtigsten und dankens-

*) Natürlich gilt vieles von dem hier Ausgeführten entweder allgemein oder doch wenigstens in bestimmten Jahreszeiten auch vom äußersten Norden. Gleichwohl bildet dieser gerade in gesundheitlicher Beziehung aus lokal wirksamen Ursachen ein Gebiet für sich, so daß wir deshalb die Grenze des 20. Breitengrades als passend angenommen haben.

**) Hier wie überall handelt es sich natürlich immer um Schattentemperaturen. Auch ist, wie an dieser Stelle ausdrücklich betont werden mag, stets die hundertteilige Celsiusskala den Temperaturangaben zu Grunde gelegt.

werteſten Maßnahmen der Kolonialverwaltung iſt es daher zu bezeichnen, daß den früheren Verwüſtungen, die durch die ehedem ſo häufigen Steppenbrände nur noch vergrößert wurden, nunmehr Einhalt getan iſt.

Die Akazien des Schutzgebietes, unter denen die Giraffenakazie mehr dem höheren Lande angehört, während der Anabaum auf die wärmeren Talgebiete der weſtlichen Zone beſchränkt iſt, ſind als Dornträger gleichzeitig dafür verantwortlich zu machen, daß namentlich die Buſchwälder ſich durch Unzugänglichkeit, ja an manchen Stellen durch völlige Undurchdringlichkeit auszeichnen; ihr Dickicht vermag infolgedeſſen zahlreichen kleineren Vertretern der wilden Tierwelt ausgiebigen Schutz gegen ihre Verfolger zu gewähren.

Unter den Charakterformen, die man überall antrifft, ſind ferner mehrere Aloearten, in den öderen Landſchaften auch eine Euphorbie, der ſogenannte Milchbuſch, unter den kleineren Gewächſen endlich Steppenbüſche verſchiedener Arten, Melonen und eine Anzahl von Knollengewächſen zu erwähnen. Das Gras, das in verſchiedenen Arten große Flächen bekleidet, unterſcheidet ſich innerhalb der außertropiſchen Gegenden ebenfalls durch einige mit dem Klima zuſammenhängende Eigentümlichkeiten von der Grasdecke europäiſcher Landſchaften. Es verteilt ſich nur in einzeln ſtehenden Büſcheln über das Feld, ſo daß ſelbſt in gut bewachſener Gegend niemals das dicht geſchloſſene Pflanzenkleid den Boden überzieht, das wir als mit dem Begriffe der „Grasweide“ übereinſtimmend anzuſehen pflegen. Außerdem aber unterliegt es einer Einwirkung der dampfarmen Luft im auffallendem Grade. Bald nach dem Beginn der Vegetationsperiode verliert das Gras ſeine grüne Farbe, und nicht lange, ſo ſchimmert das Weidefeld gelb wie ein reifes Kornfeld. Die Halme ſind indeſſen keineswegs verbrannt, ſondern ſie trocknen aus und werden ſo ohne die Arbeit des Menſchen zu einem „Heu auf dem Halme“, das ebenſo wie das auf künſtlichem Wege gewonnene Heu lange Zeit ſeinen Nährwert behält. Ohne dieſe wunderbare Verwandlung würde das Wild und das Vieh nicht im Stande ſein, das ganze Jahr hindurch inmitten der oft weit von den nächſten Grundwaſſergebieten entfernten Flächen auszudauern.

Aber ſelbſt das beweglichſte Element der organiſchen Natur offenbart in ſeiner Entwicklung und Verbreitung den gewaltigen Einfluß, den dies eigenartige Land auf alles Lebendige ausübt. [illegible] in der Tierwelt ſind es vornehmlich diejenigen Formen, die, an freie Flächen und endloſe Weiten gewöhnt, die an ſich dürftige Weide heute hier und morgen in entfernten Gegenden auszunutzen im Stande ſind, die den Hauptbeſtand des ſüdweſtafrikaniſchen Wildes ausmachen. Sind auch urſprünglich die meiſten großen Säuger des Kontinents in dieſem Lande heimiſch und, wenn auch viel weniger zahlreich als ehedem, auch jetzt noch vorhanden, ſo iſt doch dies Gebiet urſprünglich ſo recht eigentlich ein Tummelplatz der in großen Rudeln lebenden Weidetiere geweſen. In erſter Linie ſind es die Antilopen und unter ihnen wieder der Springbock, die als das Charakterwild des Landes genannt werden müſſen, daneben die zierlichen Verwandten unſeres Pferdes, das Zebra und das ihm ſehr naheſtehende Bergzebra, zu denen ſich auch heute noch in den entlegenen und menſchenleeren Gebieten das Großwild der Steppe, Giraffen und Rhinozeroſſe, geſellen. Neben dieſen Säugern ſpielt natürlich der Strauß und die Trappen, ſowie das Flugwild der Buſchſteppe, die zahlreichen Arten der Hühnervögel, eine große Rolle, während die im ganzen weſtlichen Schutzgebiet häufigen Fels- und Schluchtenlandſchaften zahlreichem in ſolchem Gelände beſonders gewandten Getier als Verbreitungsgebiet dienen. Unter ihnen iſt von auffallenden Formen der Klippſchliefer und der Bärenpavian zu nennen. Das ebene Land geſtattet wiederum zahlreichen in der Erde wühlenden Tieren, unter denen ein großes Schuppentier eines der merkwürdigſten iſt, ſich ihres Daſeins zu freuen, während das Raubzeug, vom Löwen und Leoparden bis zu den verſchiedenen Vertretern der Hyänenfamilie und den ſchakalartigen Räubern aus dem Hundegeſchlecht an keine beſtimmten, von der Natur gezogenen Grenzen gebunden iſt und lediglich vor der vordringenden europäiſchen Siedelung ein wenig ſtärker zurückweicht. Tropiſche Formen dagegen, ſowie alle jene, welche an ausgedehnte Wälder gebunden ſind, fehlen der Kolonie, ſo zum Beiſpiel die großen Affenformen des äquatorialen Afrika, ebenſo aber auch diejenigen Arten, welche an regelmäßig fließendes oder in größerer Menge vorhandenes ſtehendes Waſſer gewöhnt ſind. Dagegen ſind, im Gegenſatz übrigens zu der in Europa herrſchenden Anſicht, gerade in dieſem Steppengebiet die Reptile ſowohl hinſichtlich der Zahl der Arten wie auch der Individuen außerordentlich häufig. Unter ihnen ſind es beſonders die Schlangen und unter dieſen wieder die Giftſchlangen, die in großen und kleinen Vertretern der Gattung überall vorkommen. Sowohl den

Rotblühende Aloe.

Rieſen unter ihnen, den Python, wie zierliche Nattern kennt man in den verſchiedenſten Landſchaften, und unter den allenthalben verbreiteten giftigen Tieren iſt neben der Hornviper die ſchwerfällige Puffotter und die Kobra Südafrikas, die Naja haje zu erwähnen, die bisweilen eine ganz bedeutende Größe erreicht. Auch an Eidechſen iſt kein Mangel, und unter den dem Menſchen mitunter läſtigen Bewohnern des Landes aus der niederen Tierwelt verdienen zahlreiche Inſekten, Spinnen, Heuſchrecken, eine Termite, ſowie endlich zwei höchſt unangenehme Skorpione genannt zu werden. Auch in der Verbreitung der niederen Tiere ſpielt die Maſſenhaftigkeit des Auftretens in der freien Landſchaft bisweilen eine wichtige Rolle. Dies gilt namentlich von einem unter ihnen, von der unſcheinbaren und doch ſo ſchädlichen graubraunen Wanderheuſchrecke, die das Land in beſtimmten Perioden heimſucht. Eine Gegend, welche von einem der aus ungezählten Scharen dieſer Tiere beſtehenden Schwarme heimgeſucht wird, gleicht binnen kurzem einer Wüſte, und die wirtſchaftliche Schädigung, die ein von Heuſchrecken überfallener Platz erleidet, iſt ungeheuer. Neben den geflügelten treten nicht ſelten ganze Armeen der ungeflügelten Jungen, die ſogenannten Foetgangers, auf, und ſie werden im ganzen Lande faſt noch mehr gefürchtet, als die ſtets mit dem Winde ziehenden Flieger.

Damararind.

Selbſtverſtändlich muß in einem Lande von der Eigenart des eben geſchilderten Schutzgebiets auch das Wirtſchaftsleben des Menſchen in hohem Grade von der Natur abhangen. Das Überwiegen der Steppe bedingt eine vorwiegende Ausnutzung der Kolonie als Viehzuchtgebiet, und die Dürftigkeit der Weide*) hat zur Folge, daß dieſe nur auf ſehr großen Flächen, alſo in äußerſt extenſiver Form, ſtattfinden kann. Die Viehhaltung hat hier aber nicht nur mit der geringen Menge der Futtergewächſe zu rechnen, ſondern außerdem auch auf die Schwankungen der Regenzeit hinſichtlich ihrer Eintrittszeit und ihrer Ergiebigkeit Rückſicht zu nehmen; für beſonders trockene Jahre bedarf man eines Reſervelandes zur Durchbringung der Tiere, durch deſſen Schonung in beſſeren Jahren die Größe des Weidefeldes natürlich noch wächſt.

Die im ganzen Land urſprünglich von den Europäern vorgefundenen Rinderraſſen ſind echte Steppenrinder, unter denen beſonders der von den Ovaherero gehaltene Schlag durch Größe und Schönheit hervorragt. Schlank, hochgebaut und im ſtande, Hunger und Durſt beſſer zu ertragen als das ſchwere Fleiſch- und Milchvieh anderer Länder, geben dieſe Tiere ein vorzügliches Zugmaterial für das Hauptverkehrsmittel im Lande, den ſüdafrikaniſchen Ochſenwagen, ab. Neuerdings ſind aber von den Baſtards und von den europäiſchen Siedlern bereits wertvollere Raſſen zur ſelbſtändigen Haltung oder zur Aufbeſſerung der einheimiſchen Rinder eingeführt. Von Krankheiten, welche die Tiere im Schutzgebiet bedrohen, iſt in erſter Linie die gefährliche Lungenſeuche zu nennen. Auch die ganz Oſt- und Südafrika durchziehende Rinderpeſt hat das Schutzgebiet vor einigen Jahren heimgeſucht und namentlich den Beſtanden der Eingeborenen ſehr erhebliche Verluſte zugefügt.

Eine Verwendung der Ochſen, der man in Südweſtafrika öfters begegnet, nämlich zu Reitzwecken, mag hier ebenfalls Erwähnung finden. Sie iſt inſofern nicht ohne Bedeutung, als die Pferde hier ebenſo wie in Südafrika überhaupt gegen Ende der Regenzeit öfters von einer Seuche heimgeſucht werden, die leicht einen ſehr erheblichen Prozentſatz der Tiere hinwegrafft, und gegen die man ſie dadurch am beſten ſchützt, daß man ſie während der gefährlichen Monate (Januar bis April) auf erfahrungsgemäß immunen Plätzen hält. Im übrigen aber beweiſt das Vorhandenſein zwar nicht vieler, aber ſehr zäher und brauchbarer Pferde in den verſchiedenſten Gegenden, daß Südweſtafrika für die Aufzucht und Haltung dieſer Tiere ſich mindeſtens in demſelben Grade eignet wie die inneren Gebiete der alten Kolonialſtaaten Südafrikas.

Die urſprünglich im Schutzgebiet heimiſchen Kleinviehraſſen ſind das Schaf und die Ziege. Beide indeſſen ſind durch Bau, Fleiſch- und Fettentwicklung und einige beſondere Eigentümlichkeiten ſehr verſchieden von ihren europäiſchen Ver

---

*) Dieſe iſt hier lediglich mit Rückſicht auf die Menge der Futtergewächſe und keineswegs auf den Nährwert der einzelnen Pflanzen zu verſtehen. Dieſer kann im Gegenteil recht hoch ſein und dem guten europäiſchen Futter gleichkommen.

wandten. Das Schaf, beſonders in den Gegenden, in welchen Buſchweide die Grasweide überwiegt, gröber und ſchwerer als der gewöhnliche Vertreter der Gattung, trägt kein Wollkleid, ſondern eine ziemlich wertloſe Behaarung, zeichnet ſich aber durch ein ziemlich großes Schlachtgewicht und durch großen Wohlgeſchmack des Fleiſches aus. Charakteriſtiſch für die einheimiſche Raſſe iſt ferner die ungeheure Fettentwicklung des Schwanzes, der faſt immer mehrere Pfunde des feinſten Fettes liefert und bisweilen ein Gewicht von 5 kg und darüber erreichen kann. Die Ziegen des Landes, das afrikaniſche Charakterhaustier, zeichnen ſich ebenfalls durch ihre Größe und ihre Fleiſchentwicklung vorteilhaft aus.

Die beiden Vertreter der Kleinviehraſſen, für die das Klima und die Weide eines großen Teiles von Südweſtafrika beſonders geeignet erſcheint, das Wollſchaf und die Angoraziege, ſind bis jetzt erſt in ganz geringer Menge im Lande vorhanden. Doch kann man ſchon jetzt ausſprechen, daß, je ſchneller namentlich die Zucht des Wollſchafes ſich ausbreitet, um ſo ſicherer und ſchneller auch das wirtſchaftliche Emporblühen großer Landſchaften erfolgen wird.

Bock aus dem Süden.

Viel mehr indeſſen als in dem Betrieb der Viehhaltung zeigt ſich der Einfluß des Steppenklimas in der Ausnutzung des Bodens zu Anbauzwecken. Der Ausdruck „Ackerbau" würde hier überhaupt nicht zutreffen, denn die Art, wie die Beſtellung der Anbaufläche erfolgt, erinnert höchſtens an unſeren Gartenbau. Denn es iſt feſtzuhalten, daß man für das ganze außertropiſche Südafrika als Regel aufſtellen kann*): Der Landbau bedarf zu ſeiner Ausübung ſtets der künſtlichen Bewäſſerung.

Was urſprünglich, das heißt vor der Beſitzergreifung des Landes durch Deutſchland, in den verſchiedenen Gebieten gebaut wurde, beſchränkte ſich denn auch auf herzlich wenig Gewächſe. Mais und ab und zu ein wenig Weizen wurden an den Ufern der Flüſſe ſelbſt von Eingeborenen gezogen. Daneben bildeten Melonen, für die das Klima außerordentlich geeignet iſt, Kürbiſſe und ein paar andere Pflanzen den ganzen Beſtand der Kulturgewächſe, die man noch vor anderthalb Jahrzehnten als allgemein anzutreffend anſehen konnte. Hauptſächlich das Verdienſt der Miſſionare, weiterhin das der Regierung und einer ganzen Anzahl von Privaten iſt es, daß dieſer Beſtand neuerdings um eine ganze Reihe von wichtigen Arten vermehrt worden iſt, von denen einige in der künftigen wirtſchaftlichen Entwicklung des Landes ſicherlich eine nicht unwichtige Rolle zu ſpielen vermögen. Ehe wir auf dieſe Pflanzen ſelbſt eingehen, möge aber die Möglichkeit der Anlage von Bewäſſerungswerken kurz Erwähnung finden, da dieſe ja in der Ausnutzung der für den Gartenbau geeigneten Ländereien als wichtigſtes Erfordernis zu gelten haben.

Ganz Südweſtafrika iſt, wie bereits betont wurde, vor manchen Gegenden mit annähernd gleicher Regenmenge dadurch begünſtigt, daß die Niederſchläge ſich auf eine verhältnismäßig kurze Zeit zuſammendrängen. So war in der Nähe der Flüſſe oder an den Flußbetten ſelbſt während der Trockenzeit Gelegenheit gegeben, einen Teil der ziemlich beträchtlichen, unterirdiſch abwärts ſtrömenden Waſſerſchätze zu verwerten. Geſchah dies von ſeiten der Eingeborenen zumeiſt nur in Geſtalt der Anlage von ſogenannten Pützen, das heißt Brunnen, die zur Tränkung des Viehs benutzt wurden, ſo finden ſich auch die Gärten der Eingeborenen ſtets in der unmittelbaren Nachbarſchaft ſolcher Waſſerläufe. Nur, wo natürliche Quellen und Waſſerſtellen von großer Ergiebigkeit vorhanden wären, finden wir auch in ihren Bezirken eine Art von Berieſelungsanlagen höherer Ordnung. Zum Bau größerer Bewäſſerungswerke dagegen waren ſie nirgends fortgeſchritten.

Nun bietet zwar die Nutzbarmachung der durch Pumpwerke und ähnliche Anlagen aus dem Untergrunde der Flüſſe zu gewinnenden Grundwaſſermengen beſonders an den größeren von ihnen Ausſicht auf guten Erfolg. Für dieſe wird es in den meiſten Gegenden beſonders koſtſpieliger Vorbereitungen kaum bedürfen. In manchen Gebieten, aber keineswegs überall und vornehmlich nicht ſo ſehr im Weſten wie im Oſten des Schutzgebietes, werden auch Bohrungen von Erfolg begleitet ſein, doch ſind ſolche bei den mit ihrer Veranſtaltung verbundenen Unkoſten immerhin nur bei genauer vorheriger Unterſuchung der Schichtung, der Höhenunterſchiede u. ſ. w. zu empfehlen. Viel wichtiger, weil gerade an den zahlreichen kleineren Waſſerläufen vielfach ohne beſonders große Ausgaben durchführbar, iſt indeſſen die Herſtellung von Staudämmen, wie ſolche in den trockneren Landſchaften auch der alten Kolonien Südafrikas ſeit langer Zeit zur Anwendung kommen. Auf ſolche Arbeiten, die an verſchiedenen Stellen auch in unſerem Schutzgebiet bereits von unternehmenden Privatleuten ausgeführt ſind, iſt wegen der Möglichkeit, ſie faſt überall auszuführen, der weitaus größte Wert zu legen. Mit ihnen haben ſich

---

*) Selbſtverſtändlich auch hier nur unter Bezugnahme auf normale Niederſchlagsjahre zu verſtehen.

endlich auch die Stauanlagen großen Maßstabes vergleichen, die vielleicht heute infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Lage des Schutzgebietes noch nicht zeitgemäß erscheinen, die aber später sicher einmal zur Ausführung gelangen werden. Jedenfalls haben die vom Syndikat für Bewässerungsanlagen in Südwestafrika veranstalteten Untersuchungen ergeben, daß die Möglichkeit, an verschiedenen Stellen derartige Sammelbecken großten Umfanges zu schaffen, in unserer Kolonie gerade so gut besteht wie im Kaplande.

Die Voraussetzungen, welche für eine größere Ausdehnung wertvoller Gartenkulturen gemacht werden müssen, sind somit in allen Einzellandschaften für nicht unbeträchtliche Flächen erfüllt. Allerdings, allzugroß darf man sich ihre Ausdehnung nicht vorstellen, und ein Vergleich mit den subtropischen Gebieten Südeuropas ist in Bezug auf die mögliche Größe der Kulturflächen in diesem Falle nicht durchführbar. *Selbst wenn wir die Verdunstung ganz außer acht lassen, müßten wir annehmen, daß zur Bewässerung auch nur eines einzigen Hundertstels der Gesamtfläche der außertropischen Länder im Schutzgebiet ein Fluß von der Größe des Swakop, selbst wenn er das ganze Jahr als stattlicher Fluß wie zur Zeit seines stärksten, nur in guter Regenzeit einige Tage dauernden Abkommens flösse, nicht ausreichend Wasser liefern würde.* Daß dabei die Viehzucht die Grundlage des Erwerbes bleiben muß, ist doch wohl klar. Ebenso klar aber ist, daß man bei einer so geringen Ausdehnungsfähigkeit des Landbaues vorwiegend an solche Kulturen wird denken müssen, welche sich besonders gut lohnen. Und da kommt dem Lande zu statten, daß die Temperaturverhältnisse des Innern in Bezug auf die Höhe der Wärmemittel uns überall mehr auf den Anbau subtropischer Pflanzen als auf den der viel geringere Renten versprechenden nordeuropäischen Gewächse verweisen. Gewiß werden die Farmen in Zukunft zunächst einmal das Bedürfnis der Bevölkerung nach vegetabilischer Nahrung zu decken haben. Da aber bei der geringen Dichte der Einwohnerschaft hierzu auf lange Jahrzehnte wenige tausend Hektare vollauf genügen würden, selbst wenn man von der wirtschaftlich nicht einmal richtigen*) Auffassung ausgeht, daß die gesamte Menge der erforderlichen Nahrstoffe aus dem Pflanzenreich im Schutzgebiet gezogen werden müsse, so bleiben noch immer erhebliche Flächen übrig, die für die erwähnten Subtropenkulturen verfügbar waren. Unter diesen ist in erster Linie auf die Südfrüchte hinzuweisen, ferner auf die Obstsorten der sommerwarmen Gegenden, unter denen der erfahrungsgemäß in ganz Südafrika vorzüglich gedeihende Pfirsich genannt sein möge. Unter den Nahrgewächsen, die besonders dem erwähnten Klimagebiet eigentümlich sind, ist die Dattelpalme hervorzuheben. Bisher nur in ganz vereinzelten Gruppen vorhanden, die aber gut gedeihen, würde sie an den Flüssen, besonders im Herero- und im nördlichsten Namalande, wo sie ohne menschliche Arbeit ihren Wasserbedarf selbst dem Grundwasser zu entnehmen vermag, den Anwohnern bei den reichen Erträgen, die sie liefert, weit höheren Nutzen abwerfen, als alle Gewächse des nordeuropäischen Ackerbaues. Als eine der wichtigsten, wenn nicht als der wichtigsten Pflanze überhaupt, müssen wir aber an dieser Stelle des Weinstockes gedenken, der, wie ebenfalls bereits die Erfahrung bewiesen hat, in Südwestafrika nicht nur gut gedeiht, sondern auch reichlichen Ertrag liefert. Zwar wird er im Innern nur solche Trauben liefern, welche die Kelterung eines als Gebrauchswein im Lande selbst verkäuflichen Weines gestatten. Aber in den auch während der Regenzeit durchaus sonnigen Bewässerungsgegenden an den Flußläufen der Wehzone wird man im stande sein, Weine von dem Feuer und der Güte hochwertiger Südweine zu gewinnen. Ja, man darf ohne Übertreibung annehmen, daß Südwestafrika allein im stande sein würde, den gesamten Verbrauch Deutschlands an schweren südlichen Weinen zu decken. Hierzu kommt aber noch eine weitere Verwertung der Weinerträge einer hoffentlich nicht mehr allzu fernen Zukunft. Die Trockenheit der Luft gestattet die Verarbeitung der Trauben zu Rosinen hier ebensogut wie in den ähnlich beschaffenen Landschaften der Mittelmeerländer, und so ist denn auch die Verwertung der Trauben in dieser Richtung wünschenswert. Denn auch den ganzen Bedarf unseres Vaterlandes an diesem Erzeugnis vermöchten die Flußufer der westlichen Landschaften zu befriedigen.

Sind dies entschieden günstige Aussichten, so ist noch darauf hinzuweisen, daß eine richtige Verwertung des Bodens gleichwohl von dem Grundsatze auszugehen hat, daß erst das Nächstliegende und erst in zweiter Linie das weiterhin Mögliche zu geschehen habe. Das Nächstliegende aber in diesem Lande ist und bleibt die Ausnutzung der Weidegebiete, mit einem Worte die Viehzucht. Eine verständige Siedelungspolitik wird demnach davon auszugehen haben, daß zunächst möglichst alles verfügbare Land unter Farmwirtschaft genommen werden sollte. Erst nachdem dies geschehen, kann man einer Forderung der Kleinsiedelung in größerem Maßstabe nähertreten, damit Fehler vermieden werden, wie sie durch das Einschlagen des umgekehrten Weges in den Kinderjahren unserer südwestafrikanischen Politik begangen wurden. Erst schaffe man Märkte, dann erst gehe man dazu über, Lieferanten für diese in das Land zu ziehen.

Nun gibt es allerdings noch eine Möglichkeit, auch außerhalb der oder neben den eigentlichen Farmlandschaften einige Marktgebiete zu schaffen, welche wesentlich als Abnehmer für die Erzeugnisse der Kleinsiedelung zu dienen haben würden, weil sie eine etwas dichtere Bevölkerung besitzen würden, als dies im allgemeinen der Fall ist. Dies würde geschehen, wenn es endlich gelänge, die eine oder die andere der im Schutzgebiet vorhandenen Erzlagerstätten in Angriff zu nehmen. An solchen gibt es in verschiedenen Teilen des Landes zunächst Fundstellen von Kupfererzen, die bei besserer Verbindung mit der Küste sich wohl abbauwürdig erweisen dürften. Neben diesen

*) So wurde in manchen Teilen der Kapkolonie auch vor dem Kriege ausländisches Getreide verbraucht, weil die Erzeugung der für die einzelnen Gebiete nötigen Mengen unter den dortigen Verhältnissen einfach nicht lohnte, und dasselbe wird sich später in Südwestafrika bezüglich einzelner Kulturen ereignen.

Digitized by Google

ſäche von wertvolleren Mineralien, die ſicher vorhanden ſind, bei Beſprechung der wirtſchaftlichen Ausſichten des Landes anzuführen, erſcheint indeſſen nicht angängig. Ehe man dazu berechtigt iſt, müßte eine genaue bergtechniſche Unterſuchung die Abbauwürdigkeit ſolcher Stätten zuvor feſtgeſtellt haben, deren Möglichkeit zu beſtreiten übrigens ebenfalls unrichtig ſein würde.

Vorläufig tun wir am beſten, die Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung des Landes in einer allmählichen Erſchließung der in ſeinen Weideflächen und in ſeinen bewäſſerbaren Ländereien ruhenden Reichtümer zu ſehen. Mit dieſer wird, langſam, aber ſicher, auch eine Verdichtung der Bevölkerung bis zu einem Grade eintreten, der die Rentabilität moderner Verkehrslinien und damit auch eine Herabminderung der Preiſe für alle Lebensbedürfniſſe europäiſcher Herkunft ſicher ſtellt. Die Höhe dieſer Preiſe iſt das Haupthindernis für eine ſchnell ſich ſteigernde Aufnahmefähigkeit des Landes für deutſche Siedler. Geduld, dieſe in Afrika ſo außerordentlich wichtige Tugend, müſſen wir alſo im Hinblick auf dieſe unſere „Europäerkolonie“ haben, allein wir dürfen gleichzeitig die feſte Zuverſicht hegen, daß die in einer ſolchen allmählichen Verdichtung zumal der weißen Bevölkerung liegende Bedeutung des Landes ſich ſchon in abſehbarer Zeit ſelbſt dem bisherigen Gegnern unſerer Kolonialpolitik von ſelber aufdrängen wird.

Weinreben in Windhoek.

Die Dichtigkeit der weißen Bevölkerung iſt eine außerordentlich geringe, denn ſie beträgt nur 0,24 auf einem Quadratkilometer. Dieſe Zahl wird verſtändlicher, wenn wir ſie uns einmal auf die uns vertrauten Verhältniſſe übertragen. Bei der entſprechenden Dichtigkeit würde das Deutſche Reich etwa nur die Bevölkerung von Halle (nach der Zählung von 1895) beſitzen. Wenn wir aber gar die Zahl der Weißen allein berückſichtigen, ſo müſſen wir uns erinnern, daß am 1. Januar 1900 noch nicht ganz 3400 Weiße im Schutzgebiet lebten. Es kam ſomit erſt auf etwa 245 qkm ein Weißer*). Das iſt dieſelbe Dichtigkeit der weißen Bevölkerung, die wir erhalten würden, wenn zum Beiſpiel das Königreich Sachſen von im ganzen etwa 60 Weißen bewohnt ſein würde oder wenn das Deutſche Reich deren 2200, das heißt die Einwohnerzahl eines kleinen Dorfes, beſäße.

Wir wollen dieſen allgemeinen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne ein Bild der Landſchaft zu entwerfen, wie ſie auf den Beſchauer in ihren überall hervortretenden Zügen einwirkt und wie ſie dieſem Gebiet im Gegenſatz zu unſeren tropiſchen Kolonien eigentümlich iſt. Schon beim erſten Aufſtieg in das Innere iſt es die unvergleichliche Durchſichtigkeit der über dem Hochlande ruhenden Luft, die uns entzückt, indem ſie alle Gegenſtände, mögen ſie auch noch ſo weit entfernt ſein, ſcheinbar in unſere nächſte Nähe rückt. Von den meilenweit abliegenden ſchroffen Höhen vereinzelter Bergzüge leuchten die ſcharfen Zacken auf das klarſte herüber, und das Auge iſt im ſtande, jeden hervorragenden Felsblock von ſeinem Untergrunde zu unterſcheiden. Jede Linie an den Rändern der tiefen Schründe und Schluchten, die ein ſolches Gebirge durchſetzen, liegt deutlich vor uns. Und auf den unſeren Weg begleitenden niedrigen Felſen zeichnet ſich auf Tauſende von Metern jede Veräſtelung der ſeltſamen Aloeſtauden an dem tiefblauen Himmel ab.

Doch zunächſt iſt das nach dem Innern zu anſteigende Land noch arm an Gewächſen. Nur in weiter Ferne zeigt das dunklere Grün der Giraffenakazien das Vorhandenſein des flachen Bettes eines der kleineren Regenflüſſe des Landes an. In unſerer Nähe dagegen verleihen den von zierlichen Springböcken durcheilten Flächen die Büſchel des zarten Twagraſes einen gelblichen Schimmer, und es ſind nur vereinzelte Seifenbüſche und die allenthalben verſtreuten mächtigen Milchbüſche, welche etwas Abwechſlung in das im Winde wogende Grasland bringen. Doch im Laufe des Tages gewinnt auch die Übergangsſteppe ein verändertes Ausſehen. Die heftige Sonnenſtrahlung, in den erſten Nachmittagsſtunden noch recht fühlbar, beginnt ſehr ſchnell nachzulaſſen, während die Sonne tiefer ſinkt; ja, ehe ſie ſich noch dem Horizont nähert, ſchauert der leicht gekleidete Körper, gegen die ſchnelle Abkühlung ſo bald nach der Wärme des Mittags noch empfindlicher als ſonſt, oft ſchon unter einem kühlen Lufthauche zuſammen, der über die weite Ebene hinſtreicht, die mit einem Male in einen fahlen Schein gehüllt erſcheint. Und während der weſtliche Teil des Himmelsgewölbes mehr und mehr in den wunderbarſten Farben zu erſtrahlen beginnt, die in dieſer Pracht die Hand keines Malers wiederzugeben vermag, ſchimmern die fernen Höhen plötzlich in ſeltſamem Lichte, das je nach dem Stande der Sonne zwiſchen einem leichten Rot und einem prächtigen Violett wechſelt, bis auch dieſer letzte Widerſchein des leuchtenden Abendhimmels in den Schatten der

---

*) Der Leſer muß hier noch gewarnt werden, aus dieſen Zahlen wirtſchaftliche Schlüſſe zu ziehen. Sie ſollen nur die ungeheure Leere des Landes verdeutlichen. Ein einzelner Anſiedler hat natürlich wirtſchaftlich für uns eine ganz andere Bedeutung als ein [illegible] Durchſchnittsdeutſcher.

schnell hereinbrechenden Nacht versinkt. Jetzt aber beginnt unter dem strahlenden Sternenhimmel oder in jenen Mondnächten, deren gespenstisches Licht alles in unheimlicher Weise aus dem fahlen Dämmerschein hervortreten läßt, das Rufen der zahlreichen Nachttiere und unter ihnen besonders der großen und kleinen Räuber, die dem zur Tranke ziehenden Wilde der Steppe nachstellen. In der Ferne ertönt das heisere Gebelfer der Hyänen, dazwischen hinein schallt das weinerliche Geschrei der Schakale, und namentlich in bergiger Umgebung hört man auch wohl einmal das Gebrüll eines Leoparden ertönen, ein Laut, bei dem das Heer der Paviane, das mit rauhem Bellen auf den Felshöhen ein unmelodisches Nachtkonzert veranstaltet, ängstlich verstummt. Die Stimme des Königs der Tierwelt, die früher allnächtlich an den Wasserstellen des Landes ertönte, fehlt freilich in den bewohnten Teilen des Landes, und wer sie zu vernehmen wünscht, muß sich in den Norden oder in die Kalahari und die einsamen Gebiete im Westen der Kolonie begeben, in denen an Löwen kein Mangel ist.

Weiter nach dem Innern kündigt dichterer Grasbestand und ein sich bisweilen waldartig zusammenschließendes Buschland an, daß wir uns in der Region kräftigerer Sommerregen befinden. Wohl uns, wenn wir unseren Weg vollendet haben, ehe diese selbst einzusetzen beginnen. Denn das Winterhalbjahr ist trotz der Kälte seiner Nächte eine weitaus angenehmere Zeit zum Reisen als die Monate, in welchen der Himmel seine Schleusen zu öffnen beginnt. Zwar die Niederschläge, welche, ohne an bestimmte Monate gebunden zu sein, von Zeit zu Zeit während eines Gewitters in der bis Ende Dezember währenden Frühsommerzeit den durstenden Erdboden befeuchten, bilden in der Regel noch keine großen Hindernisse für den Verkehr. Im Gegenteil, nach ihrem Eintritt beginnen sich die Gräser und die niedere Pflanzendecke zu erneuern, der bis vor kurzem recht kahl und traurig aussehende Boden überzieht sich mit grünenden und blühenden Gewächsen aller Art, und die Akazien der Flußtäler und des Buschwaldes überzieht ein dichtes Kleid jungen Blattwerks. Wenn aber die eigentliche Regenzeit des Hochsommers so recht kräftig eingesetzt hat, dann weichen die Annehmlichkeiten des Reisens zahlreichen Belästigungen, die auch den ruhigsten Menschen manchmal ungeduldig zu machen vermögen. Selbst kleinere Flüsse kommen dann bisweilen so heftig ab, daß sie den Verkehr zu hindern vermögen, und wer mit einem größeren Transport ein solches Gewässer während einer ergiebigen Regenzeit zu passieren hat, der tut wohl daran, aufzupassen, daß er nicht gerade in einem der gefährlichen Augenblicke sich im Flusse befindet. Zwar kündet sich der abkommende Fluß durch ein fernes Geräusch, einem leisen Donner gleichend, schon vor dem Eintreffen an, aber bis dahin ist keine Zeit zu verlieren. Das Geräusch wird stärker und stärker, und plötzlich erscheint oberhalb unseres Standpunktes eine mauerartige, mit Schlamm, Holzteilen und Zweigen gemischte Wassermasse, die sich mit rasender Schnelligkeit nähert, alles mit sich reißend, das sich ihr in den Weg stellt. Jetzt ist sie da, und nun schießt, je nach der Ergiebigkeit der Regen, ein wilder Bergstrom stunden-, ja nicht selten tagelang zwischen den Ufern dahin. Wie furchtbar die Gewalt der durch ein solches Strombett talwärts eilenden Gewässer ist, das vermag eine einzige Zahl zu verdeutlichen. Das Gefälle des Swakop, das von dem mancher anderen Regenflüsse des Landes noch übertroffen wird, beträgt fast 4 zu 1000, das heißt, es übertrifft das des Rheines zwischen Basel und Kehl, wo der Strom bekanntlich noch sehr reißend ist, um das Vier- bis Fünffache!

Der Unglückliche, der mit seinem schwerbeladenen Ochsenwagen gezwungen war, vor dem Überschreiten eines solchen Flusses Halt zu machen, hat in vielen Fällen nicht nur das Ablaufen des Stromes abzuwarten, sondern er muß häufig noch eine weitere Geduldprobe bestehen, ehe er über den langsam harter werdenden Untergrund hinweg seine Fahrt fortsetzen kann. Und selbst wenn er, durch das Zelt seines Wagens geschützt, wenigstens während des Biwaks keine Durchnässung zu fürchten braucht, so sind Rheumatismen, Fieber und andere, zum Glück meist mehr lästige als gerade gefährliche Erkrankungen nicht selten die Folgeerscheinungen einer längeren Tätigkeit im Freien während der Regenzeit. Das Fleisch, das in der trockenen Jahreszeit ziemlich lange aufbewahrt werden kann, ist in diesen Monaten schnellerem Verderben ausgesetzt, so daß auch die Haushaltungen in allerdings abgeschwächtem Maße während eines Vierteljahres die Leiden des Tropenlebens kennen lernen. Und zu alledem gesellt sich gerade während des Hochsommers eine Schar dem Menschen höchst unsympathischer Vertreter der Tierwelt. Jetzt ist die Zeit, während welcher Termiten und Wanderheuschrecken ihm das Leben schwer machen und in der die Zahl der Fliegen, der Motten und anderen Ungeziefers Legion wird. Neben diesen zwar lästigen, aber immerhin, für sich allein betrachtet, ungefährlichen Quälgeistern zeigt sich indessen auch weniger harmloses Getier. Für Skorpione und für die zahlreichen Giftschlangen des Landes herrscht nämlich während des Sommerhalbjahres ebenfalls die Hauptzeit ihres unheimlichen Erdenwallens, und wenn man sich auch die von ihnen drohende Gefahr keineswegs so groß vorstellen darf, wie man bei Berücksichtigung ihrer Häufigkeit zu tun versucht ist, so ist Vorsicht immerhin geboten und plötzliche Überraschungen eigentümlicher Art sind keineswegs etwas Ungewöhnliches.

Trotz alledem ist der Charakter des Landes auch in der warmen Jahreszeit kein eigentlich tropischer. Auch jetzt noch erfrischt herrliche Kühle während der Nacht den Körper, und selbst wenn noch so heftige Gewitter, die meist am Nachmittag eintreten, über das Land dahingezogen sind, herrscht nicht jenes weißliche Graublau in der Färbung des Himmels, das den Himmel in den Äquatorialgegenden so ganz anders erscheinen läßt, als ihn sich die Phantasie der Bewohner kühlerer Zonen so gerne vorstellt. Im Gegensatz zu den Ländern der heißen Zone strahlt das Himmelsgewölbe auch in der Regenzeit, sobald die Wolken sich verzogen haben, die es hier selten lange verbergen, im reinsten und tiefsten Blau und um Sonnenuntergang erglüht auch jetzt das Firmament in jenen wunderbaren Farben, die im Verein mit der Reinheit der Luft, der auch jetzt die eigentliche Sommerschwüle fehlt, die südwestafrikanischen Hochländer trotz ihrer dürftigen Pflanzenwelt dem, der einige Zeit in ihnen gelebt, schöner erscheinen lassen, als die vom üppigsten Pflanzenwuchse strotzenden Niederungen der äquatorialen Gebiete.

Digitized by Google

II. Der tropiſche Norden

Schon aus dem vorhergehenden, das Innere des Schutzgebietes im allgemeinen behandelnden Abſchnitt wird der Leſer entnommen haben, daß der äußerſte Norden von Südweſtafrika in vieler Beziehung nicht mit dem außertropiſchen, für europäiſche Beſiedelung geeigneten Gebiet verglichen werden kann. Das ganze Gebiet, das man vom übrigen Lande ſich durch eine vom Kap Frio nach dem Schnittpunkte des 20. Grades ſüdlicher Breite mit der Oſtgrenze unſeres Schutzgebietes ziehende Linie getrennt denken kann, nimmt ſchon lediglich infolge ſeiner Meereshöhe mehr an dem Tropenklima des zentralen Afrika als an dem der außertropiſchen Gegenden der Kolonie teil. Schon die äußere Erſcheinung der Landſchaft in ihrer Höhenentwicklung zeigt, daß wir es hier mit einem geographiſch ganz für ſich zu behandelnden Gebiet zu tun haben. In einer ungefähren Meereshöhe von nur 1000 m breitet es ſich aus, eine einzige, ungeheure Ebene von äußerſt flacher Oberflächenform, nur ganz ſelten von einer niedrigen Erhebung überragt, dagegen an manchen Stellen von ebenfalls nur wenig ausgeprägten, aber oft ſehr ausgedehnten Niederungsgebieten durchzogen, in deren einigen die ſelbſt während der Regenzeit nur langſam fließenden größeren Waſſerläufe der Nordgrenze dahinziehen. Eine ſolche, zeitweilig von niedrigem Waſſer erfüllte, zu anderen Zeiten trocken liegende Niederung iſt die große Salzpfanne, die unter dem Namen der Etoſa- oder Etoſhapfanne im mittleren Teile dieſes Landes ſich findet. Dieſe Beſchaffenheit des Landes ſetzt ſich fort bis an den mit dem eigentlichen Schutzgebiet in ſo gut wie gar keinem Zuſammenhange ſtehenden Winkel am Sambeſſi, eine Abgrenzung, die zu dem Sonderbarſten gehört, was diplomatiſche Tätigkeit je zu Wege gebracht hat.

Buſchwald im Grasland.

Dies iſt das Tropenland Südweſtafrikas, dem alle Bedingungen fehlen, die man für eine europäiſche Siedelung ſtellen muß. Seine Meereshöhe iſt zu gering, als daß ſelbſt der Winter noch teil an den ſtärkeren Kältegraden hätte, die ſelbſt im Hererolande eine regelmäßige Erſcheinung genannt werden können. Eine vom Verfaſſer mit Hilfe einer Korrektur aus fünfjährigen Beobachtungsreihen erhaltene Temperaturtabelle, die ſehr gut zu den neuerdings gewonnenen Ergebniſſen ſtimmt, ergibt folgende Werte für die einander entgegengeſetzten Jahreszeiten:

Olukonda im Amboland, 18° südlicher Breite, 16¼° östlicher Länge. Temperatur in Celsiusgraden: Jahr 22.0, November 26.1, Juni 16.0.

Daß der November hier der heißeste Monat ist, erklärt sich zu einem Teile aus dem Sonnenstande, wesentlich aber daraus, daß während des zweiten Hochstandes des Tagesgestirns die Regenzeit mit ihrer Abkühlung bereits stärker eingesetzt hat.

In diesem Gebiet dürften bereits eine Anzahl tropischer Kulturgewächse in Plantagen gezogen werden können. Denn die mittleren Minima gehen hier selbst in den Wintermonaten kaum noch unter diejenigen zentralafrikanischer Binnengebiete herab; ja, was für den Pflanzer fast noch wichtiger ist, Fröste scheinen dem Lande schon zu fehlen. Wenigstens ist in der uns zur Verfügung stehenden Beobachtungsreihe ein einziges Mal in fünf Jahren eine niedrigste Temperatur von gerade 0° verzeichnet worden.

Die Regen scheinen ziemlich ergibig zu sein. Die von ihnen gelieferte Wassermenge kann man auf 50 bis 60 cm im Jahre schätzen. In manchen Niederungen sammelt sich das Wasser und so gibt es trotz der noch nicht eigentlich tropischen Feuchtigkeitsmengen in diesem Teile der Kolonie wirkliche Wälder. Überhaupt unterscheidet sich die Pflanzenwelt sehr wesentlich von der des Südens. Neben den Formen, denen wir dort begegnen, gibt es Laubbäume; echt tropische Gewächse sind der Baobab und Palmen, die man übrigens noch in den geschützten Tälern des Kaokofeldes gefunden hat. Immerhin eignet sehr großen Flächen doch wieder der Charakter der Steppe, und auch die Flüsse sind fast durchweg Regenflüsse. Eine Ausnahme machen nur die Grenzflüsse, von denen der Kunene dem Atlantischen Ozean zuströmt, während der Okavango seine Gewässer dem abflußlosen Gebiet der Ngamilagune zuführt. Der äußerste Osten schließlich gehört bereits dem Stromgebiet des vorhin erwähnten Riesenstromes von Südafrika, des Sambesi, an.

Die Tierwelt dieser weiten Ebenen bietet wenig Eigenartiges, soweit nicht die Formen, denen wir hier begegnen, an größere Mengen fließenden Wassers gebunden sind, wie einzelne zentralafrikanische Antilopen und besonders das Flußpferd, das natürlich im Schutzgebiet in historischer Zeit außer hier und im Oranje niemals vorhanden war. Auch der Büffel, der wasser- und sumpfreiche Gegenden liebt, dürfte neuerdings nur noch in einzelnen Landschaften dieses Striches leben. Das eigentliche Großwild Afrikas dagegen ist hier wohl kaum häufiger als in den entlegenen, menschenleeren Steppen des nordöstlichen Hererolandes, wenngleich auch hier der Löwe und mit ihm das von ihm gejagte Hochwild noch heute zu finden ist. Eine auffallende Tatsache indes verdient auch aus dem Leben der Tierwelt angeführt zu werden, weil sie einen der wichtigsten und im außertropischen Schutzgebiet vorläufig nicht mehr vorhandenen Säuger betrifft. Man will neuerdings beobachtet haben, daß der Elefant, der infolge der furchtbaren Nachstellungen früherer Jahrzehnte fast verschwunden war, sich wieder mehr in die nordöstlichen Teile der Kolonie von Zentralafrika her hineinziehe. Sollte sich diese Vermutung bestätigen, so wäre damit ein unwiderleglicher Beweis dafür geliefert, daß die in Europa sehr mit Unrecht bespöttelten Jagdverfügungen von Erfolg begleitet gewesen sind. Darin aber läge ein Ansporn zu weiterem energischen Vorgehen auf diesem Gebiete, um wenigstens den Landschaften an der Peripherie unseres Schutzgebietes ihren heute noch guten Wildbestand zu erhalten.

Die Bevölkerung des Nordens gehört vorwiegend zu den Bantu, jener

Digitized by Google

Siedlung im Hererolande.

Digitized by Google

großen, weitverzweigten Negerfamilie, die faſt das ganze ſüdäquatoriale Dreieck des Weltteils bewohnt. Doch ſteht gerade hier die ſchwarze Bevölkerung denjenigen Stämmen näher, denen wir im Inneren von Angola und im weſtlichen Sambeſilande begegnen als den Kaffernvölkern Südoſtafrikas. Die Ovambo, nach denen man den größten Teil des Nordens von Südweſtafrika kurzweg als Amboland bezeichnet, bewohnen ſogar zum Teil auch das ſüdlichſte Angola. Sie ſind typiſche Neger, deren Äußeres nichts Auffallendes bietet. Wohl aber unterſcheiden ſie ſich in Lebensweiſe, Sitten und Anſchauungen ſehr weſentlich von ihren ſüdlichen Nachbarn, den Ovaherero, welche die Hauptmaſſe der dunkelhäutigen Bevölkerung unſeres Landes bilden. Wir wollen deshalb kurz bei den Ovambo verweilen.

Schon die eben geſchilderte Eigenart des Landes erzog dieſe Stämme anders als es bei den ſteppenbewohnenden Hirten des Südens der Fall war. Hier, wo wir in der Tat Ackerbau ohne künſtliche Bewäſſerung finden, ſpielt die Viehhaltung keineswegs jene Rolle wie im Süden, hier vermochte das Volk ſeßhaft zu werden, der Anbau von Kafferkorn, Bohnen und anderen Kulturpflanzen geſtattete mehr als im Süden die Bildung zahlreicherer und, was noch weſentlicher iſt, feſter Siedlungen. Die Viehzucht tritt darum hier ſtark zurück, auch ſind namentlich die Rinder viel kleiner und weniger gut entwickelt als die ſchönen Steppentiere der Ovaherero.

Junge Löwen

Die feſtungsartigen Einzelſiedlungen, die man als Werften bezeichnen kann, ſind in manchen Landſchaften in ſehr beträchtlicher Zahl vorhanden. Unter den Handarbeiten ſind beſonders Schmiedearbeiten zu erwähnen. Charakteriſtiſch für die innerafrikaniſche Art der Feldbeſtellung iſt, daß auch hier das ſpezifiſch afrikaniſche Ackerwerkzeug, die Hacke, eine große Rolle ſpielt.

Zu den wichtigſten Siedlungsgebieten der verſchiedenen Ovamboſtämme gehört das Ondongagebiet, zwiſchen der Etoſapfanne und der Nordgrenze gelegen, in dem eine Anzahl größerer Einzelſiedlungen vorhanden iſt. Wie durch ſeine Volksdichte und durch die Grundlagen ſeiner wirtſchaftlichen Beziehungen, ſo unterſcheidet ſich aber dies Gebiet von den übrigen Landſchaften der Kolonie noch durch die politiſchen Formen, in welchen das öffentliche Leben unter den Ovambo ſich vollzieht, auch in dieſer Hinſicht mehr ein Teil des zentralen Afrika als Südweſtafrikas. Denn in völligem Gegenſatz zu dem, was wir unter den Ovaherero finden, herrſcht hier ein eiſerner Deſpotismus mit manchen höchſt grauſamen Gewohnheiten.

Außer den Ovambo intereſſieren uns unter den Völkerſchaften dieſes Gebiets an dieſer Stelle in beſonderem Maße nur die in der Nähe der Oſt-

grenze wohnenden selbständigen Buschmänner. Auf die Frage nach der Herkunft dieser merkwürdigen Bevölkerung können wir aus Raummangel an dieser Stelle nicht näher eingehen. Soviel mag aber auch hier betont werden, daß nach Ansicht derjenigen Europäer, welche die Buschmänner dieses nordwestlichen Teiles der Kalaharilandschaften kennen lernten, an ihnen kaum irgendwelche Unterschiede von den weiter unten noch zu schildernden Hottentotten zu entdecken sind. Ihre Sprache soll sich ebenfalls von derjenigen der Naman nur dialektisch unterscheiden, so daß manche der neueren Beobachter in ihnen nichts weiter erblicken wollen als einen infolge seiner vorwiegend auf die Jagd in der einsamen Steppe sich beschränkenden Lebensweise körperlich etwas verkümmerten Teil der hottentottischen Rasse.

Was die Bedeutung des Landes für die europäische Kolonisation anlangt, so dürfte diese mit der späteren Anlage von tropischen Plantagenkulturen und mit der Begründung von Handelsmittelpunkten erschöpft sein. Ob etwa die despotische Herrschaft der Häuptlinge die Ovambo zur Ableistung von Arbeiten unter der Botmäßigkeit der Weißen vorgebildet und somit in gewisser Beziehung kulturfördernd gewirkt hat, wird sich ebenfalls erst mit der Zeit herausstellen. Einstweilen sind es in diesem ganzen Gebiet der europäischen Einflüsse noch recht wenige, die bisher zur Geltung gelangen konnten. Ist doch, wenn man von einzelnen kleineren Expeditionen absieht, dieser Teil des Schutzgebiets bis auf den heutigen Tag von den großen Ereignissen, die mit der Ausbreitung der deutschen Herrschaft im übrigen Lande verbunden waren, so gut wie unberührt geblieben. Immerhin aber müssen wir einer Beziehung gedenken, welche selbst unter diesen fernsten Bewohnern unserer Kolonie einen wenn auch schwachen Zusammenhang mit den Ländern christlicher Kultur geschaffen und unterhalten hat. Dies ist die Tätigkeit der protestantischen Mission, die auch hier seit längerer Zeit begonnen hat, und die in diesem Lande von finnischen Sendboten gehandhabt wird, unter denen sich manch verdienstvoller Mann und verschiedene gute Kenner des Landes befinden.

## III. Das Hereroland

Das südlich von der oben angegebenen Grenzlinie beginnende Hereroland ist selbst in seinen nördlichen Strichen als außertropisches Gebiet zu bezeichnen. Selbst in der Meereshöhe wie in dem landschaftlichen Charakter dieser Grenzgegend spricht sich ein Unterschied aus. Die Landschaft im Westen der langgestreckten Outyo-Sandsteinterrassen liegt bereits 1100 bis 1200 m über See und nur im Osten sehen wir zwischen höheren Flächen die sehr breite Senke eines Regenflusses von nur etwa 1000 m Höhe in südwestlicher Richtung tief in das zentrale Gebiet eingreifen. Dann aber findet ein immer stärkeres Ansteigen auch der ebenen Flächen statt, und besonders das südliche Hereroland stellt eine Reihenfolge von außerordentlich hohen und mannigfaltig gestalteten Landschaften dar.

Richten wir unseren Blick noch einmal auf die nördliche Hälfte dieser von dem Kaffernstamme der Ovaherero bewohnten Länder. Für einen sehr großen Teil, etwa für die ganze Westhälfte dieser bis ungefähr zum 21. Breitengrade nach Süden reichenden Gegenden gilt schon eine sehr beträchtliche Veränderung des äußeren Bildes, das dem Wanderer entgegentritt. Zwar, die äußere Form

Digitized by Google

der Ebene iſt im ganzen nördlichen Hererolande wenigſtens im Inneren durchaus vorherrſchend, allein es ſind keineswegs überall die unbegrenzten Flachlandſchaften, die auf wochenlangen Wanderungen kaum die kleinſte Anhöhe im Geſichtsfelde des Reiſenden auftauchen laſſen. Im Oſten, deſſen größter Teil von einer rieſigen, ſteinarmen Steppe, der ſogenannten Omaheke oder dem Sandfelde, erfüllt iſt, gilt zwar in Bezug auf die äußere Form der Landſchaft dasſelbe, was wir bei der Schilderung des Aufbaues des Ambolandes ausführten. Ganz anders aber in dem ungeheuren Gebiet, das ſich weſtlich vom 18. Grad öſtlicher Länge bis zu den nach Weſten zum Ozean abſinkenden Gegenden erſtreckt. Hier herrſcht bereits eine nach Süden immer ſtärker hervortretende Änderung der äußeren Formen. Denn der uns geläufige Wechſel zwiſchen Berg und Tal vermag ſich hier beſonders in denjenigen Gegenden zu entwickeln, in denen das niedriger werdende Hochland nach der Küſte hin abzuſinken beginnt, und wo zur Seite der Flußtäler ſtehengebliebene Teile des Hochlandes als Tafelländer und Gebirgsvorſprünge dem Ganzen einen eigenartigen Sonderausdruck verleihen. In dieſem Teile des Schutzgebietes gehört namentlich das unter dem Namen des Kaoko bekannte Land, der äußerſte Nordweſten des außertropiſchen Südweſtafrika, in deſſen geſchützte Talgegenden an einzelnen Stellen zwar noch die Palmen des Nordens vordringen, das aber, als Ganzes betrachtet, der europäiſchen Siedlung durchaus zugänglich ſein dürfte.

Waterberglandſchaft.

In der Mittellandſchaft überwiegt als Grundform der Landſchaft eine Bildung, die wir am paſſendſten als Sockelebene bezeichnen. Denn wie auf einem rieſenhaften Sockel erheben ſich langgeſtreckte, das Hochland verſchiedentlich, wie das Etendekagebirge, um mehrere hundert Meter überragende Hügelketten, ferner vereinzelte oder zu Gruppen vereinigte Bergkuppen und endlich, eine ganz Südafrika eigene Form der Überhöhung, breite Plateauflächen, die, von der Ebene aus geſehen, wenigſtens auf einer Seite den Eindruck ſchroffer Gebirgswände hervorrufen. Sie gehören in dieſem Gebiet teilweis ſedimentären Geſteinen an, und das bekannteſte unter ihnen iſt das mächtige Maſſiv des Omuwerume oder des Waterberges mit ſeinen im ganzen Schutzgebiet berühmten Quellen.

Während der größte Teil dieſes weſtlich vom genannten Längengrade liegenden Nordhererolandes eine Anzahl Regenflüſſe nach dem Atlantiſchen

Digitized by Google

Ozean sendet, unter denen die das Kaokogebiet durchziehenden die größten sind, und deren Täler besonders im Westen oft durch romantische Formen des Seitengeländes sich auszeichnen, ist der Osten des Landes einer der merkwürdigsten Flußbildungen tributär, dem Omurambo Omatako. Dies ist einer der größten Regenflüsse, welche wir überhaupt in Südafrika finden, und sein geringes Gefälle ist die Ursache, daß die während der Regenzeit in seinem Untergrunde sich sammelnden, auch wohl von den ihm ganz sanft zugeneigten Seitengeländen langsam zuströmenden Gewässer, die durch den Sand gegen die Verdunstung geschützt sind, nicht so schnell verströmen können wie bei den westwärts gerichteten Strömen. Wasserstelle folgt deshalb an diesem Flusse auf Wasserstelle, und er ist es, den man mehr als alle anderen Flußläufe als eine, ja den man als die Hauptlebensader des eigentlichen Hererolandes bezeichnen kann, die für die nach Nordosten gerichteten Reisen von größter Bedeutung ist.

Das große Sandfeld kann man eigentlich bereits als einen Übergang zur Kalahari bezeichnen, und auch seine Bewachsung weicht nur wenig von derjenigen ab, der man in den westlichen Grenzgegenden dieses berühmten Steppenlandes begegnet.

Der südliche Teil des Hererolandes, den man sich ungefähr um zwei Breitengrade weiter nach Süden reichend zu denken hat, ist nun kurz als der höchste und gleichzeitig als auch der am mannigfaltigsten gestaltete Teil unseres Schutzgebietes zu betrachten. Eine Fläche, etwa so groß wie das Königreich Bayern, überragt hier mit ihrer mittleren Sockelhöhe die Gipfelhöhen unserer süddeutschen Gebirge, und ihre höheren Hochländer und einzelnen Erhebungsmassen steigen bis zu einer Meereshöhe empor, die man mit derjenigen unserer äußeren Voralpen vergleichen kann. Freilich, der vorhin betonte Grundcharakter im Aufbau des Landes bleibt auch in diesem Gebiet maßgebend, aber wenn irgendwo, so kann man in einzelnen Gebieten gerade dieses Teiles von Südwestafrika von wirklichen Gebirgen, von alpenähnlichen Felslandschaften und von dem anziehenden Wechsel zwischen tiefen Tälern und steilen Bergmassen sprechen, dessen Romantik durch das eigenartige Leben der südafrikanischen Natur unser Interesse in einem noch beträchtlich erhöhten Grade fesselt.

Merkwürdigerweise erheben sich die größten Höhen ganz Südwestafrikas nicht in dem durchschnittlich höchsten südlichen Teile dieses Gebiets, sondern in einer etwa 1200 m über See liegenden, ziemlich ebenen Gegend. Es ist die isolierte Riesenkuppe der Omatakoberge, die mit 2700 m unseren höchsten Voralpengipfeln beinahe gleichkommt. Viel massenhafter dagegen wird die Anschwellung des Landes südlich vom 22. Grad südlicher Breite bemerkbar, wo schon unmittelbar östlich vom 16. Längengrad das tief eingeschnittene Swakoptal über 1000 m hoch liegt, und wo sich namentlich im Westen des sogenannten Windhoeker Swakop das Khomashochland zu einer Höhe auftürmt, die im Mittel etwa derjenigen des Rigi entspricht (1800 m). Auch östlich von dem zuletzt erwähnten, südnördlich streichenden Hochtal, das im Süden durch die schroffe Kette der bis über 2200 m aufragenden Awasberge abgeschlossen ist, kann man tagelang über das wellige, von isolierten Bergzügen und Kuppen überragte Hochland dahinziehen, bis dasselbe, über 100 km von Windhoek entfernt, wieder zu einer Meereshöhe herabsinkt, die immer noch derjenigen unserer höchsten Schwarzwald- und Vogesengipfel gleichkommt.

Digitized by Google

Das Maſſige, das ſich in dieſem zentralen Kernlande der ſüdweſtafrikaniſchen Hochgebiete ſchon äußerlich zeigt, iſt überhaupt charakteriſtiſch für die über den Sockel emporragenden Einzelerhebungen, von denen hier des ziemlich ſelbſtändigen Maſſivs der Erongoberge ſüdweſtlich von Omaruru gedacht werden ſoll. Einzelne kleinere Maſſive, wie der Brandberg, ſteigen in dieſem ſüdlichen Teile des Hererolandes ſelbſt noch aus den niedriger werdenden Flächen des bereits ſtärker nach der Küſte zu abſinkenden Landes empor, und ſogar Kettengebirge von verhältnismäßig großer Länge, wie die Khous- und die Geieſebberge im Norden des unteren Swakop unterbrechen die weiten Ebenen, in denen hier bereits die Nähe des Ozeans ſich durch verſchiedene Anzeichen ankündigt.

Garten am Swakop in Otjimbingue.

Südlich einer durch die von Weſtſüdweſt nach Oſtnordoſt gerichtete Streichungslinie des Awasgebirges angedeuteten Linie laſſen ſich endlich mehrere ähnlich verlaufende Höhenſtufen unterſcheiden, die ungefähr unter 23 Grad, alſo etwas nördlich vom Wendekreiſe, in die ungeheuren Hochebenen des Rehobother Landes übergehen, die immer noch eine durchſchnittliche Meereshöhe von ungefähr 1400 m beſitzen. Da dies Gebiet indeſſen ſchon den Übergang zu den weiten Flächen des öſtlichen Namalandes darſtellt, ſo können wir es füglich hier unbeachtet laſſen.

Das Vorwiegen gewaltiger Gneismaſſen in dieſem zentralen Hochlande bedingt da, wo der urſprünglich horizontale Verlauf der Schichten durch irgend welche Urſachen geſtört iſt, eine Steilheit und Schärfe der Bergformen, die in ihrer landſchaftlichen Wirkung oft ſehr von derjenigen der flachen Tafelränder oder der beſonders nach der Küſte zu häufigen rundlichen Granitkuppen abſticht, und die die mauerähnlichen, kurzen Gebirgsketten oder die bisweilen ſehr ſchroffen Einzelhöhen um ſo ſtärker im Bilde der Landſchaft wirken läßt, als die ſanften Wellen oder die flachen Ebenen des Sockellandes derartige Erſcheinungen um ſo auffallender machen.

Auch hydrographiſch iſt das ganze ſüdliche Hochgebiet des Hererolandes abwechſlungsreicher als die einförmiger geſtaltete Nordhälfte. Nicht allein, daß mehrere große Regenflüſſe mit ſtarkem Gefälle und beſonders nach Weſten immer großartiger werdenden Talbildungen das Land nach dem Meere zu durchziehen, als deren wichtigſte die drei ſüdlichſten, der Omarurufluß, der Swakop und der Kuiſeb, hier Erwähnung finden mögen, ſondern es iſt das zentrale Hochland ſogar ein hydrographiſcher Mittelpunkt erſten Ranges. Beſonders die weitere Umgegend des Hauptortes Windhoek, das Awasgebirge

Digitized by Google

und die beiden vorhin erwähnten hohen Plateaus, sind von der größten Bedeutung. Infolge ihrer Meereshöhe gehören sie zu den regenreichsten Landschaften des Schutzgebietes, und so vermochten sich die während der Regenzeit ihnen entströmenden Gewässer einen Weg bis zu den entferntesten Abflußgebieten zu bahnen. Der Nordabhang ist teilweise dem Swakop zugehörig das Khomasland entsendet einen Teil seiner Regenwässer in den Kuiseb, die Südabhänge der Awasgebirge werden bereits nach dem im fernen Süden in den Oranje mündenden Großen Fischfluß entwässert und der Ostabhang dieses Hochgebietes sendet seine Regenfluten dem Nosob zu, durch den sie in die wenig bekannten Regionen der Kalahari entführt werden. Eine weitere für dies höchste Mittelland des Schutzgebietes bezeichnende Eigenschaft seiner Täler ist deren mit den stärkeren Niederschlägen zusammenhängender Wasserreichtum. Auch ist klar, daß bei der Häufigkeit unfertiger Talbildungen mit die Längsrichtung quer durchsetzenden Felsstufen, bei dem nicht seltenen Vorkommen schluchtartiger, gleichmäßig gegen Wind und Besonnung geschützter Engen stehende Wasseransammlungen in Bänken und natürlichen Becken, sowie auch Ausstauungen des belebenden Elementes in länger unterirdisch fließenden Adern viel häufiger sein müssen als in den vorwiegend flachen Landschaften. Obwohl die Verdunstung in diesen Ländern eine außerordentlich lebhafte ist*), sind viele solcher Stellen vorhanden, die bis weit über das Ende der Regenmonate hinaus, ja vielfach bis zum Schluß der Trockenzeit ziemlich beträchtliche Mengen Wasser enthalten.

In dem Gebiet des Hererolandes haben wir nun zugleich diejenige Landschaft vor uns, in welcher die am meisten bekannten mineralischen Bodenschätze vorhanden sind und die voraussichtlich auch am ersten einmal eine Verwertung derselben beginnen sehen wird. An bestimmte Gegenden scheint das Vorkommen von Erzen nicht gebunden zu sein. Wenigstens kennt man es in allen Zonen dieser ausgedehnten Landschaft, und zwar sind es vorwiegend kupferhaltige Gesteine, deren Vorhandensein an den verschiedensten Stellen festgestellt ist. Zu den am meisten bekannten Fundstätten des Kupfers im Hererolande gehören die Minen im Otavibezirk, im äußersten Norden dieses Gebietes gelegen. Neben diesen kennen wir eine ganze Reihe von solchen im Gebiete des Swakop und des Kuiseb, in dem sie sowohl im Innern, wie die unter dem Namen der Matchlesßmine bekannte Stelle im Khomaslande, wie auch in der Nähe der Küste vorkommen. So reich an Metall, wie die zu den reichsten der Welt gehörigen Erze von Klein-Namaland in der Kapkolonie, scheinen diejenigen unseres deutschen Südafrika allerdings nicht zu sein; indessen dürften sich manche von ihnen doch als recht lohnend im Betriebe erweisen, wenn erst für weitere Ausdehnung eines guten Beförderungssystems gesorgt worden ist. Einige Fundstellen allerdings dürften wiederum die Anlage größerer Kapitalien zum Zwecke der Ausbeutung nicht lohnen, da sie das Erz lediglich in Gestalt sogenannter Nester, das heißt räumlich sehr beschränkter Massenansammlungen enthalten, anstatt der oft sehr ausgedehnten Gänge, in denen es sich an anderen Stellen findet.

Über das Vorkommen anderer, nutzbarer Mineralien in diesem Gebiet in

*) Übrigens ist uns die genaue Wirkung der Verdunstung einmal noch wenig bekannt, und sodann ist an vielen Stellen infolge ihrer eben geschilderten Lage der Schutz gegen dieselbe ein sehr erheblicher.

Digitized by Google

abbauwürdiger Menge ist vorläufig noch so wenig Sicheres bekannt, daß wir darauf verzichten müssen, uns hier näher damit zu beschäftigen.

Wie bei der Betrachtung des Ambolandes müssen wir auch hier einen Blick auf die klimatischen Eigentümlichkeiten dieses Gebietes werfen. Und auch hier mögen einige zahlenmäßige Zusammenstellungen dazu dienen, dem Leser einen Maßstab für das zu geben, was die allgemeine Schilderung oben bereits teilweise angedeutet hatte. Im vollsten Gegensatz zum Amboland ist das Hererovland bereits durch ein nichttropisches, im großen als durchaus gesund zu bezeichnendes Klima begünstigt. Genaue Temperaturbeobachtungen besitzen wir lediglich aus Windhoek, diese aber setzen uns leider bis heute nicht in die Lage, für das ganze Jahr zuverlässige Temperaturwerte zu bilden. Wohl aber kann man sie benutzen, um die klimatischen Verhältnisse der höheren Landschaften zu beurteilen, die für uns ja auch darum von besonderem Interesse sind, weil sie das Gebiet umfassen, in dem wir den Ausgangspunkt und das Kernland der deutschen Besiedlung zu sehen haben.

Wir geben deshalb im folgenden einige Zahlen für Windhoek und bemerken dabei, daß die Seehöhe des Ortes 1600 m beträgt. Da das nördliche Hererovland um einige Breitengrade dem Äquator näher und obendrein etwa 400 m niedriger gelegen ist, so würde man für diesen Teil des Landes ziemlich richtige Werte für gleiche Beobachtungsjahre erhalten, wenn man sich die Temperatur von Windhoek um 2- 3° erhöht denkt. Da für die heiße Zeit genaue Messungen aus verschiedenen Jahren vorliegen, so sind die Zahlen für die betreffenden Monate als ziemlich zuverlässig anzusehen. Bei der Wichtigkeit dieser Zahlen geben wir sie alle.

(Groß-Windhoek*), 22° 35′ südlicher Breite, 17° 30′ östlicher Länge, 1630 m Seehöhe. Januar 20.9, Februar 20.9, März 19.9, April 17.6, Mai 16.1, Juni , Juli - -, August - , September - , Oktober 20.3, November 21.6, Dezember 21.5 (Temperatur in Celsiusgraden).

Das Jahr dürfte im Mittel hier etwa 16 17° besitzen, während es auch im nördlichen Hererovlande kaum an die gewöhnlich als Grenze tropischer Jahrestemperaturen angesehene Höhe von 20° hinanreichen wird. Jedenfalls aber zeigen die Zahlen für das Sommerhalbjahr auf das deutlichste, daß die mittlere Temperatur auch in dieser Zeit keineswegs höher ist als in den kühleren Landschaften der Mittelmeerländer. Ja, selbst in den durch zu große Höhe der gemessenen Wärmegrade ausgezeichneten Tabellen der Missionare erreicht die Wärme keineswegs eine Höhe wie etwa während der sommerlichen Monate in manchen südosteuropäischen und kleinasiatischen, geschweige denn wie etwa in den syrischen Küstenlandschaften, in denen wir bekanntlich auch auf gut gedeihende Ansiedlungen deutscher Bauern treffen.

Besser aber als die Mittel veranschaulichen die Zusammenstellungen der Häufigkeit gewisser Temperaturwerte die Eigenart des Klimas im Hererovlande, und da namentlich die Vorstellungen, die man sich vom Sommer dieser Länder macht, in großen Kreisen unserer Heimat ganz verkehrte sind, so mögen zur Beruhigung ängstlicher Gemüter hier die vom Verfasser für Windhoek aus

*) Die Mittel für die heiße Zeit sind zum Teil nach den Beobachtungen des Verfassers, zum Teil aus den Durchschnitten aus Maximis und Minimis nach Anbringung einer Korrektur gewonnen und geben wahrscheinlich sehr zuverlässige Werte, da die Übereinstimmung der einzelnen Jahre eine recht große ist.

Digitized by Google

seinen eigenen und anderen Beobachtungen zusammengestellten Zahlenreihen für einige Sommervierteljahre folgen.

Der Verfasser beobachtete in den drei Sommermonaten vom 1. Dezember 1892 bis zum 28. Februar 1893 eine höchste Temperatur von nur 34.7°. Von 88 Tagesmaximis hielten sich außerdem nur noch neun über 32°. Hierzu mag bemerkt werden, daß auch in Deutschland Temperaturmaxima von gleicher Höhe in heißen Sommern oft beobachtet werden und daß ferner bei der Trockenheit der Luft in Südwestafrika eine solche Wärme viel leichter zu ertragen ist als in Mitteleuropa. Wie erfrischend aber wieder die Nächte in dieser Jahreszeit waren, davon geben folgende Zahlen ein besseres Bild als eine lange Beschreibung: Die wärmste Nacht des ganzen Sommers hatte ein Minimum von nicht mehr als genau 20°, überhaupt aber hatten nur fünf von allen Sommernächten ein solches von über 19°, drei andere ein solches von 18° und etwas darüber. Diesen verhältnismäßig warmen aber standen zwei Drittel aller Beobachtungsnächte mit Minimis von zum Teil bedeutend weniger als 16° gegenüber. Ja, eine Beobachtungsreihe, die sich vom 1. November 1891 bis zum 31. März 1892, also über die ganze Zeit des hohen Sonnenstandes und insgesamt über 145 Beobachtungstage erstreckte, ergab, obwohl es damals viel weniger regnete, als in dem vorhin erwähnten Sommer, fast noch günstigere Resultate. Zwar war die Temperatur an 18 Tagen 32° und darüber, fünfmal sogar annähernd 34°, aber dafür sank sie auch in allen Nächten dieser ganzen Periode mit einer Ausnahme auf weniger als 18.8° (dies war das Temperaturminimum der wärmsten Nacht) und im ganzen erreichte und überstieg das Nachtminimum nur neunmal die obere Grenze von 17.5°. Wie man übrigens auch kürzere Beobachtungsreihen, wie zum Beispiel die hier angeführten zu einer Charakterisierung der Temperatur verwenden darf, geht daraus hervor, daß in einer allerdings unvollständigen Sommerreihe aus dem Anfang des Jahres 1900 in Windhoek wieder als höchste Temperatur nur 33.7°, also eine von der vorigen sehr wenig abweichende Wärme, gemessen wurde.

Der Winter hat sehr viel niedrigere Tagesmaxima, aber die Sonne vermag doch meist in den Mittagsstunden eine sehr angenehme Temperatur zu verbreiten. Fröste sind im Hererolande bei Nacht eine wohl überall vorkommende winterliche Erscheinung, doch sind sie in dem ganzen Gebiet weder so häufig noch erstrecken sie sich über eine ganz so lange Zeit wie im Namalande. Da hinsichtlich dieser Erscheinung auch die Beobachtungen anderer Stationen herangezogen werden können, so mag hier für Otjiseva die Zahl der Nachtfröste angegeben werden, die dort in einem 1550 m hohen Talkessel beobachtet wurden. Es waren deren im Juni acht und im Juli drei. Immerhin aber ist wohl kaum irgend eine größere Landschaft im Hererolande vorhanden, wo man nicht wenigstens ab und zu in jedem Jahre einmal auf Frost rechnen könnte und in den meisten Gegenden sind bitterkalte Nächte mit einem Minimum von mehreren Graden unter 0° durchaus keine Seltenheit. Selbst in dem doch nur etwa 1200 m hoch im mittleren Hererolande gelegenen Omaruru kamen in einem Jahre vom 1. Juni bis zum Augustende 16 Frostnächte vor und es wurde einmal sogar ein Minimum von − 9° beobachtet. Besonders wichtig für den Gartenbesitzer — und deren wird es dereinst hier sehr viele geben — ist aber die Zeit, in der in vielen Gegenden auch hier noch beträchtliche Kälte einzutreten vermag. So dehnte in dem eben genannten Ort sich die Zeit der Nachtfröste im Jahre 1885 vom 16. Mai bis zum 6. September

Digitized by Google

aus, und an beiden Grenztagen fiel das Thermometer noch tiefer als auf — 1°. Ja, selbst mit nächtlichen Kälterückfällen muß der Gärtner hier bis weit in das Halbjahr des höchsten Sonnenstandes hinein rechnen, die zwar keine Fröste bringen, aber durch die plötzliche Verminderung der Wärme die Kulturgewächse doch empfindlich zu schädigen vermögen.

Wie man sieht, afrikanisch im Sinne der in unserem Volke verbreiteten Vorstellungen ist das Klima des Hererolandes wenigstens im Hinblick auf die Temperatur nicht zu nennen. Echt afrikanisch ist allerdings die sengende Wirkung der unmittelbaren Sonnenstrahlung, deren Kraft hier noch durch die geringe Dichte der Hochlandluft beträchtlich verstärkt wird und deren Wirkungen sich oft genug nicht allein an den ihr ausgesetzten Stellen der Haut erkennen lassen, sondern die auch an dem Verhalten mancher ihr schutzlos gegenüberstehenden zarten Kulturpflanzen beobachtet werden können.

Alles in allem aber ist die Temperatur weder in ihrer Höhe noch in ihrem jahreszeitlichen Gange ein Hindernis für eine europäische Besiedlung in diesem Lande. Zu den günstigen Eigenschaften des Klimas gehört ferner die schon früher erwähnte Trockenheit der Luft. Wie groß ihre abkühlende Wirkung infolge der durch sie verursachten lebhaften Verdunstung ist, kann daraus entnommen werden, daß man im stande ist, in einem Wassersack*) die Temperatur der Flüssigkeit auf 15 Grade unter die Lufttemperatur zu bringen, eine Wärmeabnahme, die man selbst bei einer mäßigen Anwendung von Eis kaum besser zu erzielen vermöchte. Auch das Fehlen stärkerer Bewölkung und namentlich der in Mitteleuropa so außerordentlich häufigen trüben Tage werden die meisten Menschen als eine Annehmlichkeit empfinden. Echt afrikanisch dagegen ist leider die zeitliche Verteilung der Niederschläge auch im Hererolande, und ihre Menge entspricht selbst in diesem dem Süden gegenüber immer noch sehr begünstigten Gebiet nicht dem für einen kräftigeren Pflanzenwuchs nötigen Wasserertrage.

Die Regenzeit entspricht in diesem ausgedehnten Gebiete nicht mehr völlig der in den nördlichsten Landschaften der Kolonie herrschenden. Mit einiger Sicherheit kann man in mittleren Jahren nur in der Zeit vom Januar bis März auf stärkere Niederschläge rechnen. Doch sind im Inneren des Hererolandes diejenigen Jahre immerhin selten, in denen nicht bereits in der Zeit vom Oktober bis Ende Dezember einige kürzere oder längere Regenperioden eintreten. Im Westen des Hochlandes sind die Regen aber nicht allein weit weniger ergiebig, sondern sie treten dort auch viel unregelmäßiger und seltener ein, und man kann, wenn man das Land richtig charakterisieren will, vom ganzen Hererolande sagen, daß die Regenmenge in der Richtung von Südwesten nach Nordosten zunimmt, soweit nicht sehr bedeutende Erhebung des Landes wie im Süden desselben besondere Verhältnisse bedingt.

Unrichtig ist jedoch die Behauptung, der man in manchen Berichten begegnet, daß es im Inneren von Südwestafrika Jahre gebe, in denen überhaupt kein Regen fällt. Gewiß sind die Schwankungen in der Menge der gefallenen Niederschläge so beträchtliche, daß es sowohl außerordentlich nasse Zeiten gibt,

*) Um die Verdunstungskälte auszunutzen, bewahrt man in Südwestafrika das Trinkwasser nicht in Flaschen, sondern in leinenen Säcken auf, deren Poren sich nach mehrtägigem Gebrauch so weit schließen, daß nur noch das verdunstende Wasser durch sie hindurchtritt.

Digitized by Google

denen auf der anderen Seite solche mit wenigen, vereinzelten Regentagen gegenüberstehen. Leider sind uns die Gesetze, nach denen diese Schwankungen etwa eintreten, ebensowenig bekannt wie die Häufigkeit besonders trockener Jahre in längeren Zeiträumen. Und doch wäre es im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Schutzgebietes so außerordentlich wichtig, wenn wir uns in der Lage befänden, über diese Fragen uns ein Urteil zu bilden. Hängt doch die Erneuerung des Weidefeldes ganz allein von dem Genügen der Regenmenge ab, und ist es doch die Häufigkeit der vollständigen Erneuerung der Gras- und Futterflächen in einer bestimmten Anzahl von Jahren, von der wiederum die Möglichkeit der Besetzung einer Farm mit einer bestimmten Kopfzahl von Rindern oder Schafen unmittelbar bestimmt wird. So zeigt uns diese eine Tatsache deutlicher als alle theoretischen Ausführungen, wie außerordentlich notwendig eine unter sachverständiger Leitung stehende Erforschung des Schutzgebietes nach der klimatischen Seite hin ist.

Die mittleren Regenmengen, die im Hererolande zur Erde gelangen, können wir natürlich nur schätzungsweise beurteilen. In den westlichen Gegenden findet ein sehr allmählicher Übergang zu den regenreichen Gebieten statt, und selbst in einer Küstenentfernung wie derjenigen, in der wir den Ort Tsaobis oder Wilhelmsfeste antreffen, ist dieselbe jedenfalls niedriger als 20 cm. Erst jenseits Otjimbingue beginnt in dieser Breite eine Niederschlagsmenge von 30 cm und darüber vorherrschend zu werden, die wir im nördlichen Gebiet bereits bei Omaruru überschritten sehen. Auch die hohen Landschaften im Süden sind keineswegs so reich an Regen, wie man vielleicht vermuten könnte; Windhoek, dessen Verhältnisse uns in klimatischer Hinsicht am besten bekannt sind, hat eine Regenmenge, die sich auf ungefähr 40 cm beläuft. Diese Menge wird außer in den höchsten Teilen des Landes wohl nur im äußersten Norden und Nordosten erheblicher überschritten.

Der Leser mag aus den angeführten Zahlen entnehmen, daß Landbau ohne künstliche Bewässerung in diesem Lande, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, zu den Unmöglichkeiten gehört. Ist doch im mittleren Norddeutschland mit seiner sehr viel niedrigeren Durchschnittswärme der Regenfall auf etwa 60 cm anzusetzen. Daß aber für die Füllung der Wasseradern und für die Verwertung derselben dieser Teil unserer Kolonie keineswegs so ungünstig beschaffen ist, wie man aus der Nebeneinanderstellung der bloßen Mittelhöhen des Regens schließen könnte, mag die folgende kleine Zusammenstellung beweisen. Sie enthält die Zahlen für die Hauptregenvierteljahre in einigen Orten des Schutzgebietes auf der einen, in einigen solchen des Kaplandes auf der anderen Seite und dürfte besonders für technische Kreise von Wert sein. Alle einander gegenüber gestellten Orte besitzen die gleiche jährliche Regenmenge, so daß der große Vorzug, der den Orten unseres Gebiets in der jahreszeitlichen Verteilung zugesprochen werden muß, aus dieser kleinen Tabelle zur Genüge hervorgeht. Es fallen

Prozente der Jahresmenge in den drei aufeinanderfolgenden Hauptregenmonaten

| im Schutzgebiet: | | im Kaplande: | |
|---|---|---|---|
| Tsaobis | 84.2 | Willowmore | 39.2 |
| Rehoboth | 67.9 | Roodeberg | 50.3 |
| Omaruru | 63.7 | Cradock | 49.7 |
| Okahandja | 66.9 | Ft. Beaufort | 39.0 |

Digitized by Google

Im allgemeinen fallen die Regen auch im Hererolande unter Gewittererscheinungen und meistens am Nachmittage, gewöhnlich sogar in den ersten Nachmittagsstunden. Dabei sind die Güsse gewöhnlich von kurzer Dauer und oft von einer echt tropischen Heftigkeit.

Auch das Gewölk im Hererolande läßt uns erkennen, daß wir uns in einem Steppenlande befinden. Klarheit der Luft und reine, tiefe Bläue ist die hervorragende Eigenschaft des über dieser Landschaft ruhenden Himmelsgewölbes, und jene graue, schwere und viele Menschen schwermütig stimmende Wolkendecke, die bei uns in Deutschland oft wochenlang über uns ruht, ist nur ganz ausnahmsweise auf kurze Zeit zu beobachten. Vielfach und namentlich im Westen kommen lange Zeiten, ja bisweilen ganze Monate vor, in denen auch der aufmerksame Beobachter nicht das kleinste Wölkchen am Himmel zu entdecken vermag. Ja, man kann sagen, daß die ewige Reinheit des Firmaments und das gleichmäßige, viele Monate lang sich ähnelnde Himmelsblau auf einzelne Gemüter eine ähnliche niederdrückende Wirkung ausübt wie jene langdauernden Trübungen des Firmaments bei uns. Jedenfalls kann jeder an sich selbst die Erfahrung machen, daß die ersten Haufenwolken, die sich im Norden oder Osten im letzten Drittel des Jahres zusammenballen, einen aufatmen lassen, meist zwar in der Hoffnung auf die erlösenden Regenfluten, bis zu einem gewissen Grade aber auch wegen des Wechsels, der uns selbst in den großen Zügen der Landschaft und des Naturlebens erfreut und erfrischt.

Die Trockenheit der Luft, die wir bereits in der Einleitung in einigen ihrer Wirkungen kennen lernten, ist im Hererohochlande zu allen Jahreszeiten groß. Ihre Hauptwerte erreicht sie, wenn der wirkliche Dampfgehalt der Luft seine größte Abweichung von derjenigen Menge erreicht, die sie bei der betreffenden Temperatur zu fassen vermag, und da diese letztere mit steigender Wärme wächst, so sind es die heißen Monate kurz vor Beginn der Regenzeit, und in diesen wieder die heißen Tagesstunden, in welchen die Luftfeuchtigkeit ihre niedrigsten Grade erreicht. Bisweilen kann man einen so geringen Dampfgehalt der Atmosphäre feststellen wie in der großen Wüstenzone Nordafrikas, und es ist nötig, mit dieser Eigentümlichkeit auch im häuslichen Leben zu rechnen. Sind der früher gestreiften gesundheitlich günstigen Wirkungen dieses Zustandes mancherlei, so hat er auf der anderen Seite auch mannigfache Unannehmlichkeiten zur Folge. Zwar, der furchtbare Rost, der Feind aller Haushaltungen in der Nähe des nebligen Küstenmeeres, ist hier unbekannt; dafür werfen sich viele aus Holz gearbeitete Gegenstände, werden spröde und rissig. Die nicht im Lande hergestellten Schienwagen bedürfen in der ersten Zeit fast alle eingehender Reparaturen besonders der Räder. Ja, sogar der Körper hat nicht nur Vorteile von der Dampfarmut der Luft. Das heftige Abblättern der Haut auf der Reise ist wenigstens zum Teil, das häufige Aufspringen der Lippen und das Brüchigwerden der Nägel gänzlich aus der hier geschilderten Beschaffenheit der Atmosphäre zu erklären. Besonders aber empfindet man die Wasserentziehung, welche sie zur Folge hat, an dem bei Bewegung im Freien oft sehr gesteigerten Durstgefühl und an gewissen Wirkungen auf die Nieren, die zwar noch nicht in streng wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind, die aber jedenfalls vielleicht einmal von Bedeutung für die Behandlung gewisser Krankheiten zu werden vermögen.

Da von den Charaktergewächsen des Inneren bereits in dem allgemeinen

Abschnitt die Rede gewesen ist, so erübrigt nur noch die Anführung einiger Einzelheiten über die geographische Verbreitung des Massenauftretens bestimmter Pflanzen.

In den westlichen Strichen überwiegt natürlich allgemein das dünne Grasland, untermischt mit wenigen größeren Gewächsen. Besonders die Akazien und die übrigen Dorngewächse bilden erst in einer Küstenentfernung von etwa 200 km dichte und geschlossene Bestände auch auf den Abhangflächen der Anhöhen und außerhalb der Flußtäler. Charakteristisch sind in diesem Gebiete die parkwaldartigen Baumbestände einzelner Talweitungen an den größeren Wasserläufen, und es gibt einzelne derartige Stellen, an denen einem lichten Hochwalde ähnliche Baumgruppen förmliche Galeriewaldungen vortäuschen. Der Anabaum, jene schönste Akazie, den wir schon in den Küstenoasen des Westens finden, steigt in diesen Tälern bis über 1400 m empor und die Giraffenakazie entwickelt sich hier, wo sie feuchteren Boden findet, ebenfalls zu stattlichen Bäumen.

Im Inneren des Hererolandes finden sich außerordentlich ausgedehnte Buschwälder besonders im Osten, und hier ist namentlich die Omaheke berühmt wegen der riesenhaften Ausdehnung dieser Bestände, vor denen sich der sorglose Reisende sorgfältig zu hüten hat. Hier, wo nicht einmal eine Kuppe oder ein ferner Bergzug dem Wanderer als Landmarke zu dienen vermag, gilt mit Recht jene Regel, die dem arglosen Neuling oft sonderbar klingen will, daß man sich ohne Kenntnis der Gegend und ohne den Besitz einer einigermaßen fortgeschrittenen Fähigkeit im Spurenlesen nicht weiter vom Wagen entfernen solle, als daß man ihn eben noch zu erblicken vermag. Sodann ist zu betonen, daß auch die Grasbedeckung des Bodens in den nordöstlichen und östlichen Teilen des Landes zwar noch durchaus steppenartig entwickelt, aber doch eine so gute ist, daß wir in diesen Landschaften fast überall auf vielgerühmte Weidegegenden treffen.

Dichte Buschbestände finden sich auch im südlichen Hererolande an manchen Stellen, und auch hier zeichnen sich besonders die sanfteren Gehänge der Täler durch ihren Reichtum an Niederholz aus. Eigenartig wirkt bisweilen der blaugrüne Schimmer, der über solchen, von ferne gesehenen Buschwäldern liegt, und der diesem südwestafrikanischen Gehölz etwas unheimlich Düsteres verleiht, das sich sehr stark von den heiteren Farben südeuropäischer oder von dem traulichen Grün unserer heimischen Baumlandschaft unterscheidet. Auf den höchsten Flächen der welligen Hochlandschaften aber im Südhererolande überwiegt dann wieder das freiere Grasland, über das der Blick ungehindert dahinzuschweifen vermag in die fernste Ferne, ein viel angenehmerer und erhebenderer Anblick als das dichte Dorngestrüpp, in dessen Inneres man nur mit großer Vorsicht einzudringen vermag.

Selbstverständlich finden sich beide Formen auch in großem und in kleinem Umfange gemischt, und besonders anziehend darf das savannenähnliche Äußere mancher etwa durch Grundwasser oder besseren Regenfall ausgezeichneten Ebenen genannt werden, auf denen sich von dem wogenden Weidegrase überall die Kuppen hoher Akazien abheben wie riesenhafte, dunkelgrüne Pilze von einer gelblich schimmernden Grundfläche.

An dieser Stelle mag in Erinnerung an die oben erwähnte wichtige Aufgabe der Holzgewächse im Haushalte der Natur in diesen Steppenländern betont werden, daß die Baum- und Buschbestände im Hererolande den Boden

Digitized by Google

ziemlich ſtark beſchatten. Und zwar iſt dies auch im Winter der Fall, indem es weniger das Blätterkleid dieſer Holzgewächſe als vielmehr die dichte Verzweigung der größeren und kleineren Äſte und Äſtchen iſt, die nur einem kleinen Teile der Sonnenſtrahlen den Durchgang erlaubt.

Man hat nun wohl in keinem Teile des Schutzgebietes ſo viel Gelegenheit wie gerade im Hererolande, die Verſchiedenheit der Jahreszeiten an den großen Gegenſätzen zu erkennen, welche auch die Pflanzendecke in den einander entgegengeſetzten Niederſchlagszeiten durchmachen muß. Wer zur Winterszeit, alſo während der trockenen Monate, oder gar gegen Ende der regenloſen Zeit das Land zuerſt betritt, wird ſelbſt im Inneren über die Ausdehnung der von niederer Gras- und Krautvegetation entblößten Stellen erſtaunt ſein. Es kommt ferner zu dem Eindruck, den der verödete Boden hervorruft, die Kahlheit der Büſche und Bäume, die ja in dieſem Teile des Schutzgebietes, wie wir eben geſehen haben, einen großen Teil des auch landſchaftlich wirkſamen Beſtandes bilden. So erklärt ſich, wie der Verfaſſer aus Erfahrung verſichern kann, manches im erſten Entſetzen über ein ſolches Land abgegebene Urteil, das, nach Europa gelangt, ſeine unheilvolle Wirkung auf die allzu Vorſichtigen äußerte. Demgegenüber darf man aber nicht vergeſſen, daß auch unſere mitteleuropäiſche Landſchaft demjenigen, der ſie, ohne eine Ahnung von ihrem Ausſehen im Sommer zu haben, lediglich beſchneit oder in der ſtarren Ruhe des Winters ſehen und nach dieſem erſten Eindruck ein Urteil äußern würde, der Gedanke kommen würde, er befinde ſich in einem völlig nutzloſen und wüſten Lande.

Buſchbeſtand im Hochland.

Im Frühling beginnt ſich auch in Südweſtafrika das Leben der Pflanzenwelt zu regen, und ſelbſt wenn noch nicht ſtärkere Niederſchläge den Boden befeuchtet haben, iſt es die überall erkennbare Folgeerſcheinung des wunderbaren Anpaſſungsvermögens der Holzgewächſe an die Natur ihrer Heimat, daß ſie auszuſchlagen und zu grünen beginnen und daß ſie ſich nach einiger Zeit mit einer Fülle duftender Blüten bedecken. Das Gras freilich und die niedere und kurzlebige Pflanzenwelt überhaupt iſt in viel höherem Grade von der Eintrittszeit und der Ergiebigkeit der Regen abhängig, und wehe den Herdenbeſitzern, die ein oder mehrere Trockenjahre durchmachen müſſen, ohne ein für dieſe mageren Zeiten geſchontes Weidefeld ihr eigen zu nennen.

Da auf die Kulturgewächſe bereits in dem allgemeinen Kapitel eingegangen wurde, wenden wir uns nunmehr der Tierwelt zu, die natürlich im Hererolande ſcharfe Gegenſätze in der heutigen Verbreitung mancher großen Säuger aufweiſt.

Reich an Großwild aller Art ist noch der Nordwesten des Landes, das unter dem Namen des Kaokofeldes bekannte Gebiet. Einzelne Gattungen wie die Giraffe kommen auch noch in den Ebenen des fernen Ostens vor, sind aber dort ebenfalls viel seltener geworden als früher. Ebenso sind in den Oasenstrichen am Tsauchab im Westen des südlichsten Hererolandes offenbar noch größere Wildbestände vorhanden, allein wir wissen zu wenig über dies Gebiet, um über die Art desselben etwas Zuverlässiges sagen zu können. Von dem Vorkommen des Löwen in dieser Gegend liegen allerdings bestimmte Angaben vor, und diese sind immerhin von Bedeutung für die Beurteilung des Wildstandes überhaupt, da der Löwe sich naturgemäß nur da zu halten vermag, wo größere Massen von Wild vorhanden sind. Große Rudel von Gemsbockantilopen (Oryxantilope) und unzählbare Mengen von Springböcken sind in dieser Gegend beobachtet worden. Indessen ist der Löwe im Hererolande in seinem Vorkommen immerhin auf entlegene Gebiete beschränkt und mit ihm haben sich auch eine Anzahl von anderen Tieren in die menschenleeren Steppen an den Grenzen des Landes zurückgezogen. Zu diesen gehört der stattlichste aller dem Antilopengeschlechte angehörigen Hornträger, das Elen oder Eland, während auf den Höhen des südlichen Damaralandes und im Norden das Kudu und in einzelnen Gegenden das Hartebeest oder die Kaamaantilope zu finden ist.

Da es unmöglich ist, an dieser Stelle eine eingehende Darstellung der Verbreitung der einzelnen Wildarten zu geben, so möge nur eines betont werden, nämlich die Bedeutung eines allgemeinen und strenge durchzuführenden Schutzes des nutzbaren Wildes, dessen Durchführbarkeit sich leicht an Beispielen aus dem letztvergangenen Jahrzehnt beweisen ließe. Im übrigen verweisen wir auf die in dem allgemeinen Kapitel gemachten Angaben, da die übrigen der dort angeführten Tiergattungen weniger auf einzelne Landschaften beschränkt zu sein scheinen.

Die Bevölkerung des Hererolandes erweckt unser Interesse in einem viel höheren Grade als diejenige des Ambolandes. Haben wir es doch hier nicht allein mit einem Stamme zu tun, der in seiner Herkunft und in seiner Lebensweise eine eigenartige Stellung unter den Völkern des Schutzgebietes einnimmt, sondern der auch, und das ist sehr wichtig, durch seine Kopfzahl und durch die Lage seiner Wohnsitze in unmittelbare und enge Beziehungen zu der weißen Bevölkerung von Südwestafrika tritt.

Woher die Ovaherero, wie sie selbst sich nennen, eigentlich gekommen sind, wissen wir mit Bestimmtheit nicht anzugeben. Indessen verweisen sie ihr Körperbau und gewisse Sitten und Anschauungen zu derjenigen Gruppe der Bantuneger, welche man im engeren Sinne unter dem Sammelnamen der Kaffernvölker zusammenfaßt. Geschichtliche, uns von einzelnen Reisenden übermittelte Überlieferungen aus anderen Gegenden Südafrikas und eine vorsichtige Beurteilung historischer Tatsachen aus dem früheren Leben unserer Kolonie selbst lassen indessen den Schluß zu, daß ihre Anwesenheit jedenfalls noch nicht sehr weit zurückliegen kann. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts scheinen sie aber bereits mit der gelben Rasse um den Besitz der heute von ihnen bewohnten Landschaften blutig gestritten zu haben. Ein stetes, wechselvolles Ringen mit diesem merkwürdigsten aller südafrikanischen Völker ist denn auch das Hauptmoment in der Geschichte der Hereros in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts gewesen und man kann sagen,

Digitized by Google

daß es erſt das kräftigere Einſetzen der deutſchen Macht war, das dieſem für die farbigen Völker der Kolonie höchſt verderblichen Zuſtande endgültig ein Ende gemacht hat.

Körperlich gehören die Ovaherero unbedingt zu den Kaffern. Jedem, der einige Zeit unter ihnen lebte und der gleichzeitig die Kaffernſtämme des ſüdöſtlichen Afrika kennt, wird die außerordentliche Ähnlichkeit in den Geſichtszügen und im Bau auffallen, welche beiſpielsweiſe es ſehr ſchwer erſcheinen laſſen würde, wollte man einen Herero von einem Zulu unterſcheiden. Die meiſten dieſer Leute zeichnen ſich durch eine über den europäiſchen Durchſchnitt hinausgehende Körpergröße aus und man ſieht ſelten kleine Geſtalten unter ihnen oder ſolche, welche nicht den Eindruck eines wohlgebauten Menſchen hervorriefen. In der Farbe unterſcheiden ſie ſich gleichfalls von den Abantu des tropiſchen Afrika, denn das Schwarzbraun, das auch unter den Ovaherero als die häufigſte Hautfärbung beobachtet wird, weicht in vielen Fällen einem ſehr hellen Braun. Auffallend iſt ferner die auch von den Kaffern Südoſtafrikas bekannte Tatſache, daß die Geſichtsbildung und beſonders die Naſe ſehr oft ſtark an ſüdeuropäiſche und auch an ſemitiſche Formen erinnert, eine Eigentümlichkeit, die bisweilen ſo weit geht, daß man verſucht ſein könnte, einen ſolchen Menſchen, obwohl jeder Gedanke an eine Blutmiſchung neueren Datums ausgeſchloſſen iſt, für einen Mulatten zu halten. Die Muskulatur iſt im allgemeinen kräftig und gut entwickelt, und an unmittelbarer Körperkraft übertreffen die Angehörigen dieſes Volkes alle diejenigen der übrigen in Südweſtafrika anſäſſigen Raſſen.

Jagdbeute der Soldaten.

Übrigens ſind wohl auch dieſe Leute nicht als eine Einheit im ſtrengſten Sinne des Wortes anzuſehen. Wenigſtens wird von manchen angenommen, daß in einigen Gegenden eine Miſchung mit dem tiefſchwarzen Volke der Bergdamara ſtattgefunden habe, und in der Tat kann man zum Beiſpiel an den Ovaherero von Otjikango eine gleichmäßig dunklere Färbung und ein etwas ſelteneres Vorkommen der eben erwähnten fremderen Geſichtszüge feſtſtellen als an den im Nordoſten wohnenden Stämmen.

Der auf unſeren Karten ſich findende Name „Ovatuimba“ bezieht ſich nicht auf einen ſelbſtändigen Hereroſtamm. Vielmehr verſteht man unter dieſer Bezeichnung eine wirtſchaftlich zurückgekommene Bevölkerungsklaſſe, welche im übrigen völlig dem Hauptvolke gleicht. Eher ſchon könnte die Bezeichnung

eines selbständigen Stammes den nordöstlich von Windhoek lebenden Ovambandjeru zugebilligt werden, doch auch diese stehen den eigentlichen Ovaherero äußerlich so nahe, daß man sie unter allen Umständen ihnen zurechnen muß.

Die äußere Erscheinung der Hereros hat durch den immer mehr sich ausbreitenden Einfluß des Europäertums und nicht zum wenigsten durch den Einfluß der Missionare namentlich im südlichen Teile ihres Stammlandes gegen früher eine starke Veränderung erlitten, und man kann den Zeitpunkt als nahe bevorstehend bezeichnen, bis zu welchem die alte Tracht gänzlich der europäischen Platz gemacht haben wird. War sie doch als allgemeine Volkskleidung schon vor einem Jahrzehnt nur noch im Norden und Osten zu finden. Obwohl dem Herero die meist aus Kordstoff bestehende Kleidung der südafrikanischen Landbevölkerung und der hier allgemein benutzte breitrandige Filzhut keineswegs schlecht zu Gesichte steht und obschon man von den sich europäisch tragenden Angehörigen dieses Volkes niemals jenen über die Maßen lächerlichen Eindruck empfängt, wie von so manchem der westafrikanischen Küstenneger, ist der Fortfall der ursprünglichen Tracht vom rein malerischen Standpunkt aus doch beinahe zu bedauern. Ein Feldherero in seinem aus Riemen bestehenden Schurz, der ebensowenig wie die wenigen Schmuckgegenstände die ebenmäßig gebauten, wie Bronze erscheinenden Glieder zu verhüllen vermochte, war mit seiner alten Bewaffnung, unter deren einzelnen Stücken fast niemals der Kirri, die furchtbare Wurfkeule der südafrikanischen Kaffern, fehlte, in der Tat eine sehr viel anziehendere Erscheinung als der in moderner Kleidung einherwandelnde Schwarze, dessen an und für sich schon anmaßendes Auftreten noch gesteigert wurde, wenn er wie leider sehr viele seiner Landsleute sich an Stelle seiner ehemaligen Waffen im Besitze eines Feuerrohres befand. Noch eigenartiger als die ursprüngliche Männertracht ist diejenige der Frauen, die schon von weitem durch die drei Spitzen der ledernen, helmartig gestalteten Haube auffällt, von der ein weichgegerbtes Leder über den Rücken herabfällt. Während der Rock durch Lederschurzfelle bei den Frauen ersetzt wird, bleibt genug vom Körper frei, um die schweren, aus eisernen Perlen gefertigten Ringe sichtbar werden zu lassen, welche den Gang einer so geschmückten Dame zu einem etwas schwerfälligen machen. Aber auch der weibliche Teil des Volkes ist mehr und mehr auf dem Wege, sich wenigstens hinsichtlich der Kleidung zu europäisieren, und besonders sind es Kattunstoffe, aus denen die an eine einfache bäuerliche Frauentracht erinnernden Anzüge gefertigt werden, während der Kopf meist mit einem buntfarbigen Tuch bedeckt wird.

Im wirtschaftlichen Interesse des Schutzgebietes kann man diese Europäisierung der Kleidung übrigens nur gutheißen. Denn seit es dem Herero nicht mehr möglich ist, Schnaps und Munition ohne weiteres und in beliebiger Menge zu kaufen, sind es vorwiegend die unmittelbar zur Kleidung gehörigen Dinge gewesen, für welche diese an sich zum Geiz neigenden Kaffern immer noch am ehesten sich ihres wertvollsten Besitzes, ihrer Ochsen, entäußerten. So hat auch die Mission, welche die Verbreitung europäischer Kleidung überall förderte, ohne materielle Gründe dabei im Auge zu haben, in diesem Falle sich unbedingt ein sehr großes Verdienst um die Förderung von Handel und Verkehr im Schutzgebiete erworben.

Auch in der ganzen sonstigen Lebenshaltung beginnt sich der Einfluß der Weißen unter den Ovaherero mehr und mehr geltend zu machen. Zwar

Digitized by Google

Brücke über einen Regenfluß im südlichen Hererolande.

Digitized by Google

im Innern und im Norden des Landes iſt auch heute noch die alte Werftanlage die einzige Art der Siedlung, aber im Süden ſind bereits verſchiedene Orte in einer ſo ſtarken Umwandlung begriffen, daß bald nur noch wenig in ihrem Äußern an urſprüngliche Eingeborenenniederlaſſungen erinnern wird. Und auch die alte Hüttenform wird über kurz oder lang bei allen wohlhabenderen Hereros der europäiſchen Hausform Platz machen. Und auch das iſt als wirtſchaftlicher Fortſchritt zu begrüßen, denn mit dieſer Form iſt erſt das vollkommene Seßhaftwerden im Sinne der höheren Kultur möglich, was wiederum im Intereſſe einer verſtändigen Ausnutzung der Einzellandſchaften angeſtrebt werden muß.

In ſeiner Lebenshaltung iſt der Herero ebenſoſehr nach der einen Seite hin ein Vertreter der in der Natur begründeten Nutzbarmachung des Landes, wie der Hottentott nach der andern. Zum Hirtenleben neigend, mit einer geradezu leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an die Herde begabt, waren dieſe Kaffern die einzigen Eingeborenen, die einen ſelbſt für europäiſche Begriffe großen Beſitz erworben hatten und ihn auch feſtzuhalten verſtanden. Man kann ohne Übertreibung ſagen, daß der Herero für ſeine Rinder lebte und ſtarb, und es iſt wohl kaum ein Schlag von dieſem Volke ſo ſchwer empfunden worden wie die vor einigen Jahren in ihrem Gebiet wütende Rinderpeſt. Für ſeine Rinder brachte es der als faul verrufene Kaffer auch fertig zu arbeiten, und zwar hart und angeſtrengt zu arbeiten, und wer dieſe Leute an ihren Pützen oder bei der Tränkung der Tiere in Tätigkeit geſehen hat oder wer es erlebt hat, mit welcher Zähigkeit und unter welchen Entbehrungen ſie etwa entlaufenen Ochſen auf der Spur tage-, ja ſelbſt wochenlang folgten, der wird das eben gebrauchte Beiwort jedenfalls nur mit einer gewiſſen Einſchränkung gelten laſſen. Vom rein wirtſchaftlichen Standpunkte aus beurteilt iſt dieſe faſt zärtliche Liebe zu den Rindern, wie ſie allen Ovaherero eigen iſt, allerdings ein großer Nachteil für das Schutzgebiet geweſen. Gute und wertvolle Ochſen gaben ſie ehedem nur höchſt ungern her, und eine größere Herde in kurzer Zeit zuſammenzubringen war ein Kunſtſtück, an dem manch gewiegter Händler ſeine Gewandtheit zu erproben vermochte. So waren die zuzeiten ungeheuren Beſtände an Rindvieh tatſächlich ein Wert, der niemals in vollem Maße nutzbringend geweſen iſt. Ja, man kann ſagen, daß er zeitweiſe ſogar der Entwicklung des wirtſchaftlichen Lebens hinderlich geweſen iſt, denn er konnte als die Urſache dafür gelten, daß ſich nur ſehr wenige Hereros entſchloſſen, als Arbeiter in die Dienſte von Europäern zu treten.

Laſtwagen im Hererolande.

Der Einfluß des Hirtenlebens in sehr ausgedehnten Steppengebieten auf das politische Leben des Hererovolkes ist unverkennbar. Wohl niemals seit ihrer Anwesenheit in den jetzt von ihnen bewohnten Gebieten haben sie ein so einheitliches, straffes Regiment über sich gekannt, wie beispielsweise das Zuluvolk im Osten Südafrikas. Zeitweise nur haben sie überhaupt einen einzigen Oberhäuptling anerkannt, und kaum war der alte Kamaherero, unter dem dies zuletzt der Fall war, gestorben, da begann sofort wieder der ehemalige Zustand Platz zu greifen, bei dem eigentlich jeder größere Häuptling sich völlig selbständig fühlte. Ja, auch innerhalb der einzelnen Landschaften besaßen die sogenannten Großmänner oft einen Einfluß, den der Häuptling wohl berücksichtigen mußte. Kurz, man kann das Regierungssystem der Ovaherero im schärfsten Gegensatz zu dem unter den Ovambo herrschenden als ein aristokratisches bezeichnen, und dieser Mangel einer einheitlichen Oberleitung erleichterte zu gewissen Zeiten den Gegnern des Volkes kriegerische Unternehmungen gegen seine Grenzen. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man in dieser Lebenshaltung der Hereros aber auch eine der wesentlichen Ursachen für ihren im ganzen ziemlich unkriegerischen Charakter sieht. Doch darf aus der nicht gerade besonders hervorragenden Entwicklung soldatischer Eigenschaften die Gefahr, die in der Anwesenheit einer so zahlreichen schwarzen Bevölkerung in der Nähe der europäischen Siedlungen liegt, niemals unterschätzt werden, und eine zu frühe Entblößung des Landes von einer größeren Schutztruppe, wie sie bisweilen vorgeschlagen ist, wäre schon aus diesem Grunde ein schwerer Fehler. Denn man darf nie vergessen, daß ein unauslöschbarer Haß gegen den Weißen in den Herzen der Kaffern lebt, und daß es nur deren widerwillig anerkannte Macht ist, welche Schlimmes verhütet.

Vermag der Europäer diesen Charakterzug bei den Kaffern immerhin zu verstehen, so steht er dagegen einem anderen, der furchtbaren Grausamkeit und der Lust an Quälereien, welche ihm besonders dem gefangenen Feinde gegenüber eigen ist, ohne Verständnis gegenüber. Im Kriege wird der Herero, wo er die Oberhand gewinnt, zum wilden Tier, und die Scheußlichkeiten, welche an Wehrlosen und selbst Frauen noch vor weniger als zwei Jahrzehnten verübt worden sind, erinnern an die blutigsten Ereignisse aus der Geschichte der Kämpfe der Europäer mit den Kaffern Südostafrikas.

Daneben ist es vor allem der schon erwähnte Geiz, der zusammen mit einigen anderen, hier nicht näher zu erörternden Eigenschaften das Charakterbild des Herero nicht gerade zu einem besonders anziehenden macht. Nichtsdestoweniger schlummert eine für das ganze Land wie auch für das Volk selbst zu verwertende Kraft in seinen Massen, und es ist die Aufgabe einer verständigen Regierung, die allmähliche Erziehung der Ovaherero zur Lohnarbeit ins Werk zu setzen und zu vollenden. Ein richtiges Vorgehen der Verwaltung vermag auf diesem Gebiete um so mehr zu erreichen, je mehr die evangelische Mission auch nach dieser Richtung, in der bisher wohl zu wenig von ihr geschehen ist, ihr in die Hand arbeitet. Denn die inneren Anschauungen der Kaffern ändern sich nicht allein durch die oft sehr äußerliche Aneignung des Christentums; sie ändern sich auch nicht in einer Generation. Wohl aber werden sie durch die Erkenntnis in ihrer Weiterentwicklung stark beeinflußt werden, daß die Arbeit im Dienste des weißen Mannes noch leichter zu einem gewissen Wohlstand führt, als das halb nomadenhafte Leben unter den Herden

Digitized by Google

der Steppe, deren Hauptmenge ſich doch nur im Beſitze eines verhältnismäßig kleinen Teiles des ganzen Volkes befindet.

Neben und zum Teil unter den Hereros lebt in dieſen Hochländern nun noch ein zweites ſchwarzes Volk, das aber zu dem eben geſchilderten Kaffernſtamme in keinen verwandtſchaftlichen Beziehungen ſteht. Dies ſind die ſogenannten Bergdamara oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Haukoin. Ihre Wohnſitze liegen hauptſächlich in den einſamen Hochgebieten im Weſten des mittleren und ſüdlichen Hererolandes, indeſſen eine große Anzahl von ihnen lebt auch als eine Art dienende Klaſſe unter den Ovaherero und den Bewohnern des nördlichen Namalandes und neuerdings auch unter den Weißen des Schutzgebiets.

Körperlich ſtehen die Bergdamara dem bekannten Typus des weſtafrikaniſchen Negers ſehr viel näher als die Kaffern. Intelligente Geſichtszüge ſind unter ihnen ſehr häufig, und die ganze Anlage der Muskulatur deutet auf eine ziemlich große Kraft. Ihre Farbe iſt durchgehends ein tiefes, bisweilen faſt ins Bläuliche ſpielendes Schwarz, und es iſt im allgemeinen ihnen allen ein ſehr einheitliches Äußere eigen, ſo daß man ſchon nach kürzerem Aufenthalt im Lande ohne Mühe einen Bergdamara von einem Herero wird unterſcheiden können. Von dieſem Volke könnte man noch am eheſten die Bezeichnung einer wilden Bevölkerung gebrauchen, denn der freie Angehörige desſelben nährt ſich vorwiegend von der Jagd und den verſchiedenen eßbaren Früchten der wildwachſenden Pflanzen, während man zugeben muß, daß er ſich auf der andern Seite ſehr ſchnell an eine höhere Lebenshaltung und an eine fleißige und ſeßhafte Beſchäftigung gewöhnt. Dieſem Menſchenſchlage die ihm ethnographiſch zukommende Stellung unter den Einwohnern der ſüdafrikaniſchen Ländermaſſe anzuweiſen, dürfte ſehr ſchwer halten, denn in einer offenbar Jahrhunderte währenden Zeit der hottentottiſchen Herrſchaft über das von ihnen bewohnte Land haben ſie die Namaſprache an Stelle der ihnen urſprünglich eignenden angenommen. Daß ſie dieſe aber nicht etwa von Anfang an geſprochen haben können, geht daraus hervor, daß ſie ſehr häufig nicht im ſtande ſind, die dem Hottentottiſchen eigentümlichen Schnalzlaute richtig zu ſprechen.

Ein Miſſionshaus.

Digitized by Google

Gutmütigkeit und Arbeitswilligkeit ſind zwei Eigenſchaften, welche den Bergdamara beſonders geeignet machen, in dienender Stellung unter der Botmäßigkeit der Weißen zu leben. In der Tat hätte es im Beginne der deutſchen Herrſchaft ſchwer gehalten, alle damals nötigen Arbeiten durchzuführen, hätte man nicht die Bergdamara gehabt. Übrigens iſt es nicht nur die grobe Körperarbeit, zu der dieſer Stamm die nötigen Arbeitskräfte zu liefern vermag. Auch als Viehwächter ſind ſie dem hochmütigen Herero und dem unzuverläſſigen Hottentotten durchaus vorzuziehen, und ſelbſt Leiſtungen, zu denen ein ziemlich hoher Grad von Einſicht und eine nicht geringe Verantwortlichkeit gehört, kann man den beſſeren Elementen unter ihnen in manchen Fällen zumuten. So haben ſich einige Bergdamara nicht nur im Frieden, ſondern auch in den ſchwierigen Zeiten des Witbooikrieges unter ſehr verwickelten Verhältniſſen als Poſtträger ſehr gut bewährt, und es war höchſt anerkennenswert, wie dieſe Leute damals mit den Briefſäcken unter oft beträchtlichen Schwierigkeiten auf häufig recht unſicheren Wegen den beinahe vierhundert Kilometer langen Weg von Windhoek nach der Küſte und wieder zurück gemacht haben. Jedenfalls kann man ohne Übertreibung ſagen, daß die Bergdamara in den der Rinderpeſt vorausgehenden Jahren den Europäern im Lande wirtſchaftlich mehr genützt haben als die Ovaherero, und es war durchaus anzuerkennen, daß die Regierung einigen Verſuchen, Bergdamaras als Arbeiter nach der Kapkolonie auszuführen, im Intereſſe unſerer Kolonie energiſch entgegengetreten iſt.

Ein Bergdamara.

Neben den bereits erwähnten Stämmen ſind hier aber auch die Betſchuanen zu erwähnen, deren Anweſenheit innerhalb der Grenzen unſeres Schutzgebiets als ein Beweis dafür gelten kann, daß die Völkerwanderungen, welche ſeit Jahrhunderten in ganz Südafrika ſich abſpielen, bis in unſere Zeit nicht zum Abſchluſſe gekommen ſind. Wirtſchaftliche Gründe, die ihnen ihre eigene, öſtlich der Kalahariſteppe gelegene Heimat zu enge erſcheinen ließen, ſind es wohl in erſter Linie geweſen, welche Beſtandteile dieſes Volkes in den Weſten geführt haben.

Körperlich unterſcheiden ſich die Betſchuanen von den Ovaherero durch eine etwas anders geartete Geſichtsbildung und durch ihre weit geringere Durchſchnittsgröße. Ihre Farbe iſt in der Regel ein ziemlich helles Braun, und unter den Frauen und Mädchen ſieht man nicht wenige, die ſich durch ganz angenehme Züge auszeichnen. Urſprünglich hatten die nach Südweſtafrika gezogenen Betſchuanen ziemlich viel unter Beläſtigungen von ſeiten der Khauasleute, eines räuberiſchen Hottentottenſtammes, zu leiden. Doch ſind ſie auch ſelber, wenigſtens nach den Erfahrungen, die man neuerlich mit ihnen

Digitized by Google

gemacht hat, keineswegs als ein ſehr wünſchenswerter Bevölkerungszuwachs für unſere Kolonie anzuſehen. Jedoch kommen ſie immerhin inſofern wenig in Betracht, als es ſich um eine verhältnismäßig kleine Zahl handelt, und die mehr und mehr auch in Südweſtafrika ſich feſtigenden Beſitzverhältniſſe werden die Einwanderung größerer Mengen von Angehörigen dieſes Kaffernſtammes jedenfalls verhindern.

Eingeborene Sträflinge.

Wenden wir uns nunmehr zu der letzten der großen Hauptlandſchaften, zu dem Namaland. Wir werden es, da es als Siedlungsgebiet zum Hereroland in engen Beziehungen ſteht, nach einigen Richtungen zum Schluſſe mit dieſem gemeinſam zu betrachten haben, werfen aber vorher einen Blick auf ſeinen geographiſchen Charakter und ſeine Bewohner.

IV. Groß-Namaland

Im Süden der Terraſſe, welche man von den Abhängen des Awasgebirges ab in der Richtung auf Rehoboth verlaufen ſieht, findet eine vollſtändige Änderung im Aufbau unſeres Schutzgebietes ſtatt. Selbſt demjenigen, der nur ganz oberflächlich eine Karte betrachtet, welche es in ſeiner Geſamtheit darſtellt, wird ſich ohne weiteres der große Unterſchied aufdrängen, der ſich in der veränderten Form und Ausdehnung der Erhebungen, in der Entwicklung der Täler und in der Lauflänge und der Richtung der meiſten Flüſſe offenbart. Es bedürfte gar nicht einmal der Verſchiedenheit der Bevölkerung, um hier ſofort eine große Sonderlandſchaft von den übrigen Hauptgebieten der Kolonie zu trennen.

Die Nordlandſchaft dieſer Hochländer gehört zwar noch ihrem Gebirgsbau und ihrer ſonſtigen Beſchaffenheit nach zu dem ſüdlichen Hererolande. Allein ſcharfe Trennung von dieſem durch die zentralen Maſſenerhebungen, hydrographiſche Zugehörigkeit ihrer Flüſſe und vor allem ethnographiſche und hiſtoriſch-politiſche Beziehungen mannigfacher Art berechtigen uns vollauf, die ſüdlich auf das Awasgebirge folgenden Hochländer zum Namalande zu rechnen. In dieſem Gebiet überwiegt zunächſt die wellige Hochebene, ſtreckenweiſe auch ſchon die flache, weitgedehnte Talebene. Die aus den weiten Steppen emporſteigenden Höhen erſcheinen jedoch noch als Bergketten, die das Land oft um einige hundert Meter überragen. Neben manchen Einzelkuppen erheben ſich dieſe Höhenzüge oft mauerartig aus dem umliegenden Lande, einer Mauer auch hinſichtlich ihrer Schmalheit ähnelnd und nicht ſelten in geringer Höhe über dem Durchſchnitt des flacheren Landes von tiefen, an einzelnen Stellen faſt ſchartenförmigen Pforten durchbrochen, durch die ſelbſt der ſchwerbeladene

Digitized by Google

Ochsenwagen hindurchzuziehen vermag, ohne eine größere Erhebung überwinden zu müssen. Bis 100 km südlich von den Awasbergen sinkt die Höhe dieses Gebietes, dessen Wasserläufe bereits vorwiegend südlich gerichtet sind, von rund 1700 bis zu etwa 1400 m, unter welchen Zahlen hier natürlich die Meereshöhe der Talebenen zu verstehen ist. Es ist das Gebiet, das, vom südlichen Wendekreis durchschnitten, einmal im Jahre auf kurze Zeit die Sonne aus dem Scheitelpunkte auf sich herniederstrahlen sieht, während die nun folgenden südlichen Landschaften das Tagesgestirn auch im Hochsommer ständig im Norden behalten.

Südlich von dem eben geschilderten Gebiet ändert sich der Charakter des Landes noch mehr. Das ganze Land im Osten nimmt die Gestalt ungeheurer, von den Flüssen in südöstlicher Richtung durchzogener Hochlandschaften an, während die Westhälfte des Landes von riesigen, nordsüdlich streichenden Tafelländern durchzogen wird, zwischen denen in großer Breite die gleichgerichteten Ebenen der dem Oranje zugewandten Flußläufe sich entlang ziehen. Noch unter dem 26. Grad südlicher Breite sind diese Täler 1000 m hoch über dem Meere gelegen. Sie sinken also viel langsamer ab als die westlich gerichteten Flußrinnen des Hererolandes. Ja, sogar die nördlich von der tiefeingeschnittenen Talschlucht des Oranjeflusses sich ausbreitenden Plateaus sind noch ziemlich hoch über dem Meere gelegen.

Außer den gewaltigen Hochtafeln, welche die Hauptfurchen begleiten, finden sich Einzelmassive, deren einige eine beträchtliche Ausdehnung besitzen. So jene große Erhebungsmasse im Norden, in deren tiefen Talschluchten die Entscheidungskämpfe zwischen der deutschen Schutztruppe und den Hottentotten Hendrik Witbooi stattfanden, und die unter dem Namen des Naukluftgebiets für alle Zeiten in der deutschen Kolonialgeschichte bekannt bleiben wird. Zu diesen selbständigen Erhebungen gehören ferner sowohl Berggipfel wie der gewaltige Geitsikubib, der 700 m hoch aus den umliegenden Ebenen emporsteigt, als auch kleinere Tafelgebirge, deren bedeutendstes das zu 8 bis 900 m relativer Höhe aufragende Karasgebirge im Südosten des Namalandes ist.

Die Flüsse des Namalandes gehören im Osten zu demselben System, das sich in wenig bekannten Wasserläufen durch den Südwesten der Kalahari hinzieht, und als dessen bekanntester auf deutschem Boden die mit dem Namen Nossob bezeichnete Wasserader gelten darf. Unter den anderen, dem Oranje zufließenden Rinnen ist nur eine von hervorragender Bedeutung. Weit im Norden, im Gebiet des Wendekreises, wo in den Hochländern und Gebirgen noch gewaltige Regenfluten niedergehen, ihre Ursprungsgewässer sammelnd, führt sie diese durch mehr als fünf Breitengrade dem großen, südlichen Grenzstrome unserer Kolonie zu. Von den schönen Steppenweiden des Bastardlandes bis zum Gegenufer der Kapkolonie immer regenärmer werdende Gebiete durchziehend, durchfließt der Große Fischfluß fast das ganze Namaland, und die Quellen seines Ursprunges liegen von seiner Mündung etwa ebenso weit entfernt wie Hamburg von München. Neben ihm kommen die wenigen selbständigen Rinnsale im südöstlichsten Teile des Schutzgebietes überhaupt nicht in Betracht, und er ist mit seinen weitverzweigten Nebenflüssen, mit seinen unterirdisch und zeitweise auch oberirdisch nach Süden strömenden Wasserschätzen nicht nur die Lebensader des Namalandes, sondern auch eine der interessantesten hydrographischen Erscheinungen von ganz Südafrika. Die Wassermengen, welche durch den Großen Fischfluß nach Süden geführt werden,

Digitized by Google

sind zeitweise so beträchtlich, daß man ihn in seinem Mittellaufe selbst nach dem Ende der eigentlichen Regenzeit mit der Yahn bei Marburg verglichen hat.

Das Charakteristische der Laufrichtung des erwähnten Flußsystems hat für die Verkehrslinien im Namalande zur Folge, daß die Verbindung mit der See hier viel weniger günstig ist als im Hererolande. Fehlen doch hier jene nach Westen gerichteten Wasserläufe in größeren Tälern, in denen wir gewissermaßen Oasenzüge und damit von der Natur selber vorgezeichnete Verkehrslinien erblicken könnten. Wohl aber vermögen vielleicht die nach dem Inneren der Kalahariſteppe verſtrömenden Rinnſale eine Bedeutung in der Zukunft zu gewinnen. Denn mehr noch als im Norden ist hier im Süden die Entwicklung künftiger Siedlungen an die Flüsse und die Wasserläufe gebunden.

Quellen gibt es im Namalande natürlich in noch geringerer Zahl als im Norden des Schutzgebiets, und ihre Wasserführung ist hier auch eine noch geringere als dort. Doch gibt es dafür auch hier eine ganze Anzahl von Stellen, an denen kleinere und größere Stauanlagen ein Aufspeichern von Wasservorräten zur Bewässerung und für die Verwendung in der Trockenzeit gestatten, und wie bereits angedeutet, ist es gerade dieser Teil unserer Kolonie, in dem in dieser Hinsicht schon viel mehr geleistet ist als im Hererolande.

Es mag nun der Blick des Lesers noch auf den großen Grenzfluß unserer Kolonie im Süden, auf den Oranje, gelenkt werden, der in diesem Teile Südafrikas sehr oft einfach als der „Große Fluß" schlechthin bezeichnet wird. Ein enges, oft schluchtartiges Tal durchströmend, wahrt auch dieser Strom, obwohl er das ganze Jahr hindurch Wasser führt, durchaus den Charakter eines Steppenflusses. Während man ihn in der Trockenzeit sich als ein seichtes Gewässer von sehr geringer Tiefe vorzustellen hat, schwillt er während der Regenzeit bisweilen zu einem mächtigen Flusse an, und sein Steigen beträgt oft in wenigen Stunden eine Anzahl von Metern. Doch ist leider die Ausdehnung des kulturfähigen Landes an seinen Ufern nur gering, so daß er niemals die Rolle im wirtschaftlichen Leben des Landes wird zu spielen vermögen, die ihm sonst seiner ständigen und zeitweise beträchtlichen Wasserführung nach zukommen könnte. Er ist außerdem bis zu seiner Mündung ein Hochlandstrom im vollsten Sinne des Wortes, und so vermag er auch als in das Land hineinführende Verkehrsader niemals eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Ja, man kann sagen, daß seinem tief in das auf beiden Seiten aufsteigende Gebiet eingeschnittenen Tale eher eine trennende als eine verbindende Wirkung zukommt und daß er somit in jeder Beziehung eine Grenze zwischen dem deutschen Schutzgebiete und dem weiten Nordwesten des britischen Kaplandes bildet.

Die Verkehrsbeziehungen unserer Kolonie sind hier nicht ganz so unwichtige, wie man nach der Beschaffenheit des Landes anzunehmen geneigt sein möchte. Allerdings dehnt sich gerade hier das regenärmste und infolgedessen einsamste Gebiet des Inneren beider Nachbarländer aus. Dafür aber ist der äußerste Bezirk unseres Schutzgebietes, der Distrikt Warmbad, der wichtigen Reede von Port Nolloth im (britischen) Klein-Namalande so nahe gelegen, daß man im Verkehr immer mit diesem Umstande rechnen muß. Denn während von dem Orte Warmbad die geradlinige Entfernung nach Lüderitzbucht ungefähr 400 km beträgt, ist sie von demselben Punkte bis Port Nolloth nicht allein um mehr als die Hälfte kürzer, sondern der Verkehr vermag hier

Digitized by Google

auch bereits ein Schienengeleise aus dem Minengebiet von Okiep nach der Küste zu benutzen.

Klimatisch befinden wir uns im Namalande in einem Gebiet, in welchem sich neben der Höhe des Landes bereits der größere Abstand der Sonne vom Scheitelpunkte während des Winters bemerklich macht. Auch scheint die im Vergleich mit den im Hererolande herrschenden Zuständen noch beträchtlichere Lufttrockenheit während dieser Jahreszeit die nächtliche Ausstrahlung besonders zu begünstigen. So sehen wir denn eine Zunahme besonders der Nachtfröste sowohl nach ihrer Zahl, wie auch nach ihrer Dauer und Stärke während der kühleren Jahreshälfte eintreten, die sich nicht sehr weit von dem entfernt, was wir in dieser Beziehung in milden Landschaften von Nordwesteuropa beobachten können. Eine Zusammenstellung der in Rehoboth während eines Zeitraums von einem Jahre beobachteten Fröste ergab für den Mai 1, für den Juni 17 für den Juli gar 23, für den August 3 und auch für den September noch 1 Nacht mit weniger als 0°. Auch sind in diesen Landschaften einzelne besonders spät im Frühling eintretende Kälterückfälle in ihren schädlichen Folgen für manche Gartengewächse noch mehr zu fürchten als im Hererolande.

Die Regenmenge nimmt im Namalande in der Richtung von Norden nach Süden verhältnismäßig schnell ab. Schon in Rehoboth fallen weniger als 30 cm im Jahre und etwa 300 km südlich von diesem Ort beginnt eine Zone, in der die mittlere Niederschlagsmenge auf 20 cm und darunter herabzusinken scheint. Besonders schlimm steht es in dieser Beziehung mit den südlichsten, dem Oranjefluß unmittelbar benachbarten Landschaften, die zu den trockensten Strichen des ganzen Inneren von Südafrika gehören.

In einer Beziehung scheint indessen wenigstens der nördliche Teil des Namalandes noch vor den zentralen Gegenden der Kapkolonie bevorzugt zu sein. So große Schwankungen der Regenmenge innerhalb verschiedener Jahre, wie man in dem englischen Gebiet beobachtet hat, lassen sich hier nicht nachweisen, und das ist ein Punkt, der für die Beurteilung mancher wirtschaftlichen Fragen von großem Interesse ist. Dagegen nimmt die Dauer der Trockenzeit auch hier stark zu; daß auch sie, was ebenfalls von großer Bedeutung für den Farmer und überhaupt für jeden Bewohner des Landes ist, starken Schwankungen in Bezug auf ihre Dauer unterliegt, geht aus der folgenden kleinen Zusammenstellung für Rehoboth deutlich hervor.

| Jahr | Dauer in Monaten | |
|---|---|---|
| | der ununterbrochenen Trockenzeit | der Zeit mit Monatsregensummen unter 1 cm |
| 1884 | 6 | 6 |
| 1887 | 4 | 6 |
| 1888 | 3 | 5 |
| 1889 | 5 | 5 |
| 1890 | 3 | 7 |
| 1891 | 5 | 5 |
| 1892 | 4 | 5 |
| Mitteldauer | 4,5 | 5,7 |

Digitized by Google

In geſundheitlicher Beziehung, die ja in engem Zuſammenhange mit den klimatiſchen Verhältniſſen zu ſtehen pflegt, darf das Namaland wohl unbeſtritten als der am meiſten begünſtigte Teil unſeres Schutzgebietes bezeichnet werden. Dafür aber tritt außerhalb der Flußweiten die Waſſerfrage hier in viel ſchwierigerer Art in den Kreis der Erörterungen, und auch die Erneuerung des Weidefeldes iſt hier noch unſicherer als im Hererolande. So wird, was auf der einen Seite nützlich erſcheint, auf der anderen zu einem ſchweren Nachteil, und man kann ſchon jetzt ſagen, daß ein ſehr großer Teil des Namalandes eine noch viel weniger dichte Bevölkerung zu ernähren vermag als das Land der dunkelhäutigen Raſſen im Norden.

Rehobother Baſtards.

Die Pflanzenwelt des Südens zeigt in ihrem Maſſenauftreten ebenfalls den Einfluß des Klimas in ſehr deutlicher Weiſe. Beſonders iſt es das Zurücktreten des Holzwuchſes, das für das Namaland als charakteriſtiſch bezeichnet werden kann. In etwa 100 km Entfernung ſüdlich von Rehoboth hört der buſchige Beſtand der Gelände außerhalb der Flußtäler mehr und mehr auf, und es iſt vorwiegend die Pflanzenwelt niederer Ordnung, welche die weiten Flächen der Tafelländer und der nach Oſten zu ſich hinziehenden Ebenen erfüllt. Wo wir dort auf Landſchaften ſtoßen, die von einzelnen Reiſenden als „Baumſavanne“ bezeichnet werden, da handelt es ſich offenbar um ſolche Anſammlungen größerer Holzpflanzen, wie wir ſie mit dem Grundwaſſer flacher und ausgebreiteter Niederungen in Beziehung ſetzen dürfen.

Das Weideland dieſer Gegenden iſt allerdings dünner beſtanden als im Hererolande, und auch die ſichere Erneuerung der Weidegewächſe iſt hier jedenfalls nicht ganz ſo häufig wie dort. Dafür aber finden ſich die kleinen Futterbüſche hier in größerer Menge als im Norden des Schutzgebietes, und vor allem hat die an und für ſich für das Vieh geeignete Futterfläche auch viel weniger Nachteile eben durch das Fehlen jener Maſſen von dornigen Büſchen, die ſich im Hererolande oft gerade in den beſten Landſchaften finden. Für die Schafzucht eignet ſich daher beſonders dies ſüdliche Gebiet in ganz hervorragendem Maße.

Die eigentümlichen Formen der ſehr trockenen Landſchaften, denen wir im Hererolande nur im äußerſten Weſten begegnen, die verſchiedenen der Wüſtenſteppe angehörigen Gewächſe, finden ſich hier viel weiter nach Oſten als dort, was aber bei dem entſprechend geringeren Niederſchlag dieſer Gebiete nicht weiter verwunderlich erſcheint.

Die wilde Tierwelt des Landes, ebenfalls keineswegs an Zahl der Individuen ſo arm, wie man in Europa vielfach noch denkt, bietet an Beſonder-

heiten nur wenig. Erklärlich ist, daß in den freien Flächen dieses Gebietes die Tiere der offenen Steppe in ziemlich beträchtlicher Menge zu leben vermögen. Antilopen der Ebene, unter ihnen besonders der Springbock, ferner Straußen, Zebras und andere Bewohner der holzärmeren Weidegegenden, finden sich im Namalande neben solchem Wilde, das immerhin zu den seltener gewordenen Gattungen gehört. Zu den Vertretern dieser Formen gehört der Löwe, der in dem einsamen Westen noch keineswegs ausgestorben ist, während er noch vor wenigen Jahren in den Flächen südöstlich von Hoachanas geschossen wurde. Die Tatsache, daß ab und zu Felle des Tieres nach Kubub und Bethanien noch bis zum Jahre 1894 gebracht wurden, beweist, daß er immer noch in einiger Zahl vorhanden sein muß.

Reich an Wild ist auch das noch sehr wenig bekannte, höchst selten einmal von einem Europäer durchzogene Gebiet südlich vom mittleren Kuiseb, wo man Gemsböcke in großen Rudeln beobachtet hat, wo ungezählte Springböcke das Feld durchziehen und wo den Aussagen der Eingeborenen nach in einzelnen oasenartig zu denkenden Graslandschaften auch die Giraffe und das Rhinozeros noch anzutreffen sind. All diese Einzelheiten, denen wir zahlreiche weitere hinzufügen könnten, zeigen die Bedeutung des Vorhandenseins so vieler einsamer und menschenleerer Gegenden, die ja stets und überall eine Zufluchtsstätte des von seinem erbittertsten Gegner verfolgten Wildes gewesen sind, auch in diesem Lande. Beruhte doch das Dasein einzelner Stämme seiner Urbewohner zu einem nicht geringen Teile auf der Jagd, und vermochten doch manche der kriegerisch so bedeutsamen Eigenschaften, die wir noch heute an einzelnen Hottentotten bewundern, sich am ehesten in einer Landschaft zu entwickeln, in der eine dünne Bevölkerung einem ehemals fast unerschöpflich zu nennenden Reichtum an vierfüßigen Bewohnern der Hochsteppe gegenüberstand.

Diese Bevölkerung, der wir uns nunmehr zuwenden, ist somit in ihrer Hauptmasse auf das engste mit dem von ihr bewohnten Lande verwachsen. Sie ist gleichzeitig die, ethnographisch genommen, interessanteste des Schutzgebietes und eine der interessantesten der Erde überhaupt. Doch ist selbst in diesem Teile des Landes nicht alles Gebiet in den Händen der Urbewohner geblieben. Aber mittelbar steht dasjenige Volk, das heute den Norden und eine kleinere Landschaft im Südosten des Namalandes bewohnt, die Nation der Bastards, doch auch mit der gelben Urrasse von Südafrika in einem engeren Zusammenhange als man nach ihrer äußeren Erscheinung anzunehmen geneigt ist.

Die Bastards sind zu einem wirklichen Volke geworden. Es ist nicht überflüssig, das gegenüber dem Sinne zu betonen, welcher dem Namen im gewöhnlichen Sprachgebrauche anhaftet. Ursprünglich allerdings sind auch sie Mischlinge, doch versteht man unter dieser Bezeichnung im Schutzgebiet lediglich die aus der Vermischung von Weißen, namentlich von holländischen Buren und Hottentottinnen herstammende Bevölkerung. Diese stammt, wie schon aus dieser Herkunft vermutet werden kann, vorwiegend aus der Kapkolonie, und die wichtigste Gemeinschaft, die Rehobother Bastards, sind erst vor mehreren Jahrzehnten in ihre heutigen Wohnsitze im Norden des Namalandes eingewandert. Sie sind längst zu einer in sich geschlossenen Nation geworden und sie haben auch alle die typischen Eigenschaften des Bastard am reinsten und vollkommensten entwickelt. Neben ihnen gibt es noch in ver-

Digitized by Google

ſchiedenen anderen Gegenden des Schutzgebietes Baſtards in größerer oder geringerer Menge, und es iſt feſtzuhalten, daß bei manchen von ihnen nachträglich wieder eine erneute Vermiſchung mit anderen Elementen, ſo bei den Hoachanasbaſtards mit Hottentotten ſtattgefunden hat, die auch die äußere Erſcheinung derſelben bisweilen deutlich beeinflußte. Auf der anderen Seite ſind aber auch Heiraten zwiſchen weißen Männern und Baſtardmädchen vorgekommen, und obwohl ſolche Verbindungen in keiner Weiſe erſtrebenswert genannt werden ſollen, muß man zugeben, daß ſie in manchen Fällen wenigſtens körperlich keineswegs zum Nachteil der aus ihnen entſproſſenen Kinder ausgefallen ſind. Typiſch ſind jedenfalls ganz beſonders die Baſtards des Rehobother Landes, und mit ihnen wollen wir uns deshalb an dieſer Stelle kurz beſchäftigen. Jeder, der dieſe Baſtards in größerer Menge zum erſten Male zu Geſichte bekommt, wird erſtaunt ſein, zu ſehen, eine wie ſtattliche Bevölkerungsklaſſe aus der Vermengung der ſchönſten und der beinahe häßlichſten Raſſe des Menſchengeſchlechtes hier entſtanden iſt. Natürlich tritt bei manchen Männern und Frauen auch einmal der mütterliche Typus ſtärker hervor, und dann iſt es namentlich das kürzere, büſchelförmige Haar und die Form der Augen, welche einen ein wenig fremdartig anmutet. Andererſeits begegnet man aber ſehr vielen Einzelvertretern des Volkes, die ein ſtark germaniſches Äußere zur Schau tragen, und die durchſchnittliche Erſcheinung iſt etwa die eines hochgewachſenen Südeuropäers. Beſonders unter den jungen Mädchen findet man viele wohlgebildete Perſonen, und manche von ihnen vermag ſich ruhig einer hübſchen jungen Italienerin aus dem Volke an die Seite zu ſtellen. Die älteren Frauen dagegen neigen zu einer übermäßigen Fülle, was allerdings ebenſoſehr eine Folge der Lebensweiſe als der Veranlagung ſein dürfte.

Baſtard und Hoachanasleute.

Die Charaktereigenſchaften zeigen viele Züge der mütterlichen, aber doch auch manche der väterlichen Seite. Werden dem Baſtard eine gewiſſe Unzuverläſſigkeit, Hang zur Lüge, Neigung zu einem untätigen Leben nachgeſagt, ſo iſt andererſeits zu betonen, daß es bei ihrer nicht geringen Intelligenz und dank dem nordeuropäiſchen Blut, das auch in ihren Adern fließt, leichter halten wird, ſie mehr und mehr zur Zuverläſſigkeit zu erziehen, als dies bei anderen Eingeborenen der Fall ſein würde. In gewiſſem Sinne hat ſich dies nach Ausſage zahlreicher Offiziere bereits bei denjenigen jüngeren Leuten gezeigt, denen eine Art militäriſcher Ausbildung zu teil geworden iſt, und

die sich dabei gut gehalten haben. Einzelne hervorragende Bastards haben sogar aus freien Stücken eine sehr anerkennenswerte Rolle während des großen Krieges mit den Witbooi gespielt. Überhaupt sind es vorwiegend ähnliche Eigenschaften, wie sie den Hottentotten auf der Jagd und im Felde auszeichnen, welche den Bastard zu einem brauchbaren Hilfssoldaten geeignet erscheinen lassen. Aber mehr dem Europäer gleicht er infolge eines gewissen wirtschaftlichen Sinnes, und die Viehposten, die viele von diesen Leuten vor der erwähnten Zeit langer und gerade ihr Land in Mitleidenschaft ziehender Kämpfe ihr eigen nannten, konnten den Vergleich mit mancher innersüdafrikanischen Bauernfarm wohl vertragen. Auch die einzige größere Siedlung des Bastardlandes, Rehoboth selbst, erinnerte bereits lange vor der stärkeren Einwanderung Weißer nach Südwestafrika mit seinen Bauernhäusern und seinen weiten baumbeschatteten Plätzen, mit seinen Gärten und der aus der ersten Zeit der Niederlassung stammenden Kirche viel eher an ein Dorf in einer der alten Kolonien als an einen Ort unseres soeben von Deutschland in Besitz genommenen Schutzgebietes.

Ein Beschäftigungszweig war es besonders, in dem der Bastard Vorzügliches leistete, und in dessen Ausübung zahlreiche Männer des Stammes in engere Beziehungen zu den wirtschaftlichen Interessen der Weißen traten. Geübte Ochsenwagenführer, haben sie eine Zeitlang fast allein den wichtigen Treiberdienst versehen und bisweilen waren Dutzende von solchen auf den verschiedenen Hauptverkehrswegen des Landes mit den ihnen anvertrauten Frachten gleichzeitig unterwegs. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung, namentlich für die Gründung und Entwicklung der deutschen Siedlung in Windhoek ist es gewesen, daß diese neu in Angriff genommene Landschaft und das Gebiet von Rehoboth unmittelbar aneinander grenzten, eine Nachbarschaft, die auch während des Witbooikrieges sich verschiedentlich in für die deutsche Herrschaft nutzbringender Weise geltend gemacht hat.

Alles in allem kann man sagen, daß die Bastardrasse zu den wichtigsten Bestandteilen der eingeborenen Völkerschaften schon jetzt gehört, obwohl sie an Kopfzahl — man schätzt sie auf ungefähr 2000 Seelen — hinter allen anderen beträchtlich zurücksteht. In wirtschaftlicher Hinsicht wird sie in erster Linie den Weißen sich anschließen, und wenn es einer ruhigen und kraftvoll geleiteten Erziehung gelungen sein wird, ihren Angehörigen mehr und mehr von der Denkweise der Europäer beizubringen, dann dürfte der Nutzen, den die Kolonie von ihnen zu ziehen vermag, in Anbetracht mancher von der mütterlichen Stammesseite auf sie vererbter Fähigkeiten, zu denen nicht zum wenigsten die geschickte Behandlung der Wagengespanne gehört, ein sehr beträchtlicher sein. Daneben aber werden sie stets das Interesse des Ethnographen erwecken. Denn in ihnen allein wird jene wunderliche Urbevölkerung, die rettungslos dem Aussterben verfallen zu sein scheint, auch in weiterer Zukunft fortleben. Dieser rätselhaften Rasse selbst müssen wir im folgenden eine etwas eingehendere Betrachtung widmen, da sie ohne Frage als eines der seltsamsten Völker der außereuropäischen Länder gelten muß.

Die Hottentotten, die sich übrigens selbst als Koi-koin bezeichnen, kann man als die ursprüngliche Bevölkerung eines großen Teiles von Südafrika ansehen. Woher sie gekommen sind, wird sich wohl nie mehr mit einiger Sicherheit feststellen lassen. Höchst wahrscheinlich jedoch ist ihre früheste Heimat in Südostasien zu suchen, von wo sie wahrscheinlich vor Jahrtausenden nach

Digitized by Google

dem ſüdlichen Afrika gekommen ſind. Wenn manche Gelehrte annehmen, daß die Hottentotten aus der Miſchung einer hellfarbigen Raſſe mit einem Teile der innerafrikaniſchen Urbevölkerung hervorgegangen ſeien, ſo wird auch im Falle der Richtigkeit dieſer Anſchauung das hellfarbige Volk ſüdaſiatiſchen Urſprunges geweſen ſein, denn anders iſt der körperliche Typus der Koi-koin nicht zu erklären. Aber man braucht dieſe Anſicht überhaupt nicht zu teilen, denn der echte, frei lebende Buſchmann unterſcheidet ſich vom Hottentotten überhaupt ſo wenig, daß man beide mit gutem Gewiſſen als die Abkömmlinge eines Volkes anſehen darf.

Körperlich gehören die Völker des Namalandes jedenfalls zu den auffallendſten Erſcheinungen, denen man irgendwo auf dem Kontinent begegnen kann. Schon ihre Hautfarbe unterſcheidet ſie gänzlich von allen Angehörigen der Negerraſſe. Für gewöhnlich iſt ein fahles, dabei aber ziemlich helles Gelb die Farbe dieſer Menſchen, allein es kommen auch bei ganzen Stämmen ſehr merkbare Abweichungen vor. So beſitzen ſie bisweilen eine ins Rötliche ſpielende Hautfarbe, die ein wenig an das Kupferrot der Indianer erinnert, und ein Stamm der Naman, die Bewohner von Hoachanas, werden geradezu als die „Rote Nation“ bezeichnet. Sind nun auch nicht alle Hottentotten unſeres Schutzgebiets, von denen ſich übrigens einige auch im Norden finden, ſeit Jahrhunderten daſelbſt anſäſſig, ſondern ſind auch einzelne der heut dort anſäſſigen Stämme erſt im letzten Jahrhundert aus dem Süden eingewandert, ſo iſt dies doch das einzige Gebiet, in dem ſie ſich am reinſten und am wenigſten beeinflußt durch die Europäer bis auf unſere Tage zu halten vermochten. Wer deshalb das merkwürdige Volk ſtudieren will, tut gut, dies nur in Deutſch-Namaland zu unternehmen.

Junges Hottentottenmädchen.

Der Körperbau der Erwachſenen iſt in den meiſten Fällen als klein und zierlich zu bezeichnen, iſt aber durchaus entfernt von allem, was man als auffallend klein oder gar als zwerghaft bezeichnen könnte. In der Regel kann man eine Größe beobachten, die etwa dem Körpermaß der Süditaliener gleichkommt. Auffallend im höchſten Grade iſt dagegen die zierliche Bildung der Hände und Füße, und man hat mit Recht die Behauptung aufgeſtellt, daß in dieſer Beziehung ſelbſt ein männlicher Hottentott von mancher europäiſchen Dame beneidet werden könne. Iſt nun auch Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen von Anſtrengungen gleichſam ein Erbteil dieſer in der Steppe aufgewachſenen Leute, ſo iſt andererſeits ihr Knochengerüſt und ihre Muskulatur im Vergleich mit dem kräftigen Körper des Herero oder des Bergdamara nur ſchwach zu nennen, weshalb wirklich die Muskeln anſtrengende Tätigkeit nicht

Digitized by Google

Sache des Hottentotten zu sein pflegt. Was aber in der Eleganz der Hände und Füße als Vorzug angesehen werden mag, das wird mehr als ausgeglichen durch das Häßliche der Gesichtsbildung zumal bei den älteren Leuten und namentlich den Frauen unter ihnen. Die dreieckige Form der unteren Gesichtshälfte, die schmalen, grau oder braun schillernden Augen, die sehr häufig schief erscheinen, das ganz kurze, in einzelnen Büscheln den Kopf bedeckende Haar, geben dem ganzen Ausdruck etwas Abschreckendes, das nur bei ganz jungen Individuen durch den Ausdruck des Auges und die Glätte der Haut stark gemildert wird. Sehr groß ist beim ersten Erblicken von Hottentotten, und dies erscheint uns maßgebend, der Eindruck von der Ähnlichkeit der Rasse mit Völkern mongolischer Verwandtschaft, und es gibt zahlreiche Hottentotten, die, wenn ihr Büschelhaar durch den Hut verdeckt ist, ohne weiteres mit einem Chinesen verwechselt werden können. Den Frauen eigentümlich ist endlich ein nach der Jugend sich entwickelndes Körpergebilde, das ebenfalls nicht zur Verschönerung beiträgt. Eine eigentümliche Wucherung am Gesäß gibt diesem das Aussehen, das die Europäerinnen seinerzeit durch künstliche Mittel so lebhaft zu erreichen trachteten, und man sieht nicht selten derartig stark entwickelte Steißbildungen, daß sie um 20–30 cm im rechten Winkel vom unteren Teile des Rückens abstehen. Eine wirkliche Zierde dagegen besitzen die Hottentotten, Männer wie Frauen, in ihrem Gebiß, das im vollsten Gegensatz zu den mächtigen weißen, aber immer ein wenig tierisch erscheinenden Zähnen des Negers in der Tat mit einem Perlengebisse verglichen werden könnte.

Dies schon in seinem Äußern so merkwürdige Volk erscheint noch wunderbarer, wenn wir es in den Regungen seines geistigen Lebens beobachten. Ist es doch schon der Ausdruck dieser Lebensäußerungen, die Sprache, welche dem gelben Südafrikaner eine Sonderstellung unter allen Völkern der Erde anweist. Mit keiner lebenden Sprache verwandt, gehört sie keineswegs zu den unentwickelteren Formen, denen wir irgendwo begegnen. Vielmehr weist sie in einer Anzahl von Wortbildungen auf eine Stufe der geistigen Entwicklung, wie solche beispielsweise von dem Neger nicht erreicht worden ist. Mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der Hottentott ein Wort für den Begriff der Menschlichkeit besitzt, das man in vielen afrikanischen Wörterverzeichnissen vergebens suchen würde. Meist aus einsilbigen Grundworten bestehend, verändert die Namasprache den Sinn derselben durch Hinzufügung jener sonderbaren Konsonanten, die man ihrer Entstehung nach als Schnalzlaute oder als Klicke bezeichnet, und deren sie vier verschiedene besitzt. Sie werden durch Anlegen der Zunge an die Zähne, den Gaumen und an andere Stellen der Mundhöhle hervorgebracht und erschweren das Verständnis des an und für sich schon schwer zu erlernenden Hottentottischen namentlich für den Europäer ungemein. Gleichwohl steht dieses dem Geiste nach bedeutend über den Negersprachen, und wer zum Beispiel die Bezeichnung von geographisch wichtigen Punkten im Nama einmal näher betrachtet, der wird von dem Bilderreichtum überrascht sein, den anzuwenden die Sprache dieses sehr zu Unrecht so verachteten Volkes gestattet.

Unwillkürlich suchen wir diese Eigenart, welche sich uns in dem menschlichen Verständigungsmittel offenbart, auch in den sonstigen Äußerungen des geistigen Lebens wiederzuerkennen. Und auch in diesen tritt sie uns überall in demselben Grade entgegen, das Volk der Hottentotten auf eine Höhe hebend, die uns vor der ursprünglichen, wenn auch durch manche äußeren Dinge bereits

Digitized by Google

verdunkelten Begabung der ſeltſamen Raſſe mit hoher Achtung erfüllt. Welch große poetiſche Anlage ſpricht nicht aus der Erklärung der Zeichen des geſtirnten Himmels; wie packend tritt ſie uns entgegen in einzelnen, von Hottentotten verfaßten und von den Kämpfern des Witbooiſtammes geſungenen Kriegsliedern! Überhaupt vermag uns der Geſang, das muſikaliſche Gehör und die allgemeine Befähigung des Volkes für die Muſik ebenfalls in Staunen zu verſetzen. Nicht nur, daß ſeine Angehörigen europäiſche Melodien ſich leicht aneignen und ſie mit ihren wohlklingenden Stimmen recht gut wiedergeben, ſondern auch die von ihnen ſelbſt ſtammenden Weiſen entbehren wie diejenige des bekannten Riedtanzes nicht einer gewiſſen gefälligen Art.

Es iſt klar, daß ein Volk, das auf das Leben in einſamer und wildreicher Steppe angewieſen war, ſich viel und eifrig mit der Jagd beſchäftigen mußte, und manche der auf dieſe Weiſe ausgebildeten Eigenſchaften machten die Hottentotten von früh auf auch zu gewandten Kriegern. Wenn die alten ſoldatiſchen Eigenſchaften bei den meiſten der im Namalande lebenden Stämme auch hinter den mehr und mehr hervortretenden Anzeichen einer gewiſſen Verkommenheit zurücktreten, ſo ſind ſie im Kern doch vorhanden geweſen. Das zeigte ſich am deutlichſten, als eine energiſche Häuptlingsfamilie, der Vater des berühmten Hendrik Witbooi und dieſer ſelbſt, ſie in ihrem Stamme noch einmal ins Leben rieſen. So läßt uns die Geſchichte gerade dieſes Stammes und ſeiner Kriege noch einmal einen Blick tun auf die Ritterlichkeit und Tapferkeit freier Steppenbewohner, ſie bildet gleichſam den erhebenden, aber doch tieftragiſchen Abſchluß eines Dramas, das ſich in unſeren Tagen vollzieht, des Unterganges eines zwar herabgekommenen, aber von Natur reichbegabten und geiſtig hoch über die ſchwarze Raſſe emporragenden Volkes.

Pontok der Hottentotten.

Unter allen Hottentotten aber ſind bis zum heutigen Tage gewiſſe äußere Fertigkeiten und Fähigkeiten zu finden, welche ſie neben den mehr und mehr verſchwindenden Zeichen geiſtiger Befähigung auch körperlich geeignet zu einem ungebundenen Jagd- und Kriegsleben machten. Gewandte Reiter, leiſten ſie auch als Schützen ganz Erſtaunliches, und dies iſt ein Punkt, in dem ſie ihren alten Feinden, den Ovaherero, von jeher unendlich überlegen waren. Noch bewundernswerter iſt ihre Fähigkeit, Spuren von Tieren und Menſchen zu

leſen; oft ſind ſie im ſtande, ſich aus einigen wenigen Eindrücken im Boden, die ein europäiſches Auge überhaupt nicht bemerkt, ein vollſtändiges und richtiges Bild der Vorgänge zu machen, die ſich vorher an dieſer Stelle abgeſpielt haben. Auch die rein militäriſchen Leiſtungen, wie ſie namentlich die Witboois während ihrer zahlreichen Feldzüge bewieſen, wurden durch ſolche und ähnliche Fähigkeiten ſehr gehoben. So verſtand es ein Trupp plötzlich auseinandergeſprengter Reiter, ohne daß etwa ein Befehl gegeben worden war, ſtets den Platz zum Wiederzuſammentreffen zu finden, der nach der augenblicklichen Lage der Dinge der geeignetſte hierfür war.

Hendrik Witbooi.

Dieſen Lichtſeiten im äußeren Leben der Naman ſtehen natürlich ebenſo wie in ihrem Charakter auch Schattenſeiten gegenüber, die ſich weſentlich in ihrer wirtſchaftlichen Lage offenbaren. Gerade die auf der Jagd und im Krieg mit Vorliebe tätigen Stämme ſind wirtſchaftlich auf das äußerſte herabgekommen, und wenn früher der größte Teil der Hottentotten ſich auch mit Viehzucht beſchäftigte, ſo gilt dies heute nur noch von wenigen Stämmen. Ihre Geſchicklichkeit aber zeigt ſich auch in Einzelheiten ihres häuslichen Lebens, namentlich in einigen Arbeiten, die man mit Fug und Recht als ein hochwertiges Erzeugnis einer Art von Hausinduſtrie bezeichnen kann. Wir meinen die meiſt aus Raubtier-, aber auch aus Springbock-, Schaf- und Ziegenfellen gefertigten Decken, die man als Karoſſe bezeichnet und die es an Gefälligkeit der Muſter und an Feinheit der Ausführung durchaus mit guten Kürſchnerarbeiten bei uns aufzunehmen vermögen. Bei alledem iſt aber feſtzuhalten, daß das Ausſterben der unvermiſchten Raſſe, das der Ethnologe ebenſoſehr wie der Menſchenfreund zu bedauern berechtigt iſt, einen wirtſchaftlichen Nachteil für unſer Schutzgebiet nicht haben wird. An Stelle der Eingeborenen tritt die einzige Raſſe, welcher die Vorteile künftiger Kultur im höchſten Grade zufallen werden, tritt die weiße und in dieſem Falle hoffentlich in erſter Linie die deutſche Bevölkerung. Dieſem europäiſchen Element, das ja in Südweſtafrika eine Rolle zu ſpielen berufen iſt wie in keiner anderen Kolonie unſeres Reiches, ſoll unſere Schlußbetrachtung gewidmet ſein. Natürlich greifen wir hier auf das geſamte Gebiet zurück und laſſen nur das Amboland, das wir ja als Tropengebiet kennen gelernt haben, unberückſichtigt.

Über die jetzige Dichtigkeit der Weißen haben wir bereits an anderer Stelle gesprochen. Die Berufsverteilung der heute im Lande ansässigen Europäer zeigt eine allmähliche Änderung zum Besseren, insofern nämlich das Land mehr und mehr von einer wirklich landsässigen Bevölkerung besiedelt zu werden beginnt, gegen welche die kaufmännische oder im Handwerk tätige Bevölkerung mehr und mehr zurückzutreten anfängt. Die Standeszugehörigkeit der erwachsenen männlichen Bevölkerung am 1. Januar 1900 war folgende:

| Staatsangehörigkeit | Soldaten, Beamte, Eisenbahn- u. Polizeidienst | Geistliche und Missionare | Ansiedler und Farmer | Kaufleute | Händler | Handwerker, Arbeiter | Gastwirte | Seeleute | Bergleute | Gesellschafter-vertreter | Ingenieure u. Architekten | Ohne Beruf | Gesamtzahl |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutsche | 709 | 35 | 147 | 139 | 6 | 497 | 10 | 5 | 9 | 3 | 6 | 2 | 1658 |
| Engländer | 2 | — | 38 | 8 | 2 | 71 | — | 2 | — | — | — | 5 | 128 |
| Österreicher | — | — | — | — | — | 12 | — | — | — | — | — | — | 12 |
| Rumänen | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 | — | — | — | 1 |
| Schweizer | — | — | 1 | — | — | 4 | — | — | — | — | — | 1 | 6 |
| Schweden | — | — | 4 | 2 | 1 | 18 | — | 1 | — | — | — | — | 26 |
| Russen | — | 6 | — | 1 | — | 14 | — | — | — | — | — | 2 | 23 |
| Italiener | — | — | 1 | — | — | 5 | — | — | — | — | — | — | 6 |
| Portugiesen | — | — | 1 | — | — | 2 | — | — | — | — | — | — | 3 |
| Holländer | — | — | — | — | — | 6 | — | — | — | — | — | — | 6 |
| Dänen | — | — | — | — | — | 6 | — | — | — | — | — | — | 6 |
| Australier | — | — | — | — | — | 3 | — | — | — | — | — | — | 3 |
| Amerikaner | — | — | — | — | — | 9 | — | — | — | — | — | 1 | 10 |
| Kapländer | — | — | 167 | — | — | 18 | — | — | — | — | 1 | — | 186 |
| Oranjestaat | — | — | — | — | — | 5 | — | — | — | — | — | — | 5 |
| Transvaal | — | — | 50 | — | — | 4 | — | — | — | — | — | — | 54 |
| Ohne Zugehörigkeit | — | — | 13 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 13 |
| Zusammen | 801 | 41 | 422 | 150 | 9 | 674 | 10 | 8 | 10 | 3 | 7 | 11 | 2146 |

Wie man sieht, ist das Verhältnis der gänzlich unproduktiven Stände in dieser Kolonie zur gesamten erwachsenen männlichen Bevölkerung hier günstiger als in den meisten anderen unserer Schutzgebiete. Rechnen wir selbst Beamte und Soldaten mit den Missionaren zusammen, so erhalten wir nach Abzug der Berufslosen von der Gesamtzahl für die Unproduktiven einen Prozentsatz von nur 39.4 %. Vergleichen wir mit dieser Zahl das gleiche Verhältnis des Vorjahres, so ergeben sich für dieselben Berufsklassen 44.3 % der sämtlichen erwachsenen Männer, während abermals ein Jahr vorher noch 53.9 % auf die Angehörigen der Regierung und der Truppe sowie der Mission entfielen. Wie man aus diesen Zahlen also ohne weiteres entnehmen kann, gewährt die Berufsverteilung ein von Jahr zu Jahr sich erfreulicher gestaltendes Bild.

Was die Nationalitäten anlangt, so kann man in dem den südafrikanischen Kolonien und Freistaaten entstammenden Teile der Ansiedler eigentlich keine Ausländer im eigentlichen Sinne des Wortes sehen, da diese Leute leicht und



Digitized by Google

ſchnell werden germaniſiert werden können. Auf eine auffallende Bezeichnung mag indeſſen hier aufmerkſam gemacht werden, um einem etwaigen Irrtum vorzubeugen. Bei den 6 als Ruſſen bezeichneten Geiſtlichen handelt es ſich nicht etwa um Angehörige der griechiſchen Kirche, ſondern um Mitglieder der lutheriſchen finniſchen Miſſion, welche im Ambolande tätig ſind.

Ein weniger erfreuliches Bild zeigt uns die weiße Geſamtbevölkerung inſofern, als die Zahl der Frauen vorläufig noch eine viel zu geringe iſt. Auf 374 verheiratete weiße Männer kamen am 1. Januar 1900 1772 ledige Männer, denen nur 100 unverheiratete weiße Frauen gegenüberſtanden. Dieſe Zuſammenſtellung zeigt mehr als lange Ausführungen die Notwendigkeit der verſtärkten Fraueneinwanderung. Denn ohne eine weiße Frau zu beſitzen, vermag der Anſiedler auch wirtſchaftlich nicht das zu leiſten, was man im Intereſſe der Kolonie und des Mutterlandes von ihm verlangen ſollte; ja, wenn er eine Eingeborene heiratet, ſo kann man ihn und namentlich ſeine Nachkommen ohne weiteres als wirtſchaftlichen und nationalen Verluſt buchen. Wie wichtig ſich ferner in dieſem Schutzgebiet die nationale Handhabung des Schulweſens geſtalten wird, zeigt ein Blick auf die ſchon recht beträchtliche Zahl der Kinder. Am 1. Januar 1900 wurden 397 Knaben und 393 Mädchen gezählt, eine Menge, die ebenfalls deutlicher als alles andere die Bedeutung deutſcher Schulen in dieſem Gebiete zeigt.

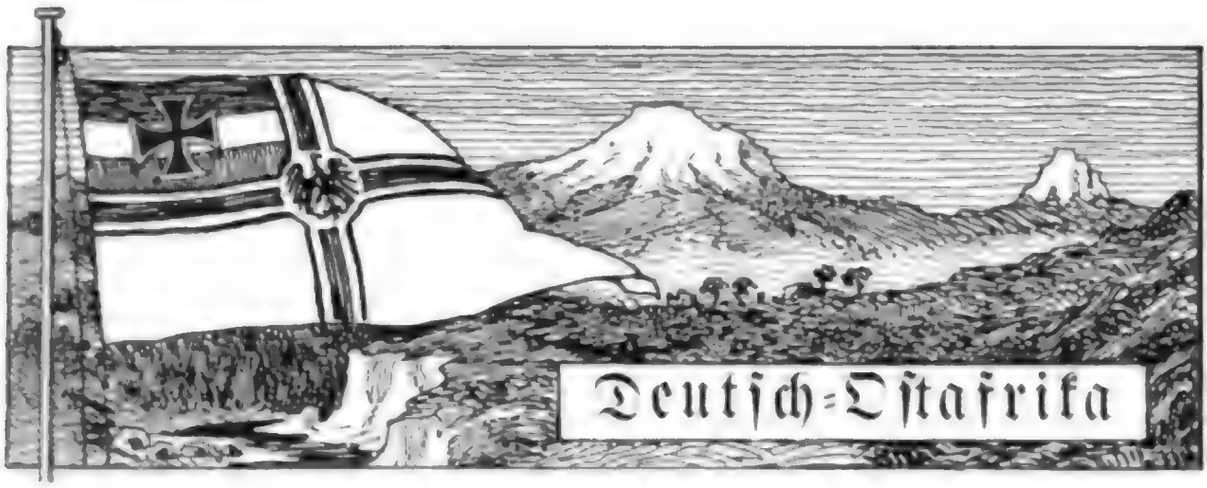
So ſehen wir, wie auch dasjenige Element, ohne das noch nie eine wahrhaft innere und ſittliche Kultur auf der Erde ſich entwickelt und gehalten hat, das europäiſche, in dieſem Schutzgebiet in immer höherem Grade an der Erſchließung der weiten Hochſteppen teilnimmt. Wird auch das Schutzgebiet niemals zu dem Auswanderungslande werden, zu dem es begeiſterte Schwärmer vor anderthalb Jahrzehnten und in manchen Fällen ſelbſt noch vor wenigen Jahren haben ſtempeln wollen, ſein Wert kann heute nur noch von Böswilligen oder von gänzlich Unwiſſenden angezweifelt werden. Von ihm mag auch ſan dieſer Stelle wiederholt werden, was wir bereits vorher ausgeſprochen haben: Ich glaube, wir ſollten uns hüten, verächtlich von einem ſolchen Lande zu denken, weil es keine Fabrikſchlote tragen und niemals Großſtädte erzeugen wird. Nicht die Menge der Menſchen, die eine Kolonie innerhalb ihrer Grenzen ernährt, gibt den Maßſtab für ihren Wert ab, ſondern die Kraft, mit der dieſe ſich ſelbſt einzuſetzen vermögen für die Größe des eigenen und für die des Stammlandes über dem Meere.

Feſtung von Windhoek.

# Deutſch-Oſtafrika

von

A. Seidel




# I. Allgemeine Beschreibung des Landes

## 1. Lage, Größe und Abgrenzung

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet liegt etwa in der gleichen geographischen Breite wie Peru und Java. Der Viktoriasee, an der Nordgrenze der Kolonie gelegen, wird vom Gleicher durchschnitten; die Mündung des Ruvuma*), der einen Teil der Südgrenze bildet, liegt ziemlich genau unter dem 11. Grad südlicher Breite. Das ganze mächtige Gebiet, wie es sich zwischen diesen Breiten von der Küste des Indischen Ozeans bis zum Tanganyikasee erstreckt, untersteht deutscher Oberhoheit. Hierzu kommen die der Küste vorgelagerten Inseln, mit Ausnahme von Sansibar und Pemba. Mit seinem fast eine Million Quadratkilometer (995000 qkm) umfassenden Flächenraum übertrifft es das Mutterland um fast den gleichen Betrag, obwohl eine Vergleichung auf unseren gewöhnlichen Weltkarten es kaum ebenso groß erscheinen läßt, da bekanntlich bei der Projektion einer Kugeloberfläche auf eine Ebene die um den Äquator gelegenen Teile am stärksten verkürzt werden.

Auf etwa 700 km bildet der Indische Ozean die natürliche Grenze. Im Norden stößt das Schutzgebiet an englischen Besitz, das sogen. Britische Ostafrika (Imperial British East Africa und weiterhin das Uganda Protectorate). Im Süden bildet portugiesischer Besitz (der Estado d'Africa Oriental) die Grenze. Das Gebiet zwischen dem Nyassa und dem Tanganyika gehört wiederum den Engländern (British Central Africa). Im Westen ist der Kongostaat Grenznachbar (l'Etat Indépendant du Congo).

Im einzelnen sind die Grenzen durch Verträge mit Großbritannien, Portugal und dem Kongostaat nach den derzeitigen Karten vereinbart, ohne daß überall bereits eine Feststellung an Ort und Stelle stattgefunden hat.

Die Nordgrenze gegen Britisch-Ostafrika beruht auf dem Abkommen vom 1. Juli 1890**).

(Art. 1, 1.) „Im Norden durch eine Linie, welche an der Küste vom Nordufer der Mündung des Umbeflusses ihren Ausgang nimmt und darauf in gerader Richtung zum Jipe-(rectius Dipe-)See läuft. Dem Ostufer des Sees entlang und um das Nordufer desselben herumführend, überschreitet die Linie darauf den Fluß Lumi, um die Landschaften Taveta und Dschagga (besser Djagga) in der Mitte zu durchschneiden und dann, entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilima-Ndscharo (besser Kilimandjaro), in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Nianzasees (besser Viktoriasees), welcher von dem ersten Grad südlicher Breite getroffen wird. Von hier den See auf dem genannten Breitengrade überschreitend, folgt

*) Besser als Rovuma.

**) Abgedruckt im amtlichen „Deutschen Kolonialblatt" 1890, S. 120 ff.

Digitized by Google

sie dem letzteren bis zur Grenze des Kongostaates, wo sie ihr Ende findet. Es ist indessen Einverständnis darüber vorhanden, daß die deutsche Interessensphäre auf der Westseite des genannten Sees nicht den Mfumbiroberg umfaßt. Falls sich ergeben sollte, daß dieser Berg südlich des genannten Breitengrades liegt, so soll die Grenzlinie in der Weise gezogen werden, daß sie den Berg von der deutschen Interessensphäre ausschließt, gleichwohl aber zu dem vorher bezeichneten Endpunkte zurückkehrt. (Auf unserer Karte ist der Mfumbiro nicht angegeben.)

Durch ein späteres Abkommen vom 25. Juli 1893 wurde dann der Verlauf der Grenze zwischen der Küste und dem Kilimandjaro folgendermaßen näher bestimmt:

§ 1. An der Küste soll die Grenzlinie beginnen am Hochwasserstand des Ras-Jimbo und von dort soll sie in gerader Linie bis zu dem Punkt laufen, wo 3° 40′ 40.3″ südlicher Breite (nach astronomischer Bestimmung) das Ostufer des Jipesees schneidet. Indes soll die Grenze an der Küste folgende Abänderung erfahren: Sie soll vom Indischen Ozean dem nördlichen Ufer des Jimbocreeks entlang laufen, so daß der Strand in die englische Interessensphäre fällt, bis zur östlichen Ausmündung des Ngobwe-Ndogo, soll dann dem östlichen Ufer des Ngobwe folgen bis zu seinem Ende und von dort bis zu dem Punkt, wo die oben beschriebene gerade Linie zwischen Ras-Jimbo und Jipesee die Usererhöhung von Jassini trifft, fortgeführt werden.

§ 2. Von dem in § 1 gekennzeichneten Punkt am Jipesee soll die Grenzlinie dem Ostufer des Jipesees folgen, dann um das Norduser des Sees herumgehen, den Lumifluß überschreitend, dem nördlichen Wasserstand des Rufuflusses beziehentlich des Rufusumpfes entlang gehen, bis zu einem Punkt, welcher eine englische Meile östlich von der deutschen Straße liegt, die von der Marangustation an die Küste geht. Von hier soll sie zu der höchsten Spitze vom Dschalahügel gemäß der Einzeichnung in beigefügter Karte laufen. Sodann soll die Grenzlinie den Dschalasee in zwei gleiche Teile schneiden. Von der Nordseite des Dschalasees an soll die Grenzlinie in der Entfernung von einer englischen Meile westlich von der in beiliegender Karte eingetragenen Wegeroute bis zur geographischen Breite des sogenannten Uferlagers laufen, und von da ab in einer Entfernung von einem Kilometer südwestlich dieser auf der beigefügten Karte bis Kattofitoi laufenden Wegeroute bis zu dem Punkt, wo sie den Ngare Nongei (Nongei) durchschneidet, fortgeführt werden. (Der Rufufluß — besser Ruvu ist identisch mit dem Pangani der Karte.)

Die Grenze gegen das im Süden gelegene portugiesische Gebiet wurde bereits durch die Vereinbarung vom 30. Dezember 1886 festgestellt. Das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 bestätigt diese Abmachung und bestimmt zugleich den weiteren Verlauf der Südgrenze:

(Art. 1, 2.) Im Süden durch eine Linie, welche, an der Küste von der Nordgrenze der Provinz Mozambique ausgehend, dem Laufe des Flusses Rovuma (besser Ruvuma) bis zu dem Punkte folgt, wo der Mfinjesfluß in den Rovuma mündet, und von dort nach Westen weiter auf dem Breitenparallel bis zu dem Ufer des Nyassasees läuft. Dann sich nordwärts wendend, setzt sie sich längs den Ost-, Nord- und Westufern des Sees bis zum nördlichen Ufer der Mündung des Songweflusses fort. Sie geht darauf diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem 33. Grad östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo er der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem neunten Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt. Von hier geht sie in gerader Linie auf die vorher gedachte Grenze zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem 32. Grad östlicher Länge, sie wendet sich dann in gerader Richtung zu dem Vereinigungspunkte des Nord- und Südarmes des Kilambaflusses, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Tanganyikasee folgt. (Mfinje und Kilamba fehlen auf unserer Karte.)

Die Grenze gegen den Kongostaat ist durch einen Notenwechsel vom 1. beziehungsweise 25. August 1885 so festgelegt, daß zunächst der 30. Grad östlicher Länge von Greenwich bis 1° 20′ südlicher Breite die Grenze bilden soll. Von diesem Schnittpunkt läuft eine gerade Linie bis zum nördlichsten Ende des Tanganyikasees. Die weitere Grenze bildet alsdann die Mittellinie dieses Sees und eine gerade Linie von seiner Südspitze zum Moerosee über der 8° 30′ südlicher Breite.

## 2. Ältere Geschichte und Erwerbungsgeschichte

Die Beziehungen der arabischen Kultur zu den ostafrikanischen Küstengebieten scheinen ziemlich weit zurückzugehen. Ihr Einfluß ist denn auch heute noch überall unverkennbar und auf manchen Gebieten sehr tiefgehend.

Digitized by Google

Die Küſtenbevölkerung iſt zum großen Teile mohammedaniſiert, hat durch arabiſche Blutmiſchung ihren beſonderen ſomatiſchen Charakter erhalten, Bruchſtücke der arabiſchen Kultur übernommen, ſo auch die Schrift von den Arabern für ihre gänzlich anders geartete Sprache entlehnt und eine große Maſſe arabiſcher Wörter in ihre Sprache aufgenommen*). Die Küſtenleute tragen einen arabiſchen Namen Wa-Suahili vom arabiſchen suahil (= sawahil), Küſte. Die Araber pflegten die geſamte Küſte des öſtlichen Zentralafrika mit dem Namen Sandſchibar (erklärt als Land der Sandſch oder Sendſch) zu bezeichnen, der heute (als „Sanſibar") auf das gleichnamige Inſelreich beſchränkt iſt.

Erſt im 10. Jahrhundert ſcheint die arabiſche Einwanderung größere Ausdehnung angenommen zu haben. Heimiſche Unruhen veranlaßten zur Siedlung an der oſtafrikaniſchen Küſte, wo die Araber eine große Zahl raſch aufblühender Städte begründeten, deren Herrlichkeit heute größtenteils verfallen iſt. Hierher gehören beſonders Malindi, Brawa (Barawa), Makdiſhu, Mombas und Kilwa. Ihre Herrſchaft wurde indes zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Portugieſen gebrochen, nachdem Vasko da Gama im Jahre 1498 zum erſten Male die Küſtenſtadt Kilwa beſucht hatte. Faſt 150 Jahre lang hat die Herrſchaft der Portugieſen gewährt. Dieſe Zeit iſt indeſſen kein Ruhmesblatt in ihrer Geſchichte. Gewalt und rückſichtsloſe Ausbeutung waren die Kennzeichen ihrer Wirkſamkeit. Noch heute ſind die Ruinen ihrer zahlreichen Zwingburgen (ſiehe obige Abbildung) überall in den Küſtenorten zu erblicken, aber eine Spur ſegensreicher Einwirkung auf Land und Volk iſt nicht geblieben.

Alte portugieſiſche Feſte in Kilwa-Kiſſiwani.

Die Hilferufe, welche die unterdrückten arabiſchen Einwanderer in ihre Heimat gelangen ließen, fanden erſt im Jahre 1660 wirkſamen Widerhall. Der Imam von Maskat nahm ſich ſeiner unterdrückten Volksgenoſſen an. Es

---

*) Natürlich beſonders auf den Gebieten, die unter ſtarkem Einfluß der arabiſchen Kultur geſtanden haben. In einem kürzlich von mir herausgegebenen Wörterbuch des Suahili (1902, Heidelberg, Julius Groos) finden ſich zum Beiſpiel in dem Abſchnitt 13 (Religion) unter ca. 120 Wörtern ca. 85 arabiſchen Urſprungs, während der Abſchnitt „Säugetiere" nur 10 arabiſche unter ca. 140 Wörtern enthalt.

kam zu einem Aufstande. Aber erst nach fast einem Jahrhundert blutiger und wechselvoller Kämpfe gelang es, der portugiesischen Herrschaft im Jahre 1740 ein Ende zu machen.

Doch auch die neue Herrschaft brachte dem Lande keine Ruhe. Die Statthalter (Walis) des Imam fielen nicht selten in Unbotmäßigkeit gegen ihren Lehnsherrn und befehdeten sich ebenso häufig untereinander. Um die Vorherrschaft des Imamats fester zu begründen, schlug daher Seijid Said im Jahre 1840 seine Residenz in Sansibar auf. Doch gelang es weder ihm noch seinen Nachfolgern, die Herrschaft des arabischen Elements erheblich über einen schmalen Küstenstrich hinaus ins Innere des Landes tatsächlich vorzuschieben, wenn sie auch die Oberherrschaft über eine Reihe küstennaher Landschaften dem Namen nach für sich in Anspruch nahmen.

Nach dem Tode des Sultans Said (1856) wurde das Reich unter seine beiden Söhne geteilt. Thueni*) übernahm die omanischen, Seijid**) Madschid die afrikanischen Besitzungen. Auf Madschid folgte Bargasch (1866–1888). Sein Nachfolger war Seijid Khalifa, dem schon im Jahre 1890 (15. Februar) sein Bruder Ali folgte.

Nach ihm gelangte Hamed bin Thueni zur Herrschaft (5. März 1893 bis 25. August 1896). Bei seinem Tode bemächtigte sich Khalid mit seinen Anhängern des Sultanpalastes, wurde aber von den Engländern, die ihm wegen seiner nationalarabischen Haltung feindlich gesinnt waren, gewaltsam vertrieben und flüchtete zum deutschen Konsul, der ihn aufnahm und nach Dar-es-Salam überführte, wo er in Freiheit gesetzt wurde. An seiner Stelle wurde Said bin Hamud von den Engländern auf den Thron erhoben***).

Als die Deutschen im Jahre 1884 in Ostafrika festen Fuß zu fassen suchten, fanden sie den Sultan Bargasch von Sansibar als legitimen Herrscher überall an der Küste anerkannt. Seine Ansprüche erstreckten sich zudem auf die hinter dem Küstenstreifen gelegenen Landschaften Usegua (besser als Useguha), Usaramo, Ukami u. s. w. Mit dieser Herrschaft und diesen Ansprüchen galt es sich auseinander zu setzen.

Die Erwerbung des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes war eine unmittelbare Frucht der im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts überall in Deutschland emporlodernden Kolonialbewegung. Das mit der Neubegründung des Deutschen Reichs wiedererwachte nationale Selbstbewußtsein verlangte seinen Anteil an der noch unvergebenen Welt über See, um seine starke Auswanderung in deutsche Gebiete abzuleiten, seinen reichen Bedarf an Kolonialwaren auf eigenem Boden zu erzeugen und neue Absatzgebiete für die Produkte seines rastlos wachsenden Gewerbfleißes zu schaffen. In Frankfurt a. M. entstand der deutsche Kolonialverein, in Berlin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, beide mit der Aufgabe, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen führte nach wenigen Jahren zu ihrer Vereinigung unter dem Namen der Deutschen Kolonialgesellschaft mit dem Sitze in Berlin und unter der Leitung des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg und — nach dessen Berufung zum Statthalter der Reichslande — des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation, deren treibende Kraft Dr. Karl Peters war, hatte bereits im Jahre 1884 die Mittel aufgebracht, um eine

*) Das Th wird gelispelt wie im Englischen.

**) Seijid ist ein Titel, der „Herr" bedeutet und dem Sultan gebührt

***) Über die Vorgänge bei diesem Thronwechsel existiert ein längeres episches Gedicht von dem (verstorbenen) Suahilidichter Mbaraka. Den Text des Gedichtes habe ich in meiner Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen (1897, Heft 3), die Übersetzung in der Deutschen Kolonialzeitung (1898, No. 7) veröffentlicht.

Digitized by Google

Expedition nach Oſtafrika zu entſenden. Dr. **Karl Peters**, Joachim Graf **Pfeil** und Dr. **Jühlke** führten dieſelbe.

Dr **Karl Peters** wurde am 27. September 1856 zu Neuhaus a. d. Elbe geboren. Auf der Kloſterſchule zu Ilfeld a. Harz lernte er Jühlke kennen. Er ſtudierte von Oſtern 1876–1879 in Göttingen, Tübingen und Berlin, ging bis Ende 1883 nach England, wo er Land und Leute, das engliſche Wirtſchaftsſyſtem und die engliſche Kolonialpolitik ſtudierte. Nach Deutſchland zurückgekehrt, bemächtigte er ſich der jungen kolonialen Bewegung und begründete mit Dr. **Friedrich Lange** die Geſellſchaft für deutſche Koloniſation. Im September 1884 führte er die erſte Expedition dieſer Geſellſchaft nach Oſtafrika, ſchloß eine Reihe von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen, erhielt am 25. Februar 1885 einen Schutzbrief für ſeine Erwerbungen und gründete zu deren Verwertung die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft. Anfang 1887 kehrte er nach Sanſibar zurück. Es gelang ihm neue Konzeſſionen vom Sultan Bargaſch zu erhalten. Anfang 1888 wurde er zurückberufen. Kurz darauf brach der Araberaufſtand (ſ. u.) aus. Im folgenden Jahre übernahm er die Führung einer Expedition zum Entſatz des in ſeiner Äquatorialprovinz von der Außenwelt abgeſchloſſenen ägyptiſchen Statthalters Emin Paſcha. Wenn dieſer Zweck auch verfehlt wurde, ſo brachte Peters doch neue Verträge mit, durch welche deutſche Anſprüche auf das Gebiet des Viktoriaſees und beſonders des Ugandareiches geſchaffen wurden. Im Herbſt 1890, nach der Niederwerfung des Aufſtandes wurde Peters zum Reichskommiſſar für das nördliche Deutſch-Oſtafrika, inſonderheit das Kilimandjarogebiet, ernannt. Erholungsbedürftig verließ er indes die Kolonie nach kurzer Zeit, wurde darauf vorübergehend der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts zugeteilt, dann aber vom Diſziplinargerichtshof wegen unbefugter Tötung von Eingeborenen während ſeiner Tätigkeit im Kilimandjarogebiet des Dienſtes entlaſſen. Er ging darauf nach England und trat in die Dienſte einer engliſchen Geſellſchaft, für die er eine Expedition nach Südoſtafrika unternahm.

Mangroven am Strande.

Der Petersſchen Expedition gelang es, mit den Häuptlingen der Landſchaften Uſegua, Ukami, Uſagara und Nguru Schutzverträge abzuſchließen*).

---

*) Vergl. darüber J. Graf Pfeil, die erſte Expedition der Geſellſchaft für deutſche Koloniſation nach Oſtafrika. Allgemeine Konſervative Monatsſchrift, 1887, I, S. 285, 383, 621. — Hierbei ſei bemerkt, daß die Literaturangaben im folgenden auf das Wichtigſte beſchränkt ſind. Ein genaues Verzeichnis der geſamten Literatur liefert **Broſe**: Repertorium der deutſch-kolonialen Literatur, Berlin.

Dies Ergebnis wurde in wenigen Wochen und mit sehr geringen Mitteln erreicht und bleibt ein großes Verdienst der drei an der Expedition beteiligten Europäer. Große Länderstrecken wurden dadurch der deutschen Niederlassung und dem deutschen Handel zugänglich gemacht. Schon zu Beginn des Jahres 1885 wurden diese Gebiete durch kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. Dies war der Anfang der großen deutsch-ostafrikanischen Kolonie.

Die weitere Ausbreitung dieses Besitzes war die nächste Aufgabe der unmittelbar darauf von Peters begründeten Kommanditgesellschaft „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Karl Peters und Genossen" mit einem Direktorium von fünf Mitgliedern. Schon am 7. September 1885 erhielt die Gesellschaft eine korporative Form, führte nur noch den Namen „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" und brachte ein Kapital von 4000000 Mark für die Durchführung ihrer Arbeiten auf. Letztere sollten in dem Erwerb, Besitz, der Verwaltung und Verwertung von Ländereien, in Ausbeutung von Handel und Schiffahrt durch Selbstbetrieb oder Übertragung an andere Gesellschaften, sowie deutsche Kolonisation im Osten Afrikas bestehen. Die Gesellschaft schloß nunmehr einerseits weitere Schutzverträge ab, anderseits nahm sie die erworbenen Gebiete, da sie mit Hoheitsrechten ausgestattet war, ebensowohl in staatliche Verwaltung wie in wirtschaftliche Ausnutzung. In allen bedeutenderen Küstenplätzen und auch im Innern wurden Stationen errichtet.

Aber schon bei dem Versuch, die Verwaltung des Küstenstrichs, dessen Übertragung von seiten des Sultans Bargasch die Gesellschaft anstrebte, zu übernehmen, kam es zu ernsten Schwierigkeiten. Das arabische Element der Bevölkerung, in dessen Händen sich Handel und Wandel jener Gebiete befand, und das sich besonders in dem Betrieb des lohnenden Sklavenhandels bedroht sah, wurde gegen die Gesellschaft aufsässig. Nur unter dem Drucke des Erscheinens deutscher Kriegschiffe vor Sansibar ließ sich der Sultan schließlich herbei, der Gesellschaft die Benützung des Hafens von Dar-es-Salam zu gestatten.

Nachdem er dann später zunächst die Zollstationen in Dar-es-Salam und Pangani an die Gesellschaft verpachtet hatte, überließ er ihr schließlich durch den Vertrag vom 28. April 1888 das ganze Küstengebiet für die Dauer von 50 Jahren und versprach ihr bei der Durchführung ihrer Verwaltungsmaßnahmen seine Unterstützung. Bald darauf starb er indessen, und sein Nachfolger Seijid Khalifa zeigte sich den ausbrechenden Schwierigkeiten in keiner Weise gewachsen.

Unter Führung des Arabers Buschiri erhoben sich nämlich im Sommer des Jahres 1888 die ostafrikanischen Araber und die von ihnen zum Teil aufgewiegelte Bevölkerung zur Vertreibung der Deutschen. Bald hatten sie fast das ganze Küstengebiet besetzt und alles bisher Geschaffene vernichtet. Dar-es-Salam und Bagamoyo (das von A. Leue heldenmütig verteidigt wurde) konnten nur durch die Unterstützung deutscher Kriegschiffe, die in Gemeinschaft mit englischen die ganze Küste blockierten, gehalten werden. Die Gesellschaft war am Ende ihrer Kraft, der Sultan unfähig, auch wohl unwillig zu helfen. Da trat das Reich ein. Der Reichstag bewilligte am 2. Februar 1889 die Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes und beauftragte damit den Afrikadurchquerer Hermann Wißmann.

Digitized by Google

Hermann Wißmann, am 4. September 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, besuchte Schulen zu Langensalza, Erfurt, Kiel und Neuruppin, trat im Oktober 1871 in die Prima des Kadettenkorps zu Berlin, machte April 1872 sein Examen, trat ins 30. Regiment ein und wurde Ende 1873 Offizier. In Rostock lernte er Pogge kennen und schloß sich mit dessen Hilfe der Loangoexpedition der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft an (1880 bis Ende 1882). Auf dieser Reise durchquerte er Afrika von S. Paolo de Loanda nach Saadani an der deutsch-ostafrikanischen Küste. Schon am 13. November 1883 ging er im Dienst der internationalen afrikanischen Gesellschaft mit Dr. Wolf, den Brüdern Müller und E. v. François wieder nach Afrika und erforschte das Gebiet des Kassai. Im September 1885 mußte er krankheitshalber die Leitung der Expedition an Wolf abgeben. Aber schon das nächste Jahr sah ihn wieder in Afrika. Am 8. Januar 1886 brach er von Banana am Kongo auf und durchquerte Afrika zum zweitenmal. Am 8. August 1887 langte er in Quilimane an. Die ihm darauf angetragene Führung der Emin-Pascha-Entsatzexpedition überließ er Karl Peters, als ihm gleich darauf die Niederwerfung des Araberaufstandes in Deutsch-Ostafrika übertragen wurde. Nach glücklicher Durchführung dieses Unternehmens blieb er zunächst noch einige Zeit als Kommandeur seiner (nunmehr vom Reich übernommenen und daher „kaiserlichen") Schutztruppe im Schutzgebiet tätig, nahm dann aber einen längeren Urlaub, um im Dienste des Antisklavereikomitees einen für den Viktoriasee bestimmten Dampfer dorthin zu transportieren. Infolge zahlloser Schwierigkeiten wurde dieser Plan schließlich dahin abgeändert, daß der Dampfer nach dem Nyassa überführt wurde. Zur Erholung unternahm Wißmann darauf eine Reise nach Indien und kehrte im Frühjahr 1894 nach Deutschland zurück. Am 1. Mai 1895 wurde er zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt, eine Stellung, die er bis zum Juni des folgenden Jahres innehatte. Seitdem lebt er als Privatmann. In Anerkennung seiner Verdienste um das Schutzgebiet wurde er als Major in den Adelsstand erhoben. Seine wissenschaftlichen Leistungen haben gleichfalls reiche Anerkennung gefunden. Sein berühmtestes Werk ist die Schilderung seiner ersten Afrikadurchquerung: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika" (1. Aufl. Berlin 1889; 8. Aufl. Berlin 1901).

Der Reichstag hatte dem zum Hauptmann beförderten und zum „Reichskommissar" ernannten Wißmann einen Betrag von 2000000 Mark zur Verfügung gestellt. 20 deutsche Offiziere, Ärzte, Beamte und 40 Unteroffiziere schlossen sich ihm an*). In Kairo warb er 600 Soldaten (meist Sudanesen) und im portugiesischen Besitz in der Gegend von Inhambane 300 Sulus an. In überraschend kurzer Zeit wurde diese Truppe ausgebildet. Schon am 8. Mai 1889 wurde das befestigte Lager Buschiris bei Bagamoyo erstürmt**). Am 6. Juni wurde Saadani genommen, am 8. Juli Pangani, bald auch Tanga. Buschiri hatte sich inzwischen ins Innere zurückgezogen, und die Station Mpapwa (sprich M-pápua) überfallen und zerstört. Wißmann brach sogleich dorthin auf und besetzte die Station im September aufs neue. Die von Buschiri herbeigerufenen Masiti (ein umherschweifendes fuhnähnliches Kriegsvolk) wurden von Gravenreuth in zwei Treffen (bei Nombo) vollständig geschlagen. Nachdem auch eine letzte verzweifelte Anstrengung des Rebellenführers, der am 17. Oktober bei Dinda und im Dezember von Dr. Schmidt bei Pangani überwältigt wurde, zurückgeschlagen worden war, fiel er auf der Flucht in die Hände der Deutschen und wurde am 14. Dezember 1889 in Pangani gehenkt. Hiermit war indessen der Aufstand nicht beendet. Ein zweiter Aufrührer, Bana Heri, unterwarf sich erst, nachdem er am 5. Januar bei Mlembule und am 9. März bei Palamakaa vollständig geschlagen worden war. Erst im Mai konnten Kilwa, Lindi und Mikindani wieder besetzt werden. Damit war auch der Süden beruhigt und der Aufstand völlig niedergeschlagen***). Auch der deutschen Marine gebührt ein namhafter Anteil an dem Verdienst der schnellen Unterdrückung des Aufstandes, da sie Wißmanns Operationen

*) Ein Verzeichnis der europäischen Mitglieder der Wißmannexpedition findet sich bei C. Weidmann, Deutsche Männer in Afrika, S. 183 ff.

**) Von Wißmann selbst geschildert in der Deutschen Kolonialzeitung 1889.

***) Da das Wißmannsche Werk über den Aufstand noch nicht erschienen ist, bleibt die beste Darstellung immer noch R. Schmidts Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Frankfurt a. O. 1892.

Digitized by Google

an der Küste wirksam unterstützte. Im Innern freilich und gerade bei vielen der gefährlichsten Unternehmungen war die Wißmanntruppe auf sich allein angewiesen.

Nach Beendigung des Aufstandes wurde nun zunächst durch Vertrag mit England die Nord-, Süd- und Westgrenze des Schutzgebietes festgelegt. Nicht gerade zum Vorteil Deutschlands. Nicht nur, daß Deutschland im Abkommen vom 1. Juli 1890 alle Ansprüche und Eroberungen im Norden der jetzigen Kolonie aufgab, insbesondere auch das seit langem ganz unter dem Einfluß deutscher Unternehmer (der Gebrüder Denhardt beziehungsweise Witugesellschaft) stehende Witu preisgab und dafür Helgoland eintauschte, nein, auch Sansibar wurde den Engländern überlassen und damit der Handel des Schutzgebiets schwer bedroht. Dagegen erlangte Deutschland die Anerkennung seiner Oberhoheit über das ganze von ihm beanspruchte Gebiet zwischen der Küste und den großen Binnenseen.

Weitere Verhandlungen betrafen den dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifen. Gegen eine Zahlung von 4000000 Mark erklärte er sich zur Abtretung bereit. Inzwischen hatte die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, der Ausübung der Hoheitsrechte müde und beflissen, ihre Kräfte rein wirtschaftlichen Unternehmungen zuzuwenden, das Reich um Übernahme der Verwaltung des Küstengebietes und der zugehörigen Inseln ersucht. In dieser Richtung kam denn auch am 20. November 1890 ein Vertrag zu stande. Am 1. Januar 1891 wurde das ganze erworbene Gebiet als Reichskolonie erklärt.

Die Leitung übernahm nunmehr (2. Februar 1891) der bisherige Gouverneur von Kamerun, Herr v. Soden, dem Wißmann, Peters sowie der mit Stanley zur Küste gekommene Emin Pascha als Kommissare beigegeben wurden. Zum Sitz des Gouverneurs wurde Dar-es-Salam bestimmt. Die bisherige Wißmanntruppe wurde als kaiserliche Schutztruppe ebenso wie die Flottille in den unmittelbaren Dienst des Reiches übernommen. Die bestehenden Stationen wurden beibehalten, auch die im Innern in Moschi, Tabora und Bukoba von Wißmann zur militärischen Sicherung der Kolonie begründeten Stützpunkte. Die ganze Verwaltung erhielt infolge dieser Entwicklung natürlich von vornherein einen stark militärischen Zuschnitt.

Die Sodensche Verwaltung, so sehr sie Ordnung zu schaffen bemüht war, hatte mit verschiedenen Unglücksfällen zu kämpfen. Am 17. August 1891 geriet Leutnant v. Zelewski bei einer Strafexpedition gegen die räuberischen Wahehe durch unvorsichtiges Vorgehen in einen Hinterhalt und wurde mit dem größten Teil seines Streifkorps getötet. Auch am Kilimandjaro entstanden Unruhen; die Leutnants v. Bülow und Wolfrum wurden erschlagen.

Im Jahre 1892 legte Herr v. Soden die Verwaltung nieder. Oberst v. Schele, der ihm folgte, unterwarf zunächst die unbotmäßigen Häuptlinge der Kilimandjarolandschaften von Moshi, Kilema und Kirua durch ein siegreiches Treffen bei Moshi am 12. August 1893. Ein Aufstand des Sultans Sike, der die Station Tabora bedrohte, wurde mit Hilfe der gerade eintreffenden Antisklavereiexpedition niedergeschlagen.

Auch die folgenden Gouverneure, Major v. Wißmann, Generalmajor v. Liebert, sind von Kriegszügen nicht ganz verschont geblieben, konnten sich aber mehr als ihre Vorgänger der friedlichen Entwicklung des Schutzgebietes widmen. Seit 1901 liegt die Leitung der Verwaltung in den Händen des Afrikadurchquerers Grafen Goetzen.

Digitized by Google

3. Zur Erforſchungsgeſchichte*)

Schon den Völkern des Altertums war die oſtafrikaniſche Küſte nicht unbekannt; griechiſche Seefahrer wagten ſich bis in die Gegend des heutigen Sanſibar und holten von dort Elfenbein, Rhinozeroshörner und Schildpatt. Wie ſchon oben geſchildert, waren ſodann die Araber während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein das einzige Volk, das Handelsbeziehungen mit Oſtafrika unterhielt und unſere Kenntnis der Küſtengegenden förderte. An der Oſtküſte gelangten ſie bis zum Kap Corrientes (23° ſüdlicher Breite). Später von den Portugieſen verdrängt, machten ſie ſich im 17. Jahrhundert wieder zu Herren des nördlichen Teils der Küſte; aber auch jetzt blieb ihre Kenntnis vom Innern des Landes beſchränkt und verworren.

Die Baumſteppe des inneren Hochlandes.

Erſt das 19. Jahrhundert hat Aufklärung darüber gebracht. Viel hat dazu das Beſtreben beigetragen, die ſeit alters geſuchten Quellen des Nils zu entdecken.

Die deutſchen Miſſionare Joh. Rebmann und Dr. Ludw. Krapf gaben den erſten Anſporn zur Erforſchung des Innern. Sie brachten die Kunde von den beiden Schneebergen, dem Kenia und dem Kilimandjaro, nach Europa, die ſie auf ihrer Inlandreiſe geſichtet hatten und erkundeten auch die Exiſtenz eines weſtlich davon gelegenen großen Sees, des Ukerewe (Viktoriaſees). Die engliſche Regierung förderte daher im Jahre 1857 das Unter-

---

*) Vergl. Dr. Ph. Paulitſchke, Die geographiſche Erforſchung des Afrikaniſchen Kontinents. Wien 1880, und die vorzügliche Arbeit von Dr. A. Schenck, Die Afrikaforſchung ſeit dem Jahre 1884 und ihr gegenwärtiger Stand. 1. Die deutſchen Kolonien (Deutſch-Oſtafrika, S. 25 ff.). Sonderdruck aus dem IV. Jahrgang der Geographiſchen Zeitſchrift.

nehmen der Kapitäne der indischen Armee Burton und Speke, das 1858 zur Entdeckung des Tanganyika und des Viktoriasees führte. Daß der letztere zum Stromsystem des Nils gehöre, wurde von Speke und Grant in den Jahren 1860—64 festgestellt. Schon im Jahre 1859 wurde auch der Nyassa von Süden her durch David Livingstone, von Osten her durch Albert Roscher erreicht. Hiermit war die Grundlage für die weitere Erforschung gegeben.

Die Reisen des Barons Klaus von der Decken (1860—65), diejenigen Stanleys (1871—72 und 1874—77) und Camerons (1873—75), die Forschungen der britischen Missionare am Nyassa (seit 1875), am Viktoriasee (seit 1877) und am Tanganyika (seit 1878), die Expeditionen der „Association internationale africaine" (1878—86) und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" (1880—86, Dr. Boehm, Dr. Kaiser, Paul Reichard), endlich die Reisen von Joseph Thomson (1878—80 und 1883), Victor Giraud (1883) und G. A. Fischer (1883 und 1885—86) haben nicht wenig dazu beigetragen, das Kartenbild des Landes zu berichtigen und zu vervollständigen und unsere Kenntnisse der einzelnen Teile des letzteren zu erweitern*).

Das zentrale Gebiet Ostafrikas war also in den Grundzügen bereits bekannt, als Dr. Karl Peters, Joachim Graf Pfeil und Dr. Jühlke ihre Verträge (Kap. 2) abschlossen. Die Expeditionen, welche demnächst von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft entsandt wurden, dienten mehr den Zwecken der Politik als denen der Erforschung. Dr. Jühlke und Premierleutnant Weiß erwarben das Land vom Pangani bis zum Kilimandjaro, Leutnant Schmidt Usaramo, Graf Pfeil Uhutu bis zum Rufiji und später Uhehe, Ubena und Mahenge. Dem Grafen Pfeil ist auch die geographische Erforschung des Ulanggagebietes zu verdanken. Dr. R. W. Schmidt untersuchte die Bodenverhältnisse. Im Jahre 1886 reiste Wilhelm Junker vom Viktoriasee über Tabora nach Bagamoyo, und in den folgenden beiden Jahren unternahmen Dr. Hans Meyer, Dr. Oskar Baumann und Dr. Franz Stuhlmann ihre ersten Reisen. Der Araberaufstand unterbrach dann für längere Zeit die wissenschaftliche Forschung.

Nach der Wiederherstellung der Ruhe wurde Emin Pascha mit der Aufgabe betraut, den deutschen Einfluß im Gebiet der großen Seen zu festigen.

In Begleitung von Stuhlmann und Leutnant Langheld, sowie der Missionare Pater Schynse und Pater Achte brach er am 26. April 1890 von Bagamoyo auf und legte die Station Bukoba am Westufer des Viktoriasees an, wo Langheld zurückblieb. Die Expedition zog sodann durch Karagwe, Mpororo und Butumbi nach dem Albert Edward-Nyansa. Von dort aus unternahm Stuhlmann die Erforschung des Runssorogebirges. Nachdem man bis in das Urwaldgebiet am oberen Ituri vorgedrungen war, zwang der Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr nach Unduffuma. Von dort unternahm Emin allein einen Vorstoß nach Westen, fiel aber am 20. Oktober durch Mörderhand. Die Ergebnisse der Expedition hat Stuhlmann aufgezeichnet, sie sind von höchstem Werte für die Kenntnis der durchzogenen Gebiete gewesen**).

Ferner sind die sogenannten Antisklavereiexpeditionen von großer Bedeutung für die Erforschung des Landes geworden.

Es handelte sich darum, einen Dampfer auf den Viktoriasee zu setzen, um die Sklavenjagden und den Sklavenhandel im Hinterlande wirksamer bekämpfen zu können.

*) s. Schenk a. a. O., S. 26.

**) Dr. A. Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.

Digitized by Google

Zur Aufſuchung des günſtigſten Tranſportweges und zur Feſtſtellung der Tiefenverhältniſſe des Sees wurde eine Vorexpedition entſandt, die vom Bauinſpektor Hochſtetter und nach deſſen alsbald erfolgtem Ableben vom Baron Fiſcher v. Nagy-Szalatny geführt wurde. Sie brach am 6. Dezember 1891 von der Küſte auf. Am See angelangt ſtarb Baron Fiſcher am 2. Juli 1892. Er hinterließ verſchiedene wertvolle Routenaufnahmen.

Nun erhielt Dr. Oskar Baumann, der ſchon früher im Kongogebiet und in Uſambara ſich ausgezeichnet hatte, den Auftrag, einen näheren Weg zum See durch den nördlichen Teil der Kolonie ausfindig zu machen. Die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe dieſer Reiſe ſind ungemein reich und wertvoll geweſen.

Der Rufiyi.

Durch Pare und Aruſcha gelangte er zum ſalzreichen Manyaraſee, erforſchte das Mutiek- und Natrobiplateau, entdeckte im Wemberegraben den ebenfalls ſalzigen Eiaſſiſee, durchzog das Serengetiplateau und das Land der Waſhaſhi an der Oſtküſte des Viktoriaſees, begab ſich ſodann durch das nördliche Uſſukuma nach Bukumbi und durch Uſindja und Uſſuwi zum Kagera-Nil, deſſen Quelle er auffand. Von Uſige am Nordende des Tanganyika kehrte er über Urambo, Tabora und durch Uſſongo, Uſſure, Uſſandaui, Irangi und Uſiomi nach Umbugwe zurück, unternahm von dort aus einen Zug nach Iraku und erreichte am 21. Februar 1893 wieder die Küſte, die er am 15. Januar 1892 verlaſſen hatte (vergl. Baumann: Durch Maſſailand zur Nilquelle. Berlin 1894).

Die nördliche, kürzere Route war damit erforſcht; auch hatten die Tiefenmeſſungen des Sees befriedigende Ergebniſſe geliefert. Am 1. März 1892 brach daher eine neue Expedition des Komitees von Bagamoyo auf, die vom Grafen Schweinitz geführt wurde, nachdem der urſprüngliche Führer Oskar Borchert in Mpapwa erkrankt war. In Tabora vereinigte er ſich mit dem Kapitän Spring, der Hochſtetter zu erſetzen beſtimmt war. Ein Aufſtand des Häuptlings Sike hielt Schweinitz längere Zeit zurück (ſ. o. Kap. 2). Am 19. September erreichte er den See, gründete die Station Nyegeſi bei Mwanſa und errichtete eine Schiffswerft auf der Inſel Ukerewe. Sodann kehrte er zur Küſte zurück.

Gleichzeitige Unruhen in Tabora und am Kilimandjaro nahmen die Schutz-

truppe in Anspruch, so daß sie ferner nicht zu Deckung der Expeditionen des Komitees verwendet werden konnte. Außerdem wurde es zweifelhaft, ob das nötige Heizmaterial für den Dampfer am See würde beschafft werden können. Man ließ daher den sogenannten Petersdampfer an der Küste vorerst zurück und ließ die zu seinem Transport bestimmte Expedition in zwei Abteilungen zur Unterstützung der bereits im Innern befindlichen abgehen. Die erste Abteilung wurde vom Leutnant C. W. Werther geführt, die zweite vom Kapitän Gemmer. Beide erreichten den See. Gemmer starb am 6. August 1893, Werther kehrte durch das südliche Massailand, wo er den Hohenlohesee entdeckte, und durch Irangi zur Küste zurück. Seine und Springs Routenaufnahmen sind von B. Hassenstein zusammen verarbeitet (Petermanns Mitt. Erg.-Heft 111).

Schließlich wurde auch die Expedition des Wißmanndampfers vom Antisklavereikomitee unterstützt. Dieser Dampfer war ursprünglich für den Viktoriasee bestimmt. Es wurde aber zweifelhaft, ob er hierfür bei seinem Tiefgang geeignet sei. Ihn nach dem Tanganyika zu schaffen, verhinderten damals die Unruhen in Uhehe (Vernichtung der Zelewskischen Expedition, vergl. Kap. 2). So wurde er auf dem Wege Sambesi-Shire nach dem Nyassa gebracht, an dessen Nordufer die Station Langenburg angelegt wurde. An der Expedition nahmen Dr. Bumiller, Baron v. Eltz, Dr. med. Roewer und Kapitän Prager teil. Dr. Bumiller erforschte gleichzeitig die nördliche Umgebung des Sees, während Wißmann einen Streifzug zum Tanganyika unternahm.

Das Antisklavereikomitee, dessen Mittel erschöpft waren, löste sich danach auf. Die beiden Dampfer wurden in der Folgezeit wie die errichteten Stationen vom Reiche übernommen.

Aus eigenen Mitteln wurden die Kosten der Expedition bestritten, die der Graf v. Goetzen, der gegenwärtige Gouverneur der Kolonie, in Begleitung des Assessors Dr. v. Prittwitz und Gaffron und des Dr. med. Kersting am 21. Dezember 1893 von Pangani aus antrat.

Durch Useguha, die Ungubberge und die Massaisteppe zog er nach Irangi, bestieg den Guruiberg, durchschnitt die Bembereſteppe, marschierte durch Ulhirombo und Ussuwi, überschritt den Kagera und drang als der erste Europäer in Ruanda ein. Im zentralafrikanischen Graben entdeckte er den Kiwusee, den neuerdings Dr. Kandt eingehend erforscht hat, und bestieg den Kirunga tscha gongo (nach Angabe des Dr. Schultz, der denselben später erstieg, besser Kirunga tscha Niragongwe), den tätigen Vulkan der Birunggagruppe. Von dort setzte er die Reise westwärts fort und traf am 5. Dezember 1894 an der Kongomündung ein. („Durch Afrika von Ost nach West." Berlin 1895.)

Schließlich sind auch die Expeditionen des Zoologen Oskar Neumann und des Dr. Max Schoeller, obwohl sie hauptsächlich auf britischem Gebiete arbeiteten, für die Erforschung Deutsch-Ostafrikas nicht ohne Bedeutung gewesen.

Der erstere (1893–94) reiste von Tanga nach Irangi und Mpapwa, bestieg den Guruiberg und zog dann gen Norden nach Kavirondo, Usoga und Uganda. Der Rückweg führte ihn durch britisches Gebiet. Seine Forschungen erstreckten sich hauptsächlich auf die Tierwelt der durchzogenen Landstriche. Dr. M. Schoeller mit seinen Begleitern A. Kaiser und C. G. Schillings zog am Pangani entlang zum Kilimandjaro, durch die Massaisteppe nach Kavirondo und Uganda*).

Hiermit ist in großen Zügen ein Bild jener Forschungsreisen entworfen, die sich nicht auf einzelne Teile des Schutzgebietes beschränkten, sondern das-

*) Vergl. sein Werk: Mitteilungen über meine Reise nach Aquatorial-Ostafrika und Uganda 1896–1897. Berlin 1901.

Digitized by Google

Karawane, reiſefertig.

Digitized by Google

ſelbe ganz oder größtenteils durchquert oder wenigſtens eine größere Anzahl von Landſchaften berührt haben. Bei der Spezialbeſchreibung der einzelnen Landſtriche (ſiehe unten) wird auch noch der großen Zahl von Gelehrten, Offizieren, Miſſionaren, Kaufleuten, Landwirten u. ſ. w. zu gedenken ſein, die durch Forſchungen auf enger begrenztem Gebiete unſere Kenntnis der Kolonie im einzelnen vertieft haben.

4. Die Bodengeſtalt. Die Küſte

Ein Termitenhügel.

Die Oberfläche des oſtafrikaniſchen Schutzgebietes iſt ſehr einfach geſtaltet. Faſt das ganze Gebiet wird von einem mächtigen, meiſt aus Granit, Gneis, Glimmerſchiefer, Quarzit*) beſtehenden Hochlande erfüllt, das im Norden ziemlich nahe an die Küſte herantritt, nach Süden zu ſich immer mehr ins Innere und zuletzt bis faſt an den Nyaſſaſee zurückzieht. Dies Hochland, das im Durchſchnitt mindeſtens 1000 m Meereshöhe hat, iſt im allgemeinen eintönige, wellige Ebene mit zerſtreuten, flachen Hügeln und Kuppen ohne erhebliche Bergzüge und mit geringer Bewäſſerung. Ein ſtarker Erdriß, der zentralafrikaniſche Graben, durch die Seenreihe Albert — Albert-Edward — Kiwu — Tanganyika bezeichnet, trennt das Hochland Deutſch-Oſtafrikas von dem des Kongoſtaates. Ein zweiter Riß verläuft, ſchon vom Jordantale und dem Roten Meere her das Gelände brechend, in der Richtung des Naiwaſcha-, des Natron-, des Manyara- und des Nyaſſaſees. Dieſer „oſtafrikaniſche" Graben bildet zugleich die Waſſerſcheide zwiſchen dem Indiſchen Ozean und den großen Binnenſeen.

Der Oſtrand des Hochlandes zeigt ebenſo wie der durch den zentralafrikaniſchen Graben gebildete Weſtrand bedeutende Aufwulſtungen, das oſtafrikaniſche und das zentralafrikaniſche Schiefergebirge (Abb. S. 338 u. 339).

Zu dem erſteren gehören die Bergländer von Ugueno, Pare, Uſambara und Nguru (Unguu), das Ulugurugebirge, die Uſagaraberge, das Rubehogebirge, die Bergländer von Uhehe u. ſ. w. Von dem oſtafrikaniſchen Graben

---

*) Vergl. Dr. Ernſt Freiherr Stromer von Reichenbach: Die Geologie der deutſchen Schutzgebiete in Afrika. München und Leipzig 1896. S. 8 ff.

gehen außerdem mehrere ſeitliche Bruchſpalten aus, wie zum Beiſpiel der Bembere- und der Kilimandjarograben.

Bedeutende vulkaniſche Ergüſſe haben übrigens die Sohle dieſer Senkungsfelder und der Seitenſpalten ebenſo wie deren Ränder nicht ſelten ſtark verändert und zur Bildung einzelner erheblicher Bergmaſſen geführt. Hierher gehört zum Beiſpiel der *Kilimandjaro*, ein erloſchener Vulkan, in einer Seitenſpalte des oſtafrikaniſchen Grabens, deſſen Baſis eine Fläche bedeckt, die anderthalbmal ſo groß iſt, wie der Harz. Er iſt der höchſte Berg des afrikaniſchen Kontinents überhaupt.

Die weſtliche, über 6000 m hohe Spitze, der Kibo, überragt die Mawenſiſpitze noch um 500—700 m (ſ. Abb.). In geringer Entfernung weſtſüdweſtlich liegt der vulkaniſche Meruberg (4460 m), ſüdweſtlich davon am Balangdaſee der *Guruì* (3300 m). Nördlich vom Kiwuſee (im zentralafrikaniſchen Graben) erhebt ſich das gewaltige Maſſiv der *Virungavulkane*, von denen zum Beiſpiel der Kirunga tſcha Niragongwe noch tätig iſt.

Szenerie aus dem oſtafrikaniſchen Schiefergebirge.

Zwiſchen dem inneren Hochlande und dem Küſtenſtreifen dehnt ſich eine im Norden ziemlich ſchmale, nach Süden ſich zu anſehnlicher Breite erweiternde *Vorlandzone* aus, die kontinuierlich oder in Terraſſen anſteigt. Das Vorland iſt nicht eigentlich eine Tiefebene, erhebt ſich aber im Durchſchnitt wenig über 125 m.

Die *Strandzone*, wenig gegliedert, beſteht in einer Breite von mehreren Kilometern aus jungen, zum Teil ſicher rezenten Korallenkalken, unter welchen vielfach Sandſteine lagern, wird von Mangrovendickicht umſäumt (Abb. S. 329), von zahlloſen Korallenriffen eingefaßt, von ſtarken Dünen überlagert und neigt zur Sumpfbildung. Die Küſte iſt größtenteils nicht flach, ſondern fällt meiſt in einen Steilrand ab, der 10—40 m hoch, bald direkt am Meer, bald etwas landeinwärts auftritt. Daraus folgt, daß in jüngſter Zeit eine Hebung der Küſte ſtattgefunden haben muß. Andererſeits ſind an mehreren Stellen Senkungen beobachtet worden, ſo bei Tongoni in der Tangatabai, ſowie bei Moa und Wanga. Zu erwähnen iſt übrigens noch, daß am Ruhoifluß nördlich des Alluvialgebietes der Rufiyimündung zahlreiche heiße Quellen vorhanden ſind, welche nicht unbeträchtliche Sinterbildungen abgeſetzt haben, und daß ſüdöſtlich des Lindikrieks ſogar zwei große Krater entdeckt worden ſind. Dieſe Vorkommniſſe weiſen darauf hin, daß die Steilküſte Deutſch-Oſtafrikas wahrſcheinlich einer Bruchlinie entſpricht*).

---

*) Stromer von Reichenbach, a. a. O., S. 13.

Größere Einbuchtungen der Küſte finden ſich bei Tanga, Dar-es-Salam, Kilwa, Lindi und Mikindani. Der Hafen von Dar-es-Salam als der wichtigſte möge hier eine etwas eingehendere Beſchreibung finden*).

Der Hafen wird durch eine Landzunge (Weſt-Fahr-Huk) im Norden und ein von Süden her derſelben entgegenkommendes Korallenriff (Oſt-Fahr-Huk) gebildet, welches von ſeiner Nordſpitze, dem Ras Rongoni, an bis zu ſeiner Nordweſtecke, dem Ras Makabe, das Südufer eines wenn auch nur ſchmalen, ſo doch tiefen Kanals darſtellt, welcher gegen Oſten in eine nach allen Seiten hin völlig geſchützte Bucht, den eigentlichen Binnenhafen, ausläuft. Dieſer Kanal wird im Norden abgegrenzt durch das ſogenannte Nordriff und die gegen Oſten einſpringende Landzunge des Feſtlandes, und die ſo entſtandene Einfahrt hat überall Fahrwaſſer genug für größere Schiffe (nicht unter ſieben Faden).

Nach der Vermeſſung des Waſſers durch S. M. Kreuzer „Möwe“ unter Korvettenkapitän v. Halfern und der auf Grund derſelben herausgegebenen vorzüglichen Karte, zuſammen mit der gründlichen Austonnung des Hafens, bietet auch die erwähnte Engigkeit der Einfahrt (die Angaben ſchwanken zwiſchen 100 und 200 m) für den Schiffsverkehr keine weſentlichen Schwierigkeiten mehr. Sind die Schiffe aber einmal im Binnenhafen, ſo finden ſie hier vorzüglichen Ankergrund und tiefes Waſſer bis dicht an das Geſtade heran. Gegenüber dem Fort von Dar-es-Salam reichen 7–9 Faden Waſſer bis auf 40 m an den Strand. Hier iſt Raum für eine ſo große Anzahl von Seeſchiffen, wie ſie bei den oſtafrikaniſchen Wirtſchaftsverhältniſſen wohl niemals hier zuſammenkommen wird. Dabei iſt die Einfahrt gegen den Ozean hin im Kriegsfalle ſehr leicht völlig zu ſchließen und gut zu verteidigen. Der Strand von Dar-es-Salam iſt meiſt ſandig, auch an den wenigen Stellen, wo er von Mangrovegebüſch bedeckt wird; dieſes iſt hier nicht von der gleichen Dichtigkeit und Üppigkeit, wie man es in den Tropen anzutreffen gewohnt iſt, ſondern tritt niedrig und zerſtreut auf und geſtattet mit Bequemlichkeit den Zugang zu den Ufern. Die Uferböſchung erreicht, indem ſie ungefähr 30 Schritte vom Strande zurücktritt, eine Höhe von durchſchnittlich 40 Fuß.

Die Kalingaberge.

5. Die Vorlandzone und die Randgebirge

Die Vorlandzone umfaßt von Norden nach Süden die Landſchaften Tangaland, d. h. das Küſtengebiet von Uſambara, einen Teil von Uſeguha und Ukami, Uſaramo, Khutu, Mahenge und das ganze Gebiet zwiſchen dem Rufiji und dem Ruvuma bis über den 37. Grad öſtlicher Länge. Geognoſtiſch beſteht ſie aus juraſſiſchen Tonſchiefern und Kalken (Jurazone), weiter nach dem Innern zu aus Sedimentgeſteinen noch unbekannten Alters (Sandſteinzone). Je mehr die Vorlandzone an das innere Hochland herantritt, je öfter treten auch bereits kriſtalliniſche Geſteine zu Tage. Das Vorland weiſt Höhen bis zu 400, im Makondeplateau im Süden des Schutzgebietes ſogar bis 700 m in der Gegend

---

*) Vergl. A. Seidel, Dar-es-Salaam, die Hauptſtadt Deutſch-Oſtafrikas, Berlin 1898.

von Newala auf. Im Norden iſt dies Plateau durch den Lukuledifluß begrenzt, jenſeits deſſen ſich die Monerasberge erheben.

Hinter der Vorlandzone erheben ſich, faſt ganz aus kriſtalliniſchen Geſteinen beſtehend, die Randgebirge Äquatorialafrikas. Während ſie meiſt ſehr ſchroff und unvermittelt zum Vorland abfallen, gehen ſie ziemlich allmählich in das innere Hochland über. Teilweiſe beſitzen ſie ganz bedeutende Höhen, und zwar ſind es meiſt nicht ſchroffe Einzelberge, ſondern ganze Gebirgszüge und Hochländer, welche oft über 2000 m, manchmal ſogar über 2500 m ſich erheben*). Südlich der Ulangatiefebene ſcheinen die Randgebirge nicht ſo charakteriſtiſch ausgebildet zu ſein wie im Norden. Übrigens iſt das Randgebirge, das wir nach Baumanns Vorgang „Oſtafrikaniſches Schiefergebirge" nennen wollen, durch Eroſion wie auch durch große Brüche in mehrere oft ſcharf getrennte Gebirgskomplexe zerfallen.

Das Bergland von Ugueno, ausſchließlich aus kriſtalliniſchen Geſteinen beſonders Gneiſen beſtehend, ragt ſchroff aufſteigend aus den Steppen hervor, die es von drei Seiten umgeben. Von Uſſangi wird es durch den Tſchungulibach getrennt, der zum Djipeſee hinabfließt. Das ganze Gebirge iſt reich an Eiſen. Das Bergland von Pare bildet einen langen, ziemlich ſchmalen und ſtark zerklüfteten Zug zwiſchen dem Mkomaſi- und dem Panganital. Man teilt es in Nord-, Mittel- und Südpare ein. Nordpare iſt ein Plateau mit mehreren Längstälern und einer Durchſchnittshöhe von über 1200 m. Im Gumalla erhebt es ſich bis zu 2000 m. Mittelpare, aus zwei völlig getrennten Bergmaſſen (Pare Kiſingo im Weſten und Pare kwa Mdimu im Oſten) beſtehend, erreicht nur eine Höhe von 14—1500 m, während der Kamm von Südpare 2000 m wiederholt überſteigt. Südpare hat bei einer Länge von ca. 70 km eine Breite von nur etwa 15 km. Pare fällt wie Ugueno ſchroff und ſteil zur Steppe ab; es beſteht ſeiner Hauptmaſſe nach aus Gneis und kriſtalliniſchem Schiefer, der ſtark eiſenhaltig iſt. Zwiſchen dem Oſtabhange von Pare und dem Nordweſtabfall von Uſambara öffnet ſich, vom Mkomaſi, einem Nebenfluſſe des Pangani, durchſtrömt, ein etwa drei deutſche Meilen breites Tor, welches die Panganiſteppe im Süden mit der Umbaſteppe im Norden verbindet.

Der Hafen von Dar-es-Salam.

---

*) Stromer von Reichenbach, a. a. O., S. 8 u. 9.

Das Bergland von Uſambara erhebt ſich nach Baumann*) als ſelbſtandige Maſſe aus den umliegenden Ebenen. Es zerfällt in zwei durch eine vom Luengera ſchräg durchfloſſene Spalte voneinander getrennte Komplexe, welchen öſtlich eine Gruppe loſer Gebirgsinſeln, der Tongwe, eine Landmarke der Schiffer, der Mlinga und das Lukindogebirge vorgelagert ſind. Die Komplexe fallen nach den Ebenen zu ſchroff ab, ſind jedoch auf den Höhen vielfach gegliedert und zeigen nur an wenigen Stellen einen Plateaucharakter. Das anſtehende Geſtein iſt durchweg Gneis und kriſtalliniſcher Schiefer. An manchen Stellen haben eruptive Durchbrüche ſtattgefunden, die ſich in übergelagerten Granitmaſſen äußern. Vereinzelt trifft man auch Kalkſpuren (Urkalk) wie bei Makania und am Fuße der Mlaloberge bei Lunguſa. Vielfach iſt das Geſtein mergelich verwittert oder von mächtigen ziegelroten Lateritmaſſen überlagert.

Ein Affenbrotbaum (Adansonia digitata).

Öſtlich von den genannten Gebirgsinſeln verläuft am Fuße derſelben eine breite, zum Teil vom Zigi durchfloſſene Senkung von Magila im Süden bis Maramba im Norden.

Jenſeits dieſer Senkung ſteigt der öſtliche Komplex Uſambaras an, den man am beſten als Waldgebirge bezeichnen kann, da er faſt ganz mit dichtem hochſtämmigen Walde bedeckt iſt. Das ganze Waldgebiet iſt ſehr waſſerreich, insbeſondere der Bezirk Handei, wo der Zigi und ſeine Nebengewäſſer entſpringen. Handei ſtellt ſich als ein von Hügelzügen bedecktes Plateau dar, in welches nur die größeren Flüſſe tiefer einſchneiden. Im Weſten des Waldgebirges verläuft jene bezeichnende breite Spalte, welche Uſambara in zwei Hälften teilt. Sie gehört dem Flußgebiete des Luengera

---

*) Uſambara und ſeine Nachbargebiete, Berlin 1891.

an, der bei Korogwe in den Pangani mündet. Am Nordende der Spalte liegt der von zahlreichen Flußpferden belebte Masenasumpf. Jenseits der Luengeraſenkung erhebt ſich der ausgedehnteſte und höchſte Teil Uſambaras. Mit Ausnahme eines kleinen Teiles, der Landſchaft Haſchatu, welche ziemlich dürren Charakter hat, iſt auch hier das ganze Gebiet durch ſehr bedeutenden Waſſerreichtum ausgezeichnet. Dagegen tritt der Wald nur in vereinzelten kleineren Beſtänden auf, zwiſchen welchen ſich Hochweideland mit feinem Graswuchs und niedriger Farn- und Erikavegetation befindet. Dieſes offene Bergland, ſchließt Baumann ſeine Schilderung, wo ſtets kühle Luft herrſcht und der Blick frei über die Kuppen und Täler ſchweifen kann, iſt für den Europäer ein herrlicher Aufenthalt, während die dunklen Urwälder des Waldgebirges mit ihrer drückenden Fülle immerhin ein beklemmendes Gefühl auf ihn ausüben.

Durch die breite Panganiniederung von den Uſambarabergen getrennt, erheben ſich aus den mehr ebenen Landſchaften im Weſten die Ungubergе (beſſer als Nguruberge), die ebenfalls aus Gneis nebſt Granit und Glimmerſchiefer gebildet ſind. Die öſtlichen, feuchteren Abhänge tragen tropiſchen Wald, die Weſtſeite iſt trockener und geht in die Steppe des Maſſailandes über*).

Das Mukondokwatal im Süden der Ungubergе vermittelt den Übergang zu dem gegen Nordweſten ſteil abfallenden Gneismaſſiv der Ulugurubergе, das im allgemeinen in nordſüdlicher Richtung ſtreicht und ſich bis zu 2500 m Höhe erhebt. Im Oſten, Weſten und Süden ſind ihm andere Berge vorgelagert. In ſeinen Tälern birgt es üppigen Tropenwald, in den oberen Teilen auch Hochgebirgswald mit Podocarpus, baumförmigen Ericaceen u. a., darüber noch Hochweiden mit Krüppelbäumen. Auch hier wieder iſt die Vegetation im feuchteren Oſten üppiger als in den weſtlichen Teilen.

Öſtlich von dieſem Bergzuge breitet ſich die Mkattaebene aus, an deren Nordrand das Gebirgsland von Uſſagara aufragt, deſſen ſüdlicher Teil durch das Rubehogebirge gebildet wird. Auch das Uſſagaragebirge beſteht aus Gneis, ſeine Täler ſind bewaldet und ſeine landſchaftliche Schönheit wird von allen Reiſenden, die es durchzogen haben, mit beredten Worten geprieſen.

Im Süden der Rubehoberge verläuft in der Richtung von Nordweſt nach Südoſt das langgeſtreckte Tal des Ruaha, eines linken Nebenfluſſes des Ruſiji. Aus der umfangreichen Ebene, die ſich zwiſchen dem Ruaha und dem Ulanga, einem weiteren linken Nebenfluſſe des Ruſiji, hinzieht, erhebt ſich ſüdlich vom Mittellaufe des Ruaha das Hochland von Uhehe, welches im Oſten und Süden von ausgeſprochenen Gebirgszügen, den Utſhungwe- und Ukalingabergen begrenzt wird. Dieſe Randgebirge erreichen Höhen bis zu ungefähr 2500 m. Steil iſt ihr Abfall nach der 2 bis 300 m hohen Ulangaebene, geringer nach Weſten und Norden, wo ſie in das eigentliche Uhehe übergehen, das ſchon dem inneren Hochland angehört und eine wellige Hochfläche von 1500 m Höhe darſtellt, die wieder von einzelnen Erhebungen um 300—500 m überragt wird. Gneis und Granit ſetzen dieſe Landſchaften zuſammen; ſie ſind meiſt verwittert zu Laterit, aber in den Tälern findet ſich auch humushaltiger Boden. Das Klima iſt kühler und ge-

*) Vergl. Schenck, Die Afrikaforſchung ſeit dem Jahre 1884, S. 45.

Digitized by Google

ſünder als in der heißen Ulangaebene und ſoll den Europäern zuträglich ſein, ſo daß das Land zur Anſiedlung geeignet erſcheint. Die Täler des öſtlichen Gebirgslandes tragen vielfach Waldvegetation. Auf den Höhen dehnen ſich Hochweiden aus, während nach Weſten hin der Steppencharakter des inneren Hochlandes zur Geltung kommt.

Die Ulangatiefebene unterbricht den Zug der Randgebirge im Süden des Uhehegebirges bis in die Gegend des Ulangaquellgebiets. Doch ſind die Bergzüge, die in nordſüdlicher Richtung von dort bis zum Quellgebiete des Ruvuma verlaufen, weniger bedeutend und tragen den Charakter der Randgebirge nicht in ſo ausgeſprochenem Maße.

6. Das innere Hochland

Unmittelbar weſtlich des oſtafrikaniſchen Schiefergebirges ſetzt die ſteppenartige Hochebene ein, die ein ausgedehntes abflußloſes Gebiet umſchließt*). Sie ſchmachtet in auffallendem Gegenſatze zur Küſte unter drückendem Waſſermangel und beſitzt keinen einzigen Fluß von Bedeutung, weil nur der kleinſte Teil der vom Randgebirge aufgefangenen Feuchtigkeit ins Innere gelangt, und ſich nur dort wieder zu Regen zu verdichten vermag, wo

Euphorbie.

---

*) Wir ſchließen uns im folgenden den ausgezeichneten Schilderungen dieſes Gebietes von Prof. Dr. Kurt Haſſert, Deutſchlands Kolonien, Leipzig 1899, S. 87, von Prof. Dr. A. Schenck, Die Afrikaforſchung ſeit dem Jahre 1884, S. 40 ff. und von Stromer von Reichenbach an: Die Geologie der deutſchen Schutzgebiete in Afrika, München und Leipzig 1896. — Hinſichtlich der Namenſchreibung ſei hier bemerkt, daß y immer wie deutſches j, v wie deutſches w, w wie engliſches w (kurzes u), ſh wie deutſches ſch und tſh wie deutſches tſch lautet. Diphthonge (ei, ai, ue u. ſ. w.) werden ſtets getrennt geſprochen.

inſelartig aufragende Berge, zum Beiſpiel Kilimandjaro, Meru und Gurui, ſich den vom Meere kommenden Luftſtrömungen entgegenſtellen. Dieſe eng begrenzten Gebiete bilden inmitten der dürren Steppe freundliche, klimatiſch anders geartete Oaſen mit grünem Wald und das ganze Jahr hindurch rinnenden Bächen. Sonſt iſt man im Sommer tagelang auf den zweifelhaften Inhalt der Waſſerlöcher und Ziſternen angewieſen, die von den Eingeborenen ſcharf bewacht und ängſtlich behütet werden und für deren Inſtandhaltung die Bewohner von Ugogo früher von den durchziehenden Karawanen einen Tribut, den Hongo, erpreßten.

Euphorbie.

Bis zum oſtafrikaniſchen Graben, der wie früher erwähnt das Gelände der Hochebene von Norden nach Süden in breiter Spalte bricht, reicht die öde Maſſaiſteppe und das nicht minder abſtoßende Ugogo.

Ugogo iſt ein ziemlich ebenes oder flachwelliges Land von etwa 900 m mittlerer Höhe, das von einzelnen, mit Tauſenden von Felsblöcken beſäten Gebirgszügen überragt wird. Der Boden, deſſen Untergrund im Weſten noch Gneis, in dem größten Teile des Landes aber Granit bildet, beſteht aus Laterit oder aus gelblichem Sand. Bei Mpapwa findet ſich auch Löß mit Kalkkonkretionen. An einzelnen Stellen weiſen hellgraue Mergel und rezente Kalke auf ausgetrocknete Seen hin*).

Die große Grabenſenkung birgt einige fruchtbare Mulden und eine Reihe abflußloſer, im Sommer teilweiſe austrocknender Salzſeen, ſo im Norden den

---

*) Schenck, a. a. O., S. 51.

Der Kibogipfel des Kilimandjaro (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südoſten geſehen.
Nach Originalphotographie von Prof. Dr. Hans Meyer.

Digitized by Google

Natronſee (Guaſſonyiro), der ſalziges Waſſer führt, nur geringe Tiefe beſitzt, und daher in der Trockenzeit auf weite Strecken hin eine mit Salzkruſten bedeckte Ebene bildet. Im Oſten des Sees erhebt ſich der über 4000 m hohe Vulkan Gelei und im Süden der nur halb ſo hohe Doenje Ngai, der noch im Jahre 1880 einen Ausbruch gehabt haben ſoll. Weiter im Süden gelangt man zum Manyaraſee (Laua-ya-Mueri) und zum Balangdaſee. Südlich vom erſteren erheben ſich im Oſten des Grabens die vulkaniſchen, bis 2440 m anſteigenden Uſiomiberge und im Weſten, in der Landſchaft Mangati, der 3480 m hohe Guruivulkan, der von O. Neumann und Wald. Werther beſtiegen wurde, während Graf Goetzen nur bis zur Höhe von etwa 3000 m gelangte. Im Gegenſatz zu Neumann und Graf Goetzen, welche von einem Gipfelkrater nichts entdecken konnten, berichtet Werther von einem ſolchen, der 3 km Durchmeſſer und eine Tiefe von 1600 m haben ſoll. Kleinere paraſitiſche Krater, die ſogenannten „Kinder des Gurui“ finden ſich im Südoſten des Berges. Von 1800 m an iſt der Gurui mit Hochgebirgswald bedeckt und trägt von 2500 m an alpine Vegetation.

Leberwurſtbaum.

Nur zwei innerhalb der Verwerfung liegende Waſſerbecken, der Uſiomiſee und der bereits dem engliſchen Gebiete angehörige Naiwaſchaſee führen Süßwaſſer, weil ſie vermutlich Kraterſeen und deshalb mit unterirdiſchem Abfluß verſehen ſind.

Südlich vom Gurui erweitert ſich der oſtafrikaniſche Graben, indem der Weſtrand nach Weſten hin ausbiegt. Der Oſtrand wird gebildet durch die Gebirgsländer von Irangi und Uſſandaui. Die Berge von Irangi und Uaſſi, denen im Südoſten die Burungiberge vorgelagert ſind, bilden ein bis 2100 m anſteigendes Gneisgebirgsland. Das Gebirgsland von Uſſandaui reicht bereits in das Granitgebiet von Unyamweſi hinein.

Vom oſtafrikaniſchen Graben gehen mehrfach ſeitliche Bruchſpalten aus, wie zum Beiſpiel der Bemberegraben. In einer ſolchen Bruchſpalte liegt auch das ungeheure Maſſiv des Kilimandjaro.

Wie bereits erwähnt, wurde der Kilimandjaro im Jahre 1848 von Joh. Rebmann entdeckt, der bereits bis über die Grenze des bebauten und bewohnten Landes hinaus vordrang. Sehr verdient um die Erforschung des Berges hat sich dann der Baron Karl Claus von der Decken gemacht, welcher 1861 in Begleitung des Geologen Thornton und 1862 mit Dr. Otto Kersten den Berg besuchte und zuletzt bis über 4000 m gelangte. Der Missionar Charles New (1871) und Joseph Thomson vermochten gleichfalls nicht höher zu gelangen. 1884 erforschte H. H. Johnston Flora und Fauna des Berges. Graf Teleki und Leutnant v. Hoehnel gelangten im Jahre 1887 bis zu einer Höhe von 5300 m. Noch im selben Jahre erreichte Dr. Hans Meyer die Eishaube des Kibo (5500 m), ebenso weit vermochte im folgenden Jahre Otto Ehlers vorzudringen. Erst auf einer dritten Reise (am 6. Oktober 1889) erreichte Hans Meyer die Kaiser Wilhelmspitze, den Gipfel des Kibo. Die botanischen und zoologischen Verhältnisse wurden später von Dr. Volkens, Dr. Karl Lent und Dr. Kretschmer erforscht.

Aus der im Norden 800 m hohen, im Süden etwas niedrigeren Ebene erhebt sich auf nahezu kreisförmiger Basis, eine Fläche anderthalbmal so groß wie der Harz bedeckend, das Kilimandjaromassiv zu einem Hochplateau von 4400 m. Gegen Norden ist der Abfall steiler als gegen Süden. Der ganze Bergstock ist aus Basalten, Basaltlaven, Tuffen und Aschenmassen aufgebaut. Er bildet nicht bloß die höchste Erhebung ganz Afrikas, sondern eine der gewaltigsten Aufschüttungsmassen überhaupt. Dem Hochplateau sind die beiden Gipfel, der Kibo und der Mawensi, aufgesetzt. Der westliche, eisbedeckte, rundliche Kibo (6010 m nach Hans Meyer, 6130 m nach v. Hoehnel) hat die eigentümliche Domgestalt echter Vulkane und ist verhältnismäßig wenig verwittert. Mächtige Schnee- und Gletschermassen erfüllen den 200 m tiefen und etwa 2 km Durchmesser spannenden, wohlerhaltenen Krater und umkleiden seine Außenwände mit einem weißen Panzer. Der Mawensi (5355 m nach Hans Meyer, 5545 m nach v. Hoehnel), der ältere der beiden Gipfel, stürzt schroff in ungeheuren, wild zerfägten Mauern ab, die in einem gewaltigen Kessel, wohl dem ursprünglichen Krater enden und wegen ihrer übergroßen Steilheit den Schnee nur unvollkommen halten.

Dem südlichen Abfall des Berges sind zahlreiche parasitische Kegel aufgesetzt. Auch ein Kratersee, der Dschalasee, findet sich hier.

Der ganze Norden des Schutzgebietes zwischen dem ostafrikanischen Randgebirge im Osten, den Landschaften Ugogo und Usagara im Süden und dem Unyamwesiplateau im Westen wird unter dem Namen Deutsch-Massailand zusammengefaßt. Durch den ostafrikanischen Graben wird dies mittlere Hochland Deutsch-Ostafrikas in einen östlichen und einen westlichen Teil getrennt. Der östliche Teil, die sogenannte Massaisteppe, ist eine wellige, im Süden 11—1200 m, im Norden 13—1500 m hohe, aus Gneis gebildete Hochebene, aus der vereinzelte Berge aufsteigen. Etwa 70 km südwestlich vom Kilimandjaro erhebt sich der noch wenig bekannte Meruberg. Der westliche Teil des Massaiplateaus (Westmassai) steigt im Norden bis zu 2000 m an und erhebt sich auch im Süden zu Höhen von 15—1700 m. Die südliche Hälfte gehört bereits dem Granitgebiet von Unyamwesi an, namentlich in Ussansu bildet der Granit ein wild zerklüftetes Gebirgsland, während in den nördlichen Landschaften der Hochebene noch Gneis vorherrscht, der auch im Gebiete des ostafrikanischen Grabens von Irangi an nach Norden den vulkanischen Bildungen als Unterlage dient. Im Norden des Plateaus liegen die Landschaften Meatu und Iraku. In den weiten Steppen streifen mehrere interessante Jägervölker umher. Der Süden umfaßt die von Bantustämmen bewohnten Landschaften Ussansu, Iramba, Turu (auch Unyaturu) und Ussure.

Zwei Gräben durchschneiden das Hochplateau des Massailandes, der

Digitized by Google

Hohenlohegraben mit dem Hohenloheſee (1440 m) und der Bemberegraben mit dem Eyaſſiſee (1030 m). Nordöſtlich von dem letzteren befindet ſich eine eigentümliche keſſelförmige Einſenkung im Plateau, welche vom Ngorongoroſee ausgefüllt wird.

Eine etwa 250 m hohe Geländeſtufe, welche die Fortſetzung des Weſtrandes des oſtafrikaniſchen Grabens zu bilden ſcheint, trennt Ugogo von dem weſtlich davon gelegenen Unyamweſi, das in ſeinem ganzen Landſchaftscharakter dem erſteren ſehr nahe ſteht. Die wellige Tafel dieſes waſſerarmen und eintönigen Steppengebiets baut ſich, wie überhaupt der ganze mittlere Teil Deutſch-Oſtafrikas, aus Granit auf. Höhere Bergzüge fehlen gänzlich und nur zuſammenhangsloſe, zerſtreute Hügel, abgeſtumpfte oder ſonderbar geſtaltete Felsgebilde und maſſenhafte Steinblöcke bringen einige Abwechſlung. Nordwärts wird die Landſchaft wieder freundlicher, fruchtbarer und volkreicher, namentlich in der Glimmerſchiefer-, Quarzit- und Tonſchieferplatte von Karagwe und Ruanda, dem ſogenannten Zwiſchenſeenplateau.

Die Landſchaften, welche den ſüdlichen, der deutſchen Intereſſenſphäre angehörigen Teil des Viktoriaſees umgeben, werden durch den 250–300 m hohen, auf der Grenze zwiſchen Uſſambiro und Uſſuwi ſich hinziehenden Steilabfall des Zwiſchenſeengebietes in zwei deutlich geſchiedene Provinzen getrennt, die in geologiſch-orographiſcher, klimatologiſcher, pflanzen- und tiergeographiſcher Beziehung ſcharfe Gegenſätze aufweiſen. Die ſüdöſtliche dieſer beiden Provinzen wird faſt ausſchließlich von Granit gebildet, der bis an den See herantritt und weite, von einzelnen, blockbeſäten Kuppen überragte Ebenen bildet. Hierher gehören die Landſchaften Ugaia, Uſhaſhi, als deren Fortſetzung die Inſeln Ukerewe und Ukara anzuſehen ſind, Uſſukuma und Uſindja.

Dattelpalme.

Das Zwiſchenſeenplateau (auch Kageraplateau genannt) fällt im Weſten ſteil gegen den zentralafrikaniſchen Graben ab, in welchem der Tanganyika und der Kiwuſee liegen. Es bildet eine wellige Hochebene, die durch ſchmale Schluchten, tiefeinſchneidende Bruchſpalten und flachgründige Täler mannigfach gegliedert wird. Nach Weſten zu ſteigt das Plateau allmählich an, erreicht

in Karagwe Höhen von 1300—1600 m, in Ruanda von 1800—2300 m und in Urundi ſogar von 2500 bis faſt 3000 m. Das Zwiſchenſeenplateau beſteht in der Hauptſache aus ſteil aufgerichteten Quarziten, Sandſteinen, Tonſchiefern und Glimmerſchiefern, in Ruanda auch aus Gneis. Zwiſchen dieſen kommen hier und da Granite oder Diorite zu Tage. Innerhalb des deutſchen Gebietes gehören dem Kageraplateau die Landſchaften Uſſiba, Karagwe, Mpororo, Ruanda, Uſſuwi und Urungi an.

Boraſſuspalme.

Wie ſchon früher erwähnt, wird die Weſtgrenze des oſtafrikaniſchen Schutzgebietes durch einen zweiten großen Bruch gekennzeichnet, den zentralafrikaniſchen Graben, der durch die Seenreihe Albert—Albert-Edward—Kiwu—Tanganyika bezeichnet wird. Zu dieſem Graben dachen ſich die Hochländer von Unyamweſi und vom Zwiſchenſeengebiet in allmählicher Senkung ab. Das Randgebirge, das man als das zentralafrikaniſche Schiefergebirge bezeichnet, ſtürzt in ſteilen Wänden zur Sohle des Grabens hinunter. Nördlich vom Kiwuſee erhebt ſich aus der Grabenſenkung eine gewaltige Aufſchüttungsmaſſe, die Virungaberge, die noch zwei tätige Vulkane beſitzen. Der weſtliche der Berge, der Kirunga tſcha Niragongwe, wurde zuerſt vom Grafen Goetzen beſtiegen*).

Wenn man vom Urundiplateau, dem Oſtufer des Tanganyikaſees folgend, nach Süden hinabſteigt, erreicht man die Landſchaften Uvinſa und ſüdlich davon Ukawende (auch Ukawendi und Kawende genannt), deren erſtere ſalzführende Quellen enthält, welche für weite Gegenden Innerafrikas das Salz liefern.

---

*) Durch Afrika von Oſt nach Weſt, Berlin 1895.

Digitized by Google

Südlich von Ukawende erhebt ſich das ſanft wellige, faſt baum- und ſtrauchloſe, aber gut bewäſſerte und fruchtbare Plateau von Ufipa (auch Fipa genannt). Den Süden des Sees umgibt das Hügelland Urungu.

Die zwiſchen den genannten Landſchaften am Oſtufer des Tanganyika und dem Unyamweſiplateau im engeren Sinne liegenden Gebiete Ukonongo und Ugalla ſind noch wenig bekannt und vermutlich zu Unyamweſi zu rechnen.

Zwiſchen dem Nyaſſa und dem Tanganyika dehnt ſich eine Hochfläche aus, die durch den in den Nyaſſa fallenden Sſongwe, ſowie durch den Mkana, einen Nebenfluß des Sſaſſi (auch Sſaiſſi genannt) in einen öſtlichen und einen weſtlichen Teil zerlegt wird. Den öſtlichen Teil bezeichnen wir als das Hochplateau von Unyika, während ſich im Weſten zunächſt das zu 2000 m anſteigende Tſhingambogebirge in der Landſchaft Inyamwanga erhebt, an die ſich weiter weſtlich das etwa 1500 m hohe Plateau von Mambwe (Mambue) anſchließt.

Ölpalme.

Nördlich von dieſem Hochlande verläuft eine grabenartige Einſenkung, welche durch den Rikwaſee ausgefüllt wird. Steil fallen die umliegenden Plateaus (im Weſten beträgt der Abfall des Plateaus von Ufipa etwa 1500 m) zu der etwa 800 m hohen Rikwaebene ab, die den See umgibt und ſich nach Norden und Süden noch weiter fortſetzt*).

Vom Unyikaplateau ſenkt ſich die Hochebene allmählich bis zum Nordende des Nyaſſaſees, erſt in hügeligem Gelände, dann in einer ausgedehnten Ebene, herab. Dieſen Teil des Nyaſſalandes pflegt man als Kondeland zu

---

*) Vergl. Schenck, Die Afrikaforſchung, S. 57.

bezeichnen. Im Kondeland erheben sich die vulkanischen Gebiete des Rungwe (bis 2500 m) und des Kiejobergs (1900 m), von denen namentlich der letztere noch mehrere wohlerhaltene Krater besitzt, die meist durch Seen ausgefüllt sind.

Der Nyassasee, dessen Spiegel etwa 500 m über dem des Meeres liegt, ist tief in eine ungeheure, von Nord nach Süd verlaufende, das innerafrikanische Hochland durchbrechende Erdspalte eingebettet. Das den See umgebende Hochlandgebiet besteht hauptsächlich aus Gneis und Granit, die an einzelnen Stellen von Kohle führenden Schichten der südafrikanischen Karrooformation überlagert werden.

Die Ränder des Grabens fallen zu beiden Seiten steil gegen den See ab. Das Livingstonegebirge, welches im Osten den Absturz des Hochlandes darstellt, erhebt sich bis zu 2500 m, an einzelnen Stellen sogar bis 3000 m. Auf der Höhe ist es eben oder sanft wellig und mit Hochweiden bedeckt. Nördlich von der Senkung des Sees zieht sich das Livingstonegebirge noch weiter nach Nordwesten und geht allmählich in die westlichen Hochländer über. Nördlich von diesem Teile des Gebirges erhebt sich das von Grassteppen und Kulturland bedeckte Hochland von Ubena, das von sanften Erhebungen überragt wird, sowie nördlich davon die Landschaft Ussango (Ussangu).

In dem südlichen Teile Ostafrikas kommt der Gegensatz zwischen Küstenterrasse und Randgebirge, wie schon früher erwähnt, weniger zur Geltung, da der Anstieg mehr allmählich erfolgt. Die bis über 800 m ansteigenden Tafeln des Mwera-, Makonde- und Maviaplateaus, von denen die beiden ersteren durch den Lukuledi, die letzteren durch den Ruvuma getrennt werden, gehören noch zur Küstenterrasse. Sie bestehen aus Gneis mit einer Decke von horizontal gelagerten Sandsteinen. Zwischen der Missionsstation Massassi und dem Mohessifluß, wo die Sandsteindecke fehlt, bildet der Gneis ein Hügelland, mit einzelnen, merkwürdig geformten Bergen. Allmählich steigt das Land zum Wangonilande auf, einem 900—1000 m hohen, leicht welligen, aus Gneis gebildeten Hochland, das von einzelnen hohen Bergen (Matogoroberge etwa 1700 m) überragt wird. Nach Westen hin steigt es noch höher an und erreicht Gipfel bis zu 2000 m, bis wir an den Absturz nach dem Nyassa gelangen.

Da die Oberflächengestaltung für die Bewässerung ebenso wichtig ist wie für die klimatischen, die floristischen, faunistischen und ethnographischen Verhältnisse des Landes, und ihre Gliederung daher der Besprechung dieser Verhältnisse im folgenden zu Grunde liegen wird, so scheint es zweckmäßig, die Grundzüge derselben hier nochmals kurz und schematisch zusammenzustellen.

Wir unterscheiden also:

I. Die Strandzone (rezente Korallenkalke), Steilrand (10—40 m) am Meer, bald unmittelbar an der Küste, bald etwas landeinwärts.

II. Das Vorland oder die Küstenterrasse (jurassische Schiefer und Kalke), steigt kontinuierlich oder in Terrassen nach dem Innern zu an. Hierher gehören von Norden nach Süden:

a) das Panganigebiet, nämlich das Hinterland von Pangani und Tanga,

b) das Wami-Ruvumagebiet, nämlich die Landschaften Usegua, (Gneis, meist in Laterit umgewandelt) mit Ukwere und Udoe,

Digitized by Google

Uſaramo und Oſtukami (Sand und Kalkſteine, meiſt überlagert von Laterit, reichen bis zu den Ulugurubergen) und Khutu.

c) Die Rufijiebene, umfaſſend das Gebiet ſüdlich und unmittelbar nördlich vom Rufiji von der Küſte bis zu den Randgebirgen von Uhehe. Zwiſchen Rufiji und Ulanga die Landſchaft Mahenge, ſüdlich davon Konde.

d) Das Ruvumagebiet, das Hinterland von Kilwa, Lindi und Mikindani. Die bis 800 m anſteigenden Tafeln des Mwera-, Makonde- und Maviaplateaus (Gneis mit Sandſteindecke) reichen bis an den Anſtieg zum Wangoniplateau.

III. Das Randgebirge der Hochebene des Inneren (oſtafrikaniſches Schiefergebirge, Gneis, Granit).

Hierher gehören von Norden nach Süden:

a) Die Gebirgsländer von Uſambara, nämlich das niedrige Oſtuſambara (das Waldgebirge), umfaſſend die bewaldeten Hügel von Bondei (Gneis) und jenſeits des Sigifluſſes die Handeiberge (Gneis), das trennende Luengeratal — das höhere Weſtuſambara (Gneis).

Phönixpalme.

b) Die Gebirgsländer von Unguu (Gneis, nebſt Granit und Glimmerſchiefer), Uſſagara (Gneis) mit dem Rubehogebirge im Süden und Uluguru (Gneis, bis 2500 m hoch).

c) Das Randgebirge von Uhehe im Oſten und Süden, nämlich die Utſhungwe- und Ukalingaberge (Gneis [und Granit, meiſt verwittert zu Laterit, 2500 m), fallen ſteil zur Ulangaebene (2—300 m) ab.

d) Der Anſtieg zum Wangoniplateau ohne eigentlichen Randgebirgscharakter.

IV. Das innere Hochland (Granit, Gneis).

A. Öſtlich vom oſtafrikaniſchen Graben (von Nord nach Süd).

a) Die Maſſaiſteppe (Oſtmaſſai, 11—1500 m, Gneis). Im Kilimandjarograben der Kilimandjaro (ca. 6000 m) und der Meruberg (4462 m).

Daran ſüdlich anſchließend (der Graben verbreitert ſich nördlich von Ugogo):

b) Die Hochſteppe von Ugogo (900 m, im Oſten Gneis, ſonſt Granit, meiſt überlagert von Laterit oder gelblichem Sand).

c) Das Hochplateau von Uhehe (1500 m, Gneis und Granit, meist verwittert zu Laterit).

d) Das Hochland von Ussango (dessen Berge steil zur Ruahaebene abstürzen) im Westen und von Ubena im Südwesten von Uhehe.

e) Das Wangoniplateau im Osten des Nyassa (900—1000 m, Gneis und Granit, an einzelnen Stellen von kohleführenden Schichten der südafrikanischen Karrooformation überlagert) mit den Matogorobergen (1700 m), nach Westen noch weiter ansteigend (Gipfel bis zu 2000 m). Den westlichen Rand bildet das Livingstonegebirge (2500—3000 m), das sich noch weit über den Nordrand des Sees nach Nordosten fortsetzt.

B. Der ostafrikanische Graben und seine Randgebirge. Der Westrand als steile Mauer scharf ausgeprägt, der Ostrand weniger markiert. Im Süden bilden die Berge von Usiomi, Irangi und Ussandaui den Ostrand.

Umfassend von Norden nach Süden:

a) Den Natronsee (Guasso Nyiro); östlich davon der Vulkan Gelei (4000 m), südlich der Doenje Ngai (2000 m).

b) Die Salzseen Lana-ya-Mueri (Manyarasee) und Lana-ya-Sereri; dazwischen Umbugwe (ein alter Seeboden).

c) Die Usiomiberge (2440 m) am Ostrand des Grabens und der Gurnivulkan (3480 m) in der Landschaft Mangati im Westen.

d) Die Gebirgsländer von Irangi nebst Uassi (2100 m, Gneis) mit der südöstlichen Vorlagerung der Burungiberge, sowie von Ussandaui, das schon in das Granitgebiet von Unyamwesi hineinreicht.

C. Westlich vom ostafrikanischen Graben (von Nord nach Süd).

a) Hochplateau von Westmassai (im Süden 15—1700, im Norden bis 2000 m) mit drei Einsenkungen:

α) dem Hohenlohegraben (mit dem Hohenlohesee, 1440 m),

β) dem Bemberegraben (mit dem Eyassi- oder Nyarasasee, 1050 m).

γ) dem Ngorongorokessel (mit dem Ngorongorosee).

Im Norden die Landschaften Meatu, Iraku und zahlreiche Jägervölker; im Süden die Landschaften Iisanju (ein wild zerklüftetes Gebirgsland), Iramba, Turu (Unyaturu) und Usure. Die letztgenannten vier gehören bereits dem Granitgebiet von Unyamwesi an; im Nordosten von Westmassai herrscht dagegen Gneis vor.

b) Das Hochland von Unyamwesi (Granit), von Ugogo durch eine Geländestufe (250 m) getrennt. Weite Hochebenen, überragt von einzelnen Granitbergen, im Westen bis Uha reichend.

Umfaßt die Landschaften Unyanyembe, Missalala, Uisumbwa, Ugalla, Ukonongo, Unanssi u. s. w.

c) Das Viktoriaseegebiet. Der See ein flaches Becken (1200 m über dem Meere), nicht die Ausfüllung eines Grabens.

Digitized by Google

38°
40°
Übersichtskarte
von
DEUTSCH-OSTAFRIKA.
Maaßstab 1 : 5000000.
Höhen in Metern
Stationen der Schutz- und der Polizeitruppe sind unterstrichen
2°
4°
Kwa M
Ikhangi
Kimaschera
Kiwungu
Kirungu-Ussambara
Kirungu-Usambara
Kwa-Mkuu
Mkuu
Kwa-Mkuu
Mkuu
Kwa-Mkuu
Mkuu

Das im Südosten, Süden und Südwesten angrenzende Gelände zerfällt in zwei geologisch-orographisch scharf getrennte Hälften, und zwar

a) Südöstlich vom Steilabfall der Grenzlinie Uſiambiro-Uſinwi (250–300 m); die Landſchaften Ugaia (Kawirondo), Uihaſhi (mit den Inſeln Ukerewe und Ukara), Uſſukuma und Uſindja (faſt ausſchließlich Granit). Weite Ebenen von einzelnen Kuppen überragt.

D. β) Weſtlich von demſelben Steilabfall das Kageraplateau (oder das Zwiſchenſeengebiet) zwiſchen dem Nyanſa und dem Tanganyika. Umfaßt die Landſchaften Uſiba, Karagwe (13–1600 m), Mpororo, Ruanda (1800–2300 m), Uſſuwi und Urundi (2500–3000 m). Wellige Ebene, von vielen tiefen Tälern durchſchnitten. Beſtehend aus ſteil aufgerichteten Quarziten, Sandſteinen, Tonſchiefern, Glimmerſchiefern, in Ruanda auch aus Gneis. — Dazwiſchen hie und da Granit und Diorit.

E. Das zentralafrikaniſche Randgebirge am Oſtrande des Tanganyikagrabens und die unmittelbar öſtlich davon gelegenen Landſchaften (von Nord nach Süd). Im Weſten gehen dieſe Hochebenen in die Unyamweſiplatte über. — Gneis und Granit ſowie kriſtalliniſche Schiefer, in Urungu, Ukawende (Kawende) von Sandſtein überdeckt. Im Süden auch Porphyr.

a) Das Tafelland Uvinſa (mit Salzquellen), im Norden an das ſich in Urundi allmählich ſenkende Kageraplateau angrenzend.

b) Das Tafelland Ukawende (auch Ukawendi, Kawende).

c) Das Tafelland Uſipa.

d) Das Hügelland Urungu am Südende des Tanganyika.

F. Der Tanganyika- (zentralafrikaniſche) Graben, im Oſten ſteil abfallend. In demſelben liegen von Nord nach Süd:

a) Die Virungavulkane.

b) Der Kiwuſee.

c) Der Tanganyikaſee (Spiegel 800 m über Meereshöhe, 650 km lang, 70 km größte Breite, 2–300 m tief).

G. Das ſüdliche Zwiſchenſeenplateau (zwiſchen Tanganyika und Nyaſſa). Gneis und kriſtalliniſche Schiefer. Von Nordweſt nach Südoſt folgen aufeinander:

a) Das Plateau von Mambwe (Mambue, 1500 m).

b) Das Iſhingambogebirge (2000 m) in der Landſchaft Iwanamwanga.

Dann, durch Sſongwe und Mkana abgetrennt:

c) Das Unyikaplateau.

Im Norden dieſes Hochlandes eine grabenartige Einſenkung.

d) Der Rikwagraben mit dem Rikwaſee.

H. Der Nyaſſagraben, eine nordöſtlich laufende Bruchſpalte. Oſtrand: Livingſtonegebirge (i. o. IV, A, c).

In demſelben liegen von Nord nach Süd:

a) Die Kondeebene am Nordende des Sees, allmählich durch hügeliges Gelände bis zur Höhe des Hochplateaus anſteigend.

mit den vulkaniſchen Erhebungen des **Rungwe** (2500 m) und des **Kiejoberges** (ca. 1900 m).

b) Der **Nyaſſaſee** (Spiegel ca. 500 m über Meereshöhe, ſehr tief).

7. Die Bewäſſerung

Das Schutzgebiet iſt reich an Seen und anderen **ſtehenden** Gewäſſern. Überall in den großen Bruchſpalten finden ſich größere und kleinere Waſſerbecken eingebettet, ſo im zentralafrikaniſchen Graben der **Tanganyika-** und der **Kiwuſee**, im Nyaſſagraben der **Nyaſſaſee**, im oſtafrikaniſchen Graben der **Natronſee**, ſowie der **Laua-ya-Mueri** und der **Laua-ya-Sereri**, in der Kilimandjaroſpalte der **Djipeſee**, im Bemberegraben der **Eyaſſiſee**, im Hohenlohegraben der **Hohenloheſee**, im Rikwagraben der **Rikwaſee** und mancherlei Gewäſſer in den Spalten des Zwiſchenſeengebietes. Dazu kommen ferner viele kleinere Kraterſeen, wie zum Beiſpiel im alten Krater des **Kiejoberges** im Kondelande. Auch der **Djalaſee** am Kilimandjaro iſt ein ſolcher ehemaliger Krater.

Raphiapalme.

Der vulkaniſche Urſprung dieſer Seen zeigt ſich noch in dem mehr oder weniger ſtarken Salzgehalt einzelner derſelben, wie beſonders des Natronſees und des Eyaſſiſees. Auch das Waſſer des Tanganyika hat einen leicht ſalzigen Geſchmack.

Neben dieſen vulkaniſchen Bildungen in den Bruchſpalten iſt noch das ungeheure, aber verhältnismäßig flache Becken des **Viktoriaſees** (**Nyanſa**) an der Nordgrenze des Schutzgebiets und der keſſelförmige **Ngorongoroſee** in Weſtmaſſailand zu erwähnen. In Ugogo deuten an einzelnen Stellen hellgraue Mergel und rezente Kalke auf ausgetrocknete Seen hin.

Was die fließenden Gewäſſer anlangt, ſo bildet das oſtafrikaniſche Randgebirge die Waſſerſcheide zwiſchen den Zuflüſſen des Indiſchen Ozeans und denen der zentralafrikaniſchen Binnenmeere. Die am Indiſchen Ozean mündenden Flüſſe entſpringen zum großen Teile auf dem oſtafrikaniſchen Schiefergebirge. Ihr Lauf iſt daher um ſo länger, je mehr man nach Süden kommt, wo das Vorland bekanntlich tiefer in das Schutzgebiet hineinreicht. Einige der größten Flüſſe, wie der Wami, der Kingani, der Rufiyi und der Ruvuma, kommen vom inneren Hochland herunter und eilen, das Randgebirge in weiten maleriſchen Tälern durchbrechend, der Küſte zu. Eine beſondere Stellung nimmt der Pangani ein, der in einer Bruchſpalte vom Kilimandjaro herabſtrömt.

Raphiapalme.

Die terraſſenförmige Geſtaltung der Vorlandzone bringt es mit ſich, daß die meiſten der hierher gehörigen Ströme ein ſtärkeres Gefälle, ſowie zahlreiche Schnellen und Waſſerfälle aufweiſen und daher nur mit Einſchränkungen ſchiffbar genannt werden können. Je mehr das Randgebirge im Süden zurücktritt, um ſo weniger machen ſich dieſe Übelſtände bemerkbar. Der Rufiyi, länger als der Rhein (er nimmt den Ulanga und den Ruaha auf), wird nach einigen Verbeſſerungen faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung befahren werden können.

Das wenig bewäſſerte Hochland iſt teils abflußlos, teils ſendet es ſeine Gewäſſer nach den drei großen Seen. In der Trockenzeit führen dieſe Flußläufe oft nur wenig Waſſer. In den Nyanſa fallen beiſpielsweiſe der Simiyu, der Moame, der Lohugati und der Kagera mit ſeinen Zuflüſſen. Dem Tanganyika ſind der Mlagaraſſi (mit dem Sſindi, Gombe, Wala und dem Ugalla), ſowie der aus dem Kiwuſee ſtrömende Ruſſiſi tributpflichtig. Der Sſongwe und der Ruhuhu eilen dem Nyaſſa zu.

Nach dieſer allgemeinen Überſicht über die Bewäſſerung des deutſch

oſtafrikaniſchen Schutzgebietes wenden wir uns nunmehr zur eingehenderen Beſprechung der bedeutenderen Seen und Ströme.

Der Tanganyika (beſſer Tanganika) bildet die Grenze zwiſchen unſerem Schutzgebiete und dem Kongoſtaat. Seine Länge beträgt etwa 650 km und ſeine größte Breite gegen 70 km. Dabei beſitzt er bedeutende Tiefen (200 bis 300 m). Die Tafelländer zu beiden Seiten des Sees, deſſen Spiegel eine Meereshöhe von etwa 800 m hat, ſteigen ſtellenweiſe bis zu 2000 m empor. Das Waſſer hat nach Reichards Unterſuchungen, die allerdings von anderer Seite beſtritten werden, einen ſchwach ſalzigen Geſchmack. Die Zuflüſſe des Sees ſind oben bereits erwähnt. In dem Lukuga beſitzt der Tanganyika einen periodiſchen Abfluß zum Kongo. Seit den ſechziger Jahren hat der See mehrfach Veränderungen in ſeinem Waſſerſtand erfahren. Während der Seeſpiegel damals im Steigen begriffen war, zeigte er in den ſiebziger und achtziger Jahren eine allmähliche Abnahme, die aber neuerdings zum Stillſtande zu kommen, ja ſogar wiederum in ein Steigen des Waſſers umzuſchlagen ſcheint.

Die Erforſchung des Sees iſt infolge ſeiner zentralen Lage ſowohl von Oſten wie auch von Süden her in Angriff genommen worden.

Betelnußpalme.

Den älteren Reiſen von Burton und Speke (1858), David Livingſtone (1867–1873), Stanley (1871–1877), Cameron (1874) ſchloß ſich ſeit 1878 eine rege Forſchungstätigkeit im Gebiete des Tanganyika an. Unter den engliſchen Miſſionaren, die ſich damals in Udjidji befanden, hat in erſter Linie E. C. Hore lange Jahre hindurch die Umgebung des Sees eifrig erforſcht*).

In den folgenden Jahren waren mehrere von den nationalen Komitees der Internationalen afrikaniſchen Geſellſchaft ausgerüſtete Expeditionen am See tätig. Die Belgier, welche im Jahre 1879 in Karema eine Station errichteten, betrieben von dort aus ihre Unterſuchungen. Der Franzoſe Abbe Debaize erforſchte den nördlichen Teil des Sees (1879). In demſelben Jahre drangen die Engländer Joſ. Thomſon und J. Stewart vom Nyaſſa her zum Tanganyika vor. Auch die deutſchen Forſcher Dr. Böhm, Dr. Kaiſer und Paul Reichard**) haben vom Unyamweſi aus den Tanganyika beſucht. H. v. Wißmann berührte den See gelegentlich ſeiner beiden Durchquerungen, wie auch auf ſeiner Dampferexpedition 1893. Im Jahre 1896 ſtudierte E. S. Moore die Fauna des Sees. Viele andere Forſcher haben den Tanganyika auf ihren Reiſen teilweiſe kennen gelernt. Erſt im Jahre 1896 wurde die deutſche Station Udjidji von Hauptmann Ramſay begründet, der daſelbſt zwei Jahre verweilte und die nördlich und ſüdlich davon gelegenen Landſchaften bereiſte. Den unteren Lauf des Mlagaraſiſfluſſes erforſchte Leutnant Fonck II. im Jahre 1896.

Reichard ſchildert die Oſtküſte des Sees folgendermaßen:

Die ganze Küſte des Sees iſt wenig gegliedert. Einen wirklich guten

---

*) Sein Werk: Tanganyika. Eleven years in Central-Africa. London 1892.

**) Siehe beſonders: P. Reichard, Deutſch-Oſtafrika. Leipzig 1892, S. 387.

Hafen hat man bis jetzt noch nirgends gefunden. Alle Buchten und Flußmündungen ſind dem Wellenſchlag und Wind ausgeſetzt und da, wo Inſeln im See liegen mit hinreichend tiefem Waſſer, geſchützt gegen Seegang und Sturm, wie zum Beiſpiel bei Kirandu in Ufipa, liegen dieſelben zu weit vom Lande ab und dorthin iſt das Ufer flach oder die Küſte hoch und ſteil.

Der Tanganyika iſt von zu großer Ausdehnung, als daß man ihn landſchaftlich im ganzen aufzufaſſen vermöchte. Er macht im allgemeinen den Eindruck eines Meeres, beſonders da, wo die gegenüberliegende Küſte nicht zu ſehen iſt, und erinnert vielfach in der Küſtenanſicht an die Oſtſee, iſt aber bedeutend ſchöner als dieſe. Bei klarem Himmel iſt das Waſſer von wunderbar tiefblauer Farbe. Es iſt ein intenſives, tiefes Azurblau, wie es ſelbſt der Indiſche Ozean nicht zeigt. Wenn der heftige Südoſtpaſſat vom Mai bis Ende Oktober über die Rieſenwaſſerfläche mit großer Stärke und konſtanter Kraft dahinweht, ſo wird der ganze See aufgewühlt und mächtige Wogen von 2 m Höhe, was auch für das Meer ſchon eine ganz bedeutende Dünung iſt, rollen in majeſtätiſcher Gleichmäßigkeit dahin, brechen ſich brüllend und dröhnend an den hohen Felsgeſtaden, werfen haushoch weißen Giſcht an ſcharfen Felſen in die Höhe, daß die Waſſermaſſen praſſelnd und plätſchernd niederſauſen oder in Regenbogenfarben in der Sonne zerſtäuben. Oder ſie rollen in mächtigem Schwall rauſchend den flachen Sandſtrand hinauf, um ſich donnernd zu überſchlagen, eine weit hinter der anderen in 30—40 m Entfernung ſich folgend. Da, wo heftige Brandung ſteht, iſt es in dem Gebrauſe der ſtürzenden Waſſer unmöglich, die menſchliche Stimme zu vernehmen, und nur der ſchrille Pfiff der Möwe übertönt das Geräuſch, ein Vogel, der dem Nyaſſa fehlt, welcher See überhaupt lange nicht den meerartigen Eindruck des Tanganyika macht. Wehe dem Schiffer, der jetzt in den gebrechlichen Fahrzeugen der Eingeborenen ſich hinauswagen wollte in den brandenden, weißſchäumenden See, oder wenn er zur Regenzeit in einen Sturm gerät und heulende Böen über den See dahinfliegen, Welle auf Welle auftürmend, und ein furchtbarer Regen im Gewitter niederpraſſelt. Blitz auf Blitz fährt hernieder und die Stimme des Donners rollt drohend in den tiefſchwebenden Wolken. Dann nimmt das Waſſer eine unheimlich dunkle Farbe an, und die weißen Wellenkämme leuchten geſpenſtiſch, doch nicht ſo wie auf dem Meere, denn Meeresleuchten gibt es auf dem Tanganyika nicht. Eigentümlich melancholiſch ſieht der See aus bei trübem Wetter zur Zeit der Regen. Tief hängen die regenſchwangeren Wolken

Dracaena.

auf dem Waſſer, das wie Öl ruhig liegt oder nur von leichtem Seegang bewegt iſt. Die Bergesgipfel ſind verhüllt, der Wald ſieht faſt ſchwarz aus, und in trübem Licht erſcheint der Strand oder die Landſchaft, bis der Regen niederplätſchert und nur kleine Stücke des Sees noch ſichtbar bleiben. Die Ferne verſchwindet in grauen Wolken, Nebel und Regen.

Pandanusbaum.

Dann ſieht man auch wohl hie und da in der Ferne eine Waſſerhoſe oder mehrere hintereinander über den See hinſauſen, entſtehen und wieder zuſammenſinken. Von unbeſchreiblicher Schönheit ſind oft Sonnenaufgang und -untergang am Tanganyika, der Himmel in allen Regenbogenfarben ſpielend, deren Reflex im Waſſer. Eine Mondnacht auf dem Tanganyika ſucht an Romantik ihresgleichen. Die Küſte iſt von denkbarſter Verſchiedenheit. Flacher Sandſtrand, mit Schlinggewächs überwuchert, Lagunen, Hinterwaſſer und Tümpel, Gras und Binſen, im Hintergrund Boraſſus- und Hyphänepalmenbeſtände, undurchdringliche Schilfdickichte, 6—7 m hoch, Ambatſchwälder mit Schlingpflanzen durchwuchert. Die Stämme dieſes ſonderbaren Gewächſes erreichen eine Höhe von 10—12 m, haben am Boden manchmal faſt Leibesumfang und laufen ſich ſchnell verjüngend ſpitz zu. Das ſchwammige Holz iſt ſo leicht, daß man einen ſolchen Stamm wie eine Feder, ohne Anſtrengung mit geſtrecktem Arm, in der Mitte gefaßt, hinaushalten kann, ein höchſt drolliger Anblick. Die Negerſtämme am Nil fertigen ſich Flöße daraus. Am Tanganyika, wo es übrigens nicht überall vorkommt, wird Ambatſch nicht dazu verwendet, ſondern nur an den Seiten des Kahnes angebracht, um das Spritzwaſſer abzuhalten. Der flache Strand iſt der Tummelplatz unzähliger Waſſervögel. Reiher, Störche, Nimmerſatte, Ibiſſe, Mygtheria senegalensis, Enten in fünf bis ſechs Arten, Strandläufer, Flamingo und Pelikane. Der Schreiadler fehlt ebenſowenig wie Eisvögel, darunter einer an der Weſtküſte des Sees von der Größe einer Taube. An Stellen, wo Bäche in den See fließen, wo algenartige Waſſerpflanzen in Menge vorhanden ſind, da herrſcht auch ein enormer Fiſchreichtum; an ſteilen Felſenküſten ſind faſt gar keine Fiſche zu finden. Dort, wo es Fiſche gibt, findet man auch eine Menge greulicher Krokodile in oft ungeheuren Exemplaren von 4 ſelbſt 5 m Länge. Daß dieſe ſcheußlichen Tiere nicht nur von Fiſchen leben, beweiſen ſie, wenn ſie hie und da einen Menſchen wegſchnappen, wie es einem Diener Reichards paſſierte. Sogar an ihrem eignen Fleiſch und Blut finden ſie Geſchmack.

Digitized by Google

Reichard ſchoß am Tanganyika ein Krokodil von 3 m Länge, welches ein anderes Krokodil von 1,7 m Länge zuſammengerollt in ſeinem Magen hatte, denſelben vollſtändig ausfüllend.

Der Behemot, das Nilpferd, fehlt natürlich auch nicht, iſt aber verhältnismäßig wenig zahlreich. Es wird wahrſcheinlich zu viel gejagt, liebt vielleicht auch im allgemeinen nicht das bewegte Waſſer. Die Nilpferde des Tanganyika ſind ſehr gefährlich und greifen gern Boote an, beſonders die Weibchen, wenn ſie Junge haben.

Im ganzen empfängt man an der Küſte wenig den Eindruck eines tropiſchen Gewäſſers. Überall finden wir dieſelbe Vegetation wie landeinwärts, der Pori reicht bis zum Waſſer heran und Palmen finden ſich nur an vereinzelten Stellen. Nirgends iſt eine größere Üppigkeit zu bemerken. Auch die Sumpfniederungen und Ufer der Bäche zeigen kein anderes Bild wie das im Lande gewohnte. Dennoch iſt es ein ſchöner, großartiger See, und mancher herrliche Blick tut ſich auf, wo groteske Berge ihr Haupt erheben, wie bei dem ſtürmiſchen Kap Kabogo in der Mitte der Oſtküſte.

Dumpalme.

Dort wohnt auch ein mächtiger Mſimu oder Geiſt des Sees, Kabogo. In dieſer Gegend hört man faſt das ganze Jahr über zuweilen donnerartiges, dumpfes Rollen, ohne daß Gewitterwolken zu ſehen wären.

Es iſt dies nur damit zu erklären, daß bei dem dortigen 1500 m hohen Tongwaberge faſt immer Gewitterbildungen ſtattfinden mögen.

Der Kiwuſee, vom Grafen Goetzen im Jahre 1894 entdeckt, iſt erſt in neuerer Zeit durch die Forſchungen des Dr. Richard Kandt näher bekannt

geworden*). Auf der Sohle des zentralafrikaniſchen Grabens, aber noch immer in ca. 1500 m Seehöhe liegt zwiſchen dem Tanganyika- und dem Albert Edwardſee der Kiwuſee, deſſen Abfluß, der Ruſſiſi, in das Nordende des Tanganyika mündet. Seine Zuflüſſe erhält er durch zahlreiche kleinere Waſſerläufe, von denen der am Südoſtufer mündende Kalundura der größte iſt. Das vulkaniſche Nordufer iſt ſehr waſſerarm; nur am Weſt- und Oſtzipfel tritt je ein größerer Bach ein, im übrigen entſendet die nahe Vulkangruppe nur periodiſche Gerinnſel. Im Norden ſteigt das Ufer als zum Teil noch nackte Lavafläche, von einzelnen kleineren vulkaniſchen Hügeln unterbrochen, noch ca. 20 km langſam an. Auf der Lavafläche baut ſich das mächtige Maſſiv des ſtets rauchenden Niragongwevulkans auf. Da zwiſchen dem Niveau des Kiwuſees und dem des Tanganyika ein Unterſchied von faſt 700 m beſteht, ſo muß der Ruſſiſifluß ein außerordentlich ſtarkes Gefälle haben.

Wahehe.

Charakteriſtiſch für den See ſind beſonders die Zerriſſenheit ſeiner Ufer und die große Zahl der von ihm eingeſchloſſenen Inſeln (mehr als hundert). Auffallend iſt ferner das Fehlen von Krokodilen und Nilpferden; auch ſonſt weicht der See in tiergeographiſcher Beziehung weſentlich von anderen afrikaniſchen Gewäſſern, insbeſondere dem Tanganyika und dem Albert-Edwardſee ab. Der Boden ringsum beſteht hauptſächlich aus ſtarkem, in die Tiefe gehendem, rotem Laterit oder ſchwarzer Humuserde. An den Waſſerläufen befindet ſich faſt überall gelber oder ſchwarzbrauner Ton. Vielfach iſt der Boden mit Glimmer durchſetzt, namentlich in den höheren Lagen. Eine weiße Linie, die ſich um das ganze Seeufer und um die Inſeln herumzieht und nur ſelten von Sandufer unterbrochen wird, iſt nackter Fels. Auf der Landzunge, die die beiden großen ſüdlichen Buchten des Kiwuſees voneinander trennt, hat Dr. Kandt im Schatten prächtiger alter Sykomoren eine klimatologiſche Beobachtungsſtation eingerichtet, die bereits günſtige Ergebniſſe aufzuweiſen gehabt hat.

Der Nyaſſaſee iſt ſeit dem Jahre 1859 bekannt, wo er faſt gleichzeitig von D. Livingſtone und A. Roſcher entdeckt wurde.

Die Erforſchung des Sees datiert vom Jahre 1885, als die Miſſionsſtation Livingſtonia am Weſtufer begründet wurde.

Sie knüpft ſich hauptſächlich an die Namen Dr. Laws, E. D. Young, James Stewart, Kapitän Elton, B. H. Cotterill, J. Stevenſon, W. P. Johnſon, H. Drummond. Im Jahre 1879 beſuchte Joſ. Thomſon die Landſchaften im Norden des Sees.

---

*) Vergl. deſſen Karte des Kiwuſees, ſowie den Verſuch einer Monographie des Kiwuſees und ſeiner Umgebung als Begleittext zu derſelben von A. v. Bockelmann im 12. Heft des 3. Jahrganges der Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft.

Nachdem der nördliche und öſtliche Teil des Nyaſſa in deutſche Hände gelangt war, ließen ſich deutſche Miſſionare im Kondelande nieder, unter denen beſonders Miſſionsſuperintendent A. Merensky ſich um die Erforſchung des Landes Verdienſte erworben hat. Im Jahre 1892–1893 brachte Wißmann einen Dampfer (den Hermann v. Wißmann) auf den See, und begründete die Station Langenburg. Auch die Expedition des Gouverneurs v. Schele hat durch die geographiſchen Aufnahmen von Ramſay und die geologiſchen Beobachtungen von G. Lieder manche Aufklarung über die deutſchen Nyaſſaländer gebracht. In neuerer Zeit haben Dr. Kerr Croß und Bergaſſeſſor W. Bornhardt das Nyaſſaſeegebiet bereiſt und der letztere beſonders in geologiſcher Beziehung gearbeitet. Die Aufnahmen von Ramſay, Meyer und Merensky hat R. Kiepert zu einer Karte von Deutſch-Kondeland im Maßſtabe von 1 : 150000 verarbeitet*).

Der Nyaſſa iſt 400 km lang und ſeine Breite beträgt da, wo ſie am größten iſt, ca. 70 km. Seine Waſſerfläche bedeckt ca. 27000 qkm. 500 m über dem Meere gelegen, beſitzt der See im Süden bedeutende Tiefen, während er im Norden flacher iſt. Steil ſteigen die Ufer zu beiden Seiten auf, namentlich im Oſten; nur das Kondeland im Norden iſt flach und ſteigt erſt zur Hochebene allmählich an. Ausgedehnte Sandbänke ſind dem nördlichen und nordöſtlichen Ufer vorgelagert, was ſich daraus erklärt, daß hier von ſechs Strömen dem See Maſſen von Sand und Geröll zugeführt werden. Herrlich iſt die blaue Färbung und die durchſichtige Klarheit des Waſſers, das auch geſund und angenehm von Geſchmack iſt. Der See iſt fiſchreich, daher es an ſeinen Ufern nicht an Fiſcherdörfern fehlt. Krokodile ſieht man ſelten; ſie lieben es nicht, ſich in ſo hellem, klarem Waſſer aufzuhalten, da es ihnen in ſolchem ſchwer wird, Beute zu machen. Wo ſich Sümpfe an den Ufern finden, hauſen zahlreiche Nilpferde. Nach den Unterſuchungen von Merensky**) iſt die Frage, ob der Waſſerſtand des Sees, wie man angenommen hatte, im Abnehmen begriffen iſt, dahin zu beantworten, daß er ſich vermutlich ſeit Jahr-

Graf Goetzen, Dr. Erhardt und drei Waſſangu.

---

*) v. Danckelmanns Mitteil., 1895, S. 153 und Karte 2.
**) Deutſche Arbeit am Nyaſſa, S. 79–80.

tausenden unverändert auf seiner jetzigen Höhe erhalten hat. Freilich steigt er alljährlich in der Regenzeit, bis er etwa im April und Mai seinen höchsten Stand erreicht, um dann wieder vom Juni an zu fallen. Im November und Dezember ist er am niedrigsten. Der Unterschied zwischen dem höchsten und dem tiefsten Wasserstande beträgt aber nicht mehr als 1 m.

Der Manyarasee, von Dr. Oskar Baumann entdeckt, ist ein Salzsee. Weiße Krusten bedecken die lehmigen Ufer, doch zeigen (nach Baumann) Schneckenschalen und ungeheuere Schwärme von Flamingo und Silberreihern an, daß er reiches tierisches Leben enthält. Längs des Westufers zieht sich ein flacher, sandiger Wiesenstreifen hin, worauf dichte Wald- und Unterholzvegetation bis zum nahen Fuß des Abfalls reicht, der teils bewaldet, teils hoch begrast ist. Mehrere klare Bäche entströmen den Bergen und münden in den See. Das jenseitige Ufer des Manyarasees ist flach und wüstenhaft. Im Nordosten ragt der langgestreckte Simongoriberg auf. Im Norden sieht man den abgestutzten Kegel des Gelei und in der Ferne den Doenje Ngai. Der See selbst erscheint stellenweis wie gefroren durch die glänzenden Salzschichten, die auf den Sandbänken aufliegen.

Auch die Entdeckung des Eyassisees ist Baumann zu verdanken. Der Eyassisee (1050 m), der den nördlichen Teil des Bembereграbens einnimmt, besitzt einen dem Manyara ähnlichen Charakter, aber sandige und völlig vegetationslose Ufer. Er enthält ebenfalls scharfes und untrinkbares Wasser, muß aber dennoch, gleich dem Manyara, Tierleben beherbergen, da zahlreiche Wasservögel seine Fläche beleben. In trockenen Jahren mag der sehr seichte Eyassi einschrumpfen, trocknet jedoch nach Baumanns Aussage niemals völlig oder auch nur erheblich aus und überschwemmt zur Regenzeit weite Gebiete. Der Eyassi ist das Sammelbecken jener Wasserläufe Unyamwesis, die dem Bembereсystem angehören.

Die Rikwaspalte wird nur zum Teil vom Rikwasee ausgefüllt und setzt sich nach Norden und Süden noch weiter fort. Bei einer Länge von etwa 100 km ist der Rikwasee, der graues, schmutziges Wasser enthält und nicht sehr tief zu sein scheint, 20–30 km breit. Die jährlichen Niveauschwankungen sind beträchtlich. In der Regenzeit sind weite Strecken überschwemmt und versumpft, welche sonst trocken liegen. Obwohl die Rikwaebene, die den See umgibt, immer noch 800 m hoch liegt, so ist die Tiefe der Spalte sehr beträchtlich.

Der Rikwasee wurde 1880 von J. Thomson und H. H. Johnston, in neuerer Zeit 1894 von entdeckt und dann 1882 von Dr. E. Kaiser, der W. H. Nutt, 1897 von Langheld, v. Elpons dort seinen Tod fand, 1899 von Dr. Kerr Cross Wallace und Ramsay besucht.

Während die bisher geschilderten Seen insofern einen gemeinsamen Charakter tragen, als sie sämtlich in größere oder kleinere Geländebrüche eingebettet sind, stellt sich der Viktoriasee (auch Nyansa genannt), dessen Spiegel etwa 1200 m über dem des Meeres liegt und der ein Gebiet von der Größe des Königreichs Bayern bedeckt, als die Ausfüllung eines großen flachen Beckens dar, dessen Westküste wenig gegliedert ist, dessen übrigens flache Ufer aber sonst durch viele größere und kleinere Einbuchtungen, zum Beispiel den Speкegolf, den Mwansa- und den Emin Paschagolf, zerrissen sind. Dieser Unterschied in der Ufergestaltung hat seinen Grund in der auf Seite 347 geschilderten verschiedenartigen geologischen Formation der anliegenden Gebiete.

Der See ist außerordentlich inselreich. Die großen Inseln Ukerewe und Ukara im Osten sind geologisch als die Fortsetzung der weit in den See

Digitized by Google

hineinragenden Ushashihalbinsel anzusehen. Über die Tiefenverhältnisse des Sees liegen außer einigen Messungen Stanleys, die bis zu 580 Fuß ergaben, nur solche aus den der Küste benachbarten Teilen vor. In der Nähe der Steilufer, wie im Westen, sowie in der Bucht von Unyamwesi und an manchen Stellen im Spekegolf finden sich Tiefen von mehreren Metern dicht am Ufer, während anderseits, namentlich an der Mündung der Flüsse, oft genug die Flachküsten sich noch eine Strecke weit als Untiefen unter Wasser fortsetzen.

Während der See im Süden und Osten nur unbedeutende Zuflüsse empfängt, wie den Simiyu und den Moame, nimmt er im Westen den Kagera auf.

Auch der Spiegel des Viktoriasees zeigt Niveauveränderungen. Seit 1878 fiel der Spiegel um 1 m, ist aber seit 1890 wieder im Steigen begriffen.

J. H. Speke entdeckte den See am 3. August 1858 und stellte auf einer zweiten Reise (1860–1864) zusammen mit J. A. Grant die Zugehörigkeit desselben zum Quellgebiete des Nils fest. Im Jahre 1875 führte H. M. Stanley eine neue Aufnahme des Sees aus. Den Norden erforschten seit 1877 besonders britische Missionare. Die größeren Expeditionen nach dem Nordwesten des Schutzgebietes, wie sie in Kapitel 2 geschildert sind, berührten meist auch den Viktoriasee. Wertvoll sind auch die Antisklavereiexpeditionen für die Erforschung des Sees gewesen. Weitere Beiträge zur Kenntnis des Sees und seiner Umgebung haben geliefert A. Kindermann; die deutschen Offiziere Hermann, Langheld, Richter, v. Kalben, Ramsay und Oberstleutnant v. Trotha, der englische Forschungsreisende Scott Elliot (A Naturalist in Mid-Africa. London 1896), der Franzose Decle und die Missionare P. Brard und Capus.

Da das Vorland sich als flache Ebene ziemlich weit ins Innere hinein erstreckt, so legen die Küstenflüsse die letzte Strecke ihres Weges meist trägen Laufes zurück und bilden nicht selten Deltaanschwemmungen, deren bedeutendste dem Rufiji angehört. In zahllosen lagunenartigen Gebilden mischen sich Fluß und Meer zu Brackwasser, dem Standorte der sonderbaren Mangroven.

Der Umba ist nach Baumann, dessen Schilderung wir hinsichtlich der Küstenflüsse im nordöstlichen Gebiet uns anschließen, eine echter Steppenfluß, der mit starker Wassermenge bei Mlalo aus den Usambarabergen tritt, ansehnliche Quellarme empfängt, aber im langen Laufe durch die dürre Steppe (Nuika) sehr an Wasser einbüßt und daher bei seiner Mündung unweit Wanga als ärmliches Bächlein anlangt. Im Vorland ist er kaum 6 m breit und kann durchwatet werden. Nordöstlich von Usambara und zu beiden Seiten des Paregebirges versiegen so zahlreiche Bäche im Gelände, daß in diesem Teile Ostafrikas fast mehr Wasser in die Steppe als ins Meer mündet.

Das südlich vom Umba liegende Digoland wird nur von Regenschluchten durchzogen. Zu letzteren gehört der Membasi, der den von zahlreichen Fischen und Krokodilen bewohnten Sarusumpf bildet, sowie der Kombe und Adongo.

Das mächtige Waldland des östlichen Usambaras entwässert der Sigifluß, ein wasserreiches, tief eingerissenes, von Felsbanken durchsetztes Gewässer, das bei Tanga in die See mündet. Im ganzen Vorland bildet der Fluß eine Fortsetzung von Kataraften und durch Steindämme abgedämmten, langsam fließenden tümpelartigen Stellen, so daß er für die Schiffahrt völlig unbenutzbar ist. In der Regenzeit pflegt er stark anzuschwellen. Ein ähnliches Bild zeigt in kleinerem Maßstabe der Mkulumusi.

Der Hauptfluß aber, der das ganze nordöstliche Gebiet durchschneidet, ist der Pangani oder Ruvu. Er wird von den Gletschern des in die Regionen ewigen Eises hinaufragenden Kilimandjaro gespeist. Der bedeutendste seiner Quellflüsse ist der am Ostabhange des Berges entspringende und im Oberlauf ein weites Sumpfgebiet durchströmende Lumi. Südlich des Kilimandjaro

niederung durcheilt der Pangani wüstenartige Steppengebiete und tritt erst bei Buiko wieder in bewohntes Land. Während der Fluß beim Verlassen der Kilimandjaroniederung etwa 40 Schritte breit, reißend und von einzelnen Inseln durchsetzt ist, verengt er sich in der Steppe bis auf etwa 20 Schritte, nimmt aber an Tiefe zu. Von Aruscha bis Maurui nimmt er kleinere Nebengewässer auf. Von Stromschnellen (die bis Maurui nicht vorkommen) durchsetzt, eilt er seiner Vereinigung mit dem Mkomasi zu.

Der letztere sammelt seine Wasser im südlichen Paregebirge und ist in seinem ganzen Laufe bei sehr geringem Gefälle sumpfig. In viele Arme geteilt, bildet er den salzigen Mangasee und empfängt aus dem südwestlichen Usambara außer anderen Nebenbächen den Mombo.

Auch nach seiner Vereinigung mit dem Mkomasi behält der Pangani in felsigem, inseldurchsetztem Bett den Charakter eines kräftigen Bergstromes, bildet den dreiarmigen Panganifall und tritt bei Tshogwe ins Mündungsgebiet ein, um in vielgewundenem Laufe die Bucht von Pangani zu erreichen. Während der Pangani von Süden her einen Zufluß überhaupt nicht empfängt, nimmt er rechts bei Korogwe die eigentliche Hauptader Usambaras, den Luengera auf, der oberhalb Bumbuli entspringt, südwärts ein weites Tal durchfließt und mehrere unbedeutende Nebenflüsse aufnimmt.

An der Mündung ist der Pangani so breit, wie die Donau bei Wien. Die Tiefe des Unterlaufes ist sehr ungleich, da die Spitzen der Krümmungen stark abflachen, während in der gegenüberliegenden Rinne viel Wasser ist. Doch können Daue und ganz kleine Dampfer bei Flut immerhin bis Tshogwe kommen. Der Pangani ist deswegen wirtschaftlich von besonderer Wichtigkeit, weil das Tal desselben einen bequemen Zugang einerseits nach dem Kilimandjaro und anderseits durch die Massailänder nach dem Viktoriasee darstellt.

Useguha hat eigentlich fließende Gewässer überhaupt nicht. Die zahlreichen Regenschluchten dieses Landes vereinigen sich im Msangasi, einer meist trockenen Rinne, die bei Kipumbwe die See erreicht. Erst weiter westlich, in Ungun trifft man spärlich fließende Gewässer, die Quellarme des Lukigula, der bereits zum Wamigebiet gehört.

Der Wami entsteht aus dem Zusammenfluß des Ualle, des Hauptflusses von Ungun und des von Südwest kommenden Mukondokwa. Der Ualle soll niemals austrocknen. Rechts nimmt der Ualle eine Reihe von klaren, in engen Tälern zum Teil mit Wasserfällen herabfließenden Bergbächen und einen aus den südlichen Vorbergen von Ungun kommenden Nebenfluß auf. Von links empfängt er den langen in Nord-Ungun entspringenden Mdjonga, der einige Monate im Jahre kein Wasser führt. Fast parallel mit letzterem, gleichfalls aus dem nördlichen Ungun kommend, fließt der Lukigula, der unterhalb Mbuini in den Wami fällt. Der Wami mündet südlich von Saadani. In einem dunkelgrünen Waldstreifen zieht er durch Usaramo hin, teils mit schnellem Laufe über felsigen Boden, dann wieder im Schatten riesiger Urwaldbäume in langsamem Tempo. Überall in seinem Flußtal hat er ein sehr üppiges Alluvium angeschwemmt und ist auf eine ziemlich bedeutende Strecke für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Unmittelbar nördlich von Bagamoyo mündet der Kingani (auch Ruvu genannt).

Am Kingani lagen früher am Rande des Abfalles die Stationen Tunda, Madimola und Kiunguia der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Bei

Mtoni führt im Anſchluß an die von Bagamoyo ins Innere führende Karawanenſtraße eine Fähre über den Fluß. Der Strom wimmelt von lärmenden und ſchnaubenden Flußpferden und Krokodilen. An ſeinen Schlammufern an der Ebbezone treiben Springfiſche und verſchiedene Sorten Krebſe ihr Weſen. Zahlloſe Vögel, wie ſchneeige Kuhreiher, ſchwarzweiße und blauſchillernde Eisvögel, Fiſchadler u. ſ. w. bevölkern die Bäume der Randwälder, und weiße Pelikane ſchwimmen nach Beute fiſchend gravitätiſch auf dem Waſſer umher.

Wannamweſi.

Bei der früheren Station Uſungula iſt der Kingani 40 m breit. Zur Zeit des niedrigſten Waſſerſtandes, der im Auguſt 1887 in der Stromrinne 1,50 m, in der Furt 0,90 m betrug, iſt das Flußbett vom Waſſerſpiegel bis zur erſten Uferbank in ſenkrechter Höhe 5 m tief. Der durchſchnittliche Unterſchied des Waſſerſpiegels zur Trockenzeit und zur großen Regenzeit betrug (bei Uſungula) etwa 5 m in Jahren mit geringem, 8 m in Jahren mit ſtarkem Regenfall. Dem entſprechen auch die Verhältniſſe des linken Nebenfluſſes, des Ngerengere (Bley nennt ihn Lungerengere), der am Nordfuße der Uluguruberge entſpringt, wie der Kingani den ſüdlichen Abhängen derſelben ſeinen Urſprung verdankt. In der Trockenzeit verſiegt der Ngerengere vollſtändig in dem lockeren Sand, während er zur großen Regenzeit das Gelände weithin überſchwemmt.

Der mächtigſte Strom des Schutzgebietes iſt der Rufiyi, der von ſeiner Mündung an aufwärts 200 km weit ſchiffbar iſt, da das Vorland hier ſeine größte Ausdehnung erreicht. Von den Panganifällen, wo die Schiffbarkeit des Unterlaufs ihr Ende erreicht, bis zu den Shugulifällen iſt der Rufiyi für die Schiffahrt nicht benutzbar. Bei den letzteren Fällen entſteht der Strom aus der Vereinigung des Luvegu, der von Süden her kommt und noch wenig erforſcht iſt, und des Ulanga. Die Ufer ſind bis zu den Panganifällen flach und haben fruchtbares Alluvialland. Dagegen treten ſie von da aus bis zu den Shugulifällen ſteil bis dicht an den Fluß heran.

Digitized by Google

Ein wenig oberhalb der Panganifälle ergießt der mächtige Ruaha, der vom inneren Hochland herunterkommt, seine Gewässer in den Strom. Die Breite des Flusses ist sehr beträchtlich. Oft fließt er in viele Arme zerteilt, welche große mit Wald, an anderen Stellen mit Schilf bestandene Inseln umgeben. Das Flußbett des Rufiji ist jedoch kein konstantes. Der Fluß führt ungeheuere Mengen Sand mit sich, die oft zu langen hohen Inseln aufgetürmt sind.

In seinem unteren Laufe hat sich der Rufiji ein ganz neues Bett gebahnt. Ein alter Arm, welcher früher das eigentliche Bett des Flusses bildete, steht nur noch bei Hochwasser mit dem jetzigen Flusse in Verbindung und bildet eine umfangreiche Lagune, bewohnt von Nilpferden und unzähligen Scharen von Wasservögeln und umgeben von herrlichstem Galeriewald.

Der Ulanga nimmt nur wenige und kleine Nebenflüsse auf, führt aber trotzdem selbst in der trockensten Jahreszeit bedeutende Wassermengen mit sich. Zur Zeit des höchsten Wasserstandes überschwemmt er weithin die breite, fruchtbare, von ihm durchschnittene Alluvialebene. Diese Ebene ist daher vielfach versumpft und die Ausdehnung dieser Sümpfe zum Teil sehr beträchtlich.

Der Ruaha entspringt am Dumweberg, dem nördlichen Ausläufer des Livingstonegebirges, der gegen 10000 Fuß hoch sein soll und die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassa bildet. Er nimmt in seinem Oberlauf die meisten Wasserläufe der Landschaft Ussango auf.

Die Erforschung des Rufiji und seiner Nebenflüsse verdanken wir vor allem dem Grafen Joachim Pfeil (1885), sowie seinen Vorgängern Jos. Thomson (1878) und dem Ingenieur Beardall (1880–1881). Pfeil hat zuerst den Lauf des Ulanga untersucht. Nach ihm haben noch Leutnant v. Behr, Leutnant z. S. Kromm, sowie Hauptmann Ramsay und der Geologe G. Vieder beachtenswerte Beiträge zur Topographie dieser Wassergebiete geliefert. Das Delta des Stromes ist von Ziegenhorn näher beschrieben worden.

Südlich vom Rufiji erreichen nur noch kleinere Ströme die Küste, wie der Mandandu, der bei Kilwa Kiwindje mündet, der Mbemkurru, der südlich von Kissiwere ins Meer fällt, und der Lukuledi, an dessen Mündung Lindi liegt.

Das Quellgebiet des Ruvuma ist die Wangonihochebene. Die Ufer des Flusses, der fast in seinem ganzen Laufe die südliche Grenze des Schutzgebietes bildet, sind gebirgig. Erst unterhalb Newala erweitert sich das Tal zu einer in der Nähe der Mündung 8–10 km breiten Ebene. Der Strom ist hier bei einer Breite von 700–1000 m so seicht, daß er bei niedrigem Wasserstand an verschiedenen Stellen durchwatet werden kann. Da er auch sonst nur geringe Tiefen von 1–2 m besitzt und in seinem Mittellaufe mehrfach Stromschnellen bildet, so hat er als Verkehrsstraße nach dem Inneren keine Bedeutung. Er nimmt auf der nördlichen Seite eine Reihe unbedeutender Zuflüsse auf wie den Limassule, den Mohessi, den Sjassawara u. s. w.

Wenden wir uns nun zu den Strömen des inneren Hochlandes, so verdienen nur zwei eine eingehendere Behandlung. Der Mlagarassi bildet in Uvinsa ein weites Schwemmland. Seine Breite wechselt mit dem Stande der Jahreszeit. Während er für gewöhnlich in seinem Unterlaufe nur etwa 50 m breit ist, konnte Stanley bei der Fähre von Ugaga 1871 eine Breite von 1600 m in der Regenzeit feststellen.

Da er mit außerordentlich starkem Gefälle in Katarakten und Schnellen zum Tanganjika hinabströmt, ist er trotz genügend tiefen Wassers für die Schiffahrt nicht brauchbar.

Digitized by Google

Die Landschaft Ugalla wird in ihrer ganzen Länge von Südost nach Nordwest vom sogenannten Ugallafluß, dem Wualaba, durchzogen, der eine Reihe von Nebenströmen aus dem Süden empfängt und als Sjindi in den Mlagaraſſi fällt. Von Osten strömt ihm der aus Unyanyembe kommende Wasserlauf des Wala zu, während er von Süden den Mtambo aufnimmt. Der Gombe hat so wie der Mlagaraſſi und der Wualaba in seinem Oberlaufe sumpfigen Charakter.

Der Kagera schließlich, dessen Ebene die Grenze zwischen den Landschaften Karagwe und Kissiba bildet, ist hier ca. 50–70 m breit und ziemlich tief. Seine Ufer bilden dichte Papyrusdickichte oder Schlammsümpfe, an anderen Stellen ist das Bett des Flusses tief eingeschnitten. Weiterhin im Oberlaufe des Kagera sind die Ufer durch prächtigen Waldbestand, untermischt mit Phönixpalmen, ausgezeichnet. Mit seinen Quellflüssen, dem Nyavarongo, dem Akanyaru und dem Ruvuvu kommt er aus den westlichen Gebirgsländern von Ruanda und Urundi.

## 8. Das Klima und die Gesundheitsverhältnisse*)

Die klimatischen Verhältnisse des Schutzgebiets sind bisher erst in den allgemeinen Grundzügen bekannt geworden. Genauere Beobachtungen wurden nur an wenigen Stellen, wie zum Beispiel am Kilimandjaro, in Usambara und im Kondelande angestellt. Seit 1895 ist jedoch unter Leitung des Klimatologen Dr. Maurer ein regelmäßiger Beobachtungsdienst eingerichtet worden, der in dieser Beziehung wohl bald genauere Aufschlüsse liefern wird.

Die Oberflächengestaltung des Schutzgebiets zeigt in mehrfacher Hinsicht einen so erheblichen Einfluß auf die Gestaltung des Klimas, daß wir bei der Schilderung des letzteren von der Oberflächengestaltung ausgehen können und müssen.

Das Küstengebiet steht von Mitte November bis Mitte März, der heißen Zeit (bei den Eingeborenen musimu genannt), unter dem Einfluß des Nordostmonsuns, der im Januar seine größte Stärke erreicht und von den Suaheli kaskazi genannt wird. Von Ende April bis Anfang Oktober tritt an dessen Stelle der Südostpassat (kusi) auf, der nach Norden zu in den Südwestmonsun des Indischen Ozeans übergeht. In den Zwischenzeiten, Mitte März bis Ende April (von den Eingeborenen malelezi oder tanga mbili genannt) und Anfang Oktober bis Mitte November (demali) wechselt die Windrichtung, doch herrschen leichte östliche Winde vor.

Ganz verschieden davon sind die Windverhältnisse auf dem inneren Hochlande. In der Massaisteppe wird die Regenzeit im Februar gewöhnlich durch heftige Ostwinde eingeleitet, die das ganze Jahr hindurch vorherrschen. Im Bembereggraben weht fast beständig ein starker staubbeladener Nordostwind, der an Löß erinnernde Lehmterrassen anhäuft. Das Kilimandjarogebiet steht, wie die Küste, vom Dezember bis Februar unter dem Einfluß des Nordostmonsuns, der in den Nachtstunden oft sehr heftig weht. Im März werden die Winde am Kilimandjaro unregelmäßiger. Vom April an überwiegen

*) Vergl. A. Dove, Studien über Ostafrika. Ausland 1891, S. 321; Beucke, Über die Regenzeiten in Ostafrika, Jena 1880; v. Danckelmann in „Deutschland und seine Kolonien", Berlin 1897, S. 173.

Digitized by Google

bereits östliche bis südöstliche Winde, bis der Südostpassat die Oberhand gewinnt, der indessen im Mai bis Juli meist zu westlichen Winden abgelenkt wird.

Dieser Südostpassat ist die eigentliche charakteristische Luftbewegung des ganzen übrigen Binnenlandes, das von April bis September von trockenen und mitunter sehr heftigen Südostwinden durchweht wird. Auf dem Viktoriasee herrschen vom Februar bis Mai und vom September bis November nicht selten heftige Südoststürme, die starken Seegang verursachen.

Die Küste hat beständig eine hohe relative Luftfeuchtigkeit (zum Beispiel Tanga 80%, Bagamoyo 82%, Kilwa 86%, Lindi 82%).

Die Niederschlagsmengen sind geringer als in Westafrika. Im Küstengebiet nehmen sie von Norden nach Süden zu ab und betrugen zum Beispiel 1896 in Tanga 1977,4 mm, in Kitopeni bei Bagamoyo 1228,3 mm, in Dar-es-Salam 1145,5 mm. Die von der Küste her über das Vorland streichenden, mit Feuchtigkeit gesättigten Winde werden durch die hochaufragenden Randgebirge zu schnellem Aufsteigen gezwungen und verlieren dadurch den größten Teil ihres Wassergehalts. Während daher die östlichen Abhänge dieser Gebirge reichliche Niederschläge aufweisen, leiden die im Regenschatten liegenden Westabhänge und die angrenzenden Tafelländer an Trockenheit. Dies macht sich besonders an den Abhängen des Paregebirges, Handeis und des Waldgebirges von Usambara, sowie der Ungun- und Uheheberge geltend. Zu Kwamkoro in Handei fielen beispielsweise 1896/1897 3390 mm Regen. Die das Waldgebirge*) umgebenden Ebenen sind ebenso wie der Westabhang erheblich weniger feucht.

Die innere Hochsteppe ist im allgemeinen aus den schon erwähnten Gründen erheblich trockener als das Küstengebiet. Besonders haben das Massailand, Ugogo und ein großer Teil von Unyamwesi, die im Regenschatten des Randgebirges liegen, nur geringe Niederschläge. Die Regenmengen in Unyamwesi nehmen indes nach Westen hin zu. Der Südrand des Viktoriasees ist gleichfalls ziemlich trocken; dagegen hat der Westrand stärkere Niederschläge aufzuweisen, da der Südostpassat auf seinem Wege über den See reichlich Feuchtigkeit aufnimmt. Im Zwischenseengebiet sind die Gebiete östlich der Wasserscheide, wie das Gebiet des Kagera, bedeutend niederschlagreicher als zum Beispiel das westlich davon gelegene Tanganyikagebiet. Das Massiv des Kilimandjaro zeigt ähnliche Verhältnisse wie die Randgebirge. Die Feuchtigkeit des Südostpassats wird von der Südwestseite des Berges aufgefangen, während Osten und Norden im Regenschatten bleiben. Die Taubildung, die in der Wald- und Hochweideregion der Randgebirge sich stark bemerkbar macht, tritt auf der Steppe des Binnenlandes nur spärlich auf.

Erhebliche Unterschiede zeigt auch die Verteilung der Niederschlagsmengen auf die einzelnen Monate des Jahres. An der Küste folgen die Regenzeiten dem Zenithstande der Sonne. Meist kann man eine große Regenzeit (masika) von einer kleineren (mvuli) unterscheiden. An der mittleren Küste fällt die Regenzeit in die Monate März bis Mai; Juni bis Oktober sind trocken, die übrigen Monate wechselnd. Im Norden sind April, Mai, August, September und November Regenmonate. Der Dezember ist ärmer an Niederschlägen. Die übrigen Monate in den einzelnen Jahren

*) Vergl. dazu C. Holst, Deutsche Kolonialzeitung, 1893, S. 23 ff. und v. Danckelmanns Mitteil., 1893, S. 93.

Digitized by Google

ſind in hohem Grade wechſelnd. Im Süden gibt es nur eine Regenzeit, die in die Monate Dezember bis Februar zu fallen pflegt, dagegen ſind die Monate Juni bis Oktober ziemlich trocken, die übrigen wechſelnd.

Was das Randgebirge anlangt, ſo ſetzt beiſpielsweiſe die Regenzeit im Waldgebirge von Uſambara gewöhnlich früher ein als an der Küſte. Im Inneren herrſcht während der Dauer des Südoſtpaſſats (Juli bis Oktober) im allgemeinen eine ausgeſprochene Trockenheit. Die geringen Niederſchläge verteilen ſich auf die Monate November bis April mit einer Abſchwächung im Januar. Dies trifft zum Beiſpiel auf die Unyamweſiplatte bis an den Südrand des Viktoriaſees zu. In der Maſſaiſteppe ſcheint die Regenzeit etwas früher als an der Küſte, gewöhnlich ſchon Mitte Februar, einzuſetzen. Weſtmaſſai hat auch in der Trockenzeit häufig Niederſchläge aufzuweiſen. Das letztere trifft auch auf die Weſtufer des Viktoriaſees zu. Im Kondeland, wo genauere Beobachtungen angeſtellt worden ſind, pflegt die Regenzeit erſt Ende November zu beginnen und bis über Mitte Mai hinaus mit einer Abſchwächung im Februar oder März zu währen. Außerdem treten im Juli Niederſchläge auf, während der September am trockenſten zu ſein ſcheint.

Waſukumatänzer.

Am Kilimandjaro, der eine klimatiſche Sonderſtellung einnimmt, fällt nach den Beobachtungen in Moſhi und Marangu die große Regenzeit in die Zeit von Anfang März bis Ende Juli oder Ende Auguſt (in Moſhi nur bis Ende Mai). Eine kleine Regenzeit fällt in die Monate Oktober und November und pflegt oft bis Mitte Dezember anzuhalten. Die große Trockenheit, die in die Zeit des Nordoſtmonſuns fällt, zeigt gelegentlich Niederſchläge und Gewitterbildungen; auch die Niederſchläge der großen Regenzeit pflegen Ende April von Gewittererſcheinungen begleitet zu ſein.

Die mittlere Jahrestemperatur an der Küſte, wo die Hitze durch die Seebriſe ſehr gemildert wird, und im Vorland dürfte zwiſchen 25—28° C. ſich bewegen, Ziffern, die nach Baumann auch für Uſeguha und die Talgebiete des Pangani gelten dürften. Dabei ſind die Tagesſchwankungen ſehr gering. Dagegen hat das Randgebirge ein Jahresmittel von etwa 18 bis 21° C. Die Extreme der Temperatur ſind hier ziemlich bedeutend. So beobachtete Baumann im Oktober in Bondei als höchſte Lufttemperatur 36° C., als niedrigſte in Norduſambara im September 5° C. Das auf der Miſſionsſtation Hohenfriedeberg (1400 m) beobachtete Jahresmittel beträgt nicht mehr als 18,5°.

Außerordentlich starke Temperaturschwankungen hat das Steppengebiet aufzuweisen. Hohe Tagestemperaturen werden von empfindlicher Nachtkühle abgelöst. Am Westufer des Viktoriasees beträgt die Mittagstemperatur in den Monaten März bis Mai bis zu 26°, während sie in der Morgenfrühe auf 9° herabsinkt. Die Hitze in der Umgebung des Rikwasees soll fast unerträglich sein. Im Kondelande ist der Juli der kühlste Monat, der wärmste der November oder Dezember. Die niedrigste beobachtete Temperatur war 9,3° C. in Manow, wo die mittlere Temperatur 17°, die höchste Temperatur 30° betrug. In dem etwa 700 m tiefer gelegenen Wangemannshöhe betrug die höchste Temperatur gegen 35°, die niedrigste etwa 13°, die mittlere Jahrestemperatur gegen 21°.

Am Kilimandjaro beträgt die Lufttemperatur im Jahresmittel ca. 21° in Moshi, ca. 17° in der etwa 400 m höher gelegenen Station Marangu. Die kühlsten Monate waren in Moshi Juni und Juli (in Marangu Juli und August) mit ca. 18 (bezw. 14°), der wärmste Januar (bezw. Februar) mit 24 (bezw. 20°).

Versuchen wir hiernach, einen allgemeinen Überblick über die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Teile des Schutzgebietes zu erlangen, so ergibt sich folgendes Bild:

### A. Küste und Vorland

a) Wind:
1. Mitte November bis Mitte März Nordostmonsun, am stärksten im Januar.
2. Mitte März bis Ende April meist leichte Ostwinde.
3. Ende April bis Anfang Oktober Südostpassat bezw. Südwestmonsun.
4. Anfang Oktober bis Mitte November wechselnd, meist leichte Ostwinde.

b) Luftfeuchtigkeit: konstant hoch.

c) Niederschlagsmenge: geringer als in Westafrika, von Norden nach Süden zu abnehmend.

d) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr:
1. An der mittleren Küste: März bis Mai Regenzeit; Juni bis Oktober regenarm; November bis Februar wechselnd.
2. An der nördlichen Küste: April bis Mai, August bis September und November Regenzeiten; Dezember abnehmende Regenmenge die übrigen stark wechselnd.
3. An der südlichen Küste: Dezember bis Januar und März Regenzeiten; Juni bis Oktober Trockenzeit, die übrigen wechselnd.

e) Temperatur: 25–28° Jahresmittel; geringe Tagesschwankungen.

### B. Das Randgebirge

a) Niederschlagsmenge: Die Osthänge stärker bewässert als die Westhänge. In Kwamkoro, in Handei 3390 mm.

b) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr: Die Regenzeit setzt gewöhnlich früher ein als an der Küste.

c) Temperatur: Jahresmittel 18–21° C.; starke Extreme (zum Beispiel 5° bis 36°).

Digitized by Google

### C. Das innere Hochland

a) Wind:
1. April bis September heftiger trockener Südostpassat*).
2. Oktober bis März schwache Winde lokalen Charakters.

b) Niederschläge: Massailand, Ugogo und Ostmuyamwesi gering; Nordwestmuyamwesi etwas reichlicher; der Südrand des Viktoriasees trocken, der Westrand feuchter; das Kageragebiet bedeutend niederschlagreicher als das Tanganjikagebiet.

c) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr:
1. Juli bis Oktober Trockenzeit.
2. Anfang November bis Ende April Regenzeit mit einer Abschwächung im Januar**).

d) Temperatur: Starke Temperaturschwankungen.

### D. Der Kilimandjaro

a) Wind:
1. Dezember bis Februar Nordostmonsun.
2. März unregelmäßig.
3. April östliche bis südöstliche Winde.
4. Mai bis Dezember der Südostpassat; von Mai bis Juli zu westlichen Winden abgelenkt.

b) Niederschläge: Die Südwestseite empfängt Steigungsregen, Osten und Norden sind trockener.

c) Verteilung der Niederschläge auf das Jahr: Anfang März bis Ende Mai, bezw. Ende August große Regenzeit, bis Anfang Mai Gewittererscheinungen; September kleine Trockenzeit; Oktober und November (auch bis Mitte Dezember) kleine Regenzeit; Mitte Dezember bis Ende Februar große Trockenzeit, unterbrochen durch gelegentliche Niederschläge und Gewitter.

d) Temperatur: Jahresmittel in Moshi (1150 m) 20,7°, in Marangu (410 m höher) 16,9°; Jahresschwankungen in Moshi 18–24°, in Marangu 14–20°.

Die Gesundheitsverhältnisse sind gegen alle Erwartung an der Küste mit ihrer feuchtigkeitsschweren, gleichmäßig heißen Luft im allgemeinen günstiger als im Innern des Schutzgebietes. Dies ist indessen lediglich den von der Regierung geschaffenen sanitären Einrichtungen, der leichter erreichbaren ärztlichen Beaufsichtigung und Vorbeugung, der besser geordneten Verpflegung und den gesunderen Wohnungsverhältnissen zu danken.

Gesünder als Küste und Hochsteppe scheinen im allgemeinen die höheren Lagen der Bergländer zu sein, wie zum Beispiel das Waldgebirge in Usambara, das Uhehegebirge (aber nicht die heiße Ulangaebene) und die höher gelegenen Regionen des Kondelandes. Auch der Kilimandjaro gilt in seinen höheren Lagen für gesund.

Zu den ungesundesten Gegenden des Landes gehören dagegen die Delta-

*) Abweichungen hiervon siehe S. 367.
**) Abweichungen hiervon siehe S. 368.

Digitized by Google

niederungen der Flüsse wie zum Beispiel das fruchtbare Deltaland des Rufiji, und die zahlreichen Sumpfbildungen, wie unter anderem am Ulanga, am Mlagarassi, in der Küstenregion des Kondelandes u. s. w. Auch die Umgebung des Rikwasees soll äußerst ungesund sein.

Unter den einheimischen Krankheiten ist besonders die Malaria hervorzuheben, der die Eingeborenen ebenso wie die Fremdlinge ihren Tribut zahlen müssen. Die schwerste Form dieses Fiebers, das Schwarzwasserfieber, tritt indessen an der Küste seltener auf als im Binnenlande, wo es viele Opfer fordert. Die Bergländer, besonders auch der Kilimandjaro, sollen wenigstens in den höheren Regionen völlig fieberfrei sein, doch sind die Untersuchungen hierüber noch nicht endgültig abgeschlossen.

Viele Opfer fordert im Innern die in schweren Formen auftretende Dysenterie, was auf die daselbst noch völlig im argen liegenden Trinkwasserverhältnisse zurückzuführen ist. Auch ihr sind Europäer und Eingeborene gleichmäßig unterworfen. Lange Jahre hat schließlich unter den Eingeborenen eine Pockenepidemie geherrscht, die aber nunmehr im Rückgange zu sein scheint, obwohl Impfungen bisher nur in geringem Umfange haben vorgenommen werden können.

Die starken Unterschiede der Tag- und Nachttemperatur, die für die innere Hochebene charakteristisch sind, haben zur Folge, daß Rheumatismen und Katarrhe der Atmungswerkzeuge dort zu den häufigsten Erscheinungen gehören.

Dagegen kommt eine Reihe schwerer Krankheiten im Schutzgebiete so gut wie überhaupt nicht vor. Hierher gehören besonders Diphtheritis, Tuberkulose, Scharlach und Unterleibstyphus.

Dem Nordländer werden vorzugsweise die häufigen Fieberanfälle sowie Dysenterie verhängnisvoll. Eine nach vernünftigen hygienischen Grundsätzen geregelte Lebensführung*) vermag sicherlich viel zum Schutze gegen diese Übel wie zur schnelleren Überwindung ihrer Folgeerscheinungen. Aber auch abgesehen hiervon scheinen im allgemeinen die klimatischen Verhältnisse der Tropen dem Organismus des Nordländers wenig zuzusagen. Die meisten sind nach einigen Jahren, auch bei vorsichtiger Lebensweise, eines Klimawechsels dringend bedürftig. Ob der Besuch der von der Regierung in den Bergen angelegten Höhensanatorien einen genügenden Ersatz für den zeitweiligen Aufenthalt in einem Lande der gemäßigten Zone bieten wird, müssen die Erfahrungen lehren. Die neueren Forschungen über die Frage der Akklimatisation des Europäers in den Tropen lassen der Hoffnung nicht viel Raum, daß die Wissenschaft sich zu Gunsten der Möglichkeit einer dauernden Anpassung des Europäers an tropische Verhältnisse aussprechen wird. Hiermit würde auch die Frage einer Besiedlung des Schutzgebiets mit Europäern in größerem Maßstabe im großen und ganzen in ungünstigem Sinne entschieden sein. Die Hoffnungen der Auswanderungspolitiker richten heute sich vorzugsweise auf die klimatisch günstiger ausgestatteten Bergländer von Usambara, Uhehe und am Nyassa. Der Kilimandjaro kann in dieser Beziehung nicht in Betracht kommen, da die klimatisch vielleicht geeigneten Gebiete von den Djaggavölkern bereits voll in Kultur genommen und besetzt sind.

*) Vergl. Dr. Menie, Tropenhygiene, Berlin 1902.

Digitized by Google

9. Die Pflanzenwelt[*]

Hinſichtlich der Pflanzenbedeckung ſind wiederum zu unterſcheiden: die Küſten, die Gebirgsländer und die Hochebenen des Binnenlandes.

Die feuchtwarme Küſte zeigt eine üppige Flora. Der Uferſaum wird von den ſonderbaren Gebilden der Mangroven eingefaßt. Je nach dem Stande des Waſſers gleichen ſie (nach Reichards Schilderung) überſchwemmten oder auf Stelzen ſtehenden Wäldern. Dieſe Wälder atmen fieberſchwangeren Peſthauch aus, nicht minder die Süß- und Brackwaſſerlagunen. Eine üppige aber unſchöne Vegetation ſäumt ſolche Sümpfe ein. Die Bäume ſind von undurchdringlichen Schlingpflanzen überwuchert und in einförmiges Grün gekleidet. Der Rand der mit brodelndem Schlamm angefüllten Sümpfe iſt mit Schilf und Rohrdickicht beſtanden. Das dunkelbraune, ſtinkende Waſſer zeigt an ſeichten Stellen orangegelbe, gallertartige Raſeneiſenſteingebilde. Die tiefen Stellen ſind mit Waſſerroſen oder den kohlartigen Piſtien bedeckt. Myriaden von Moskitos ſchweben in der Luft und ſitzen in unzählbaren Scharen auf den Blattunterſeiten an ſchattigen Stellen, wie ein dünner Schleier anzuſehen. Eine feuchte, ſchwüle Luft liegt auf dem Sumpf, dem Lieblingsaufenthalte aller Arten von Waſſervögeln. Ein tauſendfacher Chor von Fröſchen führt ein ununterbrochenes Konzert aus.

Wakara, eine Hütte bauend.

An das Strandland reiht ſich die ſogenannte Kriekzone (nach Engler, auf Korallenkalk). An Stelle der Sumpfpflanzen bedeckt ſpärlicher Graswuchs den dünnen Sand. Dahinter aber erſtreckt ſich dichter, immergrüner Buſch oder auch Dornbuſchdickicht untermiſcht mit Mangobäumen, Affenbrotbäumen, Kopalbäumen und Barringtonien, teils in einzelnen Stämmen, teils in waldartigen Beſtänden. Dazwiſchen haben die Eingeborenen ihre Felder beſtellt mit Hirſe, Mais, Maniok, Bataten und Gemüſen. In feuchteren Niederungen ſehen wir üppige Reis- und Zuckerfelder. Die ſtrohbedeckten Negerhütten ſind häufig von Bananenbeſtänden umgeben. Auf den Juragesteinen erhebt ſich weiterhin die Formation des unteren Buſchlandes mit trockenen Grasfluren, feuchten Wieſen oder dichtem Buſch, der den Übergang zum Steppenbuſch bildet.

Unmittelbar hinter dieſem Buſchlande dehnt ſich bereits die Steppe aus, welche den größten Teil des Vorlandes am Umba, in Uſeguha, Uſaramo und

---

[*] Vergl. A. Engler, Die Pflanzenwelt Oſtafrikas und der Nachbargebiete, Berlin 1895.

zwischen Rufiji und Ruvuma einnimmt. Man unterscheidet reine Grassteppen (Savannen), Buschgrassteppen (Buschsavannen) und Baumgrassteppen (Baumsavannen oder Parklandschaften). Reine Grassteppen sind verhältnismäßig selten. Sie finden sich zum Beispiel in der Makataebene zwischen den Ulugurubergen und den Usfagarabergen, in Uhutu, nordöstlich vom Nyassa, am Viktoriasee u. s. w. Für die Buschgrassteppen und die Parklandschaften sind Akazien, Affenbrotbäume (vergl. Abb. S. 341), Kigelien (vergl. den Leberwurstbaum auf S. 345) und Hyphänearten (vergl. die Dumpalme S. 359) charakteristisch. Die Länder längs des Nyassa, des Tanganyika und des Rikwasees bis zum Viktoriasee, diesen nach allen Seiten umgebend, sind die Gebiete des sogenannten Pori, der Baumsteppe oder der Parklandschaft. In manchen Gegenden tritt der Grasbestand gegen ein Buschdickicht zurück, in welchem die Akazien überwiegen, so zum Beispiel am Umba, in Usaramo, in Ugogo, Usangu, Mahenge und Uhehe. Diese Buschsteppe erhält an manchen Stellen durch das Auftreten kandelaberartiger Euphorbien (vergl. Abb. S. 343 u. 344) einen besonderen Charakter.

In dies allgemeine Bild der Steppe bringen die Wasserläufe hie und da einige Abwechslung. In den Niederungen der größeren Flüsse treten neben den Savannen auch Schilfdickichte und Papyrussümpfe auf. Oft werden die Ufer von stattlichen Galeriewäldern, in denen auch die Borassuspalme (vergl. Abb. S. 348) gesellschaftlich auftritt, begleitet. Kulissenartig schieben sich in zahllosen Windungen die Baumgruppen voreinander. Uralte Riesen mit luftigem oder dicht belaubtem Gipfel, himmelanstrebende Stämme mit lichtgrüner, glatter Rinde oder knorrige Bäume mit weit ausgebreiteten Ästen, graugrün belaubte Bäume mit kirschgroßen amarantroten Früchten beladen, ragen weit über das Wasser. Dazwischen schlanke Phönixpalmen (vergl. Abb. S. 351). Wo die Strömung am meisten sprudelt und gurgelt und über sumpfiges Land hinüberleckt, da stehen am liebsten die stammlosen Raphiapalmen mit ihren 10–15 m langen Wedeln (vergl. Abb. S. 354 u. 355). Trockene Stämme und rotes Wurzelwerk ragt aus dem Wasser, und über alles klettern Lianen. Sie umklammern meterdicke Stämme und feine Äste, sie steigen in die Kronen hinauf und wehen im Winde von Baum zu Baum, in graziösen Festons, oder einander selbst wie in wütendem Ringkampfe umschlingend, von Schenkeldicke bis zur Dünne eines Fadens. Wo tiefe Buchten und Hinterwasser von grünen Wiesen begrenzt werden, erheben sich die stolze Borassuspalme mit hundertjährigem Stamm, der in der Mitte dick angeschwollen ist. Die Fächerblätterkronen, deren einzelne Blätter oft zwei Armspannen Durchmesser erreichen, rascheln im Winde*).

Je mehr die Steppe sich dem Randgebirge nähert, umsomehr mischen sich bereits einzelne Formen des Gebirgswaldes in die charakteristische Steppenformation und bilden so eine Art von Gebirgssteppenwald.

Die Randgebirge, welche die Feuchtigkeit des Indischen Ozeans auffangen, verdanken dieser, besonders in den tieferen Schluchten, eine reichliche Pflanzenbedeckung. Bis zu Höhen von etwa 1100 m erstreckt sich die Region des lichten und gleichförmigen tropischen Gebirgswaldes, der aus Wollbäumen, Sykomoren, Tamarinden, Kopalbäumen, Albizzien, Miombobäumen, Butterbäumen, verschiedenen Palmenarten,

*) Nach P. Reichard, Deutsch-Ostafrika, S. 28.

Digitized by Google

Schlinggewächsen u. dergl. besteht. Baumartige Farne, Bambusen und Kriechpflanzen bilden ein dichtes Unterholz. Die Abhänge an der Regenseite der Berge, sowie die Einschnitte und Schluchten der in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden Bachkaskaden sind überall von üppigem Urwald bestanden.

Am Kilimandjaro fehlt die Zone des tropischen Gebirgslandes und wird vom Kulturland der Djaggavölker eingenommen.

Oberhalb des tropischen Gebirgswaldes bis zur Höhe von 1800 oder 1900 m erstrecken sich üppige Hochweiden. Jenseits beginnt der Hochgebirgswald, welcher andere Formen aufweist als der tropische Gebirgswald. Solche Hochgebirgswälder finden sich zum Beispiel am Kilimandjaro, am Gurui, auf den Bergen des Zwischenseegebiets und auch in den höheren Teilen der Usambara- und Uluguruberge und in Südpare.

Auf dem Hochlande des Innern sind Wassermangel und Bodenbeschaffenheit der Entwicklung der Vegetation gleich hinderlich. Weite Strecken sind von Laterit überlagert, in welchem das Wasser schnell versickert. Grundwasser fehlt. Nur hin und wieder findet sich eine vorteilhaftere Erddecke, wie zum Beispiel Tonerde auf dem Massaihochlande. Der Pflanzenwuchs ist daher dürftig. Hohes, in getrennten Büscheln sprießendes, hartes Gras überwiegt, untermischt mit Dornbusch und anderem Gestrüpp. So herrscht der Steppencharakter auch auf dem Binnenplateau durchaus vor. Buschgrassteppen und Baumgrassteppen wechseln miteinander ab. In Ugogo und Massailand findet sich Steppenbuschdickicht, in letzterem auch wüstenartige Strecken mit steinigem Boden und vereinzelten Akazien und Euphorbien. In der Umgebung des Natron- und Manjarasees, sowie im Bembereграben kommen auch Salzsteppen vor. In Unyamwesi und am Südrande des Viktoriasees werden die Verhältnisse infolge der etwas reichlicheren Bewässerung günstiger. In dem erstgenannten Gebiet trifft man nicht selten ausgedehnte Steppenwälder an, in denen besonders Akazien und Miombobäume vertreten sind.

So zeigt die Vegetation bei aller Mannigfaltigkeit ein starkes Überwiegen der Steppenform. Tropische Urwälder sind im wesentlichen beschränkt auf die östlichen Abhänge des Randgebirges und auf die Gebirgsländer im Westen des Viktoriasees. Daneben kommen an größeren Waldbeständen nur die Steppenwälder Unyamwesis in Betracht und die überall auftretenden Galeriewälder an den Ufern der Wasserläufe.

Wenn wir nach diesem allgemeinen Überblick über die Vegetationsformen des Schutzgebietes und ihre Beziehung zu Bodengestalt und Klima das Schutzgebiet durchwandern, so finden wir überall im einzelnen die aufgestellten Grundzüge bestätigt.

Im Panganigebiete begünstigen die reichlichen Niederschläge an den östlichen und südlichen Abhängen des Gebirges die Entwicklung eines üppigen Tropenwaldes, an den sich höher hinauf Buschwälder und Hochweiden mit niedrigen Farn- und Erikaarten anschließen. Auch Hochgebirgswald findet sich vielfach in den hohen Lagen über 1700 m (mit Juniperus procera, Podocarpus, Olea u. a.)*). Hochgebirgswald tritt auch im zentralen Südpare auf.

*) Vergl. A. Engler, Über die Gliederung der Vegetation in Usambara, Abh. der Akad. Berlin 1894, und C. Warburg, Die Kulturpflanzen Usambaras, v. Danckelmanns Mitteil. 1894.

Digitized by Google

Auch im Paregebirge ist der sanftere östliche Abfall zugleich fruchtbarer und stärker besiedelt, weil reichlicher bewässert. Die Baumsteppe des Vorlandes reicht hier bis dicht an das Kulturland heran, jenseits dessen sich das Weidegebiet (mit Farn und Eriken) ausdehnt. In den weniger feuchten Teilen des Panganigebietes, namentlich in den das Gebirge umgebenden Ebenen herrscht die Steppenvegetation mit Akazien, Euphorbien, Tamarinden und Dumpalmen vor.

Der Kilimandjaro trägt im Süden und Westen eine reichlichere Vegetationsdecke als im Norden. Die Baumsteppe, welche im Süden unter zunehmender Dichtigkeit des Baumwuchses nur etwa bis 900 oder 1000 m hinaufreicht, ist im Norden und Osten noch 2- 500 m höher hinauf anzutreffen. An die Waldsteppe schließt sich sodann ein Mischwaldgürtel, in welchem außer den Steppengewächsen (Akazien, Euphorbien, Kigelien) auch bereits Typen des tropischen Waldes auftreten (Fikusarten, Albizzien u. dergl.). Zwischen 1100 und 1900 m dehnt sich das dicht besiedelte Kulturland der Djagga aus. Der tropische Wald, den man hier erwartet, ist bis auf geringe Reste verschwunden. Ein breiter Gürtel von Hochgebirgswald reicht alsdann im Süden bis zur Höhe von 2500 m, im Westen bis zu 3000 m und erreicht auch im Norden noch Höhen von 2200, ja sogar 2500 m. Alsdann folgen Bergwiesen, anfänglich mit vereinzelten Bäumen und Sträuchern durchsetzt. Bei etwa 4000 m beginnt die alpine strauchlose Region, bis auch der Graswuchs verschwindet und nur noch einzelne Flechtenarten vorkommen.

Was die Landschaften im Gebiete des Wami und des Kingani anlangt, so hat Usegua ausgeprägten Steppencharakter. Nur an den Flüssen finden sich Galeriewälder. Auch Usaramo und Khutu tragen Steppenvegetation, die aber etwas frischer erscheint, als in Usegua. Die Berge von Ungun sind an ihren östlichen feuchteren Abhängen von tropischem Urwald bedeckt. Die trockenere Westseite geht allmählich in die Steppen des Massailandes über. Auch auf den Ulugurubergen ist die Vegetation im Osten üppiger als im Westen. In den Tälern finden sich ebenso wie in den Usaragabergen üppige Tropenwälder, in den oberen Regionen auch Hochgebirgswald und darüber noch Hochweiden mit Krüppelbäumen. Die Ufer des Rufiji unterhalb der Panganifälle haben fruchtbares Alluvialland, das besonders zum Anbau von Reis und Zuckerrohr benutzt wird. Dagegen besitzen die Landschaften im Norden und Süden des Stromes meist Steppencharakter, ebenso das westliche Uhehe land und der größte Teil von Ubena. Die Täler des östlichen Gebirgslandes von Uhehe tragen jedoch vielfach Waldvegetation und auf den Höhen dehnen sich weite Hochweiden aus.

Der größte Teil des Landes zwischen der Südküste und dem Nyassasee besteht aus Buschsteppen und Baumgrassteppen. Im Wangoniland e gehen die Steppen in die Hochweiden über. Tropischer Gebirgswald scheint hier gänzlich zu fehlen, doch finden sich Bambuswälder in der Steppe.

Die Massaisteppe trägt reine Grasvegetation. Auch das Hochplateau von Westmassai ist mit Busch oder Grassteppe bedeckt. An den Rändern des Hohenlohe- und des Bemberegrabens ist die Vegetation etwas reichlicher entwickelt; in den Tälern kommen sogar Wälder vor. Aber auf dem Boden der Gräben überwiegt wieder die Steppenflora, und in der Umgebung der Seen dehnen sich vielfach öde Salzsteppen aus. Auch im ostafrikanischen

Digitized by Google

Graben finden ſich Salzſteppen in der Umgebung des Natronſees. Umbugwe, ein völlig ebener, ſalzführender, alter Seeboden, iſt mit Grasſteppen und Dornbuſch bedeckt. Auch Irangi trägt trotz etwas günſtigerer Bewäſſerung Steppencharakter. Der Guruivulkan iſt wie der Kilimandjaro von 1800 m ab mit hohem Gebirgswald bedeckt; von 2500 m ab trägt er alpine Vegetation.

Auffällig ſtark zeigt ſich der ungünſtige Einfluß der klimatiſchen Verhältniſſe auf die Pflanzenbedeckung in Ugogo. Während einzelne Teile mit Grasſteppe, die nur hin und wieder von Akazien, Dumpalmen, Affenbrotbäumen oder von Dornbuſchſteppen unterbrochen wird, bedeckt ſind, ſind andere Landſtriche faſt vegetationslos und wüſtenartig. Im Oſten des Landes finden ſich indeſſen große Miombowälder. Auch das öſtliche Unyamweſi zeigt noch den gleichen Charakter wie Ugogo. Nach Weſten hin bewirkt die reichere Bewäſſerung eine etwas üppigere und friſchere Entwicklung der Vegetation. Das Vorkommen von Steppenwäldern in dieſem Gebiete iſt bereits oben erwähnt.

Wadjagga aus Moſhi.

Die ſcharfe Grenzſcheide zwiſchen den Ländereien ſüdlich und öſtlich und denen weſtlich vom Viktoriaſee, die wir bereits in geologiſcher und klimatiſcher Beziehung hervorgehoben haben, iſt auch hinſichtlich des Vegetationscharakters der beiden Gebiete bemerklich. Die Landſchaften Ugaia, Uſhaſhi (mit den Inſeln Ukerewe und Ukara), Uſſukuma und Uſindja haben im allgemeinen denſelben Charakter wie die benachbarten Maſſailänder und Unyamweſi. Die weiten Grasſteppen werden hie und da von ſpärlichen Steppenbüſchen oder einzelnen Steppenbäumen unterbrochen. In Uſindja, wo die Niederſchläge ſchon reichlicher ſind, treten, wie in Weſtunyamweſi, ausgedehnte Steppenwälder auf. Dagegen fehlt auf dem Kageraplateau die Steppenvegetation ſo gut wie vollſtändig. Nur nach Weſten zu tritt ſie wieder auf. An den öſtlichen Abhängen des Plateaus und in den Tälern treffen wir tropiſchen Urwald oder Gebirgsbuſch, auf den Höhen ausgedehnte Weideflächen. Die hohen Berge des

westlichen Plateaulandes haben sogar Wälder mit Hochgebirgsformen aufzuweisen.

Die Landschaft Usipa am Tanganyika ist fast baum- und strauchlos. Im Kondelande am Nyassa tragen die höher gelegenen Gebiete zum Teil ansehnliche Wälder, auch Bambuswälder. Das Livingstonegebirge ist mit Hochweiden bedeckt.

## 10. Die Tierwelt*)

Wie wir im letzten Abschnitt gesehen haben, bildet die Steppe in ihren verschiedenen Abarten die bei weitem häufigste Landschaftsform im deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiet. Diesem entsprechend trägt auch die Tierwelt des Landes einen ausgesprochenen Steppencharakter. Während daher das Küstengebiet und das ostafrikanische Randgebirge arm an Säugetieren ist, sind die inneren Hochsteppen der Tummelplatz zahlreicher Herden von großen Antilopen, von Zebras, Giraffen, Büffeln u. s. w. Hyäne und Schakal schleichen heimtückisch umher. Schwerfällig trottet das weit verbreitete Nashorn seinen Weg. Leopard und Löwe lauern im unentwirrbaren Dickicht. Der Löwe ist besonders in der Massaisteppe häufig, kommt aber auch in Bondei und Useguha nicht selten vor und streift bisweilen sogar in der Nähe der Küste umher. Auch Herden von Straußen eilen flüchtigen Fußes durch die weiten Savannen. Elefantenherden durchziehen stampfend die weiten Wälder, wo sich zahlreiche Affenarten von Ast zu Ast schwingen. Hier findet sich auch der Schimpanse.

In den Gebirgen kommen die größeren Säugetierarten nicht vor. Hier finden sich nur kleinere Raubtiere, Antilopen und Nagetiere. Auch die Vogelwelt ist in den Bergländern, vom Kilimandjaro abgesehen, schwächer vertreten. Flüsse und Seen beherbergen neben zahlreichen Fischarten auch die plumpen Flußpferde, sowie zahlreiche Krokodile. Die Nilpferde des Ringani und anderer Flüsse und Seen in der Nähe der Ostküste sind weniger bösartig als diejenigen, welche an den inneren Seen und am Unterlaufe des Ruvuma und Rufiji hausen und jeden Menschen sofort angreifen. Im Dickicht des Ufergeländes hausen zahlreiche Schlangenarten, die indessen zum größten Teile ungefährlich sind.

Eine ungemein reichhaltige Wasservogelfauna von Reihern, Eisvögeln, Strandläufern u. dergl. bevölkert den Strand und die Oberfläche der Gewässer.

Unter den Insekten sind besonders die Tsetsefliege, die Wanderheuschrecke, sowie die verschiedenen Ameisenarten und der Sandfloh bemerkenswert. Die Tsetsefliege (bunzi) wird besonders den Rindern gefährlich und macht, wo sie vorkommt, wie zum Beispiel in Usaramo, Ukami und Khutu, die Rindviehzucht unmöglich.

Die Heuschrecken (nzige) treten in den Monaten Februar bis Mai oft in ungeheuren Schwärmen auf. Ihre Züge scheinen sich periodisch zu wiederholen. Eine Hungersnot ist die fast sichere Folge ihres Erscheinens, da sie

*) Vergl. K. Möbius, Die Tierwelt Ostafrikas (Band 3 und 4 des Werkes Deutsch-Ostafrika), Berlin 1895 und 1898, ferner P. Matschie in: Deutschland und seine Kolonien, Berlin 1897, S. 272.

Digitized by Google

den Ertrag der Felder faſt völlig zu vernichten pflegen, wie zum Beiſpiel im Jahre 1894.

Auch die Ameiſen fügen den Feldern vielen Schaden zu und erweiſen ſich auch in Haus und Hof durch ihre Gefräßigkeit oft verhängnisvoll, da nur wenige Holzarten ihren Angriffen ohne beſondere Zubereitung widerſtehen. Man unterſcheidet die ſchwarze Ameiſe (chungu) von der braunen Wanderameiſe (siafu) und der weißen Termite (mchwa), deren Bauten ſehr erhebliche Dimenſionen erreichen (vergl. Abb. S. 337). Der Sandfloh, der eigentlich der weſtafrikaniſchen Fauna angehört, iſt durch Karawanen nach Oſtafrika verſchleppt worden und iſt neben den zahlreichen Moskitos (mbu) eine der läſtigſten Plagen für Europäer und Eingeborene. Neben Fliegen, Bremſen, Horniſſen findet ſich auch die nützliche Honigbiene, neben harmloſen Schmetterlingen, Grashüpfern, Grillen und Spinnen auch der häßliche Tauſendfuß und der gefährliche Skorpion.

Das Innere eines Hauſes in Irangi.

Die Steppenfauna des deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebietes ſteht in einem deutlichen Gegenſatze zur weſtafrikaniſchen Waldfauna, hat aber viele Formen mit Südafrika (beſonders an der Küſte), andere mit Nordoſtafrika (mehr im Innern) gemeinſam. Nur im Nordweſten des Viktoriaſees miſchen ſich die oſtafrikaniſchen mit den weſtafrikaniſchen Arten. Zum Beiſpiel gehört der Schimpanſe, deſſen Vorkommen in Ruanda durch Langheld feſtgeſtellt worden iſt, bereits den weſtafrikaniſchen Tierformen an. Nur die Südufer des Sees haben typiſch öſtliche Fauna, während die Vertreter der oſtafrikaniſchen Arten nach O. Neumann am Weſtufer des Sees (ebenſo wie am Nordufer) bei weitem in der Minderzahl ſind.

Digitized by Google

## 11. Die Bevölkerung

Die Bevölkerungszahl des Schutzgebietes kann bisher nur oberflächlich geschätzt werden. Eine Hüttenzählung, die Dr. O. Baumann vorgenommen hat, ergab für die Panganigebiete einschließlich des Kilimandjaro 156240 Einwohner, was bei Annahme eines runden Flächeninhaltes von 45900 qkm eine mittlere Einwohnerzahl von etwa 3,4 Menschen pro Quadratkilometer ergibt. Dies ist eine sehr geringe Ziffer und kommt kaum der Bevölkerungsdichtigkeit von Persien oder der der Republik Chile gleich. Wendet man das Ergebnis dieser Zählung auf das ganze Deutsch-Ostafrika an, so würde sich eine Bevölkerungsziffer von kaum 4 Millionen ergeben. Doch scheinen die Verhältnisse zum Beispiel im Süden des Viktoriasees und im Zwischenseengebiet günstiger zu liegen, so daß man im Einklange mit einer im Jahre 1901 vorgenommenen Schätzung seitens der Bezirksämter und Militärstationen eine Bevölkerung von etwa 6 Millionen anzunehmen pflegt.

Diese Bevölkerung ist indessen sehr ungleichmäßig verteilt. Verhältnismäßig dicht bewohnt ist das Küstengebiet. Das Steppengebiet dagegen hat wenig Bevölkerung aufzuweisen. Die Kilimandjarosteppe zeigt beispielsweise eine Volksdichte von 0,2 Einwohnern pro Quadratkilometer, was etwa den sibirischen Verhältnissen entspricht. Stärker besiedelt sind nur die Vorzugsgebiete, d. h. außer der Küste das Randgebirge, das Kulturland des Kilimandjaro, schon weniger dicht die Landschaften: Unyamwesi, Usukuma und die Hochebene zwischen dem Viktoria- und dem Tanganyikasee. Die außerordentlich dünne Bevölkerung im größten Teile des Schutzgebietes ist sicherlich unter anderem einmal die Folge des früher hier in großem Umfange betriebenen Sklavenraubes, zum andern auf die unaufhörlichen Kriegszüge der von Süden her vordringenden Suluvölker und die Fehden der ostafrikanischen Stämme unter sich zurückzuführen.

Die Bevölkerung der Küste in engerem Sinne sind die Suahili*), ein Mischvolk aus den verschiedensten Inlandstämmen sowie arabischem, persischem und indischem Blute. Sie sind im Gegensatze zu der Binnenbevölkerung Mohammedaner und verdanken den Arabern eine Art Halbkultur. Ihre Sprache ist die Verkehrssprache in einem großen Teile des Schutzgebietes und darüber hinaus.

Außer den im Schutzgebiete ansässigen oder aufhältlichen Europäern finden sich neben den Eingeborenen, besonders an der Küste, in größerer Anzahl Araber, als Großbesitzer und Karawanenhändler sowie infolge des Übergewichts ihrer Kultur die vorherrschende Klasse, und Inder, die als Großkaufleute und seßhafte Kleinhändler auf das gesamte Wirtschaftsleben einen nicht unwesentlichen Einfluß ausüben.

Die weiße Bevölkerung ist im Jahre 1901 nach Staatsangehörigkeit, Geschlecht und Beruf zum letztenmal gezählt worden. Die Zählung hat folgendes Ergebnis geliefert:

*) Auch Waswahili genannt. In der Sprache dieses Volkes bezeichnet die Vorsilbe Wa die Bewohner eines Landes, die Vorsilbe M einen einzelnen Mann, die Vorsilbe Ki die Sprache und die Vorsilbe U das Land: also Wahehe = die Heheleute; Mhehe = ein Hehemann; Kihehe = die Hehesprache; Uhehe das Heheland.

Digitized by Google

## Weibe Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit, Geschlecht und Beruf

| | Männer | | | | | | | | | | Frauen | | | | | | | | | | Gesamtsumme |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Angehörige des Gouvernements, der Schutztruppe und der Flotte | Angestellte der Militärbahnen | Militärs | Kaufleute, Handler, Wechsler ꝛc. | Pfarrer und Lehrer | Techniker und Ingenieure | Pflieger und Handwerker | Sonstige Berufe und Berufslose | Zusammen | verheiratet: mit Angehörigen des Gouvernements ꝛc. | verheiratet: mit Kaufleuten, Pflanzern ꝛc. | verheiratet: mit Militärs | verheiratet: Zusammen | ledige: Pflegetöchtern | ledige: Millionärstöchtern | ledige: Sonstige | ledige: Zusammen | Summe der Frauen | Minder | |
| Deutsche | 405 | 37 | 123 | 32 | 71 | 5 | 36 | 10 | 719 | 26 | 20 | 32 | 80 | 6 | 35 | 4 | 45 | 125 | 79 | 1243 |
| Österreicher | 4 | 2 | 3 | 10 | 2 | 2 | 4 | | 31 | | | | 2 | | 2 | | 2 | 4 | | 31 |
| Schweizer | 4 | | 3 | 2 | 1 | | | | 10 | | 1 | 1 | 3 | | | | | 3 | 5 | 18 |
| Holländer | | 1 | 2 | | 1 | | | | 4 | | | 1 | 1 | | 1 | | 1 | 2 | | 12 |
| Engländer | | | 24 | | 3 | | 2 | | 40 | | 2 | 7 | 9 | | 4 | | 4 | 13 | 10 | 63 |
| Franzosen | | | 18 | 1 | 3 | | | | 22 | | 1 | | 1 | | 10 | | 10 | 11 | | 33 |
| Italiener | | 2 | | 5 | 1 | | 2 | 2 | 25 | | 4 | | 4 | | 2 | 2 | 4 | 6 | 3 | 34 |
| Griechen | | 1 | | 32 | | 7 | 30 | 11 | 71 | | | | | | | | | | 2 | 73 |
| Sonstige Europäer | | | 8 | 7 | 2 | 1 | 1 | 1 | 21 | 1 | | 1 | 2 | | | | | 2 | 1 | 24 |
| Zusammen: | 415 | 43 | 197 | 139 | 86 | 21 | 74 | 25 | 967 | 30 | 26 | 42 | 100 | 6 | 55 | 6 | 67 | 167 | 79 | 1243 |

1) Darunter 3 Rechtsanwälte, 1 Notar, 1 Privatarzt und 1 Missionsarzt.

In demselben Jahre ist von den Bezirksämtern und den Militärstationen eine Schätzung der eingeborenen und nichteuropäischen fremden Bevölkerung vorgenommen worden, die nachstehendes Ergebnis gehabt hat:

Eingeborene und nichteuropäische fremde Bevölkerung

| a) Bezirksämter b) Militärstationen | Araber resp. Beludschen | Inder Wahoja 2c. | Inder Banianen | Greer, Armenier | Goanesen | Eingeborene | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a) Tanga | 90 | 150 | 10 | — | 15 | 56200 | 12000 zugewanderte Arbeiter, hauptsächlich Wanyamwesi und Wassukuma. |
| Pangani | 603 | 406 | 18 | — | 8 | 53000 | |
| Bagamoyo, Saadani | 650 | 1050 | 25 | 4 | 4 | 60000 | |
| Dar-es-Salam | 232 | 611 | 284 | 4 | 98 | 120000 | |
| Kilwa | 60 | 100 | 50 | — | — | 60000 | |
| Lindi, Mikindani | 173 | 369 | — | 5 | 14 | 90000 | |
| Langenburg | 270 | 196 | 93 | | 10 | 195000 | |
| Kilossa | — | — | — | — | — | 240000 | |
| Wilhelmstal | 44 | 22 | — | — | — | 31200 | |
| Moschi | 1 | 12 | — | — | — | 66800 | |
| Groß-Aruscha | 1 | — | — | — | — | 160000 | |
| Kissakki | — | — | — | — | — | 25500 | |
| Kilimatinde | 5 | 2 | — | 1 | — | 50000 | |
| Mpapwa | — | — | — | — | — | 120000 | |
| Kondoa-Irangi | 4 | 4 | — | — | — | 49000 | |
| Tabora | 250 | — | — | — | — | 500000 | |
| Mwansa | 7 | 3 | — | — | — | 500000 | |
| Shirati | 3 | 1 | — | — | — | | |
| Bukoba | 181 | — | — | — | — | 330000 | |
| Iringa | — | — | — | — | — | 60000 | |
| Udjidji | 20 | 4 | — | — | — | 3000000 | davon jetzt abgezweigt Urundi. |
| Songea | 50 | — | — | — | — | 166230 | |
| Mahenge | 3 | 10 | — | 1 | — | — | Zählung noch nicht beendet. |
| Bismarcksburg | | — | — | — | — | 220000 | |
| Summe: | 2648 | 2940 | 480 | 15 | 149 | 6164939 | |

Gleichzeitig wurde die Eingeborenenzahl der Hauptwohnplätze des Schutzgebietes festgestellt. Es ergaben sich für Dar-es-Salam (327 Steinhäuser) 20000 Einwohner, für Bagamoyo (265 Stein- und 898 Lehmhäuser) 11000 Einwohner, für Pangani (137 Stein-, etwa 700 Halbsteinhäuser) ca. 9000 Einwohner. Tabora im Inneren wurde auf 16000 Einwohner geschätzt. Auch Tanga und Kilwa sollen noch etwa 8000 Einwohner haben, Moschi am Kilimandjaro immer noch 6000 Einwohner; Lindi wird dagegen nur noch auf 4500 Einwohner, Mikindani und Mwansa auf ca. 3000 Einwohner geschätzt.

Die Hauptmasse der Eingeborenenbevölkerung besteht aus Bantunegern, d. h. Angehörigen jener großen Völker- und Sprachenfamilie, die den afrika-

niſchen Kontinent vom 5. Grad nördlicher Breite bis zum 25. Grad ſüdlicher Breite beſetzt hält. Auch die Küſtenſtämme in Kamerun, ſowie die Hereros und die Ovambo in Südweſtafrika gehören dazu. Die Bantuneger ſind den eigentlichen Negern, die den ganzen Sudan vom Senegal bis zum Nil bewohnen, zwar im körperlichen Habitus nahe verwandt, unterſcheiden ſich von ihnen aber in ſprachlicher Beziehung. Dagegen ſtehen die Bantuneger zu einem anderen Bevölkerungselement des afrikaniſchen Kontinents, den Hamitenvölkern ſowohl körperlich wie ſprachlich in ſtarkem Gegenſatz. Zu den Hamiten gehören zum Beiſpiel die Berber in Marokko, Algier, Tunis und in den Oaſen der Sahara, die Galla zwiſchen Abeſſinien und den mittelafrikaniſchen Seen und die Somal (Somali) im ganzen Oſthorn Afrikas bis zum Djubafluſſe, die Danakil an der Südweſtküſte des Roten Meeres und verſchiedene Völkerſchaften Abeſſiniens. Die Hamiten ſind im allgemeinen

Tembe in Iramba.

hochgewachſen, neigen zur Magerkeit und beſitzen ungemein zierliche, ſchön geformte Extremitäten. Sie haben ein ſchmales Geſicht, regelmäßige Züge, ſchmale Naſen und ſeidenartiges, lockiges, ſchwarzes Haar, während das echte Wollhaar der Bantuneger und der Sudanneger ſchon vom erſten Anſatz an gekräuſelt erſcheint. Meiſt ſind die Hamiten etwas heller gefärbt als die Bantu- und die Sudanneger; doch kommen auch ſehr dunkle Färbungen vor. Beſonders mit den Sudannegern haben die Hamiten ſich vielfach vermiſcht. Solche Miſchvölker ſind vermutlich die lockenhaarigen Nubavölker, zu denen die Ful (Fulbe oder Fulah) und die Nubier, Mombuttu, Niamniam, Schuli u. ſ. w. gehören.

Nach dieſem kurzen Überblick über die hauptſächlichſten Bevölkerungselemente Afrikas kehren wir zum deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebiete zurück. Hier finden wir, wie geſagt, den größten Teil des Gebietes von Bantuvölkern beſetzt. Nur die Steppen im Norden und die Sohle des oſtafrikaniſchen Grabens werden zum Teil von Völkern hamitiſcher Herkunft bewohnt. Auch ein Teil der Bantu hat eine leichte Beimiſchung hamitiſchen Blutes erfahren.

Die Bantu zerfallen in zwei große Gruppen: die jüngeren Bantu, die erſt in neuerer Zeit vom Norden und Süden eingewandert und deren nördliche Gruppe mit hamitiſchem Blute vermiſcht iſt, ſtehen den älteren

Bantu, die jene bei ihrer Einwanderung bereits vorfanden, gegenüber. Die älteren Bantu sind im Küstengebiete, zum Teil auch im Randgebirge und in Unyamwesi ansässig. Dazu gehören die Völkerschaften der Washambaa in Usambara, Wasegua (in Usegua), Wangu (in Ungu), Wassagara, Wakami, Wakhutu, Wasaramo, Wagindo, Wakonde, Wanyamwesi und die Wassukuma. Verwandt mit den älteren Bantu sind auch die Washashi. Auch die Völker des Zwischenseengebietes müssen hierher gerechnet werden, die Waruanda, Warundi u. s. w. Dort sind Bantu die ursprünglich ansässige, ackerbautreibende Bevölkerung. Viehzüchtende Nomaden aber, die von Norden her eingewanderten Wahuma oder Watussi, eine hamitische Völkerschaft, haben diese Gebiete in neuerer Zeit erobert und bilden die herrschende Klasse, haben indessen von den Besiegten deren Sprache angenommen.

Von Norden her in jüngerer Zeit eingewandert und vielfach mit hamitischem Blute vermischt sind die Bewohner der abflußlosen Steppengebiete unmittelbar westlich vom Randgebirge. Sie bilden zusammen die nördliche Gruppe der jüngeren Bantu. Hierher gehören die Wadjagga am Kilimandjaro, die Wanyairamba (in Jramba), die Wanyaturu (in Turu), die stark hamitisch beeinflußten Wambugwe (in Umbugwe), die ackerbautreibenden Warangi (in Jrangi), und die räuberischen Wagogo. Die letzten drei, die unter sich nahe verwandt zu sein scheinen, sind vielleicht, wie Baumann meint, von Süden her eingewandert, wie die nunmehr zu besprechende zweite Gruppe der jüngeren Bantu.

Zu den jüngeren Bantu gehören die Wanao im Hinterlande von Lindi und Mikindani. Sie sind indessen von den weit kriegerischeren Wangoni (Mafiti, Magwangwara) verdrängt und an die Küste getrieben worden. Die Wangoni, ein Sulustamm, haben lange Zeit durch ihre kriegerischen Einfälle Schrecken in der südlichen Hälfte des Schutzgebietes verbreitet. Einzelne Trupps sind bis auf das innere Hochland vorgedrungen. Die Verwüstung der Gebiete nördlich vom Ruvuma ist hauptsächlich auf ihr Konto zu setzen. Jetzt haben sie sich auf dem Wangoniplateau niedergelassen.

Ein Teil der älteren Bantu, die aus Usagara nach Süden gewandert sind, die Wahehe und Mahenge, haben die kriegerischen Sitten der Wangoni angenommen und sind daher oft mit ihnen verwechselt worden. Sie gehören aber zu den älteren Bantu und werden mit Recht als Sulunassen bezeichnet.

Diese beiden Gruppen der Bantuvölker des Schutzgebietes schließen sich durch verschiedene gemeinsame Kennzeichen voneinander ab. Während die älteren Bantu in runden Hütten mit Steinwänden (meist mit kegelförmigem Strohdach) zu Dörfern gruppiert wohnen, wohnen die jüngeren Bantu mehr in großen rechteckigen Lehmhütten mit flachem Dach, welche Tembe genannt werden. Die jüngeren Bantu und die Sulunassen üben durchgängig die Beschneidung, die bei den älteren Bantu (auch bei denen des Zwischenseengebietes) nicht gebräuchlich ist. Die meisten jüngeren Bantu treiben vorzugsweise Viehzucht, während die älteren Bantu im Durchschnitt vorzugsweise Ackerbauer sind.

Viele der oben angeführten Völkerschaften zerfallen wieder in eine Reihe von Unterstämmen. Fast jeder Stamm hat seine eigene Sprache, so daß die Zahl der im Schutzgebiete gesprochenen Bantusprachen sich auf gegen 80 bis

Digitized by Google

Maſſai-Weib.

Digitized by Google

100 beläuft*). Diese Sprachen sind indessen sehr nahe miteinander verwandt. Ein besonders charakteristischer Zug der Bantusprachenfamilie besteht darin, daß die Hauptwörter durch Präfixe (nicht durch Endungen) in eine Reihe von Klassen eingeteilt werden (ca. 6—10). Durch Veränderung des Präfixes wird die Mehrzahl gebildet, zum Beispiel kisu (Messer), Mehrzahl visu. Eigenschaftswörter sowie die Personalbezeichnung der Zeitwörter, die sich auf ein Hauptwort beziehen, müssen nun stets dasselbe Einzahl- oder Mehrzahlpräfix annehmen, mit welchem das Hauptwort verbunden ist, zum Beispiel: kisu kidogo kimepoteza = Messer kleines ist-verloren-gegangen. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, daß die Grammatik dieser Sprachen nicht ebenso fein durchgebildet wäre, wie meinetwegen die des Französischen oder Englischen. Konstruktionen wie zum Beispiel die des lateinischen „Akkusativs mit dem Infinitiv" finden sich auch im Suahili, wie ich festgestellt habe**), sehr häufig. Die Nasuslehre zeigt eine große Zahl von Feinheiten, das Verbum eine überraschende Fülle von Formen. Dabei herrscht im ganzen Bau dieser Sprachen eine durchgehende Regelmäßigkeit. Sie sind ferner meistens wohllautend, da die Vokale rein sind und Konsonantenhäufungen vermieden werden, auch rauhe Kehllaute und ausgesprochene Nasale nur in wenigen Sprachen vorkommen.

Eine besondere Schrift hat indessen keines dieser Völker geschaffen. Die Suahili an der Küste schreiben ihre Sprache mit den Buchstaben des arabischen Alphabets. Diese Schrift, welche von rechts nach links läuft, ist für das Arabische mit seinem schematischen Bau der Wortformen zwar wohl geeignet, paßt aber für das ganz anders geartete Suahili absolut nicht. So zum Beispiel gestattet die arabische Schreibung des Wortes pipa (Faß) auch die Lesungen pepa, mpepa, mpipa, biba, mbiba, beba, mbemba, mbimba u. s. w. Man muß also beim Lesen stets den Zusammenhang zu Hilfe nehmen, um das Richtige zu treffen, und ist auch dann vor Mißverständnissen nicht immer geschützt. Die deutsche Regierung ist bemüht, statt des arabischen allmählich das lateinische Alphabet einzuführen, in welchem zum Beispiel die Bibelübersetzungen meistens schon gedruckt sind. (Eine Schriftprobe siehe Abbildung.)

Reine Hamiten sind die bereits erwähnten Wahuma oder Watussi im Zwischenseengebiet, ferner die Wasiomi oder Waraku (in Iraku im ostafrikanischen Graben), die eine selbständige Sprache haben und vielleicht den Wallavolkern nahe stehen. Mit den Wasiomi verwandt sind auch die Bewohner von Nassi und Burungi.

Zweifelhaft ist noch die Stellung der Mavirondo (im Osten des Viktoria), die bald zu den Niloten, d. h. den östlichen Sudannegern, bald zu den Bantu gerechnet werden.

Mit nilotischen Volkern vermischt (sogenannte Nilotohamiten) sind eine Anzahl Völker in den Steppen des Massaigebietes. Körperlich zeigen sie den hamitischen Typus, während sprachlich das nilotische Idiom gesiegt hat. Hierher gehören die eigentlichen Massai und die ihnen nahe stehenden

*) Vergl. meinen Aufsatz: Beiträge zur Kenntnis des Kikami in Deutsch Ostafrika im 2. Jahrg. der Zeitschrift für Afrikanische und Ozeanische Sprachen, wo auch die gesamte bis dahin über die einzelnen Sprachen des Schutzgebietes erschienene Literatur aufgeführt ist.

**) Vergl. meine große Suahili-Konversationsgrammatik, Heidelberg 1900.

Wandorobbo, Wakuafi (Mbaramui), die Wambugu und die Wataturu oder Tatoga.

Schließlich sind noch einige Völkerstämme zu erwähnen, die im Norden der Massaisteppe hausen und deren ethnographische und sprachliche Zugehörigkeit noch nicht festgestellt ist. Vielleicht stellen sie die Reste einer Urbevölkerung dar. Es sind dies die Wassandaui, die Wanege und die Wahi. Ihre Sprache weist merkwürdigerweise die sonderbaren Schnalzlaute auf, die in Afrika sonst nur bei den Hottentotten und den Buschmännern, sowie bei den Suluvölkern beobachtet worden sind. Endlich lebt in Urundi ein Zwergvolk, die Watwa.

Die genannten Völkerschaften verteilen sich nun folgendermaßen über das Schutzgebiet.

Die Küste des Panganigebietes im Norden wird von den Wadigo (ältere Bantu), zwischen Tanga und Wanga auch von Wassegeyu (desgl.) bewohnt. Hieran schließen sich, auf dem Usambaragebirge hausend, die Washambaa, zu denen auch die Wabondei gehören. Zum Schutze gegen feindliche Überfälle befinden sich ihre Siedlungen oft hoch auf den Bergen. Die Familie des Oberhäuptlings gehört dem Stamme der Wakilindi an, und soll arabisches Blut in den Adern haben. Vermutlich sind die Washambaa aus Useguha, mit dessen Bewohnern sie nahe verwandt sind, eingewandert. Eine Enklave bilden die namentlich im Distrikt Kwambugu lebenden Wambugu, die mit den Wakuafi verwandt sind. Sie sind später eingewandert als die Washambaa. Zerstreute Siedlungen derselben finden sich noch in der Umgebung von Mgamba, in den Berglandschaften Baga und Mavrui und an den Hängen des Wurrnitales. Auch kleine Kolonien von Wakamba, Wapare, Waseguha, Wadigo, Wassegeyu, Wataita und Wakuafi finden sich zerstreut in Usambara. Die Wapare (in dem nordwestlich sich anschließenden Paregebirge) sind vermutlich ein Mischvolk aus Waseguha und Wataita mit Massai (Wambugu). Ihre Zahl schätzt Baumann auf 8000 Seelen, während Usambara 17—18000 Einwohner haben soll. Die in der Kilimandjarosteppe nomadisierenden Massai und Wandorobbo veranschlagte Baumann im Jahre 1891 noch auf 2500 Seelen. Diese Zahl ist indessen neuerdings sehr zurückgegangen. Das Kulturgebiet des Kilimandjaro nehmen die Wadjagga ein.

Im Wami-Ruvuma-Nganigebiet wohnen die Waseguha (ca. 68000) mit den Wakwere und Wadoe. Bei den letzteren sollen sich noch Spuren von Anthropophagie erhalten haben. Südlich und westlich davon haben die Wasaramo, die Wakhutu und die den Waseguha nahe verwandten Wangwu, sowie die Wassagara und die Wakami ihre Wohnsitze.

Die Völker der Rufiyiniederung haben besonders stark unter den Einfällen der Wangoni zu leiden gehabt; sie haben keinen einheitlichen Namen. Am Mittellauf des Ulanga wohnen die Mahenge. Zwischen seinem Unterlaufe und dem des Ruaha lebt das kräftige, tapfere, mit den Sulu verwandte Volk der Wahehe. Sie verdanken ihre Macht ihrer militärischen Organisation und ihrer despotischen Verfassung. Das Ussagaragebiet haben sie in unzähligen Kriegszügen geplündert und verwüstet. Auch die Wabena sind von ihnen unterworfen worden.

Was das Gebiet südlich vom Rufiyi bis zum Ruvuma anlangt, so ist nur die Küstenzone einigermaßen gut bevölkert. Dort sitzen die älteren Bantu-

Digitized by Google

stämme der Wamwera und Wakonde*), sowie die von Süden her eingewanderten Makua und die den Sulu verwandten gleichfalls von Süden her eingedrungenen, aber von den Wangoni zur Küste gedrängten Wayao. Die dahinter liegende Vorlandzone, die früher von zahlreichen Völkerschaften wie den Wagindo (älteren Bantu), Waninde u. s. w. besiedelt war, ist durch die Raubzüge der Wangoni zu einer menschenarmen Wildnis gemacht worden. Die geringen Reste dieser Stämme haben sich in die Küstengegenden geflüchtet. Auf dem Wangoniplateau hat sich der Sulustamm der Wangoni niedergelassen, der vor 40 Jahren in das Schutzgebiet eingewandert ist.

Während die Massaisteppe von den nomadisierenden Massai durchstreift wird, die auch den nördlichen Teil von Westmassai bevölkern, wohnen in der Landschaft Iraku, westlich vom Manyarasee, die Waraku, Verwandte der Wasiomi. Westlich vom Eiassisee wohnen die Wahi, südöstlich davon die ihnen verwandten Wanege (Watindiga), Jägervölker, die den Wassandaui (am östlichen Grabenrand) nahe stehen. Der südliche Teil von Westmassai ist von ackerbautreibenden Bantustämmen verhältnismäßig dicht bevölkert. In den gleichnamigen Landschaften wohnen hier die Wassansu, die Waramba (in Iramba), die Wanyaturu (in Turu), und die Wassure.

Auch im ostafrikanischen Graben wohnen Bantu und Hamiten durcheinander. Die Bewohner von Umbugwe und Irangi sind Bantustämme, die ersteren mit hamitischer Beimischung. Die Wasiomi sind ein hamitischer Stamm, mit dem die Bewohner von Uassi und Burungi verwandt sind. Den Massai stehen die Wataturi nahe, von denen die Landschaft Mangati bewohnt ist. Am östlichen Grabenrand sitzen die Wassandaui im Gebirgslande.

Die große Unyamwesihochebene ist der Sitz der Wanyamwesi, unter welchem Namen eine Reihe von älteren Bantustämmen zusammengefaßt wird, die in Sprache und körperlicher Eigenart einander nahe stehen, wie zum Beispiel die Wanyanyembe, Wassangu, Wakimbu, Wakonongo, Wagalla, Wassumbwa u. a. Die Wassukuma im Südosten des Viktoriasees zeigen dagegen bei nahverwandter Sprache abweichende Körperbildung und nehmen daher eine besondere Stellung ein. Am südlichen und westlichen Ufer des Viktoriasees wohnt gleichfalls eine Reihe von Bantustämmen, unter denen die Wasindja und die Wakaragwe besonders hervorragen. Von der Bevölkerung Ruandas und Urundis im Zwischenseengebiet ist oben bereits ausführlicher die Rede gewesen.

Auch am Ostufer des Tanganjika wohnen Bantu, die den Wanyamwesi verwandt sind. In Usipa findet man noch viele Wahuma (Watussi) unter ihnen.

Das südliche Zwischenseengebiet ist trotz guter Bewässerung und großen Wildreichtums schwach bevölkert, da die südlich vom Rikwasee wohnenden Awungu, wie auch die im britischen Gebiet hausenden Wawemba und der Wangonistamm der Watuta das Land durch vielfache Raubzüge verwüstet haben. Nur das Kondeland hat eine reichere Bevölkerung, bei der Ackerbau und Viehzucht in hoher Blüte steht. Die Kondestämme (nämlich die Wangonde, Wanyakyusa, Wakukwe, Wabundali und die Wamesuko) gehören zu der Gruppe der Nyassabantu, die man mit einem zusammenfassenden Namen auch Mangandja nennt.

*) Nicht zu verwechseln mit den Konde am Nyassa.

Digitized by Google

## 12. Die Wanyamwesi und die Wahehe

Es ist aus räumlichen Gründen nicht angängig, im folgenden die einzelnen Völkerschaften sämtlich genauer zu besprechen. Wir greifen daher die wichtigsten Vertreter der einzelnen Gruppen heraus und werden in diesem Abschnitt uns mit den *Wanyamwesi*, der zahlreichsten und wirtschaftlich bedeutendsten Gruppe der *älteren Bantu*, wie mit den *Wahehe* befassen, die zu den *jüngeren Bantu* gehören, deren Name durch ihre Kriegszüge allgemein bekannt geworden und deren Gebiet neuerdings auf seine Eignung für europäische Siedlung mehrfach untersucht worden ist.

Im folgenden werden die *Massai* und *Wasiomi* als Angehörige der *hamitischen* und der *Mischvölker* behandelt werden. Ein dritter Abschnitt wird der Küstenbevölkerung, den *Suahili*, sowie den fremden Bevölkerungselementen der *Araber* und *Inder* gewidmet sein.

Die *Wanyamwesi* bewohnen ein Gebiet von der Größe des Königreichs Bayern. Der Tanganyika begrenzt ihr Gebiet im Westen, im Osten stößt ihr Land an das der Wahehe und Wagogo, im Norden reicht es bis zu den Stämmen der Wavinsa und der Wassukuma, die nicht mehr zu den Wanyamwesivölkern gehören. Der Verlauf der Südgrenze ist noch unsicher, doch rechnet *Reichard* die Wafipa, wenn auch wahrscheinlich mit Unrecht, nicht mit dazu, sondern zu den Wahuma.

Die zahlreichen *Unterstämme*, welche zu den Wanyamwesi gerechnet werden, sind bereits oben (S. 386) aufgeführt worden. Die *Stammesabzeichen* bestehen in einem eintätowierten und mit einem Kräuterabsud oder Schießpulver eingeriebenen, tiefblauen 2–3 mm breiten Streifen, der bei den Stirnhaaren beginnt und über die Stirn bis zur Nasenspitze läuft, sowie einem oder zwei Streifen, welche senkrecht über die Schläfe, bis zur Höhe des Gehörganges gestochen werden. Außerdem werden die inneren Ecken der oberen mittleren Schneidezähne abgeschlagen. Diese Zahnverstümmelung ist ein allgemeines Kennzeichen der älteren Bantuvölker, während die jüngeren Bantu und die Nilotohamiten die unteren, mittleren Schneidezähne entfernen und die entsprechenden oberen etwas nach vorn zu biegen pflegen. Die Wanyoro und die Kavirondo pflegen die vier unteren Schneidezähne auszuschlagen.

Die *Gestalt* ist schlank, eher groß als klein, mit feinem Knochenbau und feinen Gelenken, die Muskulatur sehr trocken und die Muskelkraft wenig entwickelt. Die sehr zarte, samtartige Haut ist im allgemeinen dunkelbraun. Das Gesicht ist verhältnismäßig schmal, ebenso Nase und Lippen, das Haar das bekannte dichte, krause Bantunegerhaar. Die Neugeborenen sind nicht schwarz, sondern gelbrosa; erst nach 6–8 Wochen tritt die gewöhnliche Hautfarbe ein. Die Weiber sind etwas kleiner als die Männer, Hände und Füße bei beiden Geschlechtern sehr schmal, lang und wohlgeformt.

Die *Kleidung* besteht beim Mann aus zwei kleinen Fellen wilder Katzen oder Antilopen- und Ziegenfellen, welche hinten und vorn über einem dünnen Riemen aus Heu oder Bast hängen. Als Hüfttuch benutzen beide Geschlechter Baumbaststoffe. Den Oberkörper tragen Männer und Weiber nackt. Neben den Rindenstoffen wird auf sehr primitiven Handwebestühlen auch ein grober schalartiger Baumwollstoff (*mseketo*) hergestellt, der indessen durch eingeführte Stoffe fast vollständig verdrängt worden ist, während die

Digitized by Google

Rindenſtoffe nach wie vor getragen werden. Schmuck wird reichlich angelegt. Ringe aus Büffelſchwanzhaaren mit feinem Draht überſponnen, trägt man bis zu 300 Stück über dem Knöchel. Weiber ſchmücken die Arme mit Eiſen-, Kupfer- und Meſſingringen und feinen Perlen und tragen ſtreichholzdicke Stäbchen oder kreisrunde Platten in den durchbohrten Ohrläppchen. Männer und Weiber pflegen die Haare mittels haarſcharfer Meſſer zu raſieren. Aus den danach wachſenden Haaren werden oft alle möglichen Figuren herausraſiert; auch raſiert man die Haare zu beiden Seiten des Kopfes weg, um in der Mitte einen dicken Wulſt ſtehen zu laſſen. Doch läßt man die Haare auch oft bis zur Schulter wachſen, tränkt ſie mit Öl und beſchmiert ſie mit Ruß und Lehm.

Die Wanyamweſi ſind ein ziemlich kriegeriſches Volk. Ihre urſprüngliche Waffe, den Bogen, ſchnitzen ſie aus dem ſogenannten Koma- oder Mkuwaholze. Die Sehne wird aus zwei feinen Hautſtreifen gedreht. Die Pfeile, die nicht weiter als 160–170 Schritt fliegen, tragen teils Holz-, teils Eiſenſpitzen. Die Klinge der Wurflanze iſt ein bis zwei Finger breit, myrtenblattförmig und ein bis zwei Spannen lang. Der Schaft iſt nie dicker als ein Daumen. Die ganze Länge der Lanze ſchwankt zwiſchen 1½ bis 1¾ m. Auch Keulen ſind noch zu finden, dagegen werden Schilde nicht mehr geführt. Überhaupt werden die einheimiſchen Waffen immer mehr von den importierten Schußwaffen verdrängt.

Maſſaifamilie.

Meiſt wohnen die Wanyamweſi in Dörfern oder Flecken vereint, die von einer ſogenannten Boma umgeben ſind. Die Boma iſt ein feſter Paliſadenzaun aus 3–5 m hohen, ſchenkel- bis armdicken Stämmen. In neuerer Zeit findet die Tembe der jüngeren Bantu in Unyamweſi Eingang. Die Hütten (msonge) haben einen kreisförmigen Grundriß mit aufgeſetztem, koniſchen Strohdache. Die Wand wird innen und außen mit Lehm beworfen, welcher ſorgfältig mit der Hand geglättet wird, ebenſo der tennenartige Boden. Der Durchmeſſer ſolcher Hütten ſchwankt zwiſchen 4 bis zu 10 m, die Höhe des Kegeldaches zwiſchen 5 und 10 m. Fenſteröffnungen werden nirgends angebracht. Die Tür wird nicht in Angeln bewegt, ſondern ſeitwärts geſchoben und durch zwei innen angebrachte Pfähle aufrecht erhalten.

Die Hauptſpeiſe der Wanyamweſi iſt das Ugali, ein dicker Brei aus Sorghum, dem Hauptgetreide des Volkes. Als Zuſpeiſe werden Gemüſe, ſüße Kartoffeln, Hülſenfrüchte und unreife Bananen gegeſſen. Fleiſch iſt ſehr beliebt, trotzdem wird die Viehzucht ſehr vernachläſſigt. Aus Mehl von Mais, Sorghum oder Reis wird ein obergäriges Bier, das Pombe, hergeſtellt. Zu

den Nahrungsmitteln gehört auch der Honig, der durch geregelte Bienenzucht gewonnen wird.

Die Kinder werden oft jahrelang gesäugt, wachsen aber ohne jede Erziehung auf, doch wird die Jugend beider Geschlechter schon zur Arbeit herangezogen. Der Verkehr der Geschlechter untereinander ist ein sehr freier und ungebundener. Die Frau wird vom Vater gegen Zeug, Geräte, Ziegen, Rinder u. s. w. käuflich erstanden. Die Zahl der Frauen eines Mannes ist unbeschränkt, das Eheleben im allgemeinen lax. Wird die Ehe geschieden, was wegen Ehebruchs, aber auch wegen Unfruchtbarkeit oder bloßer Unverträglichkeit geschehen kann, so muß das Brautgeld zurückerstattet werden. Der Frau liegt die Bereitung der Mahlzeiten ob. Ist der Feldbau beendet, so ergibt sich der Mann, wenn er nicht irgend ein Handwerk ausübt, dem Müßiggange und raucht den ganzen Tag Hanf oder Tabak. Etwa ein Viertel der männlichen Bevölkerung zieht alljährlich im April nach Beendigung des Feldbaus nach der Küste, um sich dort als Träger anwerben zu lassen. Erst Ende Oktober und November kehren alsdann die Leute zurück.

Die Sitten und Gebräuche der Wanyamwesi sind von P. Reichard und Dr. F. Stuhlmann gründlich erforscht worden. Der erstere, dessen Schilderung wir uns im Obigen vorzugsweise angeschlossen haben, hat seine Beobachtungen in der Deutschen Kolonialzeitung (Jahrg. 1890, S. 258, 270, 283, 296) niedergelegt, der letztere in seinem großen Reisewerke.

Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Wanyamwesi. Hauptsächlich wird Mais und Kafferkorn (Durrah) gebaut. Daneben pflanzt man hier und da süße Kartoffeln, Sesam, Erdnüsse, aus denen Öl bereitet wird, verschiedene Hülsenfrüchte und eine Menge Gemüse. Jagd wird nicht als Sport, sondern des Fleisches wegen betrieben, doch sind die Wanyamwesi nur schlechte Jäger. Das meiste Wild wird in Gruben gefangen. Fische werden entweder mit Pfeilen geschossen oder in Reusen und Netzen gefangen. Sie werden nie gekocht, sondern auf Holzrosten im Feuer getrocknet und geräuchert. Für den Handel sind die Wanyamwesi wohl veranlagt, doch sind die Erzeugnisse ihrer gewerblichen Tätigkeit wenig zahlreich und wenig wertvoll. Die Schmiede sind sehr geschickt und arbeiten Hacken, Beile, Lanzen, Pfeile und Messerklingen, sowie eiserne Schmuckgegenstände. Die Weberei liefert grobe Baumwollstoffe, auch Binsenmatten werden geflochten. Der Schnitzer verfertigt Schemel, Teller, Bretter zum Auftragen der Speisen oder große Holzmörser zum Holzstampfen. Die Töpfereiarbeit liegt den Weibern ob.

Ein gemeinsames politisches Oberhaupt haben die Wanyamwesi nicht. An der Spitze der einzelnen Staaten, welche unter dem Namen Unyamwesi zusammengefaßt werden, steht ein Häuptling (Mtemi). Seine Würde ist erblich, aber nicht in direkter Linie. Sein Tun und Lassen wird genau durch seine Beiräte kontrolliert, ohne deren Zustimmung er nichts Wichtiges unternehmen kann. Die Häuptlinge unterhalten eine ständige Militärmacht von irregulären Kriegern, den sogenannten Rugaruga. Bei ausbrechendem Kriege müssen alle waffenfähigen Männer Hilfe leisten. Die Bevölkerung zerfällt in drei Kasten, die Adligen, die Freien und die Sklaven. Die letzteren, deren Stellung mehr die von Hörigen ist, als die von Sklaven im landläufigen Sinne, bilden die überwiegende Mehrzahl (bis 75 %). Die Rechtspflege liegt mit wenigen Ausnahmen gänzlich in den Händen des Häuptlings und wird auf Grund eines überlieferten Gewohnheitsrechts ausgeübt. Als Strafen werden nur Geld- bezw. Entschädigungsstrafen verhängt, wenn nicht die Todes-

Digitized by Google

strafe verwirkt ist. Über die religiösen Anschauungen der Wanyamwesi ist wenig bekannt. Sie erkennen ein gutes Prinzip an, den Mlungu, und haben daneben ein ganzes Heer von Dämonen (Wasimu), welche in Bäumen, Gewässern, Felsen, Wäldern oder selbst in Tieren und Menschen wohnen können. Alles Gute und alles Böse, besonders aber das letztere geht von den Wasimu aus. Sie zu besänftigen scheut man daher kein Opfer. Die Vermittlung liegt in den Händen der Wasuma oder Fetischpriester.

Die Wahehe (die beiden e in diesem Namen werden wie ä gesprochen) bewohnen die Landschaft Uhehe, die zum Teil dem ostafrikanischen Randgebirge, zum Teil bereits dem inneren Hochland angehört. (Vergl. S. 342.) Die Grenzen wechseln. Nördlich grenzt Uhehe in den Rubehobergen an Usagara und an Ugogo. Im Osten bilden die Landschaften Khutu und Mahenge, im Süden die letztere und die Landschaft Ubena die Grenze.

Die Wahehe kennen weder Beschneidung, noch Tätowierung, noch Zahnverstümmelung. Sie sind schlank, ziemlich muskulös und haben ein echtes Negergesicht. Der Haarwuchs ist spärlich. Die Männer der Wahehe pflegen gänzlich unbekleidet zu sein, die Weiber tragen entweder ein um die Lenden geschlungenes Fell oder zwei kleinere Baumwollstücke als Schürzen hinten und vorn*). Schmuck tragen die Wahehe gewöhnlich nicht, nicht einmal Amulette. Auch auf die Frisur wird wenig Sorgfalt verwendet. Die Haare werden entweder kurz geschnitten oder lang in Pudellocken getragen. Die Leute waschen sich niemals, und da sie es lieben, in warmer Asche zu schlafen, so zeigt ihre Hautfarbe meist ein schwärzliches Grau. Sie sind außerordentlich abgehärtet, schlafen bei Wanderungen auf der nackten Erde, können tagelang hungern, Durst gut ertragen und legen weite Strecken in ununterbrochenem Geschwindschritt zurück. Dazu kommt große persönliche Tapferkeit und ein ruhiges, gemessenes und ritterliches Wesen. Allerdings sind sie händelsüchtig und ein kriegerisches Volk. Ihre Hauptwaffe ist der Mpalala, ein pfeilartiger, kleiner Wurfspeer von 1½ m Länge. Sie vermögen denselben mit außerordentlicher Kraft auf große Entfernungen bis zu 100 Schritt treffsicher zu schleudern. Im Handgemenge wird der Stoßspeer (ndula) mit spannenlanger Klinge verwandt. Zur Deckung tragen sie einen spitzovalen Schild aus Rinder- oder Zebrahaut, dessen Höhe 1,25 m und dessen Breite gegen 40 cm beträgt. In neuerer Zeit sind auch bei den Wahehe die Gewehre vielfach an Stelle der einheimischen Bewaffnung getreten; Bogen und Pfeile dagegen führen sie nicht.

Die Wahehe wohnen in Temben. Eine Tembe besteht nach Reichards Beschreibung aus zwei parallel laufenden, aus Stangen und Scheiten errichteten Wänden von 1½–3 m Höhe, welche mit einem sehr flachen, fast horizontalen Dache bedeckt, einen langgestreckten fensterlosen Wohnraum darstellen. Das Dach ruht auf drei Langsbalken. Die Dachsparren bilden aufgelegte, nicht befestigte Scheite, auf welche Durrahhalme oder Stroh gelegt sind. Als Deckmaterial dient lehmige Vateriterde. Da dieses Erdreich bei jedem heftigen Regenguße teilweise hinweggeschwemmt wird, so gewähren die Temben in der Regenzeit nur mangelhaften Schutz. Ihr Vorteil besteht darin, daß sie nach Anbringung einiger Schießscharten für Verteidigungszwecke gut geeignet sind. Zum Zwecke der Befestigung zieht man die Temben ununterbrochen fort

*) Vergl. hier und im folgenden P. Reichard, Uhehe. Deutsche Kol.-Ztg. 1891, S. 161 ff.

Digitized by Google

laufend, im Innern in einzelne Familienwohnungen abgeteilt, rings um die Ortschaften. Sie sind oft von ganz enormer Ausdehnung.

Die Hauptnahrung der Wahehe ist die Milch, dagegen verschmähen sie alles Mehl, wie es als Brei oder Grütze (vergl. das Ugali der Wanamwesi) von anderen Bantustämmen genossen wird. Den Fleischgenuß lieben sie sehr. Fette Hunde, welche in großer Menge gezüchtet werden, sind ein Lieblingsgericht. In kleinen Gärten bauen die Weiber Gurken und Kürbisarten, sowie eine innen grüne Wassermelone. Das einheimische Bier, Pombe, aus Sorghum oder Eleusine bereitet, wird in großen Mengen getrunken. Die Milch wird frisch oder sauer genossen, aber nie gekocht. Die einzige Tätigkeit des Mannes im Haushalte besteht im Melken des Viehs. Sonst ist die Arbeit Sache der Frauen und Sklaven. Um sich diese zu verschaffen, werden Raubzüge zu den Nachbarn unternommen, was eine starke Blutmischung zur Folge hat.

Der Hauptsache nach sind die Wahehe Viehzüchter. Sie halten Rinder, die der Buckelrasse angehören. Als Haustiere findet man Hunde, Schafe und Ziegen; Hühner sollen dagegen selten sein. In den gebirgigen Gegenden sind auch die Ziegen nur spärlich vorhanden, während sie auf dem Uhehehochplateau den Hauptreichtum der besitzenden Klasse ausmachen.

Eine eigentliche Industrie haben die Wahehe nicht. Nur ihre Waffen, die einfachsten, hölzernen Hausgeräte und Mattengeflechte werden selbst von ihnen hergestellt.

Die Verfassung des Landes ist (nach Freiherrn v. Schele) eine rein feudale. Der oberste Herrscher führt den Titel Mwawa. Er hat seine eigene Gefolgschaft von Freien und Sklaven und einen speziell eigenen Landbesitz. Das übrige Gebiet wird von seinen Häuptlingen, Mfagaras, welche wieder ihre eigene Gefolgschaft von Freien und Sklaven haben, verwaltet und bebaut. Die unmittelbare Gefolgschaft des Mwawa wurde zur Zeit des Herrn v. Schele auf 2—3000 Mann geschätzt und zwei bis drei Mfagaras waren in der Lage, ungefähr je ebensoviel stellen zu können. Im Kriege ist jeder einzelne Wahehe verpflichtet, dem Rufe des Häuptlings zu folgen. Die Zahl der waffenfähigen Männer mag gegen 20000 betragen, so daß sie angesichts ihrer Ausdauer und ihrer Tapferkeit als ein nicht zu verachtender Gegner anzusehen sind. Bei allen Kämpfen wenden sie die Taktik an, den Gegner unvermutet zu überfallen. Feindliche Dörfer überrumpeln sie in der Nacht. Hierin unterscheiden sie sich wesentlich von den anderen Negern, welche wohl Nachts marschieren, aber nie eine kriegerische Operation ausführen.

## 13. Die Massai und die Wafiomi

Das eigentliche Massailand*) umfaßt das Gebiet zwischen dem ersten Grad nördlicher und dem fünften Grad südlicher Breite. Doch ist die Breite dieses Striches sehr verschieden. Innerhalb des deutschen Schutzgebiets gehören hierher die unter dem Namen Massaisteppe und Westmassai im 3. Abschnitt geschilderten weiten Gebiete. Das Massaivolk, welches diese ausgedehnten Steppen durchstreift, zerfällt in etwa zwölf große Stämme oder Geschlechter mit zahlreichen kleineren Unterabteilungen. Als die vornehmsten dieser Geschlechter gelten die Ngadje-Massai, die Molilian, Leisere und die Leteio.

*) J. Thomson, Durch Massailand, Leipzig 1885.

Digitized by Google

Die Ngadje-Maſſai ſind von reinſter Herkunft und werden hauptſächlich um den Kilimandjaro angetroffen. Der körperlich am meiſten entartete Stamm, der eine Beimiſchung von Negerblut empfangen zu haben ſcheint, ſind die Wakuafi. Durch vielfache Kriege untereinander ſind indeſſen die Maſſai in neuerer Zeit ſtark zuſammengeſchmolzen und ihr Reichtum durch ſchweres Viehſterben zum Teil vernichtet.

Wie alle Nilotohamiten pflegen ſie die beiden mittleren Schneidezähne des Unterkiefers auszuſchlagen und die entſprechenden Oberzähne nach außen zu biegen, wie das Bild auf S. 389 deutlich erkennen läßt. Die Beſchneidung, der ſich die Knaben im Alter von 12–14 Jahren unterwerfen müſſen, wird von den Maſſai nur unvollkommen ausgeübt. Auch die Mädchen müſſen ſich einer ähnlichen Operation unterziehen.

Ihre körperlichen Eigenſchaften ſtehen in ſtarkem Gegenſatze zu denen der Neger. Ihre ſchlanke Geſtalt, ſo ſchildert ſie Reichard, ragt im allgemeinen über Mittelgröße hinaus. Die Muskeln ſind wenig entwickelt und liegen anſcheinend unbeweglich und trocken auf dem Knochengerüſt. Die Hautfarbe iſt ziemlich dunkel, das Kinn ſpitz und vorſtehend, die Lippen ſchmal, auch die Naſe weit ſchmaler als beim echten Neger, und die Augen auffallend langgeſchlitzt und horizontal ſtehend. Die Haare ſind ſpärlicher als beim Neger, auch viel feiner und nicht ſo ſtark gekräuſelt. Die Geſichter haben oft angenehme Züge aufzuweiſen und zwar bei Männern häufiger als bei Frauen, die meiſt plumper und negerhafter ausſehen.

Wandorobboweiber.

Die Krieger der Maſſai gehen völlig nackt, nur ein kleines Ziegenfell hängt über die linke Schulter auf der Hüfte oder dem halben Unterleib. Reiche Leute und Medizinmänner hüllen ſich oft in einen bis zu den Knieen reichenden Mantel von Rinderhaut. Die Weiber und Mädchen ſind in einen weich gewalkten Mantel aus ebenſolcher Haut gekleidet, welcher mit Butter eingeſchmiert und mit roter Erde eingerieben iſt. Derſelbe reicht faſt bis zum Boden und läßt eine Bruſt frei, um die Hüfte mittels eines Riemens feſtzuhalten*). Derartige Mäntel werden auch von Kriegern in der Vor-

---

*) P. Reichard, Die Maſſai in Deutſch Oſtafrika, Leipzig 1892.

bereitungszeit vor großen Raubzügen und von Knaben während der Beschneidungszeit getragen.

Schmucksachen sind sehr beliebt. Um den Hals, die Arme und die Waden tragen die Weiber große Massen von Eisen- oder Messingdraht. In den durchbohrten und ausgeweiteten Ohrläppchen werden gleichfalls Drahtspiralen angebracht. Dazu kommen unzählige Schnüre von bunten Perlen um den Hals. Der Bart wird mit kleinen Zangen sorgfältig ausgerissen. Die Frauen rasieren den Kopf vollständig glatt. Die Krieger tragen rings um das Gesicht einen ovalen Streifen aus Haut, in welchem ringsum ganz dicht schwarze Straußfedern genäht sind. Dazu kommt oft noch ein hoher Busch aus weißen Federn. Um den Hals liegt ein dichter Kragen aus schwarzen Geierfedern. Unter den Knieen wird ein eigentümlich weit nach vorn abstehender Schmuck aus den weißen Schmuckhaaren des Kolobusaffen angelegt. Große eiserne Schellen um die Knöchel und sonderbare Armbänder vollenden den Schmuck des Kriegerdandy*).

Die Waffen des Massai sind ein langer, breitklingiger Speer, dessen Spitze oft meterlang und handbreit ist. Der Schuh ist über 1 m lang, so daß oft nur ein kaum spannenlanger Schaft aus Holz zum Anfassen notwendig ist. Das ½ bis ¾ m lange Schwert läuft nach dem Griff zu schmal aus, während es sich gegen die Spitze bedeutend verbreitert. Der Griff ist ein dünnes, oft mit Leder überzogenes Heft ohne Parierstange. Die gleich breite Scheide wird aus rotem Leder gearbeitet und mittels eines Gurtes an der rechten Seite getragen. Daneben führt der Massai eine faustgroße Wurfkeule an einem kaum fingerdicken Stiele, mitunter auch an einem Stück aus Rinozeroshorn gearbeitet. Aus Büffel- oder starker Rindshaut wird ein länglich-ovaler Schild hergestellt, auf welchen das Distriktswappen aufgemalt ist.

Die Massai wohnen in Kraals. Ihre Hütten schließen zusammen eine große kreisförmige Fläche ein, in welche für die Nachtzeit das Vieh hineingetrieben wird. Um den Kreis der Hütten herum erstreckt sich noch ein starker Verhau von Dornengesträuch zum Schutz gegen wilde Tiere und zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe. Die Hütten erreichen höchstens eine Höhe von 1 m bei 3 m Länge und 1½ m Breite. Sie sind von Zweigen erbaut, welche übergebogen und untereinander verschlungen werden und dem Gebäude eine Art von flachem Dach mit abgerundeten Kanten geben. Um den Wind abzuhalten, wird eine Mischung von Viehdünger und Lehm über die Decke gebreitet. Für die Regenzeit wird noch eine Decke von Häuten darüber gelegt. Fenster fehlen, die Türöffnung ist sehr eng.

Die Frauen werden gegen ein in Vieh zu erlegendes Brautgeld von ihren Vätern gekauft. Verheiratete und Unverheiratete sind durch die Sitte streng voneinander geschieden. Knaben (barnoti) und Mädchen (doje) werden zwischen dem 12. und 14. Jahre beschnitten. Während bis dahin die Knaben von Fleisch, Milch und Vegetabilien lebten, darf der junge Krieger (elmoran) nur Fleisch, Milch und Honig genießen, und zwar abwechselnd während 12 bis 15 Tagen immer nur Milch oder Fleisch, bei beiden aber Honig. Das Fleisch wird roh, gekocht oder geröstet genossen. Milch wird nie gekocht. Vegetabilien, Tabak und berauschende Getränke sind dem Krieger streng untersagt. Die Kraale der Krieger werden stets an die Grenzorte ge-

*) Siehe Reichard a. a. O.

Digitized by Google

legt, da ihnen die Sorge für die Sicherheit des Landes anvertraut ist. Neben dieser defensiven Tätigkeit unternehmen sie Raubzüge in die angrenzenden Länder, um Vieh zu stehlen, dessen Besitz ihren Reichtum ausmacht. Ehe die Krieger zu diesen Raubzügen ausziehen, unterwerfen sie sich einer oft mehrere Monate währenden „Kriegsmast" durch reichlichen Genuß von Fleisch, Blut, Milch und Honig. Während dieser Zeit tragen die Elmoran die von den Schultern bis zum Erdboden reichenden Frauenfelle. Der Kriegerkaste gehören die jungen Leute etwa 12 Jahre an. Danach wird der Krieger ein Moruo, darf wieder vegetabilische Nahrung genießen, Honigbier trinken und Tabak schnupfen. Seine Kriegswaffen vertauscht er gegen Vieh oder übergibt sie einem jüngeren Bruder. Darauf kauft er sich eine oder mehrere Frauen. Die ledigen Frauen erfreuen sich großer Freiheit.

Die Massai sind lediglich Viehzüchter. Feldfrüchte bauen sie nur in geringem Maße. Mit der Jagd geben sie sich überhaupt nicht ab. Während sie früher sich auf die Rindviehzucht beschränkten, haben sie sich in neuerer Zeit auch der Schafzucht zugewendet. Ihr Viehbesitz ist oft erheblich. Einer ihrer berühmtesten Medizinmänner, Mbatian, besaß gegen 6000 Rinder.

Politisch organisiert sind die Massai nicht. Ein alter Krieger, der auch der Führer im Kampfe ist, sorgt in jedem Stamme für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Sklaven werden nicht gehalten. Der verwandte Stamm der Wandorobbo, der unter ihnen haust, sich nur von Jagd und Bienenzucht nährt und daher in Armut lebt, läßt sich mitunter zu Arbeiten bei den Massai herbei.

Die Massai glauben nicht an ein Fortleben nach dem Tode. Ihre Toten, auch ihre nächsten Verwandten, werfen sie ohne Umstände den wilden Tieren vor. Auch an Gespenster oder Geister glauben sie nicht. Dagegen verehren sie ein höchstes Wesen, den Ngai, zu dem sie unaufhörlich beten. Ihre Medizinmänner (Leibon), die zugleich Priester des Ngai sind, stehen in außerordentlich hohem Ansehen. Das Gras und die Milch halten sie für heilig.

Ihre Sprache ist von den früher geschilderten Bantusprachen gänzlich verschieden. Während diese den Unterschied des grammatischen Geschlechts nicht kennen, teilt der Massai alle Hauptworter in männliche und weibliche ein und bezeichnet das Geschlecht durch verschiedene Artikel. Die Mehrzahl der Hauptworter bildet er durch den Wechsel der Artikel oft in Verbindung mit Pluralendungen, zum Beispiel männlich: ol-doinyo (der Berg), Mehrzahl: il-doinyon; weiblich: eng-orna (Name), Mehrzahl: ing-ornan. Solche Pluralendungen kennen die Bantusprachen nicht. Auch die Konkordanz, das heißt die Übereinstimmung der Präfixe, wie sie oben als Hauptcharakteristikum der Bantusprachen geschildert worden ist, ist den Massai fremd. Ein Wörterbuch der Massaisprache hat der Missionar J. Erhardt (Ludwigsburg, 1857), ein kurzes Lehrbuch der Grammatik neuerdings Hildegarde Hinde (The Massai language. Cambridge. 1901) herausgegeben.

Die Wasiomi, die wahrscheinlich einen der ältesten Zweige hamitischen Stammes darstellen, sind nach ihrem körperlichen Habitus sowohl wie nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit rein hamitischen Ursprungs. Sie sind nach Baumann jedenfalls schon in sehr früher Zeit aus dem Norden eingewandert, sind in ihrer Sprache vollkommen selbständig und von den Massai verschieden und bilden mit den Stämmen von Kamba, Kikuyu und Kamasia eine Gruppe ackerbautreibender Völker.

Digitized by Google

Die Weiber pflegen die beiden unteren mittleren Schneidezähne auszubrechen, die Männer die entsprechenden oberen nach Massaiart auszubiegen*).

Die Wasiomi sind hager, mittelgroß, von nicht unschönen Körperformen und feinen Extremitäten. Ihre Hautfarbe ist nicht leicht zu bestimmen, da der Körper meist von Schmutzmassen bedeckt ist. Die Leute im Gebirge sind jedoch heller als die Bewohner des Tieflandes. Die Gesichtszüge sind echt hamitisch und scharf geschnitten. Hamitenhaar, ja fast glatter Haarwuchs, kommt häufig vor.

Unter den Wasiomi verstehen wir (mit Baumann) hier jene zusammengehörigen Stämme, welche die Landschaften Usiomi, Iraku, Uassi und Burungi bewohnen, wenn auch die Leute von Uassi und Burungi durch die umwohnenden Warangi-Bantu in mancher Beziehung gegenüber den Einwohnern von Usiomi und Iraku beeinflußt erscheinen.

Die Bekleidung besteht bei den Männern aus einem Überwurf aus Leder, welches oft siebartig von feinen Löchern durchbohrt wird. Die Weiber tragen einen Lendenschurz, in kälteren Gegenden wohl auch einen Überwurf. Die Haare pflegen sie lang wachsen zu lassen und in viele kleine Strähnen zu drehen. Den Scheitel schmücken sie gern mit einigen Federn. In den Ohren tragen sie runde Holz- oder weiße Knochenscheiben, manchmal auch Messingspiralen, öfter braune, dürre Blätter, um den Hals Glasperlen. Die Weiber tragen Eisen- und Lederringe am Unterarm. Als Waffen dienen Wurfspeere mit eingelassener Spitze und lederne Rundschilde, sowie zur Jagd Bogen und vergiftete Pfeile.

Wie die sämtlichen Völker des abflußlosen Gebietes, mögen sie nun Bantu oder nicht Bantu sein, in Temben wohnen, wie wir sie in dem Abschnitt über die Wahehe beschrieben haben, so ist auch in Usiomi die Temben der allgemein verbreitete Wohnungstypus. In Iraku finden sich in Verbindung mit der Temben unterirdische Zufluchtshöhlen, die erst seit der Zeit der Massaieinfälle hergestellt worden sind und im Kriegsfalle als Zuflucht für Weiber und Kleinvieh dienen. Die Hauptnahrung bilden die Erzeugnisse des mit großem Eifer betriebenen Ackerbaus. Doch wird auch das Fleisch aller Tiere mit Ausnahme von Fischen und Flußpferden gegessen, die als unrein gelten. Rauchen, Schnupfen und Tabakkauen ist bei beiden Geschlechtern üblich.

Will ein junger Mann heiraten, so schickt er dem Vater der Auserwählten Pombe, dessen Annahme als Einwilligung gilt. Das Brautgeld besteht für gewöhnlich aus drei Ziegen und einem Spaten. Vielweiberei ist allgemein üblich. Die Jagd wird mit Speeren und Fallen, seltener mit vergifteten Pfeilen betrieben. Elefanten werden in tiefen zylindrischen Gruben gefangen. Fischfang wird fast gar nicht getrieben, Viehzucht beschränkt sich mit Ausnahme von Iraku auf Kleinvieh. Um so eifriger haben sich die Wasiomi auf den Ackerbau geworfen; besonders in Iraku ist das Land mit Feldern bedeckt. In Uassi und Usiomi baut man nur Sorghum, in Iraku daneben auch Mais, Eleusine, Penicillaria und vortreffliche Kürbisarten. Hülsenfrüchte, sowie die Bananen fehlen merkwürdigerweise bei allen Völkern des abflußlosen Gebiets. Das Handwerk steht auf niedriger Stufe. Man verfertigt Körbe aus Gras, schlechte Töpfe, hölzerne Milchgefäße und die sehr einfachen Waffen.

Die politische Organisation liegt in den Anfängen. Über den Krieg

*) Vergl. hier und im folgenden Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. S. 174 ff.

Digitized by Google

nach außen beschließt der Medizinmann, der auch Anführer des Zuges ist. Die Gerichtsbarkeit liegt in den Händen der Ältesten. Ein Gottesbegriff scheint vorhanden zu sein, doch sind Gebete nicht gebräuchlich. Den Geistern der Verstorbenen bringt man Totenopfer von Pombe; auch werden ihnen zu Ehren Tänze aufgeführt. Eine große Rolle spielt auch hier der Zauberdoktor oder Medizinmann, der Regen macht und bei Krankheiten Amulettzauber, seltener Pflanzenmedizin anwendet.

Ihre Sprache ist bisher nur unvollkommen bekannt.

Baumann hat nur wenige Zeilen aufgezeichnet. Etwas umfangreichere Aufnahmen auf Grund eines von mir aufgestellten Fragebogens haben Hauptmann Kannenberg und Leutnant Stanning geliefert, die ich im 5. Jahrgang meiner „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen" verarbeitet habe. Danach ist die Sprache von der der Massai ebenso weit unterschieden wie von den Bantusprachen. Im Gegensatz zu Baumann, der berichtet, daß die Wasiomi Überlieferungen über ihre frühere Einwanderung nicht aufzuweisen hatten, möchte ich auf eine Sage der Wurungi aufmerksam machen, die ich im 5. Jahrgange meiner eben erwähnten Zeitschrift auf S. 161 mitgeteilt habe und die vom Hauptmann Kannenberg aufgezeichnet ist.

## 14. Suahili, Araber und Inder

Die Bewohner der Küste scheiden wir mit Baumann in die Ansässigen und die Zeitweiligen. Erstere sind Neger oder Halbblutleute, letztere Araber, Beludschen, Inder und Europäer. Die Eingeborenen an der Küste pflegt man mit dem Namen Suahili (oder Wasuahili) zusammenzufassen. Dieser Name bedeutet indessen nur „Küstenleute" und sagt über die ethnographische Zusammengehörigkeit nicht das geringste aus. Wenngleich die Küstenleute durchweg die Suahilisprache sprechen, die auch als Verkehrs- und Handelssprache im Innern des Landes große Bedeutung hat, und wenn sie auch in Tracht und Lebensweise, in Religion und Sitte ein einheitliches Gepräge tragen, so erkennt man bald, daß sie, ethnographisch betrachtet, aus sehr verschiedenen Elementen bestehen. Fast jeder Stamm des Binnenlandes hat Angehörige an die Küste entsandt, wo sie sich seit Generationen niedergelassen haben. Das Heer der Sklaven, die besonders aus den Südländern stammen, hat gleichfalls zur Mischung der Bevölkerung beigetragen. Arabisches und persisches Blut hat endlich die körperlichen Eigenschaften, die arabische Kultur und der Mohammedanismus die materielle und geistige Kultur beeinflußt.

Als Heimat der Suahili im engeren Sinne pflegt man die Lamukküste im Norden anzusehen, wo die dort ansässigen Bantuneger jahrhundertelang arabischer Blutmischung ausgesetzt gewesen sind. Von dort sind zwei Wanderungen ausgegangen.

Durch den ersten Zug sollen Tanga und Pangani gegründet worden sein. Diese Einwanderer nennen sich selbst Shirazi, werden aber an der ganzen Küste spottweise Watumbatu genannt. Sie wohnen und sie nach Baumann in Mwale ya Mwale, auch in der Vorstadt Ngambo von Tanga und auf der Insel Mtam und sie zu finden. Sie sprechen Suahili und sind verbreitet in den nördlichen Küstenorten (wenig Abendmahl). Die Todesfurcht die Bevölkerung keine Watumbatu, sondern ausschließlich Küstenorte seien Wahalinder und die Bewohner von Mbweni (gegenüber Bagamoyo) ebenfalls Watumbatu. Zu derselben Gruppe gehören auch die unter dem Namen Shirazi bekannten Suahili in Wasin und Wanga.

Diesen beiden Gruppen folgte vor etwa 30 Jahren eine Anzahl von Familien, die sich einzeln und verstreut an Küstenplätzen in größerer Zahl niederließen, von wo aus sie erst vor einigen 20 Jahren die Insel Pemba besiedelten. Sie werden Wapemba genannt (Zeche Paumann, Usambara. S. 22 u.).

Körperlich zeigen die Küstenleute durchweg den Bantutypus. Doch ist besonders in den Gesichtszügen und in der Hautfarbe die arabische Blutmischung häufig deutlich erkennbar. Alle Hautschattierungen von Gelbbraun bis Tiefdunkelbraun sind an der Küste vertreten.

Die Männer tragen einen weißen Lendenschurz (kikoi) um den Leib. Auf dem Körper wird vielfach ein weißes, gewirktes Baumwollleibchen (kanzu) getragen, über welches man ein langes, weißes oder braunes Hemd, den Kanzu, zieht, das bis an die Kniee reicht. Der schwarze oder bunte, goldverzierte arabische Talar (joho) wird von Schwarzen nur selten getragen. Die Füße stecken manchmal in Ledersandalen. Auf dem Kopfe trägt man noch vielfach die schöne, zierlich ausgenähte Suahilimütze (kofia), die immer mehr durch das rote Fez verdrängt wird. Arme Leute begnügen sich auch mit einem Lendenschurz aus blauem Zeug (kaniki) oder weißem (shuke). Vornehmere Leute dagegen pflegen ein rotweißes und blaues Turbantuch oder die zylinderförmige bunte Jumbemütze zu tragen.

Das Hauptkleidungsstück der Frauen ist ein mit bunten Mustern bedecktes Baumwollzeug, welches oberhalb des Busens fest zusammengeschlungen wird und fast bis an die Knöchel reicht. Über die Schultern wird ein anderes meist mit einem Saum versehenes buntes Zeugstück (kisutu) geschlagen. Der Vorschrift des Islams zuwider gehen die Frauen sämtlich unverschleiert. Am Kopfe wird das sogenannte ukaya getragen, welches aus bunten Baumwollsträhnen besteht, die um das Kinn geschlungen, am Scheitel in einer silber- oder goldumsponnenen Schließe sich vereinigen. Von dieser hängt ein langes, in einem Zipfel endendes blaues Tuch über den Rücken herab*).

Die Männer tragen nur wenig Schmuck, um so mehr schmücken sich die Frauen mit silbernen Ketten, Glasperlen, kleinen zierlichen Seeschnecken, trockenen Gewürznelken, mit Armbändern aus runden, silbernen Nüssen, Fingerringen, schweren silbernen Knöchelbändern u. dergl. Unter den Augen malt man sich schwarz, dunkelblau, seltener lichtblau.

Männer und Weiber baden fast täglich. Auch die Zähne werden mit dem rauhen Faserholze eines Baumes regelmäßig abgerieben. Tätowierung und Zahnverstümmelungen sind im allgemeinen nicht üblich. Dagegen ist die Beschneidung nach mohammedanischer Sitte ziemlich allgemein. Das Haupthaar tragen die Männer und Weiber kurz oder rasiert; doch pflegen die Weiber dasselbe auch oft, mit Sesamöl bestrichen, zu Frisuren zu verflechten.

Die Häuser der Küstenleute besitzen rechteckigen Grundriß, haben an der Längsseite eine Veranda und sind im Innern in mehrere dunkle Räume geteilt. Die Wände werden aus einem mit Lehm ausgefüllten Zweiggeflecht, das Dach aus Blättern der Kokospalme hergestellt. Das Hauptstück der inneren Einrichtung ist das Bett (kitanda), ein auf vier Füßen stehender Rahmen, der mit Kokosstricken oder Mattenstreifen bespannt ist.

Die Hauptnahrung der Suahili ist das Sorghum, das zu Mehl vermahlen und zu einem dicken Brei (ugali) verkocht wird. Als Zuspeise ißt man Fleisch oder Fisch mit vortrefflicher Gewürzbrühe. Allgemein beliebt ist Ziegenfleisch. Zum Essen wird nur Wasser getrunken. Auch der starke Kokospalmwein (tembo) ist sehr beliebt. Tabakrauchen und Schnupfen ist allgemein verbreitet.

Die Braut wird gegen den vom Bräutigam zu erlegenden Brautpreis, selten unter 100 Rupien, vom Schwiegervater gekauft. Die Hochzeit findet nach mohammedanischem Ritus statt. Mehrere rechtmäßige Frauen besitzen nur

*) Vergl. hierzu wie auch im folgenden C. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete, S. 28.

Digitized by Google

wenige, vermögende Leute; dagegen haben viele neben der Gattin noch mehrere Surias (Kebsweiber). Mit 6–7 Jahren kommen die Kinder zum Schullehrer (mwallimu), wo ſie hauptſächlich Leſen und Schreiben lernen und ſich einige arabiſche Gebete und Glaubensſätze einprägen. Im allgemeinen erfreuen ſich die Frauen einer guten Behandlung und großer Freiheit der Bewegung. Die Arbeiten ſind auf beide Geſchlechter ziemlich gleichmäßig verteilt.

Der Ackerbau liegt den Weibern und Sklaven ob, während der Mann ſich dem Handel, der Fiſcherei, einem Handwerke oder dem Trägerdienſt zu widmen pflegt.

Suahiliweib.

Die wichtigſte Kulturpflanze iſt Sorghum. Außerdem baut man Seſam, mehrere Bohnenarten, Kürbiſſe, Pfeffer, Tomaten, weniger Reis und Bananen, dagegen wird die Kokospalme, die faſt alles zum Leben Notwendige bietet, eifrig gepflegt. An der ganzen Küſte wird mit Reuſen und Netzen ein ergiebiger Fiſchfang getrieben, während Angeln wenig üblich ſind. Als Haustiere hält man Ziegen, wenige Schafe, Hühner und einige Enten. Sonſt iſt von Viehzucht nicht viel die Rede. Hunde ſind unbeliebt, Katzen indeſſen wegen der vielen Ratten häufig.

Die zahlreichen Sklaven ſind meiſt in den Händen der Araber. Ackerſklaven und Hausſklaven werden im allgemeinen ziemlich gut behandelt.

Alle Küſtenleute ſind Mohammedaner und gehören der ſchafiitiſchen Sekte an. Doch beſteht daneben ein ausgebildeter Geiſterkult, der ſich teils auf die Seelen der Verſtorbenen, teils auf Waſſer-, Baum- und Bergdämonen bezieht. Oft fahren dieſe Geiſter nach dem Aberglauben der Suahilileute auch in den Menſchen und rufen allerhand Krankheiten hervor, bis ſie durch den Mganga (Medizinmann) ausgetrieben werden.

Unter dem Einfluß der arabiſchen Kultur hat ſich neben den Tierfabeln, Märchen, Sprichwörtern, Tanz- oder Ruderliedern, wie ſie alle afrikaniſchen Völker aufzuweiſen haben, eine Art höherer Literatur entwickelt, von der bereits viele Proben bekannt geworden ſind*).

Manche Erzeugniſſe der hierher gehörigen Poeſie zeichnen ſich durch ſchöne Gedanken und kunſtvolle Formen vorteilhaft aus. Man leſe zum Beiſpiel die folgenden Strophen aus dem ſogenannten Liongoliede:

Schande dem Feigling

Hat je ein Feigling ſich durch Furcht gerettet?
Sein Leben je verkürzt durch Mut ein Held?
Weg mit der Furcht! Verachtung feigem Zagen!

---

*) Vergl. meine Geſchichten und Lieder der Afrikaner, Berlin 1896, S. 240–259.

Den Feigling hat gar oft der Tod gefällt
Und schonte jene, die ihr Leben wagen.

Weh'! Weh' dem Feigling! Furcht läßt ihn vergessen,
Daß seines Lebens Ziel das Schicksal steckt.
Weh' ihm! Denn nimmer kann er Ruhm erwerben.
Sein Los ist Schande und sein Ruf befleckt,
Und elend wird er und verachtet sterben.

Dabei sind selbst schwierige, an arabische Vorbilder anknüpfende Versmaße nichts Seltenes. So zeigen zum Beispiel die folgenden, als geflügelte Worte gebräuchlichen Verse eine dem klassischen Hexameter nahe verwandte und sehr beliebte metrische Form:

m-sáfiri masiki- || ni ajápokúwa sultáni,

d. h.: ein Reisender (ein Fremdling in einem Lande) ist ein armer Mann, auch wenn er Sultan ist, und:

m-ténda jámbo asishe || ni káma ásiyeténda,

d. h.: wer etwas tut, ohne es zu vollenden, ist nicht besser als der, der nichts tut, u. s. w.

Um einen Begriff von ihrer Sprache zu geben, lasse ich hier den Text des weiter unten abgebildeten Originalbriefes in lateinischer Umschrift mit Übersetzung folgen, wobei zu bemerken ist, daß die Konsonanten wie im Englischen, die Vokale wie im Deutschen zu lesen sind:

Bismi 'llahi 'rrahmani 'rrahim.

Ila jenab ish-shekh il-akram il-akhsham il-muwadd il-akh il-aziz Maraha bin Salim il mumbasi sallamahu 'llahu taala, in sha 'llah. Salam alek wa rakhmetu 'llahi wa barakatuhu.

Wa bado nakuarrifu: tumewasili Bagamoyo salama, il-hamdu lillahi rabb il alamina. Na hali zangu njema natumai nawe na nduguzo kuwa kadhalika. Na afia zetu tami, in sha 'llah taala. Baada ya mwezi huu kwisha ntakuja zangu. Wa 'ssalam. Nisallimie jamaa zako wote na watoto wote. Na huko awasallimu il-akh Nasur bin Sleman, awasallimu na Salim bin Abdallah Baksi, awasallimu il-akh Mansur bin Ali. Wa 'ssalam wa karam akhikum il-hakir lillahi taala Muhammad bin Amur bin Sa'd Harrarahu biyedihi, harrara 14 elhijje sene 1296.

Übersetzung:

Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen.

An Seine Hochwohlgeboren den sehr geehrten, hochachtbaren, geliebten teuren Bruder, Maraha bin Salim, den Mombassier. Allah, der Hochste, erhalte ihn gesund, so es ihm gefällt! Heil über dich und die Barmherzigkeit Allahs und seine Segnungen!

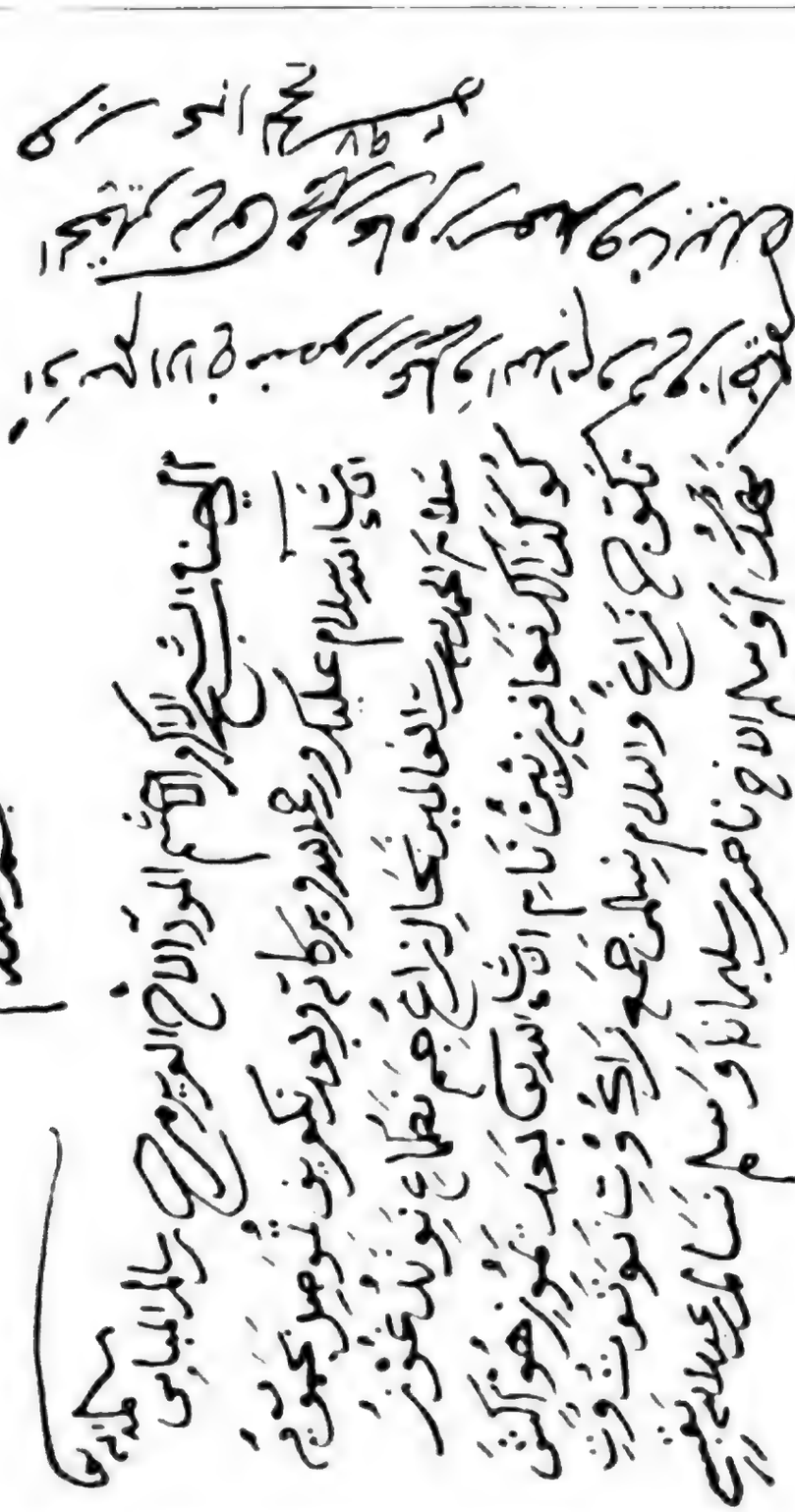
Des weiteren teile ich Dir mit, daß wir in Bagamoyo angelangt sind. Allah, der Herr der Welten, sei gelobt. Es geht mir gut, und ich hoffe, daß es Dir und Deinen Brüdern ebenso geht. Unsere Gesundheit ist vortrefflich, so Gott will. Nach Ablauf dieses Monats werde ich heimkommen. Damit Gott befohlen. Grüße mir alle Deine Verwandten und alle Kinder. Sie lassen euch grußen Bruder Nasur bin Sleman, Salim bin Abdallah Baksi und Bruder Nasur bin Ali. Gruß und Empfehlungen von Deinem untertänigen

Banianen.

Digitized by Google

Diener Muhammad bin Amur Saad. Mit eigener Hand geschrieben am 14. elhijje (ein arabischer Monat) des Jahres 1296.

In vielen Küstenplätzen finden sich auch Leute von den Komoren, die



Ein Suahilibrief.

sogenannten Angasidja, Bantuneger mit leichter arabischer Blutmischung, die als Soldaten, Karawanenträger oder als Leute der Europäer ins Land kommen.

Die in Ostafrika ansässigen Araber scheiden sich in Leute aus Oman

und in solche aus Hadramaut, auch Shihirileute genannt. Die ersteren, meist gelbbraun gefärbt, hager und hochgewachsen, sind fast alle Farmbesitzer, die daneben auch Handel treiben, die letzteren, meist untersetzte Gestalten, kommen aus ihrer Heimat Schihir als einfache Krämer ins Land, können es aber mit der Konkurrenz der Inder meist nicht aufnehmen. Die Omanleute gehören zur ketzerischen Sekte der Ibaditen (Abaditen) und sind daher den Schihirileuten, welche Sunniten sind, nicht besonders sympathisch.

Die Inder endlich, ein sehr wichtiges Bevölkerungselement, zerfallen gleichfalls in zwei scharf geschiedene Gruppen. Die Khojas, lichtbraune, vielfach wohlbeleibte Leute, sind schiitische Mohammedaner. Sie tragen Beinkleider, schwarze Schuhe, ein langes Hemd, über welches sie oft einen dunklen Rock ziehen, und den für ihren Stamm bezeichnenden goldbestickten Turban. Ausschließlich Handel treibend, gelten sie als verschmitzte, gewinnsüchtige Geschäftsleute. Bis in die neueste Zeit hinein hatten sie die Einfuhr europäischer Güter und die Ausfuhr der Feldfrüchte nach Sansibar völlig in Händen. Früher beherrschten sie den großen und kleinen Karawanenverkehr fast ausschließlich, indem sie Vorschüsse an Suahilileute gaben.

Ihnen stehen die aus Katsch stammenden heidnischen Banianen gegenüber, die den Fleischgenuß verabscheuen. Auch sie sind meist Handelsleute, doch gibt es auch geschickte Handwerker unter ihnen. Die Zahl der Inder dürfte 3400 nicht überschreiten.

## II. Beschreibung der einzelnen Landschaften

### 15. Das Pangani- und das Kilimandjarogebiet

Die Tangaküste. — Digoland. — Bondei. — Usambara. — Pare. — Die Kilimandjarosteppe. — Der Kilimandjaro

#### a) Die Tangaküste

Das deutsche Gebiet beginnt am Nordufer der breiten, aber durch eine seichte Barre versperrten und daher für Dau nur bei Flut passierbaren Mündung des Umbaflusses. Die palmenreichen Dörfer Jimbo und Simiji im Norden der Mündung haben Wassegeyubevölkerung (Bantu).

Die Festlandküste, welche der Insel Kirui gegenüber liegt, ist flach, von langen alten Dünenwällen durchzogen, mit Dumpalmen bedeckt und unbewohnt.

Das Südende der Insel Kirui bildet mit der Nordküste der Halbinsel Boma und der Festlandküste den nördlichsten Hafen des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, die Bucht von Muoa. Das Städtchen Muoa liegt knapp am flachen Strande und zählt etwa 600 Einwohner vom Stamme der Wassegeyu. Nach der See zu frei, ist es auf zwei Seiten von einer Korallensteinmauer, an der dritten von einer Pfostenboma eingeschlossen. Der Handel liegt in den Händen einiger Inder (Khojas), welche ihre Artikel mit Dau über Tanga von Sansibar beziehen und andererseits das Getreide der Wadigo aufkaufen. Die Bewohner von Muoa erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Fischfang und Sesambau.

Innerhalb der Muoabai, unweit des Ras Gomani im Süden der Einfahrt liegt das Dorf Gomani mit etwa 40 Hütten. Auch hier fehlt Süß-

Digitized by Google

waſſer, das von Muoa geholt werden muß. Von dort werden auch die Lebensmittel bezogen. Die Gomanileute ſind ebenfalls Waſſegeju. Öſtlich von Muoa liegt der Kiluluhügel (260 m).

Zwiſchen dem nördlichen Teile der Halbinſel Boma und der Küſte ſtreckt ſich der Kigirinikanal entlang, an deſſen Endpunkt der gleichnamige Ort mit etwa 250 Einwohnern liegt. Zwiſchen Muoa und Kigirini iſt das Land mit förmlichen Wäldern von Kokospalmen bedeckt, in denen die Niederlaſſungen der Waſſegeju verſteckt liegen.

Vom Südende des Kigirinikrieks erſtreckt ſich eine Landenge bis zum nördlichen Ausläufer des Manſakrieks, eines langgeſtreckten, ſchmalen Kanals, der den Südteil der Halbinſel Boma vom Feſtlande trennt. Am Nordende des Manſakrieks liegt das Waſſegejudorf Manſa mit 700 Einwohnern, umgeben von einer ziemlich hohen maſſiven Steinmauer. Hier wie in Muoa gibt es einige mohammedaniſche Bethäuſer. Die anſäſſigen Inder wohnen außerhalb des Dorfes. Manſa iſt der Hauptausfuhrplatz der Wadigogebiete für Mtama.

Straße der Eingeborenen in Dar es Salam.

Die Bomahalbinſel mit dem im ſüdlichen Innern gelegenen, von Waſſegeju beſiedelten Dorfe gleichen Namens iſt faſt ganz mit ſtachliger Buſchwildnis bedeckt.

An der Weſtſeite der Manſabai mündet der Todaarm, der aus dem Ndoyo, Kombe und Mdingi entſteht. In der Nähe des Zuſammenfluſſes liegt das Wadigodorf Toda, an der Mündung des Armes auf blendend weißem Strande der Ort Kitichalikani mit 250 Waſſegejueinwohnern. Südlich davon iſt die Küſte mit zahlloſen Kokospalmen bedeckt. In den Palmen halb verborgen liegen die Waſſegejudörfer Monga und Bieru.

und in solche aus Hadramaut, auch Shihirileute genannt. Die ersteren, meist gelbbraun gefärbt, hager und hochgewachsen, sind fast alle Farmbesitzer, die daneben auch Handel treiben, die letzteren, meist untersetzte Gestalten, kommen aus ihrer Heimat Schihir als einfache Krämer ins Land, können es aber mit der Konkurrenz der Inder meist nicht aufnehmen. Die Omanleute gehören zur ketzerischen Sekte der Ibaditen (Abaditen) und sind daher den Schihirileuten, welche Sunniten sind, nicht besonders sympathisch.

Die Inder endlich, ein sehr wichtiges Bevölkerungselement, zerfallen gleichfalls in zwei scharf geschiedene Gruppen. Die Khojas, lichtbraune, vielfach wohlbeleibte Leute, sind schiitische Mohammedaner. Sie tragen Beinkleider, schwarze Schuhe, ein langes Hemd, über welches sie oft einen dunklen Rock ziehen, und den für ihren Stamm bezeichnenden goldbestickten Turban. Ausschließlich Handel treibend, gelten sie als verschmitzte, gewinnsüchtige Geschäftsleute. Bis in die neueste Zeit hinein hatten sie die Einfuhr europäischer Güter und die Ausfuhr der Feldfrüchte nach Sansibar völlig in Händen. Früher beherrschten sie den großen und kleinen Karawanenverkehr fast ausschließlich, indem sie Vorschüsse an Suahilileute gaben.

Ihnen stehen die aus Katsch stammenden heidnischen Banianen gegenüber, die den Fleischgenuß verabscheuen. Auch sie sind meist Handelsleute, doch gibt es auch geschickte Handwerker unter ihnen. Die Zahl der Inder dürfte 3400 nicht überschreiten.

## II. Beschreibung der einzelnen Landschaften

### 15. Das Pangani- und das Kilimandjarogebiet

Die Tangaküste. — Digoland. — Bondei. — Usambara. — Pare. — Die Kilimandjarosteppe. — Der Kilimandjaro

#### a) Die Tangaküste

Das deutsche Gebiet beginnt am Norduser der breiten, aber durch eine seichte Barre versperrten und daher für Daus nur bei Flut passierbaren Mündung des Umbaflusses. Die palmenreichen Dörfer Jimbo und Simiji im Norden der Mündung haben Wassegeyubevölkerung (Bantu).

Die Festlandküste, welche der Insel Kirui gegenüber liegt, ist flach, von langen alten Dünenwällen durchzogen, mit Dumpalmen bedeckt und unbewohnt.

Das Südende der Insel Kirui bildet mit der Nordküste der Halbinsel Boma und der Festlandküste den nördlichsten Hafen des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes, die Bucht von Muoa. Das Städtchen Muoa liegt knapp am flachen Strande und zählt etwa 600 Einwohner vom Stamme der Wassegeyu. Nach der See zu frei, ist es auf zwei Seiten von einer Korallensteinmauer, an der dritten von einer Pfostenboma eingeschlossen. Der Handel liegt in den Händen einiger Inder (Khojas), welche ihre Artikel mit Daus über Tanga von Sansibar beziehen und andererseits das Getreide der Wadigo aufkaufen. Die Bewohner von Muoa erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Fischfang und Sesambau.

Innerhalb der Muoabai, unweit des Ras Gomani im Süden der Einfahrt liegt das Dorf Gomani mit etwa 40 Hütten. Auch hier fehlt Süß-

Digitized by Google

waſſer, das von Muoa geholt werden muß. Von dort werden auch die Lebensmittel bezogen. Die Gomanileute ſind ebenfalls Waſſegeju. Öſtlich von Muoa liegt der Kiluluhügel (260 m).

Zwiſchen dem nördlichen Teile der Halbinſel Boma und der Küſte ſtreckt ſich der Kigirinikanal entlang, an deſſen Endpunkt der gleichnamige Ort mit etwa 250 Einwohnern liegt. Zwiſchen Muoa und Kigirini iſt das Land mit förmlichen Wäldern von Kokospalmen bedeckt, in denen die Niederlaſſungen der Waſſegeju verſteckt liegen.

Vom Südende des Kigirinikrieks erſtreckt ſich eine Landenge bis zum nördlichen Ausläufer des Manſakrieks, eines langgeſtreckten, ſchmalen Kanals, der den Südteil der Halbinſel Boma vom Feſtlande trennt. Am Nordende des Manſakrieks liegt das Waſſegejudorf Manſa mit 700 Einwohnern, umgeben von einer ziemlich hohen maſſiven Steinmauer. Hier wie in Muoa gibt es einige mohammedaniſche Bethäuſer. Die anſäſſigen Inder wohnen außerhalb des Dorfes. Manſa iſt der Hauptausfuhrplatz der Wadigogebiete für Mtama.

Straße der Eingeborenen in Dar es Salam.

Die Bomahalbinſel mit dem im ſüdlichen Innern gelegenen, von Waſſegeju beſiedelten Dorfe gleichen Namens iſt faſt ganz mit ſtachliger Buſchwildnis bedeckt.

An der Weſtſeite der Manſabai mündet der Dodaarm, der aus dem Ndovo, Kombe und Mdingi entſteht. In der Nähe des Zuſammenfluſſes liegt das Wadigodorf Doda, an der Mündung des Armes auf blendend weißem Strande der Ort Kitſchalikani mit 250 Waſſegejueinwohnern. Südlich davon iſt die Küſte mit zahlloſen Kokospalmen bedeckt. In den Palmen halb verborgen liegen die Waſſegejudörfer Mongo und Bieru.

In die südlich davon gelegene Kwalebucht mündet der nur bei Flut für Boote schiffbare Mjembasi, dessen Schiffbarkeit jedoch schon bei den beiden Dörfern Mtimbuani, von denen das eine von Wassegeyu, das andere von Wadigo bewohnt ist, ihr Ende erreicht. Die Kwalebucht wird durch den tiefen Einschnitt der Mjembasimündung gebildet; von der See wird sie durch die Kwale-Insel und die Ulenge-Insel getrennt. Nördlich von der Mjembasimündung liegt, von schöner Steinmauer umgeben, die Wajombastadt Kwale, deren Einwohner sich hauptsächlich mit Fischfang beschäftigen und ihre Feldfrüchte von den Wadigo eintauschen.

Die Tangabai, einer der besten Häfen der ganzen Küste und der natürliche Mittelpunkt des nördlichen Teiles derselben, ist unmittelbar südlich von der Kwalebai gelegen. Sie wurde bereits 1878 vermessen und ausgelotet. Die Einfahrt, durch Bojen bezeichnet, hat genügende Tiefen selbst für die größten Schiffe. Der vollkommen geschützte Ankerplatz für Dampfer befindet sich unweit der kleinen, gänzlich unbewohnten Tanga-Insel westlich vom Kap Ras Kasone. In die Bai ergießen sich der Sigi und der Utosu oder Mkulumusi*). Auf dem Steilufer am Südrande der Bai liegt Tanga, zweifellos eine alte Niederlassung, die in die beiden Stadtteile Mkokwani und Tshumbageni zerfällt.

Tanga ist die erste Station der Kolonie für die erst aus Europa anlangenden Dampfer der Deutsch-Ostafrikalinie, ferner der Ausgangspunkt der ins Innere führenden Usambarabahn.

Vom Schiffe aus bietet sich dem Auge ein prächtiges Landschaftsbild. In der Ferne heben sich die prachtvollen Konturen des Usambaragebirges ab; aus den blauen Fluten der Bai steigen die weißen Korallenriffe der mit grünem Busch bedeckten Tanga-Insel auf. Ein dunkler Waldgürtel säumt den nördlichen und westlichen Uferrand, und im Süden blinkt der weiße Strand. Über diesem erhebt sich die steile Uferterrasse, auf der die Stadt in weitem Halbbogen gebaut ist. Zunächst erblickt man das mit roten Ziegeln gedeckte, kastellartig gebaute neue Bezirksamt, dann das zweistöckige alte Fort (die sogenannte Boma), das stattliche Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, das Eisenbahndirektionsgebäude, das Hospital, das Haus der evangelischen Mission mit ihrem neuerbauten schmucken Kirchlein und die von St. Paulsche Villa. Im westlichen Teile der Stadt leuchten zwischen den dunkelgrünen Kokospalmen die baulichen Anlagen der neugegründeten katholischen Mission, sowie die Faktorei der „Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft" und andere kleine Bauten hervor. Dahinter breitet sich die regelmäßig angelegte Stadt selbst aus, der sich das Eingeborenenviertel mit seinen kleinen unansehnlichen Lehmhütten und weiter landeinwärts die ländlichen Behausungen anschließen. Von der Bootsbrücke führt eine bequeme Treppe den steilen Abhang hinauf zu dem festen, mit Bastionen versehenen Fort, in dem sich jetzt neben dem Bezirksgericht nur noch die Wohnungen für die Beamten der Tangastation befinden.

Von den beiden in die Tangabai gehenden Flüssen ist der Sigi an der Mündung durch eine Barre für größere Fahrzeuge gesperrt, jedoch bis Amboni für Dhaus und ganz kleine Boote schiffbar. Bei Amboni beginnt die Region des Jurakalks, der in steilen Wänden horizontal geschichtet den Fluß einschließt. Kurz oberhalb des Ortes entspringen warme, heilkräftige Schwefelquellen. Jeden Sonntag findet in Amboni ein Markt statt, zu dem Küstenbewohner und Wadigo herbeikommen.

Der Mkulumusi ist nicht schiffbar. Am Nordufer, dort wo er aus dem Kalkplateau tritt, sind geräumige Höhlen entdeckt worden, die teils in engen Gängen, teils in hohen mächtigen Hallen das Gestein durchbrechen und von Tausenden von Fledermäusen bewohnt sind.

Südlich vom Mkulumusi und westlich von Tanga dehnt sich leicht gewelltes, offenes Grasland mit verstreuten Dumpalmen aus, unterbrochen von

*) Der erstere Name ist auf den letzten Teil des Unterlaufs beschränkt.

Digitized by Google

einzelnen dichten Buſchwaldgruppen. Der Boden iſt überall fruchtbar. Der braune bis ziegelrote in der Nähe von Tanga iſt am beſten; aber das Land iſt waſſerarm. Südlich von Tanga iſt das Land ebenfalls offen und mit Feldern bedeckt. Die Küſte iſt mit dichten Kokospalmen beſetzt, in denen mehrere Dörfer zerſtreut liegen, unter denen beſonders das große Küſtendorf Nyanyani (mit 200 Einwohnern) mit überwiegender Waſſegeyubevölkerung hervorzuheben iſt. Dem Dorfe gegenüber liegt die von Mangroven umſchloſſene Inſel Yambe mit dem gleichnamigen Dorf von Wagunyaleuten.

Auf das von Waſſegeyu bewohnte, etwa 200 Einwohner zählende, von einer alten, hohen Steinmauer umſchloſſene Dorf Ndumi und das palmenreiche Mwambani folgt ſodann eine Reihe von Dörfern, die bereits dem Mtangatadiſtrikt angehören und deren Bewohner aus einem Gemiſch von Suahili und Bondei beſtehen.

Salzfabrikation in Oſtafrika.

Die Bai von Mtangata, nur wenig ins Feſtland einſchneidend, iſt ſo ſeicht, daß man bei Ebbe trockenen Fußes nach der kleinen Inſel Kifutini gelangen kann. Vor der Bai liegt auf einem Riff die Kette der Karange-Inſeln. Das alte Mtangata, von dem die Bucht den Namen hat, ſcheint ehemals ein ſehr bedeutender Ort geweſen zu ſein, iſt aber heute bis auf einige intereſſante Ruinen verſchwunden. Jetzt liegt an der Bucht eine große Anzahl ziemlich dicht bewohnter Ortſchaften, unter denen Tongoni und Moarongo die bedeutendſten ſind.

Südlich von Tongoni mündet der Nyangombe (auf der Karte ſchreibt Baumann Ngombeni) mit einem Äſtuar, an deſſen Nordrand das Wadigodorf Geja, die ſüdlichſte Anſiedlung dieſes Volkes, gelegen iſt. In Tambarani, am Südufer der Bucht (mit 400 Einwohnern), wohnen zahlreiche Araber. Durch prächtige Kokoswälder gelangt man nach dem faſt nur aus Lehmhütten beſtehenden aber gegen 800 Einwohner zählenden Moarongo.

Das leicht anſteigende Hinterland bis zur Steppe beſitzt guten, roten Boden, der mit zahlreichen Pflanzungen bedeckt iſt. Die kleinen, hier zerſtreuten Dörfer ſind meiſt von Ackerſklaven bewohnt.

Südlich von Moarongo trifft man auf eine prachtvolle alte Kokospflanzung,

dann folgt offener, sandiger Strand. Bis Kigombe, einer von Wabondei, Suahili und Wassegeju bewohnten Ortschaft, finden sich an der Küste nur wenige ärmliche Dörfer. Westlich von Kigombe liegt der kleine Yeuiee mit zahlreichen Flußpferden. Auf einem vorspringenden Riffe liegt unter Baobabs die Ortschaft Kidutani.

Zwischen dem Mkulumusi und dem Panganifluß kommt ein einziger Wasserlauf zur Küste, der fast ständig fließendes Wasser führt, der Koreni-bach, der südlich von Dahali, einer Ortschaft mit Suahili-Bondeibevölkerung, ins Meer fällt. Etwas landeinwärts am linken Ufer liegt das von schönen Feldern umgebene Kwa Bago an der Mündung der großen Mangroven-wildnis Kokokun. Südlich davon liegen drei von Watumbatu (einem Suahilistamme) bewohnte Ortschaften: Muarani (mit alten Ruinen), Tshoba, Mkoma.

Der steile Abfall des Landes tritt hier ziemlich nahe ans Meer heran und besitzt eine Höhe von 60—70 m. Das Plateau bricht indessen in einem ziemlich ostwestlich verlaufenden steilen, mit dichter Vegetation bedeckten Hange ab, der das weite sandige, von zahllosen Kokospalmen bedeckte Alluvialland des Pangani im Norden abschließt. Im Süden tritt der Steilrand bis dicht an den Fluß heran.

Die Panganibai, ein erweitertes Ästuar des Panganiflusses, ist durch eine Sandbarre gesperrt, die nur bei Flut mit Daus und kleinen Dampfern passiert werden kann. Große Schiffe müssen draußen auf der Reede ankern. Ein guter Ankerplatz ist die südwestlich auf einem Korallenriffe gelegene, mit Kasuarinen bedeckte Masiwa-Insel.

Die Stadt Pangani liegt am südlichen Ufer der Mündung auf vollkommen flachem Strande. Längs des Ufers ist eine solide Kaimauer gezogen, die mit fünf Landungsstellen für Boote versehen ist.

Die dadurch geschaffene 15 m breite Uferstraße beginnt vom Meeresstrande und führt zu dem im Westen der Stadt in schönen Gartenanlagen gelegenen Komplex von Amtsgebäuden: Bezirksamt, neues Lazarett und Gefängnisanlage, Unteroffizierhaus, Kaserne für Askari (eingeborene Soldaten) u. s. w.

Den Mittelpunkt bildet ein großes Araberhaus, welches durch Umbau zu einem gut aussehenden und auch allen Anforderungen entsprechenden Tropenhause mit Veranden umgewandelt worden ist, in dem das Bezirksamt und die Wohnung des Bezirksamtmannes eingerichtet sind.

Die alten beengenden Befestigungsmauern und Bastionen sind seit dem Jahre 1897 geschleift worden, weil bei der stets friedlichen Entwicklung der Kolonie Aufstände in den Küstengebieten vollständig ausgeschlossen sind.

Unmittelbar am Mai liegen zwei größere Gastwirtschaften, das Zollamt, in dem nun seit dem Jahre 1898 das Postbureau untergebracht worden ist, und das Gebäude der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft", neben welchem noch im laufenden Jahre die Errichtung eines Geschäfts- und Wohnhauses für die „Panganigesellschaft" geplant ist. Die Kommune hat im Jahre 1900 mit dem Bau einer großen Markthalle am Ostausgange der Stadt begonnen, für welche durch Zuschüttung eines ausgedehnten Mangrovensumpfes mit Hilfe einer Feldbahn und durch Aufführung eines soliden Steindammes längs des Flußufers in Verlängerung der Kaimauer ein prachtvoller Bauplatz mit 80 : 80 m geschaffen worden ist. Zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse sind mehrere Brunnen in der Stadt angelegt worden. Im Norden wird die Stadt von einem großen schönen Kokospalmenwald mit etwa 300000 Bäumen, in dem zahlreiche Negerhütten erbaut sind, umrahmt.

Die Bedeutung Panganis liegt hauptsächlich darin, daß es der Ausgangspunkt ist für die Karawanenstraßen nach Massailand und über Nord-Ungu nach Irangi.

Am anderen Ufer des Flusses liegt Mbueni, mit ziemlich reiner Wasegubabevölkerung. In den schroffen Vorgebirgen Ras Mubesa und Ras Mikogwe tritt der Steilabfall des Plateaus unmittelbar an das Meer heran.

Digitized by Google

Während der Pangani in der Nähe der Mündung eine ziemlich bedeutende Breite aufweist, schließen sich die von dichten Mangroven umsäumten Ufer bald enger zusammen. Dann treten niedrige Hügel heran, die von den Pflanzungen der Araber bedeckt sind. Tshogwe, ein ärmliches Dorf, ist der Endpunkt der Schiffbarkeit des Pangani und der Ausgangspunkt des Weges nach der Plantage Lewa.

Die Tangaküste ist von Dr. Oskar Baumann eingehend erforscht worden. Die vorstehende Darstellung hält sich auf sein Werk „Usambara und seine Nachbargebiete" (Berlin 1891, S. 16—115). Ferner ist zu erwähnen R. Haerger, „Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas" (Berlin 1892).

Hinsichtlich der Schilderungen von Tanga und Pangani vergleiche das Kolonialhandbuch von Dr. R. Fitzner (2 Auflage, Berlin 1901). Die Sprache der Suahili ist behandelt in A. Seidels Suahili-Konversationsgrammatik (Heidelberg 1900), sowie in desselben Verfassers systematischem Wörterbuch (Heidelberg 1902). Proben der Wassegeguasprache gibt Baumann im Anhange zu seinem erwähnten Werk.

### b) Das Vorland

Das ganze Vorland des Tanggebietes ist ziemlich unfruchtbar und wenig besiedelt. Die waldigen Hügel im Norden sind fast ganz unbewohnt. Nur die Gegend nördlich und südlich vom Sigi ist fruchtbar und besser bevölkert. Zwischen dem Mkulumusi und dem Pangani erstreckt sich eine unbewohnte Steppe (Nyika), die nur von Regenschluchten durchzogen wird. Der einzige Wasserlauf mit fließendem Wasser ist der bereits früher erwähnte Korenibach. Der Boden ist aschgrau, mit niederer Buschvegetation bedeckt, dazwischen Baum- oder Buschsteppe.

Dieser Vorlandzone gehören außer der erwähnten Steppe die Landschaften Digoland nördlich vom Sigi und Bondei südlich desselben an.

#### Digoland

Von der Küste nach dem Innern zu allmählich ansteigend, hat es im allgemeinen hügligen Charakter. Ständig fließende Gewässer mangeln vollständig; der Msembasi sowie der Kombe und der Ndonyo sind bloße Regenschluchten. Der Boden ist gut. In den Senkungen findet sich saftig grüner Graswuchs, auf den Höhen ausgedehnte Kokoswälder. Der besiedelte Streifen ist nur schmal, sonst ist alles unbewohnt und mit niedrigem, dichtem, kautschukreichem Waldwuchs bedeckt, der im nördlichen Teil in die große Umbasteppe übergeht.

Die Wadigo sind schlank und auffallend wohlgebaut, haben freundliche, ovale Gesichter mit nicht sehr stark hervortretendem Negertypus, in den sich hamitische Züge zu mischen scheinen. Die Hautfarbe ist meist zimmet- oder kaffeebraun. Ein allgemeines Stammesabzeichen haben sie nicht. Viele pflegen die beiden vorderen oberen Schneidezähne dreieckförmig auszuspitzen. Was ihren Charakter anlangt, so sind sie zuverlässiger und weniger verlogen, als die Wabondei. Sie sind von heiterer Gemütsart und bedürfnislos. Männer und Weiber tragen einen Lendenschurz aus blauem Baumwollstoff (Kaniki). Die Hütten haben einen rechteckigen Grundriß und sind innen in zwei Räume geteilt. Ihre Dörfer werden durch einen Pfostenzaun (Boma) umschlossen, weisen viele freie Plätze auf und sind mit Kokospalmen und Mangobäumen reich bepflanzt.

Die früher betriebene Viehzucht ist durch die Epizootie der Masern völlig vernichtet. Auch Jagd und Fischfang werden nur in geringem Umfange betrieben. Dagegen widmen sie sich eifrig dem Ackerbau, dessen Hauptprodukt

Maniok, mit trockenen Fischen ihre hauptsächlichste Nahrung bildet. Allwöchentlich wird in Gombelo und Bombuera Markt abgehalten. Die Dörfer stehen nicht unter Häuptlingen, sondern werden von den Ältesten regiert. Die Wadigo halten zahlreiche Sklaven. Was ihre religiösen Anschauungen anlangt, so ist ein großer Teil bereits zum Mohammedanismus beigetreten, die anderen halten an ihrem angestammten Geisterkult fest.

Das Digoland ist besonders von Dr. C. Baumann erforscht worden. Vergl. dessen Werk „Usambara und seine Nachbargebiete" (Berlin 1891, S. 144 ff.).

Die Wadigo sprechen einen Dialekt des Kinika. Vergl. L. Krapf und J. Rebmann, A Nika-English Dictionary, herausgegeben von Sparshott (London 1887).

## Bondei

Bondei liegt höher als das Digoland, von dem es durch eine Geländestufe von 150 m Höhe getrennt ist. Es kennzeichnet sich dadurch als die Fortsetzung der Hochebene von Useguha. Das von unregelmäßigen Höhenzügen durchfurchte Plateau besteht überall aus Gneis und kristallinischem Schiefer mit meridionalem Streichen und östlichem Fallen. Zwei größere Erhebungen sind der Mgaraniberg und der Tongwe (630 m). Der ziegelrote Boden, von schwarzem Humus überlagert, ist fruchtbar, am fruchtbarsten am Fuße der Usambaraberge, besonders bei Buiti und Magila. Von Wassermangel kann im Gegensatz zum Digoland nicht die Rede sein, obwohl die meisten Flüsse, besonders die nördlichen Zuflüsse des Pangani, gewöhnlich nur in der Regenzeit Wasser führen. Die bedeutendsten Flüsse sind der mehrfach genannte Mkulumusi, der Kihuhui, ein Zufluß des Sigi, und der Korenibach.

Bondei ist von Useguha aus besiedelt worden. Doch ist die Bevölkerung von allen Seiten stark bedrängt und beeinflußt. Von der Küste wurden die Wabondei durch die Suahili verdrängt, außer wo sie sich, wie in Pangani und Mtangata, suahilisiert haben. Im Süden dringen die Waseguha vor, von Westen her sind viele Waschambaa ins Land gekommen, und von Norden haben die Wabondei schon im 16. Jahrhundert den Ansturm der streitbaren Wadigo auszuhalten gehabt. Politisch unterstanden sie früher dem Oberhaupt von Usambara, sind aber heute ziemlich unabhängig.

Die Wabondei sind mittelgroß, ziemlich gut gebaut und eher schlank als stark. Ihre Hautfarbe ist im allgemeinen dunkelbraun. Ihre Stammesmarke besteht in einer Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut beider Oberarme. Ihrem Charakter nach sind sie unselbständig, wenig tapfer, unzuverlässig, aber gutmütig. Die Kleidung besteht bei Männern und Weibern, wie bei den Wadigo, aus einem Streifen um die Hüften geschlungenen Baumwollstoffes. Die Hütten haben den Grundriß eines an den Kanten abgerundeten Rechteckes, bilden also einen Übergang von der Rundhütte zur viereckigen Hütte. Jedes Dorf, dessen Hütten unregelmäßig zwischen Kokospalmen verstreut sind, ist von einer Hecke umgeben. Die einzelnen Dörfer liegen in Komplexen beisammen. Jagd, Fischerei und Viehzucht sind kaum nennenswert. Sie halten nur Ziegen, Hühner, Hunde und Schafe. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; das Hauptprodukt desselben, Mais (auch Sorghum und Reis), liefert zugleich ihre Hauptnahrung, den Maisbrei. Sie besuchen den Wochenmarkt der Wadigo in Bombuera und halten außerdem einen eigenen Markt in Magila ab. Der heidnische Ahnenkult erliegt immer mehr dem Eindringen des Mohammedanismus und der christlichen Mission. In allen Dörfern findet man bereits kleine mohammedanische Bethäuser.

Digitized by Google

Das Bondeiland iſt von Baumann in ſeinem mehrfach erwähnten Werke ausführlich beſchrieben worden.

Die Sitten und Gebräuche der Bondeï ſchildert C. Yorke in: The Waboondei: Their social habits and customs. Mission life, Bd. XI, 1880. Ihre Sprache, welche mit der der Waſeguha und der Waſhambaa nahe verwandt iſt, hat der Miſſionar H. W. Woodward erforſcht (Collections for a handbook of the Boondei-language. London, Society for promoting christian knowledge, 1882). Derſelbe hat auch eine Sammlung von Fabeln, Erzählungen und Sprichwörtern der Wabondeï herausgegeben.

c) Uſambara

Das Bergland von Uſambara, durchweg aus Gneis und kriſtalliniſchem Schiefer beſtehend, iſt rings von ausgedehnten Ebenen eingeſchloſſen. Im Norden erſtreckt ſich die weite Umbaſteppe, im Oſten das Vorland von Digo und Bondeï, im Süden die Panganiebene und im Weſten die breite Mkomaſiſenkung.

Rinder aus der Tanganikagegend.

Im Oſten ſind dem Lande drei Berginſeln vorgelagert, der unbewohnte, mit hohem Graswuchs und auf dem Gipfel mit hochſtämmigem Wald beſtandene Tongwe (630 m) auf dem Bondeïplateau, der an den Hangen faſt durchweg bewaldete, doppelgipflige Mlingakomplex, dem auch der Mkulumuſi entſtrömt, und nördlich vom letzteren, durch den Sigi getrennt, das waldige Lukindogebirge, mit ſteilen Hangen und mehreren felſigen Spitzen.

An den Abhangen des Mlinga befinden ſich ſpärliche Waſhambaaniederlaſſungen, während das Lukindogebirge bis auf einige Siedlungen am Oſtabhang (Kwa Tſhaua) und am Südfuß (Tununtus Dorfer) gänzlich unbewohnt iſt. In den Wäldern dieſer drei Komplexe iſt Kautſchuk reichlich vertreten.

Von dem eigentlichen Berglande Uſambaras ſind dieſe Inſeln durch eine breite, von Hügelwellen durchzogene Senkung getrennt, die ſich von Magila im Süden bis Maramba im Norden erſtreckt. Sie wird in ihrer Mitte vom Sigi ſchräg durchfloſſen und im Süden vom Kihuhui bewäſſert. Trotz der reichlichen Waſſermenge und des fruchtbaren Bodens, der eine üppige Vegetations

decke von Gras, Krautpflanzen, dichtem Unterholz und jungem Walde hervorbringt, ist das Land infolge vielfacher Kriege verödet.

Das eigentliche Usambara zerfällt in zwei, durch die breite Luengerasenkung getrennte Gebirgsmassen.

Der östliche, niedrigere Teil ist ganz von dichten, hochstämmigen Regenwäldern bedeckt, während der ausgedehntere und höhere westliche Komplex nur vereinzelte, kleinere Waldpartien aufzuweisen hat, zwischen welchen sich Hochweideland befindet. Beide Komplexe sind reich bewässert.

Den größten Teil des Waldgebirges nimmt die Landschaft Handei ein, ein von Hügelzügen bedecktes Plateau, in welches nur die größeren Flüsse tiefer einschneiden.

Der Boden ist fast überall röthlichschwarzer, fetter Humus, dem eine Vegetation von gewaltiger Üppigkeit entspriekt. Stundenlang durchzieht man typisches Tropenland, mit hochstämmigen Waldriesen verschiedenster Art, deren Laubkronen sich erst in bedeutender Höhe verzweigen und an welchen zahlreiche Lianen sich hinranken und glänzendblattrige, parasitische Pflanzen wuchern. Den Boden bedeckt ein dicker Filz von Krautpflanzen und Gebüschen, die besonders an den vereinzelten Waldlichtungen nahezu undurchdringlich werden. Besonders reizvoll ist die Vegetation an den klaren Bächen, deren Ufer herrliche Baumfarne umstehen und über welche sich malerische Lianengewinde wölben. Stellenweise fehlen die hohen Waldbäume, und man durchzieht ganze Wälder riesiger Bambusstauden, deren harte, glasige Halme allerorts hervorschießen und abgestorben in meterhoher Schicht den Boden bedecken. (Vergl. C. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete S. 164.)

Der Südwesten des Handeiplateaus, von wasserreichen, feuchten Urwäldern bedeckt, ist ebenso wie der Westabfall gegen das Luengeratal unbewohnt. Mitten auf dem Plateau, in einer Höhe von über 1000 m, liegt die Residenz des Oberhäuptlings von Handei, Mgambo, mit etwa 70 Hütten. In der Nähe leben auch Wambugu (vergl. S. 386), die zu den Nilotohamiten gehören. In dem südlich davon gelegenen Distrikt Msasa liegt das Dorf Mangapuani, die jetzige Residenz Kiniassis, des rechtmäßigen, aber vertriebenen Herrschers von Usambara. Am Süd- und Westabfall trifft man auf die Dörfer: Mbarano, Ubiri, Shembekesa, Maniombe, Mkalamu, Makuele u. s. w.

Im Norden verengt sich das Plateau allmählich zu dem schmalen, mit dichten Urwäldern bestandenen Kombolakamme, der nach beiden Seiten steil abfällt und sich bis Simbili fortsetzt. Die Westabhänge und der Oberteil des Gebirges sind unbewohnt. Am Westhange, der vom Bombofluss begleitet wird, liegen vereinzelte kleine Washambaadörfer.

Durch einen schmalen, im Westen sich abzweigenden Kamm steht das Kombolagebirge mit der Bergmasse Hundu in Verbindung, die sich steil aus dem Bombotale erhebt und etwas sanfter gegen die Mshihuiebene abfällt. Auf dem Lutindi, einem wilden Felskopf von 1400 m Höhe, liegt ein Dorf gleichen Namens. Das Dorf Hundu, welches dem ganzen Gebirge den Namen gibt, ist auf einem unzugänglichen Felsvorsprunge am Osthange angelegt.

Östlich vom Mufital schließlich erhebt sich eine Bergmasse, die dadurch bemerkenswert ist, daß fünf verschiedene Völkerschaften dort nebeneinander wohnen. Am Nordostfuß in der Landschaft Buiti leben in reinlichen Dörfern im Küstenstil Wassegeyu, die Suahilitracht tragen und Mohammedaner sind. Am Westhange wohnen Washambaa (in Milangwe und Migongoi), an der Nordspitze eingewanderte Wakamba, dazwischen eine kleine Kolonie von Watata in dem palmenreichen Talunital westlich von der Nordspitze des Gebirges Wadigo.

Das von Norden nach Süden verlaufende, breite Luengeratal trennt das Waldgebirge von dem höheren und ausgedehnteren Westusambara. Den

größten Teil des Tales durchſtrömt der bei Korogwe in den Pangani fallende, in mehreren Quellflüſſen dem Gebirge entſtrömende, von Galeriewaldungen begleitete Luengera, der rechts den ebenfalls nicht unbedeutenden Mlulu aufnimmt. Die nördliche Hälfte der Senkung wird von dem faſt ſtändig trockenen Kumba, einem Abfluß des im Norden gelegenen Maſeuaſumpfes, durchſchnitten. Dem Kombolakamme entſtrömt der Mueremwa, der unterhalb des Kumba in den Luengera fällt und an deſſen Oberlauf der Dorfkomplex Lunguſa gelegen iſt. Im Norden geht die Umbaſteppe faſt unmerklich in die nur wenig niedrigere Ebene von Mſhihui über. Das Luengeratal iſt völlig unbewohnt und pfadlos, obwohl früher offenbar ſtark bevölkert.

Negerhirſenfeld.

Der Boden iſt von dichter Grasvegetation, durchſetzt mit jungen Wäldchen, bedeckt, im Norden jedoch weniger üppig als im Süden.

Im Quellgebiet der Kumbazuflüſſe erheben ſich die am Fuße Steppencharakter zeigenden, auf den Höhen dicht bewaldeten Mſhihuiberge, der nördlichſte Teil von Weſtuſambara, zu einer Höhe von beinahe 2000 m mit den Gipfeln des Mavumbi, Mtai und Gombelo und der mächtigen Felsmaſſe des Bandi. In Mſagaſſa am Südhange wohnen Wataita, in Tara am Nordhange Wakamba.

Die Landſchaft Haſhatu ſüdlich von den Mſhihuibergen, im Windſchatten der Seewinde gelegen, iſt arm an Niederſchlägen, beſitzt kein ſtändiges Gewäſſer, ihre Vegetation trägt daher Steppencharakter und die Bevölkerung iſt arm und verkommen.

Weſtlich vom Kumba bis zum Mkolo, einem Zufluß des Luengera, iſt das Land leicht gewellt und graſig mit eingeſtreuten Waldgruppen. Dort liegen die Dörfer Handeï und Kongoi. Der Unterlauf des Mkolo führt durch dichten Bergwald an mehreren Waſhambaniederlaſſungen (zum Beiſpiel Ngului) vorüber. Auf der Höhe des linken Talrandes liegen Metela und Shembekeſa.

Das viehreiche Bumbuli, von Wald und Hochweiden bedeckt, aber spärlich bewohnt, mit den Dörfern Bumbuli (150 Hütten), Mayo und Tanda, ist das Quellgebiet des Luengera. An den Quellen des hier Muine genannten Flusses liegen die Berglandschaften Baga und Mavuï.

Der südliche Teil des Landes zwischen dem Luengera und dem Komaſi gehört zu den schönsten Weidegebieten Usambaras. Das Bergland von Wugire mit dem Hauptort Kwa Shihui ist zwar für den Betrieb der Viehzucht zu steil, dagegen trifft man am Quellgebiet des Mlulu prachtvolles Weideland, während an den Talhängen wahre Bananenwälder gedeihen. Hier liegen mehrere ansehnliche Dörfer wie Maluati, Mlalo und Bungu.

Auch die Landschaften am oberen Wuruni, einem linken Zufluß des Mkomaſi, zeigen offene Weidegebiete und kühle Temperatur. Das bedeutendste Dorf ist Manka. An der Mündung des Wurunibaches dehnt sich ein großer Sumpf aus; südlich von der Mündung liegt die Waseguhakolonie Tarawanda. Von hier führt die bequemste Zugangsstraße durch das Wurunital nach den Hauptweidegebieten Usambaras.

Im Gebiete des zum Mkomaſi herabeilenden Mombo, an einem Nebenflusse desselben, dem Kosoi, liegt Wuga, das Hauptdorf Usambaras, mit etwa 300 Hütten. Der Mittellauf des Mombo wird von Bergzügen eingeengt, auf deren Höhe u. a. die Niederlassungen Bale, Kugulunde und Mbuſi gelegen sind. Seine Quellflüsse reichen bis in das plateauartige, von welligen Hügelzügen bedeckte, grasige Kwambugu land. Im Zentrum dieses Plateaus steigt die Bergmasse des Magamba empor, des höchsten Gipfels in Usambara. Unter den viehzüchtenden Wambugu, die das Land bevölkern, finden sich auch einige versprengte landbauende Wapare.

Nördlich von der Mündung des Mombo fällt das Gebirgsland steil gegen die Mkomaſiebene ab. Zwischen diesem Absturz und dem Sumpfgebiete des Flusses liegt das Dorf Masinde mit gemischter Washambaa- und Waseguhabevölkerung (ca. 100 Hütten).

Den Norden Usambaras nehmen die Landschaften Mbalu, Mbaramu und Shele ein. Die erstere, im Charakter dem Kwambugudistrikte ähnlich, ist fast nur von Pareleuten bewohnt. Nur im Hauptorte Maringo wohnen ausschließlich Washambaa. Unter den Mbaramudörfern sind besonders Mbaramu, Mti und Mtai zu nennen. In der Niederung am Fuße der Mbaramuberge, die mit Wald und schönen Pflanzungen bedeckt und von künstlichen Wasseradern durchzogen wird, liegt das Washambaadorf Mnaſi.

Die Grenze gegen die Landschaft Shele bildet der breite, mit dichtem Wald bedeckte Shagainberg. Im Mittelpunkt dieser Landschaft liegt die allerseits von hohen, waldigen Bergen umschlossene, außerordentlich fruchtbare Mulde von Mlalo, wo der Umba entspringt. Neben dem Hauptdorfe Mlalo (etwa 150 Hütten) sind noch Handei und Mlangoi zu nennen. In der Niederung unterhalb Mlalo breitet sich die fruchtbare Landschaft Kitivo mit den Dörfern Lungusa und Kitivo aus. Hier befindet sich auch eine große Wakambaniederlassung, deren Hauptort Mgalo ist.

Die Hauptmasse der Bewohner Usambaras, die Washambaa, sind vor vielen Jahrhunderten aus dem Süden eingewandert und mit den Waseguha nahe verwandt. Ihre Stammesmarke besteht aus einer leichten Narbenvertiefung in der Mitte der Stirn. Die beiden mittleren oberen Schneidezähne werden spitz ausgefeilt, auch ist die Beschneidung üblich. Als Bekleidung

Digitized by Google

dient jetzt meist blaues Baumwollzeug (Kaniki), als Schmuck Glasperlen, Eisen- und Messingdraht. Den Kopf scheren die Weiber kahl, die Männer behalten einen kleinen Haarschopf am Scheitel. Die Hütten werden nach zwei verschiedenen Typen gebaut, für welche das Vorhandensein eines Mittelpfeilers charakteristisch ist. Die Dörfer werden gern auf hohen, geschützten Punkten angelegt. Die Hauptnahrung sind Mais und Bohnen; die Hauptbeschäftigung Viehzucht.

Die Frau wird vom Vater gegen drei Ziegen, ein Tuch oder dergl. und einen Topf Honig gekauft. Arme Leute haben meist nur ein Weib.

Das herrschende Geschlecht sind die Wakilindi, die sich arabischer Abkunft rühmen und sich vermöge ihrer höheren Intelligenz und Energie zur Herrschaft emporgeschwungen haben. Die Familienglieder der Wakilindi sind über das ganze Land als Jumben (Dorfhäuptlinge) verteilt.

Als Bewaffnung dienen neben den stark verbreiteten Gewehren Bogen und Pfeil, Speer und Kurzschwert. Was die Religion der Washambaa betrifft, so unterscheiden sie dreierlei höhere Wesen, einen Gott (mulungu), die Geister ihrer verstorbenen Ahnen und die bösen Geister. Die schädlichen Einflüsse der bösen Geister sucht man durch Opfer oder Gegenzauber fern zu halten. Auch ihrem Gott und den Ahnen ihrer Vorfahren bringen sie Opfer. Die durch Überlieferung geheiligten Strafgesetze der Wakilindi sind ziemlich ausgebildet.

Das Hirtenvolk der Wambugu, das vorzugsweise auf den plateauartigen Landschaften des nördlichen Mittelusambara angesiedelt ist, gehört der Abstammung nach zu den Wakuafi, wie auch ihr Äußeres bestätigt; doch haben sie ihre eigenen Sitten zum großen Teile aufgegeben und die der Wapare angenommen. Auch ihre Sprache fängt an allmählich zu verschwinden. Die jüngeren Leute sprechen bereits ausschließlich die Paresprache. Früher bewohnten sie das Paregebiet, besonders den südlichen Teil desselben, bis sie von dort durch den Bantustamm der heutigen Wapare nach Süden gedrängt wurden. Heute gibt es in ganz Süd- und Mittelpare keine Wambugu mehr. Nur in Nordpare befindet sich eine kleine, erst in neuerer Zeit eingewanderte Kolonie. Die reinen Wambugu zerfallen in sechs Unterstämme: Wakanju, Wagonja, Wangarito, Waombeji, Warombweni, Wagwangwana. Wie die Wasegeju, so pflegen auch die Wambugu die unteren, mittleren Schneidezähne zu entfernen und die entsprechenden Oberzähne vorzubiegen. Als Kleidung dient beiden Geschlechtern Lederzeug. Am Ohr tragen sie eine mit hübschen Mustern verzierte Holzscheibe, die Weiber an Bastreifen aufgezogene blaue Glasperlen. Beide Geschlechter pflegen die Schädel zu rasieren.

Die Hütten gleichen in ihrer Form denen der Washambaa, sind aber größer. Die Niederlassungen bestehen aus kleinen Weilern, die lose im Lande zerstreut sind, während Dörfer fehlen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht. Ackerbauprodukte tauschen sie von den umwohnenden Washambaa ein. Die einzelnen Landschaften stehen unter kleinen Jumben (Mdiani), die im Verein mit den Ältesten der Landschaften auch die Gerichtsbarkeit ausüben. Die Wambugu glauben an einen Gott (kimumbi) und verehren daneben die Geister ihrer Vorfahren.

Die Erforschung Usambaras ist besonders dem [illegible] Oskar Baumann und dem Prof. Dr. Johannes Meyer zu verdanken. Vergl. des ersteren „In Deutsch Ostafrika während des Aufstandes“ Wien [illegible] 1890, ferner „Usambara und [illegible]“ [illegible] Berlin 1891, und das [illegible] Buch „In Deutsch-Ostafrika“ [illegible]

und die Pflanzenwelt hat besonders der Landwirt Karl Holst zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. (Vergl. v. Danckelmanns Mitteil. 1893, S. 23, 113 und 128.) Hierher gehören auch die Arbeiten von A. Engler über die Gliederung der Vegetation in Usambara, Berlin 1894, und C. Warburg, „Die Kulturpflanzen Usambaras" (v. Danckelmanns Mitteil. 1894, S. 131). Die Vegetation Westusambaras hat Dr. Joh. Buchwald untersucht (v. Danckelmanns Mitteil. 1896, S. 213). Über die Bevölkerung hat Leutnant Storch wertvolles Material beigebracht (v. Danckelmanns Mitteil. 1895, S. 310). Die Sprache der Washambaa ist behandelt von A. Seidel in seinem „Handbuch der Shambalasprache in Usambara", Dresden-Leipzig 1895. Ein kleines Vokabular der Wambugusprache hat Leutnant Storch aufgenommen.

### d) Pare

Auch das Paregebirge, das geologisch dem ostafrikanischen Schiefergebirge angehört, erhebt sich unvermittelt aus der Steppe. Jenseits vom Mkomasifluß streicht es in meridionaler Richtung, später nach Nordwesten abbiegend, etwa 130 km weit bis zum Papyrussumpf des Lumi. Dabei zeigt es eine Breite von durchschnittlich nicht mehr als 15 km. Die östliche Fallrichtung des Gesteins hat zur Folge, daß der Osthang sanfter geneigt und daher besser bewässert, bewachsen und bevölkert ist, als der schroffere Westabhang. Verstärkend tritt der bereits früher erwähnte Umstand hinzu, daß der Osthang die Feuchtigkeit der Seewinde auffängt.

Im Süden wie zu beiden Seiten sind dem Paregebirge zahlreiche kleine Gebirgsinseln vorgelagert wie der Vassaberg, die Vassitiberge, die Kwa-Ndujiberge, die Tussokette u. s. w.

Die Steppe tritt meist bis dicht an das Gebirge heran und reicht nicht selten selbst noch ein Stück am Hange empor. Den oberen Saum dieser Nyikazone bezeichnet ein Kranz von Baumeuphorbien, jenseits dessen sich die Kulturregion ausdehnt. Oberhalb der letzteren, die ursprünglich wohl ganz bewaldet gewesen ist, gelangt man in Mittel- und Nordpare zu einer Grasszone, während in Südpare das Plateau mit dichtem Bergwald bedeckt ist.

Die Gewässer entströmen fast alle dem Osthange, verlaufen aber meist in der Steppe. Die südlichen gehören zum Mkomasi, die nördlichen zum Gebiete des Nipesees.

Das ganze Gebiet zerfällt in drei deutlich ausgeprägte und durch Kammeinschnitte voneinander getrennte Gruppen: Südpare, das am ausgedehntesten ist und bis zur Einsattlung von Same reicht, Mittelpare und Nordpare. Das letztere wird oft nach dem Namen eines Distriktes das Uguenogebirge genannt.

Der südlichste Teil des Paregebirges, das Massiv von Muala, ist an den Hängen ziemlich wasserarm und vielfach mit Steppenvegetation besetzt. Trotzdem ist es gut besiedelt, da es infolge seiner Unzugänglichkeit gegen feindliche Überfälle geschützt ist. An den steilen Hängen bauen die Bewohner Mais, Bohnen und etwas Bananen; ihr Hauptreichtum aber ist das Rindvieh.

Auch die weiter nördlich gelegenen Bezirke sind verhältnismäßig stark bevölkert und reich an Vieh. Vom Tal des Sassoni ab, unweit von dessen Mündung das Wasegubadorf Kihuiro liegt, ist der Osthang des Gebirges ziemlich steil, im Unterteile fruchtbar und mit dichter Vegetation bedeckt, aber nur schwach besiedelt. Von hier aus stürzt der Gomabach mit einem prächtigen Wasserfall (Thorntonfall) zu dem vom Mkomasi gebildeten Mgandusumpf hinab. Die dort am Fuße des Gebirges gelegene Landschaft Gonja ist durch ungemein üppige Vegetation ausgezeichnet.

Das Zentralplateau von Südpare ist mit dichtem, aber nicht sehr hoch-

Digitized by Google

ſtämmigem Walde bedeckt, der ſich nach Weſten zu lichtet und in ein offenes, ſchön begraſtes Plateauland übergeht.

Der Weſthang iſt ſpärlich bewohnt, erſt die Mulde von Tſhomme und die nördlich davon gelegene Landſchaft Wudeh iſt beſſer beſiedelt.

Der nördliche Teil von Südpare iſt auf der Höhe nicht bewaldet, ſondern offen graſig und von Hügelwellen durchzogen. Die Landſchaften am Nordoſthange ſind reich bewäſſert und faſt ganz von den Pflanzungen der Eingeborenen bedeckt.

Mittelpare beſteht aus zwei Gruppen: Pare-Kwa-Mdimu, das mit Südpare durch die Einſattlung von Same in Verbindung ſteht, und das nordöſtlich davon gelegene, durch einen Seitenkamm damit zuſammenhängende

Straße in Magogoni.

Pare-Kiſungu. Mittelpare iſt weit niedriger, weniger bewäſſert und ſpärlich bewaldet, vielmehr vorherrſchend mit Weideland bedeckt. Die Höhe des Gebirges durchzieht eine graſige, meridional verlaufende Senkung. Die Bewohner ſind durch die Einfälle der Maſſai verarmt.

Ein niedriges Joch vermittelt die Verbindung mit Nordpare, das ſich bis zur Höhe von 2000 m erhebt. Es wird von mehreren Längstälern durchfurcht. Seine Abflüſſe gehören ſämtlich dem Pipeſee an, verſiegen jedoch in der Steppe. Im Süden ſind die ziemlich ſteilen Hänge faſt ganz bebaut, und man durchſchreitet förmliche Wälder von Bananen und ausgedehnten Zuckerrohrpflanzungen. Dagegen fehlen hier, wie in ganz Nordpare, die Rinder. Zwiſchen der Landſchaft Uſangi im mittleren Teile des Gebirges und dem nördlichen, ſchwach bewohnten Diſtrikt Ugueno fließt der eiſenhaltige Tſhungulibach oſtwärts zu Tal. Das Tal desſelben, von ſanften Hängen begleitet, iſt verhältnismäßig am ſtärkſten beſiedelt. Die Bewohner von Ugueno ſind keine Wapare, ſondern gehören zur Gruppe der „Stämme der Kilimandjaroniederung“ und ſind mit den Wataveta nahe verwandt.

Sonst ist das ganze Gebirge mit Ausnahme einiger Wambugu-, Washam-baa- und Waseguhakolonien von den Wapare bewohnt, von denen die früheren Bewohner, die Wambugu, teils vertrieben, teils aufgesogen worden sind. Sie gehören nach Körperbildung und Sprache zu den Bantustämmen, sind aber offenbar vielfach durch fremde Blutmischung beeinflußt, wie auch ihre materielle Kultur, ihre Sitten und Gebräuche starke Anlehnungen an die benachbarten Völker, besonders die Massai, aufweisen. Die vier vorderen, oberen Schneidezähne pflegen sie vermittels eines Stemmeisens spitz zu machen. Die Beschneidung ist allgemein üblich. Sie sind arbeitsam und bedürfnislos, aber feige. Sie kleiden sich meist in enthaarte Felle, entweder nur einen Lendenschurz oder den Massaimantel tragend. Die echte Parefrisur besteht aus zahlreichen, schnurdünnen Zöpfchen, die einzeln mit ziegelrotem Lehm und Fett überzogen werden. Ganz im Süden werden die Haare meist kurz geschoren. In Südpare kommt auch die Massaifrisur vor. Die Weiber tragen den Schädel meist kahl. Als Schmuck wird Eisen- und Messingdraht verwandt, auch Armringe aus Eisen, Blei oder Messing werden getragen. Die Weiber legen um den Hals meist einen 3 cm dicken Messingring. Die Hütten haben unregelmäßig runden Grundriß und Kegeldach. Durch eine mit Lehm ausgefüllte Decke werden sie in einen unteren und einen oberen Teil geteilt. Der letztere dient als Vorratskammer. In Nordpare bestehen die Hütten nicht selten aus einem einfach auf den Boden gestellten spitzkegelförmigen Dach. Die Hütten liegen einzeln verstreut oder zu kleinen Weilern vereint auf halbwegs flachen Hangpartien; eigentliche Dörfer kommen nicht vor.

Die Wapare treiben Viehzucht und Ackerbau. Am viehreichsten ist die Landschaft Pare im äußersten Süden. In Mittelpare dagegen fehlen die Rinder ganz und sind auch in Nordpare selten. Ziegen werden gleichfalls überall gehalten, Schafe und Hühner sind seltener, Hunde fehlen ganz. In Nordpare betreibt man auch Bienenzucht, die in Südpare fast ganz unbekannt ist. Die Hauptnahrungspflanzen sind Mais und Hülsenfrüchte (besonders Bohnen), daneben Bataten, Bananen (diese beiden besonders in Nordpare), Kürbisse, ferner Zuckerrohr, aus dem ein Wein bereitet wird, und Tabak; dagegen ist Sorghum fast unbekannt. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes ist besonders durch die unaufhörlichen Raubzüge der Massai stark beeinträchtigt worden.

Aus den Bächen wird überall Eisen gewonnen, besonders in Wudeh und im Grenzgebiet von Usangi und Ugueno, wo die zahlreichen Schmelzhütten der Landschaft ein eigentümliches Gepräge verleihen. Die Waffen der Wapare sind Schwerter, Massaispeere, Rinderhautschilde, Bogen und Pfeile, sowie eine Streitkeule (rungu). Die Frauen werden gegen Vieh und Pombe vom Vater verkauft. Die Gewalt der kleinen, voneinander unabhängigen Häuptlinge ist ziemlich beschränkt.

Unsere Kenntnis des Paregebirges verdanken wir hauptsächlich den Forschungen von Dr. C. Baumann (Usambara und seine Nachbargebiete, Berlin 1891) und Dr. Hans Meyer (Peterm. Mitteil. 1890, S. 46). Über die Bewohner hat auch Leutnant Storch (von Danckelm. Mitteil. 1895, S. 310 ff.) wertvolle Mitteilungen gemacht. Was die Sprache anlangt, so besitzen wir nur ein kurzes von Baumann aufgenommenes und im Anhange zu seinem erwähnten Werke mitgeteiltes Wörterverzeichnis. Auf diesen Forschungen beruht die vorausgehende Darstellung.

### e) Die Kilimandjaroniederung und das obere Panganital

Zwischen den Pitemabergen im Westen und dem Abfall Nordpares im Osten, breitet sich eine weite, von den Quellflüssen des Pangani (Ruvu)

Digitized by Google

durchzogene Niederung aus. Sie hat im allgemeinen ausgesprochenen Steppencharakter, im nördlichen Teile mit rotem Lateritboden, im Süden mit grauem, sandigem Untergrund. Nur die Ränder der Flüsse zeigen reichere Vegetation. An einzelnen Stellen, wo die Gewässer in regelmäßigen Überschwemmungen das umliegende Land befruchten, finden sich größere Oasen, wie in Taveta am Unterlaufe des Lumi, in Kahe am Dehubach und in Unterarusha am Ronga oder Weruweru.

Im Westen dieses Gebietes, das durch ungeheuren Wildreichtum ausgezeichnet ist, regnet es fast nie; das Tavetagebiet im Osten erhält dagegen häufiger Niederschläge.

Die Landschaft Taveta wird vom Lumi, dem Hauptquellarme des Pangani, durchflossen, der südlich davon in den Jipesee sich ergießt, denselben aber bald am Nordwestende wieder verläßt. Der ganze nordwestliche Teil des Sees besteht aus einem großen, mit dichtem Papyrusschilf überwucherten Sumpf. Taveta ist teils durch Wasserläufe, teils durch Dornenverhaue vollkommen abgeschlossen, schön bewaldet oder bebaut, stark bevölkert, aber ungesund. Neben den Wataveta sind hier auch Kolonien der Wakuafi und der Wakamba zu finden.

Die Oase Kahe, an einem Nebenflusse des Pangani gelegen, ist durch Gewässer und Zäune gegen die Außenwelt abgesperrt. Sie ist ebenso fruchtbar, aber weit gesünder als Taveta. Die Bewohner pflegen die reichlichen Salzausschwitzungen des südlichen Teiles der Kilimandjaroniederung zu sammeln und zu verhandeln.

Unterarusha (Arusha wa chini) führt seinen Namen im Gegensatz zu der Oase Oberarusha (Arusha wa juu) am Fuße des Meruberges. Im südlichen Teile von Unterarusha trifft man hochstämmigen Wald und ausgedehnte Bananenpflanzungen.

Alle drei Oasen haben viel von den Heuschrecken zu leiden. Ihre Bewohner bilden zusammen mit den Wagueno in Nordpare einen besonderen, den Wapare nahestehenden Stamm mit gemeinsamer, aber sowohl vom Kipare wie vom Kidjagga abweichender Sprache. Wir bezeichnen sie mit Baumann, mangels eines gemeinsamen Namens, als „die Stämme der Kilimandjaroniederung". Fremde Einflüsse sind indessen sowohl im physischen Habitus wie auch in ihrer Kultur unverkennbar. So sind Tracht und Bewaffnung den Massai entlehnt, während die Wohnungen denen der Wapare gleichen. Die Hauptnahrung bilden Bananen und Bohnen. Die Rindviehzucht ist aus Furcht vor den räuberischen Einfällen der Massai aufgegeben, dagegen ist Kleinvieh häufig, und überall wird Bienenzucht und Fischfang getrieben.

Das lang ausgestreckte, niedrige Litemagebirge, der Randwall der Massaisteppe, ist wasserlos, von zahllosen Schluchten und Rissen durchsetzt und gänzlich unbewohnt. Die Hänge sind bis zur Kammhöhe mit Dornengestrüpp bedeckt, zwischen welchem Euphorbien und einzelne Affenbrotbäume aufragen. Der Kamm ist mit dichter Grasvegetation, vermischt mit einzelnen Laubbäumen, überzogen. Das Gebirge hat eine ziemlich reiche Fauna, darunter auch Elefanten und Nashörner, aufzuweisen.

Auch den ganzen Oberlauf des Pangani begleiten völlig regenarme Steppen. Von Arusha bis Maurui nimmt der Fluß keinerlei Nebengewässer auf. Auch diese Steppe ist außerordentlich wildreich. Ansässige Bevölkerung ist dagegen nirgends vorhanden. Nur die Siogonoi-Massai durchstreifen die



Digitized by Google

Einöde. Erst in Buiko, auf einer Insel des Pangani, findet sich eine größere Niederlassung von Wasambaa und Waseguha. Jenseits der südlich davon gelegenen Höhnelkatarakte erreicht der Steppenlauf des Pangani sein Ende.

### f) Das Kilimandjarogebiet

Von dem Kilimandjarogebiet ist schon des öfteren die Rede gewesen. Die Erforschungsgeschichte desselben ist bereits auf S. 346 behandelt. Ebenda ist auch die Oberflächengestaltung geschildert. Die klimatischen Verhältnisse, durch welche dem Kilimandjaro eine Sonderstellung zugewiesen wird, sind im 8. Kapitel eingehend besprochen worden. Die Vegetationsdecke ist auf S. 376 beschrieben. Hinsichtlich der Bewässerung ist zu bemerken, daß die Schmelz- und Regenwasser vom oberen Kibo und Mawensi schnell in den porösen vulkanischen Gesteinen versickern und erst weiter unten wieder zu Tage treten. Nur am Nordmawensi hat Hans Meyer in einer Höhe von 4700 m einen kleinen Weiher und am Westmawensi in 4650 m einige kleine Quellen gefunden; aber südlich von den Plateauhügeln unterhalb 4300 m mehren sich die Quellen rasch und rieseln in tief erodierten Schluchten dem Urwald zu, der als der eigentliche Wolken- und Regensammler des Gebirges ihre Zahl außerordentlich vergrößert und sie zu stärkeren Bächen vereint, welche in immer tiefer und weiter werdenden Tälern der Ebene zurauschen, mehr und mehr zu Flüssen zusammenwachsen und sich auf der Südseite schließlich alle im Rufu- oder Panganifluß sammeln. Die Nordseite ist ärmer an Quellen und Bächen, der Nordwesten vollständig wasserlos, und die Westseite hat nur einen einzigen Bach, den Ngare n' Erobi, aufzuweisen. An der Ostseite entspringt der Rombobach, der sich mit dem Useri- und Kimangeliabache zum Tsavo-Sabaki vereinigt, während der Lumi dem Pangani zuströmt.

Auf S. 384 ist bereits berichtet worden, daß die Bewohner meist der nördlichen Gruppe der Bantu zugehören. Sie sitzen, in eine Reihe kleiner, monarchisch regierter Staaten geschieden, an den südlichen Hängen des Gebirges, aber auch im Nordosten, in Useri und Kimangelia. Die Hauptstaaten im Süden des Gebirges sind von Westen nach Osten: Shira, Madshame, Kiboso, Moshi, Kirua, Kilema, Marangu u. a. Die Warombo im Osten werden für Halbmassai gehalten. Im Norden des Berges sitzen einzelne Massai, der Nordwesten ist gänzlich unbevölkert.

Die Gesamtzahl der Bevölkerung wird verschieden geschätzt, auf 46000 (von Hans Meyer), auf 60000 (von Dr. Brehme), ca. 115000 (von Dr. Peters). Neuerdings ist man selbst über die letztere Schätzung noch hinausgegangen. Die Petersche Annahme ergibt im Verhältnis zu dem von ihm auf 2400 qkm geschätzten Kulturgürtel die ungewöhnlich hohe Bevölkerungsdichte von 47,7, die durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Gebirgslandes und die intensive, gartenartige Bebauung seines Kulturstreifens erklärt wird.

Die Bantustämme des Kilimandjaro werden von den Küstenleuten gewöhnlich unter dem Namen Wadjagga zusammengefaßt. Mit Ausnahme der Massai im Norden sind sämtliche Kilimandjarobewohner in erster Linie Ackerbauer. Wie echte Bauern haben sie die Vorliebe, inmitten ihrer Felder in einzelnen Gehöften zu wohnen. Eigentliche Dorfschaften gibt es nicht.

Digitized by Google

Die Banane iſt überall die Grundlage der Ernährung, außerdem werden Hülſenfrüchte, Tomaten, Mais, Zuckerrohr u. a. gebaut.

Aber auch die Viehzucht wird nicht vernachläſſigt. Rindvieh, Schafe und Ziegen ſind hochgeſchätzter Beſitz, der den eigentlichen Maßſtab für die Berechnung des Wohlſtandes bildet. Daneben ſind ſie geſchickte Handwerker, beſonders als Eiſenarbeiter ſind ſie weithin berühmt. Lanzen und Meſſer vom Kilimandjaro ſind geſuchte Artikel im Handel der umwohnenden Stämme.

Auch die **Warombo** zerfallen in eine Reihe einzelner Sultanate, wie **Olele**, **Matſhari**, **Kitangara**, **Mbuſhi** u. ſ. w.

Sie treiben wie die Wadjagga intenſiven Ackerbau und beſitzen daneben einen reichen Viehſtand. Inmitten ihrer Bananendickichte wohnen ſie in kleinen mit lebendigen Hecken befeſtigten Weilern, welche, dicht nebeneinander gelegen, das ganze Berggelände überziehen. Dazwiſchen liegen die eigentlichen Reſidenzen der Häuptlinge, mit mächtigen, bis zu 3 m dicken und 8 m hohen Cyklopenmauern befeſtigt.

Araber.

---

Die vorſtehende Schilderung beruht auf den Darſtellungen von Dr. **Hans Meyer** (Oſtafrikaniſche Gletſcherfahrten, Leipzig 1890), der im Anhange (S. 356 ff.) auch ein Verzeichnis der bis dahin erſchienenen Literatur über das Kilimandjarogebiet gibt, ſowie auf den betreffenden Abſchnitten in den Werken von C. **Peters** (Das deutſch-oſtafrikaniſche Schutzgebiet, S. 111 ff.) und v. d. **Decken** (Reiſen in Oſtafrika, Leipzig und Heidelberg 1871). Sehr ausführliche Mitteilungen anthropologiſcher und ethnographiſcher Natur über die Djaggavölker verdanken wir dem Stabsarzt Dr. A. **Widenmann** (Die Kilimandjarobevölkerung, Ergänzungsheft Nr. 129 zu **Petermanns** Mitteil. 1899).

Über die Sprachen der Bewohner iſt bisher noch nicht viel bekannt geworden. Die grammatiſchen Elemente der Djaggaſprache hat A. **Seidel** im erſten Jahrgang ſeiner Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen (S. 231 ff.) behandelt. Speziell den **Moſhidialekt** hat Miſſionar **Konrad Walther** im fünften Jahrgang derſelben Zeitſchrift (S. 28 ff.) beſprochen. Auch eine Anzahl von Tierfabeln ſind von den Miſſionaren geſammelt und in der genannten Zeitſchrift veröffentlicht worden.

## 16. Die Landschaften des Wami-Kinganigebiets

### Usegua, Ukwere und Udoë, Usaramo, Ukami und die Uluguruberge, Khutu, Ungu, Ussagara

#### a) Usegua*)

Usegua bildet ein flachwelliges, ziemlich ebenes Land, aus dem hie und da vereinzelte Hügel aufragen. Die Sedimentzone ist auf die Nähe der Küste beschränkt. Der übrige Teil des Landes wird von Gneis gebildet, der meist in Laterit umgewandelt ist, so daß dieser an der Oberfläche vorherrscht. Das Land trägt einen offenen Vegetationscharakter, der mitunter in Steppencharakter übergeht. Im Norden ragt die Massaiebene mit einer Nyikazunge bis nach Korogwe ins Land hinein. An den Flüssen finden sich Galeriewälder und auf den Kuppen stellenweise lichter, junger Waldbestand. Die Nordgrenze des Landes bildet der Pangani, obwohl Wasegua auch noch jenseits desselben leben.

Im Westen schließen die Ungnuberge**) das Land ab. Im Süden zieht sich die Useguaebene bis zum Kingani, zwischen diesem und dem Wami durch die Landschaften Udoë und Ukwere von der Küste getrennt. Nordusegua ist durch einen vollkommenen Mangel ständig fließender Gewässer gekennzeichnet, selbst der Msangasibach (vergl. S. 364) besitzt nicht einmal eine deutlich ausgeprägte Wasserrinne. Grundwasser jedoch ist stets reichlich vorhanden und wird von den Eingeborenen durch Brunnen gefördert. Das Land ist dicht besiedelt.

Die Eingeborenen (Wasegua) sind dunkelfarbig und starknochig, mit den Washambaa und Bondei verwandt. Die vorderen Schneidezähne pflegen sie dreieckförmig auszusplittern. Auch sind Beschneidungen allgemein üblich. Lebhaften und beweglichen Geistes sind sie intelligenter und betriebsamer, aber auch verschlagener als die Washambaa. In der Tracht ahmen sie die Küstenleute nach, doch tragen die Weiber einen Lendenschurz und viel Glasperlen um die Hüften. Sie leben in Dörfern von oft ansehnlicher Größe, die durch eine Umzäunung (Boma, vergl. S. 389) geschützt sind. Die Hütten sind rund, haben ein Kegeldach und bestehen in der Regel aus zwei konzentrischen Räumen. Die Wasegua stehen unter Häuptlingen, die jedoch nur geringe Autorität besitzen; sie sind Ackerbauer, bauen aber fast nur Mais und Sorghum, dies jedoch in so großer Menge, daß sie ansehnliche Quantitäten nach Sadani und Pangani ausführen. Auch zahlreiche Wakuafikolonien (vergl. S. 386) finden sich in Usegua zerstreut.

Der bedeutendste Küstenplatz Useguas ist Sadani (oder Saadani), das etwa 4000 Einwohner zählt. Der Ort hat eine schlechte Reede, ist aber als Ausgangspunkt der nördlichen Karawanenstraße von Mpapwa-Mamboia von jeher in lebhafter Verbindung mit Sansibar gewesen.

Man vergleiche über Usegua und seine Bewohner: Dr. C. Baumann, Usambara und seine Nachbargebiete S. 265 ff., ferner die Mitteilungen des Missionars J. T. Last in den Proc. R. Geogr. Soc., London 1882, 1883 und 1885, Stuhlmanns Aufzeichnungen in den Mitteil. der Geogr. Ges., Hamburg 1887/88 (auch sein Reisewerk), endlich Joachim Graf Pfeil in Petermanns Mitteil. 1888 S. 1. Die Sprache ist bisher wenig bekannt geworden.

*) Besser als Useguha.

**) Besser als Nguruberge.

Digitized by Google

b) Ukwere und Udoë

Ukwere und Udoë liegen an der Küſte zwiſchen dem Wami und dem Kingani. Die Wadoë leben am unteren Wami, ihr Land beſteht aus Gneis und Granit, der etwa 700 m aufragende Pongweberg indeſſen aus älterem eruptiven Geſtein. Dichte Buſch- und Baumſteppe herrſcht auch hier vor. Doch iſt das Land im allgemeinen gut angebaut. Nach Stuhlmanns Anſicht ſind die Wadoë mit den Waſaramo ſtammverwandt und ſollen vorzeiten aus den ſüdlichen Unguubergen eingewandert ſein. Die Wadoë ſind Ackerbauer. Politiſch zerfällt ihr Gebiet in vier Bezirke und wird von einem Oberhäuptling (Mwene) regiert. Daß ſich gewiſſe Reſte des Kannibalismus unter ihnen erhalten haben, iſt weiter oben bereits erwähnt.

Negerhütte im Küſtendorf. Bananen und Kokospalmen.

Südlich davon ſitzen die Wakwere, ein Zweig der Waſegua. Die Landſchaft Ukwere hat zum größten Teil Lateritboden und gleicht im Vegetationscharakter dem nördlichen Uſegua.

Vergl. über dieſe beiden Landſchaften das Reiſewerk Stuhlmanns S. 33 ff. und Peters' Das deutſch-oſtafrikaniſche Schutzgebiet S. 289 f. Über die hier geſprochenen Sprachen iſt noch nichts bekannt geworden, doch gehören ſie zweifellos den Bantuſprachen an.

c) Uſaramo

In Uſaramo und Ukami reicht die Sedimentzone (Sandſtein und Kalkſtein, überlagert von Laterit, in feuchten Niederungen auch wohl von ſchwarzer Erde) bis an den Fuß der Uluguruberge hinan. Die Landſchaft Uſaramo, die das Gebiet zwiſchen dem Unterlaufe des Kingani und dem des Rufiji umfaßt, ſtellt eine gegen Oſten nach der Küſte hin abgebrochene, nach Nordweſten zu allmählich ſich neigende, leicht gewellte Tafel dar und trägt Steppenvegetation, die aber etwas friſcher erſcheint, als in Uſegua. Die Waſſerläufe ſind meiſt periodiſcher Natur. Die Küſte iſt ziemlich unzugänglich und hat nur einen guten Hafen, die Bucht von Dar-es-Salam, aufzuweiſen (Beſchreibung ſ. S. 339), während Bagamoyo und Kondutſhi nur ſchlechte Reeden

Digitized by Google

besitzen. Die Eingeborenen sind Bantuneger und scheinen eine Art Zwischenstellung zwischen der Wassagara- und Waseguagruppe einzunehmen, wohin auch ihre angebliche Herkunft aus dem Süden von Ungu deuten würde.

Die bedeutendsten Ortschaften sind Bagamoyo und die Hauptstadt der ganzen Kolonie Dar-es-Salam (Stätte des Heils).

Bagamoyo liegt auf einer vom sandigen Meeresstrande sanft ansteigenden niederen Hügellehne und gruppiert sich um die lange Hauptstraße, die in zahlreichen Windungen den Konturen des Ufers in einiger Entfernung folgt. Zahlreiche Seitengassen führen in das Negerviertel und in die weiter hinaus gelegenen Schamben. Im Süden erhebt sich das hohe, mehrstöckige Fort, und in dessen Nähe, aber mehr nach der Stadt zu, das neue Bezirksamt, das die Wohnräume des Bezirksamtmanns, die Bureauräume, Magazine, die Messen und Wohnräume für die übrigen Beamten enthält, und in massiver Konstruktion aus Korallenstein erbaut ist. Auf dem sandigen Boden sind hübsche Gartenanlagen geschaffen worden, in denen sich das Denkmal für die in Ostafrika gefallenen Mitglieder der Wißmannschen Schutztruppe erhebt. Es besteht aus einer von Zement und Bruchsteinen hergestellten, über 8 m hohen Pyramide, in deren vier Seiten Bronzeplatten eingelassen sind. Von weiteren größeren Gebäuden sind zu nennen: die neue, umfangreiche Zollhausanlage mit geräumigen Lagerstätten und zwei massiven Gebäuden, in denen sich die Abfertigungs- und Bureauräume sowie die Wohnungen für die Zollbeamten befinden, das Postgebäude, das Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, deren Karawanserai und im Nordwesten der Stadt die stattliche Anlage der katholischen Mission.

Die Stadt ist nach ihrer Zerstörung während des Aufstandes nach neuem Plane, der eine größere Regelmäßigkeit der Straßenführung vorsieht, wieder stattlicher aufgebaut worden. Die Reinlichkeit in den Straßen hat sich unter der deutschen Verwaltung sehr gebessert, und die hygienischen Verhältnisse sind infolgedessen nicht unwesentlich gehoben worden.

Bagamoyo war um das Jahr 1870 noch ein ganz kleiner unbekannter Ort, er verdankt sein Aufblühen seiner günstigen Lage Sansibar gegenüber, die es zum Endpunkt der großen Karawanenstraßen aus dem Innern machte. Die gegen Süden und Osten durch eine vorspringende kleine Landzunge geschützte Reede kann wegen ihrer geringen Tiefe nur von Daus benutzt werden. Größere Schiffe müssen etwa 3 km vom Strande entfernt auf der schlechten Außenreede vor Anker gehen. Die Daus fahren so nahe an den Strand, daß sie bei Ebbe trocken fallen und dann bequem entlöscht werden können.

Die Väter vom heiligen Geist wirken in Bagamoyo bereits seit etwa 30 Jahren; zwei große, schloßähnliche Gebäude dienen den Missionaren und den Ordensschwestern zur Wohnung. Für die Zöglinge sind eine Reihe von luftigen Wohnhäusern, daneben Magazine, Schreiner-, Schmiede-, Schlosser-, Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten und u. a. auch eine Buchdruckerei eingerichtet worden. Eine prächtige Pflanzungsanlage, in der von Nutzgewächsen neben den einheimischen Fruchtbäumen und europäischen Gemüsen besonders Kokospalmen und Vanille gezogen werden, umgibt das Kloster. Schöne Alleen von Mangobäumen und Kasuarinen durchziehen die am Meeresstrande angelegten Kokospalmenpflanzungen. Auf der Hauptstation befinden sich gegenwärtig 160 Kinder, 82 Knaben und 78 Mädchen. Dieselben erhalten neben dem Religionsunterricht Unterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen und

Digitized by Google

werden in verschiedenen Handwerken wie im Gartenbau unterwiesen. Von den Vätern werden ferner das Haus der Aussätzigen und das Spital der Wanyamwesi verwaltet. Zur Mission gehören acht kleine christliche Dörfer in der Umgebung von Bagamoyo, die der Leitung eines Paters unterstellt sind, dem ein christlicher Häuptling zur Seite steht. Zur Anlage solcher Dörfer schenkte der Inder Sewa Hadji eine ganze Hügelkette, die zwei Meilen von Bagamoyo entfernt liegt. Das Dorf St. Joseph besteht bereits seit 1871 und wird von mehr als 100 christlichen Familien bewohnt; durch Kauf wurde 1886 das Grundstück erworben, auf dem die Thomasstadt erbaut wurde. Aus dem der Mission angefallenen Nachlasse des Inders Sewa Hadji hat dieselbe ein Hospital für Farbige errichtet.

Die Karawanserai der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft vermag etwa 10000 Personen aufzunehmen. In der Mitte der weitausgedehnten Anlage befindet sich ein festes Steinhaus, in dem von den Karawanenführern das Elfenbein und andere wertvolle Artikel sicher untergebracht werden. Ringsum ziehen sich lange, niedere, mit Wellblech oder Makuti eingedeckte Schuppen, die durch saubere Lagerstraßen voneinander getrennt sind und in denen die Träger für 1 Pesa täglich Unterkunft finden.

Dar-es-Salam war früher ein ganz kleiner, unbedeutender Platz. Said Madjid, der Vorgänger und Bruder Said Bargaschs, hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens wohl erkannt und den Plan gefaßt, seine Residenz von Sansibar allmählich dorthin zu verlegen. Er ließ zunächst den Bau eines Palastes im Süden der heutigen Stadt in Angriff nehmen, erlebte jedoch die Vollendung dieses Bauwerkes nicht mehr. Als Madjid 1871 starb, waren erst zwei Häuser am Strande fertig, der größte Teil der Bevölkerung verließ den Platz wieder, und der Palastbau fiel in Ruinen.

Die aus 305 Steinhäusern und etwa 1340 Makutihütten bestehende Stadt macht mit ihren schlanken Palmen und den sauberen, hübschen, villenartigen Gebäuden, vom Schiffe aus gesehen, einen äußerst gefälligen Eindruck. Bei der Einfahrt fällt der Blick zur Linken zuerst auf die Signalstation und auf die dahinter malerisch gelegene Villa Seidlitz, zur Rechten zuerst auf die evangelische Mission am Immanuelskap (West-Fähr-Huck); dahinter erheben sich die stattlichen Baulichkeiten des Gouvernements inmitten ausgedehnter Gartenanlagen. Auf der Uferhöhe läuft die Strandstraße „Kaiser Wilhelmufer“ in großem Bogen um den Hafen, um dann in die Kaiserstraße einzumünden.

Am Kaiser Wilhelmufer liegen neben verschiedenen Verwaltungsgebäuden das Kasino und die im Bau begriffene evangelische Kirche nebst Pfarrhaus. In den Anlagen vor der Post steht das schmucke Denkmal Kaiser Wilhelms I. Mit der Errichtung eines Bismarckdenkmals am Schnittpunkt der Scheele- und Robert Kochstraße wird demnächst begonnen. An der Ecke der Scheele- und Dr. Beckerstraße liegt das hübsche Landhaus Liponsky; an der Kaiserstraße die neue, fast fertiggestellte katholische St. Josephkirche, das ehemalige Fort mit zwei Bastionen, das neue Bezirksamtsgebäude, die katholischen Klöster St. Joseph und St. Maria, das Haus der „Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“, dem gegenüber das Zollgebäude, daran anschließend Hauptmagazin, Schutztruppenmagazin und Sewa Hadjihospital für die farbige Bevölkerung. Parallel zur Kaiserstraße läuft die fast nur von Steinhäusern eingefaßte Hauptstraße, die Barra Rasta, in der sich die meisten Geschäftshäuser befinden. Ihre

Digitized by Google

Länge, vom Gouvernementshospital bis zur Pugustraße, beträgt 2 km. Eine große städtische Markthalle befindet sich mitten in der Stadt. In den rings um dieselben liegenden Straßen wohnen die meisten indischen Kaufleute. Vor dem Hauptzollamt ist ein Kai gebaut, mehrere Ladebrücken erleichtern das Laden und Löschen der Schiffe. Eine neue Pieranlage ist mit einem Hebekran versehen. Im Gouvernementspark ist ein Versuchsgarten von etwa 3 bis 4 ha Größe eingerichtet, der der Kulturabteilung untersteht.

Dar-es-Salam ist Garnison des Stabes, sowie der 5. Kompanie der kaiserlichen Schutztruppe, die der Regierung als Expeditionskorps zur Verfügung steht. Den Dienst am Platze versieht ein Wachtkommando in einer Stärke von 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 1 Sanitätsoffizier, 1 Zahlmeisteraspirant, 2 Feldwebeln, 3 Unteroffizieren, 2 Sanitätsunteroffizieren, 1 Effendi, 3 Betschausch, 8 Schauschen, 175 Askari.

Die katholische Benediktusmission (apostolische Präfektur Südsansibar) hat in Dar-es-Salam eine Doppelniederlassung für die männlichen und weiblichen Zöglinge der Mission. Im Männerkloster wohnen der apostolische Präfekt, welcher die Seelsorge für die dortigen Katholiken versieht (Europäer, Goanesen, Eingeborene, zur Zeit 440 Personen) und außerdem die in Pugu, Janika, Kitunda, Kivule, Yombo errichteten Negerschulen und Unterrichtsposten leitet, der Prokurator für die sämtlichen Stationen der Präfektur und zwei Brüder, darunter ein Baumeister, der die neue St. Josephkirche erbaut hat.

Im Frauenkloster St. Maria wohnen 7 Schwestern, dieselben haben 150 Waisenmädchen in Erziehung, erteilen Unterricht an eine kleine Anzahl Europäerkinder, leiten ein Negerhospital und treiben auf der eine halbe Stunde entfernten Simbesi-Schamba ausgedehnten Gemüsebau und Viehzucht.

Auf der nahe gelegenen Station Kurasini befindet sich unter Leitung eines Superiors eine Katechetenschule, in welcher 30 Knaben als Lehrer ausgebildet werden, 140 andere Knaben erhalten außer täglichem Unterricht Anleitung zu verschiedenen Arbeiten in Schreinerei, Schmiede, Schusterei, Gärtnerei, Mauerei oder besorgen eine Agavenplantage, die gegenwärtig 8 ha groß ist, in der nächsten Regenzeit aber auf 30 ha vergrößert werden soll. Auf dem gegen 340 ha großen Grundbesitz der Mission wohnen über 100 Negerfamilien, von denen die Hälfte bereits christlich ist. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Christen 250, die der Katechumenen 156.

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika hat eine Station am Immanuelskap errichtet. Am 2. Juli 1887 kam Missionar Greiner mit Frau nach Dar-es-Salam, mietete sich in der Stadt ein und begann das jetzige Missionshaus zu bauen. Bis jetzt wird sonntäglich Gottesdienst von 10—11 Uhr Vormittags in der kleinen Kapelle des Missionshospitals gehalten, bis die im Bau befindliche deutsche evangelische Kirche vollendet sein wird.

Viel genannte Orte in Usaramo sind Kondutschi (etwa 250 Einwohner), Pugu (eine Viehstation des Gouvernements, früher katholische Missionsstation), Tschungubueni, Kivumangao (300 Einwohner, meist Inder, die Kautschukhandel treiben), Kisserawe (evangelische Missionsstation „Hoffnungshöhe"), Maneromango Simba-Ulanga u. a. m.

Die bedeutendste Quelle über Usaramo ist das Werk „Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika", Berlin 1891, von Fritz Bley. Doch hat auch Stuhlmann in seinem Reisewerk sowie in Tanckelmans Mitteilungen 1894, 1895 und 1896 viel Material beigebracht. Die obigen Schilderungen von Bagamoyo und Dar-es-Salam sind dem Fitznerschen Kolonialhandbuch (2. Auflage) ent-

Digitized by Google

Askari und Invaliden beim Appell.

Digitized by Google

nommen. Über beide Städte ſind auch Monographien erſchienen von A. Leue, „Bagamoyo“ in den Beiträgen zur „Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft“, Jahrgang 1900/1901 S. 11, und von A. Seidel, „Dar-es-Salam, die Hauptſtadt von Deutſch-Oſtafrika“, Berlin 1898, Verlag von Meſſer, Meuſſer & Co.

Die Sprache der Waſaramo iſt von Wormo, Maas und Seidel erforſcht worden. Wormo hat ein Wörterbuch derſelben geſchrieben (veröffentlicht in der Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen, Jahrgang 4 S. 339 ff.); Maas und Seidel haben die Grammatik behandelt.

d) Ukami und die Ulugurubcrge

Ukami mit den Ulugurubergen, einem ſchluchtenreichen und maleriſchen Waldgebirge, liegt weſtlich von Uſaramo zwiſchen dem Ruſu und dem Ngerengere, den Quellflüſſen des Kingani. Durch die breite Makattaebene werden die Uluguruberge von dem Gebirgslande von Uſſagara getrennt. Sie bilden ein gegen Nordweſten ſteil abfallendes Gneismaſſiv, das ſich bis zu 2500 m erhebt und welchem im Oſten, Weſten, Süden niedrigere Berge vorgelagert ſind. Die höchſte Erhebung iſt der Kungwe oder Kiraberg. Hochſtämmiger Urwald bedeckt einen großen Teil der Plateauhöhe und an den Abhängen und den Talſohlen drängen ſich die Felder und Dörfer der Eingeborenen. Denn der große Waſſerreichtum hat hier eine noch ſtärkere Fruchtbarkeit und Triebkraft des Bodens entwickelt als in Uſambara. Die Bevölkerung iſt den Waſſagara nahe verwandt, von kräftigem Körperbau, aber ſanft und gutmütig. Der bedeutendſte Platz iſt Simbamueni. Am Nordabhange des Gebirges, am Ruſu, liegt die katholiſche Miſſionsſtation Tununguo (der Väter vom heiligen Geiſt) in einer fruchtbaren, reich bewäſſerten Talſohle mit einer fleißigen und zutraulichen Bevölkerung.

Ngomatanz.

Über Ukami haben beſonders Joachim Graf Pfeil in Petermanns Mitteil. 1888 S. 1 und Stuhlmann in ſeinem Reiſewerk und in Danckelmans Mitteil. berichtet. Eine Grammatik des Kikami (Sprache der Wakami) hat A. Seidel in der Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen Band 2 S. 1 und 32 veröffentlicht, eine andere C. Velten in d. Mitt. d. orient. Sem. 1900.

e) Khutu

Die Makattaebene trennt die Landſchaft Khutu von den Ulugurubergen beziehungsweiſe deren ſüdweſtlichen Ausläufern, den Ruſutabergen. Im

Osten grenzt Khutu an Usaramo und im Süden an den Ruaha-Rufiji. Es ist das Land der Quellflüsse des Rufu, der sich in Usaramo unterhalb Usungula mit dem Ngerengere vereinigt, des Mgeta, Ngasi, Dutumi und des Mdimu, die den Uluguru- und Rufutabergen entströmen.

Nach Süden zu allmählich abfallend wird die Landschaft Khutu durch einen nordost-südwestlichen Hügelrücken (er führt von West nach Ost die Namen Nyamambigebirge, Muaberge, Kipenyo) in zwei Tieflandmulden geschieden. Der Mittelpunkt der nördlichen Mulde ist die Landschaft Kissakki, welche vom Mgeta durchströmt wird und in welcher die gleichnamige kaiserliche Station gelegen ist. Die Station liegt auf der Höhe der wie ein Kesselboden ringsum nach der Mitte ansteigenden Talsohle. Die Ebene von Kissakki ist vollständig flach und besteht aus grauschwarzer oder braunschwarzer Tonerde ohne die geringsten Steinbrocken. Über das meist harte ½—1½ m hohe Gras ragt hie und da eingestreuter Steppenwald mit Akazien, Pterocarpus und Hyphaenen auf; im Westen finden sich einzelne Borassuspalmen. Diese Savanne ist außerordentlich wildreich, und in ihr befinden sich die Niederlassungen der Wakhutu, wie das Dorf Mona an dem gleichnamigen Bache und die große Ansiedlung von Kolero, die auf 500—800 Hütten geschätzt wird. Große Mais- und Mtamaanpflanzungen zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens. Die Wakhutu, den Wassagara verwandt, sind ein herabgekommenes Bantuvolk. Ihr Land wird seit Jahrzehnten von kriegerischen, sulaartigen, von Süden her vordringenden Völkerschaften überschwemmt.

Der ganze Süden ist von diesen Völkern bereits überrannt; aber auch im Norden haben sich bereits die Stämme der Wambunga (aus Mahenge) und der Wandongwe (aus Südubehe) niedergelassen.

Vergl. über Khutu die Berichte von Leutnant Barnbüter (ebenda, S. 309). Die Sprache ist Prince im Kolonialblatt III, S. 422 und von noch unbekannt.

### f) Ungúu*)

Unguu ist ein Gebirgsland, das aus Gneis, Granit und Glimmerschiefer gebildet wird. Der Gebirgszug, der sich in einzelnen Spitzen bis über 2000 m erhebt und nach Norden zu allmählich abflacht, fällt im Osten wie im Westen ziemlich schroff zur Ebene ab. Das Land gehört zum Flußgebiet des Wami. Aus seinem südöstlichen Teil strömt der wasserreiche Ualle, welcher sich mit dem Mukondokwa zum Wami vereinigt. Von links fließt dem Ualle der lange Mjongafluß zu, während er rechts eine Reihe von Bergbächen aufnimmt. Aus der Nordostecke Ungunus kommt der Rukagura, welcher bei Petershöhe in den Wami fällt.

Die starke Bewässerung im Verein mit dem fruchtbaren Boden hat einen üppigen Pflanzenwuchs hervorgerufen. Die östlichen feuchteren Abhänge des Gebirges tragen tropischen Urwald. An den Flußläufen zieht sich echter Galerieurwald hin; die Westseite ist dagegen trockener und geht in die Steppen des Massailandes über. Die Eingeborenen bauen besonders viel Tabak, aber auch Zuckerrohr und Bananen gedeihen neben Mtama, Mais, Hirsearten, Hülsenfrüchten u. a. m.

Die Wangum sind Verwandte der Wasegua. Auch einige Wakamba und

*) Besser als Nguru.

Digitized by Google

Wakuafi haben ſich angeſiedelt. Auf den Berghöhen findet man auch noch Waſhambaa. Die Wanguu leben in Dörfern ohne politiſche Einheit.

Im Süden von Unguu, zwiſchen den Berglandſchaften von Uſſagara und Ukami zieht ſich eine etwa fünf Meilen breite Ebene hin, durch welche der Mukondokwa mit ſeinem ſüdlichen Zufluß, dem Makatta, nach Norden ſtrömt und welche nach dem letzteren meiſtens die Makattaebene benannt wird. Sie iſt mit einem gräulichblauen Ton bedeckt, der für Regenwaſſer wenig durchläſſig iſt. In der trockenen Zeit iſt ſie ſteinhart, außerhalb der Flußrinne ohne einen Tropfen Waſſer und daher der Schrecken der Karawanen. Auf einem Vorberge am rechten Ufer des Uallefluſſes, von Schamben und fruchtbaren Feldern umgeben, liegt Mhonda, eine Station der katholiſchen Väter vom heiligen Geiſt.

Afrikaniſche Muſikkapelle.

Vergl. über Unguu: J. T. Laſt, (Proc. R. Geogr. Soc. London 1882, S. 148 ff.), Stuhlmann (Mitteil. der Geogr. Geſ., Hamburg 1887/88, S. 143 ff.), C. Peters (Das deutſch-oſtafrikaniſche Schutzgebiet, S. 251 ff.) ſowie C. W. Werther (Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutſch-Oſtafrika, Berlin 1898). Peters hält die Wanguu im allgemeinen für einen bildungsfähigen Stamm. Über die Sprache derſelben iſt noch nichts bekannt geworden.

g) Uſſagara und Gedja

Die breite Makattaebene ſcheidet das Uſſagaragebiet, deſſen landſchaftliche Schönheit von vielen Reiſenden geprieſen wird, von den Ulugurubergen Ukamis. Im Norden fällt es ſteil und unvermittelt gegen die Maſſaiſteppe ab, während es im Weſten durch das Hochplateau von Ugogo, im Süden durch den Ruaha begrenzt wird. Das ganze Gebiet gehört der Formation des Gneiſes und kriſtalliniſchen Schiefers an, deren Verwitterung eine ſehr fruchtbare Bodenkrume geſchaffen hat. Uſſagara iſt ein bewaldetes Gebirgsland von einer durchſchnittlichen Höhe von 1200 m, in einzelnen ſchroffen Kuppen jedoch bis zu 1700 m anſteigend. Gegen Norden nehmen die Uſſagaraberge an Höhe und Schroffheit zu. Das weſtliche Bergmaſſiv gegen Mpapua hin iſt ziemlich trocken und auf zwei bis drei Tagereiſen unbewohnt. Hier erhebt ſich der Ugomboberg, auf deſſen

Höhe ein gleichnamiger See gelegen ist. In der Mitte von Ussagara liegen die bergigen Komplexe von Mangaheri und Itumba, das letztere berühmt wegen seiner Eisenwerke. Den südlichen Abschluß des Landes bildet das Rubehogebirge.

Auch Ussagara hat außerordentlich günstige Feuchtigkeitsverhältnisse, da seine Berge eine Art Regenfang für die vom Indischen Ozean landeinwärts streichenden feuchtigkeitsschwangeren Winde darstellen. Der bedeutendste Strom ist der Mukondokwa. In großem Bogen umfließt er das Massiv von Westussagara, die Rubehoberge im Süden liegen lassend, um in einem äußerst fruchtbaren Quertal von Kidai bis Kondoa die eigentliche Ussagarasteppe im Osten zu durchbrechen, in die Makattaebene hinabzueilen und schließlich sich mit dem Wami zu vereinigen.

Die Wassagara sind verwandt mit den Wasegua und den Wakami. Im Norden wohnen auch vereinzelte Wakamba und Wakaguru aus Gedja, im Bezirk Kilossa auch Wanyamwesi, Wasanga, Waluguru u. a.

Unter den bedeutenderen Ortschaften ist besonders Mamboia zu erwähnen, eine Missionsstation der Church Missionary Society, die in prachtvoller Lage 300 m hoch über der eigentlichen Talmulde von Mamboia an einem Bergabhange mit herrlichem Fernblick angelegt ist. Den Vätern vom heiligen Geist gehört die Station La Longa (500 m ü. d. M.) Sie liegt am Ostabfall der Ussagaraberge, da, wo die südliche Karawanenstraße aus dem Gebirge heraustritt, in einem Seitental und gewährt einen prächtigen Fernblick über die Makattaebene auf die bewaldeten Berge von Ukami und Ungu. Am Austritt des Mukondokwa aus den Bergen, in Kondoa, haben die Araber schon vor langer Zeit eine bedeutende Handelsniederlassung angelegt. Oberhalb Kondoa wurde zum Schutz der Karawanen im Jahre 1891 die kaiserliche Station Kilossa errichtet (510 m ü. d. M.). Nördlich und westlich treten hohe Berge nahe an die Station heran, östlich und südlich breitet sich die versumpfte Niederung des Mukondokwa und Myombo aus. Infolgedessen ist das Klima sehr ungesund.

In dem Winkel, welcher durch den Nordrand Ussagaras und den Westabfall von Ungu gebildet wird, liegt die kleine Landschaft Gedja, ein lehmiges, hin und wieder leicht gewelltes Flachland, welches mit Busch und Baumsteppen bedeckt ist. Die Gewässer gehören sämtlich zum Stromgebiete des Mukondokwa. Im Norden und Osten geht die Landschaft unvermittelt in die Massaisteppe über. Die harmlosen und friedlichen Bewohner, Wakaguru genannt, scheinen Bantu-Hamiten zu sein.

Vergl. über Ussagara und Gedja: Bloyet, Bull. Soc. de Géogr., Paris 1890, S. 350 ff., Stuhlmanns Reisewerk, Kapitel 2 und 3, ferner Peters, Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet, S. 246—252. Über die Sprachen der beiden Landschaften ist noch nicht viel bekannt geworden. Der Missionar Last hat in seiner allerdings nicht sehr zuverlässigen Polyglotta Africana Orientali-Wörtersammlungen aus verschiedenen Kissagara dialekten mitgeteilt, auch eine kleine Grammatik des Kaguru geliefert (London 1886). Ferner hat die englische Bibelgesellschaft versuchsweise eine Übersetzung des Matthäusevangeliums in der Sprache der Wakaguru veröffentlicht.

## 17. Das Rufidschigebiet

### Die Landschaften der Rufidschiniederung, Mahenge, Uhehe und Ubena

Über den Rufidschi ist bereits oben (S. 365) eingehend berichtet. Hier reicht die Küstenterrasse, wie früher bemerkt, am weitesten in das Innere des Landes hinein, denn die Sandsteinformation läßt sich bis in die Nähe des Abfalles der

Digitized by Google

Uheheberge und bis zu den Shugulifällen verfolgen. Das Rufidjital ist gut bevölkert, während die Landschaften nördlich und südlich davon meist Steppenvegetation besitzen und spärlicher besiedelt sind. Am Mittellauf des Ulanga sitzen die Mahenge, durch den Ruaha vom Lande der Wakhutu geschieden. In seinem westlichen Teile, zwischen Ruaha und Ulanga ist Mahenge ein großenteils marschiges, reich bewässertes Flachland von enormer Fruchtbarkeit, aber ziemlich ungesund. Ostmahenge dagegen ist eine trockene und hügelige, aber sehr wildreiche und weit gesündere Steppe. Das von zahlreichen Flüssen, Bächen, Seen und Sümpfen durchsetzte Gebiet im Westen ist das gegebene Land für die hier überall betriebene Reiskultur. Daneben wird Mais, Mtama, Erdnüsse, Tabak, Zuckerrohr und vieles andere gebaut. Mahenge ist außerordentlich dicht bevölkert. An den Ufern und auf den Inseln des Ulanga hausen Reste einer älteren Bevölkerung, die durch Einwanderer aus Ussagara (oder, wie andere wollen, aus dem Süden) unterjocht und beiseite gedrängt sind. Politisch genommen zerfällt das Land in eine große Zahl von Sultanaten oder Häuptlingschaften von oft ziemlich beträchtlicher Gefolgschaft.

Die Landschaft Upogoro ist besonders wegen ihrer landwirtschaftlichen Betriebsamkeit hervorzuheben. Wenngleich Ackergeräte aus Eisen noch ziemlich unbekannt bei den Wapogoro sind — sie besitzen solche aus Ebenholz —, bauen sie fleißig Reis, Mais, Erdnüsse, Bananen und vieles andere.

Zur Beaufsichtigung des Gummihandels in der Ebene des Ulanga, seiner Neben- und Zuflüsse, ist im Oktober 1899 auf einem langen schmalen Bergrücken mit anscheinend gesundem Klima (800 m ü. d. M.) eine Station, Mahenge, angelegt worden.

Vergl. über Mahenge die auf S. 356 angegebene Literatur sowie Prince, Deutsches Kolonialblatt 1893, S. 16. Die Sprache ist bisher unbekannt.

Westlich von Mahenge erhebt sich das Gebirgsland von Uhehe steil aus der Ulangaebene, im Norden zum Tale des Ruaha abfallend. Eine allgemeine Charakteristik der Oberflächengestaltung des Landes findet sich bereits auf S. 342. Den Bewohnern (Wahehe) ist ein ausführlicher Abschnitt im 12. Kapitel (S. 391 ff.) gewidmet.

Der Zugang zu der Landschaft von Osten und Norden her ist außerordentlich zerklüftet; hier herrscht ein entschiedener Gebirgscharakter vor. Das Land selbst ist aber ein flaches, leicht gewelltes Hochplateau von 1800–1900 m Durchschnittshöhe. Es ist in seinem größeren Teile mit kurzem Gras bestanden, in welches einzelne Buschparzellen eingestreut sind. Während die Landstriche südlich vom Ruaha von einem roten porösen Laterit gebildet werden und in ihrer Trockenheit nur einem spärlichen und krüppelhaften Busch Nahrung zu bieten vermögen, besteht das eigentliche Plateau aus wohlbewässertem Lehm. Auf Tagereisen ist das Land völlig baumlos. Das Klima ist kalt und rauh, die Temperaturgegensätze schroff, dementsprechend auch der Menschenschlag rauh und kräftig. Ein Vokabular ihrer Sprache hat Spitz veröffentlicht.

Die Wahehe waren lange Zeit der Schrecken der ihr Land durchziehenden Karawanen. Auch die Landschaft Ussagara hatte unter ihren unaufhörlichen Überfällen schwer zu leiden. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, wurde ihnen im Jahre 1891 eine Abteilung der Schutztruppe unter dem Befehle v. Zelewskis entgegengesandt, die aber am 17. August fast völlig vernichtet wurde.

Digitized by Google

Erst drei Jahre darauf unternahm Gouverneur v. Schele eine Strafexpedition, erstürmte die Hauptstadt Iringa (Kwirenga) und brach die Macht dieses räuberischen Volkes. Um den Erfolg der Expedition zu sichern, wurde im Jahre 1896 von Hauptmann Prince die Station Neu-Iringa angelegt. Sie liegt mitten in stark hügeliger, vom kleinen Ruaha durchflossener Landschaft auf einem langen Bergrücken. Sechs Stunden südlich der Station zieht sich von Ostnordost nach Westsüdwest das etwa 200 000 ha umfassende fruchtbare, gesunde, fast unbesetzte Grasland Ngrues, Ngingas und Fragis; weiter südlich schließt sich hieran das gegen 80 000 ha große, bedeutende Kulturland Usungwe. In Malangali und Madibira hat die katholische Benediktus-Missionsgenossenschaft Stationen angelegt; auch die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden hat sich im Lande niedergelassen.

In unzugänglichen Tälern des Osthanges der Hochebene zwischen zerklüfteten Bergen lebt der versprengte Stamm der Wangwila, dessen Zugehörigkeit noch unbekannt ist.

Gegen Westen geht das Hochland von Uhehe allmählich in Ubena über, welches ganz ähnlichen Charakter zeigt. Im allgemeinen ist es noch fruchtbarer als Uhehe, und es wird viel Getreide gebaut. Die Bewohner sind mit den Warori verwandt, nähern sich also der Wanyamwesigruppe. Nur die südlichen Wabena, Nyakanyaka genannt, haben sich von der Herrschaft der Wahehe freihalten können. Der Hauptort von Nordubena ist Uhenge.

## 18. Das Ruvumagebiet

Unter diesem Namen fassen wir die Landschaften zwischen dem Rufiyi und dem Ruvuma von der Küste bis zum Nyassa zusammen, ein Gebiet von rund 192000 qkm. Dabei unterscheiden wir das Küstengebiet (bis zum 37. Grad östlicher Länge) mit vorwiegend suahiliartiger Bevölkerung, wie Wangindo, Wamuëra, Makonde, Makua u. a. von dem innern Hochplateau, auf dem die sulaartigen Magwangwara, Wangoni und verwandte Stämme sich niedergelassen haben. Von der Küste abgesehen sind diese Landschaften im allgemeinen noch wenig erforscht.

Im Jahre 1859 drang Albert Roscher von Kilwa zum Nyassa vor. Von der Decken, der im Jahre 1860 folgte, mußte schon in Mesule umkehren. 1894 erreichte Leutnant Ch. St. Smith von Kilwa aus den Ruvuma. Die Missionare W. G. Porter, W. P. Johnson besuchten in den Jahren 1882–1884 das Land der Wangoni. Die Route Nyassasee-Kilwa wurde im Jahre 1894 von Hauptmann Ramsay aufgenommen. Einen südlicheren Weg wählte der Geologe G. Lieder (v. Danckelmans Mitteil. 1894 und 1897). Die Küstengebiete im Hinterlande von Lindi und Mikindani besuchte Leutnant Engelhardt (v. Danckelmans Mitteil. 1897) und Bezirksamtmann Berg (ebenda 1897 und Deutsches Kolonialblatt 1897). Das Gebiet am unteren Ruvuma wurde 1895 von Dr. Stuhlmann erforscht (v. Danckelmans Mitteil. 1897). Über die Geschichte der Wangoni berichtete Kompanieführer Prince (ebenda 1894).

Livingstone war der erste, der in den Jahren 1861 und 1862 den Ruvuma befuhr. Auf der zweiten Fahrt entdeckte sein Begleiter Dr Kirk Kohlen am Flusse. Die Missionare der im Jahre 1876 begründeten englischen Station Massasi (Steere, Maples, Johnson, Last) führten viele Reisen am Ruvuma aus und bereicherten dadurch erheblich unsere Kenntnis des Landes. Die Kohlenfelder wurden 1881 von Jos. Thomson und 1884 von G. Angelon untersucht. In neuerer Zeit hat Leutnant v. Behr (v. Danckelmans Mitteil. 1892/93 und Deutsche Kolonialzeitung 1892) größere Reisen im Gebiete des Ruvuma ausgeführt.

Zwischen der Rufiyimündung und der südlich davon gelegenen Mohorobucht ist die Küste stark zerrissen. Das ganze Gebiet ist von Creeks durchsetzt und nach den großen Regenzeiten oft gänzlich überschwemmt. Es bildet ein reiches Alluvium von schier unerschöpflicher Triebkraft. Südlich davon ist die Küste bis etwa 13 km nördlich der Mandandumündung von Mangroven ein-

Digitized by Google

gefaßt; von dort an tritt ein ſandiger weißer Strand an das Meer hinan. Südlich von der Mohorobucht liegt das große Dorf Sſamanga (etwa 1000 Einwohner). Der Mandandu iſt von der See durch eine flache Barre abgetrennt und dahinter etwa 16 km weit für Dampfpinaſſen ſchiffbar. Bis an ſeine Südufer reichen die Felder von Kilwa-Kiwindje.

Hinter dem Küſtenſtreifen von der Rufiyimündung bis zur Mandandumündung erhebt ſich, 10–15 km von der Küſte entfernt, das nach dem Innern erheblich anſteigende **Sſamangaplateau**, ein dichtes Waldland mit den Matumbi- oder Mandandubergen im Weſten. Es mag etwa 1000 qkm umfaſſen, iſt fruchtbar, verhältnismäßig geſund und in ſeinem Südweſtteil gut angebaut. Die Bewohner (Wamatumbi) ſind eine Miſchraſſe, unter denen auch viel Wangindo wohnen.

Die Wangindo, den Waſaramo verwandt, ſind von den ſuluartigen Völkern faſt aufgerieben, ſitzen heute zwiſchen den Matumbibergen und dem Mittellauf des Ulanga im Norden bis über den 10. Grad ſüdlicher Breite hinaus in einer trockenen Steppe von 200–300 m Höhe von vorwiegendem Lateritboden, die von einzelnen Gebirgs- und Hügelzügen unterbrochen wird (Kitſhiberge oder Bilima Mombuttu im Süden des Rufiyi, Tetehügel u. a.).

Korogwe mit einem Teil des Panganifluſſes.

Kilwa-Kiwindje iſt die Mündung aller Karawanenwege, die aus dieſem Gebiete an die Küſte führen und hat daher eine große handelspolitiſche Bedeutung. Während das etwas ſüdlicher gelegene Kilwa-Kiſſiwani einen ausgezeichneten natürlichen Hafen beſitzt, hat Kilwa-Kiwindje nur eine ſchlechte Reede. Dicht an dem vollkommen flachen Strande, inmitten eines Waldes von Kokosnußpalmen, ein Gewirr von Steinhäuſern und Hütten, liegt die Stadt Kilwa-Kiwindje da. Erſt etwa ½ bis ¾ Stunde ſüdweſtlich von Kilwa ſteigt das Land in vereinzelten Hügeln und ſchließlich in der zuſammenhängenden Hügelkette des Sſingino (167 m) an. Den Mittelpunkt des Ortes bildet die von dem verſtorbenen v. **Zelewski** nach großem Plane angelegte kaiſerliche Station. Das Trinkwaſſer der in der Stadt befindlichen Brunnen iſt ſchlecht. Die vom Sſingino herablaufenden Quellen ſind indes gefaßt und in ein Sammelbaſſin geleitet, aus welchem die Stadt mit Waſſer verſorgt wird. Die Einwohnerzahl von Kilwa-Kiwindje wird auf 8000–10000 Köpfe geſchätzt, unter denen das indiſche Element beſonders hervortritt.

Südlich von Kilwa-Kiwindje bildet die Küste durch vorspringende Landzungen zwei bedeutende Buchten, in deren nördliche sich der Mavudji ergießt. Auf einer Insel in der nördlichen dieser Buchten, dem Beaverhafen, lag die alte arabische Stadt Kilwa-Kissiwani, von der heute nur spärliche Ruinen erhalten sind. Jetzt haftet der Name an einem kleinen Suahilidorf mit 400 bis 500 Eingeborenen. Am Nordostufer der Insel erhebt sich unmittelbar am Meeresstrande ein mächtiges arabisches Fort mit Ecktürmen und krenelierten Mauern.

Das gegenüberliegende Festland ist sumpfig, steigt landeinwärts langsam an und ist mit Anpflanzungen reich bestanden. Am Mavudji wohnt eine aus Wamuera und Makua gemischte Bevölkerung. Das weitere Hinterland dieser Küste, früher von Wangindo besiedelt, ist durch die Einfälle der Mwagangwara verödet.

Als ein sehr ödes, menschenleeres Gebiet wird das Hinterland der Küstenstrecke von Kilwa-Kiwindje bis Lindi beschrieben. Überall dieselbe trostlose Ebene, über welcher die heiße Sonne brütet, mit wenigem Busch und hartem Gras oder verkommenem Baumwuchs bestanden. Hügel und Felsblöcke bringen auch hier ein wenig Abwechselung in die Landschaft. Die Flußläufe sind fast durchweg wasserleer. Das feuchte Naß muß aus Löchern oder durch Nachgraben in den Flußbetten gewonnen werden. Besser werden die Verhältnisse, je weiter das Land nach Westen zu ansteigt. Die Waldlandschaft Donde ist infolge ihres feuchteren Charakters besser besiedelt. Die zerstreuten Gehöfte der hier verbliebenen Wangindoniederlassungen sind inmitten dichter Waldparzellen angelegt. Doch sind diese Wangindosiedlungen in Abhängigkeit von den Wangoni.

Westlich von Donde folgen einige kleinere Landschaften Nendoe, Lioto, Mandandu, die gleichfalls oasenartig im Walde gelegen sind. Die letzten Wangindooansiedlungen finden sich im Stromgebiet des Luvegu. Der obere Luvegu, welcher aus den Matogorobergen dicht an der Quelle des Ruvuma entspringt und in weitem Bogen gegen Norden zum Ulanga fließt, ist die ungefähre Grenze zwischen den Wangindo und den Sulustämmen des Westens.

Im südlichen Teile der Landschaft Donde liegt der Militärposten Donde-Barikiwa, auf einem Höhenzuge, der sich von Ost nach West nördlich des Barikiwaflusses hinzieht. Fast die ganze wellenförmige Umgebung ist mit dichtem Wald bedeckt, in welchem guter Gummi in großen Mengen gefunden wird. Auch die südlich davon zwischen Massassi und Sjongea gelegenen Gebiete des Hinterlandes sind armselig und trostlos, so daß (nach Lieder) jede größere Karawane, die von Massassi aus ins Innere geht, sich für 14 bis 16 Tage verproviantieren muß. Nur der eigentliche Küstenstreifen hat zur Zeit eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung.

Am Südrande einer geräumigen in das Land einschneidenden Bucht, die einen guten Ankergrund bietet, liegt das Dorf Kissiwere, wo ein kleiner Süßwasserstrom mündet und einige Straßen aus dem Innern auslaufen. Der Ort hat etwa 600 Einwohner. Südlich von Kissiwere liegt die Mjungubucht (Djiwe-la-Mjungu), in welche der Mbemkurru (oder Umbekuru) sich ergießt. Auch die Mtschingabai im Norden von Lindi bildet einen Hafen und ist Ausfuhrplatz für Karawanen. Die Stadt liegt äußerst malerisch inmitten von Kokosnußpflanzungen und gewährt ein sehr liebliches Bild vom Hafen her. Der größte Hafen im Süden ist jedoch die Bucht von Lindi. Von einem Kranz bewaldeter Hügel eingerahmt, deren dunkles Grün vom tief-

Digitized by Google

blauen Spiegel des Waſſers ſich märchenhaft abhebt, gewährt ſie mit ihren oft ſchroff hervorragenden Felskuppen und ſchön geſchwungenen Kaps und Vorſprüngen einen unbeſchreiblich lieblichen Eindruck. Der Hafen ſelbſt iſt nicht ſo gut, wie der von Kilwa-Kiſſiwani, doch können dort die größten Schiffe bei jedem Waſſerſtande ein- und auslaufen. Die Bedeutung Lindis liegt in der Tatſache, daß es der Ausgangspunkt eines beträchtlichen Handels aus dem Innern iſt. In die äußerſte Südweſtecke der Bucht ergießt ſich der Lukuledi, der etwa zwei deutſche Meilen ſtromaufwärts ſchiffbar iſt. An ſeinem linken Ufer, wohl eine Marſchſtunde vom offenen Meere entfernt, liegt inmitten eines Palmen- und Orangenhaines am nördlichen Ufer des Lukuledi die Stadt Lindi. Der Ort hat etwa 4500 Einwohner, aber gar keine eigentlichen Steinhäuſer, da die hier anſäſſigen Araber meiſt landeinwärts auf ihren Schamben (Pflanzungen) wohnen.

Das Hinterland der Küſtenſtrecke zwiſchen Kilwa und Lindi wird von den Wamuera bewohnt, einem ſuahiliartigen Stamm, wie die Wangindo. Doch ſind die Wamuera, von den Maſiti-Sulu hart bedrängt, zum großen Teil von der Küſtenbevölkerung aufgeſogen worden.

Mikindani vom Hafen aus.

Südlich vom Lukuledi liegen Sſudi und Mikindani. Sſudi, an der Mwaniabucht gelegen, iſt erſt vor etwa 25 Jahren von Arabern begründet worden, zählt aber heute bereits 2000 Einwohner, welche zum größten Teil aus freien Negern und Miſchlingen beſtehen und faſt ausſchließlich von Ackerbau und den Erträgen ihrer großen Obſtpflanzungen leben. Die Bucht von Mikindani ſchneidet etwa $4\frac{3}{4}$ Meilen tief ins Land ein. An beiden Seiten iſt ſie flach und mit Baumwuchs beſtanden. In ihrem Hintergrund aber wird ſie von Hügeln überragt, welche bis zu 120 m anſteigen. Sie bildet zwei vorzügliche Häfen. Um die Bucht herum liegt eine Reihe von Ortſchaften, deren bedeutendſte die Stadt Mikindani ſelbſt iſt. Sie hat eine Bevölkerung von 2000—3000 Einwohnern, welche ſich aus Arabern, Hindu, Banianen, Makonde, Wamuera und Sklaven der einheimiſchen Schambenbeſitzer zuſammenſetzen. Auch die ſüdlich von Mikindani gelegene Mnaſibucht bietet einen geſchützten Ankergrund von 7—16 Fuß Tiefe. Gegen die See wird ſie durch eine Kette kleinerer Inſeln abgeſchloſſen, deren größte Mongo heißt. Im Mündungsgebiet des Ruvuma iſt ſchließlich die Stadt Kionga zu erwähnen, die an der gleichnamigen Bucht zwei Seemeilen landeinwärts gelegen

ist und auf etwa 1000 Hütten und 4000 Einwohner geschätzt wird. Der Platz verliert indes ständig an Bedeutung. Mit dem Kap Delgado schließt die deutsche Küste im Süden ab.

Im Norden des Ruvumaunterlaufes erhebt sich das Makondehochland, das von Osten gegen Westen ganz gleichmäßig ansteigt und aus einer Höhe von 2570 Fuß steil in das Ruvumatal abfällt. Im Norden löst es sich in einzelne niedere Bergketten auf. Sein ganzer Umfang beträgt etwa 8400 qkm. Nach Thomson besteht es aus einer Kappe von rotem und grauem Sandstein, welche in einer Dicke von etwa 1000 Fuß über metamorphisches Gestein gelagert ist. Im allgemeinen leidet das Plateau an Trockenheit und ist nur an den Rändern, wo die Niederschläge erheblicher sind, stärker besiedelt. Das ganze Gebiet ist mit einem niedrigen, dicht verschlungenen Buschgestrüpp bewachsen, während große Bäume im wesentlichen fehlen. Doch ist dieser Buschwald reich an Kautschuk und Gummi vorzüglicher Qualität. An seinem Süd- und Ostrand wird das Hochland von den Makonde bewohnt. Den westlichen Teil des Plateaus haben die von Süden her eingewanderten Wayao eingenommen, die in Sitten, Tracht und Bewaffnung den Typus der Sulurasse rein bewahrt haben. Ihre Zahl wird auf etwa 1000 geschätzt. Von den Magwangwara bedrängt, sind sie von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen. Ein dritter Volksstamm, der im Hinterlande der südlichen Küste lebt, sind die Makua, zu den suahiliartigen Bantu gehörig und in verschiedenen geschlossenen Komplexen unter den Wamuera, den Makonde und den Wayao angesiedelt. Sie sind geschickte Eisenarbeiter und Töpfer. Die bedeutendsten Ansiedlungen in diesem Gebiet sind Nyangau, Lukuledi, Massassi und Newala. Nyangau liegt am gleichnamigen Bache etwa 600—700 m oberhalb seiner Mündung in den Lukuledifluß und hat 2000—2500 Einwohner. Das Land, in dem die Station gelegen ist, ist sehr hügelig, der Boden fruchtbar, das Klima heiß und infolge der ausgedehnten Sümpfe feucht. Hier wie in Nyangau befinden sich Missionsstationen. Die Zahl der Eingeborenenbevölkerung, den Lukuledi entlang, 7 Stunden abwärts, beläuft sich auf 1000 Köpfe, die hauptsächlich dem Makuastamm angehören. Newala und Massassi gehören zu den Stationen der englischen Universitätenmission.

Das innere Hochplateau ist, wie früher bereits erwähnt, das Herrschaftsgebiet suluartiger Stämme, welche sich hier Wangoni nennen und mehrere selbständige Staaten begründet haben. Südlich von der Landschaft Upogoro, durch die Upallaberge von dieser getrennt, sitzt der Sulustamm der Walihuhu, eine wilde Rasse, bis an die Küste und an den Kingani hin gefürchtet. Durch einen von der Landschaft Luri am Ulanga zum rechten Ufer des unteren Ruhudje in westsüdwestlicher Richtung unter wechselndem Namen sich erstreckenden Höhenzug wird das Reich der Walihuhu von dem des Wabenahäuptlings Kiwanga getrennt. In einer Ausdehnung von 120 km zieht sich Kiwangas Reich am rechten Ufer des Ulanga und seines südlichen Quellflusses, des Ruhudje, hin. Das Land ist gut bewässert und streckenweise dicht bevölkert. Der Aufstieg auf das Hochplateau trägt den Namen Lupembe, wo der Nyera seine Quellen hat. Am Plateauabfall gegen Osten liegt das fast ganz mit Urwald bestandene Gebirgsland von Matumbi, dem in der Ebene die Mbarikakette in nordsüdlicher Richtung vorgelagert ist. Matumbi bildet die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ozean und dem Nyassa. Der Süden

Digitized by Google

dieſes Gebietes gehört bereits dem Reiche des Tſhabruma und damit dem eigentlichen Wangoniland an. Von den Wangindo werden die Wangoni mit dem Namen Wamatſhonde bezeichnet, während die Araber der Küſte ſie Magwangwara nennen. Das Wangoniland zerfällt in das nördliche Reich des Tſhabruma und das ſüdlich davon gelegene Reich des verſtorbenen Mharuli. Tſhabrumas Reich umfaßt etwa 3000 qkm und ſeine Bevölkerung wird auf 60000 Menſchen geſchätzt. Das Land iſt ein leicht gewelltes Hochplateau, welches ſich im Durchſchnitt etwa 1200 m über den Meeresſpiegel erhebt. Der Boden iſt wechſelnd von ſchwerem Lehmboden bis zu leichteren Miſchungen. Überall gedeihen die landesüblichen Feldfrüchte in vorzüglicher Weiſe. Namentlich wird die Kultur von Erdnüſſen ſehr ſtark betrieben, welche ein Hauptnahrungsmittel der dortigen Bevölkerung ſind. Ebenſo wie die Maſiti am Ulanga ſind die dortigen Einwohner vorzügliche Ackerbauer. Ihre Dörfer liegen vollkommen offen und über die Äcker zerſtreut ohne jede Befeſtigung. Das Wohnhaus iſt eine Hütte mit ſehr tief herabhängendem Dach und ohne Veranda. Bewaffnung und Gerätſchaften ſind echt ſuluartig. Von Mharulis Land wird Tſhabrumas Reich durch eine Strecke unbewohnten Gebietes getrennt. Die Bevölkerungszahl in Mharulis Land ſchätzt v. Schele auf 50000—60000 Köpfe, von denen nur der kleinere Teil der herrſchenden Zuluraſſe angehört, die erſt im Jahre 1866 hier eingebrochen ſein ſoll. Die eingeſeſſenen Stämme wurden zum Teil vernichtet, zum Teil nur unterworfen und gezwungen, das Land für die Herren zu bebauen. Dazu wurden immer neue Sklavenmaſſen aus dem weiten Plünderungsgebiet im Oſten und Weſten hinzugeſchleppt. So leben hier Wangindo, Wanindi, Wamuera, Waruanda, Wayao u. a. in getrennten Anſiedlungen unter der Herrſchaft der Wangoni.

Dampfer auf dem Ruhui.

Die öſtlichen Randberge des Nyaſſa ſind ſchwach bevölkert. Südlich des Wiedhafens wohnen verſprengte Reſte der Wangindo und Wanindi, die ihre Hütten in unzulänglichen Klüften oder an unwegſamen Hügeln haben. Dann folgt eine völlig unbewohnte Gebirgswildnis im ſüdlichen Teile der Livingſtoneberge, wo nur die ſpärlichen Vertreter der Tierwelt hauſen. Im

Digitized by Google

nördlichen Teile des Livingstonegebirges dagegen wohnen die Bakinga (Merensky), wahrscheinlich eine Mischrasse, entstanden aus allen möglichen flüchtigen Elementen der Umgegend. Ein gemeinsamer Typus fehlt. Körperbeschaffenheit, Kopfputz und Gesichtsausdruck sind äußerst verschieden. Ihre kegelförmigen spitzen Hütten sind niedrig und oft halbverfallen. Politisch ist ein Teil der Bakinga, deren Gebiet am See sich 2—3 Tage nach Osten erstreckt, in Abhängigkeit von Mereres Macht. Ein anderer Teil gegen Westen zu untersteht den benachbarten Bakonde. Der südliche Teil ist von den Wangoni unterjocht. Ihre Nahrung gewinnen sie durch ein wenig Ackerbau, der ihnen Mais, Mtama, Bohnen und Erbsen liefert, und etwas Viehzucht. Daneben sind sie sehr gewandte Eisenarbeiter.

Die Sprache der Wamuera hat Professor Dr. v. Sowa in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen, Band 3, behandelt. Eine Grammatik des Kinao (Sprache der Wangao) nebst Wörterbuch hat Hetherwick (Handbook of the Yao language. London 1889) herausgegeben, während Maples die Makuasprache bearbeitet hat. Auch die Sprache der Wangoni ist von den Missionaren bereits studiert und einiges darüber veröffentlicht worden.

## 19. Das Massaigebiet

Das Massaigebiet, teils von Bantustämmen (Warangi, Wambugwe, Wanyaturu, Wanyairamba), teils von sogenannten Nilotohamiten, Massai und deren Verwandten, teils von reinen Hamiten (Wasiomi, Waraku) bewohnt, umfaßt den nördlichen Teil der abflußlosen Gebiete Deutsch-Ostafrikas, d. h. die gesamten zwischen dem Pare- und dem Ungugebirge im Osten und der Wasserscheide gegen die Zuflüsse des Viktoriasees im Westen gelegenen Landschaften.

Durch den ostafrikanischen Graben (vergl. S. 345) wird das Massaigebiet in einen östlichen Teil, die sogenannte Massaisteppe und in eine westliche Hälfte, die wir im folgenden Westmassai nennen werden, geteilt.

In den Jahren 1882—1883 hat Dr. G. A. Fischer diese Gebiete durchstreift und in seinem Werke „Das Massailand", Hamburg 1885, beschrieben. Er entdeckte den Natron- und den Naiwaschasee. Im Jahre 1883 folgte ihm der Engländer Jos. Thomson, der den Baringosee entdeckte, und dessen Reisewerk (Through Massailand, London), gleichfalls im Jahre 1885 erschien. Später (1885) hat Fischer nochmals Massailand durchkreuzt, als er seine Expedition zur Auffindung Dr. Junkers unternahm (Petermanns Mitteil. 1886, S. 363). Auch Dr. Fr. Stuhlmann hat den südlichen Teil Massailands auf seiner Rückreise vom Viktoriasee nach der Küste durchzogen (Kapitel 31 und 33 seines Werkes „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika"). Hauptsächlich aber sind diese Gebiete durch die Forschungen von Dr Oskar Baumann bekannt geworden (Durch Massailand zur Nilquelle, Berlin 1894), dem auch die Entdeckung des Engassisees zu danken ist. Im Jahre 1893 und später in den Jahren 1896—1897 hat C. Waldemar Werther das Land bereist und den Hohenlohesee entdeckt. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind niedergelegt in den beiden Werken „Zum Viktoria-Nyansa", Berlin 1894, und „Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika", Berlin 1898. Auch sonst finden sich viele Angaben über das Massailand zerstreut in den Reiseberichten des Grafen Goetzen, des Zoologen O. Neumann, des Dr. Max Schoeller und mancher Offiziere der Schutztruppe wie Fonck Maercker, Glanning u. s. w.

### a) Der ostafrikanische Graben

Im Norden des ostafrikanischen Grabens liegt, wie bereits früher erwähnt, der Natronsee (Guassonyiro), östlich davon der Vulkan Geleï und im Süden der Doenye Ngai. Zwischen den beiden Salzseen Laua ya Mueri (Manyarasee) und dem Laua ya Sereri liegt die Landschaft Umbugwe. Umbugwe ist ehemaliger Seeboden, völlig glatt und salzhaltig, eine baumlose Salzsteppe. Die Wambugwe, den jüngeren Bantu zugehörig, sind aus Irangi eingewandert. Sie stellen eine Mischung aus Hamiten und Bantu dar. Ihre Sprache ist rein Bantu, aber noch nicht näher erforscht. Auf der

Digitized by Google

Steppe haben sie ihre Temben und Viehweiden, während sie ihre Felder auf dem ehemaligen Seeufer im Süden und Osten angelegt haben. Südlich vom Lana ya Mueri erheben sich im Osten des Grabens die Usiomiberge. Die Wasiomi sind reine Hamiten mit hamitischer Sprache, die indessen noch nicht näher erforscht ist. Im 13. Kapitel sind sie ausführlicher beschrieben. Westlich von Usiomi liegt die Landschaft Maugati mit dem Guruivulkan. Zwischen demselben und dem Westabfall des Grabens ist der kleine Salzsee Balangda eingebettet, dem die Eingeborenen ihr Kochsalz entnehmen. Die Bewohner (Wataturu oder Tatoga) sind echte Hamiten, treiben mit Vorliebe Viehzucht, bauen aber daneben Sorghum und Mais. Ihre Gesamtzahl wird einschließlich der Sprengteile am Viktoriasee und in Unyamwesi auf höchstens 5000 Köpfe geschätzt. Südlich vom Gurui erweitert sich der ostafrikanische Graben, indem der Westrand nach Westen hin ausbiegt. Den Ostrand bildet das Hochplateau von Uassi, sowie südlich davon die Gebirgsländer von Irangi und Ussandaui. Irangi ist nach Stuhlmann eine 1400 m hoch ansteigende Gneisgebirgskette, welcher 150–200 m hohe Hügel aufgesetzt sind. Die Zuflüsse des Bubu versorgen das Land mit Wasser.

Die Warangi (besser Wanyairangi) sind, wie bereits erwähnt, Bantu mit einer Beimischung von Hamitenblut. Sie bilden wie die Wambugwe Familienrepubliken ohne einen eigentlichen einheitlichen Häuptling. Ihre Temben liegen zwischen den Feldern zerstreut, auf denen hauptsächlich Sorghum und Penicillaria angebaut werden. In Irangi ist schon vor längerer Zeit eine Handelsniederlassung in Mondoa begründet worden (nicht zu verwechseln mit Mondoa in Usagara). Gegen Südosten ist dem Gebirgslande von Irangi die kleine Landschaft Burungi vorgelagert, deren Bevölkerung wie die von Uassi mit den Wasiomi verwandt ist. Zwischen Iramba und Ugogo liegt das Granitplateau von Ussandaui, das bereits in das Granitgebiet von Unyamwesi hineinreicht. Unter den aufgesetzten höheren Kuppen ist der Tuyui im Norden der höchste. Die Wassandaui, auf etwa 4000 Köpfe geschätzt, scheinen ein Rest der Urbevölkerung von Afrika und mit dem Jägervolk der Wanege in Westmassai verwandt zu sein. Ihre Sprache enthält die eigentümlichen Schnalzlaute, welche für die Sprache der Hottentotten, allerdings auch für die der Sulu charakteristisch sind. Sie sind Ackerbauer, bauen Sorghum und Eleusine, besitzen daneben aber auch Kleinvieh. Inmitten der Wassandaui liegt eine Wanyamwesikolonie, deren Oberhaupt eine hervorragende Stellung in ganz Ussandaui einnimmt (Kwa-Mtoro).

Die Sprache der Warangi ist nach dem von E. W. Werther gelieferten Material bearbeitet worden von A. Seidel im Anhange zu dem obenerwähnten Wertherschen Reisewerke. A. Seidel hat auch die Sprache der Wahumu behandelt (Zeitschrift f. afr. Spr. V, S. 165). Die Sprachen der übrigen erwähnten Volkerschaften sind bis auf wenige Wortersammlungen noch völlig unbekannt.

### b) Die Massaisteppe

Zwischen dem Ostrande des großen afrikanischen Grabens und den Gebirgsländern von Pare und Usambara dehnt sich bis hinab zu den Kulturländern von Ungum, Usagara und Ugogo im Süden die Massaisteppe aus. Die Massai, die Bewohner dieser Gebiete, sind bereits in Kapitel 13 ausführlich geschildert worden. Das ganze Land ist eine wellige Hochebene, aus der vereinzelte Berge hervorragen. Da es in einer Höhe von 1100–1500 m gelegen ist, ist es nirgends übermäßig heiß, ja des Nachts oft bitterlich kalt. Der Boden ist meist fruchtbar, aber die Bewässerung spärlich. Auch fließen-

Digitized by Google

des Wasser findet sich nirgends und die Vegetation ist diesem Charakter angemessen. In einzelnen Strecken, besonders gegen Süden, geht die Steppe in eine fast wüstenartige Wildnis über, während sie im Westen und Nordwesten sich zum Werte eines üppigen Gras- und Weidelandes erhebt. Das ganze Land ist mit einzelnen hervorragenden Fels- und Hügelgruppen wie übersät. Der Wildreichtum dieser Gegend ist streckenweise sehr beträchtlich.

### c) Westmassai

Auch Westmassai ist ein Hochplateau, das im Norden bis zu 2000 m ansteigt, im Süden sich bis auf 1500 m abdacht und mit Busch- und Grassteppen bedeckt ist. Durch den Hohenlohegraben mit dem Hohenlohesee und dem Wembereegraben mit dem Eyassisee wird das Plateau in südwest-nordöstlicher Richtung zerrissen. Der nördliche Teil wird von nomadisierenden Massai bewohnt. Westlich vom Manyarasee in der Landschaft Iraku wohnen Verwandte der Wasiomi. Das Plateau Iraku ist ein durch Wasserreichtum und Kühle des Klimas ausgezeichnetes, fruchtbares Ackerland, auf dem Sorghum, Mais, Eleusine und Kürbisse, jedoch weder Bananen noch Hülsenfrüchte gebaut werden. Hier ist das Quellgebiet des Kwou, dessen Zuflüsse in tief eingeschnittenen Tälern das Land durchziehen. Die Eingeborenen sind Verwandte der hamitischen Wasiomi und haben ihre hamitische Sprache bewahrt. Von Hause aus nomadisierende Viehzüchter, sind sie von den Massai zum Betriebe des Ackerbaues und zur Seßhaftigkeit gezwungen worden. Ihre Wohnungen haben den für die Hamiten charakteristischen Tembencharakter. Westlich vom Eyassisee wohnen die Wahi und zwischen Eyassi- und Hohenlohesee die ihnen verwandten Wanege (von den Wanyamwesi Watindiga genannt). Sie sind Jägervölker, deren Herkunft dunkel ist. Die Sprache der Wanege soll nach Baumann an Schnalzlauten reich und dem Kissandaui verwandt sein. Sie tragen kurze Haare und Armbänder aus Kauri, leben von der Jagd, die sie mit kräftigen Bogen und vergifteten Pfeilen betreiben. In Grashütten und Höhlungen der Baobabs hausend, sind sie so scheu, daß man sie selten zu Gesicht bekommt. Sie nähren sich nur von Wildfleisch und Honig.

Der südliche Teil von Westmassai ist von ackerbautreibenden Bantustämmen besiedelt. Hier liegen die dicht bevölkerten Landschaften Issansu, Iramba, Turu (Unyaturu) und Ussure. In Issansu bildet der Granit ein wild zerklüftetes Hügelland, welches von Wataturu bewohnt wird. Die Hügel erheben sich etwa 400 m über der Simbitisteppe und haben in ihrem oberen Teil vielfach eine kegelförmige Gestalt. Die Bewohner von Iramba, wo Sorghum, Bohnen, Bataten und Erdnüsse gebaut werden, sind den Wagogo und Warangi verwandt. Südlich schließt sich an Iramba die flache, leicht wellige Hochebene von Kisbonga, mit Wanyaturu besiedelt und von der Landschaft Turu durch die Mulde von Kinangiri getrennt. Im Granitplateau von Turu, einer ausgedehnten, leicht gewellten, sandigen Ebene, erhebt sich der Westrand des ostafrikanischen Grabens bis zu über 1800 m Höhe. Die Wanyaturu, welche den ganzen westlichen Grabenrand zwischen Gurui bis zum Ugogo hin bewohnen, gleichen nach Baumann den Washashi im Südosten des Viktoriasees und sind augenscheinlich ziemlich reine Bantu mit nur geringer hamitischer Beimischung. Sie bauen Sorghum und Eleusine, besitzen aber daneben Rinder, Ziegen, Schafe, Esel, Hühner und Hunde und gewinnen Salz aus dem Singidasee. Ihre Temben sind elende niedrige Lehmhütten.

Digitized by Google

Uſſure, im Süden von Iramba gelegen, wird durch einen ſchmalen Steppengürtel von Turu getrennt. Es ſind zwei Anſiedlungen, die hier am Südabhange des Irambaplateaus nebeneinander liegen: Uſhori im Weſten und das eigentliche Uſſure oſtſüdöſtlich davon. Ein fünfſtündiger Marſch durch hochſtämmigen Bergwald führt von einer Anſiedlung zur anderen. Im Schmuck ihrer Felder gewährt die fruchtbare Oaſe von Uſſure einen freundlichen Anblick. Hier wird Sorghum und Mais neben Hülſenfrüchten, Bataten und Kürbiſſen gebaut, außerdem auch Viehzucht getrieben.

20. Ugogo und Unyamweſi

Da dieſe mittleren Landſchaften von der Hauptkarawanenſtraße zum Tanganyika und Viktoria-Nyanſa durchſchnitten werden, ſo ſind ſie beſonders in der Nähe dieſer von vielen Reiſenden begangenen Route ziemlich genau bekannt geworden. Von der Küſte aus geht die Straße zunächſt nach Mpapwa, wo ſie das innere Hochland erreicht, durchſchneidet Ugogo, an deſſen Grenze die Station Kilimatinde am Weſtrand des oſtafrikaniſchen Grabens zu ihrem Schutze errichtet iſt, und verläuft dann weiter durch Unyamweſi nach Tabora, von wo aus die Karawanen nach Udjidji am Tanganyikaſee und nach dem Viktoriaſee weitergehen.

Markt in Bagamoyo.

Ugogo iſt ein flachwelliges Land von etwa 900 m mittlerer Höhe, das beſonders im Oſten von einzelnen Gebirgszügen überragt iſt. Nach Weſten flacht ſich das Land allmählich ab. Auf felſigem Untergrunde, wo überall Gneis und Granit anſteht, liegt brennend rote Erde oder roter und weißer, das Auge blendender Sand, der eine üppige Flora von vornherein ausſchließt. Seltſame Felsgruppen, ungeheure Blöcke und mächtig anſtehende Platten wechſeln mit breiten, verſandeten Betten der Regenflüſſe und roten, ſtaubigen Flächen, auf denen die Windhoſe ihr Spiel treibt. Dann geht es wieder über Hunderte durch Regen tief ausgeriſſene, ſchmale Rinnen oder meilenweit

Digitized by Google

durch engverschlungenen, halbdunkeln Busch. Alles rot, kahl und öde. Keine Quelle, kein immerfließender Bach, nur grünlich schillernde, oft natronhaltige Tümpel in den Tälern und ängstlich gehütete Wasserlöcher, in denen das Regenwasser oft 8 Monate halten muß. In der Landschaft Unyangwira erreicht die Öde ihren Höhepunkt; braun dehnt sich die wüste Steppe bis an den Fuß jenes fernen, blauen Plateaurandes, der Ugogo begrenzt und jenseits dessen das gelobte Land Unyanyembe liegt, zu dem man aber erst gelangt, wenn man den großen Mgunda Mkali, die wilde Steppe, passiert hat.

Im Norden wird Ugogo von der Massaisteppe begrenzt, im Westen von einer etwa 250 m hohen Geländestufe, die den Aufstieg nach Unyamwesi bildet. Im Osten wird als Grenze gewöhnlich die Marenga makali, ein etwa 8 bis 18 Stunden breiter, unbewohnter Strich, angenommen. Da aber jenseits derselben noch viele unvermischte Wagogo sitzen, so ist als die Grenze vielmehr der große Busch (Pori) zwischen dem Mukondokwatal und dem Dorfe Tambi anzusehen. Im Süden ist die Grenze veränderlich, da die Wahehe nach Norden vordringen und viele Orte Mischbevölkerung, halb Wagogo, halb Wahehe, haben. Die Wagogo sind ein Bantustamm, mit hamitischem Blut vermischt. Die Männer sind schlank, sehr große, sehnige Figuren, von heller, angenehmer, brauner Hautfarbe. Die beiden oberen Schneidezähne werden meist spitz gefeilt. Bei den Männern besteht die Kleidung aus zwei viereckigen Stücken gegerbten Leders, eins vorn, eins hinten, auf den Schultern mit einem Stich verbunden. Sandalen, der Steine wegen getragen, Bein- und Oberarmbänder, sowie Fingerringe aus Fellstreifen oder Zebrahufen geschnitten, Armbänder aus Messing, Kupfer oder Eisen oder Halsketten aus Perlen vervollkommnen die Ausstattung. Jeder trägt etwas in den Ohren. Holzscheiben bis zu 2 Zoll Durchmesser erweitern das Ohrläppchen. Schwere Ohrringe ziehen das Ohr zu erstaunlicher Länge herab. Die Haare werden lang gezogen, mit Baststreifen verflochten, mit roter Erde eingeschmiert und zu Zöpfen geordnet. Die Weiber rasieren den Schädel oder tragen die Haare ohne Frisur. Gewöhnliche Bogen und Pfeile, Speere aller Modelle, vom riesigen Massai- bis zum kleinsten Wahehewurfspeer, Schilder wie die der Massai, aber schlecht und nicht bemalt, viele, aber verrostete Feuersteingewehre und von den Massai gekaufte Schwerter bilden die Ausrüstung. Die eigentlichen Wagogospeere mit ganz breitem, kurzem Blatt sind sehr selten geworden. Trotz der schlechten Bewaffnung sind die Leute gute Jäger. Sie wohnen in Tembe, runde oder viereckige Hütten sieht man nirgends. Die Feldarbeit, meist Aufgabe der Weiber, bietet des steinigen Bodens halber viel Schwierigkeit. Dagegen ist der Viehreichtum des Landes nicht unbedeutend.

In Sprache und Bewegung sind die Wagogo ruhig und gemessen, nicht zänkisch und lärmend wie die Wanyamwesi, aber sie sind feige, scheu, mißtrauisch und lügnerisch. Politischen Zusammenhalt haben sie nicht, jede Ortschaft hat ihren Häuptling für sich. Ihre Sprache ist eine Bantusprache und von den Missionaren bereits näher erforscht.

In Mpapwa ist bereits im Jahre 1889 von Wißmann eine militärische Station eingerichtet worden. Südöstlich davon an einer sanften Berglehne befindet sich eine Station der Church Missionary Society. Als Knotenpunkt der wichtigsten Karawanenstraßen, die aus dem Seengebiet nach der Küste führen, hat Mpapwa besondere Bedeutung.

Die ausführlichſten Nachrichten über Ugogo verdanken wir dem Leutnant Hermann (Ugogo, das Land und ſeine Bewohner, in Danckelmans Mitteil. 1892, S. 191). Aber auch Stuhlmann (in ſeinem Reiſewerk) und Reichard (Deutſch-Oſtafrika, Leipzig 1892) haben wertvolle Nachrichten geſammelt. Die Sprache iſt von Steere, Clark, Laſt u. a. erforſcht worden.

Weite Ebenen, überragt von iſolierten, blockbeſäten Granitbergen, ſind auch für Unyamweſi charakteriſtiſch. Das Land iſt ſehr einförmig. Im öſtlichen Teil ähnelt die Vegetation noch derjenigen von Ugogo, nach Weſten hin wird ſie unter dem Einfluſſe der zunehmenden Regenmengen etwas friſcher und üppiger. Das ausgedehnte Gebiet von Unyamweſi zerfällt in zahlreiche einzelne mehr oder weniger ſelbſtändige Ländereien, deren nahe verwandte Bevölkerung unter dem gemeinſamen Namen der Wanyamweſi zuſammengefaßt wird. Eine eingehende Schilderung dieſes wichtigen Volkſtammes haben wir bereits im 12. Kapitel gegeben.

Das eigentliche Unyamweſi im engeren Sinne wird im Norden von Uſſukuma und Uſindja, im Nordweſten durch den Mlagaraſſi und im Südweſten durch Ugalla und Ukonongo begrenzt. Seine Grenze im Süden bilden die Nyaſſalandſchaften, während im Oſten Maſſailand, Ugogo und Uhehe den Abſchluß bilden. Wenn wir der Karawanenſtraße nach Tabora folgen, ſo gelangen wir zunächſt in die Landſchaft Uyanſi. Sie iſt ein Teil der von den Karawanen gefürchteten Mgunda Mkali (wilden Steppe), welche das eigentliche Unyamweſi von Ugogo trennt. 60% des Grund und Bodens iſt hier mit eigentlichem Steppenwald beſtanden, während in den Reſt ſich Buſch und Gras teilen. An Uyanſi ſchließen ſich von Oſt nach Weſt die Gebiete von Tura, Ruguga und Mkigwa. Hiernach treten wir in das Sultanat Unyanyembe mit der Hauptſtadt Tabora ein. Seit dem Fall des aufſäſſigen Sultans Sikke im Jahre 1892 beherrſcht die Sultanin Bibi-Nyaſſo unter deutſcher Oberhoheit das Land. Tabora, bereits im Jahre 1820 begründet, iſt lange Zeit hindurch der eigentliche Handelsmittelpunkt von ganz Oſt- und Zentralafrika geweſen und iſt auch heute der Stützpunkt der deutſchen Macht in Unyamweſi. Der Ort liegt ungefähr an dem tiefſten Punkte einer leicht welligen Talmulde, die von nur 50 bis 80 m hohen, aus Granitblöcken beſtehenden Höhenzügen eingerahmt iſt. Tabora beſteht aus einer Reihe zerſtreut liegender Gehöfte, in deren Mittelpunkt der eigentliche Markt liegt. Nur die Araber und einige Inder haben ſolche Temben. In einer der größten befindet ſich die kaiſerliche Station. Im übrigen wohnen die Angehörigen der ſchwarzen Raſſe in runden Hütten mit Strohdächern. Alles in allem mag die Stadt 25000–30000 Einwohner zählen. In geſundheitlicher Beziehung iſt Tabora nicht günſtig gelegen, weshalb etwa 20 Minuten von der Hauptſtadt auf einem höher gelegenen Hügel ein Platz für die Erbauung einer neuen Stadt auserſehen wurde. Dortſelbſt wird bereits eine umfangreiche Feſtung angelegt. Die ganze Ausdehnung der Ortſchaft beläuft ſich auf etwa 2 Stunden.

Der Boden der Umgebung iſt ſehr fruchtbar; alle Feld- und Gartenfrüchte werden in großer Menge gezogen. Auch der Viehſtand iſt nicht unbedeutend. Von Tabora aus gehen 6–8 m breite, fahrbare Straßen nach allen Richtungen. Zwei nach Mwanſa, eine nach Kilimatinde, eine nach Udjidji, eine nach Urambo, eine nach Ugunda.

Von Unyanyembe führt die Karawanenſtraße weiter nach Urambo. Hier wechſelt Miombowald mit Ackerfeldern ab, und die Eingeborenen wohnen in großen, wohlbefeſtigten Dörfern. In Kilimani-Urambo befindet ſich eine

Niederlassung der englischen Kirchenmission. Ein schwach bewohntes Waldgebiet trennt Urambo gegen Südosten von Ussagali.

Den Südosten des Unyamwesigebietes nimmt die Landschaft Ussango oder Urori ein, ein weites Flachland, welches von den Bergländern des westlichen Grabenlandes seine reiche Bewässerung empfängt. Das Land ist gut bewässert und stellt eines der fruchtbarsten Gebiete Deutsch-Ostafrikas dar. Hier herrschte früher der Häuptling Merere über den Stamm der Warori, welche aber von den Wahehe fast völlig vernichtet worden sind.

In dem Knie zwischen Kissongu und Ruaha liegt die Landschaft Ussinga, welche im Osten von den Ruberubergen überragt wird. Im Südosten schließen sich die Landschaften Ukinga, Uluga, Usafa, Niamniam und Ussongo an, von denen Ukinga bereits dem eigentlichen Nyassagebiet angehört. Uluga und Usafa sind Gebirgsländer, welche bis zu einer Höhe von über 3400 m ansteigen. Nach Bumiller, der diese Gebiete bereist hat, erinnert die Flora derselben an die blumigen Halden der Schweiz. Brombeeren und Vergißmeinnicht, wilde Rosen, Gänse- und Butterblümchen, Ritterſporn und Klee riefen ähnliche Eindrücke wach. Niamniam ist reich bewaldet, senkt sich indessen bereits auf 1400 m ab. Die im Norden sich daran schließenden Landschaften Ukimbo, Igunda, Kiwere, Wamia und Unyangwira sind bisher wenig bekannt, ebensowenig die östlich von Ukonongo gelegenen kleinen Landschaften Isvangara, Ukara, Uliamboga, Vinotesanga und Kwa Baula. Im Südsüdwesten von Unyanyembe, an der Ostgrenze von Ugalla, liegt die Landschaft Ugunda, am Knie zwischen dem Wala und dem oberen Ugallafluß. Der größte Teil des Landes ist von trockenem, durch lichte Grasflächen unterbrochenem Wald bedeckt. An anderen Stellen tritt reine Savanne auf. Die Hauptstadt ist Igonda, wo Reichard und seine Gefährten im Jahre 1880/81 ihre wissenschaftliche Station anlegten.

Im Norden des Unyamwesigebietes sind zu nennen die Landschaften Mssalala, Rungua, Umanda, Unyambewa u. a., die von Miombowäldern bedeckt sind, in denen die Niederlassungen der Wanyamwesi zerstreut liegen.

Östlich von dem bereits genannten Urambo liegt die Landschaft Kirambo, welche von den Wassumbua bewohnt wird. Hieran schließt sich im Norden Ugomba, ein fruchtbares Grasland, das vom Nurhunguru, einem östlichen Zufluß des Mlagarassi, durchflossen wird.

Ugomba war früher von Wangoni bewohnt, die aber von den Deutschen gezwungen wurden, sich in den großen Busch von Rusewe zurückzuziehen. Von bedeutenderen Landschaften im Nordwesten des Unyamwesigebietes sind noch zu nennen die Getreidelandschaft von Ussambiro, deren Bewohner eine Mischung von Waha und Wasindja sein sollen, südlich davon der Wanyamwesistamm der Wasioma und die Landschaft Ushirombo (Serombo). Der Ort Ushirombo hatte schon zu Stanleys Zeiten erhebliche Bedeutung. Damals wurde die Hüttenzahl auf etwa 1000 Gebäude und die Einwohner auf 5000 Köpfe geschätzt. Heute befindet sich daselbst eine von den Weißen Vätern im Jahre 1893 angelegte Missionsstation, die zugleich der Sitz des apostolischen Vikars von Unyanyembe ist.

Obwohl die Dialekte der einzelnen Wanyamwesistämme untereinander eine nahe Verwandtschaft aufweisen, so sind sie doch immerhin verschieden genug, um für die praktischen Zwecke der Europäer eine besondere Erforschung und Bearbeitung zu erfordern. Der Unyanyembedialekt ist an

Grund der Forſchungen von Werther und A. Leue bearbeitet worden von A. Seidel im Anhange zum Wertherſchen Reiſewerk über die mittleren Hochländer des nördlichen Deutſch-Oſtafrika, ſowie von Dr. C. Velten (Grammatik des Kinyamweſi, Göttingen 1901). Die Sprache der Waſſumbua iſt von dem Miſſionar P. A. Capus bearbeitet worden (Zeitſchrift für afrikaniſche und ozeaniſche Sprachen, Band 4 S. 1 ff.). Nach ihm wird dieſe Sprache von einem Volke geſprochen, das über mehr als 20 Landſchaften zerſtreut iſt und die Ländereien zwiſchen dem eigentlichen Unyamweſi und den weiten Reichen der Baha, Barundi und Bakanga einnimmt. Auch die Waſiomi (Capus ſchreibt Baſiomi) ſprechen die Waſſumbuaſprachen. Von den übrigen Dialekten iſt bisher wenig bekannt geworden.

Elfenbeinkarawane.

21. Das Nyaſſa- und Rikwagebiet

Unter dieſer Bezeichnung umfaſſen wir die Gebiete im Norden des Nyaſſa, das ſogenannte Kondeland, ſowie das Zwiſchenſeengebiet zwiſchen dem Nyaſſa und dem Südende des Tanganyika, d. h. (nach S. 349) die Landſchaften Unyika, Inyamwanga, Mambwe, ſowie das am Südufer gelegene Gebiet von Urungu; ferner die nördlich davon gelegenen Landſtriche bis zum Rikwaſee.

Das Kondeland iſt in neuerer Zeit hauptſächlich von dem Miſſionsſuperintendenten Merensky erforſcht worden (Deutſche Arbeit am Nyaſſa, Berlin 1894); ferner haben die Dampferexpedition des Majors v. Wißmann, welche 1893 zur Anlage der Station Langenburg am See führte, und die Expedition des Gouverneurs Oberſt v. Schele uns manche Aufklärung über die deutſchen Nyaſſaländer gebracht. Eine Karte von Kondeland entwarf R. Kiepert (v. Danckelmans Mitteil. 1895) auf Grund der Aufnahmen von Ramſay, Meyer und Merensky. Bergaſſeſſor W. Bornhardt hat das Land beſonders in geologiſcher Beziehung unterſucht. Die Zwiſchenſeengebiete ſind vielfach durchquert worden. So im Jahre 1879 von Joſ. Thomſon (To the Central African Lakes and back, London 1881), von James Stewart, von Hermann v. Wißmann (Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. Frankfurt a. O. 1890), 1889 von Dr. Kerr Croß und von H. H. Johnſton, ſowie im Jahre 1893 nochmals von H. v. Wißmann und Dr. Bumiller während der Dampfererpedition. Auch die Grenzexpedition unter Führung des Hauptmanns Herrmann hat nach vielen Seiten hin Aufklärung geſchaffen.

Über das Kondeland äußert sich der frühere Gouverneur v. Schele mit besonderem Entzücken. „Das reichste Land, welches ich sowohl auf dieser Reise wie auf allen früheren kennen gelernt habe, ist die Landschaft Konde im Norden des Nyassasees. In einer ungefähren Größe von 10000 qkm erhebt sich die Landschaft in verschiedenen Terrassen vom See bis zur Paßhöhe des Livingstonegebirges (2000 m). Die Bevölkerung möchte ich annähernd auf 50000—75000 Seelen beziffern. Dieselbe wohnt in Dörfern, welche in dichten Bananenwäldern liegen. Prachtvolle, große Schattenbäume umgeben die einzelnen von Bambus und Lehm höchst sauber und niedlich hergestellten Hütten. Es ist verhältnismäßig noch ein reicher Viehstand vorhanden. Die Bevölkerung selbst ist friedfertig, harmlos und baut außer Bananen, Maniok, Mais, Mtama hauptsächlich die einheimische dunkle Bohne, welche ein Hauptnahrungsmittel ist. Hier wie auf dem Hochplateau östlich des Sees kommt auch die gewöhnliche, weiße, europäische Bohne und die europäische, weiße Erbse vielfach vor. Einheimische Gurken u. s. w. werden reichlich angebaut. In den höher gelegenen Teilen ist die Ansiedlung deutscher Ackerbauer und Viehzüchter unbedingt möglich, namentlich für letztere bietet das weite Grasland, welches sich vom Kamm des Livingstonegebirges in der Richtung auf den Rikwasee in das Quellgebiet des Ruaha erstreckt, unermeßliche, prachtvolle Flächen. Über dieses ganze Gebiet sind die sauberen und freundlichen Dörfer der Eingeborenen verstreut in das frische Grün der Bananenhaine eingebettet. Die Häuser sind meist rund und haben nach außen geneigte Wände. Sie werden nicht von außen geputzt, sondern nur von innen, nachdem die Zwischenräume der Stangen mit hübsch geformten Tonziegeln kunstgerecht ausgebaut sind." Die Bakonde sind nach Merensky ein reinliches, fleißiges, tapferes, sittsames und entwicklungsfähiges Volk, wenn er auch zugeben muß, daß es verlogen und in vielen Beziehungen unzuverlässig ist. Neben der Bananenkultur steht auch der sonstige Ackerbau im Kondeland in großer Blüte. Daneben wird Viehzucht mit Eifer getrieben. Neben den der Zebuart angehörigen kleinen Rindern werden Fettschwanzschafe und besonders in den Gebirgsgegenden viel Ziegen gehalten. Da das Gebiet der Konde stark kultiviert ist, spielt die Jagd natürlich nur eine geringe Rolle. Das Handwerk ist wenig entwickelt, doch haben sie geschickte Schmiede und Töpfer. Politisch zerfällt Kondeland in eine Reihe kleiner Sultanate ohne einen eigentlichen Oberhäuptling. Die Verfassung ist patriarchalisch. Die Bakonde haben sowohl einen Gottesbegriff wie auch die Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode.

Die Landschaft zwischen der Nordumrandung des Nyassa und dem Südrand des Rikwakessels hat Steppencharakter und trägt davon auch ihren Namen Unyika (Steppenland). Unyika ist etwa 1400—1500 m hoch, dünn bevölkert und wenig angebaut. Im allgemeinen überwiegt die Baumsteppe; an den Ufern der Flüsse, insbesondere des Sfongwe, entwickelt sich ein üppiger Baumwuchs. Die Eingeborenen treiben ein wenig Ackerbau und Viehzucht. Als echte Steppe ist Unyika wildreich; Zebra, Elche, Büffel, Wildschweine u. s. w. durchstreifen die grasige Fläche. Ähnlichen Charakter haben auch die Landschaft Inyamwanga und Mambwe, die indes noch wenig bekannt sind. Übrigens gehören die größeren Teile dieser beiden Landschaften in das englische Gebiet. Auch Urungu, welches den Tanganyika südlich umrandet, wird von der Grenze zerschnitten. Die Eingeborenen gehören zu den zentral

Digitized by Google

afrikaniſchen wawembaartigen Stämmen. **Hore** ſchildert ſie als zuverläſſig und fleißig. Alle Induſtriezweige Afrikas ſeien hier in Blüte.

22. Die Gebiete öſtlich vom Tanganyika

An das im Süden des Tanganyika gelegene Hügelland Urungu ſchließt ſich nach Norden zwiſchen Tanganyika- und Rikwaſee das Plateau von Ufipa an, deſſen Oſthälfte bereits zum Stromgebiete des Rikwaſees gehört. Es iſt ein ſanft welliges, faſt baum- und ſtrauchloſes, gut bewäſſertes und fruchtbares Land, deſſen Bewohner nach **Reichard** reine Wahuma und vor langer Zeit von Norden eingewandert ſind. Sie wohnen in großen Dörfern, umgeben von Anpflanzungen und Feldern. Das Land hat einen guten Hafen in **Kirando**. Daſelbſt haben die Weißen Väter im Jahre 1894 auch eine Miſſionsſtation errichtet. Im Norden ſchließt ſich an Ufipa die Landſchaft **Ukawendi** (auch Kawende oder Utongue), die ſich 35 deutſche Meilen am Geſtade des Sees entlang erſtreckt. Ukawendi iſt ein maleriſches und zerklüftetes Bergland, das eine Anzahl kleiner Waſſerläufe zum Teil in mächtigen Katarakten zum Tanganyika hinabſendet. Am Tongueberge erhebt ſich das Gebirge bis zu 1500 m Höhe. Die **Wawende** ſind verſprengte Wanyamweſi, dunkelfarbige, häßliche Burſchen, die hauptſächlich von der Jagd leben. Am Fuße des Tongueberges wohnen die Watongue, nach **Reichard** von der Weſtküſte eingewanderte Warua. In Karema, das in einiger Entfernung vom Seeufer auf einer Hügelkuppe inmitten einer fruchtbaren Alluvialebene gelegen iſt, haben die Weißen Väter eine Miſſionsniederlaſſung.

Zwiſchen der Mündung des Mlagaraſſi und der des Luitſche liegt die kleine Landſchaft **Ukaranga**, die großenteils bewaldet iſt. Ihre Bevölkerung iſt ſtark mit Wanyamweſi gemiſcht.

Hieran ſchließt ſich im Norden die Landſchaft **Udjidji**, welche einen Küſtenſaum von rund 11 deutſchen Meilen einnimmt. Es iſt gut angebaut. Seine Bewohner, welche vorzügliche Bootsleute ſind, ſind mit den Warundi nahe verwandt. Der Hauptort Udjidji beſteht aus drei Stadtteilen: Ugoi, Mtale und Kaſſimbo, von denen die erſteren beiden etwa 600 m vom Strande tief in einer muldenartigen Talſenkung liegen. Kaſſimbo liegt auf einem gegen 800 m vom Strande entfernten, ſteil anſteigenden Plateau. Die Ortſchaften beſtehen aus Arabertemben und viereckigen und runden, in dichtem Durcheinander gebauten, grasgedeckten Hütten. Dazwiſchen liegen zahlreiche Pflanzungen von herrlichen Mangobäumen, einzelne Dattel-, Kokos- und Ölpalmen, Zitronen-, Apfelſinen- und andere Obſtbäume. Die anſäſſigen Araber haben lange Jahre hindurch einen ſchwunghaften Sklavenhandel getrieben.

Eine weitere Küſtenſtrecke von 20 deutſchen Meilen nimmt die Landſchaft **Urundi** ein, die ſich bis in das weite Zwiſchenſeengebiet hinein erſtreckt. Urundi iſt ein graſiges, von einem Papyrustälchen durchzogenes Bergland. Das ganze Land iſt faſt baumlos. In üppigen Bananenhainen liegen die Dörfer der Eingeborenen, deren Dialekt dem von Uha nahe verwandt iſt. Sie ſind Bantu, doch wohnen unter ihnen, feindlich abgeſondert, reine Wahuma oder Watuſſi, die vornehmlich Viehzucht betreiben. Die Hauptvolksnahrung iſt die Banane. Der **Kagera** entwickelt ſich ſchon in Urundi zu einem bedeutenden Fluß, deſſen Stromgebiet bis in die öſtlichen Randgebirge des Tanganyika reicht. Sein Hauptzufluß iſt der papyrusreiche Akanyaru, welcher die Grenze zwiſchen Urundi und Ruanda bildet.

Digitized by Google

Den Norden und Nordosten des Tanganyika nimmt die von Warundi bewohnte Landschaft Usiga ein, deren Bewohner als arbeitsam und kühn gerühmt werden.

Östlich von diesem Gürtel unmittelbar an den Tanganyika anstoßender Gebiete erstreckt sich, von Unyamwesi im Osten begrenzt, eine zweite Reihe von Landschaften, nämlich Ukonongo, Ugalla, Uvinsa und Uha (auch Uhha). Ukonongo, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, ist eine dichte Busch- und Baumsteppe, deren Bewohner reine Bantu sind. Die Berge von Karungu und Ulinde bilden die Wasserscheide zwischen Ugallafluß bezw. Tanganyika und Katuma bezw. Rikwasee. Zum Ugalla entsendet das Gebiet den Mtambo.

Die Eingeborenen von Ugalla sind Wanyamwesi. Ihre Landschaft wird im Norden durch den Gombe, einen Nebenfluß des Mlagarassi, und die Landschaft Uha begrenzt; im Osten stößt sie an den Unyamwesidistrikt Ugunda. Das ganze Land trägt den Charakter der Savanne, teils in der Form des offenen Graslandes, teils in dem der Busch- oder Baumsteppe. Vom Ugallafluß, dem sogenannten Wualaba oder Sfindi durchströmt, liegt es durchschnittlich 1000—1100 m über dem Meeresspiegel. Gegen Westen wird das Plateau von niedrigeren Hügelzügen nord-südlich durchschnitten, während es gegen Osten mehr und mehr abflacht. Aus der Zone kristallinischen Schiefers treten wir in die Granitformation von Unyamwesi hinüber. Der Wildreichtum dieser Savanne ist außerordentlich bedeutend.

Auch Uvinsa wird vom Sfindi durchströmt, der daselbst von Norden her aus Uha eine Reihe von Zuflüssen empfängt, deren größter der Rutshugi ist. Das Land ist fruchtbar und gut bewohnt. Haupthandelsartikel ist wie in Uha Salz, das durch Verdampfung an den Ufern des Mlagarassi und seiner Nebenflüsse gewonnen wird. Die Einwohner gehören zum Wanyamwesistamme.

Das nördlich davon gelegene Uha gehört wie das ganze Tanganyikagebiet zur Zone des Gneises und kristallinischen Schiefers.

Im Norden wird es von Ussui, im Osten durch den Mittellauf des Mlagarassi begrenzt. Es ist ein Savannenland, teils mit dichtem Wald, teils mit flacher Grasprärie bestanden. Seine Bewohner sind wie die Stämme des Zwischenseengebiets Bantuhamiten und als solche in erster Linie Viehzüchter. Nach Wißmann ist der Süden dicht bevölkert, während der von Baumann durchzogene waldreiche Norden schwach besiedelt sein soll. Die Dörfer liegen in Bananenhainen versteckt. Der bedeutendste Handelsartikel ist Salz, das durch Kochen und Filtrieren aus den Nebenflüssen des Mlagarassi gewonnen wird. Politisch zerfällt Uha in eine Reihe kleiner Sultanate.

Was die Literatur über diese Landschaften anlangt, so vergleiche man die bei der Beschreibung des Tanganyika auf S. 356 gemachten Angaben.

Von den Sprachen der hier behandelten Gebiete ist bisher wenig bekannt geworden, doch ist es sicher, daß sie sämtlich dem Bantustamme angehören.

## 23. Das nördliche Zwischenseengebiet

Das Kageraplateau, das auf S. 347 im allgemeinen charakterisiert und gegen die Südlandschaften des Viktoriasees abgegrenzt ist, umfaßt die Landschaften Ussiba, Karagwe, Mpororo, Ruanda, Ussuwi und Urundi*). Urundi

*) Nicht Urungi, wie auf S. 348 infolge eines Druckfehlers angegeben.

Digitized by Google

iſt bereits im voraufgehenden Kapitel beſprochen, da es bis an das Oſtufer des Tanganyika hinabreicht. Die Stämme des Kageraplateaus gehören zu den älteren, ackerbautreibenden Bantu. Nur die Warundi und die Wanyaruanda haben jedoch ihre urſprüngliche Sprache bewahrt, alle anderen aber das Kinyoro, die Sprache der öſtlich vom Albert-Nyanſa wohnenden Wanyoro, angenommen. Die herrſchende Bevölkerung ſind indeſſen die hamitiſchen Wahuma (vergl. S. 384), unter deren Einfluß es zu bedeutenden Staatenbildungen gekommen iſt, auch im Süden des Sees, in Uſindja und in Ukerewe. Im Oſten herrſchen analoge Verhältniſſe.

Unter dem Namen Uſſiba faßt man eine Anzahl von Landſchaften zuſammen, welche im Weſten des Viktoriaſees von Süden nach Norden in folgender Reihenfolge ſich aneinander anſchließen: Kyimwani, Ihangiro, Kyanya, Kyamtwara, Bugabu, Kiſſiba. Kyimwani iſt überſät mit Bananenanpflanzungen und Getreidefeldern. Hühner, Ziegen und Schafe werden überall gehalten. Ihangiro reicht im Weſten bis an den Urigiſee und iſt im Süden eine parkartige Landſchaft, während der Norden mit Gras und vereinzeltem Gebüſch bedeckt iſt. Der Typus der Eingeborenen, deren Gehöfte in mächtigen Bananenfeldern liegen, unterſcheidet ſich mehr und mehr von dem der Waſindja. Die herrſchenden Familien gehören ſämtlich den Wahuma an. Die Kleidung verändert ſich vom Lendenſchurz der Wanyamweſi zum Lederüberwurf oder zum Schurz aus Palmfaſern. Ebenſo iſt es in Kyanya, welches der Inſel Bumbide gegenüberliegt. Die Landſchaft iſt gut bewäſſert und für Weide wie Ackerbau der günſtigſte Boden. Jenſeits der Kiſhakabucht liegt die Landſchaft Kyamtwara, die ſich im Weſten bis an die Grenzen von Karagwe erſtreckt und dicht bevölkert iſt.

In der Umbaſteppe. Zelt des Grafen Goetzen.

Der nördlichſte Teil des deutſchen Gebiets iſt Kiſſiba, welches an die Ugandaprovinz Buddu ſtößt. Die Bevölkerung iſt dicht, das Land fruchtbar und mit Bananenwäldern bedeckt. Neben dem Ackerbau wird Viehzucht in großem Umfange betrieben.

Karagwe ist ein welliges Plateau, welches bis zu 1650 m ansteigt und von zahlreichen Tälern zerrissen wird. Im allgemeinen trockener als die Landstriche unmittelbar am See, ist es dennoch fruchtbar und ein vorzügliches Weideland. Weidewirtschaft ist denn auch die eigentliche Tätigkeit der Wakaragwe, doch wird daneben Ackerbau in großem Umfange betrieben. Die Bananen, in deren Hainen die Dörfer und Gehöfte der Eingeborenen liegen, bilden auch hier das Hauptnahrungsmittel. In den Senkungen der Täler findet sich entweder dichter Laubwald oder kleine versumpfte Haine, die für Karagwe charakteristisch sind.

Der mittlere Kagera grenzt Karagwe von Ruanda ab, einem Hochplateau mit herrlichem, vollkommen gesundem Klima. Der auf deutschem Gebiete liegende Teil ist der bei weitem wertvollere, denn der zum Kongostaat gehörende Teil trägt einen meist unwirtschaftlichen Hochgebirgscharakter. Das nördlich davon gelegene Land Mpororo gehört nur zum Teil in das deutsche Gebiet; es ist ein Bergland aus Granit mit großen Feldspatblöcken. Die Berge erheben sich zum Teil bis über 1700 m, die Täler sind aber zum größten Teil versumpft und mit Papyrus bedeckt. Der Boden besteht aus guter, dunkler Erde, ist aber schlecht angebaut und dünn bevölkert.

Im Westen von Usindja liegt schließlich die Landschaft Ussuwi, ein reich bebautes und fruchtbares Land mit kühlem und angenehmem Klima. Mit Ussuwi treten wir aus der Granitzone heraus und gelangen wiederum in das Gebiet des Gneises und des kristallinischen Schiefers.

Wie in Usindja wird auch hier das Schmiedehandwerk eifrig betrieben. Die ursprüngliche Beschäftigung der herrschenden Wahumarasse ist die Viehzucht, doch wird auch Ackerbau in großem Umfange betrieben. Sorghumfelder wechseln mit Batatenfeldern, und inmitten von Bananenhainen liegen die kleinen Dörfer der Eingeborenen.

## 24. Die Gebiete südlich und östlich vom Viktoriasee

Der Steilabfall, der im Nordosten Usindja begrenzt, bildet, wie bereits auf S. 347 ausgeführt, in geologisch-orographisch-klimatologischer, pflanzen- und tiergeographischer Beziehung eine scharfe Grenze zwischen den Landschaften des Zwischenseengebiets und den südlich und östlich vom Viktoriasee gelegenen Distrikten. Die Landschaft Usindja, im Südwesten des Viktoriasees gelegen, trägt im allgemeinen noch Steppencharakter, doch ist sie durchweg fruchtbarer und wasserreicher. Das Ufer des Nyansa ist hier sehr buchtenreich. Der Emin Paschagolf, ziemlich flach und stark mit Papyrus verschilft, greift tief in das Land ein. Eine Reihe malerischer, mehr oder weniger schroff aus der blauen Wasserfläche aufsteigender Inseln sind ihm vorgelagert. Die bedeutendste derselben heißt Kome. Die Eingeborenen, den Bantustämmen angehörig, aber unter der Herrschaft von Wahumasultanen stehend, bauen Maniok, Bohnen, Arachis, Eleusine, Bataten, Sorghum u. a. und liegen daneben eifrig der Viehzucht ob. Außerdem ist die Eisenindustrie hier in höherem Maße als anderswo entwickelt. Von einzelnen Usindjalandschaften seien genannt: Kisinda, zwischen den beiden tief einschneidenden Creeks, Mssalala, Usambiro, Bugando, Butundwe, und Bukome, die letzten drei um den Emin Paschagolf gelegen. Vom Ostufer des Bukumbigolfes am südlichen Gestade des Speke golfes entlang sitzen in verschiedenen Landschaften die Wassukuma. Ussukuma ist ein

Digitized by Google

Maneromango. Eingang zur Boma.

Digitized by Google

flaches Land mit dem Charakter der Grasſteppe, mit Granitblöcken und Granithügeln überſät. Die Eingeborenen, Bantu der älteren Gruppe, ſind ein fleißiger und ſtrebſamer Menſchenſchlag und als Träger und Arbeiter ſehr geſchätzt. Sie ſind vornehmlich Viehzüchter, treiben aber daneben überall auch Ackerbau. Die im Land gefertigten eiſernen Hacken bilden einen wichtigen Handelsartikel für die umliegenden Landſchaften. Politiſch zerfällt das Land in eine Reihe von kleinen, unabhängigen Sultanaten. Die Landſchaften Uſiha, Sſeke und Nera liegen noch völlig im Wemberegraben. Das Sultanat Mwanſa iſt zwiſchen Kageyi und dem Bukumbiereck gelegen. Kageyi iſt ein Reisland und infolgedeſſen ſehr ungeſund. Südlich davon liegt die weite, ſanft gewellte und gut angebaute Ebene von Uſmawo, zwiſchen dem letzteren und dem Sſimiyu liegen die kleinen Diſtrikte Tagala, Nyaſamba und Sengerema.

Katholiſche Miſſion Kollahni (Kurahni).

Die an der Küſte gelegene Landſchaft Naſſa iſt fruchtbar und dicht beſiedelt. Südlich ſchließen ſich hieran die Landſchaften Ututwa, ein von trockenen Waſſerſchluchten zerriſſenes Granitgebiet, welches jedoch ebenfalls gut angebaut iſt, und die ſtark bevölkerte Landſchaft Tuſu (Ntuſu), eine weite, leicht gewellte Ebene mit unüberſehbaren Getreidefeldern und großen Dörfern.

Der Oſten des Viktoriaſees trägt im allgemeinen einen ſehr gleichförmigen Charakter. Er iſt ein welliges, meiſt kahles Hügelland, das nur durch die aufgeſetzten Felshügel einige Abwechſlung erhält. Südlich der engliſchen Grenze liegt zunächſt die Landſchaft Ugaya, deren Bewohner der nilotiſchen Raſſe angehören. Das Land ſoll verhältnismäßig gut angebaut ſein. Von Feldfrüchten wird Mwere, eine Kolbenhirſe, und Uloſſi, eine Riſpenhirſe, außerdem Mtama, Gurken, Melonen und Bohnen gebaut. Dagegen fehlen Bananen ganz. An die Wagaya ſchließen ſich im Süden die Waruri, deren ethnographiſche Zugehörigkeit noch nicht feſtſteht. Dieſelben bilden von Norden nach Süden entlang der Küſte die Landſchaften Mohuru, Shirati, deſſen Bewohner ſich Wakiſſera nennen, Utiri, deſſen Bewohner ſich Wakara nennen, Irieni, das Land Kulingas und das Land Rufumbos. Das Land der Waruri iſt ſchlecht angebaut und wird von den von Norden her eindringenden Wagaya

unaufhörlich verwüstet. Hieran schließen sich zunächst die beiden Massive von Ngoroine und Uashi, welche durch eine leicht versumpfte Niederung getrennt sind. Im Süden davon, die Küste des Sees nur bei Katoto erreichend, wohnen die Washashi, deren Gebiet im Osten von der Massaisteppe, im Südwesten von Ussukuma begrenzt wird. Die Sprache der Washashi ähnelt nach Baumann der von Usindja im Südwesten des Sees. Ethnographisch sind sie dem Wanyaturustamme verwandt.

Die Fortsetzung der Shashihalbinsel bildet die Insel Ukerewe, die etwa 10 Quadratmeilen groß ist und in felsigen, steilen Buchten zu dem tiefblauen See abfällt. Mächtige Bananenhaine schmücken die Ufer. Hier wohnen hamitische Wahuma, welche vor 15 Generationen aus Usindja hieherkamen und die damals hier lebenden Washashi verdrängten. Außer Bananenkultur wird in Ukerewe Getreidebau und Viehzucht getrieben.

Hinsichtlich der Literatur über die hier beschriebenen Gebiete vergleiche die Angaben auf S. 363 bei der Beschreibung des Viktoriasees. Von den Sprachen dieser Landschaften ist bisher nicht viel bekannt geworden. Eine Grammatik der Sprache von Karagwe nebst einem kurzen Wörterverzeichnis hat A. Seidel in der Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen IV S. 305 ff. veröffentlicht. Derselbe hat auch die Sprache von Usindja behandelt (ebenda S. 151).

## 25. Die Insel Mafia

Von den drei größeren Inseln des Sansibararchipels ist uns durch den deutsch-englischen Vertrag vom Jahre 1890 die Insel Mafia zugefallen. Von den Eingeborenen wird die Insel Tshole genannt. Sie hat die Gestalt eines stumpfwinkeligen Dreiecks, dessen stumpfer Winkel von der tiefen Tsholebai eingeschnitten ist. Ihr Flächeninhalt beträgt 434 qkm; sie ist völlig flach und erhebt sich nur an wenigen Stellen bis 30 m über die Meeresfläche. Nach ihrem geologischen Bau ist Mafia eine reine Koralleninsel. Durch die Mitte der Insel zieht sich eine von zahlreichen kleinen Seen gefüllte kleine Senkung, zweifellos eine alte Lagune. Die Ostküste ist nahezu ungegliedert. Sie hat nur eine Einbuchtung, die Mlalapwanibai. Am Strande findet man größere Haufen von Bimsstein. Über das Klima liegen noch keine Beobachtungen vor. Infolge der ständigen Seebrise ist die Temperatur erträglich.

Die Bäche des Westens führen ständig Wasser, während sich im Osten nur periodische Wasserrisse finden. Eine Eigentümlichkeit sind zahlreiche kleine Süßwasserseen, deren Baumann 17 zählte. In der Vegetation ist das Buschland vorherrschend. Nur an einigen Seen findet sich hochstämmiger Wald.

Hinsichtlich der Tierwelt ist zu bemerken, daß das auf Sansibar und Pemba gänzlich fehlende Flußpferd hier sich findet. In großen Mengen kommen Wildschweine, Feldratten und Affen vor, außerdem Zwergantilopen, Perlhühner und Wildtauben. Das Krokodil fehlt dagegen.

Unter den Bewohnern sind die Wambwera die ältesten. Mit den Küstensuahili verwandt, sprechen sie einen Suahilidialekt, bewohnen in geschlossenen Mengen den Norden der Insel, haben aber auch sonst zerstreute Ansiedlungen. Sehr alte Ansiedler sind die Shatiri, hochgewachsene Leute von lichter, angenehm brauner Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge zeigen eine Mischung von Araber- und Negertypus. Sie sind die Hauptbewohner der Stadt Tshole und eines Stammes mit den Shatiri von Barawa, Siu (bei Lamu) und Wassini. Sie sprechen unter sich ausschließlich Kisuahili. Außerdem sind auf der Insel einzelne Araber, Inder, Komorenser und Suahili angesiedelt. Daneben ist

Digitized by Google

eine zahlreiche Sklavenbevölkerung der verſchiedenſten Stämme vorhanden. Die Geſamtzahl der Eingeborenen ſchätzt Baumann auf 6000. Der Handel beruht hauptſächlich auf den landwirtſchaftlichen Produkten. Unter den Kulturpflanzen nimmt die Kokospalme die erſte Stelle ein. Reis, Sorghum, Seſam und beſonders Maniok werden reichlich angebaut, doch müſſen Reis und Sorghum noch importiert werden. Auch die Viehzucht zeigt eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung. Baumann ſchätzt die Zahl der Rinder auf 2500. Ferner beſitzt Mafia eine recht bedeutende Hausinduſtrie, die ſich beſonders mit der Herſtellung von Matten befaßt. Auch Schiffsbau iſt ziemlich entwickelt. Die einzige größere Niederlaſſung der Inſel iſt Tſhole auf dem gleichnamigen Inſelchen in der gleichnamigen Bai. Der Ort hat höchſtens 2000 Einwohner, deren Hütten über das Inſelchen zerſtreut und vielfach durch Felder und prachtvolle Mangohaine voneinander getrennt ſind. Der Hafen von Tſhole iſt ſchlecht, die Einfahrt von Oſten her iſt durch Riffe und Brandungen für Segelſchiffe unmöglich gemacht und auch für Dampfer ſehr gefährlich. Von Weſten her können Dampfer mit Ausnahme ganz kleiner Zollkreuzer überhaupt nicht einlaufen.

Katholiſche Miſſion, Schweſternhaus.

Mafia iſt erforſcht worden von Dr. Oskar Baumann; vergl. deſſen Schrift: Der Sanſibar-archipel, 1. Heft: Die Inſel Mafia und ihre kleineren Nachbarinſeln, Leipzig 1896.

III. Verwaltung und wirtſchaftliche Erſchließung des Schutzgebietes

26. Die Verwaltung

Für die Zwecke der Verwaltung iſt das Schutzgebiet in 8 Bezirksämter und 14 Stationsbezirke eingeteilt.

Die Bezirksämter ſind:

1. Dar es Salam, umfaſſend die Landſchaft Uſaramo. Die Grenzen ſind folgende: Im Norden: Von Madimola in gerader Linie zur Küſte, die dicht ſüdlich Bueni erreicht wird. Im Süden: Von Sindaji in gewundener ſüdweſtlicher Linie bis nach Mtoura. Im Weſten: Von Madimola bis zum Mtungumulateich auf der linken

Seite des Ruvu, vom Ruvu abbiegend bis zum Einfluß des Tandalabaches in den Geringeri, diesen entlang bis zu seinem Einfluß in den Ruvu und von dort in gerader Richtung auf Mtauras Dorf. Im Osten: Der Indische Ozean.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Dar-es-Salam.

2. Tanga. Dieser Bezirk grenzt im Norden an das britische Ostafrika. Die Südgrenze gegen Pangani bilden die zum Tangabezirk gehörigen Landschaften Nigombe, Kwa Makumba, Kwa Muhanna, Ngarani, Kuze, Kwa Nuundu und Potwe. Vom Dorfe Mgombezo ab erreicht die Grenze den Panganifluß und folgt dem Südufer desselben aufwärts bis zur Luengeramündung. Der Luengerafluß bildet die Westgrenze aufwärts bis zu dessen Knie; sie folgt dann dem Mkumbabach über den Masenasee bis zur englischen Grenzlinie.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Tanga.

3. Westusambara. Der Bezirk wird im Norden durch eine etwa dem Breitengrad von Marago Opuni folgende Linie, im Westen durch die Verbindungslinie von Marago Opuni mit dem Kinyarokfee, im Süden durch diejenige des Kinyarokfees mit der Mündung des Luengera in den Ruvu, im Osten durch den Luengerafluß bis zu seinem Knie und dann den Bumba bis zur englischen Grenze, im Nordosten durch die letztere begrenzt.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Wilhelmstal.

4. Pangani. Der Bezirk schließt sich im Süden an den Tangabezirk an, seine Westgrenze bildet die Kammlinie der Ungumberge westlich von Mgera; die Südgrenze läuft von Magna (Ungumi) den Mligafluß entlang bis zum Meer.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Pangani.

5. Bagamoyo mit dem Bezirksnebenamt Saadani. Die Nordgrenze bildet etwa der sechste Parallelkreis bis zum Kukagurafluß; von dort geht die Grenze über Sabumdila und südlich über Mwomero nach Ngole, alsdann folgt sie dem Geringeri bis südlich Kibrumo und bildet eine gerade Linie bis zum Mtungumjulateich am Kingani. Von dort bildet dieser Fluß die Grenze bis Madimola, von wo sie östlich nach Bueni geht, dieses einschließend.

Sitz der Bezirksverwaltung ist die Stadt Bagamoyo.

6. Kilwa. Der Bezirk Kilwa schließt sich südlich an das Bezirksnebenamt Rufini an. Die Inselgruppe Tshole-Mafia sowie die weiter südlich gelegenen Inseln gehören zum Bezirk Kilwa. Die Südgrenze bildet der Mbemkuru.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Kilwa-Kisiwani.

7. Lindi mit dem Bezirksnebenamt Mikindani. Die Nordgrenze des Bezirks bildet der Mbemkuru, die Südgrenze der Ruvuma; südlich der Mündung desselben ist das einige Quadratmeilen große Kionga deutsch. Die Grenze gegen Sfongea bildet der 37. Grad und der Mbarangandu.

Der Bezirk ist eingeteilt in Wilanets, denen Walis, und in Kreise, denen Akidas vorstehen.

I. Wilanet Lindi. Kreise: Lindi, Mbanna, Mtshinga, Mbemkuru, Mutu, Makualand Massassi.

II. Wilanet Sudi. Kreise: Sudi, Ostmakondeland, Luagara, Kitangari.

III. Wilanet Mikindani. Kreise: Mikindani, Nevala, Mtshitshira, Oberruvuma, Kionga.

IV. Stadtkreis Mikindani.

Unter den Akiden stehen farbige Amtsvorsteher (Regierungsjumben), von denen jeder 10–20 Ortschaften unter sich hat. Die Walis werden vom Gouvernement, die Akiden von der Bezirksgemeinde besoldet.

8. Langenburg. Der Bezirk umfaßt das Nord- und Ostufer des Nyassasees bis zur portugiesischen Grenze und das Kondeland.

Der Sitz der Bezirksverwaltung ist die Station Langenburg.

Die Stationsbezirke sind:

1. Rufini. Der Bezirk ist durch Gebietsabzweigungen von den Bezirken Dar-es-Salam und Kilwa neugebildet. Der Bezirk hat seinen Namen nach der mitten durch ihn gehenden natürlichen Verkehrsstraße, dem Rufinifluß, dem größten Strom Deutsch-Ostafrikas.

Sitz der Bezirksverwaltung ist Moboro.

2. Kissaki. Der Bezirk grenzt im Süden an den Bezirk Kilwa, im Westen und Norden an die Bezirke Irangi und Kilossa; vom Bezirksamt Dar-es-Salam im Osten wird er durch eine gerade Linie von der Mündung des Geringeri in den Kingani bis Mtansa am Rufini geschieden.

3. Kilossa. Der Bezirk schließt sich westlich an Bagamoyo an. Die Nordgrenze bildet eine Linie von Mwomero nach Minka westlich Kilossa. Gegen Mpapwa bildet die Grenze die Straße Kilossa-Mage, einschließlich eines eine Meile breiten angrenzenden Geländes.

4. Mpapwa. Der Bezirk schließt sich westlich an Pangani und Kilossa an und umfaßt die Landschaften Ussagara, Gedja, Irangi und das östliche Ugogo. Im Westen verläuft die Grenzlinie von der Mündung des Mondama über Mapalata, Mpokira, Singe und Ilindi, diese Ortschaften einschließend, nördlich nach Irangi.

5. Kilimandjaro. Der Bezirk umfaßt den Stock des Kilimandjaro und das Paregebirge.

Der Bezirksort ist Moschi.

6. Kilimatinde. Der Bezirk umfaßt die Landschaften Turu, Ussandawi, Iramba, Ussure, Nungu, Itumba und Kimere. Im Osten stößt er an den Bezirk Mpapwa, wobei der westliche Teil Ugogos zu ihm gehört, und zwar so, daß die Gegenden Ngombwa, Ilindi, Singe, Kogana zum Bezirke rechnen. Im Süden ist der Kisigofluß die Grenze gegen den Bezirk Iringa. Im Westen der Walafluß gegen Tabora, im Norden die Wemberesteppe, beziehungsweise -fluß gegen Mwansa.

7. Tabora. Der Bezirk umfaßt den größten Teil der Landschaft Unyamwesi.

8. Mwansa.

9. Bukoba.

10. Udjidji. Der Bezirk umfaßt die nördliche Hälfte des Ostgestades des Tanganjikasees vom 6. Grad südlicher Breite ab, ferner die Landschaften Uvinsa, Udjidji, Urundi und Ruanda.

11. Ukonongo. Der Bezirk schließt sich südlich an den Bezirk von Udjidji an und umfaßt das südwestliche Ufer des Tanganjikasees, sowie dessen Hinterland.

Der Bezirksort ist Bismarckburg

12. Sfongea. Grenzen: Im Süden der Ruvuma bezw. die portugiesische Grenze, im Osten Bezirk Lindi und Kilwa, im Norden Iringa, im Westen das Livingstonegebirge.

13. Iringa.

14. Mahenge.

Digitized by Google

An der Spitze eines Bezirksamts steht der Bezirksamtmann, an der Spitze eines Stationsbezirks der Stationschef. In der Hand der Bezirksamtmänner liegt die gesamte Polizei in ihren verschiedenen Abzweigungen. Sie haben für die Sicherheit und Wohlfahrt ihres Bezirks Sorge zu tragen, den Verkehr mit den Walis (Bürgermeistern) in den Städten und den Jumbes (Dorfschulzen) in den Dörfern zu führen. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung ist ihnen eine Polizeitruppe beigegeben. Sie sind zum Erlaß von Polizeiverordnungen im öffentlichen Interesse berechtigt und dürfen darin Geldstrafen bis zu 30 Rupien und Haft bis zu einer Woche androhen. Gegen den Strafbefehl ist Beschwerde an das Gouvernement zulässig. Dem Bezirksamtmann untersteht ferner die Fremdenpolizei. Auch beaufsichtigt er das gesamte Sklavenwesen, vor ihm werden die Loskäufe der Sklaven verlautbart und von ihm wird die Liste der befreiten Sklaven offengehalten.

Die Aufgabe der Stationen des Innern ist in erster Linie eine militärische. Sie haben für die Ruhe in ihren Bezirken zu sorgen und sie vor fremden Einfällen zu schützen. Daneben sollen sie auf die Entwicklung des Landes und den Ausbau der Verkehrsstraßen einwirken. In der Rechtspflege beschränken sie sich auf die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen, indem sie so die früher übliche Austragung durch die Waffen verhindern. Einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten haben sie sich zu enthalten und erreichen dadurch, daß die Gebräuche der Eingeborenen berücksichtigt werden und die einflußreichen Häuptlinge deutschfreundlich bleiben, ohne daß das Ansehen der Regierung darunter leidet.

An der Spitze der Verwaltung steht der Gouverneur, zur Zeit Graf Goetzen.

Am 12. Mai 1866 geboren, steht Graf Gustav Adolf v. Goetzen zur Zeit im 37. Lebensjahre. Nach Beendigung seiner Schulzeit studierte er von 1884 ab in Paris, Berlin und Kiel Rechts- und Staatswissenschaften. Dann wandte er sich der militärischen Laufbahn zu und wurde am 17. September 1887 als Leutnant im 2. Gardedulanenregiment eingestellt. Bereits 1889 wurde er zur Kaiserlichen Botschaft nach Rom kommandiert und unternahm von dort aus seine erste Reise nach Ostafrika. Ein Kommando, das ihn 1892 an die Kriegsakademie rief, unterbrach er, um den jetzigen Oberst von Tiefl auf seiner Reise nach Kleinasien behufs topographischer Aufnahmen zu begleiten. Von 1893 bis 1895 unternahm er sodann seine große Reise quer durch Afrika, die er in seinem Werke „Durch Afrika von Ost nach West", Berlin 1895, beschrieben hat. 1896 wurde er, nachdem er seine inzwischen wieder aufgenommenen Studien an der Kriegsakademie beendet hatte, zur Botschaft in Washington kommandiert. Den spanisch-amerikanischen Krieg machte er im Stabe des amerikanischen Oberbefehlshabers mit und erwarb sich hier den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern und der Krone. In der Heimat wurde er dann in den Großen Generalstab kommandiert, in welchen er im Frühjahr 1900 als Hauptmann versetzt wurde.

Während seines Aufenthaltes in Washington vermählte er sich mit der Witwe Max Stanley Low, geborenen Lowell.

Schon ehe er auf den Posten eines Gouverneurs von Ostafrika berufen wurde, hatte er als Mitglied des Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, sowie des kolonialwirtschaftlichen Komitees einen erheblichen Teil seiner reichen Arbeitskraft kolonialwirtschaftlichen Studien zugewandt.

Im April 1901 übernahm er die Verwaltung des Schutzgebiets. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft und Pflichttreue hat die Kolonie schon viel zu danken. Nur selten vernahm man von kriegerischen Unternehmungen während seiner bisherigen Amtszeit, dafür umsomehr von Arbeiten des Friedens, die eine günstige Entwicklung des Schutzgebiets verheißen. Bei der Übernahme der Verwaltung im April 1901 versprach er in einer Bekanntmachung jedem Ostafrikaner ohne Ansehen der Person und Rasse Sicherheit und Schutz des Eigentums. Und er hat dies Versprechen gehalten. Allen Europäern, den Beamten und Offizieren in gleicher Weise wie den Kaufleuten und Pflanzern, steht sein Haus offen, und alle wissen seine und seiner Gemahlin Gastlichkeit zu rühmen. Ernstes Streben und ein solider Ton in der Lebenshaltung kennzeichnen ihn und die ihm unterstellten Beamten. Stets hat er ein offenes Ohr für die Wünsche derjenigen, welche ihr Kapital und ihre Arbeitskraft in der Kolonie betätigen, und Ratschläge aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung und von landeskundigen Herren sind ihm stets willkommen. Seine ganze Arbeitskraft stellt er in den Dienst der allgemeinen Landesinteressen und sucht die vielseitigen Wünsche miteinander und mit den Finanzen des Schutzgebiets in Einklang zu bringen. Publikum wie Unternehmer wissen sein Entgegenkommen in gleicher Weise zu schätzen. Den Kaufleuten hat er in zollamtlicher Hinsicht verschiedene Erleichterungen

gewährt. Die Abgaben für das Schürfen sind um die Hälfte herabgesetzt. Den Pflanzungen werden durch die Bezirksämter Arbeiter besorgt. In vierteljährlich stattfindenden Besprechungen des Gouvernements mit den Kaufleuten und Pflanzungsleitern werden die Wünsche der Interessenten erörtert.

Unablässig arbeitet Graf v. Goetzen an der Verbilligung und Vereinfachung der Verwaltung, sowie an der Erweiterung der Kommunalverwaltungen. Sein eifrigstes Streben ist, das Schutzgebiet von Zuschüssen des Reiches unabhängig zu machen, ähnlich wie es in den englischen und holländischen Kolonien meist der Fall ist. Alle öffentlichen Arbeiten werden auf die großen Karawanenstraßen Dar-es-Salam-Tabora und Kilwa-Nyassasee konzentriert; speziell die letztere Straße wird für den Motorwagenverkehr hergerichtet, ein allerdings zunächst etwas dürftiger Ersatz für den Eisenbahnbau.

Durch eine Besichtigungsreise auf der Ugandabahn hat sich Graf v. Goetzen im März 1902 über diesen bedeutsamen Verkehrsweg unserer englischen Nachbarn unterrichtet, dem wir Deutsche nunmehr bald hoffentlich etwas ähnliches durch eine Bahn von Kilwa nach dem Nyassasee an die Seite stellen werden. Jedenfalls wird Graf v. Goetzen, wenn während seines Heimaturlaubs die Beratung des Schutzgebietshaushalts im Reichstage stattfindet, durch seine Sachkenntnis und von jedem Optimismus und von überschwenglichen Erwartungen freie Beurteilung in der Lage sein, den Reichstag von der Notwendigkeit des Bahnbaus im Schutzgebiet und von der Zweckmäßigkeit der drei in Aussicht genommenen Bahnlinien Tanga-Mombo, Dar-es-Salam-Mrogoro und Kilwa-Wiedhafen zu überzeugen.

Die wirtschaftlichen Maßnahmen, welche den Eisenbahnbau rechtfertigen, sind durch Graf v. Goetzen fortgeführt und erweitert. Insbesondere hat er zahlreiche Ansiedlungen von betriebsamen Wangamwesi und Wassukuma in Usambara und im Innern angelegt und indische Reisbauer sowie Singhalesen eingeführt. Eingeborenenkulturen von Sesam, Erdnuß und Kokospalmen, sowie Baumwolle hat er gefördert. Die Abschaffung der Hausklaverei ist durch ihn angebahnt. Die Häfen von Tanga und Dar-es-Salam sind verbessert; die Hauptstadt ist mit gutem Trinkwasser versorgt. In weiser Fürsorge für die finanzielle Entwicklung des Schutzgebiets hat Graf v. Goetzen einen Vorbehalt für den Landesfiskus zur ausschließlichen Aufsuchung und Gewinnung von Kohlen im Nordwesten des Nyassasees geschaffen. Immer mehr hat er die Verwaltung über das Land ausgedehnt, wodurch die Erträge der Hüttensteuer wesentlich erhöht worden sind; den wirtschaftlich Schwachen gegenüber wird jedoch bei der Eintreibung der Steuer mit Milde und Nachsicht begegnet.

Wenn wir den gegenwärtigen Zustand unseres ostafrikanischen Schutzgebiets ins Auge fassen, so finden wir, daß unter der Verwaltung des Grafen v. Goetzen die wirtschaftliche Entwicklung überall günstige Aussichten zeigt, wo die helfende und fördernde Hand des tatkräftigen Gouverneurs eingreifen konnte. Große Erwartungen aber knüpfen wir auch für die Zukunft an die Person und den Namen des Grafen v. Goetzen (vergl. Deutsche Kolonialzeitung 1902, S. 497).

Die früheren Gouverneure waren Freiherr v. Soden (1891—1893), Oberst v. Schele (1893—1895), Major v. Wißmann (1895—1896), Major Liebert (später General v. Liebert, 1896—1900). Der Gouverneur vereinigt in sich die oberste Zivil- und Justizgewalt und ist mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit zweiter Instanz betraut. Ihm steht ein Vertreter zur Seite, der auch mit den Funktionen des Kommandeurs der Schutztruppe beauftragt ist. Die einzelnen Angelegenheiten werden in besonderen Verwaltungsabteilungen bearbeitet, deren neun geschaffen worden sind, und zwar:

1. für politische und Personalangelegenheiten und innere Verwaltung,
2. für Angelegenheiten der Schutztruppe,
3. für Finanz- und Zollangelegenheiten, Etats- und Kassenwesen,
4. für die Justizverwaltung,
5. für medizinische und hygienische Angelegenheiten,
6. für die Angelegenheiten der Gouvernementsflottille,
7. für Bauangelegenheiten, einschließlich Eisenbahn- und Wegebau,
8. für land- und forstwirtschaftliche Angelegenheiten (auch Landesvermessung und Kartographie),
9. für Kirchen-, Missions- und Schulangelegenheiten.

Es sind zur Zeit Erhebungen darüber im Gange, ob und wie weit es angängig ist, den Gouverneuren Beiräte zur Seite zu stellen, die aus Vertretern der privatwirtschaftlichen Kreise des Schutzgebiets zusammengesetzt sind. Schon jetzt hört der Gouverneur in kaufmännischen Fragen die einzelnen Vertreter der selbständigen Firmen, während zur Beratung von Fragen landwirtschaftlicher Natur der bestehende Pflanzerverein, eine Vereinigung der Vertreter

Digitized by Google

der verschiedenen landwirtschaftlichen Unternehmungen in Deutsch-Ostafrika, zusammenberufen wird.

Dem Gouverneur steht die Kaiserliche Schutztruppe mit einer Stärke von 44 Offizieren, 18 Ärzten, 1 Zahlmeister, 110 Unteroffizieren, 5 Dolmetschern, 12 Effendi, 116 farbigen Chargen, 1634 eigentlichen Schutztruppen und 444 Mann Polizeitruppen zur Verfügung. Die Armierung besteht aus 61 Geschützen, leichten Feldgeschützen oder Schnellade-kanonen. Die Schutztruppe ist in 12 Kompanien eingeteilt und wird zur Besetzung der verschiedenen Stationen an der Küste und im Innern verwendet.

Als Hauptmann Wißmann im Jahre 1889 zum Reichskommissar ernannt wurde, warb er eine Anzahl von Sudanesen an, die durch die Auflösung der bisherigen ägyptischen Armee frei geworden waren. Mit diesen Sudanesen hat Wißmann den Aufstand Buschiris und Banaheris unterdrückt, und sie bilden, durch Neuanwerbung mehrfach ergänzt, auch heute den Kern der Schutztruppe. Sie sind geborene Soldaten, die durch Generationen hindurch keinen anderen Beruf gekannt haben. Dazu kommt unbedingtes Vertrauen und Anhänglichkeit an den Führer, der es versteht, auf ihre Eigenart einzugehen. Es ist allerdings nicht leicht, sie richtig zu behandeln.

Den Neuanwerbungen von Sudanesen stellten sich bald Schwierigkeiten entgegen. England versagte seine Genehmigung. Die letzte Anwerbung fand 1895 statt, und man ging nun dazu über, Eingeborene des Schutzgebiets selber anzuwerben. Im Jahre 1894 erhielt Tippu-Tipp den Auftrag, Manyemaleute, die für einen der kriegerischsten Volksstämme Ostafrikas gelten, nach Dar-es-Salam zu bringen. Die statt derselben von ihm angeworbenen Wanyamwesi bewährten sich jedoch wenig. Die Kompanien, deren Stärke von 48 bis 178 Mann schwankt und im Mittel 120 Mann beträgt, sind im allgemeinen mit einem Kompaniechef, 2 Leutnants und 2–3 europäischen Unteroffizieren besetzt. Der schreibgewandteste Unteroffizier besorgt die Feldwebelgeschäfte. Hierzu tritt noch meist ein Arzt mit einem Sanitätsunteroffizier. Die übrigen Chargen sind mit Schwarzen, meist Sudanesen, besetzt und werden mit den ehemaligen ägyptischen Namen bezeichnet, wie Ombascha (Gefreiter), Schausch (Unteroffizier) u. s. w. Jede Kompanie hat einen Effendi, d. h. schwarzen Offizier, der jedoch hinter dem weißen Unteroffizier rangiert und der für den inneren Dienst gewissermaßen die Stellung unseres Feldwebels einnimmt. Diese Effendi haben einen außerordentlichen Einfluß, da jeder mit seinen kleinen Anliegen und Sorgen zu ihnen kommt. Doch will man diese Stellung aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten allmählich eingehen lassen. Die Kleidung der Askari (Soldaten) besteht aus kurzer Jacke und Hose von braunem Kaki, braunen Schnürstiefeln, blauen Beinbinden und Kopfbedeckung mit Nackentuch, gleichfalls aus braunem Kaki. Die Beinbinden sind zweckmäßig, da sie das Hängenbleiben an Dornen u. a. verhüten. Die Bewaffnung besteht aus Gewehr M. 71 und kurzem Seitengewehr. Zum feldmarschmäßigen Anzuge gehören ferner wollene Decke, Tornister und Brotbeutel, sowie Feldflasche aus Aluminium mit 1 l Inhalt.

Die Ausbildung im Exerzieren und Schießen erfolgt nach dem Exerzierreglement und der Schießvorschrift für Marineinfanterie. Die Kommandos werden deutsch gegeben und Erklärungen durch einen Dolmetscher übersetzt. Die Leute exerzieren sehr gut, und Griffe wie Kompaniekolonnenbewegungen werden ebensogut ausgeführt wie zu Hause.

Was die Finanzen des Schutzgebiets anlangt, so sind dieselben aus der folgenden Übersicht ersichtlich:

Einnahme (1000 Mark)

| | 1895/96 | 1896/97 | 1897/98 | 1898/99 | 1899/1900 | 1900/01 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Direkte Steuern | — | — | — | 100 | 350 | 500 |
| Zölle | 1750 | 1350 | 1400 | 1625 | 1750 | 1750 |
| Verwaltungseinnahmen, sonstige Abgaben u. s. w. | 400 | 250 | 300 | 435 | 410 | 613 |
| Einnahme aus dem Eisenbahnbetrieb | — | — | — | — | — | 85 |
| Reichszuschuß | 3687 | 4301 | 4338 | 3805 | 5685*) | 6760 |
| Zusammen | 5837 | 5901 | 6038 | 5965 | 8195 | 9708 |

*) Dazu ein Nachtrag von 50000 Mark. Nach dem Reichsgesetz vom 30. März 1892 müssen alle Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete für jedes Jahr veranschlagt und auf den Etat der Schutzgebiete gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahres durch Gesetz festgestellt.

Digitized by Google

Ausgabe (1000 Mark)

| | 1895/96 | 1896/97 | 1897/98 | 1898/99 | 1899/1900 | 1900/01 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| fortlaufende . . . . . | 5542 | 5409 | 5546 | 5630 | 5942 | 6764 |
| einmalige . . . . . | 280 | 476 | 480 | 322 | 2540 | 2931 |
| Reservefonds . . . . . | 15 | 16 | 13 | 13 | 13 | 13 |
| Zusammen | 5837 | 5901 | 6039 | 5965 | 8495 | 9708 |

Die Einnahme aus Zöllen, Gebühren und Abgaben betrug:

| Rechnungsjahr | 1895 | | 1896 | | 1897 | | 1898 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Rp. | P. | Rp. | P. | Rp. | P. | Rp. | P. |
| Ausfuhrzölle . . . | 366790 | 55 | 430340 | 47 | 383707 | 34 | 335197 | 25 |
| Einfuhrzölle . . . | 581496 | 19 | 690645 | 14 | 709385 | 35 | 839063 | 51 |
| Schiffahrtsabgabe . . | 2441 | — | 2660 | — | 3213 | — | 2708 | — |
| Holzschlaggebühr . . | 20100 | 57 | 20945 | 1 | 23777 | 55 | 11732 | 17 |
| Nebeneinnahmen . . | 26542 | 45 | 18209 | 48 | 15718 | 44 | 8718 | 40 |
| Zusammen | 997371 | 48 | 1162800 | 36 | 1135802 | 40 | 1197420 | 5 |
| | Mk. | Pf. | Mk. | Pf. | Mk. | Pf. | Mk. | Pf. |
| | = 1159644 | 13 | 1470215 | 96 | 1513882 | 92 | 1663408 | 68 |

Hinsichtlich der Rechtspflege ist zu bemerken, daß im Küstengebiete, sowie überall im Innern, wo sich europäische Niederlassungen befinden, für das bürgerliche Recht die Reichsgesetze und das Bürgerliche Gesetzbuch, für das Strafrecht das Reichsstrafgesetzbuch und die sonstigen Strafbestimmungen der Reichsgesetze in Gültigkeit sind. Die Rechtspflege über die weiße Bevölkerung im Norden des Schutzgebiets liegt in den Händen eines in Tanga residierenden Bezirksrichters; ein zweiter Bezirksrichter mit dem Amtssitz in Dar-es-Salam hat die gleiche Befugnis für den Süden. Die Bezirksrichter, welche sich gegenseitig vertreten, haben die gesamte Gerichtsbarkeit erster Instanz einschließlich der Schwurgerichtssachen wahrzunehmen. Von ihren Urteilen und Verfügungen ist Berufung und Beschwerde an das Kaiserliche Obergericht zulässig, an dessen Spitze der Gouverneur beziehungsweise der gleichzeitig mit ihm dazu beauftragte Oberrichter steht. Die Bezirksrichter haben ferner die freiwillige Gerichtsbarkeit und die Geschäfte der Standesbeamten wahrzunehmen. Die Rechtspflege über die Farbigen in Zivil- wie in Strafsachen liegt in den Händen der Bezirksamtmänner, die in weniger wichtigen Angelegenheiten zugleich in erster und letzter Instanz entscheiden. Andernfalls ist Berufung an den Gouverneur beziehungsweise den Oberrichter zulässig. Die Verhandlung (Schauri genannt) ist öffentlich und findet mindestens zweimal wöchentlich statt. Die materielle Grundlage für die Entscheidungen beruht auf den Begriffsbestimmungen des Reichsstrafgesetzbuchs, das als Richtschnur dient. Der Bezirksamtmann ist auch Nachlaßrichter und übt die freiwillige Gerichtsbarkeit aus. In einzelnen kleineren Orten ist die niedrigere Gerichtsbarkeit besoldeten Akidas (farbigen Distriktsvorstehern) unter dem Beistande zuverlässiger Privatpersonen übertragen. Gegen ihre Entscheidungen ist die Berufung an das Bezirksamt zulässig.

Vergleiche über die Organisation der Verwaltung die Arbeit von Geh. Legationsrat Bernhard v. Koenig, „Die Kolonialbehörden, deren Zuständigkeit und Verfahren", in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, Band 2, S. 1 ff., sowie das Kolonialhandbuch von Rudolf Fitzner, 2. Aufl., S. 265 ff., ferner die alljährlich herausgegebenen Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete.

Die Kaiserliche Schutztruppe von Deutsch-

Miſſionsſchule.

Digitized by Google

Digitized by Google

27. Miſſion und Schule

Im deutſch-oſtafrikaniſchen Schutzgebiete ſind zehn Geſellſchaften am Miſſionswerk tätig, darunter ſieben evangeliſche und drei katholiſche. Sechs davon haben deutſchen Charakter. Eine (die Weißen Väter) iſt vorwiegend franzöſiſch und drei engliſch.

Kirche in Magila.

Was die *katholiſchen Miſſionsgeſellſchaften* anlangt, ſo iſt die *St. Benediktus-Miſſionsgenoſſenſchaft* in der ſogenannten apoſtoliſchen Präfektur Südſanſibar tätig und hat Stationen in Dar-es-Salam, Kollaſini (auch Kuraſini genannt), Lukuledi, Nyangau, Jringa, Madibira, Malangali, Peramiho und Kigonſera errichtet. Sie beſitzt 2 Kirchen (in Kollaſini und Dar-es-Salam, die letztere im Bau), 6 Kapellen, 23 Schulen mit ca. 200 Schülern und eine Katechetenſchule (in Kollaſini). Überall ſind auch Waiſenhäuſer eingerichtet, in Dar-es-Salam auch ein Spital für Eingeborene. Die Geſamtzahl der Chriſten beziffert ſich nach der letzten Statiſtik auf ca. 1700, die der Taufbewerber auf ca. 1300.

Im *apoſtoliſchen Vikariat* Nordſanſibar wirken die *Väter vom heiligen Geiſt und unbefleckten Herzen Mariä* (ſogenannte Schwarze Väter). Ihre Hauptſtation iſt Bagamoyo. Daneben beſtehen Stationen in Mhonda, Mandera, La Longa, Mrogoro, Matumbo, Tununguo, Kilema, Kiboſho, Rombo und Tanga. Mehrere Stationen haben außerdem Zweigniederlaſſungen eingerichtet. Auch hier haben alle älteren Stationen eine Kirche oder Kapelle, eine oder mehrere Schulen, Waiſenhäuſer, Werkſtätten, Ackerbauſchulen u. ſ. w.

Oſtafrika behandelt Oberleutnant Stenzler in „Überall", illuſtrierte Wochenſchrift für Armee und Marine, 1902, S. 708 ff.

Die Gouvernementsflottille iſt neuerdings eingehend beſprochen worden von Dr. H. Heſſe in der Deutſchen Kolonialzeitung 1902, S. 490 ff. Eine Gerichtsverhandlung in Oſtafrika hat Hauptmann a. D. Leue geſchildert (ebenda 1899, S. 421).

Die Zahl der durch die Mission, die ihre Tätigkeit schon im Jahre 1862 begonnen hat, gewonnenen Christen beträgt ungefähr 6700.

Seit 1897 ist im Vikariat Nordsansibar auch der Trappistenorden tätig. Die Ansiedlung geht von dem deutschen Kloster Mariannhill in Natal aus. Bereits sind Stationen in Neu-Köln und St. Peter (beide in Usambara) und Tanga entstanden.

Im Innern des Schutzgebiets arbeiten die sogenannten Weißen Väter (Missionaires d'Afrique d'Alger) in den apostolischen Vikariaten Unyanyembe, Tanganyika und Viktoria-Nyansa. Ihre Stationen sind: Mariahilf-Uschirombo, St. Michael-Msalala, Ndala, Usighe und Urundi; Karema (Hauptstation), Kirando, Kala, Utinta und Simba; Marienberg bei Bukoba, Bukumbi, Neuwied auf der Ukereweinsel und Ussui. Die Zahl der Getauften betrug im Vikariat Unyanyembe zuletzt 1342, die der Taufbewerber etwa 6000. Für das Vikariat Tanganyika sind dieselben Zahlen ca. 1950 beziehungsweise 900. Für das Vikariat Südnyansa ca. 1700 beziehungsweise 5000. Auch diese Mission hat eine große Anzahl von Schulen eingerichtet. Im Vikariat Tanganyika bestehen deren allein 46. In Unyanyembe und Südnyansa gleichfalls gegen 20.

Von den evangelischen Missionsgesellschaften ist zunächst die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) hervorzuheben. Sie hat ihre Missionstätigkeit im Jahre 1887 begonnen und arbeitet in Usambara und Usaramo. Ihre Stationen sind in Usaramo: Dar-es-Salam, Hoffnungshöh bei Kisserawe und Maneromango; im Usambaragebiet: Tanga, Hohenfriedeberg bei Mlalo, Bethel bei Mtai, Wuga bei Masinde und Bumbuli. Die Theologen, welche in den Missionsdienst der Gesellschaft treten, werden in dem in Bielefeld vom Pastor D. v. Bodelschwingh eingerichteten Kandidatenkonvikt ausgebildet. Nördlich und nordöstlich des Nyassasees arbeitet die „Gesellschaft zur Förderung der evangelischen Missionen unter den Heiden" (Berlin I). Im Oktober 1896 wurde die erste Station dieser Gesellschaft in Wangemannshöh im Kondelande von dem Missionssuperintendenten Merensky angelegt. Vom Kondeland aus wurde später das Kingaland besetzt und ferner Stationen in Ubena und Uhehe gegründet. Jetzt stehen auf 14 Stationen 14 ordinierte Missionare und 4 Missionskandidaten. Die Sprachen der Bakonde, Bakinga und Wahehe sind zu Schriftsprachen gemacht und einige Evangelien in der Kondesprache gedruckt. In der Nachbarschaft arbeitet die Missionsanstalt der evangelischen Brüderunität, die ihre erste Station in Rungwe eingerichtet hat und gegenwärtig im Nyassagebiet deren 6 besitzt. Auch das Unyanyembegebiet hat sie seit 1896 von der Londoner Missionsgesellschaft übernommen und besitzt daselbst die Stationen Kilimani-Urambo bei Tabora und Kitunde-Kiwere (im Bezirk Kilimandjaro). Den Kilimandjaro hat die Evangelisch-lutherische Mission zu Leipzig als ihr Wirkungsgebiet ausersehen. Im Jahre 1893 unternahm sie ihre erste Expedition in das Gebiet der Wadjagga. Bis jetzt sind am Kilimandjaro 4 Stationen begründet (Madschame, Mamba, Moshi, Shira), ferner im Nordparegebirge die Station Shigatini und seit Januar 1902 die Station Nkoarenge am Meru. Durchschnittlich nehmen an den Gottesdiensten 1100 Hörer, am Unterricht in den Schulräumen 660 Schüler teil. Zu Kutindi in Usambara hat der Evangelische Afrikaverein eine Freistätte für Sklaven errichtet. Von den englischen Missionen wirkt die

Digitized by Google

ſogenannte Univerſitätenmiſſion bei Dar-es-Salam, in Uſambara und im Ruvumagebiet. Bei Dar-es-Salam hat ſie die Stationen Kitſhelwe und Mtoni, in Uſambara die Zentralſtation Magila (mit ſechs Europäern), Mkuſi, Korogwe, Miſoswe. Die Church Missionary Society arbeitet auf den Stationen Mamboia, Mpapwa, Kiſokwe in Uſſagara, beziehungsweiſe Ugogo, and Naſſa in Uſſukuma.

Die Miſſionen entfalten im Schutzgebiet eine außerordentlich ſegensreiche Tätigkeit. Nicht nur, daß ſie dem Chriſtentum in allen Teilen des Landes zahlreiche Gefolgſchaft werben und jahraus, jahrein viele Tauſende von Eingeborenen in den elementaren Schulfächern und in allerlei Handwerk unterrichten, ſie haben ſich auch um die Krankenpflege in umfangreichem Maße verdient gemacht. Auch für Kulturarbeiten aller Art, Herſtellung von Wegen, Anbau von Kulturpflanzen, Waſſeranlagen ſind die Miſſionen mit Eifer und Verſtändnis tätig geweſen.

Schule in Maneromango.

Was die Unterrichtsanſtalten anlangt, ſo hat das Gouvernement unabhängig von den Miſſionen Regierungsſchulen in Tanga und in Dar-es-Salam eingerichtet, die hauptſächlich den Zweck haben, der Regierung ein geeignetes Unterbeamtenperſonal für ihren Dienſt zu beſchaffen. Dieſe rein praktiſche Abſicht hat dahin geführt, dieſe Schule auf der Baſis der Konfeſſionsloſigkeit zu errichten, ein Grundſatz, der von den Miſſionen lebhaft bekämpft wird.

Vergleiche über die Miſſionstätigkeit in den Schutzgebieten das Werk von D. Merensky „Die evangeliſchen Miſſionen in den deutſchen Kolonien", ſowie die regelmäßigen Berichte des Paſtors E. Hoeler über die Tätigkeit dieſer Miſſionsgeſellſchaften in der Deutſchen Kolonialzeitung und den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtſchaft. Eine brauchbare Überſicht über die Miſſionstätigkeit, auch die katholiſchen Miſſionen umfaſſend, mit vielen Einzelangaben findet ſich auch in Meineckes Deutſchem Kolonialkalender 1903, S. 186–214.

## 28. Die Produktion des Landes

Bei der Einzelbeschreibung der Landschaften und ihrer Bewohner ist überall auch ihrer wirtschaftlichen Betätigung bereits gedacht worden. Es geht daraus hervor, daß der größte Teil der seßhaften Bevölkerung des Schutzgebiets dem Ackerbau obliegt, der durchweg in der Form des Hackbaus betrieben wird. Für den eigenen Bedarf wie für die Ausfuhr werden gebaut: Sorghum oder Mtama (weiß und rot), Kolbenhirse (Penicillaria), Eleusine, Mais, Reis, Weizen, Sesam, Erdnüsse, verschiedene Bohnenarten, Erbsen, Bananen, Kürbisse, Wassermelonen, Bataten, Yams, Maniok, Hanf, Tabak und Pfeffer.

Die Äcker werden meist gegen den Ausgang der Trockenperiode vor Eintritt der Regenzeit bestellt. Düngung der Felder ist unbekannt. Die Erde wird mit der Hacke oder dem Grabscheit bearbeitet, ein großes, oft gebogenes Buschmesser dient zum Ernten. Da die verschiedenen Hirsearten das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden, so werden sie fast überall angebaut. In den östlichen Landschaften sowie in Unyamwesi spielt daneben der Mais eine große Rolle. Reis wird dagegen nur vereinzelt in Usagara, Uluguru und Usukuma angebaut. Auch der Weizenbau, der erst durch die Araber eingeführt worden ist, hat nur geringe Bedeutung. Dagegen ist die Banane vielfach Volksnahrungsmittel, aber lokal beschränkt auf die Küste, den Kilimandjaro und das Zwischenseengebiet. Bohnenarten werden fast überall gezogen, während Erbsen sich nur auf den Innenlandschaften des Zwischenseengebiets finden. In den meisten Dörfern wird auch Tabak gepflanzt, aber nur für den eigenen Bedarf. Dagegen wird in den nördlichen küstennahen Distrikten Sesam lediglich zu Handelszwecken kultiviert.

Im Bezirk Tanga sind die Hauptfrüchte Bananen und Mais für das Hinterland, Maniok und Bataten für die Küste. Als Handelsprodukt wird Sesam gebaut. In der Erntezeit wurde davon in den letzten Jahren monatlich für 2500 Rupien ausgeführt. Auch die Ausfuhr von Kopra hat einen starken Aufschwung genommen, trotzdem die meisten der im Bezirk gebauten Kokosnüsse in den Plantagen verzehrt werden. Neuerdings ist der Reisbau wieder in Aufnahme gekommen.

Auch im Bezirk Westusambara hat in den letzten Jahren der Anbau zugenommen, besonders da die Plantagen willige Abnehmer sind. Große Massen von Mais, Bohnen, Kartoffeln und Bananen gehen aus dem Gebirge, Mtama und Ananas aus der Steppe zum Markt. Im Panganibezirk kultivieren die Eingeborenen außer Zuckerrohr Mais, Mtama, Maniok, Sesam, Reis, Tabak und Kokosnüsse. Die Kultur der Kokospalme wird amtlich durch unentgeltliche Abgabe von Pflanznüssen gefördert. Im Bezirk Bagamoyo wird dicht bei der Stadt in erster Linie Maniok (Mhogo) gebaut. Die den Ungubergen vorgelagerte Ebene ist sehr fruchtbar und bringt auch Reis, Erdnüsse, Bataten, Maniok, Sesam, Orangen, Mandarinen, Ananas und dergleichen. Die Belutschenkolonie im Dorfe Kaule betreibt etwas größeren Anbau, sonst geht man fast nirgends über die lokalen Bedürfnisse hinaus. Saatkokosnüsse sind in Menge vom Bezirksamt an die Eingeborenen abgegeben worden.

Im Bezirk Dar-es-Salam hat die Kokoskultur in den letzten Jahren einen starken Aufschwung genommen. Überall werden neue Palmen gepflanzt.

Im Rufidjigebiet hat sich der Maisbau neuerdings sehr ausgedehnt. Die

Digitized by Google

Reispflanzungen leiden aber unter den ganz unſicheren Feuchtigkeitsverhältniſſen, da man bei dem primitiven Landbau der Neger künſtliche Bewäſſerung und Abdämmung nicht kennt. Hier kann nur indiſche Koloniſation helfen. Momentan kann Reis nur dort ſicher gebaut werden, wo durch Ebbe und Flut eine regelmäßige Überſchwemmung eintritt. Die Zuckerproduktion bei Mohoro iſt im Steigen, aber auch hier fehlt künſtliche Bewäſſerung.

Im Bezirk Kilwa haben die letzten Mtamaernten unter einer Krankheit ſtark zu leiden gehabt. Die Eingeborenen ſind daher mehr zur Kultur von Seſam, Erdnüſſen, Hülſenfrüchten und dergleichen übergegangen. Die Seſamausfuhr hat ſich daher ganz erheblich gehoben. Da die Heuſchrecken ſich in neuerer Zeit nur vereinzelt zeigten, hat auch die Reiskultur wieder größere Ausdehnung angenommen. Das Bezirksamt hat große Mengen Saatreis verteilt. Auch hat die Kommune eine Reisſchälmaſchine angeſchafft, um das Produkt beſſer bearbeiten zu laſſen als mit dem einfachen Stampfmörſer. Auch die Palmenkultur nimmt ſtetig zu; in Mafia ſind allein im Jahre 1900/1901 70000 junge Palmen angepflanzt worden. Der wertvollſte Ausfuhrartikel iſt jedoch Kautſchuk. Leider iſt die Ausbeutung der Kautſchukliane hier wie überall durch Konkurrenz und ungeſundes Vorſchußſyſtem ſo auf die Spitze getrieben, daß ſie nur Raubbau genannt werden kann und die Erträge wahrſcheinlich bald erheblich zurückgehen werden. Anpflanzungen von Kautſchukbäumen, unter denen für das dortige Klima beſonders die Cearaſorte in Frage kommt, ſind deshalb zur Notwendigkeit geworden. Das Dondeland ſcheint dafür der beſte Boden zu ſein. Beſondere Mühe verwendet das Bezirksamt auf die Ausfuhr der Baumwolle bei den Eingeborenen.

Kaiſerliches Bezirksamt in Bagamoyo.

Der Bezirk Lindi produzierte in früheren Jahren bedeutende Mengen Mtama und Kola. Doch hat die Produktion neuerdings durch eine Getreidekrankheit Schaden gelitten. Auch hier iſt man daher zu einer anderen Kultur übergegangen und hat ſich mehr dem Mais zugewandt. Leider läßt derſelbe

Digitized by Google

sich infolge des Klimas schlecht lange verwahren. Exportversuche nach Deutschland würden sich bei den herrschenden Markt- und Frachtverhältnissen wahrscheinlich lohnen. Auch die Sesamkultur hat infolge der Maßregeln der Regierung einen starken Aufschwung angenommen, während dieser Artikel früher dort fast unbekannt war. Auch Maniok, Erdnüsse und Kolumbowurzeln werden viel angebaut. Der aus Lindi ausgeführte Tabak kommt meist aus portugiesischem Gebiet, ebenso ein großer Teil des Kautschuks. Die Zuckerrohrkultur im Distrikt ist noch sehr ausdehnungsfähig. Edelhölzer, besonders Grenadillholz werden in ziemlichen Mengen ausgeführt und zwar meist nach Frankreich.

Im Bezirk Sfongea ist besonders im Gebirgsland von Ungoni ein sehr fruchtbares Gebiet, in dem fast alles gedeiht. Den Reisbau haben die Küstenleute dort monopolisiert. Doch versucht die Kaiserliche Station, diese Kultur bei den Eingeborenen einzuführen. Weizen, Kaffee und Kautschukbäume sind gleichfalls von der Station angebaut worden. Im Bezirk Langenburg sind die Kautschukbestände durch Raubbau der Händler erschöpft, und an Stelle der Produktion ist ein Durchgangshandel getreten. Durch die Missionen ist der Anbau europäischer Kartoffeln und Zwiebeln eingeführt worden. In den Niederungen von Mahenge ist Reis die Hauptfrucht, außerdem Mais, Mtama, Mhogo, Bataten, Zuckerrohr und Sesam. In den Bergen gedeihen bei der Station Kaffee, Erdbeeren, jegliche Gemüse u. s. w. Der Bezirk Kissakki produziert große Mengen von Mais, Mtama, Reis, Mhogo und Bataten. Daneben gedeihen viele Sorten von Gemüsen und Bohnen. Dagegen ist die Kautschukliane fast verschwunden. Im Bezirk Kilossa wird besonders Mtama angepflanzt. Im Bezirk Mwansa sind rote Sorghum und Hirse die Hauptfrüchte, in Shirati Hirse und Eleusine. In der Landschaft Shashi werden viel Erdnüsse gebaut. Im Bukobabezirk ist die Banane, Eleusine und die europäische Bohne die Hauptkultur. Daneben baut man etwas Weizen, Reis, Mais u. s. w.

Der Ackerbau der Eingeborenen hat indessen mit zwei gefährlichen Feinden zu kämpfen; das sind die Getreidekrankheiten, die zum Beispiel in Kilwa und Lindi in den letzten Jahren sehr bedeutenden Schaden angerichtet und die Mtamakultur fast vernichtet haben, und besonders auch die Heuschreckenplage.

Vergleiche über den Ackerbau der Eingeborenen die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Afrika 1900/1901 und das Kolonialhandbuch von Rudolf Fitzner, S. 214 ff. Über die Mtamakrankheit (Mafuta) vergleiche die Expeditionsberichte von Dr. W. Busse, der im Jahre 1900 im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees die deutsch-ostafrikanischen Steppen bereiste und diese Krankheit näher erforscht hat. Über die Heuschrecken und die Mittel zu ihrer Bekämpfung hat neuerdings Dr Sander, Berlin 1902, gehandelt.

Die Plantagenunternehmungen der Europäer haben bisher die Küstenlandschaften von Tanga und Pangani, sowie das wald- und wasserreiche Usambara stark bevorzugt. An der Küste sind umfangreiche Kokosplantagen angelegt worden, während man im Gebirge hauptsächlich Kaffee baut. Nebenbei werden auf einzelnen Plantagen auch Vanille, Tabak, Kautschuk und Agaven gezogen. Das im Panganital bereits seit langer Zeit von Arabern gebaute und verarbeitete Zuckerrohr ist jetzt unter europäischen Betrieb genommen worden. Seitens der Regierung geschieht alles, um diese Kulturen nach Möglichkeit zu heben. Vor kurzem unternahm der Chef der Landeskultur, Regierungsrat Dr. Stuhlmann, eine Reise nach Indien und Java zum Studium der botanischen Gärten und Pflanzen, und infolgedessen sind zahlreiche Versuche zur Einführung neuer und Verbesserung alter Kulturen gemacht worden. Im Hochland von Westusambara ist seit Jahren die Kulturstation Kwai

Digitized by Google

in Tätigkeit, welche den Zweck hat, zu untersuchen, inwieweit sich die westlich des Luengera gelegenen Gebiete von Usambara für Ackerbau und Viehzucht eignen. Die Station hat ihre Untersuchungen jetzt mit günstigen Ergebnissen abgeschlossen und wird daher eingehen. Einem Versuchsgarten in Dar-es-Salam liegt die Unterhaltung der öffentlichen Anlagen, die Anzucht von Alleebäumen und die Vermehrung verschiedener Nutzpflanzen ob. Eine neue Versuchsstation für Tropenkulturen wird in Usambara (Amani) eingerichtet.

Die jetzt bestehenden Pflanzungen ergeben sich aus folgender Übersicht:

### Bezirk Tanga

#### a) An der Küste

1. Die Pflanzung des Herrn v. Saint-Paul in der nächsten Umgebung von Tanga. Hier werden Kautschuk, Kokospalmen und Vanille gebaut.

2. Die v. Bülowsche Pflanzung mit Kokospalmen.

3. Die Pflanzung Kiomoni am Mkulumusi, eine Stunde in westlicher Richtung von Tanga entfernt (Eigentum der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft). Sie trägt Kokospalmen, Liberiakaffee, Kautschuk und Agaven.

4. Derselben Gesellschaft gehört jetzt die Schlunkesche Kokospflanzung bei Potini an der Tangabucht. Daselbst werden nunmehr große Agavenpflanzungen angelegt.

5. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bei Muoa, Totohowu und Nassini. Auf Muoa und den beiden Vorwerken standen seit 1898 bereits 250000 Kokospalmen ausgepflanzt.

6. Die Agavenpflanzung von H. Liebel bei Ngomeni, eine halbe Stunde von Tanga entfernt, an der Bahn.

#### b) In Bondei

7. Die Perrotsche Pflanzung südlich von Bombwera, unweit der Eisenbahnstation Ngomeni (Eigentum der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft). Sie zieht Liberiakaffee.

#### c) In Handei (Ostusambara)

8. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Derema, 960 m über dem Meere, am Ostabfall des Usambaragebirges. Die Pflanzung liegt in dem Knie, das der obere Sigi mit seinem Nebenfluß, dem Mankujo, bildet, und wurde Mitte August 1891 durch Dr. R. Hindorf angelegt. Etwa 110 ha sind mit 80000 arabischen Kaffeebäumen bepflanzt.

9. Die Pflanzung derselben Gesellschaft in Nguelo. Sie liegt etwa 8 km nördlich von Derema und wurde im März 1892 angelegt. Das stattliche, turmgeschmückte Herrenhaus liegt sehr schön auf der flachen Bergkuppe und gewährt einen weiten Blick über reizvolle Täler und Berge. Auf 130 ha sind gegen 120000 arabische Kaffeebäume angepflanzt.

10. Die Pflanzung Herus derselben Gesellschaft, 1894 angelegt, trägt etwa 10000 Bäume Hodeidakaffee.

11. Die Pflanzung Lunguffa derselben Gesellschaft, im Jahre 1894 von Derema aus angelegt. Sie liegt im Tal des oberen Mueremwaflusses bei Mfungamingi am Fuße der Kunststraße. Auf 10 ha stehen 8000 Liberiabäume. Auch in Monga und in Mfitumi hat dieselbe Gesellschaft kleinere Kaffeepflanzungen angelegt. In Lunguffa wird auch Kakao, Kardamom und Zimmt in kleinerem Maßstabe kultiviert.

Digitized by Google

Die Plantagen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft werden unter dem Namen Plantage Union zusammengefaßt.

12. Die Pflanzung der Usambara-Kaffeebaugesellschaft in Buloa, nordwestlich des Buloaberges beim Dorfe Ngondja. Sie verfügt über ein Gelände von 4000 ha, dessen Boden tiefgründig ist und aus einer Mischung von fettem Ton und Humus besteht. Auf der Pflanzung wird vornehmlich Liberiakaffee angebaut. Anfang 1900 standen auf rund 200 ha gegen 90000 Bäume. Die Arbeiter, von denen in Buloa 555 beschäftigt werden, sind sehr gut in langgestreckten Kasernen aus Bambusflechtwerk mit Lehmbewurf und Wellblechdächern untergebracht. Auf der Pflanzung ist eine Wasserleitung eingerichtet worden, mittels welcher das Wasser hochgelegener Quellen über einen großen Teil der Pflanzungen geleitet wird. Im Tale arbeitet eine einfache Ziegelei, welche sehr brauchbare Backsteine liefert.

13. Die Mismahlsche Pflanzung in Ngua. Sie wurde im Jahre 1894 angelegt, liegt 1086 m über dem Meere, hat einen milden, durchlässigen, sandigen Lehmboden und war bis Ende 1899 mit 108000 Kaffeebäumen arabischer Art auf 63 ha bepflanzt. Ein Versuch mit Liberiakaffeebäumen und Kakao ist wegen der hohen Lage mißlungen, Versuche mit Eucalyptus globulus dagegen sind zufriedenstellend ausgefallen, so daß dieser Baum zu Aufforstungszwecken weiter angepflanzt werden soll.

14. Die Pflanzung der Rheinischen Handel-Plantagengesellschaft bei Ngambo. Sie ist nordwestlich von Buloa gelegen und verfügt über ein Areal von 500 ha, von denen Anfang 1900 270 ha mit arabischen Kaffeebäumen bepflanzt waren.

15. Die Pflanzungen S. K. H. des Prinzregenten Albrecht von Preußen bei Kwa Mkoro und Sjankarawe. Das Pflanzungsgebiet zieht sich über eine Reihe von Hügeln hin, zwischen denen Wasserläufe Täler eingerissen haben. Von den 3000 ha der Pflanzung sind etwa 200 urbar gemacht und zum Teil mit arabischem Kaffee bepflanzt. Auch große Bestände von Schattenbäumen sind gesetzt.

16. Die Pflanzung der Sigi-Pflanzungsgesellschaft bei Segoma. Sie liegt am Südwestabhange des Tschanaberges am Zusammenfluß des Sigi und des Semdoe auf dem linken Ufer dieser beiden Bäche und hat ein Areal von 2000 ha. Das Gebiet ist ein Hügel- und Bergland, dessen Höhe zwischen 150 m und 1000 m über dem Meere wechselt. In den höheren Lagen wird arabischer Kaffee, in den mittleren und tieferen liberischer Kaffee und auch Kakao angebaut.

d) In Westusambara

17. Die Pflanzung der Kaffeeplantage Sakarre Akt.-Ges. Sie liegt im bewaldetsten Teile Westusambaras zwischen den Quellgebieten des Mlulu und des Wuruni und umfaßt ein Areal von 5000 ha, von denen bereits 600 unter Kultur sind. Die Gesellschaft pflanzt arabischen Kaffee.

18. Die Pflanzung Wiese & Wilckens, 2 Stunden nordwestlich von Korogwe 1300 m über dem Meere gelegen. Die Pflanzung ist erst im Jahre 1898 angelegt. Von dem mit Hochwald bestandenen, 3000 ha umfassenden Areal ist ein Teil mit arabischem Kaffee bepflanzt worden.

19. Die Pflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft in Balangai im Kreise Bumbuli. Dortselbst wird arabischer Kaffee gepflanzt.

Digitized by Google

20. Die Pflanzung der Weſtdeutſchen Handels- und Plantagengeſellſchaft im Mkolotal. Sie erzeugt gleichfalls arabiſchen Kaffee.

21. Anſiedler Weber in Magamba. Magamba liegt auf einem Hochplateau ungefähr 1½ Stunden nördlich von Wilhelmstal etwa 1600 m über dem Meere. Die meiſten europäiſchen Feldfrüchte gedeihen gut. Weber hat auch Verſuche mit Wein, Hopfen, Tabak und Mohn gemacht.

Bezirk Pangani

1. Die Pflanzung der Deutſch-oſtafrikaniſchen Plantagengeſellſchaft in Lewa und Magila. Die Tabakpflanzung dieſer Geſellſchaft wurde bereits im Jahre 1887 angelegt, aber bald darauf während des Araberaufſtandes verwüſtet. Da die Tabakkultur Schwierigkeiten begegnete, ſo iſt in den letzten Jahren Liberiakaffee in großem Umfange angepflanzt worden. In Lewa und dem dazu gehörigen Vorwerk Magila ſind 2500 Morgen mit Kaffee und 200 Morgen mit Tabak bepflanzt. Auch die Agavenkultur iſt neuerdings in Angriff genommen worden.

Eingang zur Saadaniſtation.

2. Die Pflanzung derſelben Geſellſchaft in Buſchirihof bei Mundo auf dem linken Ufer des Panganifluſſes. Sie umfaßt etwa 400 ha, von denen 300 für den Anbau von Liberiakaffee und 100 für Kokospalmenkultur beſtimmt ſind.

3. Die Pflanzung der Deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft in Kikogwe mit Muera. Sie iſt im Jahre 1887 durch den Regierungsbaumeiſter Hörnecke angelegt worden. Anfänglich wurde Baumwolle gebaut, jetzt wird in erſter Linie hier wie in Muera die Kultur der Siſalagave betrieben und daneben die vorhandenen Beſtände an Liberiakaffeebäumen und Kokospalmen gepflegt.

4. Die Zuckerrohrpflanzungen der Araber und der Panganigeſellſchaft im Maunyadiſtrikt im Panganital. Von Tſchogwe bis zum ſogenannten Teufelsfelſen ſind an den Flußufern von den Arabern zahlreiche Zuckerrohr-

pflanzungen angelegt worden. Aus dem Zuckerrohr wurde in primitiven Mühlen ein minderwertiges Produkt gewonnen. Inzwischen hat die Panganigesellschaft hier eine mit modernen Einrichtungen ausgestattete Zuckerfabrik erbaut, in der mit der Verarbeitung der Produktion bereits begonnen worden ist.

### Bezirk Bagamoyo

1. Die Pflanzung der katholischen Mission bei Bagamoyo. Hier wird hauptsächlich Vanille gebaut.

2. Die Pflanzung der L. & O. Hansing Mrimaland- und Plantagengesellschaft in Kitopeni bei Bagamoyo. Auch hier wird hauptsächlich Vanille angebaut.

3. Die Pflanzung der katholischen Mission in Mhonda. Neben großen Obst- und Gemüsegärten haben die Missionare eine kleine Kaffeeplantage angelegt und Vanille sowie Tabak angebaut.

### Bezirk Dar-es-Salam

Die Pflanzung der Rheinischen Handel-Plantagengesellschaft bei Kurasini. Daselbst ist eine Agavenpflanzung angelegt, die früher dem Gouvernement gehörte. Auch die Missionare in Kurasini besitzen eine kleine Agavenplantage.

### Bezirk Lindi

1. Die Pflanzung von Karl Perrot in Lindi. Dieselbe ist neuerdings von der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft angekauft worden.

2. Die Pflanzung von Quast bei Mikindani, woselbst Kokospalmen, Bananen und Kaffee gebaut werden.

### Bezirk Kilossa

1. Die Pflanzung von Moritz Kinole im Ulugurugebirge.

2. Die Pflanzung der katholischen Mission in Mrogoro. In einer romantischen Schlucht, über deren Felsen beständig reichliches Wasser stürzt, wird Vanille gezogen, an anderen Stellen Kokospalmen, besonders aber Kaffee, mit dessen Anbau gute Ergebnisse erzielt worden sind.

Vergleiche über die Pflanzungen in Ostafrika, 2. Aufl., S. 25 ff., das Handelsadreßbuch des sowie über die daselbst tätigen Kulturgesellschaften Kolonialwirtschaftlichen Komitees, 1903, sowie den das Kolonialhandbuch von Rudolf Fitzner, Kolonialkalender von G. Meinecke, 1903.

Unter den Haustieren hat die Ziege die größte Verbreitung im Schutzgebiet. Sie findet sich bei den meisten Stämmen. Auch das Schaf ist fast überall vertreten und kommt in zwei Arten vor. Am häufigsten ist die Art mit langem, schmalen Fettschwanz, der bis über das Fußgelenk reicht. Am Südrande des Viktoria-Nyansa findet sich dagegen eine zweite Art mit kurzem, breitem Fettschwanz und krummer Nase. Auch das Rind kommt in zwei Schlägen vor. Die einheimische indische Form steht dem Buckelrind nahe und hat einen starken Fetthöcker und kleine, seitlich gestellte Hörner. Daneben haben die hamitischen Hirtenvölker in das Zwischenseengebiet und in die Länder im Osten des Tanganyikasees das kleinere, langgehörnte Watussirind eingeführt. Auch Esel sind im ganzen Schutzgebiet verbreitet. Sie werden besonders von den Massais, Wagogo, Warangi und Wanyaturu gehalten. Hunde kommen in zwei Rassen vor, die gewöhnliche afrikanische von ledergelber Farbe mit aufrecht stehenden kleinen Ohren und gedrehter Rute und ein ver-

Digitized by Google

mutlich von den Hamiten eingeführter Windhund mit längerem Behang und langer, leicht gekrümmter Rute. Pferde und Katzen ſind nur in einzelnen Exemplaren von Europäern oder Arabern eingeführt.

Die Rindviehzucht hat unter der großen Viehſeuche des Jahres 1893 empfindlich zu leiden gehabt. Der Viehbeſtand beginnt erſt jetzt wieder die frühere Höhe zu erreichen. An vielen Stellen wird die Viehzucht durch das Vorkommen der Tſetſefliege gehindert. Auch die Verwüſtungen der Heuſchreckenſchwärme ſind der Viehzucht nicht förderlich. Reichliche Viehbeſtände finden ſich beſonders in Weſtuſambara, im Kilimandjarogebiet, in Unyamweſi, Uſſukuma und in den Zwiſchenſeengebieten. Die Verſuche, Rinder aus dem Innern nach der Küſte zu verpflanzen, ſind zum großen Teile fehlgeſchlagen. Um den Umfang der Viehzucht bei den Eingeborenen zu kennzeichnen, ſeien hier noch einige Zahlen angeführt: Auf der kleinen Inſel Mafia ſind nach den letzten Berichten allein 4500 Rinder, im Bezirk Sſongea wird ihre Anzahl auf 3000 Stück geſchätzt. In Ubena beſitzt der Häuptling allein 6000 Rinder. Im Bezirk Bukoba hat eine Schätzung die ſtattliche Zahl von 23000 Rindern ergeben, während daſelbſt an Kleinvieh etwa 200000 Stück im Beſitz der Eingeborenen ſind.

Beſatzung der Station Bukoba.

Auch die Schweinezucht beginnt ſich an einzelnen Orten einzubürgern. Im Bezirk Sſongea ſind bereits 100 Schweine in den Händen der Eingeborenen. Auch in Herkulo in Weſtuſambara iſt eine Schweinezüchterei angelegt worden.

Die Regierung hat auf der Kulturſtation Kwai auch Verſuche zur Verbeſſerung der Viehraſſen vorgenommen. Auch beſitzen ſämtliche Stationen, beſonders die des Binnenlandes, bedeutende Viehbeſtände, die meiſt bei Steuerzahlungen, bei Strafverfahren oder durch Nachzucht erworben wurden. Bei weitem der größte Teil dieſer Beſtände wird zuverläſſigen Dorfſchulzen leihweiſe gegeben unter der Bedingung, daß ihnen die Nutznießung zuſteht, und daß nach Verdopplung der Kopfzahl der geliehenen Stücke die überſchießende Nachzucht Eigentum des Mannes wird. Es hat ſich beſonders bewährt, auf dieſe Weiſe die Viehhaltung in Gegenden einzuführen, in denen bisher kein Viehbeſtand war. Sodann findet vielfach eine Abgabe von Rindern an andere Stationen ſtatt, die in ganz vieharmen Gegenden gelegen ſind.

Digitized by Google

In Pugu, eine Tagereise von Dar-es-Salam, hat das Gouvernement eine Viehstation eingerichtet, um das aus dem Innern kommende Vieh dort bis zur Untersuchung zu isolieren, anderseits um Versuche über die Verbreitung der beiden Hauptkrankheiten des Rindviehs, Texasfieber und Surra, anzustellen. Daneben wird die Zucht von Schweinen betrieben.

Ob das Schutzgebiet genügende Mengen nutzbarer Mineralien enthält, um geregelten Bergbaubetrieb mit Aussicht auf Rentabilität beginnen zu können, steht noch nicht über allem Zweifel fest. Zwar sind zahlreiche Funde gemacht worden, so daß das Vorkommen von Gold, Kohlen, Eisenerzen, Graphit, Granaten, Glimmer und Salz gesichert ist. Doch sind zum Teil die bisherigen Fundstätten nicht ergiebig genug, um den Abbau zu lohnen, teils ist die Voraussetzung für ihre Erschließung eine erhebliche Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, d. h. die Anlage von Eisenbahnen. Zum Zweck der Anstellung von Untersuchungen und Forschungen für die Entwicklung und Förderung des Bergbaus hat sich bereits im Jahre 1895 zu Berlin die Montangesellschaft m. b. H. gebildet. Größere Mengen von Gold wurden im Usfiragurugebirge am Emin Paschagolf, bei Uschirombo und Ussongo in der Landschaft Irangi, sowie Waschgold im Hinterlande von Lindi gefunden. Zur Ausbeutung dieser Vorkommen sind das Usindja-Goldsyndikat (gegründet 1896) und die Irangigesellschaft (gegründet 1896) gebildet. An der Spitze der Irangigesellschaft steht die Direktion der Diskontogesellschaft zu Berlin. Sie hat eine Expedition unter Führung des bekannten Bergingenieurs und Prospektors Herrn W. Janke ausgesandt, um die Abbauwürdigkeit der bisher gemachten Mineralfunde festzustellen und neue Aufschlüsse zu machen. Nachdem die bisherigen Arbeiten des Herrn Janke günstige Aussichten ergeben haben, ist neuerdings ein zuverlässiger Mineningenieur hinausgesandt worden, um den Wert der bisherigen Aufschlüsse nachzuprüfen. Das Urteil dieses Sachverständigen, des Bergwerkdirektors Scheffler, ist Ende des vorigen Jahres der Öffentlichkeit vorgelegt worden. Es heißt darin: „Nach den bisherigen Aufschlüssen sind die Lagerungsverhältnisse der in Frage kommenden Gänge durchaus nicht klar und lassen stark vermuten, daß sie ziemlich gestört und in Bezug auf Mächtigkeit und Goldgehalt sehr unregelmäßig sind. Es ist heute auch nicht einmal eine beschränkte Anzahl von Tonnen mit einem sicher nachgewiesenen Goldgehalt aufgeschlossen, und von einer Erzreserve kann gar keine Rede sein. Mein Urteil geht heute bereits dahin, daß das Gesamtvorkommen durchaus kein großartiges wie die südafrikanischen und australischen ist, und daß die Entwicklung einer Goldindustrie hier durch die allgemeinen Verhältnisse gehemmt wird."

Kohlen sind neuerdings am Nyassa gefunden worden. Das Lager ist von Bergassessor Bornhardt näher untersucht worden. Nach ihm kommt Kohle am Nyassa zwar in mächtigen Lagerstätten vor. Es fehlt ihr dort aber einstweilen noch an einer genügenden Verwendung. Die Möglichkeit ihrer Auffindung in geringerer Entfernung von der Küste erscheint auf einen verhältnismäßig eng umgrenzten Bezirk beschränkt, und auch da ist die Aussicht, daß man abbauwürdige, mit Nutzen nach der Küste zu schaffende Kohle finden wird, recht gering.

Eisen kommt an vielen Stellen des Schutzgebiets vor, besonders im Paregebirge, in den Bergen von Massassi, bei Kondoa und an anderen Orten. Es wird von den Eingeborenen in primitiver Weise ausgebeutet und verarbeitet. Eine Ausbeutung im großen unter europäischer Leitung erscheint

Digitized by Google

bei dem ſporadiſchen Auftreten der Eiſenerze ziemlich ausgeſchloſſen. In Uluguru und in Weſtukami finden ſich graphitführende Gneisſchichten von anſcheinend größerer Ausdehnung. In Irangi und ſüdlich von Udjidji am Tanganyikaſee iſt auch Malachit gefunden worden. Glimmer und Granaten aber ſind die einzigen Mineralien, mit deren geregelter Ausbeutung bereits begonnen worden iſt. Beſonders die Gneiſe von Ukami und Uſſagara enthalten größere Mengen von Granaten, zu deren Ausbeutung jüngſt die *Deutſch-oſtafrikaniſche Bergwerks- und Elektrizitätsgeſellſchaft* gegründet worden iſt. Bei Lindi ſind auch loſe Granaten gefunden worden. Die Granaten von Oſtafrika werden wegen ihrer ausgezeichneten Farbe und ihres prachtvollen Feuers hochgeſchätzt und erfreuen ſich bereits großer Beliebtheit.

Gefangene Sklavenjäger in Moſchi.

Das Vorkommen von Glimmer iſt am Pongweberge und in Nordweſtuluguru feſtgeſtellt worden. Die bis dahin von dem verſtorbenen Bergtechniker *Wilhelm Schwarz* betriebenen fünf Grubenfelder in den Ulugurubergen ſind neuerdings von einer Geſellſchaft, dem *Deutſch-oſtafrikaniſchen Glimmer- und Minenwerk vormals Wilhelm Schwarz*, erworben worden. Schon unter Herrn *Schwarz* betrug die Förderung monatlich 1200 kg. Die neue Geſellſchaft rechnet mit einer Mindeſtförderung von 60000 kg im Jahre, wovon ein Abſatz von 40000 50000 kg an deutſche Großkonſumenten von vornherein geſichert iſt. Dabei mag hervorgehoben werden, daß die Einfuhr von Glimmer nach Deutſchland im Jahre 1901 allein über Hamburg ca. 120000 kg im Werte von rund über 300000 Mark betrug, und daß der Bedarf der elektriſchen Induſtrie an Glimmer trotz des derzeitigen ſchlechten Geſchäftsganges ſtetig im Wachſen iſt.

Das *Handwerk* liegt in den Küſtenſtädten meiſt in den Händen der Inder. Sonſt iſt der Gewerbebetrieb gering. Etwas Töpferei, Holzſchnitzerei und

Flechterei wird überall getrieben. Einen besonderen Ruf als Waffenschmiede genießen die Wadjagga am Kilimandjaro. Schmiede findet man sonst in jedem Dorfe. Zum Schmieden dient ein steinerner Amboß, auch der stiellose Hammer ist oft aus Stein, bei manchem Stamm aus Eisen. Die Töpferei ist in Ostafrika Weiberarbeit. Die verschieden geformten Tongefäße werden ohne Drehscheibe mit der Hand hergestellt und häufig mit Graphit dunkel gefärbt. Nur die Pfeifenköpfe aus Ton werden von Männern geformt. Eine ursprüngliche Industrie hat sich noch im Westen des Schutzgebiets erhalten, die Fabrikation von Rindenstoffen aus Fikusbast. Der Bast wird in großen Platten vom Baum abgelöst, eingeweicht, leicht mazeriert und mit einem Holz- oder Elfenbeinstempel, der an einem Ende durch kreuzweis verlaufende Schnitte eingekerbt ist, gestampft und geklopft. Später werden die Stoffe mit dem Saft einer Wurzel gefärbt und mit Ornamenten geschmückt.

## 29. Handel und Verkehr

Als die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft seinerzeit in Ostafrika festen Fuß faßte, fand sie dort bereits einen lebhaften Handel vor, dessen Mittelpunkt allerdings Sansibar bildete, wo verschiedene europäische Häuser (Hansing & Co., Wm. O'Swald & Co. u. s. w.) Niederlassungen besaßen. An der Küste lag der Handel ganz in den Händen indischer Großkaufleute, im Innern in denen der Araber, welche ihre Waren von den Indern entnahmen, um dieselben in das nächste Hinterland zu schicken und dafür Handelsprodukte einzutauschen, oder es wurden Karawanen mit großen Vorräten ausgerüstet, die weit ins Innere zogen, hauptsächlich um Elfenbein zu holen. So ist es im wesentlichen auch noch heute, wenngleich es dem energischen Vorgehen der Regierung und deutscher Kaufleute gelungen ist, die Alleinherrschaft des indischen Großkapitals nach und nach zu brechen. Die Hauptkarawanenstraße führt von Bagamoyo über Tabora ins Innere. Alles wird auf den Köpfen eingeborener Träger transportiert; diesem Trägerdienste widmen sich die Wanyamwesi, neuerdings auch die Wassukuma. Die Karawanen pflegen in der Zeit vom Mai bis September an der Küste einzutreffen. Nach Pangani und Tanga kommen hauptsächlich Karawanen mit Elfenbein aus den Gebieten des Kilimandjaro und weit hinauf bis über Uganda. Nach Lindi, Mikindani und Kilwa kommen die Karawanen, die Produkte des Nyassagebiets zur Küste bringen. Der Karawanenhandel ist fast ausschließlich Tauschhandel. Als Tauschwaren führen die Karawanen leichte Baumwollstoffe, Perlen, Eisen-, Kupfer- und Messingdraht. Blauer Kaliko, der als Kleiderstoff bei den Eingeborenen sehr beliebt ist, wird aus England und Amerika eingeführt, während der weiße Baumwollstoff aus indischen Fabriken geliefert wird.

Neuerdings beginnt auch bares Geld bereits im Innern des Landes zu kursieren. Bis vor kurzem befand sich das Regal der Prägung von Silber- und Kupfermünzen im Besitz der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft. Dasselbe ist jedoch durch den unlängst mit der Regierung abgeschlossenen Vertrag an diese zurückgefallen. In Ostafrika gilt die Rupie, die in 4 Pesas eingeteilt wird, auf welche wiederum je 4 Anna kommen. Der Wert der Rupie schwankt nach der Lage des Silbermarktes zwischen 1,10 -1,30 Mark. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat 2, 1, ½ und ¼ Rupie- sowie Pesastücke ausprägen lassen, und alle fremden Münzen mit Ausnahme der britisch-

Digitized by Google

indischen Silberstücke, die sich bisher im Umlauf befanden, außer Kurs gesetzt. Die Hauptgegenstände der Ein- und Ausfuhr ergeben sich aus der nachfolgenden Übersicht.

Ausfuhr

| Hauptgegenstände der Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika | 1896 | | 1897 | | 1898 | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Waren | Pfd. | Rp. | Pfd. | Rp. | Pfd. | Rp. |
| Bastwaren . . . | 1580198 | 51168 | 1594690 | 47110 | 1612647 | 49017 |
| Kautschuk . . . | 611466 | 721696 | 619264 | 851208 | 418636 | 702978 |
| Kopal . . . . | 373019 | 140976 | 341783 | 137505 | 523797 | 204400 |
| Elfenbein . . . | 255705 | 1300594 | 215408 | 1107445 | 192407 | 921897 |
| Bauholz . . . | 47865475 | 64593 | 67302896 | 74741 | 103203920 | 75757 |
| Kopra . . . . | 1265019 | 83197 | 2304300 | 151500 | 3387630 | 228198 |
| Sesam . . . . | 1616224 | 89307 | 3429565 | 185740 | 3105923 | 177224 |
| Zuckerrohr und Zucker . . . | 1423643 | 51483 | 2089716 | 65396 | 1605164 | 72800 |

Einfuhr

| Hauptgegenstände der Einfuhr nach Deutsch-Ostafrika | 1896 | | 1897 | | 1898 | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Waren | Pfd. | Rp. | Pfd. | Rp. | Pfd. | Rp. |
| Baumwollwaren. | 4972141 | 3583989 | 4578725 | 3591208 | 6001244 | 3983217 |
| Eisenwaren . . | 1089148 | 321453 | 1530293 | 310606 | 1291031 | 324514 |
| Erde, Steine, Mineral u. s. w. . | 5184146 | 62801 | 8524300 | 104480 | 12453080 | 214703 |
| Petroleum . . . | 2640949 | 175246 | 2285077 | 149045 | 1408404 | 80491 |
| Glaswaren . . | 565928 | 165781 | 750549 | 186869 | 660197 | 184246 |
| Holzwaren . . . | 200858 | 68924 | 151065 | 55912 | 750198 | 188188 |
| Spirituosen . . | 214720 | 104521 | 208027 | 90870 | 255409 | 108014 |
| Getränke . . . | 1136426 | 285918 | 1117083 | 255009 | 1235141 | 277623 |
| Reis . . . . . | 10275023 | 629003 | 6505300 | 405787 | 22204772 | 1383505 |
| Getreide. . . . | 1404457 | 55425 | 379540 | 25912 | 1814120 | 100410 |
| Zucker . . . . | 674454 | 89186 | 556296 | 67375 | 808521 | 98382 |
| Verzehrungsgegenstände. . | 3083858 | 535228 | 3921157 | 548049 | 5190703 | 623946 |

Vergleiche über den Handel des Schutzgebiets die statistischen Nachweise in den alljährlich herausgegebenen amtlichen Denkschriften. Ein Verzeichnis der Hauptartikel der Einfuhr und Ausfuhr und Nachweis ihrer Herkunft, sowie eine gute Übersicht über die Zollverhältnisse des Schutzgebiets findet sich in M. Arenes Kolonialhandbuch S. 214 ff.

Mit dem Mutterlande wird das Schutzgebiet durch die Dampfer der deutschen Ostafrikalinie zweimal monatlich (Fahrzeit 21 Tage) verbunden.

Digitized by Google

Von fremden Linien laufen die Messageries Maritimes (Marseille-Sansibar) und die British India Steam Navigation Company auch Deutsch-Ostafrika an. Postanstalten bestehen bereits über 20; der Verkehr zwischen denselben wird durch Boten vermittelt. Dar-es-Salam und Bagamoyo sind außerdem unter sich, sowie mit Tanga und Mikindani durch Telegraphen, Dar-es-Salam auch mit Sansibar unterseeisch verbunden. Eine ins Innere führende Telegraphenlinie ist im Bau.

Auf dem Rufiji, dem Nyassa und dem Tanganyikasee wird der Verkehr zum Teil durch Regierungsdampfer vermittelt.

Soviel bisher seitens der Regierung und seitens Privater für Wegebau geschehen ist, so wenig ist bisher für die Erschließung des Schutzgebiets mittels Eisenbahnen geleistet worden. Nur im Norden von Tanga aus führt bisher eine Eisenbahn eine kleine Strecke ins Innere in die Nähe der Pflanzungen in Usambara. Die Bahn ist durch eine private Bahngesellschaft in den Jahren 1894/95 zunächst bis Muhesa 40 km von Tanga gebaut worden. Am 12. Januar 1896 fuhr die erste Lokomotive auf dem Bahnhof Muhesa ein. Die Weiterführung der Bahn über Muhesa hinaus mußte aus Mangel an Mitteln unterbleiben. Trotzdem der Verkehr in den Jahren 1897/98 eine erfreuliche Steigerung aufwies, war bei der Kürze der Strecke eine Rentabilität ziemlich ausgeschlossen. Der Betrieb wurde jedoch ununterbrochen aufrechterhalten, und zwar mittels einer monatlichen Unterstützung von je 6000 Mark durch das Reich, welches schließlich, um die wertvollen Anlagen nicht verfallen zu lassen, im April 1899 die Verwaltung der Bahn selbst übernahm. Die Bahn ging sodann in das Eigentum des Reiches über, und nachdem der Reichstag am 3. März 1901 für die Fortführung bis Korogwe 950000 Mark bewilligt hatte, wurde am 15. März 1902 der Betrieb auf der ganzen Strecke bis Korogwe eröffnet. Gegenwärtig verkehren auf der Strecke dreimal wöchentlich gemischte Züge. Mit dem Endpunkte Korogwe ist der Bahnbau zu einem gewissen Abschluß gebracht, da die gesetzgebenden Körperschaften die Weiterführung nach dem etwa 60 km weiter im Innern gelegenen Mombo abgelehnt haben. Die Regierung hatte nämlich im März 1902 vom Reichstag nicht nur die Mittel zur Fortführung der Bahn bis Korogwe verlangt, sondern auch als erste Rate für die Weiterführung von Korogwe nach Mombo die Bewilligung von 1550000 Mark beantragt. Der Kostenanschlag für die ganze Strecke belief sich auf 3120000 Mark, nachdem schon die Vorarbeiten für die Fortsetzung der Bahn beendet waren. Die Vorlage fand bei der schlechten Finanzlage des Reiches im Reichstage von vornherein einen ungünstigen Boden, sodann hielt man die finanziellen Aussichten der Bahn für ungünstig und zweifelte an ihrer Rentabilität. Auch hegte man die Besorgnis, daß es sich bei der Fortführung der Bahn bis Mombo nur um den Anfang einer weitergehenden Linie handeln werde.

Der Ausgangspunkt der Bahn ist Tanga. Am Strande befindet sich das Direktionsgebäude der Eisenbahn, bei dem ein Ladepier in das Meer hinausführt. Dieses, sowie die Beamtenwohngebäude, das Handwerkerhaus, die Hauptwerkstatt, der Güterschuppen und das Stationsgebäude sind fast völlig aus einheimischem Material aufgebaut. In weitem Bogen umläuft ein Eisenbahnstrang die Stadt und mündet in den Bahnhof ein. Durch Waldungen und Schamben der Eingeborenen und Europäer gelangt die Bahn sodann bei Kilometer 14 nach der Station Pongwe; Ngomeni bei Kilometer 28 gewährt eine prächtige Fernsicht auf die Usambaraberge; nach 2½stündiger Fahrt erreicht man Muhesa. Hier ist der Sitz der Speditionsfirma C. Zschäsch, welche für die Weiterbeförderung der Güter in das Innere durch Träger und Fuhrwerk sorgt. Man gelangt von hier aus nach den Pflanzungen Magrotto und Derema, sowie Lewa und der Friedrich-Hoffmann-Pflanzung. Bei der Station Niusi (Kilometer 69) befindet sich ein Sägewerk des Herrn v. Lekow, in welchem die

Digitized by Google

wertvollen Hölzer der Ostusambaraberge verarbeitet werden. Weiterhin überschreitet man den Luengerafluß und erreicht bei Korogwe den Pangani. Korogwe hat, seitdem es der Endpunkt der Bahn geworden ist, einen erheblichen Aufschwung genommen. Die Einnahme der Bahn betrug in dem Jahre 1899 73376 Mark; im Jahre 1900 stand den Einnahmen von 106707 Mark eine Betriebsausgabe von 83680 Mark gegenüber; die Einnahmen für 1901 beliefen sich schon auf 142800 Mark.

Die Gründe, welche für die Aufrechterhaltung und Fortführung der Usambarabahn sprechen, sind zahlreich. Usambara ist ein Plantagengebiet ersten Ranges. Wie früher bereits erwähnt, ist hier eine große Anzahl von Pflanzungen bereits angelegt. Auf dem hochgelegenen Gebirgsmassiv von Westusambara kann nach den Erfahrungen der Kulturstation Kwai und der Missionen auch europäische Landwirtschaft betrieben werden. In beschränktem Maße wird sogar an eine deutsche Siedlung gedacht werden können, wie sich denn z. B. Hauptmann a. D. Prince nach ruhmvoll beendeter Dienstzeit in der Schutztruppe in Westusambara niedergelassen hat. Usambara ist aber auch ein hervorragendes Viehzuchtland. Die Verwertung der ungeheuren Urwaldbestände von Westusambara ferner, insbesondere der Zedern, die auf 25000 ha einen Wert von 27000000 Mark darstellen, ist ebenfalls nur denkbar, wenn durch die Fortführung der Bahn bis Mombo der Transport dieser Hölzer verbilligt wird. Auch die Missionstätigkeit der katholischen Trappisten und der evangelischen Missionen in Westusambara würde durch den Bau der Bahn bis Mombo in Verbindung mit einer Telegraphenleitung eine wesentlich gesichertere Grundlage erhalten.

Schließlich wird im Bezirk Wilhelmstal ein neues großes Sanatorium für die weißen Bewohner des Schutzgebiets gebaut, weil die Gegend kühl, gesund und fieberfrei ist. Eine ersprießliche Ausnutzung dieses Sanatoriums ist auch nur denkbar, wenn es Bahnanschluß nach der Küste hat (vergl. H. Helfe, „Die Usambaraeisenbahn". Deutsche Kolonialzeitung 1902, S. 345 ff.).

Von allen Seiten wird indes lebhaft darüber geklagt, daß die Usambarabahn nicht in dem gewünschten Sinne auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes einwirken könne, da die Frachttarife zu hoch seien. Diese Klagen sind völlig berechtigt, und die Regierung hat auch dem Vernehmen nach in Aussicht genommen, die Tarife demnächst erheblich zu verbilligen.

Für eine zweite Eisenbahn sind Vorarbeiten gemacht worden. Die Linie soll von Dar-es-Salam ausgehen und das Ulugurugebirge unter teilweiser Benutzung der ehemaligen Mac-Kinnonstraße erreichen, um so die fruchtbaren Hügelländer von Südusaramo und das Bergland von Uluguru zu erschließen. Uluguru ist nicht nur ein bevorzugtes Plantagengebiet, sondern es sind daselbst, wie oben erwähnt, auch bereits zwei Bergwerksunternehmungen im Betrieb. So sind denn auch alle Kenner der Verhältnisse darüber einig, daß diese Stichbahn gebaut werden muß, auch diejenigen, die einer Fortführung derselben ins Innere bis Tabora und von da nach dem Tanganyika und dem Viktoriasee (der sogenannten Zentralbahn) nicht das Wort reden mögen. Daß trotzdem die Mrogorobahn, wie wir sie nach ihrem Zielpunkte kurz nennen wollen, bisher nicht in Angriff genommen worden ist, liegt daran, daß die von dem zur Ausführung des Bahnbaus erbötigen Bankkonsortium beantragte Zinsgarantie vom Reichstage bisher nicht bewilligt worden ist. Der Reichstag hat keine feste koloniale Majorität; koloniale Vorlagen werden heute einfach zum Spielball der Parteipolitik und von allen Gesichtspunkten aus eher beurteilt, als vom welt- und kolonialpolitischen aus.

Der Mrogorobahn und besonders dem Plane ihrer weiteren Fortführung ist es auch schädlich gewesen, daß von seiten einer bestimmten Gruppe von Kolonialpolitikern in neuerer Zeit einer nach dem Nyassa führenden Bahn, der sogenannten Südbahn, in der Öffentlichkeit das Wort geredet wird. Es ist ja zweifellos, daß auch diese Bahn einst zur Entwicklung des großen Südens gebaut werden muß. Es ist auch möglich, daß sie wirtschaftlich größere Vorteile bietet als die sogenannte Zentralbahn. Der politische Fehler dieser Gruppe besteht aber darin, daß sie in ihrem Projekt alles Heil für das Schutzgebiet erblickt und durch ihre Agitation in der Öffentlichkeit die älteren Projekte, die bereits greifbare Gestalt angenommen hatten, schädigt, statt abzu-

Digitized by Google

warten, bis diese unter Dach und Fach gebracht sind. Auch die Südbahn wird seinerzeit nicht ohne eine Zinsgarantie des Reiches ausgeführt werden können, und sie wird dann im Reichstage ein um so ungünstigeres Feld finden, je mehr ihre Vertreter jetzt gegen das Zentralbahnprojekt Stimmung gemacht haben. Denn das meiste von dem, was gegen die Zentralbahn eingewendet zu werden pflegt, gilt auch für die Südbahn. Und jedenfalls ist eine Rentabilität oder auch nur die entfernteste Wahrscheinlichkeit einer solchen bei der Südbahn ebensowenig nachzuweisen, wie es bei der Zentralbahn der Fall ist. So hat der Mangel der taktischen Geschlossenheit innerhalb der kolonialen Kreise ihren Bestrebungen in diesem Punkte mehr geschadet als die Opposition der Kolonialgegner.

## 30. Blick in die Zukunft

Wenn es sich um die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Schutzgebiete handelt, zeigt sich meist so recht die völlige Unerfahrenheit des deutschen Volks und seiner Wirtschaftspolitiker in kolonialen Dingen. Eine gänzlich unentwickelte Kolonie von dem doppelten Umfange des Deutschen Reichs mit unkultivierter und daher fast gänzlich bedürfnisloser Bevölkerung wirtschaftlich zu erschließen, ist eine Aufgabe, die nicht nur große Geldanlagen, sondern vor allen Dingen sehr beträchtliche Zeiträume zu ihrer Verwirklichung verlangt. Jahre sind seit der ersten Besitzergreifung verflossen, ehe so weit Ruhe und Ordnung in den Kolonien geschaffen war, daß an eine wirtschaftliche Betätigung überhaupt gedacht werden konnte. Jahrelange Aufklärungsarbeiten sind ferner erforderlich gewesen, um das Schutzgebiet bei seiner kolossalen Ausdehnung und seinen so verschiedenartigen Verhältnissen so weit kennen zu lernen, daß man sich über die besten Wege des wirtschaftlichen Vorgehens wenigstens im großen und ganzen klar zu werden vermochte. Diese Arbeiten waren notwendig, denn es konnte dem deutschen Kapital nicht zugemutet werden, auf Grund der ersten flüchtigen, von kolonialem Enthusiasmus nicht selten angekränkelten Werturteile seine Haut zu Markte zu tragen.

Diese Periode der *Erforschung* des erworbenen Besitzes ist bei weitem noch nicht abgeschlossen, und es ist zu wünschen, daß die Regierung wie private Kreise nach dieser Richtung hin die Hände auch ferner nicht in den Schoß legen. Aber die bisher gewonnene Aufklärung hat wenigstens einigermaßen verläßliche Unterlagen für die Anstellung wirtschaftlicher Versuche geliefert. Als *wirtschaftliche Versuchsgesellschaften* betrachte ich denn auch im großen und ganzen mit wenigen Ausnahmen alle in unserem Schutzgebiet bisher arbeitenden Gesellschaften. Die Erfahrungen fremder Kolonialvölker lehren uns, daß noch viele Jahre darüber vergehen können, bis es uns gelingt, aus dem Stadium der Versuche heraus und auf feste Grundlagen zu kommen. Mehr als 30 Jahre hat es zum Beispiel gedauert, bis den Engländern die Einführung der Teekultur in Indien gelungen ist. Zahlreiche Versuche sind fehlgeschlagen, und oft ist man drauf und dran gewesen, das Unternehmen überhaupt aufzugeben, wenn nicht Dr. *Jameson*, der Direktor des Botanischen Gartens in Saharanpore immer wieder zum Ausharren gemahnt und neue Versuche angestellt hätte. Millionen sind bei den ersten Unternehmungen verloren worden. Heute aber sind über 200000 Hektar in Indien mit Tee bepflanzt, und der jährliche Exportwert beträgt mehr als 100 Millionen Mark. So werden auch wir Lehrgeld zahlen müssen, ehe wir die Ernte einheimsen können.

Digitized by Google

Nach den erſten, ſtark optimiſtiſch gefärbten Berichten über den wirtſchaftlichen Wert des Landes trat naturgemäß eine Reaktion ein, die ſich nach der entgegengeſetzten Seite hin vergriff. Damals ſprach Profeſſor Dr. Hans Meyer ſeine Anſicht dahin aus, daß neun Zehntel des ganzen deutſch-oſtafrikaniſchen Gebiets unbewohnte Savanne ſei, ein Urteil, das dem Schutzgebiet viel geſchadet hat. Eingehendere Unterſuchungen haben ſeitdem gezeigt, daß dieſe Auffaſſung übertrieben geweſen iſt.

Wenn man ein Urteil über den wirtſchaftlichen Wert des Landes gewinnen will, ſo iſt es nach der voraufgehenden Beſchreibung ſeiner natürlichen Verhältniſſe von vornherein klar, daß man dabei nicht das ganze Gebiet als ein einheitliches Ganzes ins Auge faſſen darf, ſondern zwiſchen den einzelnen, natürlich differenzierten Landſtrichen ſcharf unterſcheiden muß. Nach einer Berechnung, die Dr. Karl Peters auf Grund einer von ihm entworfenen Wertſchätzungskarte des Schutzgebiets angeſtellt hat, kann das Schutzgebiet ſeinem wirtſchaftlichen Charakter nach in folgende vier Kategorien eingeteilt werden:

Zollamt in Bagamoyo.

a) Unbewohnte Steppengebiete	ca. 150000 qkm
b) Kultivationsgebiete für Eingeborene	500000 „
c) Plantagengebiete	50000 „
d) Siedlungsgebiete für Europäer	220000 „
Summa	920000 qkm

Der Reſt entfällt auf die Waſſerflächen.

Was zunächſt die Steppengebiete anlangt, ſo gehören dahin die Landſtrecken, welche die Bergländer von Uſambara, Pare, das Maſſiv des Kilimandjaro und den Meru einſchließen. Ferner die Maſſaiſteppe, der weſtliche Teil von Weſtmaſſai, die Gebiete nördlich vom mittleren Ruvuma, die Marenga Makali, die Mgunda Mkali, ſowie weite Flächen zwiſchen Turu und Uyanſi und endlich im Norden vom Rikwaſee. Auch dieſe Gebiete ſind nicht als völlig verlorenes Land zu betrachten. Einmal kann in der tiefer gelegenen nördlichen Hälfte der Maſſaiſteppe Viehzucht durch Eingeborene betrieben werden, und ſodann haben die auf Veranlaſſung des Kolonialwirtſchaftlichen Komitees, wirtſchaftlichen Ausſchuſſes der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, vorgenommenen Unterſuchungen einzelner Steppengebiete durch Dr. W. Buſſe mancherlei neue Aufſchlüſſe ergeben. Beſonders wichtig iſt auch die Feſtſtellung Buſſes auf

Digitized by Google

Grund der noch erhaltenen Pflanzenformen gewesen, daß in Ugogo die Steppe keineswegs eine natürliche Vegetationsform ist, sondern lediglich das Ergebnis der periodisch wiederkehrenden Brände darstellt, welche in maßlosester Weise durch die Trägerkarawanen veranlaßt worden sind.

Das Kultivationsgebiet für Eingeborene umfaßt Ländereien im Umfange des Deutschen Reiches, Ländereien, die nach ihrem Klima für die Ansiedlung des Europäers nicht geeignet sind, auch für wertvolle Plantagenkulturen nicht die Bedingungen bieten, aber doch den Eingeborenen eine seßhafte Lebensführung ermöglichen. Hieher gehören die Landschaften Usegua, Ussagara, Gedja, Khutu, Teile von Mahenge und der größte Teil der Gebiete südlich vom Rufiyi und Ulanga. Ferner gehören dahin die südlichen Grabenlandschaften, Ugogo, Unyamwesi nebst den im Norden, Osten und Süden sich anschließenden Landschaften.

Als Plantagengebiet sind die Landstriche anzusehen, die zwar infolge ihres Klimas dem Europäer die dauernde Niederlassung versagen, aber den lohnenden Anbau wertvoller Plantagenprodukte gestatten. Für Hochlandkulturen (vornehmlich für Kaffee, Tee, Kardamom, Chinchona u. s. w.) eignen sich hauptsächlich Handeï, sowie manche Gebiete des Usambara- und Paregebirges, des Kilimandjaro, Westukami, das Ssamangaplateau, sowie Teile des Makondeplateaus, des Kondelandes und des Zwischenseengebiets. Tieflandkulturen (Tabak, Baumwolle, Reis, Kokospalmen, die meisten Gewürze u. s. w.) finden überall an der Küste, in Bondeï, in den Niederungen des Pangani, des Luengera und des Mkomasi, des Wami, des Kingani, des Rufiyi und des Ulanga, des Ruvuma und in den tiefer gelegenen Teilen des Kondelandes günstige Vorbedingungen. Auch große Strecken des für die Ansiedlung von Europäern vielleicht geeigneten Landes werden gleichzeitig für Plantagenkulturen nutzbar zu machen sein.

Beruhen schon die voraufgehenden Werturteile immerhin vielfach noch auf unsicheren Unterlagen, so ist das natürlich noch viel mehr der Fall in Bezug auf die sogenannten Besiedlungsgebiete, da eine ganze Anzahl von Vorfragen, welche für die Siedlung wichtig sind, nur durch praktische, womöglich in größerem Umfange angestellte Versuche gelöst werden können. Für die Ansiedlung von Viehzüchtern eignen sich vermutlich die Landschaften zwischen dem Viktoria und Tanganyika einerseits und die zwischen dem Tanganyika und dem Nyassa anderseits, ferner Uhehe, Ubena und Ussango, sowie die Gebiete unmittelbar östlich vom Nyassa, endlich vielleicht auch der nordöstliche Teil von Westmassailand. Die Gebiete, in denen in erster Linie Ackerbau von europäischen Ansiedlern betrieben werden könnte, sind schon viel spärlicher gesät. Nach den natürlichen Verhältnissen des Landes könnte daran gedacht werden, solche Ansiedler niederzusetzen in Usambara, im Paregebirge, am Kilimandjaro, in den Ungubergen, in einzelnen Teilen von Ukami und Ussagara und vielleicht auch hie und da in den Gebieten nördlich und östlich vom Nyassa und östlich vom Tanganyikasee. Es muß aber ausdrücklich nochmals betont werden, daß es sich hier vorläufig nur um Möglichkeiten handelt, deren Verwirklichung aus später zu erörternden Gründen zum Teil noch in weiter Ferne liegt.

Daß das Land sich nur langsam entwickelt, liegt zunächst an der spärlichen Bevölkerung. Die Volksdichte des ganzen Schutzgebiets, das auf etwa 995000 qkm etwa 6 Millionen Einwohner zählt, verhält sich wie 1 : 6,

Digitized by Google

während ſie ſich im Deutſchen Reiche wie 1 : 104 ſtellt. Wenn auch anzunehmen iſt, daß die Bevölkerungsziffer nach der Beſeitigung der verwüſtenden Sklavenjagden ſich mit der Zeit wieder heben wird, ſo findet eine geſunde Beſiedlungspolitik, welche die betriebſamſten Stämme dort anzuſiedeln bemüht iſt, wo ſie wirtſchaftlich am nützlichſten ſind, doch hier ein weites Feld zu ihrer Betätigung. In dieſem Sinne ſind beſonders die *Anſiedlungen von Wanyamweſi* im Hinterlande von Tanga zu begrüßen, die ſeitens der Regierung in den letzten Jahren vorgenommen wurden (vergl. Deutſche Kolonialzeitung 1903, S. 30). Auch die Miſſion kann hier helfend eingreifen, indem ſie Aberglauben und laxe Sitte beſeitigen hilft, durch welche alljährlich Tauſende von Eingeborenenkindern dem Untergange verfallen.

Ein weiteres Hindernis iſt der *Mangel geeigneter Verkehrsverhältniſſe*. Der *Trägerverkehr* lohnt ſich höchſtens für Gummi und Elfenbein, für andere Produkte iſt er zu langſam und zu teuer. Auch kann er im allgemeinen nur Gepäckſtücke von geringerem Gewicht befördern. Natürlich wird man ihn nicht ohne weiteres beſeitigen können. Aber eine Reorganiſation desſelben in dem Sinne, wie es ſeinerzeit ſchon Dr. *Peters* vorgeſchlagen hat (Das deutſch-oſtafrikaniſche Schutzgebiet, S. 396 u. f.), wäre dringend erwünſcht. Auch die *Verbeſſerung der Schiffbarkeit der Flüſſe*, unter Umſtänden durch Einſchaltung von Eiſenbahnverbindungen zur Umgehung nicht ſchiffbarer Stellen, iſt eine dringende Notwendigkeit. Auf dieſe Weiſe wird beiſpielsweiſe der Pangani bis in die Kilimandjaroniederung hinein ſchiffbar gemacht werden können. Auch der Wami und der Ruvuma bieten in dieſer Beziehung gute Ausſichten. Am wichtigſten aber iſt die Waſſerſtraße des Rufiyi-Ulanga, die unter Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shugulifällen durch eine Eiſenbahn (etwa 95 km Luftlinie) bis in die großen Siedlungsgebiete Uhehes führt.

Das Gouvernementskrankenhaus.

Eine ſehr wichtige Aufgabe des Gouvernements für die nächſten Jahrzehnte iſt die Herſtellung geeigneter *Wege und Straßen* im ganzen Schutzgebiet. Zwar erfreut ſich die Kolonie ſchon eines ausgedehnten Wegenetzes, das die einzelnen Stationen und Hauptverkehrsplätze miteinander verbindet und in die fünf großen Karawanenſtraßen einmündet, die das Land durchziehen. Doch oſtafrikaniſche Karawanenſtraßen ſind nur groß in der Länge, nicht in der Breite, und auch ſonſt europäiſchen Fahrſtraßen auch nicht entfernt zu vergleichen. Gute Fahrwege aber, wie wir ſie heute nur an der Küſte ſchon

Digitized by Google

besitzen, sind uns dringend nötig, sowohl für die Rentabilität des Plantagenbaus und seine fortschreitende Ausdehnung, wie für die Entwicklung der Eingeborenenlandwirtschaft und der Landeskultur im allgemeinen. Vor dem Eisenbahnbau haben sie den Vorzug billigerer Herstellung, wenn wir nach dem Muster des Wegebaus in Togo von den Eingeborenen die Arbeit an den Wegen durch Vermittlung der Häuptlinge als Steuerleistungen verlangen, und für den ostafrikanischen Verkehr werden sie ähnliches leisten wie jene, sofern wir sie mit der modernsten Errungenschaft der Verkehrstechnik, mit Automobilen, befahren. Das Gouvernement ist von diesen Erwägungen völlig durchdrungen und zum Beispiel neuerdings damit beschäftigt, eine große Fahrstraße von der Küste nach dem Nyassasee anzulegen. Hand in Hand damit muß natürlich die Fürsorge für geeignetes Zugvieh gehen, gleichfalls eine Frage, die noch der Beantwortung harrt. Neuerdings werden immer mehr Stimmen für die Einführung des südafrikanischen Ochsenwagens laut.

Das wichtigste aber ist die Anlage von Eisenbahnen, und zwar von großen Linien, die das ganze Land durchschneiden, damit wir den Durchgangshandel in der Hand behalten. Stichbahnen von der Küste in die bevorzugten, küstennahen Plantagen- oder Bergwerksgebiete, wie sie von mancher Seite empfohlen werden, können für diese vitale Aufgabe nichts leisten. Die Ablenkung des Durchgangshandels durch die Ugandabahn, die Kongobahn und die Verkehrserleichterungen auf der Nyassa-Shireroute sind die Hauptursachen für die immer ungünstiger sich gestaltende Handelsentwicklung unseres Schutzgebiets.

Was den Plantagenbau anlangt, so sind die bisher bei den Pflanzungsbetrieben erlebten Enttäuschungen im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß ohne genügende Kenntnis der Bedingungen des Plantagenbaus in Deutsch-Ostafrika in übereilter Weise vorgegangen worden ist. Wir sind durchaus noch nicht darüber im klaren, welche Gewächse lohnenden Anbau in ostafrikanischen Pflanzungsbetrieben versprechen, und die technischen Methoden ihrer Aufzucht und Zubereitung sind noch völlig unsicher. Es scheint heute, daß der Kaffeebau in Usambara und anderen Bergländern Ostafrikas ihm zusagende Wachstumsbedingungen finden wird. Ob die Kaffeekultur aber jemals von erheblicher Bedeutung für die Kolonie werden kann, das zu entscheiden reichen die bisher gewonnenen Erfahrungen nicht aus. Auch der Anbau von Zuckerrohr, Tabak und Vanille wird vermutlich lokal beschränkt sein und in seinen Erträgen einen mäßigen Umfang nicht überschreiten. Mehr versprechen schon die Kulturen von Reis, Mais und Baumwolle. Besonders gute Aussichten eröffnen sich neuerdings den Öl- und Faserpflanzen, wie zum Beispiel Erdnüssen, Kokospalmen und den Sisalagaven. Am meisten verspreche ich mir von den Agaven und den Erdnüssen. Einzelne der feineren Kulturen, wie zum Beispiel Kakao und Pfeffer, scheinen im großen und ganzen ausgeschlossen zu sein.

Bei alledem muß festgehalten werden, daß die gewonnenen Erfahrungen zu einem sicheren Urteil über alle diese Fragen noch nicht ausreichen, und daß wir über das Stadium der Versuche noch lange nicht hinaus sind.

Neben den Plantagenkulturen ist in neuerer Zeit besonders die Wichtigkeit der Eingeborenenkulturen hervorgehoben worden.

Die Regierung bemüht sich sowohl um die Hebung des Ackerbaus der Eingeborenen, der noch recht primitiv und verbesserungsfähig ist, als auch um die Hebung ihrer Viehzucht. Sie hat in der Denkschrift über die Ent-

Digitized by Google

wicklung der deutſchen Schutzgebiete im Berichtsjahre 1900/1901 eine Anzahl von Grundſätzen aufgeſtellt, denen man nur vollauf beiſtimmen kann und deren Durchführung dem Schutzgebiet ſicher zum Segen gereichen wird.

Ebenſo wichtig iſt aber auch die Einſchränkung des jetzt noch vielfach beſtehenden Raubbaus, unter denen beſonders der Kautſchuk leidet. In manchen Bezirken ſind die Beſtände an Kautſchukpflanzen nahezu vernichtet, und es iſt dankbar zu begrüßen, daß die Regierung hier nicht nur regelnd eingegriffen hat, ſondern auch bedacht geweſen iſt, Verſuche zum Zwecke der Einführung einer rationellen Kautſchukkultur anzuſtellen. Es handelt ſich darum, feſtzuſtellen, welche von den verſchiedenen Kautſchukpflanzen im Schutzgebiet am beſten fortkommen, und ob die Produktionskoſten einen rentablen Betrieb ermöglichen. Zwar haben die in den Kautſchukgebieten Oſtafrikas gelegenen Stationen bereits umfangreiche Verſuche mit der Anpflanzung von Kautſchukbäumen gemacht, aber die Frage iſt heute noch ungelöſt.

Eiſenbahnverwaltungsgebäude und Beamtenhaus in Tanga.

Der Mangel einer dichten und arbeitsamen Bevölkerung machte sich besonders in den ersten Zeiten den Plantagenunternehmungen der Europäer fühlbar. Jede neue Unternehmung hat zunächst für sich die sehr schwierige Arbeiterfrage zu lösen, einen Stamm von Arbeitern durch Gewährung von allerlei wirtschaftlichen Vorteilen an sich zu fesseln. Hierunter leidet die Möglichkeit der Rentabilität von vornherein in hohem Grade. Die Plantagenunternehmungen früherer Zeiten, die mit Sklavenarbeit betrieben werden konnten, waren in dieser Beziehung erheblich vorteilhafter daran. Es hat daher in neuerer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die sich dafür ausgesprochen haben, den Eingeborenen an Stelle der Wehrpflicht eine Art Arbeitspflicht für öffentliche wie für private Zwecke, natürlich unter staatlicher Beaufsichtigung, aufzuerlegen. Es sind auch hier wie in anderen Schutzgebieten von einzelnen Stationsleitern unter der Hand praktische Versuche nach dieser Richtung hin gemacht worden, die recht gute Erfolge gehabt haben. Daß die Steuer von den Eingeborenen in Form von Arbeit entrichtet werden kann, ist eine ganz verwandte Erscheinung. Nichtsdestoweniger wird heute angesichts unserer humanitären Anschauungen die allgemeine Einführung einer Arbeitspflicht selbst in milder Form kaum den Beifall der Mehrheit finden, abgesehen davon, daß die Rentabilität der Maßregel in Frage gestellt wird durch die Aufwendungen, die durch eine allgemeine Durchführung derselben zweifellos bedingt werden würden.

Was den Handel des Schutzgebiets anlangt, so sind Kautschuk und Elfenbein bisher die Hauptausfuhrprodukte gewesen. Die Ausfuhr derselben befindet sich jedoch im Rückgange. Der Grund dafür liegt aber nicht in der Minderwertigkeit der natürlichen Verhältnisse des Schutzgebiets, sondern darin, daß die beiden Produkte im Raubbau gewonnen wurden und die Produktionsgebiete an vielen Stellen nach und nach versagten, sowie an der bereits oben erwähnten Ablenkung des Durchgangshandels infolge Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in den benachbarten Kolonien. Die eingeleiteten Versuche zu einer rationellen Kautschukgewinnung werden hier vielleicht in Verbindung mit verbesserten Verkehrsverhältnissen mit der Zeit wieder Wandel schaffen; mehr aber ist zu hoffen, daß an Stelle dieser Produkte allmählich andere, auf gesunder wirtschaftlicher Grundlage gewonnene Erzeugnisse treten werden. So ist zum Beispiel die Ausfuhr von Kopra, Sesam, Wachs, Bauholz und Kaffee erheblich im Wachsen.

Eine gesunde Hebung der Einfuhr kann nur durch die Stärkung der Kaufkraft der Eingeborenen erreicht werden. Auch das ist eine langwierige Aufgabe. Sie hängt eng zusammen mit der Frage der Hebung der Eingeborenenkulturen und mit der allmählichen Heranziehung der Schwarzen zur regelmäßigen Arbeit in den Plantagengebieten und bei den sonstigen Unternehmungen der Europäer. Wenn die Verhältnisse so bleiben, wie sie jetzt liegen, wird eine Steigerung der Haupteinfuhrartikel — heute sind es die Baumwollwaren — in irgendwie erheblichem Maße nicht erwartet werden können. In den letzten Jahren ist die Einfuhr von Baumwollwaren infolge der durch die Hungersnot geschwächten Kaufkraft der Eingeborenen sogar zurückgegangen. Also auch hier nur die Aussicht auf eine allmähliche und langsame Entwicklung. Aber auch hier soll der Hinweis nicht unterlassen werden, daß die Ausdehnung der Eingeborenenkulturen schon in einiger Entfernung von der Küste nutzlos bleiben würde, wenn nicht durch Verbesserung

Digitized by Google

der Verkehrsverhältnisse für die Möglichkeit des Absatzes rechtzeitig Sorge getragen wird.

Die Besiedlung des Schutzgebiets mit weißen Ansiedlern ist eine der schwierigsten Fragen, die zur Zeit als noch nicht völlig geklärt gelten muß. Da die für eine solche Siedlung in Betracht kommenden Gebiete zum großen Teile in einiger Entfernung von der Küste gelegen sind, so ist der Eisenbahnbau die nächste Voraussetzung, die vor der praktischen Inangriffnahme der Siedlungsarbeiten erfüllt sein muß. Die klimatischen Gefahren, die auf den Hochländern ohnehin geringer zu sein scheinen, werden vielleicht infolge der neueren Arbeiten von Koch und anderen Forschern noch mehr herabgemindert werden können. Die schwierigste Frage aber ist die nach den Absatzmöglichkeiten der von den Ansiedlern gezogenen Produkte. Es kann nicht allein darauf ankommen, daß der weiße Ansiedler im Schutzgebiete eben nur sein Leben fristet; es muß ihm auch die Möglichkeit geboten sein, durch fleißige Arbeit etwas vor sich zu bringen; sonst werden wir vergebens auf Ansiedler warten. Mit Bezug auf diese Frage liegt aber vorläufig noch alles im Dunkeln. Vielleicht läßt sich auf dem Wege der Bildung von Produktivgenossenschaften vorankommen. Doch alles das sind Dinge, die erst Bedeutung gewinnen, wenn die Vorbedingung schneller und billiger Verbindung mit der Küste und den etwaigen sonstigen Absatzgebieten gelöst sein wird.

Das nächste Ziel der Kolonialregierung wird es sein müssen, daß die Kolonie die Kosten ihrer eigenen Verwaltung selbst aufbringt. Dem Reiche können billigerweise nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt in den Schutzgebieten zugemutet werden. Also insbesondere die Kosten der Schutztruppen, der Flottenstationen, des kaiserlichen Gouverneurs, die vertragmäßige Subvention der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, eventuell auch die Kosten der Reichspost in den Kolonien. Ein Blick in den Etat des Schutzgebiets lehrt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese erste Etappe der Entwicklung des Schutzgebiets erreicht sein wird. Die steigenden Erträge der den Eingeborenen auferlegten Hüttensteuer werden hiezu mit der Zeit das ihrige beitragen.

Aber auch wenn dieser Zustand erreicht ist, so fehlt es der Kolonie doch immerhin noch an Mitteln für produktive Anlagen aller Art. Ob es möglich sein wird, dieselben im Wege eigener Anleihen zu erhalten, scheint bei den noch wenig entwickelten Verhältnissen und der finanziellen Unselbständigkeit des Schutzgebiets wenig wahrscheinlich. Die Kolonie wird deshalb darauf angewiesen sein, auch in dieser Beziehung auf das Mutterland zunächst noch zurückzugreifen. Die für solche Anlagen vom Mutterlande gewährten Darlehen sollten aber nur mit der Verpflichtung späterer Rückzahlung gegeben werden.

Die Ausgaben für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt und die Aufwendungen für produktive Anlagen sind es also in der Hauptsache, die jetzt und auch für die nächste Zukunft den Etat von Deutsch-Ostafrika, wie er dem Reichstag alljährlich vorgelegt wird, immer noch ungünstig erscheinen lassen. Von einer jungen, völlig unentwickelten Kolonie kann man aber auch nicht verlangen, daß sie die Mittel für diese Ausgaben auch nur zum Teil schon jetzt selbst aufbringt. Genug, wenn sie zunächst ihre eigene innere Verwaltung zu zahlen vermag. Stünde die Erfahrung des deutschen Volkes in kolonialen Dingen nicht noch so völlig in den Kinderschuhen, so würde man über alle diese Dinge kein Wort zu verlieren brauchen.

Vergleiche über die im vorstehenden erörterten Fragen A. Seidel, „Koloniale Reformvorschläge", Deutsche Kolonialzeitung 1901, S. 422, 430 und 442; ferner Professor Dr. Anton, „Die wirtschaftliche Entwicklung unserer Schutzgebiete in Afrika und der Südsee im Jahre 1900, 1901" (in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft III, S. 559 ff.), sowie endlich das Kapitel über „Die wirtschaftliche Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika" in dem Buche von C. Peters, „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet", München und Leipzig 1895.

Über die Frage der kolonialen Anleihen handelt Dr. H. Hesse in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft IV, S. 81 ff. Über die Eisenbahnfrage vergleiche das jüngst erschienene Werk von Professor Dr Hans Meyer, „Tropische Eisenbahnen", Leipzig 1902.

## Benutzte Quellen

Im allgemeinen ist bei den einzelnen Abschnitten bereits angegeben worden, welche Literatur bei der Bearbeitung derselben zu Grunde gelegt worden ist. Neben diesen Spezialquellen sind mir aber eine Anzahl von Werken allgemeineren Charakters von großem Nutzen gewesen, die ich nicht unterlassen möchte, hier noch besonders hervorzuheben. Es sind dies zunächst die beiden besten wissenschaftlich gehaltenen Werke über die deutschen Schutzgebiete, nämlich das Buch von Professor Dr. R. Hassert, „Deutschlands Kolonien" (Leipzig 1899) und Professor Dr. A. Schenck, „Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884", I. Die deutschen Kolonien, Sonderdruck aus dem 4. Jahrgang der Geographischen Zeitschrift (Leipzig 1899). Ferner ist mir für den Nachweis der Literatur das vorzügliche Repertorium der deutsch-kolonialen Literatur von meinem verehrten Freunde, Herrn Hauptmann a. D. M. Brose, von großem Wert gewesen. Die Nachträge zu diesem Werk erscheinen alljährlich in den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft", herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Band 1—3. Diese Zeitschrift hat mir auch sonst, ebenso wie die Deutsche Kolonialzeitung, das Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft, viel wertvolles Material geliefert. Ferner sind die amtlichen Denkschriften über die Entwicklung der Schutzgebiete mir kostbare Fundgruben gewesen, doch habe ich die neueste (für das Jahr 1902) leider für das vorliegende Werk nicht mehr benutzen können. Auch Dr. R. Fitzners „Deutsches Kolonialhandbuch", die von mir herausgegebene „Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen", sowie das bei Dietrich Reimer in Berlin erscheinende große Werk über Deutsch-Ostafrika (bisher erschienen Bd. I und III—VIII) möchte ich hier nicht unerwähnt lassen. Schließlich ist auch die erste zusammenfassende Darstellung der deutsch-ostafrikanischen Kolonie von Dr. C. Peters, „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" (München und Leipzig 1895), die trotz vieler Oberflächlichkeiten und Unwissenschaftlichkeiten sehr viel kostbares Material enthält, mir in mehr als einer Hinsicht nützlich gewesen.

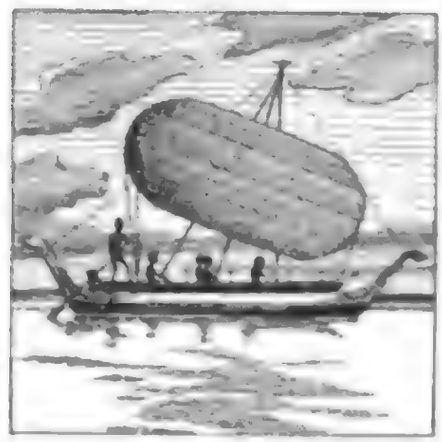
Was die beigegebenen Photographien anlangt, so verdanke ich dieselben in der Hauptsache den reichen Sammlungen der Deutschen Kolonialgesellschaft.

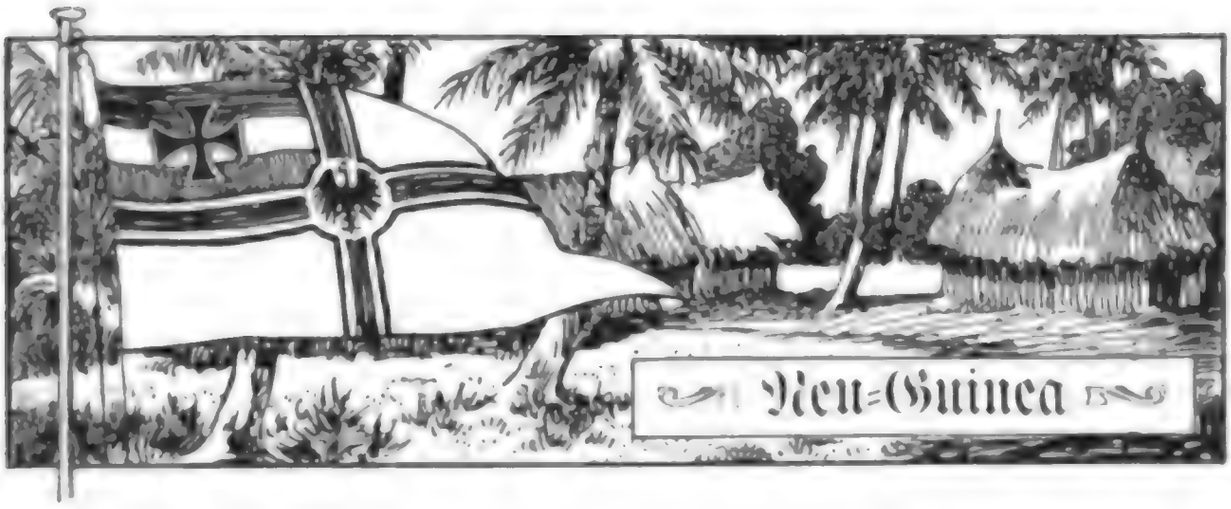
Digitized by Google

# Neu-Guinea

von

C. v. Beck






## I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas

Die Entdeckung Neu-Guineas fällt in die Zeit der kühnen Entdeckungsfahrten, welche von den abenteuerlustigen Seefahrern Portugals und Spaniens Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts unternommen worden sind. In dem Kampfe zwischen den Spaniern und den Portugiesen um den Besitz der Molukken wurde der portugiesische Seeheld Don George de Menesses bei Ausführung eines Handstreiches im Jahre 1526 an die Nordküste Neu-Guineas verschlagen, wo er als erster Europäer im Hafen von Warsai landete. Wenn auch der Insel bereits früher in Berichten von anderen Seefahrern Erwähnung getan wird, so geschah dies nur in unbestimmter Form und nicht auf Grund eigener Wahrnehmung. Don George de Menesses ist daher als der Entdecker der Insel, die er „Papua" nannte, anzusehen. Im sechzehnten Jahrhundert wurde die Insel noch von spanischen und portugiesischen Seefahrern wie Alvarez de Saavedra, Grijalva de la Torres, Juan Gaitan betreten und den alten neue Entdeckungen von Häfen, Inseln, Meeresstraßen u. s. w. zugefügt. 1546 erhielt sie von dem Spanier Ortiz de Retes den Namen Nueva Guinea, der bis heute beibehalten worden ist.

1567 wurden von dem Spanier Mendoña die südlichen Salomonsinseln entdeckt. Mit dem Niedergang der Spanier und Portugiesen als Seemächte treten in den folgenden Jahrhunderten die zur See vorherrschenden Holländer, Franzosen und Engländer in den weiteren Entdeckungen in den Vordergrund. Praktischen Wert bekamen aber diese Entdeckungsfahrten erst im 18. Jahrhundert, in welchem man einige Kenntnisse der Umrisse Neu-Guineas und der Inseln des Archipels gewann. In diese Zeit fallen die wichtigen Entdeckungen Tampiers (Tampierinsel und Straße, Neu-Britannien) und die erfolgreiche Expedition des holländischen Schiffes „Geelvink" (Geelvinkbai). Philipp Carteret entdeckte 1767 das heutige Neu Mecklenburg, durchfuhr zum ersten Male den St. Georgskanal und stellte dadurch fest, daß Neu Pommern und Neu Mecklenburg selbständige Inseln eines Archipels sind. Nach ihm trugen die Engländer Forrest, Edwards, Bligh, die Franzosen Bougainville und d'Entrecasteaux zur Erweiterung der Kenntnisse Neu-Guineas bei, ohne daß indessen eine Besitzergreifung von irgend einer der Mächte erfolgte.

Erst das 19. Jahrhundert wurde für die großartige Inselwelt Neu-Guineas bezüglich der Besitzverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Im Jahre 1824 wurde zwischen den Niederlanden und England ein Abgrenzungsvertrag geschlossen, in welchem sich die Niederländische Regierung die Insel Neu-Guinea bis 141° 47′ vorbehielt. Im Jahre 1828 nahmen die Niederlande tatsächlich von dem Vertragsgebiete Besitz. Von diesem Zeitpunkt ab ging die Erforschung des Landes rascher vorwärts. Die Franzosen Duperry, Lesson und Dumont d'Urville besuchten Neu-Guinea.

Digitized by Google

Letzterer als Admiral auf der Korvette „Astrolabe", nach welcher die größte Ausbuchtung des heutigen deutschen Besitzes „Astrolabebai" benannt wurde. Von Süden her drangen die Engländer in das Land vor. 1845 entdeckte Kapitän Blackwood auf dem Kriegsschiffe „Fly" den ersten großen Fluß Neu-Guineas und benannte ihn „Flyriver". Kapitän Moresby legte an seiner Mündung Port Moresby an. Die Kapitäne Owen Stanley und Moresby befuhren die Südostküste und machten Aufnahmen von derselben bis zum Huongolf hinauf.

1855 erschienen die ersten Missionare der Utrechter Mission im Lande, welchen bald englische und australische Missionare nachfolgten. Gleichzeitig kamen Forscher wie 1858 Wallace, einige Jahre später Bernstein, 1872 d'Albertis und Dr. Beccari und Dr. Bernhard Meyer, welcher als erster Neu-Guinea zwischen dem Mc. Cluergolf und der Geelvinkbai durchquerte.

Im Jahre 1871 erschien Miklucho-Maklay, ein Russe, an der Astrolabebai, wo er sich etwa ein Jahr aufhielt, um Studien über die Sitten und die Sprache der Eingeborenen, unter welchen er sich wie ihresgleichen bewegte, obzuliegen. Er wurde zum begeisterten Bewunderer des Landes und kehrte daher 1876 dahin zurück, um zu versuchen, sich anzusiedeln. Miklucho ist somit der erste Ansiedler von Kaiser Wilhelmsland. 1877 kehrte er nach Rußland zurück, um Freunde und Mittel für eine Ansiedlung größeren Stiles an der Astrolabebai zu gewinnen und um die russische Regierung für den Erwerb des Landes zu interessieren. Durch seinen bald darauf erfolgenden Tod wurde seinen Plänen ein Ziel gesteckt.

Auch auf deutscher Seite begann man etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts den Südseegebieten Aufmerksamkeit zu schenken. Um 1850 hatte die Firma Godeffroy & Sohn in Hamburg begonnen, die zahlreichen Inseln des westlichen Stillen Ozeans durch eigene Schiffe zum Zwecke des Handelsbetriebes besuchen zu lassen. Sie errichtete in Apia auf der zu den Samoainseln gehörigen Insel Upolu eine Faktorei mit zahlreichen Agenturen. Bis zum Jahre 1879 hatte sie allmählich zirka 100000 Acres Land als Grundbesitz auf Upolu erworben. Von der deutschen Regierung hatte das Unternehmen dadurch Unterstützung gefunden, daß in Apia ein deutsches Konsulat errichtet, und daß mit dem King George der Tongagruppe und 1879 mit Häuptlingen der Samoagruppe ein Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen wurde. Nachdem die Firma sich 1878 in eine Aktiengesellschaft unter der Firma „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln" umgewandelt hatte, geriet sie 1879 auf Andrängen englischer Gläubiger in Schwierigkeiten, welche sie vor die Notwendigkeit stellten, das Südseeunternehmen zu liquidieren. Die Liquidation würde dieses Unternehmen in englische Hände gebracht und die Stellung, welche der deutsche Handel sich in der Südsee mühsam erobert hatte, vernichtet haben. Um diese Gefahr abzuwenden, bildete sich unter Führung der durch den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann vertretenen Diskontogesellschaft zu Berlin eine Südseehandelsgesellschaft, welche sich bereit erklärte, das Unternehmen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft fortzuführen, wenn dagegen das Deutsche Reich eine gewisse Garantieleistung der Verzinsung des aufzuwendenden Kapitals übernähme. Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck trat dem Projekte näher. Der von ihm eingebrachte Gesetzentwurf, als „Samoavorlage" bekannt, war damit motiviert, daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoainseln in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben würde. Der Bundesrat nahm die Vorlage fast einstimmig an. Dagegen fand sie im Reichstage eine heftige, hauptsächlich von dem Abgeordneten Dr. Bamberger vertretene Opposition; sie wurde in zweiter Lesung am 27. April 1880 abgelehnt. Nach Ablehnung der Vorlage trat die Südseehandelsgesellschaft in Liquidation und es schien, als ob die Gegner den Freunden der Kolonisationsbestrebungen in Deutschland eine tiefe Niederlage bereitet hätten. Deren Bestrebungen schienen gelähmt, wenn nicht ein für allemal zu Grabe getragen. Allein gerade diese Niederlage schuf größere Pläne. Der Fall Samoas gab dem deutschen Neu-Guinea das Leben.

Die preisgegebenen deutschen Interessen schienen den Hauptbeteiligten der Südseehandelsgesellschaft doch so wichtig, daß sie sich entschlossen, die Verfolgung des Zieles, das sie in Voraussetzung der Unterstützung des Reiches sich gesteckt hatten, in anderer Form aufzunehmen und davon dem Reichskanzler Kenntnis zu geben (1880). Fürst v. Bismarck erwiderte darauf in einem das patriotische Bestreben der Männer, welche sich durch die öffentliche Kundgebung abfälliger Ansichten nicht hätten irre machen lassen, höchst anerkennendem Schreiben, durch welches die weitergehenden Pläne des Südseekonsortiums gebilligt wurden.

Durch diese Kundgebung ermutigt, entschloß sich der Verwaltungsrat der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu einer Rekonstruktion des Unternehmens, die mit Unterstützung der Südseehandelsgesellschaft auch derart durchgeführt werden konnte, daß das Unternehmen sich nicht allein als lebensfähig behaupten, sondern sich im Laufe der Jahre gedeihlich entwickeln konnte. Ohne diese glücklich durchgeführte Intervention würden die deutschen Unternehmungen in der Südsee zusammengebrochen und das ganze Gebiet in englische Hände übergegangen, somit also jeder anderen auf die Kolonisation durch Deutsche gerichteten Unternehmung in der Südsee der Boden entzogen worden sein.

Digitized by Google

Im Kreise der Mitglieder des Verwaltungsrates der Südseehandelsgesellschaft, welche nach ihrer Liquidation als Seehandelsgesellschaft wieder ins Leben trat, wurden nunmehr, wiederum unter Führung des Geheimen Kommerzienrats v. Hansemann, weitergehende Pläne zum Erwerb von Kolonien gemacht.

Man war von dem Gedanken durchdrungen, daß es nicht genüge, Handelsunternehmungen in fremden Ländern oder unter fremder Landeshoheit zu fördern, daß vielmehr das Ziel weiter zu stecken und auf die Begründung eigener Kolonien zu richten sei. Der unter den obwaltenden Verhältnissen zu beschreitende Weg wurde darin erblickt, daß wenige Teilnehmer sich in irgend einer gesellschaftlichen Form vereinigten und auf ihre Gefahr für eine nationale Sache die erforderlichen Mittel hergäben, bis für den Fall des Erfolges das Unternehmen an eine dann zu bildende Gesellschaft überginge. Schon im September 1880 wurde dem Reichskanzler durch Herrn v. Hansemann von der Bereitwilligkeit eines Konsortiums, sich für solche Zwecke zu konstituieren, in einer Denkschrift Kenntnis gegeben und als erstes Ziel die Südsee hingestellt, wo allein noch Kolonien mit der Produktionskraft der heißen Zone und dem Vorteil der insularen Lage zu erlangen wären und wo die vorhandenen deutschen Interessen einen bestimmten Anhalt gewährten.

Bereits zu dieser Zeit — 1880 — sah man in diesen Kreisen das Vorgehen als dringend an, weil sonst die allgemeine Inbesitznahme von anderer Seite nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Schon damals richtete man bezüglich der Erwerbung von zum Kolonisieren geeignetem Land in der Südsee auf die Nordostküste der Insel Neu-Guinea den Blick, weil die niederländische Oberhoheit westlich vom 141. Grad östlicher Länge, obgleich nur nominell, zu respektieren und weil die Süd- und Südostküste bis etwa zum Ostkap wegen der dort vorwaltenden englischen Interessen unnehmbar war. Diese 1880 gefaßten Pläne sind um so bemerkenswerter, als sie später in den schon zu dieser Zeit skizzierten Umrissen zur Ausführung gelangten. Vorerst mußten sie aber auf sich beruhen bleiben. Der Reichskanzler ließ den Beteiligten eröffnen, daß er bei voller Sympathie für das Projekt, es doch ablehne, dem Reichstage eine neue Vorlage zu machen, da er sich durch dessen Votum in der Samoavorlage gehemmt sehe. Er könne nur den Schutz deutscher Interessen, wo solche vorhanden seien, verheißen; mehr könne man nur mit einem nationalen Parlament, aber nicht mit Fraktionen machen.

Nach dem Jahre 1880 vollzog sich indessen rasch ein Umschwung. Die Erkenntnis der Notwendigkeit von Kolonien und der Wille zum Handeln erstarkten sich in der Nation mehr und mehr, so daß die Reichsregierung Unterstützung bei einer kraftvolleren Kolonialpolitik erhoffen durfte. Dies trat durch die Erklärung des Fürsten Bismarck in der Sitzung der Budgetkommission des Reichstages am 26. Juni 1884 zu Tage, welche dahin ging, daß die Erwerbungen des Kaufmanns Lüderitz an der Südwestküste von Afrika unter dem Schutz des Reiches stehen und daß dies der großbritannischen Regierung eröffnet worden sei.

Auch für die Südsee war nun die Zeit gekommen — in es war die höchste Zeit. In England und Australien zeigte sich bereits ein aktuelles Interesse für das ganze Südseegebiet. Insbesondere hatte ein solches sich neuerdings in den Verhandlungen des Royal Colonial Institute in London geregt, nachdem schon 1874 die Aufmerksamkeit des englischen Kolonialministers auf Neu-Guinea gelenkt worden war, in Australien aber dadurch sich praktisch betätigt, daß die Kolonie Queensland im Jahre 1883 Neu-Guinea und die benachbarten Inseln schlechtweg als annektiert proklamiert hatte. Eile tat daher not. Auf Anregung und unter Führung des Geheimen Kommerzienrat v. Hansemann bildete sich nunmehr aus den Kreisen der Seehandelsgesellschaft ein Konsortium zur Vorbereitung und Errichtung einer Südseekolonie. Ein Projekt, in welchem die Einzelheiten des Vorgehens dargelegt waren, wurde dem Reichskanzler vorgelegt, fand dessen Zustimmung und mit Allerhöchster Genehmigung die Verleihung des Schutzes. Infolgedessen konnte die praktische Arbeit in jenen Gegenden beginnen.

Digitized by Google

Dadurch, daß der high Commissioner for the western Pacific das Vorgehen der Queensländer Heißsporne desavouiert hatte, indem er jede Verantwortung für Landerwerb auf den nicht englischen Inseln ablehnte, war die öffentliche Meinung in Australien eine heftig erregte geworden. Es war daher ein Gebot der Vorsicht, daß das Südseekonsortium nicht direkt den Plan in Angriff nahm, sondern die bereits im Archipel seßhafte deutsche Handels- und Plantagengesellschaft für die Südseeinseln für sich handeln ließ. Durch deren Vermittlung und auf deren Namen wurde für das Konsortium in unauffälliger Weise der Dampfer „Samoa" in Sydney erworben und eine Expedition für Neu-Guinea ausgerüstet, an deren Spitze zwei bewährte Männer, Dr. O. Finsch und Kapitän E. Dallmann gestellt wurden. Die „Samoa" versegelte am 11. September 1884 und erreichte Mioko, die Niederlassung der Handels- und Plantagengesellschaft am 26. September 1884. Von dort aus wurden bis Ende Januar 1885 fünf Fahrten nach der Nord- und Ostküste von Neu-Guinea ausgeführt, auf denen bedeutende Flüsse und gute Häfen entdeckt und zur Vorbereitung der Flaggenhissung zahlreiche Landerwerbungen gemacht wurden. Inzwischen war auch das deutsche Kriegsschiff „Elisabeth" in den Gewässern Neu-Guineas eingetroffen (1. November 1884), das am 7. August die deutsche Flagge in Angra Pequena gehißt hatte und direkt von dort über Sydney nach Matupi gefahren war. „Elisabeth" stellte zunächst Neu-Britannien, Neu-Irland und die Yorkgruppe unter deutschen Schutz, etwas später auch die Nord- und Nordostküste Neu-Guineas durch Flaggenhissung in der Astrolabebai und in dem von Dr. Finsch entdeckten Finschhafen. In Anerkennung der Bedeutung der von ihm vorgenommenen Besitzergreifungen erteilte Se. Majestät der Kaiser dem Konsortium, das sich inzwischen als Neu-Guinea-Compagnie konstituiert hatte, unter dem 15. Mai 1885 einen Schutzbrief, durch welchen ihr gegen Übernahme bestimmter Verpflichtungen die Rechte der Landeshoheit mit dem ausschließlichen Recht auf Grunderwerb verliehen wurde. Das Gebiet, auf welches sich der Schutzbrief erstreckte, umfaßte zuerst den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, dem mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers der Name Kaiser Wilhelmsland beigelegt wurde, den Bismarckarchipel, früher Archipel von Neu-Britannien mit etwa 200 Inseln, darunter die größten, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Lauenburg; es wurde später auch auf die nördliche Gruppe der Salomonsinseln, Bougainville mit Buka, Choiseul und Ysabel, mit einem Flächeninhalt, der auf etwa 250000 Quadratkilometer geschätzt wird, ausgedehnt.

Während der Entdeckungsfahrten der „Samoa" hatte die großbritannische Regierung auf Andrängen der australischen Kolonien sich ebenfalls Neu-Guinea zugewendet und durch ihre Kriegsschiffe das britische Protektorat nicht allein über die Südküste von Neu-Guinea, sondern auch über einen Teil der Ost- und Nordküste erklären lassen. Die dadurch entstandene Kollision der auf die Gebiete der letzteren Küste beiderseits erhobenen Ansprüche wurde im Wege diplomatischer Verhandlungen durch die Deklaration vom 6. April 1886 dahin beglichen, daß die deutsche Machtsphäre in den vorangegebenen Grenzen anerkannt wurde.

Die Übertragung der Landeshoheit an die Neu-Guinea-Compagnie konnte jedenfalls von vornherein nur als vorübergehend gedacht sein. Sie erschien unter den damaligen Verhältnissen als die zweckmäßigste Form des Regiments, um politische Verwicklungen zu vermeiden und der Reichsregierung freie Hand zu lassen. Würde das Konsortium damals nicht diese Last und die große Verantwortlichkeit durch sein Vorgehen auf sich genommen haben, so dürfte Neu-Guinea schwerlich heute eine deutsche Kolonie sein.

Nach der Auseinandersetzung mit England über die beiderseitigen Interessensphären kam für die Reichsregierung die politische Rücksichtnahme in Wegfall; allein es verblieb zunächst bei den geschaffenen Verhältnissen, die eine Verantwortlichkeit in sich trugen, die über die Kräfte einer Privatgesellschaft gehen. In Anerkennung dessen war auch die Reichsregierung zur Übernahme der Landeshoheit bereit, allein die darüber dem Reichstage 1886 gemachte Vorlage fand nicht dessen Zustimmung. Erst im Oktober 1898 kam auf veränderter Grundlage ein neues Abkommen zwischen dem Reiche und

Digitized by Google

den derzeitigen Machthabern der Neu-Guinea-Compagnie zu stande, welches vom Reichstage angenommen wurde. Kraft desselben gingen die durch den Schutzbrief unter Entkräftung desselben der Neu-Guinea-Compagnie verliehenen Rechte auf das Reich über; erstere wurde am 1. April 1899 von der Landeshoheit entlastet. Der Vertrag ist für das Reich ein günstiger. Durch ihn wurde gegen Gewährung einer im Vergleich zu anderen Erwerbungen geringen Abfindungssumme, die in vollem Umfange auf wirtschaftliche Unternehmungen im Schutzgebiet verwendet werden muß, eine der aussichtsreichsten Kolonien erworben. Dadurch, daß das Reich nunmehr freie Hand im Südsee gebiete bekam, wurde ihm ermöglicht — allerdings zum Nachteile Neu-Guineas — an die Ordnung der Verhältnisse der Samoainseln, die der gemeinschaftlichen Verwaltung dreier Regierungen, Großbritannien, Amerika und Deutschland unterstellt waren, heranzugehen und so die üblen Folgen der Ablehnung der Samoavorlage vom Jahre 1880, die in fortwährenden Unruhen und anderen Mißständen zu Tage traten, einigermaßen wieder gut zu machen.

Durch das deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899 betreffend die Interessensphären in der Südsee und in Togo, wurden die zum Schutzgebiete von Deutsch-Neu-Guinea gehörigen Salomonsinseln mit Ausnahme von den Inseln Bougainville und Buka an England abgetreten. Dagegen verzichtete Großbritannien zu Gunsten Deutschlands auf alle seine Rechte auf die Inseln Upolu und Savaii der Samoagruppe, die dadurch dem deutschen Südseegebiet zugeführt wurden.

## II. Politisches und Verwaltung

**Durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 15. Mai 1885 waren der Neu-Guinea-Compagnie mit den Rechten der Landeshoheit auch deren Pflichten übertragen. Sie mußte daher die zur Erfüllung dienlichen staatlichen Einrichtungen, entsprechend der seit 1886 in die kolonialen Verhältnisse in wachsendem Umfange eingreifenden Reichsgesetzgebung sowie den besonderen örtlichen Verhältnissen, treffen. Rechtspflege und Verwaltung mußten von ihr organisiert und für die Ausübung geeignete Beamte angestellt werden. An die Spitze der Verwaltung wurde der Landeshauptmann gestellt, dessen Ernennung der Bestätigung durch den Herrn Reichskanzler unterlag.**

Als erster Landeshauptmann fungierte vom [illegible] ab Herr Vizeadmiral a. D. Freiherr v. Schleinitz, der am 1. März 1888 durch den [illegible] Staatssekretär des Reichspostamts, damals [illegible] Postrat Krauße abgelöst wurde. Am 1. November 1889 trat ein kaiserlicher Sonderkommissar zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie in Kraft, nach welchem die Verwaltung in die Hände eines von dem Herrn Reichskanzler zu ernennenden Reichskommissars zu legen war. Als solcher war der Regierungsrat Rose ernannt worden, der die Amtstätigkeit am 1. November 1889 im Schutzgebiet aufnahm. Das Abkommen mit dem Reiche erlosch nach Kündigung seitens der Neu-Guinea-Compagnie am 1. September 1892 und an die Stelle trat der von der Neu-Guinea-Compagnie ernannte frühere Kanzler im Bismarck-Archipel, Herr Eleonor Schmiele, nach dessen Tod Herr Korvettenkapitän a. D. Rüdiger, Beamter der Neu-Guinea-Compagnie interimistisch als Landeshauptmann fungierte vom 15. Februar 1895 bis 28. August 1896. Auf ihn folgte der königlich preußische Oberleutnant a. D. Kurt v. Hagen, dessen Tätigkeit durch seinen gewaltsamen Tod ein Ziel gesetzt wurde (14. August 1897).

In nach dieser Zeit gepflogenen Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie wegen Rückkaufs der Landeshoheit über das Schutzgebiet der Neu-Guinea-Compagnie in der Südsee in Gang kamen, fand eine Neubesetzung der obersten Stelle durch die Compagnie nicht statt, sondern wurde interimistisch durch den Oberrichter wahrgenommen.

**Bereits unter der Herrschaft der Neu-Guinea-Compagnie war, wie auch jetzt noch, die Kolonie in zwei Jurisdiktionsbezirke eingeteilt, in den westlichen von Kaiser Wilhelmsland und in den östlichen des Bismarckarchipels und der Salomonsinseln mit je einem Richter mit dem Sitze in Friedrich Wilhelmshafen beziehungsweise Herbertshöhe. Auch die Wahl der Richter war von der Genehmigung des Herrn Reichskanzlers abhängig.**

Die gesamten Unternehmungen der Neu-Guinea-Compagnie wurden in Berlin von einem Direktorium, bestehend aus 12 Mitgliedern, die aus ihrer Mitte nach den Satzungen einen [illegible] Vorsitzenden [illegible] Direktor [illegible] Adolf v. Hansemann, Generalkonsul Kumm und Paul Reis [illegible] Direktorium [illegible] die Stadt Berlin. [illegible] Adolf v. Hansemann

Die Einnahmen [illegible] Zinsen [illegible] Einlagen und Beteiligungen [illegible] Zinsen [illegible] Jahre 1887 bis 1890 der Geheime Kommerzienrat

wesentlichen auf folgendes: Die Gerichtsbarkeit für das bürgerliche Recht und für das Strafrecht, für das letztere durch spezielle Ordnung in Betreff der Eingeborenen, wurden in Wirksamkeit gesetzt und die Grundeigentumsverhältnisse so weit geregelt, daß der Grundbesitz durch Eintragung in Grundbücher gesichert werden konnte. Standesämter und Seemannsämter wurden eingerichtet und dem Eindringen fremder Münzen und der daraus folgenden Unsicherheit des Geldverkehrs durch Einführung der deutschen Münzen und insbesondere dem Kleinverkehr dienender Silber- und Bronzemünzen abgeholfen, dem Einbruch ansteckender Krankheiten von der See her durch Quarantänevorschriften, dem Vordringen der besonders gefährlichen Pockenepidemie vom Lande her durch möglichste Verbreitung der Schutzpockenimpfung begegnet. Für die Schiffahrt wurden durch die notwendigen Seezeichen und die Ordnung des Hafenverkehrs Erleichterungen und Entwicklung geschaffen. Auch die Aufnahme der Schiffahrt nach Neu-Guinea durch den Norddeutschen Lloyd, dessen Dampfer „Schwalbe" in Charter der Neu-Guinea-Compagnie zuerst die Verbindung zwischen Neu-Guinea und Singapore aufnahm, ist auf das Betreiben der damaligen Verwaltung zurückzuführen.

Der Betrieb des Handels durch auswärtige Schiffe, welcher zu zahlreichen Mißbräuchen den Eingeborenen gegenüber geführt hatte, wurde behufs deren Verhütung ebenso wie die Anwerbung von eingeborenen Arbeitern unter Aufsicht gestellt. Auch gelang es auf Betreiben der Neu-Guinea-Compagnie, der die Reichspostverwaltung bereitwillig entgegenkam, daß das Schutzgebiet in den Weltpostverein aufgenommen und damit an den brieflichen Weltverkehr angeschlossen wurde. Das Steuer- und Zollwesen wurde durch Erlaß bezüglicher Verordnungen geregelt.

Auch wurden besondere Schutzmaßregeln durch Erlaß eines Verbotes auf die Einführung von Feuerwaffen und der Abgabe von Spirituosen und Opium an Eingeborene getroffen.

Zur Verfügung der Landesverwaltung wurde eine Polizeitruppe aus Eingeborenen organisiert, die teils in Kaiser Wilhelmsland, teils in Herbertshöhe stationiert war. Sie rekrutierte sich hauptsächlich aus Leuten der Inseln des Archipels.

Diese Grundlage fand am 1. April 1899 der vom Reiche ernannte Gouverneur bei Übernahme der Landesoberhoheit über Neu-Guinea vor. Im wesentlichen sind die Einrichtungen unter der neuen Verwaltung dieselben geblieben. Während unter der Neu-Guinea-Compagnie der Sitz des Landeshauptmanns in Kaiser Wilhelmsland war, legte das Reich den Sitz des Kaiserlichen Gouvernements nach Herbertshöhe, wo ihm von der Neu-Guinea-Compagnie, da alles Land auf der Gazellehalbinsel in festen Händen war und die Platzfrage daher Schwierigkeiten bereitete, ca. 20 ha Land überlassen wurde; dadurch kam das Gouvernement in die Lage, sich dauernd in Herbertshöhe niederzulassen.

Durch den Erwerb der Karolineninseln, die dem Gouvernement in Herbertshöhe unterstellt worden sind, hat sich die Verwaltung vergrößert. Das Schutzgebiet von Deutsch-Neu-Guinea umfaßt jetzt folgende Bezirke:

1. Den Bismarckarchipel einschließlich der deutschen Salomonsinseln mit dem Sitz des Gouverneurs in Herbertshöhe und einem Bezirksamtmann in Rusa.
2. Kaiser Wilhelmsland nebst vorliegenden Inseln mit einem Bezirksamtmann in Friedrich Wilhelmshafen.
3. Den Bezirk der Ostkarolineninseln mit dem Sitze des kaiserlichen Bezirksamtmanns in Ponape.
4. Den Bezirk Westkarolinen- und Palauinseln mit dem Sitze des kaiserlichen Vizegouverneurs in Yap.
5. Den Bezirk der Marianeninseln mit dem Sitze des kaiserlichen Bezirksamtmannes in Saypan. Von den Marianeninseln ist die Insel Guam in amerikanischem Besitz.

Der gesamte Verwaltungsbezirk ist in zehn Grundbuchbezirke eingeteilt. Die See- und Standesämter sind in Herbertshöhe bezw. Friedrich Wilhelmshafen verblieben.

## Zölle und Steuern

Die Sätze des von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführten Zolltarifs sind vom Deutschen Reiche beibehalten worden, woraus geschlossen werden darf, daß die für die Entwicklung einer jungen Kolonie förderlichen mäßigen Sätze zweckmäßig anerkannt worden sind. Nur wenige Gegenstände sind zoll-

Digitized by Google

pflichtig, die meisten Waren und Produkte dürfen zollfrei aus- und eingeführt werden.

Der Einfuhrzoll beschränkt sich auf Weine und Spirituosen in Sätzen von 10–80 Pfennig pro Flasche, der Ausfuhrzoll auf Kopra pro Tonne von 1000 kg zu Mark 4.– .

Auslandshafen sind die Häfen Herbertshöhe und Friedrich Wilhelmshafen geblieben; alle Schiffe vom Ausland müssen diese Häfen zwecks Zollrevision anlaufen; ebenso müssen daselbst die Lizenzen u. s. w. gelöst werden.

In Deutsch-Neu-Guinea ist die deutsche Reichswährung eingeführt. Es zirkulieren noch von der Neu-Guinea Compagnie geprägte und in Umlauf gebrachte Neu-Guineamünzen (Goldwährung), welche von dem Reiche unter Festsetzung einer Einlösefrist außer Kurs gesetzt werden können. Für diesen Fall ist die Neu-Guinea-Compagnie verpflichtet, die Neu Guineamünzen gegen den gleichen Betrag in Reichswährung einzulösen.

Die noch von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführten und vom Reiche beibehaltenen Steuersätze erstrecken sich auf eine Gewerbesteuer nach Klassen und eine Einkommensteuer, welche von einem jährlichen Einkommen von 1000 bis 1500 Mark 6 Mark, von dem weiteren Einkommen über 1500 Mark 2 % beträgt.

Im Jahre 1901 ist von dem Herrn Gouverneur eine neue Arbeiterverordnung, welche im wesentlichen eine den neuen Verhältnissen angepaßte Abänderung der alten darstellt, in Kraft gesetzt worden (Deutsches Kolonialblatt Nr. 21 vom 1. November 1901, S. 1).

Zwei weitere neu erlassene Verordnungen betreffen ein Verbot, das im Archipel einheimische Muschelgeld (tabu Diwarra) als Zahlungsmittel im Geschäftsverkehr mit den Eingeborenen zu gebrauchen oder anzunehmen und das Verbot des Einkaufs ganzer Kokosnüsse von den Eingeborenen mit Ausnahme von Pflanznüssen oder von Nüssen zu Nahrungszwecken. Durch letztere Maßregel sollen die Eingeborenen zur Anfertigung versandfähiger Kopra angehalten werden, eine, wenn auch etwas hart erscheinende, doch im allgemeinen zweckmäßige Maßnahme. Für neu aufzuschließende Distrikte, in welchen die Eingeborenen des Koprahandels noch ungewohnt und zunächst nur zur Herbeischaffung ganzer Nüsse zu bewegen sind, wurde das Verbot eine große Härte enthalten und der Anknüpfung von Handelsbeziehungen entgegenstehen. Für solche Fälle und Distrikte kann jedoch der Gouverneur das Verbot aufheben.

Die Verwendung von Diwarra als ausschließliches Zahlmittel war ein Hemmnis für den Handel. Dadurch, daß die Händler genötigt waren, den größten Teil der von den Eingeborenen zu beschaffenden Kopra mit Diwarra zu bezahlen, wurde der Absatz der europäischen Waren bedeutend eingeschränkt. Zudem war es oft schwierig und sehr teuer, das Diwarrageld sich zu verschaffen. Das Verbot dürfte daher günstige Folgen für den Handel nach sich ziehen. Ein abschließendes Urteil darüber läßt sich indessen zur Zeit noch nicht fällen.

## Postalisches

Wie schon erwähnt, ist Deutsch-Neu-Guinea an den Weltpostverein angeschlossen (seit 1. Januar 1888). Die Postgeschäfte werden teils durch Reichsbeamte, teils durch die Neu-Guinea-Compagnie, teils durch Missionare und Angestellte wahrgenommen. Agenturen sind folgende vorhanden: Friedrich Wilhelmshafen und Herbertshöhe (Verwalter: der Gerichtschreiber), Matupi (Verwalter: Hernsheim & Co.), Stephansort (Verwalter: Neu-Guinea-Compagnie) und Tamara (Verwalter: Mission vom Göttlichen Wort).

Der Postverkehr erstreckt sich auf die Beförderung von gewöhnlichen und Einschreibebriefen, auf den Postanweisungsverkehr und Paketsendungen. Neuerdings sind auch Nachnahmesendungen zulässig.

Direkte telegraphische Verbindung bis Neu-Guinea ist nicht vorhanden. Telegramme finden bis Singapore, Makassar oder Sydney per Kabel und von diesen Plätzen ab per Briefpost Beförderung.

Die Reichspostverwaltung hat wegen der Beförderung von Telegrammen nach und aus Deutschland nach Neu-Guinea mit der Niederländisch-indischen Telegraphenverwaltung und der Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company dahin Vereinbarung getroffen, daß

1. die nach dem Neu-Guinea-Schutzgebiet gerichteten Telegramme nach Singapore oder Makassar telegraphiert und von da mit der nächsten Schiffsgelegenheit an ihren Bestimmungsort weiter gesandt, sowie

2. die in dem Neu-Guinea-Schutzgebiet einge-

Digitized by Google

lieferten Telegramme mittels Schiffs nach Makassar gesandt und von dort aus telegraphisch weitergesandt werden.

In beiden Fällen übernimmt die Post die Beförderung zwischen Deutsch-Neu-Guinea und Singapore beziehungsweise Makassar.

## Hygiene

Von endemischen mit dem Klima in Verbindung stehenden Krankheiten stehen die Geißeln der Tropen, Malaria und Dysenterie (rote Ruhr) auch in Deutsch-Neu-Guinea in erster Linie. Beide haben zeitweise, insbesondere unter Neuankömmlingen, zahlreiche Opfer gefordert. Von der Malaria, die seltener in schweren Formen auftritt, bleiben auch Weiße nur ausnahmsweise ganz verschont. Sowohl im Archipel wie in Kaiser Wilhelmsland ist durch Anstellung von Ärzten und Heilgehilfen durch die Neu-Guinea-Compagnie, sowie durch Einrichtung von Krankenhäusern und zweckmäßige Gestaltung der äußeren gesundheitlichen Verhältnisse getan worden, was Einsicht und Erfahrung zur Bekämpfung der Krankheiten an die Hand geben; man hat damit nach und nach eine Verbesserung der Lage erreicht. Außer den erwähnten sind noch folgende Krankheiten hauptsächlich zu bekämpfen: Beriberi, Anchylostomiasis, Influenza, Pocken, Geschwüre und Hautkrankheiten. Die Knappheit des Raumes verbietet auf dieselben hier näher einzugehen.

## Schiffahrt

Die Verbindung des Schutzgebiets von Deutsch-Neu-Guinea mit der übrigen Welt wird durch Reichspostdampfer des Norddeutschen Lloyd hergestellt, welche in sechswöchentlicher regelmäßiger Fahrt von Singapore über Batavia, Makassar (Amboina), Seleo (Berlinhafen), Friedrich Wilhelmshafen, Stephansort, Finschhafen, Herbertshöhe nach Australien — Townsville, Brisbane, Sydney und zurück über diese Häfen wieder nach Singapore an die Ausreise und Heimreise der Dampfer der Ostasiatischen Linie des Lloyd sich anschließen.

Eine weitere Verbindung ist neuerdings durch den Dampfer „Ozeana" der Jaluitgesellschaft (unter Reichssubvention) zwischen Neu-Guinea, Hongkong und den Marschallinseln hergestellt worden in etwa zwölfwöchentlichem Turnus.

Periodische Fahrten zwischen Sydney und Herbertshöhe unterhält ferner die Firma Burns, Philp & Co. in Sydney durch ihren kleinen Dampfer „Moresby". Durch diese Schiffahrtsverbindungen sind die Beschaffung solcher Lebensmittel, die im Schutzgebiet selbst noch nicht erzeugt werden und daher aus Europa, Niederländisch-Indien, den Straits Settlements, China und Australien bezogen werden müssen, der Import anderer für die Entwicklung des Schutzgebiets notwendiger Artikel, die Zuführung der Produkte des Schutzgebiets auf den Weltmarkt, die Hin- und Herbeförderung der Personen, insbesondere der einwandernden Arbeiter, unter den üblichen Taxen für Fracht und Passage gesichert. Den Verkehr im Innern besorgen die angesiedelten Firmen meist durch eigene Schiffe, welche auch die Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen aufrechterhalten.

## Missionswesen

In Kaiser Wilhelmsland wirken drei große Missionsgesellschaften: die Rheinische Missionsgesellschaft, die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft (beide evangelisch) und die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (katholisch),

im Bismarckarchipel zwei — die Australian Methodist Missionary Society (evangelisch) und die Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (katholisch).

### Die Rheinische Missionsgesellschaft

unterhält vier Stationen: Bogadjim, Siar, Bongu und Graget (Ragettainsel) an der Astrolabebai, welche von drei verheirateten Missionaren und einem

Digitized by Google

unverheirateten Miſſionar verwaltet werden. Im Jahre 1901 geriet ſowohl die Miſſions- wie die Schultätigkeit auf den Stationen Bogadjim und Siar ins Stocken, weil die Leiter derſelben erholungshalber Aufenthalt außerhalb des Tropenklimas zu nehmen gezwungen waren. Nach ihrer Rückkehr wurde die Tätigkeit wieder aufgenommen. In Bogadjim werden ca. 30 Knaben und 13 Mädchen, in Siar eine kleinere Zahl, in Bongu 21 Knaben — das ganze Jahr hindurch regelmäßig —, in Graget etwa 18 Knaben und 9 Mädchen unterrichtet. Der ſonntägliche Gottesdienſt erfreut ſich im allgemeinen eines regen Beſuches ſeitens der Eingeborenen.

Die erſte deutſche Poſtſtation in Finſchhafen.
Links Staatsſekretär des Reichspoſtamts Krätke, Exzellenz, 1888 Landeshauptmann von Neu-Guinea. Rechts Poſtrat Ewerlien.

Die Neuendettelsauer Miſſionsgeſellſchaft

beſitzt gleichfalls vier Stationen, davon drei auf dem Feſtlande in der Gegend von Finſchhafen, nämlich Simbang, Deinzerhöhe und Sattelberg, und eine Inſelſtation auf den Tamiinſeln. Eine weitere Station am Huongolf iſt im Entſtehen. Das Perſonal beſteht aus 4 Miſſionaren mit ihren Frauen, 3 ledigen Miſſionaren und 6 Miſſionskindern. 90 Eingeborenenkinder wurden unterrichtet. Letztere werden auch zu Feldarbeiten angehalten.

Die Katholiſche Miſſion vom Göttlichen Wort

hat ſich in den Gegenden des Berlinhafens und des Potsdamhafens niedergelaſſen und unterhält vier Stationen: St. Anton auf der Alyinſel, St. Joſeph auf der Inſel Tumleo (Tamara), Regina Angelorum auf dem Feſtlande im Bokaudiſtrikt und Monumbo am Potsdamhafen. Das Perſonal beſteht aus 7 Patres, 6 Brüdern und 4 Ordensſchweſtern. Die Zahl der getauften Gemeindeglieder beträgt etwa 220. In den Schulen wird verſucht, die deutſche Sprache nach Möglichkeit einzubürgern.

Die Wesleyaniſche Miſſion

übt ihre Tätigkeit nur im Archipel aus und beſitzt drei Hauptſtationen: Ulu für Neu-Lauenburg und Neu-Mecklenburg, Kabakada und Raluana für Neu

Pommern, welchen 101 Außenstationen unterstehen. Das Personal besteht aus 3 weißen Missionaren, 26 fidjianischen und samoanischen und 76 eingeborenen Missionsgehilfen. Von denselben werden 100 Dorfschulen, eine Bezirksschule und Seminar zur Ausbildung eingeborener Missionsgehilfen geleitet. Die Wesleyanische Mission konnte im Jahre 1900 ihr Jubiläum der 25jährigen Tätigkeit im Archipel feiern. Von den weißen Missionaren wurde das Neue Testament in die Sprache der Neu-Pommern übersetzt.

### Die Katholische Mission vom Heiligen Herzen Jesu

beschränkt sich in ihrer Missionstätigkeit gleichfalls auf den Archipel. Der Zentralstation Vuna Pope und 12 Hauptstationen unterstehen 17 Nebenstationen, die sich über alle Teile des Archipels verbreiten. Die Mission hat 10 Kirchen erbaut. Das Personal besteht aus 1 Bischof, 4 Patres, 16 Brüdern, 11 Schwestern, einem eingeborenen Lehrer und einer eingeborenen Lehrerin. Fast alle Stationen haben Schulen, die stark besucht werden. Die Zahl der getauften Eingeborenen dürfte mit 8000 nicht zu hoch bemessen sein.

Aus den vorstehenden statistischen Angaben tritt hervor: daß die Missionstätigkeit in Kaiser Wilhelmsland sich noch in engen Grenzen hält, daß sie aber im Archipel bereits eine große Ausdehnung erfahren hat.

Auch die Missionsgesellschaften haben gleich den Erwerbsgesellschaften die Erfahrung machen müssen, daß die Erschließung von Kaiser Wilhelmsland eine ungleich schwierigere ist, als die des Archipels — die Opfer, die zu bringen sind, sind größere, die Erfolge aber stellen sich ungleich langsamer ein.

## III. Eingeborene Bevölkerung*)

### Herkunft

Die Eingeborenen Kaiser Wilhelmslands und des Bismarckarchipels haben keine Gesamtbezeichnung für das Land, das sie bewohnen; sie benennen sich selbst nach ihren Wohnsitzen. Um eine Unterscheidung zwischen Eingeborenen der großen Insel Neu-Guinea — von Kaiser Wilhelmsland — und der Inseln des Archipels zu gewinnen, ist es gebräuchlich geworden, die Bewohner Kaiser Wilhelmslands mit dem Namen „Papuas“ und die Bewohner des Archipels mit „Melanesier“ zu bezeichnen. Es ist unentschieden, ob die Bevölkerung autochthon oder eingewandert ist, ob sie eine selbständige Rasse oder ein Mischvolk bildet. Der Papua ist im Durchschnitt von großer Figur und kräftigem Wuchse, kraushaarig am Kopfe und meist auch am Bart; Arme, Brust und Beine sind stellenweise behaart. Sein Wesen ist heiter, oft ausgelassen, aber auch zudringlich. Seine Körperbeschaffenheit wie sein Benehmen ähneln daher weder denen der Malaien noch der Polynesier. Auch mit dem Afrikaneger hat er wenig Gemeinsames. Dagegen findet sich, wie in Flora und Fauna, auch im Aussehen, den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung Nordaustraliens und Neu-Guineas manche Übereinstimmung oder Ähnlichkeit. Es dürfte daher der Schluß zu ziehen sein, daß der Australneger nach Norden vorgedrungen, sich in Neu-Guinea festgesetzt und mit den von Westen und von Osten vordringenden Malaien beziehungsweise Polynesiern sich vermischt hat. Unter sich ist daher die Bevölkerung nicht homogen, vielmehr, selbst auf kurze Entfernung, durchaus verschieden. Jede größere staatliche Bildung fehlt. In der Gegend von Hatzfeldthafen und am oberen Augustafluß herrscht

*) Dr. Krieger, Neu-Guinea, Bibliothek der Länderkunde. Berichte der Missionare der Rheinischen und der Neuendettelsauer Mission.

Digitized by Google

ein ausgesprochener semitischer Typus vor; die Leute an der Astrolabebai ähneln in ihrer Gesichtsbildung mehr den Javanern. Das Aussehen der Bewohner der zu Neu-Guinea zu rechnenden Mattyinsel erinnert an die malaiische Rasse. In der Hautfarbe sind sich die Eingeborenen der einzelnen Gegenden völlig ungleich; man findet Variationen vom dunkelsten Schwarzbraun bis zu der hellgelben Farbe; auch Albinos kommen vor.

Bezüglich der Körperbildung zeigen die Bewohner der Küste Kaiser Wilhelmslands eine gewisse Übereinstimmung im Unterschiede zu den Bergbewohnern. Das Bergsteigen der letzteren schafft kräftigere Beinmuskeln und besser entwickelten Unterkörper. Die Bewegung des Ruderns dagegen läßt den Oberkörper erstarken. Gewöhnlich ist die Frau etwas kleiner und zierlicher im äußeren Habitus, aber sonst vom Manne nicht auffallend verschieden.

## Kleidung

Die Kleidung ist von primitiver Einfachheit und geht nirgends über eine Bedeckung der Hüftengegend hinaus. Sehr ausgebildet ist die Neigung, den Körper mit Armbändern, Fußringen, Nasenpflöcken, Tierzähnen, Blumen, Farben, Kämmen u. s. w. zu schmücken. Wie bei allen Naturvölkern leisten darin die Männer mehr als die Frauen. In einzelnen Gegenden gehen die Bewohner noch völlig unbekleidet, in den meisten tragen aber die Männer einen Schurz aus weichgeschlagener Baumrinde, die Weiber und Knaben Bastschurzen. Der Rindenschurz, der oft sehr hübsch in Schwarz, Weiß oder Rot gemustert ist, wird mehrmals um den Leib geschlungen und dann zwischen den Beinen durchgezogen. Die Schürze der Frau reicht gewöhnlich bis auf die Kniee herab, sie ist oft gefärbt und mit Muscheln verziert. In manchen Gegenden werden mehrere Schürzen übereinander getragen. Das Haar wird von den Weibern kurz gehalten und wenig gepflegt; das Tragen von Kopfbedeckungen ist bei ihnen mit Ausnahme am Huongolf, wo der Kopf mit einer kleinen Kappe bedeckt wird, unbekannt. Der sonstige Frauenschmuck besteht aus Hundezähnen, aus Halsketten von roten Samenkernen, aus Muscheln und allerlei Flechtwerk.

Mehr Pflege verwenden die Männer auf ihr Äußeres, insbesondere aber auf die des Haares. Es wird meist zu einer Perücke aufgebauscht und mit Blumen, Kakadu-, Kasuar-, Huhner- oder Paradiesvogelfedern geschmückt. Häufig wird dasselbe mit Kalk — seltener mit gefärbter Erde — gepudert. Als Kopfbedeckung dienen da und dort Kappen aus Pandanusblättern, Kopfbänder aus geschorenen Kasuarfedern oder Muskusfell, Zylinderhüte aus Baumrinde, und aus Menschenhaar geflochtene Mützen. Auch die Nase, die Arme, die Brust, der Leib und die Beine werden geschmückt. Als vornehmster Schmuck gilt das Tragen von Eberhauern an der Nase, den sich nur die wohlhabenderen Eingeborenen leisten können, die minder Bemittelten tragen Keile aus der Tridacnamuschel, die Ärmeren Holzpflocke. Zu den übrigen Schmucken werden Perlmutterschalen, Schildpatt, Muscheln, rote, graue und schwarze Fruchtkerne, Hundezähne, Nautilusmuscheln verwandt. Erwähnenswert ist die Sitte des Tragens von Beuteln, die von Männern wie Weibern selten abgelegt werden. Sie werden von den Frauen meist an einem Kopfbande befestigt, von den Männern dagegen unter dem Arm getragen und dürften, was ihren Gebrauch anlangt, etwa unserer Hosentasche entsprechen, da auch die Papuas ihre Gegenstände zum Handgebrauch darin tragen. Ein solcher Beutel enthält oft eine Kalebasse mit Kalk (Betelkauen), ein Messer, eine Bogensehne, Betelnüsse, Tabak, Pfeifen und Farbemittel, kurz die unentbehrlichsten Gerätschaften.

## Stammesverbände und Sprachen

Größere staatliche Bildungen fehlen. Anderseits kommen einzeln lebende Individuen oder Familien selten vor, meist sind letztere in Ansiedlungen, die man etwa Dörfer nennen kann, vereinigt. Als eine Folge dieser Zersplitterung in kleine Gemeinwesen ist die Verschiedenheit der Sprache anzusehen. Sie erstreckt sich nicht bloß auf die Bewohner der Küste und der Berge, sondern untereinander selbst. Dr. Hollrung berichtet, daß ein Sprachbezirk im Durchschnitt nicht über 15 km Küstenlänge reicht und daß nach dem Innern

Digitized by Google

zu die Ausdehnung noch viel geringer sei. Von vier Dörfern an der Astrolabebai, welche in höchstens 2½ Stunden nacheinander zu erreichen sind, besitzt ein jedes einen eigenen Dialekt; ebenso herrscht zwischen Junohut und Kap Croisilles fast in jedem Dorf eine andere Sprache. Diese Vielsprachigkeit erschwert außerordentlich die Verständigung und damit das Vordringen in das Innere. Sie schließt aber anderseits Verbindungen unter den Eingeborenen aus, welche sich gegen die Weißen richten und deren Festsetzung im Lande gefährlich werden könnten.

Unter diesen Verhältnissen ist eine Zählung der eingeborenen Bevölkerung schlechterdings unmöglich und auch eine nur annähernde Schätzung der Zahl derselben ganz ausgeschlossen. Im allgemeinen darf man aber nach den bisherigen Erforschungen Kaiser Wilhelmsland in seinem überwiegend größeren Teile als dünn bevölkert ansehen. Als Ursache ist wohl neben größerer Sterblichkeit die Abtreibung der Leibesfrucht und der Kindermord zu betrachten; in vielen Gegen[den] übersteigt daher die Zahl der Todesfälle [die] der Geburten. Nach den Wahrnehmungen [von] Dr. Lauterbach scheinen einzelne Teile [des] Innern, insbesondere im Ramugebiet, di[chte] und wachsende Bevölkerung zu haben; auch [die] Gegenden von Berlin- und Tallmannhafen [und] am Augustafluß dürften aller Wahrscheinli[chkeit] nach dichter bevölkert sein.

## Wohnungen

In den Küstendörfern pflegt jede Familie ein Haus oder eine H[ütte] ausschließlich zu bewohnen, dagegen herrscht am oberen Augustafluß die S[itte], daß mehrere Familien in einem Hause zusammenleben. In manchen Gegen[den], zum Beispiel bei Berlinhafen, wohnen die unverheirateten Männer in e[inem] „Junggesellen"-Haus, welches sich durch Höhe und Umfang auszeic[hnet]. Häufig sind die Häuser von sehr primitiver Bauart und gestatten dem [er]wachsenen Menschen nicht, in ihrem Innern aufrecht zu gehen. Wie üb[erall] so findet sich auch in Neu-Guinea bei besseren Wohngelegenheiten eine [hö]here geschrittenere Kultur vor; schlechte Wohnungen lassen umgekehrt auf Men[schen] niedriger oder niedrigster Kultur schließen.

Im allgemeinen lassen die auf ebener Erde meist primitiv erbauten Hütten auf den niederen, die kunstvolleren Pfahlbauten auf den höheren Kulturzustand schließen. Erstere aus Buschmaterial hergestellt umschließen einen einfachen, nicht besonders geräumigen Wohnraum und haben ein stumpfwinkliges Dach, das bis zum Boden reicht. Durch eine schmale Tür kriecht man in das Innere, welches sauber gehalten ist. Das Dach ist mit Alang-Alang oder Palmblättern gedeckt. Im Inneren sind Matten oder eine Streu ausgelegt. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, die, da man die Kunst des Feuermachens an der Küste nicht überall kennt, mehr zur Unterhaltung des Feuers als zum Kochen dient. Gekocht wird meist auf dem Dorfplatze. Bei den kunstvolleren Bauten ruht das Gerüst auf starken Pfählen, die Wände bestehen aus durch Stangen gestütztem Flechtwerk von Blättern der Kokospalme. Ein Baumstamm dient als Aufstieg zu der in das Innere führ[enden] Tür, welches aus Bodenraum und häufig [auch] einem Giebelraum besteht.

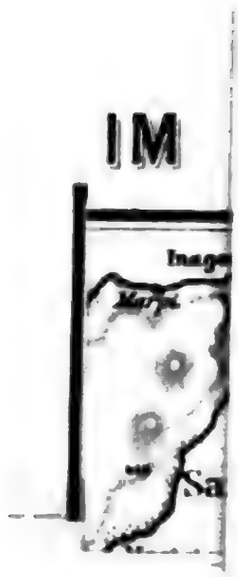
An den Seiten stehen Bänke aus Ba[mbus], die mit Matten belegt sind und die bei Nac[ht] Bett, bei Tag als Tisch, um Geräte darauf [zu] stellen, dienen. Nach den Aufzeichnungen [von] Dr. Lauterbach schläft man am Ramu in N[etz]säcken, die wie eine Hängematte in der Hütte [auf]gemacht sind. Zum Schlafen selbst bedient [man] sich in manchen Gegenden der reich geschn[itzten] Kopfstützen.

Eine besondere Eigentümlichkeit Kaiser [Wil]helmslands bilden die in der Gegend von [Ber]lin[hafen] und vom Huongolf vorkommenden [Fl]ußhäuser. Manche Eingeborene dieser Ge[gend] haben eine Zufluchtsstätte — eine wie üblich [ge]baute Hütte — in der Krone eines Baumes [an]geschlagen, die sie bei Feindesgefahr aufsuchen.

## Geräte

An Hausgerät findet man in den Hütten vor: Holzschüsseln und [Ton]geschirre aller Art und Größe, die meist zur Aufbewahrung der vegetabil[ischen] Lebensmittel, wie Sago, dienen. Als ein unentbehrliches Gerät wird [die] Steinaxt, welche heute noch überall zur Herstellung von Holzgeräten, Kan[us], zum Häuserbau und als Waffe benutzt wird und nur da, wo regerer Verk[ehr] mit Europäern ist, dem Eisengerät zu weichen beginnt, anzusehen. Sie b[ildet]

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google

ſteht aus einem hölzernen Stiel in der Form eines ſtark gebogenen Knies, deſſen längere Seite den Axtſtiel bildet. In die kürzere wird die Klinge der Axt — ein der Form unſerer Äxte ähnlicher harter, ſo ſcharf wie möglich abgeſchliffener Stein — eingelaſſen und kunſtvoll mittels eigenartigem Geflecht von Rotang oder einem anderen Bindemittel befeſtigt. In der Art der Befeſtigung und dem Ausſehen der Äxte herrſcht übrigens eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit. Ein nicht unwichtiges Gerät iſt der Sagoklopfer, der zum Zerkleinern des Sagos dient. Ferner ſind noch zu nennen: kleinere Löffel, meiſt aus Kokosnußſchale, größere aus Holz geſchnitzt, Siebe aus dem Gewebe der Kokosnuß, Meſſer aus Kaſuarknochen oder Bambusrohr, nicht ſelten aus Menſchenknochen gefertigt, Raſpeln aus Rochenfiſchhaut, Feilen aus Koralle, Schaber aus Perlmutterſchale, Mörſer aus Holz.

Ahnenhaus im Lemiengdiſtrikt — Feſtland gegenüber Berlinhafen.

Faſt alle Geräte zeugen von ſorgſamer Arbeit und ſind mit Schnitzereien verſehen (menſchlichen Typen, Ornamenten (Zickzacklinien), Krokodilen oder Eidechſen u. ſ. w.). Dabei iſt die Kunſtfertigkeit zu bewundern, zu welcher der Eingeborene in jeder Art ſeiner Beſchäftigung, der er nur mit einem mehr als primitiven Werkzeug nachgehen kann, gelangt iſt.

So werden aus Schildpatt (Panzer der Schildkröte) in kunſtvoller Weiſe Ringe und Armreife mittels eines Drehbohrers aus Muſchelſchale und eines kleinen glühenden Holzſcheites angefertigt. Eine große Kunſtfertigkeit wird in der Anfertigung von Schiffen (Kanus) und Schiffsmodellen und insbeſondere der bekannten Tanzmasken entwickelt. Der Zweck, welchem die letzteren dienen, geht aus dem Namen hervor. Sie ſind aus weichem Holz geſchnitzt und meiſt in mehreren Farben bemalt. In den verſchiedenen Gegenden herrſcht ein großer Unterſchied in ihrer Art und Form. In der Gegend des Berlinhafens zum Beiſpiel ſind ſie einfacherer Form, ein Geſicht mit weit hervorragender ſpitzer Naſe darſtellend, in gelblicher Bemalung. Die Masken der Gegenden von Finſchhafen und im Archipel von Neu-Mecklenburg ſind kunſtvoller und aus kaum zählbaren, geſchickt bemalten Teilen und Teilchen geformt.

Schiffsbau

Das Kanu des Neu-Guineaeingeborenen iſt ein Schiffchen, welches durch Aushöhlung eines mehr oder minder ſtarken und großen Baumſtammes hergeſtellt wird (Steinaxt). Sie ſind in ihrer Bauart und Ausrüſtung verſchieden, je nach der Kunſtfertigkeit ihrer Erbauer und nach dem Zwecke, dem ſie dienen ſollen. Die Fahrt auf dem Meere ſtellt andere Anforderungen an ein Fahrzeug als die Fahrt auf dem Fluſſe. In der Regel wird zur

Flußfahrt eine einfachere Konstruktion als zur Meerfahrt verwendet. Die größeren Fahrzeuge, insbesondere die, welche zur Fahrt auf dem Meere bestimmt sind, haben eine Länge von 7—13 m, oft vorn und hinten einen Schnabelaufsatz, einen großen Aufbau in der Mitte, der einer Plattform ähnlich ist. Um das Umkippen des Fahrzeugs zu verhindern und dem Druck des Windes zu begegnen ist auf einer Seite der sogenannte Ausleger angebracht, meist ein an langen Stangen befestigter, parallel mit dem Kanu im Wasser laufender Balken, dem nicht selten die Gestalt eines kleinen nicht ausgehöhlten Kanus gegeben ist.

Über der Plattform erhebt sich häufig noch ein kleiner Aufbau, welcher als Laderaum und zur Unterbringung der Waffen und des Feuerbehälters benützt wird. Als solchen bedient man sich eines Topfes mit einigen glimmenden Kohlen. Im Segelkanu sind ein Mast, höchstens aber zwei Masten angebracht, die je ein einfaches viereckiges Mattensegel führen. Das Tauwerk ist aus faserhaft geflochten; als Anker dient ein schwerer Stein. Die Ruder sind meist mit schönen Schnitzereien versehen und bei den Flußkanus von einer schmalen Form und einer Länge, die abwechselnd Rudern oder Staken — je nach Bedarf — gestatten. Über die Zahl der Leute, welche solche Kanus zu fassen im stande sind, sind die Wahrnehmungen verschieden, doch dürfte mit den Zahlen 25—30 das Höchstmaß angegeben sein. Es handelt sich in Neu-Guinea, da der Schiffsbau mittels Planken noch unbekannt ist, nur um Schiffe aus ausgehöhlten Baumstämmen, deren Größe durch die Dimensionen der im Lande auffindbaren Baumstämme und der Lenkbarkeit des unbeholfenen, schweren Schiffsrumpfes bestimmt wird.

Wenn von Afrikaforschern von Kanus erzählt wird, die über 100 Menschen aufzunehmen im stande sind, so sind Kanus gemeint, die nicht aus einem einzigen Baumstamm, sondern aus Bootsplanken hergestellt sind.

## Kunstfertigkeiten und Gewerbe

Nicht unbekannt ist in Kaiser Wilhelmsland wie im Archipel die Muschelschleiferei. Die auf den Taschen und Täschchen, den Armbändern und den Brustschmucken angebrachten Muschelperlen werden aus einer kleinen, konisch geformten Meeresschnecke verfertigt; sie sind vortrefflich geschliffen. In der Gegend von Berlinhafen werden — meist aus der Tridacnamuschel — zierliche Armreifen verfertigt. Das zeitraubende Anfertigen des „Divarra"-Geldes im Archipel ist bekannt. Das Kaiserliche Gouvernement hat neuerdings auf dem Wege der Verordnung die Annahme von Divarra als Zahlungsmittel untersagt und damit, wie zu hoffen steht, die Fabrikation von Divarra unterbunden; hoffentlich wird dadurch die dabei von den Eingeborenen aufgewandte Arbeitslust, ihre zähe Ausdauer und ihre Geschicklichkeit auf andere, der Kultur nützlichere Bahnen gelenkt.

Auf einer hohen Stufe steht im ganzen Schutzgebiet die Anfertigung von Flechtarbeiten aller Art — mit und ohne Verzierung: Fischnetze, Fischleinen, Tragnetze, Körbe, Taschen u. a. m. Auch die Gerberei ist nicht unbekannt. Interessant ist die Anfertigung der Hüftentücher mittels derselben. Nach dem in Leiden erscheinenden „Internationalen Archiv" geht diese Arbeit bei den Kaileuten folgendermaßen vor sich: Der sie verrichtende Eingeborene nimmt ein zurecht geschnittenes Stück Holz des Stammes eines Baobobaumes, wärmt es im Feuer bis es angekohlt ist, schabt hierauf die dünne Rinde ab und schabt die zum Vorschein kommende Bastschicht ab, die mit einem Klopfer weich und zu einem Tuche zusammen geklopft wird. Das Tuch wird mehrmals über ein Stück Holz geschlungen und wiederholt mit dem Klopfer geklopft, bis es so dehnbar geworden ist, daß es seinen Zweck erfüllen kann. Höchst originell ist seine Färberei.

Der betreffende Mann nimmt ein Stück einer farbhaltigen Rinde in den Mund, kaut dieselbe lange, bis er glaubt genug Farbe im Speichel aufgenommen zu haben. Dann zieht er das Tuch mehrmals durch den Mund, welches dadurch streifenartig gefärbt wird.

In hoher Blüte steht die Töpferei namentlich auf der Insel Bili-Bili (nahe der Astrolabebai), welche daselbst vornehmlich von den Frauen betrieben wird. Obgleich Modelle, Formen oder dergleichen völlig unbekannt sind, verfertigen die Bili-Bilileute aus mit den Händen geknetetem Ton Töpfe von schönem, regelmäßigem Aussehen, welche sie längs der Küste von Kaiser Wilhelmsland absetzen.

Digitized by Google

Jagd und Fiſchfang

Die Fiſcherei wird überall, wo es Fiſche gibt, zu Nahrungs- und Sportzwecken betrieben. Als Geräte dienen Fiſchreuſen, Angelhaken nebſt Angelſchnüren und Netze. Doch werden die Fiſche auch geſpeert oder mit dem Pfeil erlegt. Die Angelhaken werden aus der Tridacnamuſchel oder Schildpatt verfertigt, die Schnüre ſelbſt geflochten. Neuerdings verdrängen jedoch die europäiſchen Fiſchhaken und Schnüre, welche einen großen Handelsartikel bilden, das urſprüngliche Gerät. Das Geſchick der Leute im Fiſchſpeeren iſt groß: wenn ſie auf der Lauer liegend einen Fiſch erſpähen, ſo entgeht derſelbe ſelten ſeinem Schickſal; gewandt wird der Speer nach ihm geſchleudert und mit Jubelgeſchrei ſtürzt der Fiſcher dem Speere in das naſſe Element nach und bringt ſicher die Beute an das Ufer. Auch die häufig vorkommenden Krokodile werden, wenngleich ſeltener, gejagt, ihr Fleiſch wird gern gegeſſen.

Ein Kanu der Eingeborenen von Siar im Prinz Heinrichhafen.

Die Jagd iſt nicht beſonders ergiebig, da es nur wenige kleine Säugetiere gibt und die Vogelwelt zwar zahlreich, ihr aber mit Pfeil und Bogen nur ſchwer beizukommen iſt. Wo ſie aber ausgeübt wird, da wird auch ein beſonderes Raffinement durch Legen von Schlingen, oder Fallgruben ꝛc. angewendet. Zu bewundern iſt dabei die Geduld und Ausdauer der Leute.

Landwirtſchaft

Wenngleich noch in den vom Einfluß der Europäer unberührten Gebieten gänzlich im Steinzeitalter lebend, ſteht bei den Eingeborenen Kaiſer Wilhelmslands wie des Archipels die Bebauung des Bodens auf vorgeſchrittener Stufe. Dr. Lauterbach, der als Botaniker darüber beſondere Beobachtungen in verſchiedenen Teilen des Landes angeſtellt hat, hat ſeine Erfahrungen

im Tropenpflanzer, Jahrg. 1897 S. 124 u. ff., niedergelegt. Danach wählt der Eingeborene mit Vorliebe in dem ursprünglich mit Wald bestandenen Lande ziemlich steile Hänge oder auf ebenem Boden mit jungem Wald (Stangenholz) bestockte Strecken zur Anlage seiner Plantagen aus, da diese seinen primitiven Werkzeugen weniger Hindernisse bieten. Mit der Steinaxt werden die Bäume in etwa 1 m Höhe abgehauen, das schwächere Gestrüpp und Unterholz gänzlich entfernt, auf Haufen geschichtet und aus den geraden Stangen, dem Gestrüpp, sowie aus Zuckerrohr und anderen, rasch Wurzel fassenden, lebenden Pflanzen ein Zaun errichtet, der die Schweine abhält. Zugangsöffnungen fehlen; man gelangt in die Plantage durch Übersteigen des Zaunes. Gegen Ende der Trockenzeit wird das unterdessen dürr gewordene Holz und Reisig angezündet. Allenthalben sieht man dann mächtige Rauchwolken emporsteigen, bei Nacht ausgedehnten Feuerschein. Durch das Feuer werden die etwa vorhandenen starken Bäume, die bereits durch tiefes Ringeln dem Absterben nahe gebracht sind, vollends getötet, der Boden aufgeschlossen und mit der Asche gedüngt. Während die bisher beschriebenen Arbeiten von den Männern ausgeführt werden, haben die Weiber mit zugespitzten Stöcken den Boden umgewühlt und soweit möglich von Wurzeln gesäubert. Nun werden die betreffenden Landesfrüchte in bestimmten Abständen gepflanzt, als da sind: Bananen (Kochbanane — Musa paradisiaca L. —, die eßbare Banane — M. sapientum L.), Taros (Colocasia antiquorum Schott), Yams in verschiedenen Arten, Bataten, Zuckerrohr, einige Gemüse- und Gewürzarten.

Die Bananen sind in einer großen Anzahl von Spielarten überall verbreitet. Sie gedeihen bis zu einer Höhe von 1000 m und bilden ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die wohlschmeckendsten Arten werden auch von den Europäern kultiviert. Ihre Anpflanzung geschieht in Abständen von 3–5 m. Dazwischen werden in etwa 1 m Abstand Brutknöllchen von

Taro gesteckt, die nach dem Regen mit großer Geschwindigkeit emporschießen. Bereits nach 2 Monaten sind die ersten Knollen genießbar; ausgewachsen mit einem Knollendurchmesser von 10 bis 15 cm sind sie nach 5–6 Monaten. Die Größe und vor allem die Zartheit des Fleisches der Frucht hängt, außer von der Feuchtigkeit und der Güte des Bodens, von der mehr oder minder sorgfältigen Bearbeitung ab. Die Weiber sind daher eifrig damit beschäftigt, den Boden zwischen den Pflanzen rein von Unkraut und locker zu halten, so daß eine solche Pflanzung durch ihre Sauberkeit auffällt.

Der Taro bildet während der Regenzeit bis in die erste Hälfte der Trockenzeit das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen. Auch dem Europäer bietet er bei richtiger Zubereitung (in der Asche geröstet) eine gute bekömmliche Speise. Sein hoher Protein- und Fettgehalt machen ihn der Kartoffel, die in den Tropen minderwertig und wässerig ist, weit überlegen. Der Taro wird frisch aus der Erde heraus verspeist; durch Aufbewahren verliert er an Qualität.

Die Yamswurzel wird meist für sich allein auf ebenem, tiefgründigem Boden von etwas sandiger Beschaffenheit in Abständen von etwa 1–2 m gebaut. Den hervorwachsenden Schößlingen wird eine 3–4 m lange Stange, deren oberes Ende häufig doppelt gespalten und auseinander gebogen ist, beigesteckt, welche durch die Pflanze rasch mit einem dichten Rankengewirr bekleidet wird. Nach einigen Monaten reifen die ersten Knollen. Mehrjährig kultivierte Pflanzen entwickeln Knollen von riesigen Dimensionen — nach Kärnbach bis zu 40 kg Schwere. Die Yamswurzel bildet die Nahrung während der Trockenzeit bis zur Taroernte sowie durch ihre Mehrjährigkeit eine Reserve für Zeiten der Not und von Mißernten. Sie läßt sich auch — im Gegensatz zum Taro — ohne zu verlieren, längere Zeit aufbewahren. An Nährwert steht sie dem Taro weit nach und etwa der Kartoffel gleich.

Bataten hat Dr. Lauterbach einheimisch am Ramufluß gefunden und zwar in einer weißfleischigen Abart. Eine rotfleischige Art wird von den Europäern an der Küste kultiviert; sie hat bei den benachbarten Eingeborenen nur wenig Eingang gefunden. Im Innern Kaiser Wilhelmslands ist sie nicht bekannt.

Zuckerrohr wird in den Taroplantagen in Büschen — meist in größerer Anzahl gebaut. Es dient als Genuß- und Erfrischungsmittel und wird von alt und jung mit Vorliebe gekaut. Eine zweite Art wird ihrer unreifen Blütenstände wegen, die am Feuer geröstet gern gegessen werden, allenthalben angebaut.

Gemüse und Gewürz werden beinahe auf jeder Plantage angetroffen. Es ist dies meist eine Spinatart, die als Gemüse, ebenso wie die Taroblätter, die ähnlichen Geschmack besitzen, hoch geschätzt ist. Ein beliebtes, viel kultiviertes Gewürz ist der Ingwer. Auch

Zierpflanzen fehlen den Plantagen nicht, die ähnlich wie in den Gärtchen unserer Bauern angepflanzt werden.

Nach Abernten des Taros wird auf die stehengebliebenen Bananen noch einige Sorgfalt verwandt. Nach 9 Monaten reifen die ersten Bananen

Digitized by Google

Früchte, während die um den Mutterſtamm emporſproſſenden Schößlinge im folgenden Jahre Frucht bringen. Auch dieſe werden noch geerntet, doch hat ſich unterdeſſen das Land mit Gras und jungem Buſch überzogen, der ſchnell emporwachſend die Bananen erſtickt.

Jedes Jahr klären die Einwohner einen neuen Platz, kehren jedoch häufig nach etwa 8—10 Jahren auf denſelben Fleck zurück, der inzwiſchen bereits wieder mit Bäumen von 8—10 cm Durchmeſſer ſich bedeckt hat. Daher braucht jedes Dorf eine ziemlich umfangreiche Kulturfläche, die meiſt nicht in der unmittelbaren Nähe des Dorfes zu finden iſt. Daraus iſt zu erſehen, daß die Kulturarbeit keine leichte und die allgemein vorherrſchende Anſicht vom Schlaraffenleben der Eingeborenen, wenigſtens was die Frauen anlangt, denen der Löwenanteil an der Arbeit zufällt, keine begründete iſt. Der Meinung, daß die Überbürdung der Frauen wohl einer der Hauptgründe für die ſchwache Vermehrung und hieraus folgende dünne Bevölkerung iſt, iſt nach der Anſicht des Dr. **Lauterbach** beizupflichten, wozu freilich noch der Kindermord hinzuzuzählen iſt. Die Erleichterung des Loſes der Frauen würde die Vermehrung einer Raſſe befördern, die wohl befähigt iſt, die ungeheuren Flächen fruchtbaren Landes der Kultur zu erſchließen.

In unmittelbarer Nähe ihrer Hütten, außerhalb der Plantagen, pflanzen die Eingeborenen allerhand nützliche Pflanzen, wovon die wichtigſten die Kokospalme und der Bambus ſind. Leider geſchieht die Anpflanzung der Kokospalme ohne beſtimmte Ordnung und in viel zu nahen Abſtänden — 2—5 m —, was dem Gedeihen hinderlich iſt. Nur an der Küſte, den Inſeln, insbeſondere den Inſeln des Archipels, und am Unterlaufe der großen Ströme, wie dem Kaiſerin Auguſtaſtrom, dem Ramufluß finden ſich ausgedehnte Kokospalmenbeſtände, die wohl nur zum kleineren Teil dem Menſchen ihr Entſtehen zu verdanken haben. Nach dem Innern nimmt ihre Zahl ſtetig ab, ſo daß in einem Dorfe im Innern nur etwa 1—20 Palmen vorhanden ſind. Auch die Größe der Nüſſe nimmt nach dem Innern zu ab.

Mann vom Jabimſtamme.

Die Kokospalme darf als der wichtigſte Faktor für das Leben des Eingeborenen angeſehen werden; ſie nährt ihn und tränkt ihn mit ihrer Frucht, liefert ihm das Holz zu ſeinem Haus, ſeinem Kanu und zu vielerlei Geräten, deckt mit ihren Blättern das Dach ſeiner Hütte, gibt ihm zu deren Auskleidung die Matten, kleidet ihn mit dem Baſt ihrer Rinde und läßt ihn ihr Faſergewebe zu allerhand Arbeiten verwerten. Endlich liefert ſie ihm — an der Küſte und auf den Inſeln — die vielbegehrte Kopra, die er dem weißen Manne zum Eintauſch in die Genuß- und Kulturmittel der Ziviliſation entgegenbringt.

Der **Bambus** iſt gleichfalls ein ſteter Begleiter der Dörfer, der mit 5—10 cm ſtarken Halmen emporwuchert. Er findet zu den verſchiedenſten Zwecken Verwendung.

Tabak wird teils im Dorf, teils in den Plantagen faſt überall gebaut und in Form von Zigaretten geraucht.

Weiter findet man in den Dörfern oder in der Nähe derſelben die

Betelnuß, deren Früchte im Verein mit Blät

tern und Blütenständen von Betelpfeffer überall als Erfrischungsmittel gekaut werden, ferner

den Brotfruchtbaum, die Mango, verschiedene Feigenarten. Auch die bereits erwähnten Zierpflanzen fehlen in den Hütten nicht.

Wie aus dem Geschilderten ersichtlich, gebietet der Eingeborene über eine ziemliche Anzahl von Nutzpflanzen. Mit seinen Werkzeugen und seinem Kulturverfahren ist er jedoch kaum im stande, durch Landbau allein für sich und die Seinigen den Lebensunterhalt derart zu erwerben, daß er gänzlich vom Mangel befreit wird oder daß er gar zu einem Überfluß gelangen könnte, welcher ihm die Abgabe von seinen Produkten gestattete. Hier muß der Europäer Wandlung bringen. Mit der Einführung des Eisens und dem allgemeinen Gebrauch eiserner Werkzeuge wachsen die Plantagen und mehren sich die Häuser. In dem dem Einflusse des weißen Mannes am längsten und intensivsten ausgesetzten Teil des Schutzgebiets, nämlich auf der Gazellehalbinsel (Neu-Pommern, Bismarckarchipel) ist der früher dem Kannibalismus huldigende Eingeborene bereits in der Lage, von dem Überfluß seiner Plantagen einen nicht unbedeutenden Teil an die Ansiedler daselbst abzugeben, er hat sogar schon begonnen, systematisch Kokosplantagen anzulegen. Hoffentlich wird sich auch die Papuarasse den neuen, durch den Europäer gebrachten Lebensbedingungen anbequemen, um so dem Schicksal des Verfalls, das so viele stammverwandte Rassen der Südsee dem unvermeidlichen Untergang entgegentreibt, zu entgehen.

## Familien- und Rechtsverhältnisse

Über die Familien- und die Rechtsverhältnisse der Papuas insbesondere des Stammes der Jabims (Gegend von Finschhafen) gibt der Missionar der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, Herr Konrad Vetter, auf Grund langjähriger Erfahrungen interessante Aufschlüsse*), die ein übersichtliches Bild des papuanischen Lebens veranschaulichen.

## Politische Zustände

Wie schon erwähnt, existieren in Neu-Guinea keine staatlichen Verbände. Es ist weder ein Herrscher oder eine sonstige Obrigkeit noch sind Untertanen zu finden; Rangstufen nach Geburt oder Verdienst, oder Berufsstände gibt es nicht — es gibt nur einen engeren Verband und das ist die Familie. Einige Familien — meist gleicher Abstammung — bilden eine Dorfgemeinde.

In jedem Dorfe sind ein oder mehrere Häuptlinge, je nachdem das Dorf ein einheitliches oder zusammengesetztes ist. Die Macht eines Häuptlings ist eine nur geringe. Er kann nicht über die Leute seines Dorfes oder ihre Güter verfügen, trägt kein Abzeichen seiner Würde, lebt und wohnt nicht besser als die anderen Stammesgenossen. Aber er ist der primus inter pares, der Vertreter des Dorfes nach außen. Je größer sein Anhang, desto größer sein Ansehen. Häufig ist er der am meisten mit Reichtum gesegnete Mann des Dorfes und darf sich daher mehr erlauben wie ein anderer; sein Wort ist tonangebend und ohne seinen Willen wird kein Verhexter totgeschlagen.

Dagegen erwartet man von ihm, daß er bei festlichen Gelegenheiten „etwas drauf gehen" läßt und beim Austeilen der Speisen beim Festschmause, sowie dem Verteilen von Geschenken allen reichlich gibt und sich dadurch das Lob der Freigebigkeit und der Anspruchlosigkeit erwirbt. Geiz gilt als Schimpf. Beim Ableben eines Häuptlings folgt der Sohn in der Würde; ist keiner vorhanden oder der Vorhandene minderjährig, so geht die Häuptlingschaft auf einen Bruder oder Neffen über.

Das Land gehört den einzelnen Dorfschaften oder genauer, wie aus dem später erläuterten Erbrecht zu ersehen ist, denen, die durch ihre Mütter in dem betreffenden Dorf beheimatet sind. Der einzelne besitzt also kein spezielles Besitzrecht auf Land und selbst verwandtschaftliche Verhältnisse sind zuweilen nicht so verpflichtend wie der Dorfverband; die Dorfgenossen stehen treu zusammen. Ein Unterschied zwischen reich und arm existiert nicht, ein Gegensatz verschiedener Stände ist nicht vorhanden; nie hat einer Überfluß, während ein anderer Dorfgenosse darbt. In der Sprache

*) Jahrgang 1897 der von der Neu-Guinea-Compagnie herausgegebenen Nachrichten für Kaiser Wilhelmsland und den Bismarckarchipel.

Digitized by Google

gibt es daher weder ein Wort für arm noch eines für reich. Es mag der eine durch ſein kluges Wort im Rate, durch ſeine Gewandtheit im Verkehr und Handel, durch ſeine Tüchtigkeit als Krieger mehr Anſehen genießen als der andere, aber allein ſeinen Beſitz genießen kann er nicht. Der größte Ruhm beſteht in der Selbſtentſagung, in dem Bewußtſein, die Genoſſen zufrieden geſtellt und ſich ſelbſt mit Geringerem begnügt zu haben. Erlegt zum Beiſpiel der Jäger ein Schwein, ſo darf er es weder ſelbſt eſſen, noch zu ſeinem Vorteil verkaufen, es wird gemeinſchaftlich gegeſſen oder verwertet. Allerdings wird bei dieſen äußerlich rein kommuniſtiſchen Verhältniſſen von dem einzelnen Individuum wohl nicht aus dem Auge gelaſſen werden, daß bei anderer Gelegenheit mehr oder weniger ein Ausgleich ſtattfindet und daß bei demjenigen, der gegen die kommuniſtiſche Sitte verſtößt, die Verhexung, vor welchem Aberglauben ſich alle beugen, hervorgerufen würde.

Eberhauer gelten als die höchſten Wertſtücke. Der geſamte Vorrat derſelben wird meiſt als Gemeingut angeſehen; einen Eberzahn zu zerbrechen, iſt ein Vergehen am Gemeindevermögen und dem Eigentümer würde vor Verhexung bange ſein.

Marktſzene bei Ralum, Gazellehalbinſel, Bismarckarchipel.

Dieſer kraſſe Kommunismus iſt natürlich der Feind allen Aufſchwungs und jedes Strebens. Niemand hat die Nutznießung des Erworbenen, ſondern die Verpflichtung auszuteilen, um dem Vorwurfe des Geizes und der Furcht, verhext zu werden, zu entgehen.

Wozu alſo Güter ſammeln und Kraft und Intelligenz auf deren Erwerb zu verwenden, da ſie ja doch in unzählige Hände übergehen würden! Dies darf man wohl auch als Grund anſehen, warum Fiſchfang und Jagd mehr zum Sport als zum Lebensunterhalt ausgeübt werden. Wenn es bei dieſer Lebensanſchauung dennoch der Neu-Guinea-Compagnie gelungen iſt, in einigen Gegenden Kaiſer Wilhelmslands die Leute zur Arbeit zu bewegen, ſo dürfte dabei die Anſchauung, daß auch der Segen der Arbeit zum größten Teile der Kommune zu gute kommt, von Bedeutung geweſen ſein. Verpflichtet ſich ein junger Eingeborener zur Plantagenarbeit, ſo fällt nicht allein das als Handgeld gegebene Geſchenk an die betreffende Dorfgemeinde, ſondern nach Rückkehr des Arbeiters in ſeine Heimat auch alles das, was er durch

Digitized by Google

seiner Hände Arbeit bei den Weißen erworben hat. Über alle größeren Ausgaben, die sich sittengemäß jeweils nur auf einige verteilen können, sowie über sonstige allgemeine Angelegenheiten, beraten zuerst die Männer, welche zu dem Zwecke im Dorfhaus (Rathaus) zusammenkommen. Dabei geht es ruhig zu. Man kaut Betel und raucht. Das Wort kann jeder ergreifen. Die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten läßt einen Streit zwischen dem Häuptling und seinen Leuten kaum aufkommen. Frauen sind niemals zugelassen, haben überhaupt keinen Einfluß auf das öffentliche Leben.

So lebt jeder Stamm oder richtiger gesagt jedes Stämmchen für sich und aus gegenseitiger abergläubischer Furcht derart voneinander abgeschlossen, daß ohne Zweck und ohne besondere Abmachung niemals eine Zusammenkunft verschiedener Stämme erfolgt. Wanderer sind daher eine beinahe gänzlich unbekannte Erscheinung — ganz Fremde, die man nicht kennt, werden bei Begegnung als Feinde angesehen. Immerhin stehen aber einzelne oder einige Stämme untereinander in einem freundschaftlichen Verhältnis und gegenseitige Besuche sind nicht ausgeschlossen. Solche Besucher beschränken sich, denn so erfordert es der gute Ton, möglichst auf das Dorfhaus und vermeiden, sich neugierig umzuschauen oder umherzulaufen, was das Mißfallen der Dorfbewohner herausfordern würde. Solche Extravaganzen sind nur dem Weißen gestattet. Sie kommen übrigens bei den Papuas kaum in Frage, denn diese verbringen ihre Zeit vorzugsweise mit Sitzen im Dorfhaus oder mit Schlafen. Für Bewirtung und Obdach wird kein Entgelt gefordert.

Dennoch ist Privatbesitz vorhanden, der sich aber meist nur auf die unentbehrliche Kleidung und das Hausgerät erstreckt; aber auch dafür ist die Verwendung nicht uneingeschränkt, meist übt die ganze Familie das Besitzrecht aus. Eine Ausnahme machen Fruchtbäume, die nicht von selbst gewachsen, sondern gepflanzt worden sind. Letztere sind nicht Gemeingut, sondern gehören demjenigen, der sie gepflanzt hat, beziehungsweise im Todesfall dessen Nachkommen.

## Familie

Das Haupt der Familie ist der Familienvater. Verkauf, Verpfändung oder Verleihung von Angehörigen, wie oft bei anderen wilden Völkerschaften gang und gäbe, sind unbekannt. Die meisten Eingeborenen müssen sich mit einer Frau begnügen, denn der Überschuß an Frauen ist sehr gering. Angesehenere Leute haben zuweilen drei bis vier Frauen, die aber meist getrennt leben, indem sich die und jene einer befreundeten Familie anschließt. Vertragen sie sich, so wird wohl auch ein gemeinsamer Haushalt geführt. Den Frauen fällt fast ausschließlich die schwere Arbeit, insbesondere die Feldarbeit, zu, doch sind sie keine Sklavinnen, wie ihnen auch ihre Familie immer einen Rückhalt gegen schlechte Behandlung seitens des Mannes bietet, zumal wenn die Frau einer einflußreicheren Familie entstammt. Gegenseitige Zuneigung der Familienglieder ist in der Regel vorhanden, wenn es auch wunderlich erscheint, daß manchmal nahe Verwandte sich treffen und voneinander scheiden ohne jegliche Gefühlsäußerung. Der äußeren Wahrnehmung nach geht in der Familie alles ordentlich zu. Die Frauen zeigen meist ein zurückhaltendes Wesen und sorgen in der liebevollsten Weise für ihre Kinder. Letztere erhalten selten, auch wenn sie wohl verdient wäre, Strafe — und diese vorkommendenfalls auch nur im ersten Zorn — denn zur wohlüberlegten, systematischen Bestrafung ist der Papua zu mitleidig. Sämtliche Glieder der Familie nehmen ihre Mahlzeiten gemeinsam ein. Gekocht wird täglich nur einmal und zwar des Abends. Größere Burschen verzehren ihre Portionen häufig im Dorfhaus, wo sie auch schlafen.

## Religion. Aberglaube

Bestimmend für das Leben und Tun sowohl der Melanesier wie der Papuas ist ihr Glaube, beziehungsweise richtiger ihr Aberglaube. Der Glaube an eine einheitliche Gottheit ist nirgends zu finden. Der Melanesier denkt

Digitized by Google

[illegible]

Ein Mann vom Stamme der Jabims.

Junge Kokospalmenpflanzung der Neu Guinea Kompanie in Stephansort.

Digitized by Google

ſich die Natur von unzähligen Geiſtern belebt und faßt die gewaltigen und verderblich hervortretenden Naturkräfte perſönlich auf. Jedes Elementarereignis wird einem Geiſte zugeſchrieben. Die Miſſionare Kaiſer Wilhelmslands (J. Kunze, Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua und: Im Dienſt des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden, 1897) berichten von einem ähnlichen Glauben der Papua. Hier wie dort ſind dieſe Geiſter, ſowie die Geiſter, die dem Menſchen jedweden Schabernack antun, die ſtets auf Unheil ſinnen, ſehr gefürchtet. Gegen ihre verderbliche Gewalt hilft nur Beſchwörung und Zauberei; anderſeits teilen ſie ihren Auserwählten das Zaubergeheimnis mit.

Der Eingeborene des Archipels kennt auch gute Geiſter. Sie geleiten den Menſchen durch das Leben, geben ihm gute Gedanken und ſind die Spender des Schmuckes und Tanzes. Dagegen glaubt der Papua nicht an ſolche Schutzgeiſter, wenn er auch überzeugt iſt, daß verſtorbene Angehörige ihm Glück zu verſchiedenen Dingen, zum Beiſpiel zur Jagd, bringen können. Sind ſie aber übel geſinnt, ſo ſchreibt man ihnen auch ſchädliche Einwirkung zu. Beſonders iſt man der Anſicht, daß der Geiſt eines Erſchlagenen ſeinen Mörder verfolge und Unglück über ihn bringe; durch Geſchrei und Getrommel ſucht man ihn zu bannen.

Die Zahl ihrer Geiſter iſt eine Unmenge und ſo vieler verſchiedener Arten, daß es ſchwer iſt, ſich unter ihnen zurechtzufinden. Speziell der Papua hat die Meinung, daß alles, was Leben oder Schatten hat, beſeelt iſt und nach dem Tode oder der Vernichtung als geiſtiges Weſen fortlebt. In jedem eigentümlichen Geruch, Geräuſch oder Getön ſpürt er die Nähe eines Geiſtes. Den Geiſtern ſchreibt man Gutes und Böſes zu, nichts kann paſſieren ohne ihre Einwirkung.

Mann aus Angail, Gegend des Berlinhafens, Armringe anfertigend.

Mit dieſer Geiſteranſchauung ſteht der Ahnenkultus in engem Zuſammenhang. Verſtorbene Väter und Brüder oder andere Anverwandte ſind die Vertrauensperſonen im Geiſterreiche und können auf Anrufen die Vermittlung zur Beſchwichtigung der Einflüſſe der böſen Geiſter und ihres Zaubers übernehmen. Liegt ein Verwandter im Sterben, ſo werden ihm von den Angehörigen allerhand Verſprechungen gemacht, damit er nach ſeinem Tode als Geiſt ihren Wünſchen ſtets geneigt ſei. Beſondere Verehrung nach dem Tode erfahren angeſehene Vorfahren, die ehedem als Häuptlinge von Einfluß waren. Ihnen widmet man Schnitzfiguren (bekannt unter dem Namen „Ahnenbilder") und glaubt, der Geiſt des angeſehenen Ahnherrn werde darin einkehren, wenn man ihn durch einen Feſtſchmaus ehrt.

Trennt ſich die Seele im Tode vom Leib, ſo wird ſie von den Geiſtern in Empfang genommen und ins Geiſterreich geleitet, wobei es vorkommen kann, daß die guten von böſen Geiſtern überfallen werden, welche die Seele entführen. Die Geiſter haben verſchiedene Wohnorte, bald einen dunklen, düſtern Wald, bald ein auffälliges Felsgebild, bald Höhlen oder Seen — oft ſogar ſollen ſie in Tieren hauſen. Jeder Papuaſtamm hat außerdem ſein eigenes Paradies — immer jenſeits vom eigenen Wohnſitze über ein Gebirge oder einen See hinweg.

Die Furcht vor dem Tode iſt groß. Davon zeugen die zahlreichen Amulette, die zum Schutz gegen ihn getragen werden. Das Schreien gewiſſer Vogel — beſonders der Eulen — gilt bei den Papua als Ankündigung des Todes. Auch ſpricht er nicht gern ſeinen Namen aus, aus Furcht ein böſer Geiſt könne ihn auffangen und ihm daraus einen Faden des Verderbens „binden", der den Tod zur Folge hat.

Das dunkelste Stück papuanischen Aberglaubens ist die Zauberei. Alle Papua halten sich für Zauberer, wenn auch nicht für gleich große, da jeder mit den Geistern, seien es seine Ahnen, oder seien es andere, in Verbindung steht, mit deren Hilfe er das ausrichten zu können glaubt, was für andere eine Unmöglichkeit ist. So wird alles herbeigezaubert oder bezaubert: Wachstum der Pflanzen, Regen und Sonnenschein, Erdbeben, Wind und Meer, beim Fischfange die Fische, bei der Jagd die Vögel und Tiere. Den gewöhnlichen Zauber nennt die Papuasprache einen Spruch tun — besprechen. Geht der Zauber gegen Gesundheit und Leben, so heißt er: „binden". Der Zauber auf Tod wird durch Anrufung des bösen Geistes, der in der Gegend der Dampierinsel „Nawir" heißt, ausgeübt; der Nawir „bindet" den Bezauberten mit einem feingesponnenen, unsichtbaren Faden und der also Gebundene verfällt sicher dem Grabe. Auch durch Feuer wirkt der Nawir und macht den Verzauberten erglühen — das ist bei ihnen die Erklärung der Fieberhitze.

Ein Haupterfordernis für die Ausbringung eines großen Zaubers, dem der Betreffende durch den Tod erliegen soll, ist der Besitz eines ihm gehörigen Gegenstandes, sei es eines Haares, von Tabak, eines Schmuckteils oder dergleichen. Dies wird unter Anwendung von Beschwörungsformeln in das Feuer geworfen — worauf der „Nawir" daraus den Faden „bindet". Daher sind die Papuas sehr vorsichtig und heben Dinge, wie Tabakreste, Betelnußschalen sehr sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit zu ihrer gründlichen Vernichtung bietet.

Der Aberglaube, der die Menschen stets wie ein böses Gewissen verfolgt, ist sogar so groß, daß sie nicht wagen, abgeschnittene Fingernägel oder Haare wegzuwerfen; kommen Papuas auf eine Missionsstation, um sich ihre Wunden von den Missionaren verbinden zu lassen, so geraten sie in die größte Besorgnis, wenn ihnen die abgenutzten Verbandstoffe vorenthalten werden — der „Nawir" könnte sie sonst aufgreifen und ihnen den unheilvollen Faden „binden".

So leben sie in fortwährender Angst vor dem Nawir. Eifrig muß gesucht werden, wenn sie irgend etwas, sei es auch das Geringste, verlieren oder irgendwo liegen lassen, oder wenn von der Färbung des Körpers oder des Haares beim Gang durch den Wald etwas an einem Aste oder an einem Blatte kleben bleibt, ängstlich wird es — oft mit vieler Mühe — abgewischt — der Nawir könnte es finden und seinen verhängnisvollen Strick drehen. Die Furcht vor dem „Nawir" macht sie ihr ganzes Leben hindurch zu Knechten.

Dieses Zauberwesen verbreitet überall Furcht, Ratlosigkeit, Unsicherheit und Todesschrecken. Es ist die Triebfeder für grausige Taten, die in die Familien Zwietracht bringen und die Stämme miteinander in blutige Fehden verwickeln.

## Tabu

Erwähnenswert ist noch eine besondere Sitte, die fast auf allen Südseeinseln herrscht, nämlich die Erklärung von Gegenständen, manchmal auch einer Person, als „tabu". Werden Fruchtbäume, wie Kokospalmen, oder Felder für „tabu" erklärt, so darf niemand von ihren Erträgen Gebrauch machen. Auch über Hütten, heilige Orte, Geräte und dergleichen spricht man das „tabu" aus, wenn sie der Benützung entzogen werden sollen. Mit einer Person, die „tabu" ist, darf niemand verkehren. Für das weibliche Geschlecht ist überhaupt manches „tabu". Kein weibliches Individuum darf das für Weiber als „tabu" Erklärte sehen, gebrauchen oder genießen, so zum Beispiel an dem Barakfeste, welches für sie „tabu" ist, nicht teilnehmen (barak = Ahne). Vor allem ist „tabu", was mit religiösen Handlungen und Festen oder mit der Zauberei in Verbindung steht.

Digitized by Google

Wer das „Tabu" verletzt, kann, außer daß er die Rache aller Geister auf sich lenkt, auch sonst hart, selbst mit dem Tode bestraft werden. Diese Tabusitte hat schon manche Kämpfe verursacht.

# IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen*)

## Allgemeines

In dem Rahmen dieses Buches können die geographischen Verhältnisse des Landes eine eingehendere Besprechung nicht erfahren; es dürfte den Leser auch weniger interessieren, einige hundert Namen zu erfahren, die im Laufe der Jahre bei den Neuentdeckungen dem oder jenem Flusse oder Berge gegeben worden sind, als eine allgemeine Übersicht über das Land und eine speziellere Kenntnis der Teile zu erhalten, auf welche sich die Besiedlung bereits erstreckt oder sich vermutlich bald erstrecken wird. In dem Sinne ist dieses Kapitel behandelt worden.

Deutsch-Neu-Guinea begreift den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, jetzt Kaiser Wilhelmsland genannt, und die (etwa 200) Inseln des Bismarckarchipels, früher genannt Archipel von Neu-Britannien, sowie die nördlichsten Inseln der Salomonsgruppe, Bougainville nebst Buka, in sich.

Es erstreckt sich vom 141. Grad bis etwa zum 176. Grad östlicher Länge von Greenwich (Bougainville) und zwischen dem Äquator und dem 8. Grad südlicher Breite.

| | |
|---|---|
| Die Landfläche von Kaiser Wilhelmsland beträgt rund . . . . . | 179000 qkm |
| Diejenige des Bismarckarchipels mit den Hauptinseln Neu-Pommern (früher Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland), Neu-Lauenburg (früher Duke of York Island), Neu-Hannover, Admiralitätsinseln, Mathiasinseln u. a. m. . . | 52000 qkm |
| Diejenigen der Salomonsinseln Bougainville und Buka . . . . . | 9000 qkm |
| zusammen | 240000 qkm |

Kaiser Wilhelmsland grenzt im Süden und Südosten an den britischen Teil der Insel auf einer zwischen dem 6. und 8. Grad südlicher Breite verlaufenden Grenzlinie, im Westen an den dem Königreich der Niederlande zufallenden Teil, gegen welchen der 141. Grad östlicher Länge die Grenzlinie bildet.

## Klima

Das Klima ist der Lage nahe dem Äquator entsprechend ein tropisches, aber durch die ausgedehnte Küstenentwicklung, den Wasserreichtum des Landes, die großen Bodenerhebungen und die herrschenden Winde so günstig beeinflußt, daß es bessere Verhältnisse bietet, als andere gleich nahe am Äquator liegende Länder.

## Temperatur

Die Temperatur ist eine ziemlich gleichmäßige; an der Küste von Kaiser Wilhelmsland beträgt nach den Ermittlungen der Neu-Guinea-Compagnie das Wärmemaximum 35—36° C., das Minimum 19° C. Die Temperaturschwankung daher nur 16° innerhalb eines Jahres. Im Innern des Landes dürften in den Niederungen ähnliche Verhältnisse obwalten. Die Temperatur fällt aber merklich ab nach der Höhe zu, um sich bei größeren Höhen empfindlich abzukühlen (Ramuexpedition, Zöller).

*) Das Neu-Guineaschutzgebiet umfaßt nicht allein das eigentliche Gebiet von Deutsch-Neu-Guinea, sondern auch noch die Karolinen-, Palau und Marianeninseln, die aber hier außer Betracht bleiben.

Digitized by Google

Die Geringfügigkeit der Temperaturschwankung ist dem Gedeihen üppigen Pflanzenwuchses in hohem Grade günstig; sie erreicht die Höhe von 16° nur in den Monaten Juli und August, während sie in den übrigen Monaten erheblich geringer ist, im Februar und März sogar meist auf 8° heruntersinkt.

## Regen und Gewitter

Der Regen fällt allenthalben in reichlicher, jedoch nach der Örtlichkeit verschieden großer Menge. Alljährlich regelmäßig wiederkehrende, bestimmt abgegrenzte Trockenzeiten sind bisher noch nicht festgestellt worden. Nach den von der Neu-Guinea-Compagnie und von einzelnen Missionaren in den Küstengebieten angestellten, von Dr. v. Danckelman veröffentlichten Beobachtungen scheint der südlichste Teil Kaiser Wilhelmslands — das Land am Huongolf — das regenreichste an der Küste zu sein; die Ergebnisse der Messungen, welche neuerdings von der Ramuexpedition im Innern angestellt worden sind (Dr. Lauterbach, Hans Klink), übertreffen jedoch die vorerwähnten Resultate um ein bedeutendes.

Den Regenmengen an der Küste von 3000 mm bis 4800 mm stehen solche von 7000 bis 8000 mm im Innern des Landes gegenüber, eine Menge, die den Ausspruch eines Expeditionsmitgliedes: „Es regnet das ganze Jahr hindurch, einmal mehr, das andere Mal noch mehr," wohl begreiflich erscheinen läßt.

Der Regen erscheint an der Küste zum Teil in Form von Gewitterregen; die mit letzterem verbundenen Blitzerscheinungen sind jedoch weder besonders stark noch zahlreich. Auch hiervon macht das Innere eine Ausnahme, wo starke und äußerst zahlreiche Erscheinungen wahrgenommen worden sind, was wahrscheinlich mit der nach dem Innern zu schärfer werdenden Einwirkung der Monsune und Seewinde im Zusammenhang steht.

## Wind

Der Wind weht während des ganzen Jahres mit großer Regelmäßigkeit, als Nordwestmonsun von Oktober bis März, von April bis September als Südostpassat; ihm verdankt das Land zumeist seine günstigen Wärme- und Luftverhältnisse. Heftige Stürme sind selten.

## Örtliche Verhältnisse von Kaiser Wilhelmsland

Von Norden ausgehend ist zunächst die Humboldtbai, die letzte große Einbuchtung der Küste auf holländischem Gebiet, bemerkenswert. Östlich von ihr liegt die Grenze, nicht weit von dem etwa 900 m hohen Bougainvilleberg. Von hier beginnt mit dem von bewaldeten Bergen umschlossenen nur nach Norden offenen Becken des Angriffhafens die Finschküste, welche dicht bewaldete, hie und da von Grasflächen unterbrochene Hügelketten aufweist, die sich von Ost nach West erstrecken und wenig ebenes Vorland erkennen lassen. Dieser Teil des Landes ist an der Küste wenig, nach dem Innern gänzlich unbekannt. Man sieht im Hintergrunde mäßige und höhere Bergketten aufsteigen, die im Torricelligebirge sich bis 900 m erheben. Eine Reihe von Flüssen strömen von dem letzteren nach dem Meere. Etwa in der Mitte dieser Küste liegt der im Schutze einiger vorgelagerten Inseln stehende Berlinhafen, in dessen Bereich die ersten mit Weißen besetzten Niederlassungen liegen.

Nennenswert davon sind die Inseln Seleo und Tamara (St. Joseph-Tumleo) mit den gleichnamigen Niederlassungen der Neu-Guinea-Compagnie und der Katholischen Mission vom Göttlichen Wort.

Der Platz besitzt eine Postagentur und ist Dampferstation für den Norddeutschen Lloyd.

Auf Seleo besitzt die Neu-Guinea-Compagnie eine Kokospalmenplantage von etwa 10000 Palmen.

Diesen Inseln gegenüber hat die Neu-Guinea-Compagnie in Tatji im Arrop- und im Salliepdistrikt Händlerstationen angelegt, in deren Nähe die Station Regina Angelorum der genannten Mission im Bukaudistrikt liegt.

Digitized by Google

Weitere Handelsſtationen beſitzt die Neu-Guinea-Compagnie auf den in der Nähe liegenden Inſeln Cham, Suvain, Tarawai (Bertrandinſel), Valiſe (Guilbertinſel); ferner noch am Dallmannhafen einige Handelsſtationen, die außer dem Tauſchhandel mit den Eingeborenen auch die Kultur von Kokospalmen betreiben.

Auf den Berlinhafen folgt öſtlich die Hanſemannküſte, welche anfänglich bergig iſt, dann aber eben wird und ein weites, verſchiedene Bewachſung zeigendes Flachland bildet. Vor dieſer Küſte liegt eine Anzahl von größeren und kleineren Inſeln, darunter die Inſel Leſſon mit einem tätigen Vulkan.

Südlich vom Kap della Torre mündet der gewaltige Kaiſerin Auguſtafluß, wohl der mächtigſte Strom von Deutſch-Neu-Guinea, in das Meer.

Strandbild von Seleo.

dasſelbe weithin gelblich färbend. Der Auguſtafluß durchſtrömt eine ausgeſprochene Tiefebene. Seine Erforſchung geſchah 1886 durch die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie damals tätige wiſſenſchaftliche Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung, Dr. Schneider und durch den Landeshauptmann Admiral Freiherrn v. Schleinitz. Sie hat ergeben, daß der Strom auf 60 Seemeilen bei einer Tiefe von 12—30 m für Seedampfer und auch noch eine Strecke von 100 Seemeilen von der Mündung für Dampfer mit 4 bis 5 m Tiefgang fahrbar iſt. Seine Ufer ſind an den der Strömung abliegenden Stellen mit Schilf bewachſen, im übrigen mit Wald beſtanden oder mit Grasflächen bedeckt. An beiden Seiten liegen häufig Tümpel und Lagunen. Ein Gebirgszug begleitet den Strom auf dem ſüdlichen Ufer in einer Entfernung von 10—40 km faſt die ganze Länge ſeines Laufes. Von dieſer Seite ſtrömen ihm auch alle bei der Forſchungstour bekannt gewordenen Nebenflüſſe zu. Das Stromgebiet ſelbſt iſt noch gänzlich unerforſcht.

Die Mündung des Kaiſerin Auguſtafluſſes iſt bereits 1884 von Dr. Finſch bei der im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie vorgenommenen erſten Entdeckungsfahrt aufgefunden worden. Obgleich anſcheinend der Strom viel Sumpfland durchſtrömt, dürfte er ſpäter einmal berufen ſein, bei der Erſchließung dieſes Teiles von Kaiſer Wilhelmsland eine Rolle zu ſpielen.

Nicht weit vom Auguſtafluß, etwa 35 km ſüdöſtlich ergießt ſich ein zweiter

Digitized by Google

Die Geringfügigkeit der Temperaturschwankung ist dem Gedeihen üppigen Pflanzenwuchses in hohem Grade günstig; sie erreicht die Höhe von 16° nur in den Monaten Juli und August, während sie in den übrigen Monaten erheblich geringer ist, im Februar und März sogar meist auf 8° heruntersinkt.

## Regen und Gewitter

Der Regen fällt allenthalben in reichlicher, jedoch nach der Örtlichkeit verschieden großer Menge. Alljährlich regelmäßig wiederkehrende, bestimmt abgegrenzte Trockenzeiten sind bisher noch nicht festgestellt worden. Nach den von der Neu-Guinea-Compagnie und von einzelnen Missionaren in den Küstengebieten angestellten, von Dr. v. Danckelman veröffentlichten Beobachtungen scheint der südlichste Teil Kaiser Wilhelmslands — das Land am Huongolf — das regenreichste an der Küste zu sein; die Ergebnisse der Messungen, welche neuerdings von der Ramuexpedition im Innern angestellt worden sind (Dr. Lauterbach, Hans Klink), übertreffen jedoch die vorerwähnten Resultate um ein bedeutendes.

Den Regenmengen an der Küste von 3000 mm bis 4800 mm stehen solche von 7000 bis 8000 mm im Innern des Landes gegenüber, eine Menge, die den Ausspruch eines Expeditionsmitgliedes: „Es regnet das ganze Jahr hindurch, einmal mehr, das andere Mal noch mehr," wohl begreiflich erscheinen läßt.

Der Regen erscheint an der Küste zum Teil in Form von Gewitterregen; die mit letzterem verbundenen Blitzerscheinungen sind jedoch weder besonders stark noch zahlreich. Auch hiervon macht das Innere eine Ausnahme, wo starke und äußerst zahlreiche Erscheinungen wahrgenommen worden sind, was wahrscheinlich mit der nach dem Innern zu schärfer werdenden Einwirkung der Monsune und Seewinde im Zusammenhang steht.

## Wind

Der Wind weht während des ganzen Jahres mit großer Regelmäßigkeit, als Nordwestmonsun von Oktober bis März, von April bis September als Südostpassat; ihm verdankt das Land zumeist seine günstigen Wärme- und Luftverhältnisse. Heftige Stürme sind selten.

## Örtliche Verhältnisse von Kaiser Wilhelmsland

Von Norden ausgehend ist zunächst die Humboldtbai, die letzte große Einbuchtung der Küste auf holländischem Gebiet, bemerkenswert. Östlich von ihr liegt die Grenze, nicht weit von dem etwa 900 m hohen Bougainvilleberg. Von hier beginnt mit dem von bewaldeten Bergen umschlossenen nur nach Norden offenen Becken des Angriffhafens die Finschküste, welche dicht bewaldete, hie und da von Grasflächen unterbrochene Hügelketten aufweist, die sich von Ost nach West erstrecken und wenig ebenes Vorland erkennen lassen. Dieser Teil des Landes ist an der Küste wenig, nach dem Innern gänzlich unbekannt. Man sieht im Hintergrunde mäßige und höhere Bergketten aufsteigen, die im Torricelligebirge sich bis 900 m erheben. Eine Reihe von Flüssen strömen von dem letzteren nach dem Meere. Etwa in der Mitte dieser Küste liegt der im Schutze einiger vorgelagerten Inseln stehende Berlinhafen, in dessen Bereich die ersten mit Weißen besetzten Niederlassungen liegen.

Nennenswert davon sind die Inseln Seleo und Tamara (St. Joseph-Tumleo) mit den gleichnamigen Niederlassungen der Neu-Guinea-Compagnie und der Katholischen Mission vom Göttlichen Wort.

Der Platz besitzt eine Postagentur und ist Dampferstation für den Norddeutschen Lloyd.

Auf Seleo besitzt die Neu-Guinea-Compagnie eine Kokospalmenplantage von etwa 10 000 Palmen.

Diesen Inseln gegenüber hat die Neu-Guinea-Compagnie in Tatji im Arrop- und im Sallieppdistrikt Händlerstationen angelegt, in deren Nähe die Station Regina Angelorum der genannten Mission im Bukaudistrikt liegt.

Digitized by Google

Weitere Handelsſtationen beſitzt die Neu-Guinea-Compagnie auf den in der Nähe liegenden Inſeln Cham, Suvain, Tarawai (Bertrandinſel), Valiſe (Guilbertinſel); ferner noch am Dallmannhafen einige Handelsſtationen, die außer dem Tauſchhandel mit den Eingeborenen auch die Kultur von Kokospalmen betreiben.

Auf den Berlinhafen folgt öſtlich die Hanſemannküſte, welche anfänglich bergig iſt, dann aber eben wird und ein weites, verſchiedene Bewachſung zeigendes Flachland bildet. Vor dieſer Küſte liegt eine Anzahl von größeren und kleineren Inſeln, darunter die Inſel Leſſon mit einem tätigen Vulkan.

Südlich vom Kap della Torre mündet der gewaltige Kaiſerin Auguſtafluß, wohl der mächtigſte Strom von Deutſch-Neu-Guinea, in das Meer, dasſelbe weithin gelblich färbend. Der Auguſtafluß durchſtrömt eine ausgeſprochene Tiefebene. Seine Erforſchung geſchah 1886 durch die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie damals tätige wiſſenſchaftliche Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung, Dr. Schneider und durch den Landeshauptmann Admiral Freiherrn v. Schleinitz. Sie hat ergeben, daß der Strom auf 60 Seemeilen bei einer Tiefe von 12–20 m für Seedampfer und auch noch eine Strecke von 100 Seemeilen von der Mündung für Dampfer mit 4 bis 5 m Tiefgang fahrbar iſt. Seine Ufer ſind an den der Strömung abliegenden Stellen mit Schilf bewachſen, im übrigen mit Wald beſtanden oder mit Grasflächen beſetzt. An beiden Seiten liegen häufig Tümpel und Lagunen. Ein Gebirgszug begleitet den Strom auf dem ſüdlichen Ufer in einer Entfernung von 10–40 km faſt die ganze Länge ſeines Laufes. Von dieſer Seite ſtrömen ihm auch alle bei der Forſchungstour bekannt gewordenen Nebenflüſſe zu. Das Stromgebiet ſelbſt iſt noch gänzlich unerforſcht.

Strandbild von Seleo.

Die Mündung des Kaiſerin Auguſtafluſſes iſt bereits 1884 von Dr. Finſch bei der im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie vorgenommenen erſten Entdeckungsfahrt aufgefunden worden. Obgleich anſcheinend der Strom viel Sumpfland durchſtrömt, dürfte er ſpäter einmal berufen ſein, bei der Erſchließung dieſes Teiles von Kaiſer Wilhelmsland eine Rolle zu ſpielen.

Nicht weit vom Auguſtafluß, etwa 35 km ſüdöſtlich ergießt ſich ein zweiter

großer Strom, der Ramu (Ottilienfluß) ins Meer, der weit hinein ins Innere erforscht worden ist (vergl. Entdeckungen). An der Mündung hat die Neu-Guinea-Compagnie die Handelsstation

Ramumünde angelegt, welche nicht allein als Handels- und Pflanzungsstation, sondern auch als Verbindungspunkt zwischen Potsdamhafen und den Betrieben auf dem Ramufluſſe als Depotstation von Bedeutung ist.

Zwischen Augustastrom und Ramumünde liegen Watam, Kajan und Borbor, Handelsstationen der Neu-Guinea-Compagnie.

Südöstlich von Ramumünde bildet eine geräumige Einbuchtung von Potsdamhafen mit den Stationen

Malagan und Potsdamhafen der Neu-Guinea-Compagnie, welche den Koprahandel und das Anpflanzen von Kokospalmen betreiben. Auch die Mission vom Göttlichen Wort hat sich am Potsdamhafen angesiedelt. Neuerdings laufen auch die Schiffe des Norddeutschen Lloyd diesen Platz an.

In einem großen, nach Süden absteigenden Bogen läuft die Küste, der hier drei große vulkanische Inseln — Vulkaninsel, Karkar und Rich — vorgelagert sind, der Astrolabebai zu. Sie ist buchtenreich und mehrere, noch nicht erforschte Flüsse münden an ihr ins Meer.

Bei Kap Croisilles wendet die Küste scharf nach Süden zur Astrolabebai. Vor der Westseite dieser Bai liegt eine Reihe von vortrefflichen Häfen: der Alerishafen, Friedrich Karlhafen, Prinz Heinrichhafen und der Friedrich Wilhelmshafen, die unter sich ähnlichen Charakter haben: sie scheinen durch Hebung eines unregelmäßig gestalteten Korallenriffs gebildet worden zu sein, weshalb der Strand Kalk- oder Sandboden aufweist. Im Hintergrund erhebt sich ziemlich nahe der Küste der Hansemannberg. Die Bevölkerung ist hier ziemlich dicht. Der geräumigste und geschützteste dieser Häfen ist der Friedrich Wilhelmshafen, der zahlreichen Schiffen unbedingt sicheren Aufenthalt gewähren kann.

Friedrich Wilhelmshafen, Bezirksamt und Hauptstation der Neu-Guinea-Compagnie, deren Besitzungen in Kaiser Wilhelmsland von hier aus administriert werden, besitzt eine Postagentur und eine Agentur des Norddeutschen Lloyd. Es ist ferner Sitz des Kaiserlichen Gerichts. An hygienischen Einrichtungen sind das Hospital der Neu-Guinea-Compagnie, ein Quarantänehospital und ein Hospital für eingeborene Arbeiter bemerkenswert.

Der Schiffahrt dient eine 60 m lange Landungsbrücke und die Helgenanlage der Neu-Guinea-Compagnie. Die Pflanzungen der Neu-Guinea-Compagnie haben einen Bestand von 18000 Kokospalmen, 5000 Kapokbäumen.

Die Administration verfügt über einen Segeldampfer und einen Segelschoner. Ein Dampfer ist im Bau. Etwa 6 km landeinwärts liegt die durch eine Feldbahn mit Friedrich Wilhelmshafen verbundene große Pflanzung

Jomba der Neu-Guinea-Compagnie mit ca. 4400 Kokospalmen, einigen hundert Kapokbäumen, 4000 Kakaobäumen, etwa 60000 Kautschukbäumen und einer ausgedehnten Tabakpflanzung.

Dicht beim Friedrich Wilhelmshafen liegt auf der kleinen, dem Prinz Heinrichshafen vorgelagerten Insel Siar die Station

Siar der Rheinischen Missionsgesellschaft, als deren Hauptstation

Bogadjim, in der Nähe des großen Papuadorfes gleichen Namens und Stephansorts, anzusehen ist. Die Station besitzt eine kleine Kirche.

Vom Friedrich Wilhelmshafen zieht sich die Astrolabebai bis zum Kap Rigny hin. Nähert man sich der Südküste derselben, so erblickt man im Süden hinter dem allmählich ansteigenden Ufer zunächst an Höhe zunehmende Hügelketten, hinter denen die gewaltigen, steil emporsteigenden majestätischen Mauern des Finisterregebirges emporragen. An diese schließt sich nach Norden, etwa 20 km landeinwärts gelegen, das Ortergebirge mit seinem mit einer dreizackigen Felskuppe gekrönten Gipfel. Das Ortergebirge ist in neuester Zeit mehrfach durch Mitglieder des Ramuunternehmens begangen worden. Zwischen seinen nördlichen Ausläufern und dem Hansemanngebirge im Hinterlande von Friedrich Wilhelmshafen tritt der größte Fluß der Astrolabeebene, der Gogol, durch ein

Digitized by Google

ſchmales Tal in eine Ebene — die Gogolebene — ein, welche ſich unmittelbar an die Aſtrolabeebene anſchließt. Gogol- und Aſtrolabeebene ſind mit dichtem Urwald beſtanden und beſitzen ſchweren, für Tropenkulturen gut geeigneten Boden. In dem küſtennahen Teil liegt an der ſüdlichen Ausbuchtung die umfangreiche und vielverſprechende Pflanzung

Stephansort der Neu-Guinea-Compagnie nebſt deren Nebenpflanzungen Erimahafen und Konſtantinhafen und Maraga. Stephansort iſt 1888 eröffnet worden und pflanzte bis 1896 nur Tabak. 1900 iſt der Tabakbau aufgegeben worden und ſind dafür andere Kulturen in Aufnahme gekommen. Das bepflanzte Areal beträgt etwa 1000 ha.

Auf der Hauptſtation und den Nebenſtationen ſtehen ca. 50000 Kokospalmen, die gut vorwärts kommen, an Kautſchuk liefernden Bäumen etwa 80000 Castilloa elastica, 4000 Ficus elastica, 1050 Hevea brasiliensis, 12300 Kapokbäume und außerdem 20000 Kaffeebäume im Felde. Stephansort iſt bemerkenswert, weil die Neu-Guinea-Compagnie auf dieſer Unternehmung zuerſt die Kautſchukkultur, welche in Kaiſer Wilhelmsland erfolgreich zu werden verſpricht, eingeführt hat. Auch die Viehzucht macht an der Aſtrolabebai gute Fortſchritte. Nach vielen Schwierigkeiten, die anſcheinend nunmehr überwunden ſind, iſt es gelungen, durch Zuzucht eine in das Klima eingewöhnte Herde von ca. 250 Stück Rindvieh groß zu ziehen, die die Anſiedler mit Milch und Butter verſorgt und aus der demnächſt auch der Bedarf an friſchem Fleiſch Deckung finden wird.

Der Friedrich Wilhelmshafen.

Links der Hauptſtore der Neu-Guinea-Compagnie, in der Mitte Reichspoſtdampfer des Norddeutſchen Lloyd „Stettin“. Im Hintergrunde die „Hanſemannberge“

Erimahafen beſitzt ein Sägewerk mit Dampfbetrieb, welches das für die Bauten erforderliche Holz liefert.

Von der Aſtrolabebai aus wurden die Landexpeditionen unternommen, welche die Erſchließung des Innern von Kaiſer Wilhelmsland bezweckten.

Digitized by Google

Östlich von Kap Rigny beginnt die Maclaykküste, welche sich auf etwa 100 Seemeilen bis Kap König Wilhelm erstreckt. Sie bildet zahlreiche mehr oder weniger flache Mulden, welche durch ausspringende Landspitzen voneinander geschieden sind. Zu diesem Teil des Landes bildet das wolkenverschleierte Finisterregebirge den Hintergrund. Von Kap König Wilhelm wendet sich die Küste nach Südosten, um vom Festungskap ab direkt südlich zu laufen. Bergzüge begleiten überall die Küste. Charakteristisch sind deren Terrassenbildungen, die ihresgleichen suchen. Die Küstenberge zeigen horizontal verlaufende 10—15 m hohe Terrassen, von denen eine Anzahl grotesk sich übereinander auftürmen (daher der Name Festungskap). Etwas südlich davon liegt

**Finschhafen**, Station der Neu-Guinea-Compagnie und zur Zeit Depot der Huongolfexpedition, an der Langemackbucht. Finschhafen war früher Hauptstation der Neu-Guinea-Compagnie und wurde 1891 aufgegeben, im Jahre 1901 aber wieder besetzt. Der Platz ist von der Administration der Neu-Guinea-Compagnie von Friedrich Wilhelmshafen als Handelsstation wieder aufgerichtet worden; in seiner Nähe soll eine Kokospalmenplantage angelegt werden. Vorhanden sind etwa 2500 tragende Kokospalmen. Auf den in der Nähe von Finschhafen liegenden

**Siassiinseln** befindet sich gleichfalls eine Handelsstation der Neu-Guinea-Compagnie. Dicht bei Finschhafen liegt die Station

**Simbang** der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, und davon eine Tagreise entfernt die

**Sattelbergstation** derselben Missionsgesellschaft.

Südlich von Finschhafen wendet sich die Küste bei Kap Cretin nach Südwest; hier beginnt der Huongolf, welcher etwa 60 Seemeilen breit und etwa 40 Seemeilen tief ist. Die zunächst ihn begrenzende Küste, welche von Ost nach West läuft, ist hafenarm. Im Hinterland derselben liegen die Rawlinsonberge; ihnen sind niedrigere Höhenzüge vorgelagert, doch gibt es auch weite Strecken von Flachland. Die größte Ausbuchtung der Nordseite ist der Hähnischhafen. Weiter westlich liegt Kap Arkona. In der Nähe desselben wendet sich der Lauf der Küste — am Markhamfluß — nach Süden und Südosten bis zum 8. Grad südlicher Breite, der englischen Grenze. Diese Westküste ist buchtenreicher und besitzt durch vorgelagerte Inseln geschützte Häfen — zum Beispiel Samoahafen, Badenhafen, Bayernhafen, Württembergbafen u.a.m. Als Ende des Huongolfes ist Kap Vonguerue anzusehen. Die meisten der Häfen haben aber eine so große Tiefe, daß kaum in der Nähe des Strandes — der Meeresgrund fällt so steil ab, daß der Anker nicht hält — Ankergrund gefunden werden kann, was ihren Wert beeinträchtigt. Der Samoahafen hat sich jedoch als ein ausgezeichneter Hafen erwiesen*). Der Markhamfluß ist ein reißender Gebirgsstrom von geringer Tiefe mit vielen Inseln und Sandbänken. Direkt neben ihm mündet ein anderer Strom ins Meer, der Adlerfluß, welcher vielleicht ein Arm des Markhamflusses ist.

Südlich des letzteren erheben sich die dicht bewaldeten Herzogberge. An ihrem Fuße befinden sich ausgedehnte, mit zahlreichen Inseln bedeckte Lagunen, die Herzogseen, mit einer zahlreichen in Pfahldörfern lebenden Bevölkerung. Erwähnenswert als Flüsse von Bedeutung, die sich von den Gebirgen des Hinterlandes des Huongolfes an der Westküste ins Meer ergießen, sind der Franziskafluß und der südöstlich vom Huongolf in die Herkulesbai mündende Herkulesfluß. Hinter Kap Vonguerue weist die Küste noch eine Reihe von Häfen und Buchten auf, wie die Natterbucht, Adolfhafen und die erwähnte Herkulesbai. An der englischen Grenze, welche etwas nördlich von Mitre Rock beginnt, münden einige Flüsse, insbesondere der Mambare, welche in ihren Oberläufen goldhaltige Geschiebe führen, deren Ausbeutung im Gebiet des Stratchleygebirges durch australische Goldsucher im Gange ist.

## Bismarckarchipel

Die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, welche der Küste von Kaiser Wilhelmsland nordwärts bis zum Äquator und ostwärts vorgelagert sind, werden, seitdem Neu-Guinea in deutschen Händen ist — unter der Benennung „Bismarckarchipel" — zusammengefaßt. Die Reihe derselben beginnt nach Dr. v. **Danckelman** im Westen mit der kleinen flachen Mattuinsel und setzt sich über die aus 50 Inselchen bestehende Ninigogruppe über die Hermit-, Commerson- und Anachoreteninsel nach den **Admiralitätsinseln** fort.

*) Auch die Untersuchungen der Huongolfexpedition Ende 1901 haben dies festgestellt. Letztere hat daselbst im Januar 1902 die Station Selamaua angelegt.

Digitized by Google

Dorfſzene in Bogadjim bei Stephansort.

Digitized by Google

Die Hauptinſel dieſer Gruppe nennt ſich **Manus**, welche etwa 2000 qkm groß iſt. Ihre Küſte iſt reich mit Kokospalmen umſäumt; die Firma Hernsheim & Co. beſitzt eine Handelsniederlaſſung auf ihr. Südlich von den Admiralitätsinſeln liegen in einſamer weltverlorener Lage die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Purdyinſeln, bekannt durch ihre Phosphatlager, deren Betrieb zur Zeit aber ruht. Öſtlich der Purdyinſeln liegt die Inſel **Alim** (Eliſabethinſel), welche mit einem in Dienſten der Firma Hernsheim & Co. ſtehenden Händler beſetzt iſt. Der Tauſchhandel erſtreckt ſich auf Kopra, Perlſchalen, Trepang u. ſ. w. Die Ausbeute iſt auf etwa 40–50 Tons zu ſchätzen.

Auch auf den Hermit-, Anachoreten- und Echiquierinſeln, ſowie auf der Mattyinſel beſitzt die Firma Hernsheim ergiebige Handelsniederlaſſungen.

Der Küſte von Neu-Pommern lagern ſich im Norden die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Frenchinſeln vor, die 1894–1895 durch eine furchtbare Pockenepidemie faſt entvölkert worden ſind. Auf einer der Inſeln — Vitu —, welche zwei Häfen beſitzt, den Johann Albrechthafen und den Peterhafen, liegt die von dem Händler Peter Hanſen errichtete große Handelsſtation **Meto** der Neu-Guinea-Compagnie, deren Ausbeute hauptſächlich aus Kopra beſteht. Die Station exportiert auch Trepang, Steinnüſſe, Nutzhölzer u. a. m. Südweſtlich davon wird eine Zweigniederlaſſung auf der **Meriteinſel** von der Neu-Guinea-Compagnie unterhalten.

Anſicht von Stephansort.

Die größte Inſel des Archipels iſt die **Inſel Neu-Pommern**. 1793 wurden in rohen Umriſſen deren Küſtenumriſſe feſtgeſtellt. Erſt der Gazelleexpedition unter Admiral v. **Schleinitz** war es 1874/76 vorbehalten, die Oſtſeite der Inſel genau zu vermeſſen und dadurch die Anregung zur Beſiedlung dieſes Zentralpunktes des heutigen Schutzgebiets zu geben. Sie erhielt nach dem Expeditionsſchiff Gazelle den Namen Gazellehalbinſel.

Neu-Pommern erſtreckt ſich der Länge nach von Weſt nach Oſt, verläuft ſchließlich bei den Vulkanen Vater und Sohn in einen ſchmalen Landſtreifen, der im Norden von der Openbai, im Süden von der Widebai eingeſchloſſen wird, an den ſich die wichtige Gazellehalbinſel in faſt rechtwinkliger Lage anreiht.

Letztere iſt von einem Gebirgszug durchzogen und hat im übrigen welliges Hügelland. An der Nordoſtſpitze, dem **Kap Stephens**, ſetzt ſich die ſchmale nach Südoſten verlaufende Kraterhalbinſel an, welche durch ihre Höhe und regelmäßige Kegelform ſehr intereſſante und vielgenannte Vulkane beſitzt: die Mutter (680 m hoch) und die Tochter (530 m hoch), ſowie die Südtochter (470 m).

Die Krater der Kraterhalbinſel entſenden teilweiſe noch Rauch. Letztere umſchließt gegen Oſten die weite ſchöne Blanchebucht, ſo genannt nach dem engliſchen Kriegsſchiff Blanche, mit den beiden guten Häfen Simpſonhafen und Greathafen. In der Mitte des 1½ Seemeilen breiten Zuganges zum Simpſonhafen liegen die aus zahlreichen Abbildungen bekannten Bienenfelſen. Die

Szenerie des Ufers ist eine großartige. Auf der Westseite erhebt sich eine Kette bräunlicher Tuffhügel, in deren Schluchten Bananen- und Taropflanzungen liegen, und die zuweilen bis zum Gipfel mit graziösen Kokospalmen bestanden sind. Die Hügel begleiten in weitem Bogen den dörfer- und palmenreichen Strand und steigen allmählich zur nördlichen Tochter an. In der Mitte erstreckt sich eine bewaldete und mit Gras bedeckte Ebene zu Füßen der großartigen „Mutter", welche sich zwischen beide Buchten schiebt und schließlich an die „Südtochter" anlehnt, an einen vegetationslosen Krater, dessen scharfe Mündung fast beständig Schwefeldämpfe aushaucht; der Krater schließt die großartige Rundsicht ab. Inmitten derselben liegt die palmenreiche Insel

Matupi mit der gleichnamigen Hauptniederlassung der Firma Hernsheim & Co., sowie einer Station der Wesleyanischen Mission. Neuerdings hat auch die Mission vom Heiligen Herzen Jesu auf der Insel eine Station errichtet. Auf der Matupi gegenüberliegenden Halbinsel liegt die kleine Pflanzung Rabaul derselben Firma am Simpsonhafen.

Von hier aus geht eine vom Gouvernement angelegte, über Brücken führende, gut gehaltene Straße längs der Küste der Blanchebai bis nach Herbertshöhe.

Herbertshöhe, von der Neu-Guinea-Compagnie im Jahre 1891 errichtet, ist seit 1899 der Sitz des Kaiserlichen Gouvernements und des Kaiserlichen Gerichts I. und II. Instanz. Der Platz besitzt eine Postagentur, welche vom Gouvernement, und eine Agentur des Norddeutschen Lloyd, welche von der Neu-Guinea-Compagnie verwaltet wird. Ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden, sondern nur eine gegen die See durch die vorgelagerten Riffe zum Teil geschützte Reede.

Direkt am Strande liegen die Gebäude der Zentralstation

Herbertshöhe der Neu-Guinea-Compagnie am Fuße des Berges Vunatali, dessen Höhe die Gouvernementsgebäude — die Wohnhäuser des Gouverneurs und der Beamten und die Kaserne der Polizeisoldaten — krönen. Die Wohnhäuser der Beamten, die Bureaus, Hauptlager und Lager, Koprahäuser, das Hospital (mit 1 Arzt, 2 Heilgehilfen und einer Anzahl farbiger Wärter), Bootsschuppen, Landungsbrücken u. s. w. der Neu-Guinea-Compagnie liegen am Strande, an welchem auch unmittelbar die ausgedehnten Pflanzungen dieser Compagnie beginnen. Letztere erstrecken sich über mehrere Landesdistrikte, nach welchen die einzelnen Pflanzungen*) benannt worden sind.

1. Pflanzung Kenabot, 320 ha, vollständig mit Kokospalmen abgepflanzt; 2. Pflanzung Raniolo mit etwa 344 ha abbauwürdigem Boden, davon sind fertiggestellt 231½ ha mit Kokospalmen, 12 ha mit Kaffee (tragende Versuchspflanzung), 51½ ha Kapok; etwa 50 ha — das letzte noch vorhandene Kulturland — sind für Neukulturen hergerichtet, so daß Anfang 1902 auch der Boden dieser Pflanzung völlig ausgenutzt sein wird; 3. Pflanzung Gunanur mit 312½ ha Kokospalmen, 4½ ha Kapok, ¾ ha Pfeffer (Versuch, im Jahre 1903 tragend). Land für Neukultur ist noch etwas vorhanden, doch wird diese Pflanzung gleichfalls bald erschöpft sein; 4. Pflanzung Tobera, etwa 500 ha, mit etwa 200 ha Kokospalmenpflanzung. 250 ha Landes sind für Anlage einer Kaffeepflanzung fertiggestellt, die im Jahre 1901 und in der ersten Hälfte des Jahres 1902 bepflanzt sein werden. Das gesamte unter Bearbeitung stehende Land der zur Administration der Neu-Guinea-Compagnie Herbertshöhe gehörigen Pflanzungen beträgt demnach ungefähr 1600 ha ohne Anrechnung der Garten- und Wegeanlagen und der mit Häusern bestandenen Landflächen.

Die von der Compagnie eingeführte Viehzucht hat sich günstig entwickelt. Der Bestand beträgt zur Zeit ca. 140 Stück Rindvieh, 15 Pferde und 32 Ziegen, durch welchen der Milchbedarf der Ansiedler, soweit sie sich nicht eigenes Vieh halten, gedeckt wird. Auch hat man mit der Butterbereitung den Anfang gemacht.

Der Administration stehen ein kleines Dampfboot, zwei Segelschoner und eine Anzahl kleinerer Fahrzeuge für den Verkehr auf dem Wasser zu Gebote.

Weitere Stationen dieser Gesellschaft sind:

Massawa, neu angelegte Pflanzung für Kokospalmen (100 ha) und Kakao (17½ ha) und

*) Zur besseren Orientierung des Lesers sei bemerkt, daß Kokospalmen in sehr weiten Abständen (10 × 10 Meter) der höheren Ertragsfähigkeit wegen gepflanzt werden; auf einen Hektar gehen daher 100 Palmen.

Digitized by Google

Warangoi an der Mündung des auf der Oſtküſte der Gazellehalbinſel in den St. Georgskanal einmündenden Fluſſes gleichen Namens. Zur Zeit wird auf dieſer Station ein Sägewerk mittels Dampfkraft betrieben, deren Anlage ambulant iſt. Nach Maßgabe der Gewinnung freien Bodens durch Abholzung des ſchweren Urwaldes infolge des Betriebes wird hier eine Pflanzung erſtehen und eine Verſchiebung des Sägewerks ſtromauf ſtattfinden. Einige Tauſend Kokospalmen ſind bereits angepflanzt worden.

Baumwollernte in Herbertshöhe. Arbeiter der Neu Guinea Compagnie liefern die gepflückte Wolle in das Baumwollhaus ein. Zwiſchen den tragenden Baumwollſtauden ſind die eingepflanzten Kokospalmen zu ſehen.

Die Adminiſtration, die unter der Leitung des Herrn H. **Geisler** ſteht, beſchäftigt ca. 25 Europäer (einſchließlich Schiffsoffiziere) und ca. 1200 farbige Arbeiter.

Die Neu-Guinea-Compagnie betreibt zugleich einen ausgedehnten Handel, der in Herbertshöhe zentraliſiert iſt.

Die Zentralverwaltung iſt mit den einzelnen Stationen, letztere ſind wieder untereinander telephoniſch verbunden. Auf der Gazellehalbinſel beſitzt die Neu-Guinea-Compagnie noch die Kokospalmenpflanzungen und Handelsſtationen Tovakundum, Wunawutung, Wunawutur, ferner noch zwei andere Handelsſtationen geringerer Bedeutung.

Ein ebenfalls in direkter Nähe des Zentrums liegendes Unternehmen ähnlicher Bedeutung iſt das der Firma E. E. Forſayth mit der Zentralverwaltung in

Ralum, welches zugleich Kokospalmenpflanzung iſt (volltragend). Die

E. E. Forsaythschen Unternehmungen sind etwa 10 Jahre vor denen der Neu-Guinea-Compagnie in Herbertshöhe begonnen worden. Auch hier erstreckt sich die Gesamtanlage über mehrere Einzelpflanzungen.

1. Die Ralumpflanzung, begonnen im Jahre 1883, besitzt (1. April 1901) etwa 205 ha mit tragenden Kokospalmen.

2. Die Tokukapflanzung, errichtet im Jahre 1890, umfaßt zur Zeit etwa 230 ha mit Kokospalmen bestandenes Land.

3. Die Ravalienpflanzung, begonnen 1893, hat ein Areal von etwa 320 ha in Bearbeitung. Wie in Ralum das sehr umfangreiche Handelsgeschäft der Firma zentralisiert ist, so ist dies auf Ravalien mit den maschinellen Einrichtungen und anderen Anlagen für den Gesamtbetrieb der Pflanzungen der Fall.

4. Die Matanartarpflanzung neueren Datums ist in einer Entfernung von etwa 5 km nach dem Innern zu in der Größe von etwa 254 ha angelegt worden (24 ha Kaffee, 102 ha Kokospalmenpflanzung und 128 ha Palmen mit Baumwolle).

Von der Tokukapflanzung aus ist im Jahre 1900 eine Nebenstation im Hinterlande — Gire-Gire — errichtet worden, welche etwa 40 ha mit Kokospalmen und Baumwolle unter Kultur gebracht hat.

Die ganze Fläche Landes, welche von der Firma E. E. Forsayth bepflanzt worden ist, beträgt danach ca. 1100 ha ohne Anrechnung der Pflanzungen, welche die Händler der Firma auf ihren einzelnen Stationen angelegt haben.

Die Handelsflotte besteht aus einem Motorschoner, einem Segelschoner und zahlreichen Kuttern und Booten.

Die Anlage einer weiteren Pflanzung in Kabakaul soll in Vorbereitung sein.

Die Anlagen haben telephonische Verbindung untereinander.

E. E. Forsayth besitzt auf der Gazellehalbinsel ca. acht kleinere Handelsstationen, darunter an der Ostküste Putput, Kabanga und Matakabang.

Östlich von der Station Herbertshöhe liegt

Kinnigunan, Sitz der Firma C. Mouton & Co. mit einer dem Inhaber der Firma, Herrn C. M., gehörigen Kokospalmenpflanzung von 350 ha Größe. Auch hier wurde früher Baumwollkultur getrieben, jedoch gleichfalls wie bei den anderen großen Firmen wegen Unrentabilität aufgegeben. Der rührige und angesehene Chef der Firma ist der Sohn des verstorbenen, mit der berüchtigten Expedition des Marquis de Rays ins Land gekommenen Herrn Mouton sen., der einer der wenigen Überlebenden jenes von dem Marquis schwindelhaft in Szene gesetzten Unternehmens war.

Handelsstationen der Firma auf der Gazellehalbinsel sind: Voendip und Kabakaul.

Die beiden großen Missionsgesellschaften: die protestantische „Wesleyan Missionary Society" (seit 1875 im Lande) und die katholische Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (seit 1881 im Lande) haben im Archipel, hauptsächlich auf der Gazellehalbinsel, eine Anzahl von Stationen errichtet, die durch Missionare und Missionsschwestern, sowie durch farbige Lehrer (teachers) besetzt gehalten werden und von denen aus sie mit ohne Erfolg christliche Kultur verbreiten.

Die Zentralniederlassung der Mission vom Heiligen Herzen Jesu Buna-Pope, welche von ihrem weitblickenden Bischof Couppé angelegt und zu hoher Blüte gebracht worden ist, grenzt direkt an die Ostgrenze der Station Herbertshöhe an.

Der etwa 50 ha enthaltende Boden von Buna-Pope wurde 1892 von der Mission angekauft. In ca. 9 Jahren erstand daher die jetzige musterhafte Anlage, die an Umfang und Bedeutung alle anderen Missionsstationen überragt. Sie besteht aus einer Kirche, mehreren Kapellen, einem Schwesternkloster, den Wohnhäusern für die Missionare, Wirtschaftsgebäuden, je einem Pensionate für Kinder weißer Eltern und für Halbblutkinder, Waisenhäusern für Kinder beiderlei Geschlechts der Eingeborenen, verschiedenen Schulen, Arbeitshäusern u. s. w.

Die Australasian Wesleyan Mission Society besitzt folgende Stationen:

An der Nordküste der Gazellehalbinsel

Kabakada, welcher Station etwa 20—30 kleinere Missionsstationen unterstellt sind, die von farbigen Missionaren (teachers) geleitet werden, und

Kaluana nahe bei Ralum mit etwa der gleichen Anzahl von Untermissionen, die ebenfalls von Farbigen verwaltet werden.

Digitized by Google

Das Innere von Neu-Pommern iſt mit Ausnahme der Gazellehalbinſel noch faſt völlig unbekannt, obwohl der einfachere Aufbau der Gebirge ſehr wahrſcheinlich dem Forſchungsreiſenden weniger Schwierigkeiten bieten dürfte wie das Innere des Kaiſer Wilhelmslands und obgleich die Schilderungen des Admirals v. Schleinitz ſeiner bei der Erforſchung der Küſten gemachten Wahrnehmungen und ſeine Schlußfolgerungen auf ein reiches, zu allen Kulturen paſſendes Land im Innern der Inſel ſchließen laſſen, das zu Unternehmungen geradezu herausfordert. Der Grund dürfte darin zu ſuchen ſein, daß die Neu-Guinea-Compagnie, welche mit Rückſicht auf die alteingeſeſſenen Firmen im Archipel ſich, ſolange ſie die Landesoberhoheit ausübte, der Konkurrenz im Handel des Archipels enthielt, infolgedeſſen den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die allerdings viel ſchwierigere Erſchließung von Kaiſer Wilhelmsland verlegte.

Baumwolle- und Kapokhaus. Maſchinenbetrieb (Gins) für deren Reinigung von den Samenkörnern.

Der Nordoſtſpitze von Neu-Pommern gegenüber liegt in nordöſtlicher Richtung die in mancher Beziehung intereſſante Gruppe der acht Neu-Lauenburginſeln, intereſſant in ihrer Bildung als ein aus Korallen hervorgegangenes Gebilde, das ſich mit einer Ausnahme kaum bis zu 20 m Höhe über das Meer erhebt, intereſſant aber auch in der Geſchichte des Landes. Hier faßte der weiße Mann zuerſt Fuß auf dieſem Teil der Erde. Die Zweigniederlaſſung

Mioko der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, welche 1871 errichtet worden ist, ist als die älteste Niederlassung Deutsch-Neu-Guineas anzusehen, wie auch die im Jahre 1875 an dem gutgeschützten Hunterhafen gegründete Missionsstation der Australasian Wesleyan Mission Society (1898 nach der Insel Ulu verlegt) die älteste Missionsniederlassung sein dürfte.

Von Mioko aus wird eine Anzahl Zweigstationen der Handels- und Plantagengesellschaft (8), welche über den Archipel verstreut sind, geleitet. Wenn dieselben zur Bestreitung ihrer Unterhaltungskosten auch Tauschhandel mit den Eingeborenen treiben, so verfolgt die geschäftliche Tätigkeit dieser Dependancen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in der Hauptsache doch nur den Zweck, aus dem Archipel kräftige und fleißige Arbeiter für ihre auf Samoa belegenen Pflanzungen zu gewinnen, da es weder ihr noch den anderen Ansiedlern in Samoa bis jetzt gelungen ist, die faulen, fast jeder Arbeit abholden und in den Genuß eines Schlaraffenlebens versunkenen Polynesier Samoas aus ihrer Untätigkeit zu erwecken.

Auch die Neu-Guinea-Compagnie gründete ihre erste Niederlassung im Archipel in der Neu-Lauenburggruppe auf der Insel Kerawara, die aber, da sie weder guten Boden in dem erforderlichen Umfang, noch Handelsgelegenheit darbot, bereits im Jahre 1890 aufgehoben und nach Kokopo, dem jetzigen Herbertshöhe verlegt worden ist. Die Missionsstation Ulu administriert von diesem Sitz aus 40 bis 50 kleinere Missionsstationen, die durch farbige Missionare (teachers) geleitet werden.

Der Ostküste Neu-Pommerns gegenüber, nur durch den St. Georgskanal getrennt, erstreckt sich von Südost nach Nordwest die lange, schmale Insel Neu-Mecklenburg in einer Längenausdehnung von etwa 400 km, die in ihrer ganzen Länge von einem 800—1200 m hohen Gebirgszug, der ihr Rückgrat bildet, durchzogen wird.

Neu-Mecklenburg ist noch wenig erforscht. Die wenigen Mitteilungen, die wir darüber besitzen, sind hauptsächlich dem Landeshauptmann Admiral v. Schleinitz und dem Grafen v. Pfeil zu verdanken. Danach ist die Insel stellenweise nur 8—10 und in ihrer höchsten Ausdehnung am Südende nur etwa 30—40 km breit. Die Küsten scheinen ziemlich hafenlos zu sein, nur am Nord- und Südende hat man bis jetzt einige Häfen entdeckt. Port Breton, der südlichste Hafen, war der Schauplatz der bereits erwähnten schwindelhaften Unternehmung des Marquis de Rays. Der Flächeninhalt von Neu-Mecklenburg beträgt etwa 12000 qkm. Dem Nordende ist ein Archipel von zahlreichen kleinen Inseln vorgelagert, auf welchen wichtige Handelsinteressen vertreten sind. Die bedeutenderen liegen an oder in der Nähe des sogenannten Rufafahrwassers. Folgende sind erwähnenswert:

Nowan an der Nordostküste, Handelsstation der Firma E. E. Forsayth. In der Nähe derselben liegt die Regierungsstation Rusa, Sitz eines Bezirksamts. Die vielen Streitigkeiten in diesem Teil des Schutzgebiets, nicht allein der Eingeborenen unter sich und gegen die Europäer, sondern auch häufige Gewalttaten der letzteren gegen die Eingeborenen, welche das Land in fortwährender Gärung erhielten, reiften schon früher den Plan, in dieser Gegend eine Vertretung der Regierungsgewalt zu schaffen, der auch im Jahre 1900 Verwirklichung fand. Soweit bis jetzt zu übersehen ist, hat sich diese Einrichtung bewährt. Aus dem früher unruhigen Landesteil dringen jetzt selten oder gar keine Nachrichten mehr über Gewaltakte an die Öffentlichkeit, so daß man auf eine anhaltende Pazifizierung hoffen darf.

Die Anlage weiterer Regierungsstationen an einzelnen Punkten des Schutzgebiets würde nach diesem Vorbilde für die Küste und Erschließung der verschiedenen Gebiete zu wünschen sein, um so mehr, als dieselben mit der Zeit sich selbst unterhalten können. Der zeitige Bezirksamtmann Herr Boluminski hat den Weg zur wirtschaftlichen Selbständigkeit solcher Stationen gezeigt. Zur ausgiebigeren Beschäftigung der ihm unterstellten Polizeisoldaten hat er eine Kokospalmenpflanzung angelegt, die durch Heranziehung der Eingeborenen der Umgebung zur Arbeit bereits eine Ausdehnung von ca. 150 ha (15000 Palmen) erlangt hat. Das Erträgnis derselben wird später zur Deckung der Kosten dieser Station ausreichend sein.

In Rusa liegt ferner die große Handelsstation der Firma Hernsheim & Co., welche in großem Stile angelegt ist. Ihr unterstellt sind die Kokospalmenpflanzungen Rusa und Rusalik.

Digitized by Google

Nordwestlich des Nusafahrwassers, jenseits der Baron- und Steffensstraße und zahlreichen Inseln schließt sich die Insel Neu-Hannover an, welche bisher nur in ihren Küstenumrissen einigermaßen bekannt geworden ist. Ihr Flächeninhalt mag etwa 1400 qkm betragen. Die Küste, deren Nord- und Südlette ziemlich parallel laufen, besteht aus einem ca. 10—15 m gehobenen Korallenriff, das von dem gewöhnlichen Küstenriff, ohne daß es besonders weit ins Meer heraustritt, umsäumt wird. Im Innern erhebt sich ein 300 bis 400 m hohes Gebirge, das im Süden in einen kuppenreichen, über 800 m hohen, wahrscheinlich vulkanischen Bergkomplex übergeht. Alles ist mit dichtem Urwald überzogen und noch unerforscht. Der Nordwesten ist flach. Auch Neu-Hannover dürfte sich, wie Neu-Pommern, hervorragend zur Anlage von Pflanzungsunternehmungen eignen.

Wenn Neu-Hannover auch dicht bewaldet ist, so umfassen seine Wälder doch meist Bäume mit schwerem, hartem Holz (Calophyllum, Inophyllum, Afzelia u. dergl.), weniger Kokospalmen, die auf Neu-Hannover geradezu zu den Seltenheiten gehören. Dies ist auch der Grund, warum sich der Handel bisher wenig mit dieser Insel befaßt hat, da nur wenig Kopra von ihr zu gewinnen ist. Die wenigen Handelsstationen befassen sich mehr mit dem Eintausch von Schildpatt, Perlmuscheln, Grünschneckenmuscheln und Trepang, die hier in exportfähigen Mengen zu finden sind.

Der Handel darin verteilt sich auf die drei Niederlassungen:

Ungalabu, Ungelik und Zoß der Neu-Guinea-Compagnie und die Handelsstation

Kung des Händlers Mac Pherson.

Ebensowenig wie bei Neu-Hannover ist das Innere der deutschen Salomonsinseln Buka und Bougainville bekannt, die dem Anschein nach dicht bewaldet und gebirgig sind. Die Höhe der Gebirge auf Bougainville wird bis auf 3500 m, der Flächeninhalt auf ungefähr 10000 qkm geschätzt. Die nördliche Hälfte wird von dem Kaisergebirge eingenommen, mit dem noch tätigen Vulkan „Bagama". Am bekanntesten dürfte die Insel Buka mit dem Karolahafen sein.

Die Handelsbedeutung der Salomonsinseln ist zur Zeit noch eine geringe, namentlich weil die Küstenbevölkerung die Gebirgsbewohner hindert, zum Handel herabzukommen.

## Forschungen und Entdeckungen

Dieser kurzen Skizze der Umrisse des Landes, seiner Lage und der bewohnten Orte wird der Verlauf einiger Forschungsreisen und Entdeckungen, die von besonderer Bedeutung für Kaiser Wilhelmsland geworden sind, zugefügt, wobei die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie gemachten Reisen des Dr. Finsch und des Kapitäns Dallmann, sowie die wichtigen Entdeckungen der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie entsandten wissenschaftlichen Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung und Dr. Schneider, über welche zahlreiche Veröffentlichungen vorliegen, hier außer Betracht bleiben.

Auch der von einzelnen Forschern, von den Landeshauptleuten und den Beamten der Neu-Guinea-Compagnie unternommenen Entdeckungsreisen, deren Zahl auf ca. 30 zu schätzen ist und die meist in die Jahre vor 1890 fallen, sei hier nur Erwähnung getan.

Bis zum Jahre 1890 erstreckten sich die Erforschungen in Neu-Guinea nach dem naturgemäßen Verlauf der Erschließung eines Landes auf die Küsten, die Fahrwasser und die Gebiete des unmittelbar an der Küste gelegenen Landes. Von da ab begann die Erforschung sich nach dem Innern zu richten. Den Beginn dieser Ära leitete der um die Erforschung von Kaiser Wilhelmsland hochverdiente Botaniker Dr. Karl Lauterbach mit seiner Erforschung des Gogolgebietes ein. Derselbe hielt sich vom April 1890 bis Ende Januar 1891 im Schutzgebiet auf, um daselbst botanische Studien zu machen, sowie Sammlungen anzulegen und sich über Land und Leute im allgemeinen zu unterrichten. Die Schönheit des Landes, die Aussichten, welche ihm dasselbe bei rationeller Bewirtschaftung für die Zukunft zu bieten schien, machten auf

Digitized by Google

den jungen Gelehrten, der zu jener Zeit bereits Reisen nach allen Teilen der Welt hinter sich hatte, einen so tiefen Eindruck, daß er von da ab es sich zur Lebensaufgabe machte, an der Erschließung des ihm lieb gewordenen Landes mitzuwirken, der er bis zur Zeit treu geblieben ist. Nachdem Herr Dr. Lauterbach botanische sowie vorbereitende Studien getrieben, brach er am 11. Oktober 1890 zu der Erforschung des Landes hinter der Astrolabeebene auf.

## Gogolexpedition

Auch die sogenannte Gogolexpedition des Herrn Dr. Lauterbach wurde in Verbindung mit der Neu-Guinea-Compagnie ausgeführt, deren Generaldirektor Wißmann den Beamten Kärnbach zu seiner Begleitung beigab, sowie die Mannschaften gestellte.

Die Expedition wurde von Herrn Kärnbach in Konstantinhafen mit Unterstützung des bekannten Südseeforschers Rubary, der als Leiter von Konstantinhafen in Diensten der Compagnie stand, sorgfältig zusammengestellt, während welcher Zeit Herr Dr. Lauterbach kleine Touren an der Astrolabebai machte, um sich über den am besten einzuschlagenden Weg vorbereitend zu informieren. Die Expedition bestand aus den zwei Europäern Dr. Lauterbach und Kärnbach, welche mit Repetiergewehren bewaffnet waren, 38 Farbigen aus Kaiser Wilhelmsland und dem Archipel und zwei Malaien, welche acht Gewehre und einen Revolver mit sich führten. Das Gepäck, Instrumente, Tauschwaren und Proviant für reichlich 4 Wochen, wurde zum Schutz gegen Nässe in gedichteten Säcken transportiert. Am 26. Oktober 1890 wurde die Mündung des Gogol von der Expedition erreicht und die Barre mit einer Barkasse und einem Boote glücklich passiert. $2^1/_2$ km von der Mündung aufwärts wurde die erste Etappe angelegt und die Barkasse durch eine sinnreiche Ausgrabung hoch oben am Ufer verwahrt und geborgen. Die Etappe wurde beim Weitermarsch von zwei Jabims und drei Melanesiern besetzt gehalten. Zur Verteidigung erhielten diese Leute, welche sich Hütten errichteten, zwei Karabiner nebst Munition und ferner Proviant auf 6 Wochen.

Der Vormarsch erfolgte langsam, weil die Anzahl der Lasten die Zahl der Träger ums Doppelte überstieg; Dr. Lauterbach war daher gezwungen, mit halben Tagemärschen vorzugehen und dann die Leute zum Nachholen des zurückgelassenen Gepäcks zurückzusenden. Das Mitschleppen großer Mengen von Lebensmitteln, welches bei den geringen Hilfsmitteln des Landes unumgänglich ist, ist der Umstand, der jedem Vordringen ins Innere Neu-Guineas so bald ein Ziel setzt. Man kann in Neu-Guinea nicht und am allerwenigsten in Kaiser Wilhelmsland darauf rechnen, Nahrungsmittel wie in anderen Ländern, zum Beispiel in Afrika, anzutreffen, sondern muß jeden Bissen auf den Schultern der Träger mit sich führen. Da ein Mann etwa 1 Pfund Reis täglich braucht, aber nur 40 Pfund auf den schwierigen Pfaden zu tragen im stande ist, so ergeben diese Zahlen den Tag, an welchem der Reisende zur Umkehr gezwungen ist, wenn er nicht mittels Anlage von Etappenstationen seine Verproviantierung sichern will.

Von der Etappenstation wurde am 6. November 1890 aufgebrochen und während der folgenden Tage der Expedition etwa im ganzen 10 km auf Eingeborenenpfaden marschiert. Sonst mußte sie sich Schritt für Schritt durch das ungeheuer dichte Unterholz durchschlagen. Der Durchschnitt der täglich zurückgelegten Entfernung betrug daher nicht mehr als 5 km. Unter Mühseligkeiten aller Art gelangte die Expedition über den breiten Nebenfluß des Gogol, den Elisabethfluß hinaus, den Gogol aufwärts nach Anlage einer zweiten Etappe. Ein blutiger Kampf mit den Eingeborenen, welche die letztere überfallen hatten, bringt eine längere Verzögerung, so daß erst am 17. November der Weitermarsch erfolgen kann, dem schließlich durch die Erkrankung sowohl des Herrn Dr. Lauterbach wie des Herrn Kärnbach an Fieber beziehungsweise Dysenterie ein Ziel gesteckt wurde. Am 8. Dezember langte die Expedition nach beschwerlichem Rückmarsche an der ersten Etappe an, wo die Boote unversehrt aufgefunden wurden und die Erkrankten sich bald wieder erholten.

Die Resultate der Expedition sind kurz zusammengefaßt folgende:
Der Gogol ist der größte in die Astrolabebai mündende Fluß. Er bildet

den Zugang zu einer gewaltigen südlich und westlich des Stromlaufs gelegenen Ebene, welche Dr. Lauterbach Gogolebene benannt hat.

Die Gogolebene hängt mit der Astrolabeebene durch ein schmales Tal zusammen, welches durch das dicht an den Fluß herantretende Erzengebirge und die nördlich den Fluß begleitenden Höhenzüge gebildet wird. Die Gogolebene ist durchweg mit mächtigem Urwald bestanden. Sie besitzt einen äußerst fruchtbaren, tiefgründigen, lehmigen Boden. In 3—4 m Tiefe liegt blauer Ton. Zwischen Gui (der linksseitige Nebenfluß des oberen Laufes des Gogol) und Elisabethfluß ist der Gogol ohne weiteres für Fahrzeuge mit 1 m Tiefgang schiffbar. Unterhalb des Elisabethflusses müßte das Flußbett, um es schiffbar zu machen, erst von den festsitzenden Treibholzstämmen gereinigt und eine Fahrrinne geschaffen werden.

Die Erfolge dieser Expedition sind um so höher anzuschlagen, als die Vorgänge derselben Pläne zu weiteren Forschungen nach dem Innern erweckten, die sich später zu den wichtigen Namu- und Huongolfunternehmungen verdichteten, und als die angewandte Methode des Vordringens mit Etappen und des Nachholens der Lebensmittel mustergültig für alle späteren, von Erfolgen begleiteten Expeditionen geworden ist.

## Die Ehlersche Durchquerung Neu-Guineas*)

Das Dunkel, das über der unglücklichen Ehlerschen Expedition schwebt, ist nicht ganz gelichtet worden, da kein Europäer von ihr zurückgekehrt ist. Es fanden aber eingehende Vernehmungen der farbigen Expeditionsmannschaften statt, nach welchen man auf den Hergang doch mit annähernder Sicherheit schließen kann. Danach ist der mutmaßliche Verlauf derselben folgender gewesen:

Otto Ehlers war einer jener unerschrockenen Forschungsreisenden, für die es keine Schwierigkeiten gibt, die sie nicht glauben überwinden zu können und die es nicht über sich bringen können, von einem vorgefaßten Plane Abstand zu nehmen oder ihn wesentlich abzuändern. Durch seine Reisen in vielen Teilen der Erde blickte er auf eine große Erfahrung zurück. Allein seine früheren Reisen geschahen unter ganz anderen Verhältnissen, als den für Neu-Guinea maßgebenden und sein Entschluß mit den Mitteln, welche ihm in der kurzen Zeit, die für seinen Aufenthalt in Neu-Guinea in Aussicht genommen war, zur Verfügung gestellt werden konnten, bewies mehr großen Wagemut, als zielbewußtes, sicheres Abwägen. Jedenfalls ist er von allen erfahrenen Personen des Landes — wie von dem Landeshauptmann Rüdiger, dem Generaldirektor Kurt v. Hagen — auf das eindringlichste gewarnt worden, den Durchbruch auf die von ihm geplante Weise zu unternehmen — leider erfolglos.

*) Über die Expedition selbst liegen sichere Nachrichten nur bis zu ihrem Aufbruch von den Ufern des Franziskaflusses vor, von da ab beruhen die Angaben, wie schon erwähnt, nur auf der Vernehmung von Eingeborenen und der einzelnen geretteten farbigen Expeditionsmannschaften. In die Schilderung werden die unheilvollen Folgen, welche die mißglückte Expedition für das Land hatte und auf welche auch der gewaltsame Tod des Landeshauptmanns Kurt v. Hagen zurückzuführen ist, wenn auch nur indirekt mit ihr in Zusammenhang stehend, mitverwoben.

Die Expedition des Herrn Otto Ehlers hatte sich am 11. August 1895 an Bord des Dampfers „Isabel" der Neu-Guinea Compagnie in Friedrich Wilhelmshafen eingeschifft und war nach der Bauernbucht übergeführt worden.

*) Zusammengestellt nach den an die Neu-Guinea-Compagnie gelangten Berichten der Landesverwaltung.

Digitized by Google

Die Ausschiffung an der Mündung des Franziskaflusses geschah am 14. August. Am Vormittag des genannten Tages waren für eine eventuelle Nahrungsreserve in einem zur Verfügung gestellten Hause an der Küste 10 Sack Reis = 600 kg gelagert worden.

Die Expedition, welche nun den Weg ins Innere antreten sollte, bestand aus: Herrn Otto E. Ehlers als Leiter, dem Polizeiunteroffizier von Friedrich Wilhelmshafen Piering als europäischem Begleiter, dem kleinen Diener des Herrn Ehlers, einem etwa 15 Jahre alten Mauritiusmischling, der von seinem Herrn Tschokea gerufen wurde, und 43 schwarzen Trägern, die ihre Heimat in Buka, beziehungsweise Bougainville in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern hatten. An Nahrungsmitteln führte die Expedition mit: 31 Trägerlasten zu 20 kg Reis in geölten Beuteln und dazu eine kleine Proviantausrüstung für die Europäer.

Bei einiger Sparsamkeit, die wohl durch die erwarteten Erträgnisse der Jagd ausgeglichen werden könnte, glaubte Ehlers mit ½ kg Reis für den Mann und Tag auskommen zu können und rechnete demgemäß, daß der mitgenommene Proviant für nahezu 30 Tage reichen müsse.

Weiter glaubte Herr Ehlers annehmen zu dürfen, daß er bei der von ihm beabsichtigten Durchquerung, welche in der Luftlinie ca. 170 km Weg betrug, täglich doch sicherlich 6 km, wenn nicht mehr, in der Luftlinie werde zurücklegen können. Ausgesprochene Bedenken gegen diese Annahme wies Ehlers entschieden zurück und berief sich dabei auf seine Erfahrungen. Außerdem lebte er der sicheren Hoffnung, spätestens mit Erreichen des in den Karten „Heath River" genannten Flusses, nach etwa 110 km Luftlinienweg, genügend Dörfer von Eingeborenen anzutreffen, daß dann also von einem Nahrungsmangel nicht mehr die Rede sein könne. Die Bedenken über die vermutlichen Terrainschwierigkeiten glaubte Ehlers unter diesen Umständen nicht teilen zu sollen, hielt sie auch nicht für so schwierig, wie sie von den Kennern des Landes befürchtet wurden.

Die Bewaffnung bestand aus acht Mauserkarabinern mit der nötigen Munition, zwei Jagdgewehren und der persönlichen Revolverausrüstung der beiden Europäer.

Tauschartikel für den eventuellen Einkauf von Nahrungsmitteln waren in beschränkter Zahl mitgenommen.

Für die persönlichen Bedürfnisse der beiden Europäer dienten ein größeres und ein kleineres Leinenzelt. Von lebenden Tieren begleiteten die Expedition eine etwa ein Jahr alte Hündin, groß und kräftig, sowie eine kleine Ziege. Von der Mitnahme einer größeren Anzahl lebender Ziegen mußte nach fehlgeschlagenem Versuch, der Schwierigkeit des Treibens wegen, Abstand genommen werden. Herr Ehlers hatte keinerlei Instrumente zur geographischen Ortsbestimmung mitgenommen; außer seiner Uhr trug er, mit einem Riemen um die Hüfte geschnallt, in einem Lederfutteral eine etwa 7—8 cm im Durchmesser große Diopterbussole.

Von einer Anzahl der an der Mündung des Franziskaflusses wohnenden Eingeborenen begleitet, brach die Expedition am Mittwoch den 14. August 1895, Nachmittags 2 Uhr, von der Küste auf und begann den Marsch in das Innere. Der Weg ging zuerst das Flußtal aufwärts, bald auf diesem Ufer, bald auf jenem Ufer entlang. Es gab noch einzelne Eingeborenenpfade und das flache Wasser des Flusses machte das häufig notwendige Überschreiten desselben nicht unangenehm oder beschwerlich. So ging es immer allmählich ansteigend vorwärts. Nach 2½ Tagen, am Sonnabend den 17. August, noch vor Tagesanbruch, hatten die begleitenden Eingeborenen sich von der Expedition getrennt und waren nach der Küste zurückgekehrt. Herr Ehlers hatte ihnen keinen Zettel mit irgend einer Notiz zur Besorgung mitgegeben, so daß der Dampfer „Mabel" der Neu-Guinea-Compagnie, welcher am Sonntag den 18. August die Bauernbucht noch einmal angelaufen hatte, nur aus den Erzählungen der eben heimgekehrten Eingeborenen erfahren konnte, daß die Expedition bis dahin einen erwünschten Verlauf genommen hatte.

Im ganzen wurde dem Flußlauf des Franziskaflusses etwa 5 Tage, d. i. bis zum 19. August gefolgt und dann der Weg nach dem Kompaß durch den Busch eingeschlagen. Bald gelang es einen Bachlauf zu erreichen, dessen Richtung so günstig lag, daß sie verfolgt werden konnte.

Gleich nach Verlassen des Franziskaflusses mußten hohe Gebirgsrücken überklettert werden, die noch von See zu sehen sind und deren Höhe wohl auf 1000 m*) geschätzt werden kann. Alle diese Gebirgsrücken waren von starkem Hochwald bestanden, welchen dichtes Unterholz sehr mühsam passierbar machte.

Am 23. August wurde ein großes Eingeborenendorf angetroffen und da die Leute sich sehr freundlich gebärdeten, wurde beschlossen, 3 Tage bei ihnen zu rasten. Tabak und Eisen war den Leuten ganz unbekannt, auch Glasperlen erweckten ihre Begierde und sie verkauften dafür gern alle Nahrungsmittel, besonders auch lebende Schweine und Hunde; die Kokospalme ist gar nicht mehr vorgefunden worden. Für rote und blaue Farbe, die sonst gern an der Küste zum Schmuck der nackten Leiber verwendet wird, hatten sie gar kein Verständnis.

Leider hatte Herr Ehlers auf dem Marsche durch den Busch seine Diopterbussole verloren, für die Richtungsbestimmung war die Expedition jetzt nur noch auf einen kleinen Taschenkompaß

*) Nach den neuesten Berichten der Huongolfexpedition bis zu 2500 m.

Digitized by Google

Übersichtskarte der bedeutendsten Expeditionen in KAISER WILHELMSLAND.

NIEDERLAND NEU-GUINEA
KAISER WILHELMSLAND
BRITISCH NEU-GUINEA
D'Urville I.
Schouten I.
R. della Torre
Kaiserin Augusta
Vulkan I.
Hatzfeld Hfn.
Dampier I.
Victor Emanuel Geb.
Bismarck
Friedrich-Wilhelm-Hfn.
Astrolabe B.
Long I.
Lottin I.
Vitiaz Str.
Rook I.
Maclay-Küste
Neu Pommern
Dampier Str.
Finschhafen
Kratke Geb.
Musgrave Geb.
Albert Victor Geb.
Huon Golf
Papua Golf
Fly R.

des Polizeiunteroffiziers Piering angewiesen. Solange der Weg durch den Busch gegangen war, gab der erste Anfang schon ein wenig verlockendes Bild von den Strapazen, welche die Expedition auf dem weiteren Marsche zu erwarten hatte.

Das große Dorf lag auf dem Rücken eines hohen Berges und die der kalten Luft ungewohnten Träger litten sehr von der oben herrschenden Kälte. Schon auf dem Wege bis zum Dorfe und nun auch im Dorfe selbst hatte die Expedition viel vom Regen und feuchten Nebel zu leiden.

In dem Dorfe starb der erste Mann, ein Neu-Mecklenburger, wie es scheint, an Krämpfen, doch welche Ursache diese hatten, konnte nicht festgestellt werden.

Nach 3 Tagen, also am 26. August, verließ die Expedition das gastliche Dorf, noch die letzten Reste der eingehandelten Nahrungsmittel, so viel wie möglich war, mit sich tragend. Es regnete unaufhörlich und kein Eingeborener des Dorfes hatte seine Begleitung angeboten, doch hatte Ehlers sich eingehend bei ihnen erkundigt, ob er auf einem Wege, dessen Richtung er ihnen mit der Hand gab, noch mehr Dörfer antreffen würde. Die Antwort schien günstig zu lauten, doch hatten die Eingeborenen den Zusatz gemacht, es wäre aber sehr, sehr weit.

Ein benutzbarer Pfad war von jetzt ab nicht mehr vorhanden, prächtiger Hochwald mit riesenhohen Stämmen und dichter Unterbusch bedeckten unabsehbar die Gebirgshöhen wie die Täler.

Zunächst ging es nun von dem Gebirgsrücken abwärts ins Tal, wo ein ziemlich bedeutender Fluß angetroffen wurde, dessen Gewässer nach Osten liefen und der durch Schwimmen passiert werden mußte. Der Weg war sehr beschwerlich, herumgestreute Steine und riesige Felsblöcke versperrten ihn häufig, dazu kam noch fortwährender Regen und feuchter Nebel, so daß der Fortgang des Marsches ein sehr langsamer war; oft war ein Nachtlager auf der Höhe eines Gebirgsrückens und am folgenden Tage konnte nur das Tal erreicht werden, um das nächste Nachtlager dort aufzuschlagen.

Die Träger, schutzlos dem strömenden Regen ausgesetzt, konnten nicht liegen und schlafen, sondern hockten, jeder möglichst an einer geschützten Stelle nieder und versuchten in solcher Stellung wenigstens zu ruhen.

Nach viertägigem Marsche wurde in einem Tale wieder ein nach Osten laufender Fluß durch Schwimmen passiert und nach weiteren 3 Tagen war ein dritter größerer, ebenso fließender Fluß zu überschreiten.

Schon gleich nach Abgang von dem oben erwähnten Dorfe trat die Plage der Blutegel ungemein lästig auf. Die Schwarzen mit ihren nackten Leibern waren ihnen schutzlos überliefert, die tiefen Bißwunden dieser Tiere bluteten nach Abreißen derselben noch sehr lange nach und wurden durch das Durchzwängen der Körper durch den dichten Busch immer wieder aufgerissen. Dazu kam vielfach fast undurchdringliches Dickicht von Rotang, dessen kleine Dornen die Körper der Schwarzen blutig kratzten und den Europäern die Kleidung förmlich vom Leibe rissen.

Der mächtige Hochwald mit seinen riesigen Stämmen und himmelhohen Baumkronen war tief schweigend, kein Vogel ließ seine Stimme hören und der niedere Busch beherbergte kein jagdbares Tier. Nur das feierliche Schweigen umgab sie bei Tag und bei Nacht, höchstens durch den auf die Blätter der Bäume klatschenden Regen in sehr trübseliger Weise unterbrochen.

Unter diesen Beschwerden waren nach Verlassen des gastlichen Dorfes etwa 24 Tage verflossen, da trat das schreckliche Gespenst des Nahrungsmangels an die Expedition heran. Immer waren die Beschwerden des Weges noch dieselben und schienen kein Ende zu nehmen, immer noch strömte der Regen herab, nur zeitweise durch feuchte Nebel unterbrochen. Ehlers sprach seinen Leuten Mut ein und vertröstete sie damit, daß notwendigerweise in wenigen Tagen ein großer Fluß erreicht werden müsse, an dem viele Dörfer lägen, in denen man Essen genügend vorfinden werde. Ehlers lebte sicherlich auch dieser Hoffnung und sie hat ihn augenscheinlich noch wenige Tage vor dem wirklichen Erreichen des erwarteten Flusses, der die Expedition leider auch täuschen sollte, nicht verlassen.

Mittlerweile war der Nahrungsmangel vollständig geworden, der Hunger plagte die Leute sehr und zusammen mit den äußerlichen Leiden zeigte die Expedition bald ein sehr trauriges Bild körperlicher Schwäche und moralischer Niedergeschlagenheit. Auch die Europäer hatten nun noch kaum über Kleider zu verfügen, der Nässe, den Dornen des Busches und den vielen, fast fortwährend zu überkletternden Felsen hatten sie nicht standhalten können. Immer noch türmte sich ein Waldgebirgszug nach dem anderen vor der ermatteten Expedition auf, die kaum mehr den Anstrengungen gewachsen war.

Eine neue sehr böse Plage hatte sich nun allmählich eingestellt, die verbunden mit Hunger, mangelhafter und schließlich schlechter Nahrung das Unglück voll machte. In die durch die Blutegel gebissenen Wunden hatten Insekten*) Eier gelegt, aus denen rötliche kleine Maden ausgebrochen waren. Die Wunden gingen in Eiterung über und aus ihnen floß sehr bald ein übelriechender Eiter heraus, der nicht nur physisch recht lästig war, sondern auch die moralische Kraft ungemein lähmte. So waren die Körper nicht nur der Schwarzen, sondern auch der beiden Weißen bald vollkommen durch diese eiternden Geschwüre bedeckt und die gesamte Expedition litt furchtbar unter dieser schrecklichen Plage.

Die einzige erhältliche Nahrung war Gras oder die Blätter der Bäume, doch konnten die Schwarzen der großen Nässe wegen kein Feuer bekommen und so mußten sie die vegetabilische Nahrung roh genießen.

Nach etwa 5 Tagen der nahrungslosen Zeit wurde eines Morgens entdeckt, daß drei Leute, Neu-Mecklenburger aus Potmilan, desertiert waren unter Mitnahme eines kleinen Stahlkoffers des Herrn Ehlers. In demselben hatte sich an Nahrungsmitteln nur ein wenig Mehl und ein Stückchen Mehlkuchen befunden, sonst waren Teller, Messer und Gabeln sein Inhalt. Jedenfalls sind diese Deserteure im Busch gestorben, da die Möglichkeit

*) Wahrscheinlich Buschlause.

Digitized by Google

sie konnten bewohnte Gegenden erreicht haben, nahezu ausgeschlossen erscheinen muß.

Die Gras- und Blätternahrung hatte auf alle die Wirkung, daß sich ernste Darmleiden neben sonstigen Folgen des Verhungerns entwickelten. Die blutigen Erscheinungen der roten Ruhr (Dysenterie) waren fast überall aufgetreten, einige Schwarze starben auch sehr bald daran, besonders Ehlers schien sehr zu leiden und seine Kräfte nahmen sichtbar ab.

Nach 8 Tagen der nahrungslosen Zeit war die allgemeine Schwäche so groß geworden, daß das Mitschleppen des noch vorhandenen Gepäckes nicht mehr angehen wollte. Nun mußte Ehlers befehlen, als die Expedition wieder einmal auf dem Rücken eines hohen Gebirgszuges übernachtet hatte, daß in die Stammhöhlung eines hohen Baumes das Gepäck hineingelegt und zurückgelassen werden sollte. Es wurden daher die beiden Zelte, Bettgestell, Tauschwaren, wie Äxte, Messer, Perlen, auch Pulver und etwas Dynamit dort gelassen.

Die Waffen mit der nötigen Munition wurden mitgenommen, ebenso alle Papiere und es ist nach allen Auslagen sicher, daß Ehlers in den Baum keinerlei schriftliche Mitteilung mit hineingelegt hat. Der Baum wurde auf Ehlers' Befehl durch Axthiebe gezeichnet, um ihn wieder finden zu können. Aus einer Äußerung, welche die als Zeugen vernommenen Farbigen wiedergaben: „Nach 2 Tagen kommen wir nach großen Dorfern mit viel Essen und wenn wir uns erholt haben, dann holen wir die Sachen 'raus!" tont noch immer die große Hoffnung, seine Expedition gelungen zu sehen.

Mittlerweile waren den großen Leiden im ganzen zehn Schwarze erlegen und der Rest befand sich in beklagenswertem Zustand. Beim Überklettern eines der vielen Felsen stürzte Piering herunter und verletzte sich so an beiden Oberschenkeln, daß ihm das Gehen nur durch Unterstützung gelang. Hierbei wurde auch der Taschenkompaß, welcher bis dahin die Richtung angegeben hatte, zertrümmert.

Endlich, am 11. Tage der nahrungslosen Leidenszeit, also am 30. September, wurde der große Fluß gesehen, welcher seine Gewässer nach Westen beziehungsweise Südwesten führte und auf dessen Erreichen Ehlers seine ganze Hoffnung gesetzt hatte.

In durch hohe Berge eingeengtem Flußbett brausten die Fluten stürmisch dahin und wiesen wohl der Expedition den Weg zu ihrer Rettung, aber leider war kein Dorf weit und breit zu erkennen und Ehlers mag wohl innerlich bitter seine wieder getauschte Hoffnung beklagt haben. Und in welchem Zustande befand sich die Expedition! Ehlers selber litt furchtbar an dem schon erwähnten Darmleiden und seine Kraft war zu Ende; dazu war sein ganzer Körper, den schließlich nur noch ein baumwollenes Unterhemd, ein sogenanntes „singlet" schmückte voll jener übelriechenden eitrigen Wunden, in denen sich zahllose rötliche Maden tummelten, ja bis ins Gehirn hatten sich diese Wunden gezogen. Dem Polizeiunteroffizier Piering ging es nicht viel besser, auch er war mit seiner Kraft nahezu zu Ende und daneben mußte er noch an den Folgen seines Sturzes von dem Felsen leiden. Die überlebenden Schwarzen gaben den Europäern in ihrem körperlichen Zustande nur wenig nach, ein großer Teil war sogar noch viel schlimmer daran. Ehlers' kleiner Diener und vieljähriger treuer Begleiter, Tschoka, starb an Entkräftung im Lager.

Einigen Schwarzen war es gelungen, eine Sagopalme zu entdecken, und das Mark derselben gab endlich eine wenig bessere Nahrung als das früher genossene Gras, wenn es auch im Heißhunger roh gegessen wurde. Jetzt gab auch Ehlers seine Genehmigung zum Schlachten der großen Hündin, die die Expedition bis dahin begleitet hatte, doch er, dem die Trennung von dem treuen Tiere schwer fiel, lehnte ab, das Fleisch derselben zu essen.

Die beiden Europäer und der größte Teil der Schwarzen schliefen vor Erschöpfung fast fortwährend und den kräftigeren unter den letzteren trat die Überzeugung auf, daß Ehlers, den alle nicht genug als ihren guten Herrn preisen konnten, dem Tode entgegensehe und in ganz kurzer Zeit, vielleicht schon in wenigen Stunden, sterben müsse.

Von einer Fortsetzung des Fußmarsches konnte für Ehlers allgemein, für Piering schon wegen seiner Verletzung keine Rede sein. Ehlers empfand dies auch selber und trug Ranga und Opia, zwei noch etwas kräftigeren Leuten auf, ein Floß zu bauen, auf dem er, Piering und die zwei Schwarzen den Fluß abwärts fahren könnten. Allen übrigen Leuten sprach er Mut zu und sagte ihnen, sie sollten nur, nachdem sie ausgeruht hatten, den Fluß stromab entlang gehen, sie kämen dann bald nach Dorfern im englischen Gebiet.

Nach dreitägigem Aufenthalt am Flusse war ein Floß am Morgen des 3. Oktober fertiggestellt und alles wurde zum Aufbruch bereit gemacht. Das Floß war wohl fest gebaut aus Stämmen, die lagenweise rechtwinklig über einander gelegt und mit Rotang festgebunden waren, aber es hatte den großen Fehler, daß das Holz für ein tragbares Floß zu schwer war. So kam es, daß das Floß schon nach kurzer Fahrt unter Wasser schwamm und natürlich für einen bedeutenden Tiefgang hatte. Mit 5 Personen an Bord, den beiden Europäern, Ehlers, Piering und den beiden

Schwarzen Ranga und Opia, sank es noch etwas tiefer. Mit Mühe gelang es, für die Europäer in der Mitte des Floßes eine Erhöhung zu bauen, auf diese wurde die Geldkassette, ein Stahlkoffer mit allen Papieren, Gewehre, Patronen und einzelne Kleinigkeiten geladen und dann wurden durch Stäbe zwei Armsessel konstruiert.

Ranga, dem schon in Friedrich Wilhelmshafen seitens Pierings, der ihn seit 5 Jahren kannte, stets großes Vertrauen entgegengebracht worden war, hatte auch auf der Expedition durch seine Eigenschaften das Vertrauen des Herrn Ehlers sich erworben und wurde deshalb immer in besonderer Weise bevorzugt und mit einer Art Aufseherposten betraut.

Am 3. Oktober, Vormittags, waren die überlebenden Schwarzen aufgebrochen zu neuem Marsch stromab und gegen Mittag sollte die Abfahrt des Floßes stattfinden. Trotz des erhöhten Sitzes spülte das Wasser den beiden Europäern bis über die Kniee, da das Floß aber im ziemlich reißenden Strom nur trieb, war ein Abwaschen nicht zu fürchten. Opia stand vorne, Ranga hinten auf dem Floß, von Steuern war wenig die Rede. Bis zu diesem Punkte stimmen die Aussagen fast aller Zeugen überein.

Über die Beweggründe zu der nun folgenden Tat können nur Mutmaßungen ausgesprochen werden. Am wahrscheinlichsten scheint die Annahme zu sein, daß Ranga und Opia — zwei Bukaleute — zu der Überzeugung gelangten, die beiden Europäer seien in einem Zustande, der den Transport auf dem Floß nicht mehr gestatte, daß sie also ans Land gebracht und von ihnen an Land weiter geschleppt werden müßten und daß hierzu ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen würden. Rettung für sie wäre also nur ohne die beiden Weißen, denen sie bisher mit Treue und Aufopferung gedient, möglich. Vom Gedanken zur Tat ist bei den energischen und wilden Bukaleuten, denen jede Innerlichkeit abgeht, nur ein Schritt. Von der plötzlichen Eingebung gepackt haben sie ihre Gewehre erhoben und Ranga Herrn Ehlers und Opia Herrn Piering meuchlings erschossen. Auch der einzige Augenzeuge, der Neu-Mecklenburger Maris, der vom Ufer aus die Tat gesehen, wurde aus dem Wege geschafft.

Das Floß geht weiter. Nach mancherlei Irrungen trifft man mit dem vorausgegangenen Trupp wieder zusammen und nun bereits zeigt sich der Fluch der bösen Tat, der weiteres Unheil anrichten muß. Die in ihren Gefühlen anders gearteten Neu-Mecklenburger ahnen das Verbrechen, das ihnen zur Gewißheit wird, als Ranga und Opia ihren Landsleuten gegenüber nicht schweigen können und wohl den Stolz, die weißen Männer überwunden zu haben, hervorkehren. Eine tiefe Gärung zwischen den Bukaleuten und den Neu-Mecklenburgern tritt ein, die nach dem Naturell der gewaltsamen Führer Ranga und Opia in offenen Streit ausarten muß, und in dem diese Bukaleute, verstärkt durch Zupit, drei Neu-Mecklenburger, den Baris, Rangin und Lupis, durch wohlgezielte Schüsse niederstrecken. Die Bukaleute und ihr Anhang versichern sich der Gewehre und bringen dadurch die Gewalt über die Expedition an sich, deren übrige Mitglieder ihren Groll, der Not gehorchend, niederhalten und sich derselben, soweit sie nicht sich in den Busch zu flüchten getrauen, angliedern müssen. Damit endet der erste Akt des Dramas.

Man bricht abermals zum Marsche nach der Küste, dem Lauf des Flusses folgend, auf.

Nach 9 Tagen Marsch waren schon 11 der Überlebenden gestorben, 2 hatten sich augenscheinlich verirrt, so blieben nur noch 19 übrig, die bei einem größeren Bestand von Sagopalmen beschlossen, aus dem leichten Holz derselben sich Kanus zu bauen und die Weiterreise zu Wasser zu machen.

Während einer dreitägigen Ruhe wurden die leichten Kanus fertiggestellt und dann ging es leicht stromab. Nachts wurde am Ufer angelegt und geschlafen und des Tags über wurde gefahren. Die Nahrung war lediglich das Mark der Sagopalme. Am 6. Tage, also am 21. Oktober, sahen die Überlebenden Kokosnußpalmen am Lande und froh des langersehnten Anblicks eilten sie an Land, um sich die beliebte Nahrung zu holen. Bald erschien aber ein Boot mit bewaffneten Eingeborenen, die sofort mit Bogen und Pfeil drohten.

Die Besonnenheit der Führer, obgleich sie über sechs Mauserkarabiner und genügend Patronen verfügten, verbunden mit ihrem traurigen körperlichen

Digitized by Google

Zustand, der den Angreifenden durch bezeichnende Gebärden bald erkennbar gemacht wurde, ließen es nicht zum Kampf kommen. Die Eingeborenen hatten bald verstanden, daß sie es mit halbverhungerten Leuten zu tun hatten, die ihre Unterstützung anriefen; sie waren freundlich und gaben ihnen freiwillig genügend Kokosnüsse. Die Reisenden wurden nun in das Dorf geführt, eins der vielen Mowiawidörfer jener Gegend, gut behandelt und bewirtet. Nach einer Nachtruhe, die endlich unter Dach geschehen konnte, wurden am nächsten Tage die Kanus bestiegen und innerhalb 3 Tagen war Motu-Motu an der Mündung des Flusses erreicht.

Der Lehrer der Londoner Missionsgesellschaft Peter und der Häuptling „Lahari" von Motu-Motu nahmen sich mit großer Sorge der Überlebenden an. Als dem Häuptling Lahari erzählt wurde, daß zwei sich verirrt hatten und daß sie noch im Innern steckten, ging dieser Mann mit Begleitung ins Innere und es gelang ihm wirklich, die beiden, Barono und Kipitu, die etwa 10 Tage lang mit einem kleinen Buschstamme gelebt hatten und dort gut behandelt worden waren, zu finden und am 4. November nach Motu-Motu zu bringen. Die Überlebenden der unglücklichen Expedition haben also wirklich das Ziel, welches sich Herr Ehlers gesteckt hatte, erreicht, sie sind an der Mündung des in älteren Karten „Heath River" genannten Flusses Vakemunu an die See, den Golf von Papua, gekommen. Nur die beklagenswerte Unterschätzung der Schwierigkeiten des Weges und damit eng verbunden die Mitnahme zu geringer Lebensmittelvorräte haben die geplante Durchquerung verunglücken lassen. Mit genügender Nahrung versehen, wären die übrigen Leiden zu ertragen gewesen, nur der Nahrungsmangel hat mit der Abnahme des physischen Widerstandes auch die moralische Kraft gebrochen und eine Fahrigkeit nach sich gezogen, die für die meisten und besonders Herrn Ehlers und Pierting verhängnisvoll geworden ist.

Mittlerweile war das Gerücht von der Ankunft fremder mit Feuerwaffen versehener, von Hunger und Krankheit geplagter Schwarzen sowohl nach Port Moresby, dem Sitz des Gouvernements von Britisch-Neu-Guinea, als auch zu dem Magistratsbeamten für den Mekeodistrikt gelangt. Von Port Moresby wurde ein Segelkutter nach Motu-Motu dirigiert und Kleider sowie allerlei Dinge für die erste Hilfeleistung bei elend Kranken mitgegeben, während Mr. Rowald, der Beamte des „Mekeo"-Distriktes, sich selber auf den Weg dahin machte.

Die Nachrichten waren nur allmählich über Land zu den angedeuteten Stellen gekommen, da ein schwerer Südostpassat den Seeverkehr mit Kanus ganz gestört hatte. Mr. Rowald war am 4. November nach Motu-Motu gekommen und fand, daß die 22 Überlebenden*) mit Ausnahme weniger sich schon während der 10 Tage des Aufenthalts in Motu-Motu außerordentlich erholt hatten, dank der Fürsorge, welche sowohl der Lehrer der Londoner Missionsgesellschaft, Peter, als auch der Häuptling Lahari von Motu-Motu den Unglücklichen zu teil hatten werden lassen.

Mittlerweile wurde versucht, mit den Überlebenden nach Port Moresby zu gehen, der kräftigere Teil ging zu Fuß am Lande, während einige noch sehr Elende ein offenes Boot benutzen konnten.

Am 7. November wurde die von Port Moresby ausgesandte Ketsch angetroffen und nun mit dieser, leider durch sehr heftigen Wind und schwere See sehr aufgehalten, nach Port Moresby in See gegangen. Am 8. November gegen Mitternacht starb noch einer der Überlebenden, ein Neu Mecklenburger, an Entkräftung und Dysenterie und wurde auf der Nordseite der Port Moresby Inseln begraben.

Sonntag den 10. November Nachmittags lief die Ketsch „Lokohu" in Port Moresby ein, wo von seiten des Gouvernements zuerst in liebenswürdiger Weise alles getan wurde, was nur irgend das körperliche Befinden der noch immer recht schwachen Leute fordern konnte, dann aber hielt es der Gouvernementssekretär Mr. Musgrave, in richtiger Würdigung der Tatsache daß die Erinnerung jetzt wohl noch lebhaft sei, aber naturgemäß sich abschwächen würde, für richtig, sofort in unmißverständlicher Weise die einzelnen Überlebenden nach ihren Erlebnissen und dem Tode der beiden Weißen zu vernehmen und deren Erzählung protokollarisch festzulegen. Von diesem Protokoll erhielt die Verwaltung der Neu Guinea Compagnie Kenntnis.

*) Zuzüglich der drei nachträglich Geretteten.

Die englische Verwaltung ließ nach kurzer Rast in Port Moresby die Geretteten auf dem Regierungsdampfer nach Stephansort bringen, wo alsdann der zweite Akt des Dramas sich abspielte.

Hatten auch die Neu-Mecklenburger während der letzten Zeit völlig im Banne der beiden gewalttätigen Bukaleute Ranga und Opia gestanden, so begann sich dieser unter den altgewohnten Verhältnissen in Stephansort nach und nach zu lösen und bald war das Gerücht unter den Farbigen im Umlauf, daß Herr Ehlers wie auch Herr Piering keines natürlichen Todes gestorben, sondern getötet worden seien. Die Gerüchte nahmen bestimmtere Gestalt an und veranlaßten das Eingreifen der Gerichte. Die überlebenden Teilnehmer an der Expedition wurden mehrfachen Verhören und Kreuzverhören ausgesetzt, die Mörder Ranga und Opia verwickelten sich in Widersprüche und schließlich gaben die Neu-Mecklenburger ihrem Verdachte auch vor Gericht Ausdruck, so daß an der Schuld der beiden Bukas nicht mehr zu zweifeln war. Ranga und Opia wurden in Untersuchungshaft genommen, es gelang ihnen jedoch aus dem Gefängnis, wiederum durch einen Gewaltstreich, zu entspringen; sie hielten sich nach ihrer Flucht bei den Eingeborenen auf, die sie, teils aus Furcht vor ihrer Gewalttätigkeit, teils durch die Hoffnung auf kriegerische Erfolge gegen die Weißen, auf ihre Seite brachten. Durch einen Überfall einer Fischerniederlassung in Maraga verschafften sie sich einen Karabiner mit acht Patronen. Man mußte nunmehr gewärtigen, daß sie in Verbindung mit den Tamuls entweder Friedrich Wilhelmshafen oder Erima irgendwie anzugreifen versuchen würden. Unter den Arbeitern herrschte geradezu eine Panik. Niemand wollte des Abends mehr aus dem Hause gehen. Beängstigende Erzählungen verbreiteten sich unter den Leuten. Ein genauer Wachtdienst Tag und Nacht wurde nötig. Man mußte mit allen Mitteln versuchen, der Bukas habhaft zu werden. Durch Erkundigungen bei den Eingeborenen gelang es zu ermitteln, daß sie in den Dörfern Mala und Gorib landeinwärts von den Jombainseln sich aufhielten und sich mit den Bewohnern durch Heirat verbunden hatten. Der Versuch, die Auslieferung gegen Versprechung eines Kopfpreises zu erlangen, scheiterte. Der Landeshauptmann Herr v. Hagen beschloß die Aufhebung der Buka ins Werk zu setzen, umsomehr als aus Friedrich Wilhelmshafen die Nachricht eintraf, daß sie stets in der Nähe der Station herumstreiften und so offenbar nur auf günstige Gelegenheit zu weiteren Gewalttaten mit ihren Leuten warteten.

Am 13. August fuhren etwa 30 Mann (Malaien und Melanesier) unter Herrn v. Hagen, ferner die Compagniebeamten Bolumnski und Blum, der Polizeiunteroffizier Störmer und der kaiserliche Richter Dr Hahl zunächst nach Maraga. Bei den Eingeborenen dort fanden sich keine Spuren der Anwesenheit der Buka. Auf der Insel Jabob nächtigte der Zug, um am 14. Morgens nach dem Festlande überzusetzen. Auf dem Marsche ließ man bei der Ankunft im Dorfe Mala die Eingeborenen ruhig abziehen. Bei einer Durchsuchung fanden sich keine Spuren der Buka. Auf dem Weitermarsche nach Klein-Gorib wurde ein Eingeborener überrascht, welcher offenbar Vorposten gestanden hatte. Man nahm ihn als Geisel mit. Nicht weit von dieser Stelle, am Fuße des Hügels, auf welchem Klein-Gorib liegt, fiel plötzlich ein Schuß. Herr v. Hagen war getroffen. Die vorgenommene Untersuchung ergab mit Sicherheit, daß der Schuß ein tödlicher war. Sofortige Waschungen mit Wasser blieben ohne jede Einwirkung. Herr v. Hagen kam nicht mehr zum Bewußtsein, er hatte auch nicht mehr vermocht, irgend ein Wort zu sprechen. Wie die örtliche Untersuchung ergab, hatte Ranga hinter einem Baum auf der Höhe gelegen, die Spitze an sich vorüberziehen lassen, aus einer Entfernung von etwa 20 m Feuer gegeben und durch sofortige Flucht in den Busch sich gerettet. An einer Baumwurzel war deutlich die Stelle erkennbar, an der das Gewehr aufgelegt worden war. Zwei Mann der Spitze gaben an, Ranga einen Moment gesehen zu haben. An der Person des Täters kann übrigens ein Zweifel nicht bestehen, da Ranga dem Opia an Tatkraft und Rücksichtslosigkeit weit überlegen war.

Das Vorgehen wurde abgebrochen, um die Leiche so rasch als möglich zur Küste zu bringen

Abends 7 Uhr traf die Expedition wieder in Stephansort ein, geschleppt von der Dampfpinasse S. M. S. Falke, welches deutsche Kriegsschiff inzwischen eingelaufen war.

Am Morgen des 15. August wurde Herr v. Hagen in Stephansort mit militärischen Ehren unter Beteiligung der Offiziere und Mannschaften S. M. S. Falke beerdigt.

Nach dem Tode des Landeshauptmanns, Herrn Kurt v. Hagen, wurden die Bemühungen, der Mörder habhaft zu werden, aufs energischste fortgesetzt. Nachdem man die Überzeugung gewonnen, daß man diese gewandten, in den Ränken und Kniffen des Buschkrieges allen anderen Farbigen weit überlegenen, schußsicheren, vor nichts zurückschreckenden Bukaleute durch direkte Verfolgung nicht einfangen könne, wurden einerseits hohe Belohnungen auf die Ergreifung der Mörder ausgesetzt, anderseits aber gegen die Eingeborenen, auf welche sie sich stützten, unter Androhung von Gewaltmaßregeln vorgegangen. Anscheinend ging auch den Flüchtlingen die Munition für den Karabiner aus — wodurch in gleicher Weise ihr Ansehen unter den Eingeborenen schwand und der Nimbus ihrer Unbesieglichkeit verblich. Unstet zogen sie von Ort zu Ort, bis schließlich ihr Schicksal besiegelt war. Aufgestachelt durch die Aussicht auf Erlangung des hohen Fangpreises und in der Absicht, sich wieder die Gunst der doch allmächtigen Weißen zu erringen, stellten die Eingeborenen den Vogelfreien nach, die, gehetzt von Ort zu Ort, schließlich ihrem Schicksal nicht mehr entgehen konnten. Ein Trupp der Gaibleute lauerte ihnen auf und als sie den Gogol schwimmend passierten und das jenseitige Hochufer erkletterten, wurden sie von der Höhe herab mit Wurfgeschossen überschüttet und aus dem Hinterhalt von allen Seiten angefallen. Ihrer Natur bis in den Tod getreu verteidigten sich Ranga und Opia aufs äußerste und erst nach der heftigsten Gegenwehr und nachdem ihnen zahllose Wunden geschlagen, erlagen beide der Übermacht.

Im Triumph wurden nach Landessitte die Köpfe der Erschlagenen nach Stephansort gebracht, um sichtbar zu machen, daß der „Schrecken" von Kaiser Wilhelmsland nicht mehr umhergehe und daß die blutigen Untaten der Bukaleute ebenso blutige Sühne gefunden.

## Die Ramuexpeditionen I und II

Die Ramuexpeditionen, die als die wichtigsten Expeditionen für die Erschließung des Innern von Kaiser Wilhelmsland anzusehen sind, begannen im April 1896 und sind zur Zeit noch im Gange.

Der besseren Übersichtlichkeit halber werden sie, obgleich zu verschiedenen Zeiten unternommen, hintereinander zur Darstellung gebracht.

Von der Wichtigkeit, dem ersten von Dr. Lauterbach im Jahre 1896 unternommenen Vorstoß nach dem Innern weitere folgen zu lassen und auch von deren Durchführbarkeit war man in den Interessentenkreisen völlig überzeugt, insbesondere da im Laufe der Jahre die Küstenstriche und die Meeresverhältnisse mehr oder weniger an allen Teilen des Landes befahren und untersucht worden waren. Es lag daher, daß jetzt etwas für das Landesinnere geschehen müsse, sozusagen in der Luft

Ein früherer Beamter der Compagnie, Herr G. Tappenbeck, brachte den Stein ins Rollen. Er wußte, außer der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und der Neu-Guinea-Compagnie, auch die Deutsche Kolonialgesellschaft und die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin auf der Höhe zu interessieren. Unter Führung des [illegible]

Das übersetzende Fährboot [illegible]

aktive Beteiligung an dem geplanten Unternehmen angeboten hatte, konnte dasselbe als gesichert gelten.

Als Teilnehmer der Expedition waren schließlich die Herren Dr. Lauterbach als Leiter, Dr. Kersting als Arzt und E. Tappenbeck für die Führung der allgemeinen Expeditionsgeschäfte erwählt worden. Die Kosten der Expedition wurden durch das Auswärtige Amt, die Neu-Guinea-Compagnie, die Gesellschaft für Erdkunde, die Deutsche Kolonialgesellschaft und den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann aufgebracht.

Die Neu-Guinea-Compagnie sagte außerdem ihre Unterstützung bezüglich Gestellung von Expeditionsmannschaften, Sicherung von Zufuhren, Hilfe bei der Organisation ꝛc. zu. In ihrem Auftrage nahm sich Herr Kurt v. Hagen in Stephansort, von wo der Ausgang genommen wurde, des Unternehmens auf das tatkräftigste an.

Nach Eintreffen im Schutzgebiet beschloß Dr. Lauterbach zunächst eine Untersuchung des Stephansort naheliegenden Ortzengebirges vorzunehmen, die zugleich zur Einübung der Expeditionsmannschaften für den größeren Vorstoß nach dem Inneren dienen sollte. Dieselbe fand in der Zeit vom 12.—18. Mai 1896 statt. Der höchste Gipfel des Ortzengebirges, Tayomana (1100 m hoch) wurde nach Überwindung großer Terrainschwierigkeiten von Dr. Kersting erstiegen.

Am 30. Mai 1896 trat die Expedition, nachdem inzwischen ihre Organisation vollendet war, in der Stärke von drei Europäern, vier Malaien, 40 Melanesen und Jabims, denen vier Pferde, welche je drei Lasten trugen, und 40 Schlachtziegen beigegeben waren, den Marsch ins Innere an. Der in Übereinstimmung mit dem Komitee aufgestellte Plan des Unternehmens ging im wesentlichen dahin, daß die Expedition versuchen sollte, von einem Punkt an der Küste der Astrolabebai in das Innere bis zum Bismarckgebirge vorzudringen, um dann entweder auf demselben Weg zur Küste zurückzukehren oder mit Hilfe des Markhamflusses nach Süden zu zum Huongolf durchzudringen. Das Betreten englischen oder holländischen Gebiets sollte vermieden werden.

Mit Hilfe von eingeborenen Führern wurde am ersten Tag der Elisabeth- oder Rurufluß erreicht und am zweiten Tag die Stelle passiert, wo der Fluß in einem Felsentor das Ortzengebirge durchbricht. Hinter dieser Klamm durchschritt die Expedition ein durch mäßig hohe Berg- und Hügelketten durchzogenes Land, dessen Erhebungen nach Norden scheinbar abnehmen. Es ist ziemlich dicht bevölkert. Immer dem Ruru nachgehend wurde am 6. Juni wieder eine Klamm erreicht, in welcher riesige Felsblöcke dem weiteren Vordringen mit Pferden eine fast unüberwindliche Schranke zu ziehen schienen, die nur mit großer Anstrengung überwunden werden konnte. Etwa 80 km landeinwärts (40 km Luftlinie) wird ein Lager, in welchem Dr. Lauterbach zurückbleibt, angelegt: Tappenbeck und Dr. Kersting gehen mit 20 Mann nach Stephansort zurück, um mit Hilfe weiterer von der Neu-Guinea-Compagnie beschaffter Träger Proviant nachzuschieben.

In dieser Zeit besteigt Dr. Lauterbach den Sfigaun, die höchste Spitze des Sfigaunberglandes, um Ausblicke auf die zu erforschende Gegend zu gewinnen. Nach Westen war am Horizont eine Riesenbergkette sichtbar, vor derselben etwa zehn Parallelketten, die näheren 100—200 m, die weiteren 1000—2000 m hoch, alle dicht bewaldet. Nach Norden tauchte am Horizont ebenfalls ein mächtiges Gebirge, wohl ca. 3000 m hoch, auf. Nach Westsüdwest war ein gewaltiger, wohl 4000—5000 m hoher Gebirgszug sichtbar, dessen Fuß etwa 10 km entfernt lag. Am 13. Juni verlegt Dr. Lauterbach das Lager nach dem 600 m hoch gelegenen Dorfe Sfigaun Wodja, dessen Bewohner reichlich Lebensmittel liefern. Bei Durchforschung der Umgebung entdeckt Dr. Lauterbach einen nach Südwesten fließenden Fluß, dem er den Namen „Schumannfluß" gibt. Am 19. Juni kommt der andere Teil der Expedition mit 38 Lasten zurück. Am nächsten Tag wird der neu entdeckte Fluß 12 km abwärts verfolgt und an geeigneter Stelle ein Lager angelegt. Dr. Lauterbach kehrt von hier aus in 4 Tagen mit den Trägern nach der Küste zurück, um den letzten Proviant nachzuholen.

Am 2. Juli war die gesamte Expedition mit einem Mundvorrat auf zwei Monate vereinigt und marschiert dem Laufe des Schumannflusses folgend noch etwa 25 km weiter nach Westen, wo der letztere verlassen wird.

Auf Eingeborenenpfaden geht es nach Südwesten zuerst durch Hochwald, dann durch Sagosümpfe weiter. Am 10. Juli wird ein etwa 100 m breiter, anscheinend äußerst wasserreicher Strom gesichtet. Zunächst glaubt man auf dem

Digitized by Google

Oberlauf des Markhamfluſſes geſtoßen zu ſein; beim Näherkommen wird entdeckt, daß der Strom nicht ſüdlich oder ſüdöſtlich, ſondern gerade entgegengeſetzt nach Nordweſten fließt. Am Fuße des Bismarckgebirges wird am rechten Ufer des Stromes — des Ramu — ein Lager errichtet, in welches der vom letzten Lager nachgeholte Proviant gebracht wird. Dr. Lauterbach war vor die Entſcheidung geſtellt, ob er programmgemäß längs den Ausläufern des Bismarckgebirges nach Süden abſchwenken oder ſeine neue Entdeckung nach Nordweſten weiter verfolgen wolle. Da der Ramu ihm als ein ſchiffbarer großer Strom erſchien, der als Waſſerſtraße von höchſter Wichtigkeit werden konnte, entſchließt er ſich für letzteres. Am 3. Auguſt ſchifft er ſich mit der Expedition auf 15 während des Proviantnachholens ſelbſt gebauten Kanus ein, um talab zu fahren. Der Ramu fließt von dem Standlager ab zunächſt 200 km in nordweſtlicher Richtung, um dann nach Norden umzubiegen. An ſeinem linken Ufer tritt das Bismarckgebirge mit 1000 bis 2000 m hohen Ausläufern ſtellenweiſe dicht an den Strom heran, der von dieſer Seite auch eine große Zahl waſſerreicher Nebenflüſſe empfängt. Nach Nordoſten und Norden liegt in ungeheurer Ausdehnung ebenes Land. Im Anfang der Fahrt werden nur wenig dicht bevölkerte Strecken paſſiert, weiterhin verdichtet ſich die Bevölkerung. Am 10. Auguſt wird ein Angriff der Eingeborenen blutig abgewehrt, wenige Tage ſpäter werden freundliche, ſehr zahlreiche Völkerſchaften erreicht. Große Beſtände von Kokospalmen ſäumen in dieſer Gegend die Ufer des Ramu ein. Am 14. Auguſt wird die Expedition abermals von Eingeborenen erfolglos angegriffen. Der Fluß zeigt an dieſer Stelle 200–300 m Breite und einen recht gewundenen Lauf. Am 15. Auguſt muß mit Rückſicht auf den zuſammengeſchmolzenen Vorrat von Proviant und auf die in den Standlagern zur Bewahrung des Proviants zurückgelaſſenen Leute die Weiterfahrt und damit die Feſtſtellung der Mündung des Fluſſes aufgegeben und die Rückfahrt angetreten werden, die wegen des vielen Treibholzes mit viel Beſchwerniſſen verknüpft war.

Heckraddampfer „Herzogin Eliſabeth“ auf dem Ramu-(Ottilien-)Fluß.

Am 3. September langte man wieder im letztverlaſſenen Standlager an. Vom 4.–6. September beſtiegen von demſelben aus Dr. Lauterbach und Dr. Kerſting einen der Vorberge des Bismarckgebirges, ca. 1000 m hoch, von welchem ſich eine umfaſſende Rundſicht nach Süden, Weſten und Norden darbot. Der Ramu war noch ca. 100 km nach Südoſten flußaufwärts in gleicher Breite ſichtbar, ein Beweis, daß ſeine Quellen nicht ſehr weit vom Huongolf liegen können, und daß daher das Gebiet des Markhamfluſſes nach Oſten eine Einſchränkung zu erfahren ſcheint.

Am 8. September trat die Expedition den Rückmarſch an und erreichte

schon am 16. September 1896 wohlbehalten Stephansort. Die Mitglieder der Expedition, sowohl die europäischen wie die farbigen, hatten sich während der ganzen Dauer der Reise einer verhältnismäßig guten Gesundheit zu erfreuen gehabt. Nur ein melanesischer Träger starb an Malaria, ein Jabim wurde durch Unvorsichtigkeit eines Stammesgenossen erschossen.

Die Ergebnisse der Expedition sind nach allen Richtungen hin höchst erfreuliche gewesen.

Ihre Aufklärungen umfassen den mittleren Teil Kaiser Wilhelmslands im Norden von den südlich des Kaiserin Augustaflusses streichenden Bergzügen etwa 4° 30′ südlicher Breite beginnend bis zu der Kette des Krätkegebirges unter ca. 6° 30′ südlicher Breite im Süden, im Westen von dem Massiv des Bismarckgebirges und seiner nordwestlichen Fortsetzung, dem Hagengebirge unter etwa 144° 20′ östlicher Länge von Greenwich bis an die Astrolabebai unter ca. 146° 20′ östlicher Länge von Greenwich im Osten, also folgende Land- und Flußgebiete:

Die Astrolabeebene und die Gogolebene, das Tajomanagebirge mit dem Gori- und Minjimfluß, den Nurufluß, das Sfigaumbergland, das Flußsystem des Ramu bis zum Unterlauf, die große Alluvialebene östlich des Ramu, das Bismarck- und Hagengebirge.

Herr Dr. Lauterbach äußert sich selbst über die Ergebnisse seiner Expedition in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Band XXXIII 1898 Nr. 3 wie folgt:

„Fassen wir die Ergebnisse der Expedition kurz zusammen, so ergibt sich für Kaiser Wilhelmsland folgendes Bild. Ein mächtiges, reichgegliedertes Kettengebirge durchzieht Neu-Guinea von Nordwesten nach Südosten, im wesentlichen aus alten, kristallinischen Gesteinen bestehend und bis zu Höhen von 4000 m ansteigend. Am Nordabhang dieses Gebirges sind Ebenen von bedeutenderer Ausdehnung vorhanden, vom Kaiserin Augusta- und Ramufluß durchströmt und teilweise aufgebaut, welche bei etwa 4° südlicher Breite an das Meer stoßen. Nördlich und südlich dieser Flußmündungen streichen der Küste parallele Küstengebirge von geringer Erhebung, teilweise rezente Korallenkalke. Südlich der Astrolabebai erhebt sich das gewaltige Finisterregebirge bis 3500 m, ebenfalls der Küste folgend. Zwischen Finisterre- und Bismarckgebirge schiebt sich das Tal des Ramu ein. Die Flußtäler des Innern sowie die Gebirge mittlerer Erhebung sind dünn bevölkert, dagegen wohnt am Unterlaufe der Flüsse, besonders des Ramu, eine äußerst zahlreiche Bevölkerung. Überall wird Ackerbau betrieben. Keine bedeutenden Hindernisse im untersten Teil des Flußlaufes vorausgesetzt (die zweite Ramuexpedition hat ergeben, daß auch dieser Teil gut schiffbar ist) bildet der Ramu eine gute Wasserstraße für ausgedehnte Flächen des besten Ebenenkulturlandes und einen bequemen Zugang zu dem Fuß der zentralen Gebirgsketten."

Zu den Ergebnissen sind noch folgende Punkte hinzuzufügen:

Die zurückgelegte Route, welche mit allen begangenen Wegen etwa 1700 km ausmacht, ist durch sorgfältige Routenaufnahmen festgelegt worden. Zahlreiche astronomische Beobachtungen, Höhenmessungen und Siedepunktbestimmungen haben die Herstellung einer guten Karte dieses bisher unbekannten Gebietes gestattet.

Auf zoologischem, botanischem und ethnographischem Gebiet ist die Ausbeute sehr fruchtbar gewesen.

Ende 1896 kamen über Australien Nachrichten von Goldfunden in Britisch-Neu-Guinea, nach denen nicht daran zu zweifeln war, daß in der Tat in dieser Beziehung wichtige Begebnisse sich ereignet hatten. Daß diese Funde in den an das Bismarckgebirge anschließenden Gebirgsketten, die gleiche oder ähnliche Formationen aufweisen wie dieses selbst, dicht an der deutsch-englischen Grenze oder, wie behauptet wird, auf deutschem Gebiete selbst, gemacht worden sind, mußte den Dr. Lauterbachschen Entdeckungen noch besondere Wichtigkeit verleihen. In Fortsetzung des von ihm begonnenen Werks war zunächst festzustellen, wo der Ramu in das Meer einmündet oder ob er etwa ein Nebenfluß des Augustaflusses sei.

Die Neu-Guinea-Compagnie entschloß sich zur Entsendung einer zweiten Expedition, der die Aufgabe gestellt war, zuerst zu untersuchen, ob die Ramumündung etwa identisch mit der Mündung des Ottilienflusses, wie sowohl von den Mitgliedern der ersten Expedition als auch von der Direktion der

Neu-Guinea-Compagnie angenommen wurde, oder ein Nebenfluß des Auguſtafluſſes ſei.

Letztere rüſtete die Expedition ſpeziell für die Flußfahrt aus. Bei dem Bremer Vulkan wurde ein Flußdampfer von 18,2 m Länge, einem Tiefgang von nur 40 cm, der des Transportes über See wegen in einzelne Teile zerlegbar und ſpeziell für Expeditionszwecke eingerichtet war, erbaut. Getrieben wurde derſelbe durch ein am Heck des Schiffes angebrachtes Schaufelrad (Heckraddampfer). Sämtliche Einrichtungs- und Ausrüſtungsgegenſtände, den Keſſel und das in Kompartimente zerlegte Schiff nahm der gleichfalls bei derſelben Werft nach Tropenart erbaute neue Hochſeedampfer der Neu-Guinea-Compagnie „Johann Albrecht“ als Ladung und trat damit Ende September 1897 die Ausreiſe nach Neu-Guinea an. Die zweite Ramuexpedition, deren Führung dem Compagniebeamten C. Tappenbeck übertragen wurde, wurde von letzterem in Friedrich-Wilhelmshafen organiſiert. Als Mitglieder waren ihm beigegeben: die Compagniebeamten Hans Koday und Hans Blum, zwei ehemalige preußiſche Offiziere, und die auſtraliſchen Goldſucher Hans Klink, von Beruf Architekt, und Robert Philipp.

Eingeborene aus der Gegend von Ramumünde.
Bemerkenswert ſind: Die Schnürung durch das Lendentuch und der Kopfwulſt, ein Zeichen der Trauer.

Die Organiſation der Expedition und die Zuſammenſetzung des Flußdampfers beanſpruchten in Friedrich-Wilhelmshafen die Zeit vom Januar bis zum 3. April 1898. An letzterem Tage ging der Heckraddampfer „Herzogin Eliſabeth“ in See, um längs der Küſte von Friedrich-Wilhelmshafen nach der Mündung des Ottilienfluſſes zu dampfen. Widrige Winde und hoher Seegang veranlaßten Herrn Tappenbeck jedoch bald, mit dem kleinen Fahrzeug in einem Hafen der Küſte Schutz zu ſuchen, wodurch ſich, da man die Weiterfahrt lange Zeit nicht wagte, ſeine Ankunft am Beſtimmungsort monatelang verzögerte. Der Dampfer „Johann Albrecht“ hatte, um für alle Fälle bei der Hand zu ſein, die „Eliſabeth“ begleitet. Er ſetzte am 12. April von dem Nothafen (Adalberthafen) die Fahrt allein fort, mit einem Teil der Expedition an Bord, und traf am 13. April vor der Mündung des Ottilienfluſſes ein, deſſen gefährliche Barre er mit 4 m Waſſer dicht an der Brandung des weſtlichen Riffes paſſierte.

Die Strömung war ſehr ſtark; in der Stromrinne wurde eine durchſchnittliche Waſſertiefe von ca. 8 m Tiefe gemeſſen. Nach dieſen Unterſuchungen entſchloſſen ſich ſowohl Herr Tappenbeck als auch der Führer des „Johann Albrecht“, die Fahrt talaufwärts zu wagen und möglichſt weit, eventuell bis

Digitized by Google

zum Punkte, an welchem die Ramuexpedition I im Jahre 1896 zur Umkehr gezwungen war, stromauf vorzudringen, was bei einem Seedampfer mit bedeutendem Risiko verbunden war.

Nach 5tägiger Fahrt kam am 18. April 1898 ein Dorf unter einem dichten Bestand von Kokospalmen zum Vorschein, in dem Herr Tappenbeck den bei der Talfahrt des Jahres 1896 erreichten äußersten Punkt wiedererkennen zu können glaubte. Auch ein Javane, der 1896 die Expedition mitgemacht hatte, war der gleichen Ansicht. Ausschlaggebend war die Wahrnehmung, daß die Eingeborenen des Ufers, welche auf fortgesetztes Winken mit Tüchern näher gekommen waren, alsbald Hals über Kopf davonrannten, als ihnen in ganz unauffälliger Weise ein Karabiner zu Gesicht kam — ein Beweis, daß sie die ihnen 1896 bei ihrem Angriff, bei welchem sie die Wirkung von Schußwaffen noch nicht kannten, erteilte Lektion noch nicht vergessen hatten. Da die Strömung immer stärker wurde und der erste Teil des Programms der Expedition, Feststellung der Identität des Ottilienflusses (1886 von Admiral v. Schleinitz entdeckt) und des Ramu, erfüllt war, so gab der „Johann Albrecht" die Fahrt auf und trat die Rückreise nach der Mündung an. Dieselbe war um so mehr angezeigt als das Wasser anfing rapid zu fallen. In den nächsten Tagen fiel dasselbe um ca. $3\frac{1}{2}$ m, infolgedessen der Dampfer verschiedentlich auf Sandbänke auflief. Schließlich mußte, um das Schiff ohne weitere Gefährdung nach der Küste zu bringen, die gesamte Ladung auf einer zu dem Zwecke errichteten provisorischen Station, 80 km von der Mündung entfernt, gelöscht werden. Auf der provisorischen Station blieben als Besatzung die Beamten H. Rodatz und H. Klink zusammen mit vier Javanen, einem Chinesen und 20 Melanesen, mit Proviant auf sechs Monate versehen, zurück. Am 26. April traf das Schiff wieder an der Mündung ein, wo der Wasserstand sich während der ganzen Zeit nur um ca. 20 cm verändert hatte.

Durch diese Fahrt des „Johann Albrecht" ist die Identität des Ramu und des Ottilienflusses erwiesen und zugleich dargetan worden, daß der Ramu selbst für Seeschiffe mäßigen Tiefganges befahrbar ist.

Infolge des Schiffbruchs, welchen der „Johann Albrecht" bald darauf erlitt, erfuhr die Weiterbeförderung des Heckraddampfers nach dem Ramu-Ottilienfluß eine sehr unliebsame Verzögerung, da ein anderes Fahrzeug, welches die „Herzogin Elisabeth" auf der Fahrt nach dem Ramu begleiten konnte, nicht zu erlangen war und man sich ohne diese Begleitung zur Meerfahrt mit dem Flußdampfer nicht entschließen konnte. Herr Tappenbeck, welcher seit Rückkehr vom Ramu in Friedrich Wilhelmshafen weilte, begab sich am 9. August 1898 mit einer kleinen Dampfpinasse und einem Segelboot nach Adalberthafen, wo die „Herzogin Elisabeth" immer noch vor Anker lag. Am 18. August endlich konnte der kleine Dampfer seinen lange innegehabten Liegeplatz verlassen und die Weiterfahrt antreten. Trotz bewegter See hielt sich das Schiffchen gut; ohne Unfall wurde Eitel Friedrichhafen erreicht und daselbst übernachtet. Am 21. August ging die Fahrt weiter; um 1 Uhr Mittags, da See und Wind aufkamen, wurde Potsdamhafen angelaufen. Schlechtes Wetter und ein Ausbruch des Vulkans auf Vesson hielten die Fahrt wiederum bis 25. August auf, an welchem Tag in wenigen Stunden Rammmünde — so später von Herrn Rodatz benannt — erreicht wurde, wo die Errichtung einer Station in Angriff genommen wurde.

Am 31. August trat die „Herzogin Elisabeth" die Fahrt ramuaufwärts an und erreichte am 3. September die Zwischenstation, freudig begrüßt von deren Besatzung, welche durch das verzögerte Eintreffen der „Elisabeth" am Ramu $4\frac{1}{2}$ Monate von jeder Verbindung abgeschnitten war und welche bereits mit dem Plane umging, sich durch einen Durchbruch nach der Küste auf Kamus, die bereits im Bau begriffen waren, aus ihrer peinlichen Lage selbst zu befreien.

Mit allerhand Vorbereitungen verstrich die Zeit bis 14. Oktober, an welchem Tage die Expedition stromauf auf der „Herzogin Elisabeth" dampfte. Auf der provisorischen Station wurde zur Bewachung der abermals niedergelegten wertvollen Tausch- und anderen Waren eine Schutzwache — der Melanese Bial nebst zwei anderen Leuten — zurückgelassen.

Digitized by Google

Die Fahrt ſtromauf wird langſam fortgeſetzt und ab und zu Beziehungen zu den Eingeborenen, welche meiſt ſehr ſcheu ſind, angeknüpft. Am 18. Oktober 1898 erreicht die „Eliſabeth“ dieſelbe Stelle, wo die Expedition Lauterbach am 13. Auguſt 1896 ein Lager bezogen hatte. Herr Tappenbeck findet alte Bekannte und gute Freunde vor, bei denen die Freude und das Wiedererkennen ein allgemeines war. Damit war auch der letzte Zweifel, ob der Ramu- mit dem Ottilienfluß identiſch ſei, gefallen.

Man dampft langſam weiter. Am 20. Oktober wird der erſte linksſeitige

Junge Frauen aus Marangis (Gegend von Ramumünde).

vom Bismarckgebirge herſtrömende Nebenfluß erreicht; die beiden auſtraliſchen Proſpektoren beginnen ihre Tätigkeit.

Bei dem folgenden Nebenfluß wird ſeinem Laufe nach ein Vorſtoß nach dem Bismarckgebirge zu mittels Fußmarſches gemacht und dabei der Fluß in mehreren Querſchnitten abproſpektiert. Fortwährende Nebel beſchränken den Ausblick. So geht die Fahrt bis in den November hinein langſam ramuaufwärts; in jede ſich nach dem Gebirge zu zeigende Mündung eines Nebenfluſſes wird eingefahren und talaufwärts weiter proſpektiert. Die Bevölkerung wird dünner; nach dem Gebirge zu zeigt ſich nirgends eine Spur von Eingeborenen — es ſind weder Plantagen ſichtbar noch machen ſich Niederlaſſungen durch Rauch bemerkbar. Ein Hindernis im Vorwärtskommen bildet die fortwährende Veränderung des Waſſerſtandes — mit plötzlichem Steigen und ebenſo raſchem Fallen der enormen Waſſermaſſen muß fortwährend gerechnet werden —, was insbeſondere das Vorankergehen zur Nachtruhe erſchwert und gefährlich für das Schiff macht.

Etwas ſüdlich von der Biegung des Ramu aus dem nordweſtlichen in den nördlichen Lauf erreicht die Expedition einen toten Arm des Fluſſes (früherer Lauf), der zwar mit den Gewäſſern des Hauptarmes im Waſſerſtand ſteigt und fällt, aber nur einen Zu- und Abfluß und daher keine Strömung,

ſondern ruhiges, tiefes Waſſer hat. Da Herr Tappenbeck auch der Meinung iſt, daß er an der Grenze (ca. 300 km von der Küſte ab) angelangt ſei, bis zu welcher der Strom auch während der Trockenzeit — alſo dem niedrigſten Waſſerſtand — für Schiffe wie die „Herzogin Eliſabeth“ befahrbar ſei, beſchließt er hier zu der in ſeinem Programm liegenden Anlage einer Innenſtation zu ſchreiten.

Am 24. Dezember werden zum erſtenmal in der Nähe der Station Eingeborene ſichtbar, die ſich vorher nur durch Schreien von ſicherem Verſteck aus bemerkbar gemacht hatten. Es gelingt einige Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, die zuletzt, nachdem ein mit einer eiterigen Wunde behafteter Mann verbunden und geheilt worden war, ſich ziemlich lebhaft geſtalten. Sie bringen Lebensmittel heran, insbeſondere Sago und Kürbiſſe und eine köſtliche Frucht, die Herr Tappenbeck noch nirgends in Neu-Guinea angetroffen hat*). Im Ausſehen und Geſchmack iſt ſie der indiſchen Ramputan ähnlich.

Der „getreue“ Bial und zwei Expeditionsmelaneſen.
Bial ſteht ſeit etwa 10 Jahren in Dienſten der Neu-Guinea-Compagnie.

Inzwiſchen war Herr Dr. Lauterbach, der am 1. April 1899 zum Direktor der Neu-Guinea-Compagnie ernannt worden war, im Schutzgebiet eingetroffen, um die Ramuexpedition weiter zu führen und das von ihm 1896 begonnene Werk möglichſt bald zu vollenden, insbeſondere Land und Boden näher zu unterſuchen. Hierzu war erforderlich, daß der Expedition ſelbſt, die nach der Heimreiſe des Herrn Tappenbeck interimiſtiſch von den Herren Rodatz und Klink verwaltet wurde, neue Kräfte zugeführt wurden. Am 4. Oktober traf Dr. Lauterbach auf der „Herzogin Eliſabeth“ mit neuen, ausgewählten Leuten auf der Ramu-Innenſtation ein und begann ſofort mit der Neuorganiſation des Unternehmens. Kanus wurden erbaut, Proviant

---

*) Wahrſcheinlich die Pometia.

nachgeholt, ſo daß Dr. Lauterbach am 14. Oktober auf 19 Kanus mit dem Leutnant v. Rodatz, den Proſpektoren Klink und Philipp die Reiſe ſtromauf antreten konnte.

Dr. Lauterbach fährt langſam ſtromauf, in geeigneten Abſtänden Etappen zum Nachholen des Proviants anlegend. Sämtliche auf der Reiſeroute in den Ramu mündenden Nebenflüſſe werden auf das Vorkommen von edlen Metallen unterſucht (proſpektiert). Große Schwierigkeiten ſind dabei zu überwinden. Wiederholt geraten die Teilnehmer in Lebensgefahr, da die reißende Strömung die leichten Kanus häufig zum Kentern bringt. Bald wird der im Jahre 1896 erreichte ſüdlichſte Punkt überſchritten und weiter nach Süden vorgedrungen. Der Ramu zeigt jetzt ſumpfige Ufer. Am 1. Dezember wird ein äußerſt waſſerreicher, 40 m breiter, 3 bis 4 m tiefer, vom Bismarckgebirge herſtrömender Nebenfluß entdeckt, der 5 km aufwärts befahren wird. Dabei ſtößt die Expedition auf einen großen Sumpf, der das Einnehmen eines Lagerplatzes unmöglich macht. Der Regen geht in Strömen nieder, was ein rapides Steigen des Fluſſes zur Folge hat. Die Lage der Expedition wird eine kritiſche. In ſteter Lebensgefahr ſchwebend gelingt es den Rückweg nach dem Ramu den Unbilden der Natur abzuringen.

Eingeborene aus dem Hinterlande des mittleren Ramu. Vater und Sohn.

Sowohl ramuaufwärts, wie auch bei Unterſuchung der Nebenflüſſe wird fortwährend proſpektiert und zahlreiche Boden- und Geſteinsproben genommen.

Am 5. Dezember war der Ramu derart geſtiegen, daß eine weitere Stromauffahrt zur Unmöglichkeit wird. Der Flußdampfer „Herzogin Eliſabeth" war weiter ſtromauf nachgezogen worden, er konnte faſt den Endpunkt des Vordringens der Expedition erreichen. Damit hat die Expedition den Ramu [illegible]

zu beseitigen sein. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß der Ramu auch noch weiter stromauf mit flachgehenden Booten befahren werden kann, was späteren Ermittlungen vorbehalten ist.

Dr. Lauterbach stellt den Anschluß an die Überlandroute von 1896 von und nach Stephansort her und verbindet damit den Zweck, Ermittlungen über die Möglichkeit der Anlage eines Landweges nach den Goldfeldern (der Ausdruck findet unter den Resultaten der Expedition Erläuterung) anzustellen.

Die Resultate der Expedition waren überaus wichtige. Die geographischen Aufnahmen des Herrn Dr. Lauterbach sind kartographisch festgelegt worden, auch die Ausbeute in botanischer und ethnographischer Beziehung war keine geringe. Die der Expedition aufgetragene wichtigste Aufgabe, geologische Untersuchungen, vor allem Forschungen über das Vorkommen von Edelmetallen (Gold, Platin, Silber u. s. w.) vorzunehmen, wurde in rationeller Weise durchgeführt und zu einer befriedigenden Lösung gebracht. Wenn auch begreiflicherweise die Einzelheiten der Ergebnisse der Prospektierungen von der Neu-Guinea-Compagnie nicht an die Öffentlichkeit gebracht worden sind, so ist doch so viel davon durchgedrungen, daß die Dr. Lauterbachsche Expedition das Vorkommen von Goldspuren unzweifelhaft festgestellt hat. Diese Funde dürften sich auf das Vorkommen von Goldspuren in dem Alluvialland des Ramu und seiner Nebenflüsse beziehen, so daß die Anwendung des hie und da bei Preßnachrichten gebrauchten Ausdrucks „Goldfelder" als Bezeichnung von goldführendem Schwemmland berechtigt sein dürfte. Die Wichtigkeit der Funde findet ihre Bestätigung auch darin, daß sie weitere wichtige Unternehmungen gezeitigt haben.

Im Frühjahr 1900 war Herr Dr. Lauterbach nach Europa zurückgekehrt; mit ihm auch der Ingenieur und Prospektor Hans Klink. Die mitgebrachten Waschproben wurden von der königlichen Bergakademie zu Berlin einer Untersuchung unterzogen und das Vorkommen von edeln Metallen — insbesondere Gold, Platin und Silber — in denselben festgestellt.

## Ramuexpedition III

Die Resultate der Ramuexpedition II ermutigten dazu, das begonnene Werk weiterzuführen. Die Neu-Guinea-Compagnie beschloß abermals eine Expedition zusammenzustellen. Vermutlich wird sich das dritte Unternehmen, das zur Zeit noch im Gange ist, darauf richten, die Ergebnisse der Expedition II weiter zu verfolgen und derart klarzulegen, daß man schließlich eine Entscheidung über die eventuelle Anlage bergbaulicher Betriebe auf Grund der weiteren Untersuchungen zu treffen vermag.

Zum Leiter der Ramuexpedition III, welche wie auch die zweite, allein von der Neu-Guinea-Compagnie unternommen wurde, wurde der Ingenieur und Prospektor Hans Klink, ein geborener Hamburger, welcher auch die Ramuexpedition II mitgemacht hatte, ernannt. Er traf Anfang August 1900 in Friedrich Wilhelmshafen ein, um mit der Organisation einer Expedition zu beginnen, deren Stärke an Personal bedeutender und deren Ausrüstung reichlicher sein mußte als früher, weil für sie nicht allein Aufgaben im allgemeinen, sondern nunmehr auch nach den bereits gemachten Erforschungen im speziellen zu lösen sein werden.

Als Teilnehmer an den Arbeiten der Expedition sind zu nennen:

Zwei Prospektoren aus Australien, einige Seeleute und ca. 90 Farbige, teils Papuas, teils Melanesier. Die Materialien zu weiteren Prospektierungen, Bodenuntersuchungen in größerem Maßstabe wurden teils aus Deutschland, teils aus Australien herbeigeschafft. Ferner wurden der Expedition der Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth" sowie einige in Hamburg eigens zu Zwecken der Expedition konstruierte zerlegbare Boote (die Teile derselben eventuell transportabel durch Träger) zur Verfügung gestellt.

Beabsichtigt wird, wie aus den Mitteilungen der Neu-Guinea-Compagnie hervorgeht, durch die Arbeit der Expedition zu erreichen:

Die weitere Explorierung des Ramugebietes talaufwärts.

Die weitere Aufschließung der durch die Ramuexpedition entdeckten Gebiete mit goldhaltigem

Digitized by Google

Schwemmlande und deren engere Anſchließung durch Schaffung geeigneter Kommunikationen an die Wirtſchaftszentren der Aſtrolabebai.

Neuerdings iſt die Leitung dieſer Unternehmungen einem Ingenieur von Beruf, dem Bergingenieur J. Schlenzig, bekannt durch ſeine Erfolge in Bengkoelen (Sumatra), die zur Einrichtung eines Minenbetriebes führten, übertragen worden.

Für die Zwecke der Expedition iſt, da Ramumünde keinen Hafen, ſondern nur eine zuzeiten ſchwierige Reede beſitzt, in dem nahen Potsdamhafen ein Depot errichtet worden.

Am Oberlauf des Ramu iſt eine neue Station in ſicherer, vor Überſchwemmungen geſchützter Lage angelegt worden, zu welcher die Depots der früheren Innenſtation (errichtet durch E. Tappenbeck) nachgezogen worden ſind. Sie iſt auf einem Plateau angelegt, deſſen Höhe etwa 8 m über dem mittleren Waſſerſtande des Ramu liegt. Die Entfernung von dem gewaltigen Bismarckgebirge beträgt nur 2 km. Wenngleich die Tagestemperatur eine mit dem Küſtenklima vergleichbar hohe iſt, ſo ſinkt die Temperatur Nachts auf 18° C. herunter, was den Aufenthalt zu einem verhältnismäßig angenehmen macht. Die Lage dürfte aller Wahrſcheinlichkeit nach eine geſunde ſein.

Junges Mädchen aus dem Hinterlande des mittleren Laufes des Ramu.

Dieſe neue Station iſt durch Anlage eines über 100 km langen, proviſoriſch gebauten Weges über Land mit Stephansort und Friedrich Wilhelmshafen verbunden worden, der durch fünf Etappen geſichert worden iſt. Er zweigt von der Straße von Friedrich Wilhelmshafen nach Stephansort nördlich von Erimahafen nach Weſten ab und läuft in weſtlicher Richtung bis etwa 145° 19′ öſtlicher Länge von Greenwich. Hier ſoll er ſich nach Südſüdweſt wenden und in ziemlich gerader Richtung die Goldfeldſtation erreichen, worüber jedoch noch keine genauen Aufnahmen vorliegen.

Die Fertigſtellung dieſes Weges, der Menſchen und Saumtieren Fort

bewegung gestattet, erforderte die Überwindung großer Schwierigkeiten. Zunächst läuft er fast bis zur Wasserscheide des Ramu im Tale des Elisabeth- oder Nurusflusses, dann in der Landschaft Sigaun über die Wasserscheide hinweg nach dem Schumannflusse beziehungsweise dessen Tale, das er bei seinem Laufe nach Süden wieder verläßt. Die Arbeiten für diesen Weg haben fast ein Jahr in Anspruch genommen, doch ist es fraglich, ob er in Hinsicht auf den öfteren Eintritt von Naturereignissen in passablem Zustande erhalten werden kann.

Mitte Januar 1901 trat ein derart ungünstiges Wetter ein, daß ein Vorwärtskommen fast zur Unmöglichkeit wurde. Es regnete fast unaufhörlich Tag und Nacht. Infolgedessen fanden Erdrutsche statt, die das Bett des Nuru und damit die Trace des Weges fortwährend veränderten. Wiederholt wurden Strecken des Weges vom Wasser weggerissen; in der Nähe der Nuruklamm sogar eine Strecke, die 300—400 m, durch schönen Hochwald führend, vom Nuru entfernt lag. Die Gewalt des Wassers brachte in der Nähe dieser Stelle einen Berg von ca. 400 m Höhe zum Rutschen, wodurch ein an seinem Fuß liegendes Dorf zerstört wurde, dessen Einwohner den Tod fanden. An vielen Stellen, an welchen der Weg an Bergabhängen ausgehauen worden war, fanden Abrutsche statt, die unter großem Zeitaufwand wieder ausgebessert werden mußten.

Herr Klink machte bei Ausführung der Wegearbeiten geographisch interessante Beobachtungen. Der Ramu überschwemmt in seinem Oberlaufe während der Regenzeit weite Gebiete der Ramuebene; darauf ist die spärliche Bewachsung seiner Ufer zurückzuführen. Im Februar wurden gelegentlich einer von Herrn Klink in Gemeinschaft mit dem Prospektor Holst unternommenen Tour die Quellen des Schumannflusses und des Nuru entdeckt. Beide kommen von einem Abhange des Mariabergzuges und liegen höchstens ½ km (Wasserscheide) voneinander entfernt. Der Nuru teilt sich in zwei Arme, die aber später wieder zusammentreffen. Der Schumannfluß kommt von einer ca. 200 m hohen steilen Wand herab, in der Nähe der von Dr. Lauterbach und Dr. Kersting 1896 entdeckten Salzquellen. Der Oberlauf des Schumannflusses ist sehr interessant; er führt durch unzählige wilde Schluchten (Klammen), auf beiden Seiten nimmt er viele Bäche auf, die in großartigen Wasserfällen zu ihm herabstürzen. Das Gebirge ist in dieser Gegend dicht bevölkert. Die Bewohner sind fast ausnahmslos freundlich, so daß kaum Feindseligkeiten von ihnen zu erwarten sein werden.

Der Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth" hat wiederholt die Goldfeldstation am Oberlaufe mit Beladung (Pumpen, Materialien, Geräte, Instrumente) angelaufen, so daß also die Schiffbarkeit des Stromes bis zum Oberlaufe nachgewiesen ist. Sie dürfte nur während der höchsten Trockenzeit eine Unterbrechung erfahren.

Die Wegearbeiten waren im Oktober 1901 ihrem Ende nahe. Gedeckt ist die Straße durch fünf gut verproviantierte, mit Bewaffneten besetzte Rasthäuser (Etappen), die dem Reisenden Unterkunft und Lebensmittel gewähren und von welchen aus die Wegeanlagen überwacht und Reparaturen vorgenommen werden. Zur Probe wurde in diesem Monat eine Expeditionskolonne von zwei Weißen — die Prospektoren Holst und Behrendt — und 60 Farbigen von Stephansort nach der Goldfeldstation gesandt, der als Trägerlast eine Quantität Reis mitgegeben wurde. Die Expedition ist gut durchgekommen und war in kurzer Zeit wieder in Stephansort zurück.

Ende Oktober 1901 haben die weiteren Arbeiten der Expedition auf der Goldfeldstation und von derselben aus begonnen.

Wie ersichtlich, richtet sich die wirtschaftliche Erschließung des Innern Kaiser Wilhelmslands zunächst auf bergbauliche Unternehmungen, während von kulturellen Unternehmungen im Innern, abgesehen von Versuchen mit der Anpflanzung von Gummibäumen, nichts verlautet. Die Gründe dürften darin zu suchen sein, daß an der zugänglicheren Küste noch genügend Kulturland für das zur Verfügung stehende Arbeiterpersonal vorhanden ist, und daß Erfolge in Minenunternehmungen selbst, die unter Inanspruchnahme einer geringeren Zahl von Arbeitern erzielt werden können, förderlicher auf eine rasche Entwicklung des Landes zu wirken geeignet sind, als alle Unternehmungen anderer Art.

Digitized by Google

Auch in dem Kaiſer Wilhelmsland benachbarten Teil von Britiſch-Neu-Guinea iſt man daran, das Land auf Bodenſchätze zu unterſuchen. Dort haben Goldſucher, auſtraliſche Proſpektoren, zuerſt den Eingang in das Innere auf dem Wege des Mambarefluſſes, auf der Karte Clyde genannt (dicht an der deutſch-engliſchen Grenze) verſucht. Mehrfach ſind ſolche Leute einzeln oder in kleinen Trupps vereint in hilfsbedürftigem Zuſtande an der Küſte von Schiffen auch deutſchen angetroffen, aufgenommen und heimbefördert worden. Ihr Rückzug nach der Küſte war teils durch Proviantmangel, teils durch die dem Europäer durchweg feindlich geſinnten, kriegsluſtigen und wilden Eingeborenen, bei denen die Blutrache in voller Blüte ſteht und ungeachtet aller Kulturverſuche noch nicht gemindert iſt, verurſacht worden. Viele waren getötet worden oder durch Entkräftung, Krankheiten ꝛc. ums Leben gekommen. Ihre Zahl iſt nicht bekannt geworden, doch ſchätzt man ſie in Auſtralien auf Hunderte. Die Mitglieder einer ſolchen Goldſuchergeſellſchaft aus Auſtralien wurden unter anderem auch von S. M. S. „Falke“ an der Traitorsbai gefunden, wo ſie ſich organiſieren und wieder in das Goldland vordringen wollten. Sie mußten, von den Eingeborenen hart bedrängt, ſchließlich auch von dort flüchten und kamen in traurigſter Verfaſſung auf ihrer Flucht nach Simbang (Langemakbucht), der Station der Neuendettelsauer Miſſionsgeſellſchaft. Von dort ſind ſie durch S. M. S. „Falke“ via Herbertshöhe nach Sydney befördert worden. Zum Schutze der Goldſucher ſetzte ſchon 1896 der britiſche Gouverneur Sir William Mac Gregor einen Beamten mit den Rechten eines magistrate ein. Aber auch dieſer erlag ſamt ſeinen Polizeiſoldaten dem Anſturm der wilden Eingeborenen. Bei einem Überfall verloren der Beamte — Mr. Green — ſowie ſeine Truppe — etwa 30 Mann — das Leben. Sir William hat alsdann vom Oberlaufe des Mambare aus einen Weg direkt nach Port Moresby — dem Gouvernementsſitz — geſucht und gefunden. Auf dieſem ſcheinen in neuerer Zeit die Proſpektors den Weg nach den Scratchely Mountains, nordöſtlich von dem Owen Stanleygebirge, wo hauptſächlich die Schurfgebiete liegen ſollen, zu finden. Die engliſche Regierung ſchätzt den Goldertrag am Mambare auf ca. 10000 Ounces im Werte von ca. 750000 Mark pro 1898/99. Ob er ſich ſeitdem vermehrt hat, iſt allerdings fraglich, da faſt die ganze Zahl der Digger durch Krankheit und durch die Gewalt der Eingeborenen aufgerieben worden ſein ſoll. Es ſind nur noch einige wenige bei der Arbeit — mit welchem Erfolg iſt unbekannt — geblieben.

Ramuexpedition unter Dr. Lauterbach (1) (1896). Mitglieder Hans Rodatz (2), Hans Klink (3) und Robert Philipp (4).

Die Ursachen der anfänglichen Mißerfolge in Britisch Neu-Guinea, des permanenten Kriegszustandes in jenen Distrikten und der großen Verluste an Menschenleben sind zweifelsohne in dem System zu suchen, nach welchem Abenteurern das Land ohne Schranken geöffnet und deren Willkür preisgegeben wird.

Die meisten dieser Diggers geben den Eingeborenen an Rücksichtslosigkeit nichts nach; mit der Büchse in der Hand bahnen sie sich ihre Wege. Es ist daher kein Wunder, wenn ihr Erscheinen von blutigen Konflikten begleitet wird, die in eine Feindschaft ausarten, welche mit der Vernichtung des einen oder des anderen Teiles endet. Ein weiterer Mangel haftet diesem System, durch welches ein Strom von Abenteurern nach einem Punkt — dem Goldpunkt — gelenkt wird, an, nämlich der, daß meist nur Leute mit keinen oder nur geringen Mitteln sich an eine Sache heranwagen, die bedeutende Aufwendungen erfordert und der sie daher nicht gewachsen sind. Was sich bei anderen Ländern — wie in Australien oder in Transvaal — unter den daselbst maßgebenden Verhältnissen als der raschen Erschließung des Landes förderlich gezeigt hat, trifft daher weder für Britisch- noch Deutsch-Neu-Guinea zu.

Dieselben Schwierigkeiten, welchen Herr Ehlers mit seiner mangelhaft ausgerüsteten Expedition zu begegnen hatte und denen er schließlich erlag, treten auch den schlecht ausgerüsteten, ohne inneren Zusammenhalt vordringenden Goldsuchern entgegen; viele haben ihren Wagemut mit dem Leben büßen müssen — ihre Zahl wird noch nicht erschöpft sein. Gegen solche Opfer können auch reiche Goldfunde kein Äquivalent bieten.

Einen anderen Weg, um die Bodenschätze in Kaiser Wilhelmsland zu heben, hat anscheinend die deutsche Regierung beschritten — wahrscheinlich gewitzigt durch die Vorkommnisse bei unseren englischen Nachbarn. Sie hat an kapitalkräftige Unternehmer über nicht unbeträchtliche Gebiete bergbauliche Konzessionen erteilt, in welchen jenen Unternehmern die ausschließlichen Rechte auf Ausbeutung von Edelmetallen und brennbaren Mineralien, ohne ins Gewicht fallende Sonderrechte auf Landerwerbungen, übertragen werden.

Das Reich partizipiert an etwaigen Gewinnen durch Erhebung einer Abgabe in erheblichem Prozentsatze. Dadurch sichert es sich im Falle des Erfolges Einnahmen, die bei gedeihlicher Entwicklung der Unternehmungen sehr reichliche werden können, und vermeidet die Aufrührung des Landes durch die Goldsucher — Elemente, durch welche die ohnehin schwierigen Arbeiterverhältnisse Kaiser Wilhelmslands völlig in die Brüche gehen würden.

In dem Vertrage vom 7. Oktober 1885 zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie, durch welchen die von letzterer ausgeübte Landeshoheit über Deutsch Neu-Guinea von ersterem zurückgenommen wurde, ist die erste für Deutsch-Neu-Guinea erteilte Konzession enthalten — nämlich diejenige über das von der Compagnie erforschte Ramugebiet. Nach dieser Konzession steht der Neu-Guinea-Compagnie das ausschließliche Recht auf Ausbeutung von Edelmetallen und brennbaren Mineralien innerhalb des Flußgebietes des Ramu — also des Hauptstromes mit sämtlichen Nebenflüssen, gerechnet bis zu deren Wasserscheiden, südlich des 5. Breitegrades zu. Das Eindringen jener Elemente, auf welche vorgehend hingewiesen wurde, ist daher ausgeschlossen. Die Folgen dieses Abkommens zeigen sich bereits. Die Erschließung des Ramugebietes ist auf die friedlichste Weise in die Wege geleitet und für einen Teil des Gebietes durchgeführt worden. Kein Europäer ist dabei um sein Leben gekommen, nur wenige Eingeborene haben bei den vereinzelten Scharmützeln, die beim Eindringen in ein Land, in welchem der weiße Mann noch nie gesehen worden ist, unvermeidlich sind, ihren Widerstand mit dem Tode büßen müssen. Die Regierung hat keine besonderen Schutzmaßregeln ergreifen müssen; es sind ihr auch keine Geldaufwendungen aus der Aufrollung des Ramugebietes erwachsen.

Digitized by Google

Die Vorgänge am Ramu und an der engliſch-deutſchen Grenze mußten naturgemäß die Aufmerkſamkeit auf das dazwiſchen liegende Land, das Land am Huongolf, richten. An dem Grenzfluſſe Mambare und an deſſen Zuflüſſen, insbeſondere am Gira, wurden bedeutende Goldfunde gemacht. In den Louiſiaden, den Ausläufern der ganz Deutſch- und Engliſch-Neu-Guinea durchziehenden zentralen Gebirgskette, wird Gold gewonnen (1898/99 betrug der Export etwa 1000000 Mark). An der weſtlichen Grenze von Kaiſer Wilhelmsland iſt am Oberlauf des Flyriver an dieſem zentralen Gebirgsſtock das Vorkommen von Gold mehrfach nachgewieſen worden. Auf der anderen Seite dieſes Stockes fand Dr. Lauterbach im Tale des Ramu alluviale goldhaltige Ablagerungen. Die Verbindung zwiſchen den letzteren Gebieten und dem Mambare-diſtrikt bilden die Stromgebiete der Zuflüſſe des Huongolf. Die Erforſchung derſelben war daher zunächſt ins Auge zu faſſen. Zur Löſung dieſer Aufgabe hat ſich ein Syndikat gebildet, dem eine Reihe von angeſehenen Banken und Firmen Deutſchlands angehören und welchem der Herr Reichskanzler die unter dem 17. Juni im Amtlichen Kolonialblatt veröffentlichte „Konzeſſion zum Bergbau im Hinterlande des Huongolfs“ verliehen hat. Dem Syndikat gehören unter anderen an die Bankhäuſer Diskontogeſellſchaft, die Deutſche Bank, die Norddeutſche Bank, Robert Warſchauer & Co., Mendelsſohn & Co., Berliner Handelsgeſellſchaft und die Neu-Guinea-Compagnie, welche die Geſchäfte des Syndikats im Schutzgebiet führt.

Ramu-Goldfeldſtation.

Das Huongolfſyndikat und deſſen I. Expedition

Die Konzeſſion umfaßt in der Hauptſache folgende Bedingungen:

Das Syndikat oder deſſen Rechtsnachfolger erhalten auf die Dauer von 30 Jahren die ausſchließliche Berechtigung, in Kaiſer Wilhelmsland innerhalb der Flußgebiete derjenigen Waſſerläufe, welche — vom Kap Arkona in weſtlicher Richtung beginnend — an der Huongolfküſte oder deren ſüdöſtlicher Fortſetzung auf deutſchem oder auch wohl auf engliſchem Gebiete münden, nach Edelmineralien wie Gold, Silber, Platin oder gemeinen Mineralien wie Steinkohlen, Braunkohlen u. ſ. w. zu ſchürfen und auf Grund gemachter Funde durch Mutung die Verleihung des Bergwerkseigentums zu beantragen.

Für die Verleihung dieſer Rechte hat das Reich dem Syndikat eine Reihe von Bedingungen auferlegt, die die gegenſeitigen Verhältniſſe regeln und die geeignet ſind, einen gewiſſen Druck zur Aufnahme und Weiterführung der Arbeiten auszuüben.

Zum Beiſpiel muß das Syndikat innerhalb der 30 Jahre mindeſtens an einem Punkte (Feldes) und nach 30 Jahren in einem gewiſſen Prozentſatz der angemeldeten Fundſtellen den ordnungsmäßigen Bergwerks- oder Waſchereibetrieb eröffnen und aufrecht erhalten.

Die Geſamtausdehnung aller zu verleihenden Felder iſt mit [illegible] qkm begrenzt.

Das Syndikat hat bis zum 17. Juni [illegible] eine oder mehrere deutſche Kolonialgeſellſchaften im Sinne des Schutzgebietsgeſetzes unter Übertragung

seiner Rechte zu bilden, wobei das Grundkapital mindestens 10000000 Mark betragen muß.

Dagegen fallen dem Landesfiskus von Deutsch-Neu-Guinea zur Verwendung bei den allgemeinen Verwaltungsausgaben des Schutzgebiets reiche Abgaben zu — die sich auf einen Anteil von 20 bis 33⅓% an den die Kapitalzinsen von 5% übersteigenden Einnahmen erstrecken.

Das Syndikat hat ferner für etwaige Verwaltungsausgaben, die dem Reiche innerhalb des Konzessionsgebietes etwa erwachsen könnten, bis zur Höhe von 10000 Mark aufzukommen. Außerdem hat sich der Herr Reichskanzler die Genehmigung der völligen oder teilweisen Übertragung der Konzession auf andere Personen oder Gesellschaften und außerdem die Übertragung einzelner auf der Konzession beruhender Rechte an Ausländer vorbehalten.

Auch dieses Konzessionsgebiet dürfte eine Landfläche von nicht über 20000—30000 qkm umfassen.

Anzunehmen ist, daß die Stromgebiete des Ramu an die des Markhamflusses grenzen, daß daher die beiden Konzessionsgebiete einander unmittelbar benachbart sind. Da die Neu-Guinea-Compagnie dem Huongolsyndikat selbst angehört und die Geschäfte desselben führt, so darf auf ein sich gegenseitig unterstützendes Vorgehen beider Gesellschaften, denen die bergbaulichen Unternehmungen eines großen und durch die Gebirgsformationen wohl wichtigsten Teiles von Kaiser Wilhelmsland in die Hände gegeben sind, gerechnet werden.

Im Auftrage des Huongolsyndikats hatte die Neu-Guinea-Compagnie schon Anfang 1901 alle Vorbereitungen zur Organisation einer Forschungsexpedition getroffen. Als am 17. Juni die Konzession erteilt wurde, war die Organisation auch schon fast vollendet. Zu ihrem Leiter ist Herr Hans Rodatz — der 1899 die Ramuexpedition unter Dr. Vanterbach mitgemacht hat — ernannt worden. Mitglieder der Expedition sind Leutnant a. D. Dauben, der Maschinist Ellington und drei Prospektoren, die Herren Uhr, Neumann und Nissen. Die Expedition ist die stärkste und bestausgerüstete, die bisher in Neu-Guinea gesehen worden ist. Das farbige Personal besteht aus 160 Köpfen, eine für Neu-Guineaverhältnisse außergewöhnlich hohe Zahl. An Schiffen stehen ihr eine Ketsch und eine Naphthalaunch zur Verfügung. Einundeinhalb Monate nach Erteilung der Konzession — also im August 1901 — konnte Herr Rodatz bereits mit Anlage von Depots beginnen. Als Hauptdepot wurde das dem Operationsfelde nahe liegende Finschhafen, das von den Reichspostdampfern angelaufen wird, gewählt. Ende September 1901 waren alle Mannschaften, sowie die weißen Expeditionsmitglieder versammelt und die Organisation, das Einexerzieren der Mannschaften so weit vollendet, daß der Aufbruch nach dem Huongolf bevorstand. Einzelne Rekognoszierungen waren vorgenommen worden. Das Ergebnis derselben war der Entschluß des Herrn Rodatz, am Markham oder am Franziskafluße anzusetzen, in der Nähe der Mündungen derselben eine feste Etappenstation anzulegen und alsdann nach dem Innern vorzugehen. Nach den neuesten Nachrichten ist die Station Salamana am Samoahafen errichtet und sind von da aus Vorstöße flußaufwärts gemacht worden. Die Schwierigkeiten sind dabei enorm. Wenige Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt ist man schon auf Höhen von 2600 m gelangt. Für die gesamten Minenunternehmungen sind inzwischen einige Mineningenieure von Erfahrung gewonnen worden und bereits in Kaiser Wilhelmsland eingetroffen.

Geht die Erschließung dieses Teiles in der gleichen Weise wie am Ramu vor sich, so bleibt der Friede auch in dieser Gegend gewahrt, die Eingeborenen werden sich feindseliger Handlungen enthalten und in freundliche Beziehungen zu den vordringenden Weißen treten. Der Kampf zwischen Eindringlingen und Eingesessenen bis aufs Messer, der in Englisch-Neu-Guinea wütet, wird voraussichtlich keine Nachahmung auf deutschem Gebiet finden.

Digitized by Google

# V. Wirtschaftliche Verhältnisse

## Allgemeines

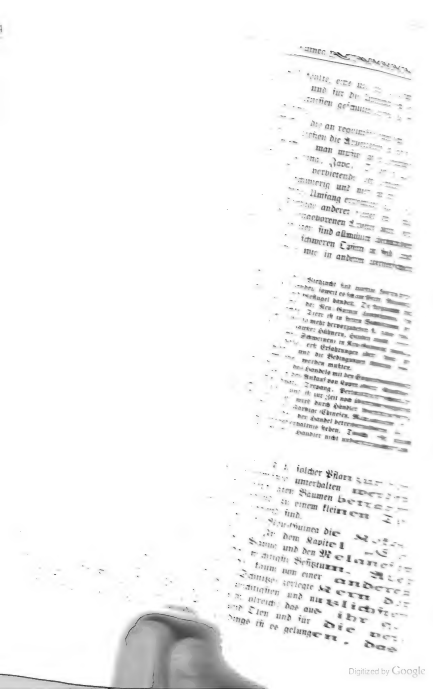
Wie aus dem geschichtlichen Teil über die Entwicklung Neu-Guineas hervorgeht, war die Erschließung des Landes bis zu den siebziger Jahren weder von irgend einer Nation geplant, noch in irgend einer Art versucht worden. Mit Ausnahme der ersten Besiedlungen des Bismarckarchipels im Matupi, Mioko und etwas später in Ralum hatte kein Europäer an irgend einer anderen Stelle bis etwa 1885 festen Fuß gefaßt. Das ungeheure Gebiet dieser Südseekolonie konnte also bis zu dieser Zeit mit „fast gänzlich unbekannt" bezeichnet werden. Man hat bei der Okkupation des Landes im Vergleich zu anderen Südseegebieten und zu anderen Kolonien nur wenige Produkte vorgefunden, deren Sammeln und deren Ausfuhr lohnend gewesen wären. Zu den wenigen gehört in erster Linie die aus der Kokosnuß gewonnene Kopra, welche im Archipel von den Eingeborenen, wenn auch nur in geringer Menge, eingehandelt wurde. Kaiser Wilhelmsland jedoch war auch in dieser Beziehung terra incognita. Kein Händler hatte, soweit bekannt geworden ist, vor der Inbesitznahme des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie je versucht, darauf gerichtete Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. So war also Kaiser Wilhelmsland, als es in deutsche Hände kam, ein wahrhaft jungfräuliches Land, das wahrscheinlich nur aus dem Grunde in dieselben geraten ist, weil andere Nationen vor den Schwierigkeiten seiner Erschließung und Kultivierung zurückschreckten. Die Neu-Guinea-Compagnie darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zu rechter Zeit zugegriffen und ungeachtet großer Schwierigkeiten mit zäher Ausdauer an dem Besitz des Landes festgehalten zu haben, bis die Zeit für die Aufrichtung deutscher Macht in der Südsee gekommen war.

Von Anfang an waren ganz außerordentliche Schwierigkeiten bei den Kulturarbeiten zu bekämpfen. Zwar haben praktische Versuche, die im Laufe der Jahre gemacht worden sind, die Annahme bestätigt, daß der Boden sowohl auf dem Festland wie im Archipel von überaus großer Fruchtbarkeit ist, daß das Land großen Reichtum an fließendem Wasser und leichte Zugänglichkeit von der See aus zeigt, letzteres weil die vieleingeschnittene Küste auch vortreffliche Häfen besitzt, daß die geographische Lage, im Hinblick auf die neuerdings eingeschlagene Weltpolitik, die mit dem Entstehen eines neuen, voraussichtlich dem Suezkanal an Bedeutung nicht nachstehenden Schiffahrts- und Handelsweges (Panamakanal) zu rechnen haben wird, und nachdem gute Schiffahrtsverbindungen geschaffen worden sind, neuerdings eine glückliche geworden ist; hierzu treten noch die Gewißheit einer als Folge sprachlicher Zersplitterung anzusehenden relativ großen Sicherheit gegen innere Feinde und die anscheinend günstigen Aussichten auf die Ausbeutung von im Boden ruhenden Schätzen. Diesen günstigen Momenten standen und stehen teilweise noch entgegen:

Die Unwegsamkeit des fast durchweg mit Urwald bestandenen Landes, der Mangel im Lande an allem, was weiße Ansiedler zur Niederlassung brauchen, die Leben und Gesundheit bedrohenden Einwirkungen des Klimas, die insbesondere bei der Bearbeitung von Neuland in die Erscheinung traten, die Indolenz der noch jeder Kultur baren Eingeborenen, die frühere Weltentlegenheit des Gebietes, dem eine zulängliche Schiffsverbindung zu der Kultur und deren



Digitized by Google



[illegible] ſtalte, eine [illegible]
und für die [illegible]
müſſen geſammelt [illegible]

die an regelmäßige [illegible]
ſehen die Arbeiter [illegible]
man meiſt [illegible]
ma, Java, [illegible]
verbietende [illegible]
ſchwierig und [illegible]
Umfang [illegible]
anderer [illegible]
geborenen [illegible]
ſind allmählich [illegible]
ſchweren [illegible]
wie in anderen [illegible]

Viehzucht hat [illegible]
den, ſoweit es ſich um [illegible]
Geflügel handelt. [illegible]
der Neu-Guinea [illegible]
Tiere iſt in [illegible]
ſo mehr hervorgehoben [illegible]
außer Hühnern, [illegible]
Schweinen) in [illegible]
erſt Erfahrungen [illegible]
und die Bedingungen [illegible]
werden müſſen.
des Handels mit den [illegible]
den Ankauf von [illegible]
Trepang. [illegible]
iſt zur Zeit noch [illegible]
wird durch Händler [illegible]
farbige (Chineſen, [illegible]
der Handel [illegible]
Verhältnis heben. [illegible]
Händler nicht [illegible]

ſolcher Pflanz[illegible]
unterhalten werden
[illegible] Bäumen bereit[illegible]
zu einem kleinen [illegible]
ſind.

Neu-Guinea die [illegible]
In dem Kapitel [illegible]
Samoa und den Melane[illegible]
[illegible] Beſitzungen. [illegible]
kaum von einer anderen [illegible]
[illegible] zerlegte Kern [illegible]
[illegible] und nützlichen [illegible]
[illegible] ölreich; das aus ihr [illegible]
[illegible] Öl und für die [illegible]
[illegible] iſt es gelungen, das [illegible]

Digitized by Google

auf chemiſchem Wege derart zu reinigen, daß faſt alle Fremdſtoffe aus entfernt werden. Dieſer Eigenſchaft iſt es zu danken, daß es auch direkt Nahrung des Menſchen Verwendung finden konnte und zwar in Geſtalt immer mehr bekannt und begehrt werdenden Kokosnußbutter, die dem ſumenten nicht allein eine große Erſparnis gegenüber der Butter oder ren Fetten bietet, ſondern auch als vegetabiliſches Fett den Vorteil der zeren Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit hat. Man ſagt daher dem Konſum Kokosnußbutter, der erſt begonnen hat, eine weitgehende Verbreitung voraus.

Herbertshöhe. Zur Anlage einer Kokospalmenpflanzung niedergeſchlagener Urwald.

Wie enorm der Verbrauch von Kopra auf der Welt iſt, erhellt zum Beiſpiel aus der Tatſache, daß es in Marſeille und Umgebung Ölfabriken gibt, die ca. 80000 Tons Kopra (die Tonne zu 1000 Kilo) jährlich in ihrer Fabrikation*) verbrauchen. Auch in Deutſchland (Bremen, Hannover u. ſ. w.) exiſtieren ſolche Fabriken. Die Nachfrage nach Kopra iſt fortwährend im Steigen, ſo daß die Pflanzer und Händler in den letzten Jahren ſtets einen willigen Markt gefunden haben, der ihnen Proſperität ſicherte und ſie zu neuen Anlagen und zur Ausdehnung des Handels ermutigte. Europäer und zahlloſe Farbige finden alſo ihre Exiſtenz in der Verwertung dieſer nützlichſten aller Palmen. Die Anforderungen, die ſie ihrerſeits an Boden, Klima und Pflege ſtellt, ſind nicht erheblich. Sie liebt Salzluft und Seewinde, bevorzugt etwas ſandigen nicht allzu ſchweren, auf der Koralle ruhenden Boden. Daraus iſt zu folgern, daß ſie am beſten an der Meeresküſte gedeiht. Nach dem Innern des Landes nimmt ſie an Zahl und an Ertragsfähigkeit ab, bis ſie in einer gewiſſen Zone von dem Meere ab gänzlich verſchwindet. Sie iſt in Neu-Guinea im Innern auch am Ramu geſehen worden, doch nur noch in geringerer Zahl und mit kleineren Nüſſen. Damit iſt auch die Grenze ihres rationellen Anbaues gegeben: er hat ſich, um rentabel zu ſein, auf die Küſtengebiete zu beſchränken. Bezüglich des Raumes, den ſie zu ihrer gedeihlichen Entwicklung beanſprucht, iſt die Palme anſpruchsvoll. In der Südſee hat die Erfahrung die Praxis ge-

---

*) Man kann im Durchſchnitt rechnen, daß aus 5000 Nüſſen eine Tonne Kopra hergeſtellt werden kann. Die volltragende Palme trägt 70—100 Nüſſe. 1 ha liefert daher etwa gegen das fünfte Jahr eine Tonne Kopra.

Produktionsstätten bis zum Jahre 1895 fehlte, eine üble Lage, aus der man erst in neuerer Zeit herausgekommen ist, und für die Unternehmen noch der Mangel an einem in den tropischen Verhältnissen geschulten Personal, das erst nach und nach herangezogen werden konnte.

Aus den nicht zahlreichen Eingeborenen, die an regelmäßige Arbeit nicht gewohnt und zu ihr auch nicht geneigt waren, ließen die Arbeitskräfte für größere Pflanzungen sich nicht ausreichend beschaffen; man mußte auf die Einführung ausländischer Arbeiter Bedacht nehmen (China, Java). Da aber in allen Kolonialstaaten des Ostens die Ausführung verbietende oder beschränkende Gesetze bestehen, waren Ausnahmen nur schwierig und meist nur mit Hilfe diplomatischer Vermittlung und in beschränktem Umfang erreichbar; bald zeigte sich überdies, daß nur besonders kräftige Farbige anderer Länder dem Klima in Neu-Guinea gewachsen waren. Auch die eingeborenen Arbeiter waren von ungleicher Widerstandskraft. Diese Schwierigkeiten sind allmählich überwunden oder doch gemildert worden, wenn auch mit schweren Opfern an Geld und Mühen. Lehrgeld mußte auch in Neu-Guinea wie in anderen überseeischen Ländern und Kolonien bezahlt werden!

Die wirtschaftliche Tätigkeit hat sich jetzt vornehmlich der Kultur tropischer Nutzpflanzen, dem Betriebe des Handels mit den Eingeborenen und des Importes von Handelswaren aller Art für Weiße und Farbige zugewendet. Irgend eine in einer Plantage kulturfähige Pflanze war – außer der Kokospalme – im Lande nicht vorhanden. Zuerst nahm die Firma E. E. Forsanth in Ralum (Gazellehalbinsel) die Anlage einer Kokospalmenpflanzung planmäßig in Angriff und führte auch die Baumwollkultur als Zwischenpflanzung im Archipel ein. Ihr folgte die Neu-Guinea-Compagnie mit der Anlage ähnlicher Pflanzungen in Herbertshöhe (gleichfalls Archipel) und übertrug diese Kulturen nach Kaiser Wilhelmsland auf ihre Plantagen Stephansort und Friedrich Wilhelmshafen-Jomba. Die Neu-Guinea-Compagnie brachte ferner neu ins Land: den Tabakbau, den Anbau von Kaffee, Kakao, Pfeffer, verschiedener Faserpflanzen (Sisalagave, Ramieh) und Kautschuk liefernder Pflanzen. Auch für die Viehzucht sind günstige Vorbedingungen vorhanden, soweit es sich um Pferde, Rinder, Schweine und Geflügel handelt. Die Aufzucht der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie ins Land gebrachten Tiere ist in stetem Wachstum begriffen, was um so mehr hervorzuheben ist, als vorher Haustiere (außer Hühnern, Hunden und einer kleinen Art von Schweinen) in Neu-Guinea vollständig fehlten und daher erst Erfahrungen über die geeigneten Rassen und die Bedingungen ihres Gedeihens erworben werden mußten.

Der Betrieb des Handels mit den Eingeborenen hat hauptsächlich den Ankauf von Kopra oder Kokosnüssen, Schildpatt, Trepang, Perlmutterschalen zum Gegenstand und ist zur Zeit noch überwiegend Tauschhandel. Er wird durch Händler betrieben, die in der Mehrzahl Farbige (Chinesen, Malaien) sind und die mit den, den Handel betreibenden Firmen im Vertragsverhältnis stehen. Doch ist auch die Zahl der weißen Händler nicht unbeträchtlich.

## Kokospalmenkultur

Das Areal sämtlicher Kokospalmenpflanzungen, d. h. solcher Pflanzungen, die planmäßig angelegt worden sind und die planmäßig unterhalten werden, dürfte zur Zeit ungefähr 5500 ha mit 550000 gepflegten Bäumen betragen, die aber zum weitaus größten Teil noch nicht tragend, zu einem kleinen Teil schwachtragend und zu einem kleinsten Teile volltragend sind.

Die Küstenbesiedlung bringt es mit sich, daß in Neu-Guinea die Kokospalmenkultur zur Zeit an der Spitze marschiert. In dem Kapitel „Eingeborene" ist der Wichtigkeit dieser Pflanze für den Papua und den Melanesier Erwähnung getan; sie ist für den Eingeborenen das wichtigste Besitztum. Aber auch für den Europäer ist sie von einem Nutzen, der kaum von einer anderen Pflanze übertroffen wird. Der in kleine Stücke (Schnitze) zerlegte Kern der Nuß liefert die bekannte Kopra – einen der wichtigsten und nützlichsten Handelsartikel des Welthandels. Die Kopra ist sehr ölreich; das aus ihr gewonnene Öl wird zur Fabrikation von Seifen und Ölen und für die verschiedensten gewerblichen Zwecke verwendet; neuerdings ist es gelungen, das

Digitized by Google

ſelbe auf chemiſchem Wege derart zu reinigen, daß faſt alle Fremdſtoffe aus ihm entfernt werden. Dieſer Eigenſchaft iſt es zu danken, daß es auch direkt zur Nahrung des Menſchen Verwendung finden konnte und zwar in Geſtalt der immer mehr bekannt und begehrt werdenden Kokosnußbutter, die dem Konſumenten nicht allein eine große Erſparnis gegenüber der Butter oder anderen Fetten bietet, ſondern auch als vegetabiliſches Fett den Vorteil der größeren Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit hat. Man ſagt daher dem Konſum der Kokosnußbutter, der erſt begonnen hat, eine weitgehende Verbreitung voraus.

Herbertshöhe. Zur Anlage einer Kokospalmenpflanzung niedergeſchlagener Urwald.

Wie enorm der Verbrauch von Kopra auf der Welt iſt, erhellt zum Beiſpiel aus der Tatſache, daß es in Marſeille und Umgebung Ölfabriken gibt, die ca. [illegible] Tons Kopra (die Tonne zu 1000 Kilo) jährlich in ihrer Fabrikation*) verbrauchen. Auch in Deutſchland (Bremen, Hannover u. ſ. w.) exiſtieren ſolche Fabriken. Die Nachfrage nach Kopra iſt fortwährend im Steigen, ſo daß die Pflanzer und Händler in den letzten Jahren ſtets einen willigen Markt gefunden haben, der ihnen Proſperität ſicherte und ſie zu neuen Anlagen und zur Ausdehnung des Handels ermutigte. Europäer und zahlloſe Farbige finden alſo ihre Exiſtenz in der Verwertung dieſer nützlichſten aller Palmen. Die Anforderungen, die ſie ihrerſeits an Boden, Klima und Pflege ſtellt, ſind nicht erheblich. Sie liebt Salzluft und Seewinde, bevorzugt etwas ſandigen nicht allzu ſchweren, auf der Koralle ruhenden Boden. Daraus iſt zu folgern, daß ſie am beſten an der Meeresküſte gedeiht. Nach dem Innern des Landes nimmt ſie an Zahl und an Ertragsfähigkeit ab, bis ſie in einer gewiſſen Zone von dem Meere ab gänzlich verſchwindet. Sie iſt in Neu-Guinea im Innern auch am Ramu geſehen worden, doch nur noch in geringerer Zahl und mit kleineren Nüſſen. Damit iſt auch die Grenze ihres rationellen Anbaues gegeben, er hat ſich, um rentabel zu ſein, auf die Küſtengebiete zu beſchränken. Bezüglich des Raumes, den ſie zu ihrer gedeihlichen Entwicklung beanſprucht, iſt die Palme anſpruchsvoll. In der Südſee hat die Erfahrung die Praxis ge-

---

*) Man kann im Durchſchnitt rechnen, daß aus [illegible] Nüſſen eine Tonne Kopra hergeſtellt werden kann. Die volltragende Palme trägt 70—100 Nüſſe. 1 ha liefert daher etwa gegen das zehnte Jahr eine Tonne Kopra.

zeitigt, die einzelnen Bäume in Entfernungen von je 10 m nach jeder Seite hin zu pflanzen; auf einen Hektar (10000 qm) gehen daher nur 100 Kokospalmen, die im sechsten Jahre (schwachtragend) etwa 20 Nüsse pro Baum, und von da ab von Jahr zu Jahr mehr liefern, bis sie in 10 bis 12 Jahren volltragend mit 70–100 Nüssen pro Baum und Jahr sind. Natürlich würde eine Pflanzung viel leichter anzulegen und zu erhalten sein, wenn man in kleineren Abständen pflanzen könnte. Dies verträgt aber der Baum nicht, er gelangt bei dieser Methode niemals zu einer rentablen Produktivität — er führt nur ein kümmerliches Dasein. Nach den vorerwähnten Daten ist die Ergiebigkeit einer volltragenden Pflanzung leicht zu berechnen. 100 Bäume à 100 Nüsse pro ha ergeben in der Ernte 10000 Nüsse oder 1½ Tonnen Kopra für einen Hektar Landes*).

Die in den Plantagen Neu-Guineas stehenden 550000 Palmen dürften daher im Laufe der nächsten 8–10 Jahre nach und nach, gering gerechnet, eine Ernte von 5000 Tons Kopra im Durchschnitt ergeben — wenn nicht besondere Umstände störend eingreifen. Neuanlagen sind nicht mit eingerechnet.

Die Kokospalmenkultur ist die einzige in Neu-Guinea, die man mit dem Prädikate „einheimisch" belegen kann. In ihr allein besitzt man daher abschließende Erfahrungen und kann nach menschlicher Voraussicht Schlüsse, wie die obigen, bezüglich ihrer zukünftigen Gestaltung und des Nutzens, den sie für das Land erbringt, ziehen. Diese Erfahrungen haben ferner noch ergeben, daß die Kultur mit relativ geringen Arbeitskräften, insbesondere recht gut nur mit einheimischen Arbeitern betrieben werden kann, daß sie das ganze Jahr über größere oder kleinere Erträgnisse (Ernten) liefert und daß ihr Betrieb, wenn auch Sorgfalt dazu gehört, nicht schwierig oder umständlich ist. Zur Zeit ist aus diesen Gründen die Kultur der nützlichen Kokospalme als der Grundpfeiler der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes anzusehen.

## Neu-Guineabaumwolle

Alle anderen Kulturen sind, weil eingeführt, meist aus dem Versuchsstadium noch nicht heraus. Vor etwa 6–7 Jahren hielt man die Baumwollkultur auch für Neu-Guinea aussichtsreich, namentlich wenn sie in Verbindung mit der Palmenkultur**) betrieben würde. Drei Firmen — E. E. Forsayth, die Neu-Guinea-Compagnie und O. Mouton & Co., gingen dementsprechend vor. Das erzielte Produkt war ein vorzügliches — eine langstapelige, seidenartige Flocke von außerordentlicher Güte, die sich gut mit der besten Sea-Islandbaumwolle messen konnte; sie holte auf dem englischen Markte, wo allein diese feine Qualität verkäuflich ist, den exorbitanten Preis von 90–150 Pfennig pro ½ kg (gegen 30–70 Pfennig anderer Spielarten) je nach Qualität und Marktlage. Man war auf Grund von Erfahrungen anderer Kolonien zu der Erwartung eines Erträgnisses von 100–160 Kilo pro Hektar berechtigt. Allein auch hier bestätigte sich die Regel, daß man die Verhältnisse eines Landes ohne weiteres auf ein anderes nicht übertragen kann. Die erst Ende der Trockenzeit einsetzende Reife brachte die Ernte in die Zeit des Regens und der Stürme, durch welche sie meist der Vernichtung preisgegeben wurde. Die Ernten fielen daher quantitativ so gering aus, daß die Kultur bei ihren größeren Ansprüchen an Arbeitskräfte, Zubereitung für den Markt u. s. w. völlig unrentabel sich erwies. Sie ist denn auch bei zwei Firmen eingestellt worden, bei der dritten

*) In den Berichten aus deutschen und anderen Kolonien liest man häufig von den großen Fortschritten der Kokospalmenpflanzungen, nach denen oft eine Pflanzung in 1 Jahre oder in 2 Jahren Hunderttausende von Palmen anepflanzt; nach dem Arbeiterstande ist anzunehmen, daß meist hundert Bäume auf 1 ha gebracht werden; Pflanzungen dieser Art werden später eine bittere Enttäuschung bringen.

**) Gleichzeitiges Bestocken eines Baumwollefeldes mit Kokospalmen. Die jungen Palmen schädigen die Baumwollstauden in ihrem Wachstum und Erträgnis nicht. Nach etwa 5 Jahren sterben die Baumwollstaude ab und die junge Palme fängt an zu tragen.

Digitized by Google

dürfte dies nur eine Frage der Zeit sein und damit dürfte diese, an und für sich aussichtsreiche Kultur auch für Neu-Guinea — wie auf anderen Inseln der Südsee, zum Beispiel Samoa — abgetan sein.

## Neu-Guineakaffee

Die Versuche mit Kaffee dürfen insoweit als abgeschlossen angesehen werden, als die angelegten kleineren Versuchsplantagen von Kaffee sich gut tragend entwickelt und ein Produkt geliefert haben, das die Probe vor den Sachverständigen vorzüglich bestanden hat. Saatgut ist auf den Versuchsplantagen genügend vorhanden, um nunmehr auch im größten Stile vorgehen zu können. Anscheinend hat man auch bei dieser Kultur in vorsichtiger Weise erst die Resultate kleinerer Versuche abgewartet und lieber viele Jahre die Kultur ohne größere Ausbreitung gelassen, als durch ein Fehlschlagen derselben Kapitalien zu riskieren. Dem Vernehmen nach soll jetzt jedoch, nachdem das gedeihliche Fortkommen konstatiert ist, eine Firma mit der Anlage einer größeren Plantage beschäftigt sein.

Coffea arabica – Hochlandkaffee ist bis jetzt noch nicht in Neu-Guinea eingeführt worden, obgleich gerade Boden, Klima und das Vorhandensein geeigneter Höhenlagen auf die Kultur dieser Sorte hinweisen. Anscheinend schreckt man vor der kostspieligen Anlage der Kommunikationen in das Innere nach den zu dieser Kultur geeigneten Mittelgebirgen zurück oder aber man fürchtet — was das Wahrscheinlichere ist — nicht ausreichende Arbeitskräfte zu der nur kurzen einmaligen Erntezeit im Jahre, welche diese Art im Gegensatze zu anderen Kaffeearten, bei denen das ganze Jahr über geerntet werden kann, beansprucht, zur Verfügung zu haben. Das dicht bevölkerte oder wohl übervölkerte Java vermag zu der bei Coffea arabica etwa 2 Monate dauernden Erntezeit so zahlreiche Hände zu stellen, daß in diesem Lande die Ernte mit wenig oder gar keinem Verlust eingebracht werden kann. Zur Zeit vermag Neu-Guinea jedenfalls nicht über die für diese Kultur erforderlichen zahlreichen Arbeiter.

In Britisch Neu-Guinea haben Missionare, etwas früher schon als in Deutsch Neu-Guinea versuchen, in der Ebene fortkommenden Kaffee einzuführen. Derselbe degenerierte — wenn man eine Veredlung so nennen darf — d. h. er brachte eine bessere Frucht hervor, als gewöhnlich diejenige anderer Länder ist und bildete sich schließlich zu einem eigenartigen Gewächs aus, dessen Produkt sehr beliebt geworden ist. Auch in Deutsch Neu-Guinea dürfte der Kaffee dieser Gattung sich zu einer besonderen Art herausbilden. Jedenfalls sind die nach etwa 4 jähriger Arbeit erzielten kleinen Ernten im Lande selbst sehr beliebt und werden von den Konsumenten bezüglich der Qualität dem mittleren Javakaffee gleichgestellt. Ein Export hat noch nicht stattgefunden, da der Konsum des Landes die Ernten voll absorbiert. Man darf aber aus der Aufnahme, die der Neu-Guineakaffee im Lande selbst gefunden, darauf schließen, daß sie auch auf dem europäischen oder amerikanischen Markte eine günstige sein wird und daher die Aussichten dieser Kultur als vielversprechende bezeichnen, falls die gegenwärtige schlechte Lage des Kaffeemarktes überhaupt wieder durch günstigere Zeiten gehoben wird. Immerhin wird es noch einige Jahre dauern, bis Neu-Guinea Kaffee auf dem Weltmarkt erscheint.

## Kakao

Die neu eingeführte Kakaokultur steht noch im ersten Versuchsstadium. Die Einführung der bezüglich ihres Saatgutes außerordentlich empfindlichen Pflanze ist mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, weil guten Kakao liefernde Länder, von denen Saaten bezogen werden konnten, von Neu-Guinea weit entfernt liegen und man daher auf den Bezug von Pflanzlingen in Wardschen Kasten angewiesen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es aber gelingen, auch in dieser Kultur so viele saatliefernde Pflanzen gesund hoch zu bringen, daß sie weiter ausgedehnt werden kann — natürlich erfordert dies den Zeitraum einiger Jahre.

## Tabakkultur

Die Tabakkultur ist unstreitig eine der schwierigsten, die ausgebildetsten Arbeiter und die strengste Überwachung erfordernden Tropenkulturen. Wenige Raucher werden sich wohl dessen bewußt sein, wenn sie den Rauch ihrer Zigarre

in die Luft senden, den Duft derselben einatmen und wenn das Auge wohl gefällig über deren schlanke Form, deren zusagende Farbe und deren feine Wickel streift. Auge und Nase müssen Befriedigung finden, wenn die Zigarre schmecken soll. Nach dieser Forderung müssen sich die Tabakspflanzer richten, wenn sie die Fabrikanten in die Lage versetzen wollen, ihr Fabrikat an den Mann (neuererzeit allerdings auch an die Frau) zu bringen. Gemäß diesen Anforderungen scheiden sich die Produzenten in zwei mehr oder weniger getrennte Gruppen: die eine Gruppe pflanzt für das Auge, die andere für die Nase des Rauchers Tabak, die eine die meist im Geruche und Geschmack neutralen Deckblatttabake, die andere die den Geruch und Geschmack bringenden Einlagetabake. Letztere sind überwiegend Gegenstand des Kleinbetriebes — von der Pfälzer bis zur Havannaeinlage — mit ersteren beschäftigt sich hauptsächlich der Plantagenbetrieb — wie bei den Sumatra-, Borneo- und Neu-Guineatabaken. Das Ziel der Plantagenkultur ist ein Deckblatt zu schaffen, welches mit großer Schönheit (wenn die Mode nicht anders bestimmt) der Farbe tadellose Beschaffenheit des Blattes bezüglich seiner Größe, Elastizität (spröde Blätter besitzen keine Deckfähigkeit, sie brechen) und seiner Brennfähigkeit (weiße Asche) verbindet. Ein solches Produkt liefert — namentlich was die zur Deckfähigkeit unbedingt notwendige Elastizität anlangt — ausschließlich der in eine Tabakplantage umgewandelte schwere Urwald mit seinem tiefgründigen, jungfräulichen Boden. Auf solchem ist es im Laufe der Jahre nicht allein gelungen den edelsten Tabak hervorzubringen, der die geforderten Eigenschaften besitzt, sondern auch den Launen des Rauchers bezüglich eines mehr oder weniger raschen Wechsels in den Farben zu folgen.

Von Natur ist dem edlen Deckblatttabak bei richtiger Reife und richtiger Behandlung meist eine rotlichbraune Farbe in verschiedenen Nuancierungen von Hell bis Dunkel gegeben. Doch diese eine Farbe genügt der Mode nicht. In dem Wahn befangen, daß helles Deckblatt auch ohne entsprechende leichte Einlage einen weniger mit Nikotin durchsetzten Tabak anzeigt oder daß recht unbestimmte, schmutzige oder graue Farben einen höheren Grad von „Echtheit" bekunden, oder daß ein solcher Tabak besser munde, werden alle möglichen, d. h. unmöglichen, weil unnatürlichen Variationen verlangt, die nur durch künstliche Beeinflussung auf das Wachstum der Pflanzen oder durch Einwirkung auf die natürliche Fermentation des Produktes — also durch Vorgänge, die in Wirklichkeit der Güte des Tabaks Eintrag tun — erzielt werden können. Als ob solche äußerlichen Farben irgend einen Einfluß auf die spätere Einlage der Zigarren, die aus Kelit Brasil-, Java-, Havanna- u. s. w. Einlagetabaken bestehen, ausüben könnten! Die mausegraue Farbe der Zigarren, die gegenwärtig von der Mode bevorzugt wird, zum Beispiel wird durch den Schnitt vor der Reife und besonderes Fermentieren erzeugt und hat natürlich mit dem Geschmacke nichts zu tun, sie wird nur von dem bißchen Deckblatt getragen, das die Zigarre einhüllt. Müßte der Raucher solchen unreifen Tabak als Einlage rauchen, so würden die meisten rasch von ihrer Leidenschaft bekehrt werden. An und für sich mag diese Auffassung über die Ursachen der Qualität ja harmlos sein, für den Pflanzer ist sie aber die Quelle großen Unheils geworden: sie hat die Tabakkultur zu einem Hazardspiele gemacht, bei dem nur der Pflanzer einen Treffer zieht, der diejenige Sorte beim Pflanzen und Bearbeiten des Tabaks trifft, die in der kommenden Saison Mode wird. Der hellgelbe Tabak, der vor 4—6 Jahren in der Mode war, und der seinerzeit mit Gold aufgewogen wurde, wird heutzutage kaum mehr gekauft. Fast alle Tabakunternehmungen auf Sumatra, Borneo und Neu-Guinea behandeln jetzt ihren Tabak auf jene Farben, wie sie damals die hellgelbe Farbe zu erzielen wußten — ändert sich die Mode in der Farbe, so würden ihre Ernten entwertet, gleichviel ob sonst der Tabak gut oder schlecht ist und große Verluste, die jedesmal die Existenz der ganzen Unternehmung aufs Spiel setzen, sind unvermeidlich.

In diesen ungesunden Verhältnissen ist neben der Arbeitermisere der Grund zu suchen, warum auf Neu-Guinea die Tabakkultur keinen breiteren Boden gefunden hat, also nur in beschränkterem Umfange betrieben wird obgleich der Tabak ausgezeichnet gedeiht und sich mit jedem anderen Deckblatttabak messen kann. Will man den Schwerpunkt auf sie verlegen, so müssen alle anderen Kulturen beiseite gelassen werden, denn die Schwierigkeiten in

Digitized by Google

ihr sind so große, daß die Sorgfalt, die Intelligenz und die volle Arbeitskraft der Pflanzer und die gesamte Leistung der Arbeiter auf sie konzentriert werden — für eine andere Kultur bleibt nichts übrig.

Die Erfahrung zeigt, daß auch in Sumatra nur einzelne große Gesellschaften, die über eine Reihe von verschieden gelegenen Pflanzungen, die sich bei Mißernten oder bei Modewechsel gegenseitig aushelfen können, gebieten, ein sorgenloseres Dasein führen, als die vielen kleinen Unternehmungen, die mehr oder weniger in steter Sorge um ihre Existenz leben und von Jahr zu Jahr auf einen „Treffer" hoffen. In Neu-Guinea wird man besser tun, sich an dem Hazardspiele nicht zu beteiligen und sich zunächst anderen Kulturen mit weniger schwankenden Preisen auf dem Weltmarkte zuzuwenden.

Ein 3 Monate altes Kautschukbäumchen (Castilloa elastica).

## Kultur von Kautschuk liefernden Bäumen

Anders liegt die Kultur mit Kautschuk liefernden Pflanzen, die von der Neu-Guinea-Compagnie nach Kaiser Wilhelmsland und nach dem Bismarckarchipel gebracht worden ist. Auch hierbei ist man mit der größten Vorsicht und allerdings dadurch auch unter einem großen Zeitaufwand vorgegangen. Etwa 1890 wurden einige wenige Pflanzen (Castilloa elastica und Ficus elastica), welche dem mustergültigen botanischen Garten von Buitenzorg auf Java entstammten, nach Konstantinhafen gebracht und dort groß gezogen. Sie kamen leidlich hoch und lieferten zu einem zweiten Versuch das Saatmaterial, der 1896 in Stephansort mit einer größeren Anzahl unternommen wurde. Bis zum Jahre 1900/1901 hatten sich diese Pflanzen zu stattlichen Bäumen entwickelt, die nach dem Urteil der sachverständigen Pflanzer einer derartigen Kraft und eines derartigen Wachstums sich erfreuen, daß angenommen werden darf, dieser Baum habe seine Heimat in Neu-Guinea gefunden. Auch die Versuche des Anzapfens der Bäume auf ihre Ertragfähigkeit und auf die Qualität des gewonnenen Kautschuks haben vollauf befriedigt, so daß auf diese Kultur die besten Erwartungen gesetzt werden dürfen. Man ist denn auch auf Grund dieser Vorbereitungen in Kaiser Wilhelmsland damit vorgegangen, dieser Kultur eine große Ausdehnung zu geben. Zur Zeit ist man, nachdem das erforderliche Saatgut im Lande selbst den 1896 gepflanzten Bäumen entnommen werden kann, beschäftigt, Hunderttausende von Bäumchen auszusetzen bezw. anzupflanzen. Ficus elastica wird bevorzugt.

Neuerdings hat der vom kolonialwirtschaftlichen Komitee entsandte Forschungsreisende R. Schlechter Guttapercha liefernde Bäume in Kaiser Wilhelmsland entdeckt. Nach den von dem Komitee veröffentlichten Berichten erstrecken sich die Funde auf Arten, welche weißes Gutta produzieren (nicht Gutta merah, das rötliche). Da die Gewinnung mit Hilfe der Eingeborenen

kaum möglich, durch Expeditionen aber ſehr ſchwierig und koſtſpielig iſt, ſo ſteht noch in Frage, ob ſie rentabel gemacht werden kann.

Mit Erfolg ſind ferner eingeführt worden (gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie) Pfeffer, Vanille, die Siſalagave, Ramié, Kapok, welcher übrigens in einer Art auch im Lande wild wachſend vorkommt, kultiviert aber beſſeren Ertrag abwirft. Auf ſie einzeln einzugehen würde hier zu weit führen; es ſei nur bemerkt, daß derartige Kulturen im alleinigen Plantagenbetrieb in Neu-Guinea kaum rentabel gemacht werden können, immerhin aber von Wichtigkeit als Nebenbetriebe ſind, um die vorhandenen Arbeitskräfte voll auszunützen. Sie kommen auch in Frage, weil man die Exiſtenz einer Pflanzung nicht auf eine Karte — in dieſem Falle auf eine einzige Kultur ſetzen will. Betreibt man auf einer Pflanzung mehrere voneinander unabhängige Kulturen, ſo läßt ſich doch im Falle von Minder- oder Mißernten aus der einen oder der anderen Kultur eine beſtimmte Einnahme durch die nicht davon betroffenen erzielen. Von dieſen ſei nur die Kultur des Kapokbaumes hervorgehoben, welcher planmäßig von der Neu-Guinea-Compagnie um 1886 angepflanzt worden iſt — meiſt nur an den Rändern der Pflanzungswege (Chausſeebaum) und welche jetzt ſchon etwa 25000–30000 Pfund Seidenflocke p. a. liefert.

Ein ca. 1 Jahr alter Kautſchukbaum (Ficus elastica) 2½ m hoch.

Aus dieſen ganz allgemeinen Angaben wird der verehrte Leſer den Eindruck gewinnen, daß in einem Lande, welches keine anderen Hilfsquellen beſitzt als ſein Tropenklima und ſeinen Urwaldboden, das Koloniſieren nicht leicht zu nehmen iſt. Jedes kulturfähige Stückchen Erde muß dem Urwald abgerungen werden und wie der Menſch in dem ungewohnten Klima um ſeine Exiſtenz zu ringen hat, ſo hat auch jede neue Pflanze als Eindringling zunächſt um ihre Daſeinsberechtigung zu kämpfen. Die eine Pflanzengattung erſtarkt, die andere ſtirbt bei hohen Grundwaſſerverhältniſſen ab, die eine liebt den Seewind, die andere verkümmert unter ſeiner Einwirkung, der einen iſt Korallenboden ein Lebensfaktor, der anderen bringt er Vernichtung; in ihrem Kampfe ums Daſein haben aber alle Eindringlinge eines gemein, nämlich Widerſtand gegen irgend einen Schädling zu leiſten, der ſofort und ohne Ausnahme bei jedem Neuling zur Stelle iſt und ihn mit der Vernichtung bedroht. Erſt wenn für die neu einzuführende Pflanze der paſſende Boden, die paſſende

Höhenlage gefunden und die Angriffe des Schädlings oder der Schädlinge mit des Menſchen Hilfe überwunden ſind, dann darf man auf ihre Zukunft im Lande Vertrauen faſſen und an ihre Ausbreitung zum Nutzen des Menſchen herangehen. Daraus erhellt, daß Neuanlagen überall Zeit, viel Zeit erfordern, bis ſie rentabel werden können und, daß dieſe Zeit in den Ländern doppelt zu bemeſſen iſt, in welchen noch gar keine Erfahrungen vorliegen, wie dies bei den meiſten deutſchen Kolonien, jedenfalls aber in Neu-Guinea der Fall iſt. Deswegen werden auch diejenigen, welche Kapitalien in die Kolonien gelegt haben, bezüglich ihrer Verzinſung ſich mit Geduld wappnen, ſo wie diejenigen, die die mühſame und vielfach undankbare Arbeit der Pioniere übernommen haben, ſich damit tröſten müſſen, daß ſchließlich mutiges Ausharren doch ſeinen Lohn finden wird.

VI. Anſiedler und Beamte*)

Das Leben in Neu-Guinea hat, obgleich die junge Kolonie noch nicht viele Lebensjahre zählt, bereits ein recht eigenartiges Gepräge erhalten. Die erſten Anſiedler im Archipel waren Kaufleute, die in engeren Beziehungen zu Samoa ſtanden und von denen einzelne mit Samoanerinnen verheiratet waren. Hierzu kam engliſches und amerikaniſches Element, bis nach der Beſitzergreifung des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie das deutſche Element dominierend wurde. In dem ausſchließlichen Dominium dieſer Compagnie in Kaiſer Wilhelmsland waren natürlich als Beamte, Pflanzer und Kaufleute von Anfang an faſt ausſchließlich Deutſche vertreten; als aber die Tabakkultur eingeführt wurde, kam eine Anzahl von deutſchen und holländiſchen Tabakpflanzern aus Sumatra,

Wohnhaus eines Europäers in Stephansort nebſt Küchengebäude. Das Dach iſt mit Atap eingedeckt (Blätter der Nipapalme).

---

*) VI und VII nach den Angaben des Adminiſtrator Karl Müller.

welche die Sitten und Lebensgewohnheiten Niederländisch-Indiens auf Neu-Guinea zu übertragen suchten, was um so leichter erschien, als sie infolge ihrer Kenntnisse und ihrer Tropenerfahrungen in einem besonderen Ansehen standen. Auch Australien stellte für Neu-Guinea ein größeres Kontingent von Leuten, die namentlich in den unteren Stellen als Aufseher oder im Schiffsdienst als Matrosen Unterkunft fanden. Nimmt man dazu noch das Händlerelement, bei welchem manchmal die Vergangenheit des einzelnen Individuums nicht ganz durchsichtig ist, sowie die verschiedenen Berufsarten aller Rassen hinzu, so wird man die eigenartige Entwicklung des Lebens erklärlich finden. Stand und Herkunft des einzelnen Individuums waren aber nicht allein für diese Entwicklung maßgebend — nicht einmal die Sumatrapflanzer, die am meisten dazu prädestiniert erschienen, konnten mit ihren Sitten ausschlaggebend durchdringen. So ist von jeder Nation und Rasse etwas geblieben und ein Ganzes daraus geworden, dem der Verkehr mit der eingeborenen und eingewanderten Arbeiterschaft den originellen Stempel aufdrückt.

Die Häuser der Europäer tragen alle einen übereinstimmenden Charakter, wenn auch die einen größer als die anderen und in ihrer inneren Ausstattung je nach dem Geldbeutel oder den Neigungen der Besitzer verschieden sind. Vom Palmenwald umgeben erhebt sich inmitten eines kleinen Gartens ein meist einstöckiges Holzhaus (Schweizerhaus), das auf über meterhohen Holzpfählen oder Zementpfeilern steht, und um welches ringsherum eine breite Veranda läuft. Im Archipel ist meist das Dach mit Wellblech eingedeckt, welches zugleich zum Sammeln des Regenwassers in sogenannten Tanks dient. Breite Türen führen zu den luftigen Innenräumen, welche gewöhnlich aus einem Empfangszimmer, einem Speisezimmer und einigen Schlafräumen bestehen. Küche und Wirtschaftsräume sind in einem besonderen, nahe stehenden Gebäude untergebracht. Die Einrichtung ist eine sehr einfache und besteht aus den im Osten allgemein üblichen Möbeln chinesischer Herkunft. Weiche Federbetten gibt es mit Rücksicht auf das Klima nicht; man benützt harte Betten — Matratzen und Kopfkissen mit Kapok*) gefüllt —, die in dichte Schleier (Moskitonetze) eingehüllt sind.

Die Tracht ist die übliche Tropentracht: bei den Herren weiße baumwollene Anzüge, welche leicht gewaschen werden können, von welchen jedes Individuum einige Dutzend besitzt, und der Tropenhelm oder ein weicher Filz- oder Strohhut mit breitem Rande. Die Damen — in der vorwiegenden Mehrheit von englisch-samoanischer Abstammung — tragen schlafrockähnliche Gewänder aus leichten Stoffen. — Auch in dieser Beziehung herrscht die größte Einfachheit.

## VII. Arbeiterverhältnisse

### Melanesische und papuanische Arbeiter

Die dem Lande selbst entstammenden Arbeiter sind aus allen Teilen des Schutzgebietes. In der ersten Zeit — also bis etwa 1891 — verstanden sich im großen und ganzen nur die Leute von den Inseln des Archipels zur Arbeit und auch diese nur in geringerer Zahl. Von dieser Zeit ab gelang es mit vieler Mühe, nach und nach andere Gebiete, insbesondere auch in Kaiser Wilhelmsland für die Anwerbung zu erschließen, so daß man jetzt in Kaiser Wilhelmsland Leute von den Gebieten des Huongolfes, aus der Gegend von Finschhafen, der Astrolabebai, Potsdamhafen, Berlinhafen, den French-Inseln, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Buka u. a. m. als Arbeiter beschäftigt findet**). Fast alle Arbeiter, die den üblichen Arbeitervertrag eingehen, haben jetzt den Begriff, daß sie eine Verpflichtung auf eine größere Zeitdauer — die Archipelleute auf 3 Jahre, die Kaiser Wilhelmslandleute meist auf 2 Jahre — eingehen

*) Seidenbaumwolle, ein Produkt des Kapokbaumes, der im Lande wächst.

**) Im Archipel liegen die Verhältnisse etwas anders. Auf den Unternehmungen daselbst werden fast nur Archipelleute verwendet, was seinen Grund darin hat, daß solche in hinreichender Zahl gewonnen werden konnten. Bei der raschen Zunahme des Umfanges der Pflanzungen wird man aber bald an der Grenze der im Lande zu gewinnenden Zahl angelangt sein und daher sich nach Zufuhr von außerhalb umsehen müssen.

Digitized by Google

nach deren Ablauf sie wiederum in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Die unbedingte Zuverlässigkeit aller Versprechungen und Zusagen, die ihnen bei Abschluß des Vertrages vom weißen Manne gemacht worden sind, bildet die Grundlage des Verhältnisses. Jedes angeworbene Individuum muß reichliche Verpflegung, gute Behandlung, Befriedigung seiner kleinen anderen Bedürfnisse, wie zum Beispiel des Rauchens, der allgemeinen Unterhaltung (Sing-Sing), der Eitelkeit mit Bezug auf Kleidung und insbesondere nach Ablauf des Vertrages pünktliche Entlohnung und Heimbeförderung finden, um bei

Papuanische Arbeiter der Neu-Guinea Compagnie vom Stamme des Jabime (Siegend von Hatzfeldthafen im Stephansort.

sich und seinen Stammesgenossen in der Heimat das Vertrauen zu dem Arbeitgeber zu gewinnen, das für die weitere Gestaltung eines Verhältnisses zwischen ihm, seinen Stammesgenossen und zwischen dem Arbeitgeber maßgebend ist. Wird er in seinem Vertrauen getäuscht, werden seine Erwartungen nicht erfüllt, so läßt nicht allein er selbst sich nicht mehr zu einem Dienstverhältnis herbei, sondern auch seine Genossen und Nachbarn verschließen sich allen weiteren Versuchen. Ein in dieser Hinsicht begangener Fehler rächt sich auf lange Jahre hinaus. Die Auswahl des europäischen Personals der Unternehmungen entscheidet daher in der Hauptsache auch über die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse, da der eingeborene Arbeiter niemals eine Unternehmung, wie zum Beispiel die Neu-Guinea Compagnie, die über ihm stehen konnte, in seinen Begriff einzubeziehen vermag, sondern nur deren persönliche Vertretung. Für ihn ist der „big fellow master“ oder der „big fellow master he make“ die einzige und maßgebende Autorität, die er kennt und von der alles in gutem

Digitized by Google

oder schlechtem Sinne herrührt. Kommt zum Beispiel auf der Plantage XX, die von dem Administrator Krause geleitet wird, schlechte Behandlung vor, so wird bei Krause kein Arbeiter seinen Vertrag verlängern, keiner der Entlassenen oder Davongelaufenen nach einem zeitweisen Aufenthalte in der Heimat das Verlangen verspüren, wieder in die erlernte Tätigkeit zurückzukehren; aber auch kein Stammesgenosse wird sich neu anwerben und kein Dorfälteser dazu die Erlaubnis erteilen — kurzum Herr Krause ist boykottiert zum schweren Schaden seiner Gesellschaft.

Was nun die Leistungsfähigkeit des papuanischen oder melanesischen Arbeiters anlangt, so ist dieselbe durchaus nicht eine minderwertige, wie so vielfach geglaubt wird, sondern bei einiger Erziehung eine durchaus zufriedenstellende, wenn sie auch nicht diejenige des Chinesen oder Javanen, wenigstens zur Zeit noch nicht, erreicht. Er kann zu allen Arbeiten — mit Ausnahme etwa derjenigen, die etwas Farbensinn beanspruchen, wie zum Beispiel das Sortieren von Tabak — verwendet werden. Auch ist er bei richtiger Behandlung ein treuer und guter Diener. Zu seiner Erziehung zum mehr selbsttätigen Arbeiter hat er derart Fortschritte gemacht, daß man ihm neuerdings die selbständige Erledigung eines gewissen Arbeitsquantums für den Tag übertragen kann, das er ohne unmittelbare Aufsicht gewissenhaft abfertigt. Auch in das Handwerk sind sie eingedrungen, insbesondere scheinen sie sich für das Zimmerhandwerk zu eignen und zu interessieren. Im Schiffsdienst sind sie gut verwendbar; die Handels- und Anwerbeschiffe sind durchweg mit melanesischen Matrosen besetzt. Selbst zur Führung eines Kutters oder zur Beaufsichtigung einer kleineren Station haben sie sich aufgeschwungen.

## Chinesische Arbeiter

Während bei den Unternehmungen im Archipel fast ausschließlich eingeborene Arbeiter beschäftigt sind, sind in Kaiser Wilhelmsland auch andere Rassen, wie Chinesen, Javanen und javanische Frauen, Makassaren, Amboinesen, andere Malaier und Indier zur Arbeit herangezogen worden, teils wegen Mangel an einheimischen Arbeitskräften, teils um die Bedingungen, die gewisse Tropenkulturen erfordern, durch geschulte Hände zu erfüllen. Der vor allem bei der schwierigen Tabakkultur unentbehrliche Chinese ist in Kaiser Wilhelmsland zahlreich vertreten. Über den Wert und Unwert desselben sind in der Kolonialliteratur eine Reihe von Urteilen veröffentlicht, die mehr oder weniger auch auf Neu-Guinea zutreffend sind.

Auch in Neu-Guinea hat sich der Chinese als ein geschickter, sehr leistungsfähiger Arbeiter erzeigt, doch ist er als derjenige anzusehen, der sich am wenigsten mit dem tropischen Klima Neu-Guineas abfinden kann; es hat daher in den Reihen der chinesischen Arbeiter im Durchschnitt die größte Sterblichkeit geherrscht. Man hat früher diesen Umstand der schlechten Auswahl der Leute in den Hafenstädten, wie Singapore, Macao ꝛc. zugeschrieben, wo man die Gelegenheit benutzt hätte, das durch den Opiumgenuß entnervte Gesindel abzuschieben.

Aber auch die neuerdings direkt in China angeworbenen, sorgfältigst ausgewählten Leute haben das ungünstige Bild wenig verschoben; sie sind den bekannten Tropenkrankheiten nicht unerheblich unterworfen. Auch dieser Umstand dürfte schließlich auf die Einstellung der Tabakkultur hinwirken.

Digitized by Google

Die Chineſen finden bei allen ſchwierigeren Arbeiten — hauptſächlich im Akkord — Verwendung. Ihre Leiſtungen ſind denen der eingeborenen Arbeiter überlegen. Sie erhalten ihre Befehle und Anweiſungen nicht direkt vom Adminiſtrator oder dem Aſſiſtenten einer Pflanzung, ſondern durch eine Mittelsperſon, den ſogen. Haupttandil, auch Tandil beſaar genannt (chineſiſcher Hauptaufſeher) und durch die Tandils (Aufſeher einzelner Abteilungen). Jede Plantage beſitzt einen Haupttandil und auf 20—30 Chineſen je einen Tandil. Der Haupttandil ſorgt für die Ausführung der von dem Adminiſtrator oder den Aſſiſtenten gegebenen Befehle, bei ihm werden alle Streitigkeiten zwiſchen den Kulis untereinander vorgebracht, er iſt ihr Ratgeber in allen Fragen und hält dagegen, was beſonders wichtig iſt, die Leitung der Unternehmung über alles, was im Chineſenviertel vorgeht, auf dem laufenden. Danach läßt ſich die große Bedeutung dieſes Mannes bemeſſen. Alle Weiſungen auf einer Unternehmung ergehen vom Adminiſtrator oder in deſſen Auftrage von einem Aſſiſtenten aus, der Haupttandil allein übermittelt ſie in ſeiner chineſiſchen Sprache den Tandils und deren Kulis. Mehrere unter ihren Tandils ſtehende Abteilungen bilden einen Kongſie (80—120 Mann), über welchem ein Europäer ſteht.

Hauptpflanzweg einer Tabakplantage, an deſſen beiden Seiten die Tabakfelder angelegt ſind (Stephansort 18[illegible]).

Die Chineſen ſind als Handwerker (nicht zu verwechſeln mit gewöhnlichen Arbeitern, auch „Kulis“ genannt), recht geſchickt und arbeitſam bei verhältnismäßig geringen Anſprüchen. Infolge dieſer Eigenſchaften haben ſich ſolche Leute raſch in Neu-Guinea eingebürgert (auch im Archipel), wo ſie überall gern geſehen ſind. Der weiße Handwerker iſt daher faſt gar nicht mehr in Neu-Guinea vertreten. Man findet geſchickte Fiſcher, Gemüſegärtner, Zimmerleute, Plankenſäger, Schmiede, Maſchiniſten und auch neuerdings Schreiber (Crani), die die kleineren Rechnungen beſorgen und Tabellen, Lohnliſten ꝛc. führen können. In dem Stande der Cranis fängt man an, ſich auch mit der deutſchen Sprache zu beſchäftigen; ihre Verwendung dürfte daher in Zukunft mehr und mehr in Frage kommen. Ein großer Teil der chineſiſchen Arbeiter (oft der größere) iſt in Bezug auf ſeine Fähigkeit zur Arbeit als minderwertig

Digitized by Google

anzusehen, er ist, durch Krankheiten oder Laster geschwächt, der schweren Feldarbeit nicht mehr gewachsen — kann aber zu den feinen Tabaksarbeiten Sortieren, Fermentieren, Bündeln und anderen Arbeiten in den Scheunen noch gut verwendet werden. Sie sind — in den englischen und holländischen Kolonien sogar offiziell — mit dem häßlichen Beinamen „Stinker" belegt.

Der Verdienst dieser Leute hält sich etwa in folgenden Grenzen: Der Haupttandil hat einen Monatslohn von 100—120 Mark, ungerechnet des Nebeneinkommens, das er durch mehr oder minder freiwillige Abgaben seiner Leute sich schafft, die Tandils und guten Tabakarbeiter (Edelsorten) dürften 300 bis 400 Mark p. a., die mittleren ca. 200 Mark p. a. verdienen.

Nur wenige Leute aus der Klasse der Stinker kommen über das Niveau des kontraktlich als Mindestannahme festgelegten Betrages von 16 Mark pro Monat hinaus.

Verpflegung gestellen sich die Leute selbst, Wohnung und ärztliche Überwachung besorgt die Unternehmung. Fast alle Chinesen stehen im Kontraktverhältnisse.

## Javanische und indische Arbeiter

Auch die Javanen und Javaninnen stehen im Kontraktverhältnis und beziehen bei Selbstverpflegung 18—27 Mark Lohn im Monat. Sobald der Javane sich in seine Tätigkeit hineingelebt hat, so arbeitet auch er nach bestimmten Regeln im Akkord. Javanen werden zu allerhand Arbeiten gebraucht, so zur Anlage der Drainagen, zum Wegebau und zum Häuser- und Scheunenbau, sie sind Karrenführer, Wächter, Holzfäller u. s. w.; der Javane ist fügsam, anstellig und geschickt und deshalb als Arbeiter willkommen. Auch bei ihnen geschieht der Verkehr mit dem Administrator durch ihren Obmann (Mandoor). 30—40 Mann stehen unter einem Mandoor.

In ähnlicher Weise liegen die Verhältnisse bei den Farbigen anderer Rassen.

An die javanischen Sitten und an deren Sprache gewöhnen sich alle eingewanderten Farbigen (nicht so die eingeborenen Arbeiter) bald, so daß sie sich in malaiischer Mundart nach etwa einem Jahr untereinander verständigen können; auch dem Europaer bietet die Erlernung dieser Sprache wenig Schwierigkeiten, sie ist daher nachdem man sich gegenseitig eingewohnt, der Mittel für das Verkehrsleben der Unternehmung.

Allen diesen Farbigen ist kontraktlich das Recht der freien Hin- und Rückreise von bezw. nach der Heimat zugesichert.

Die Anwerbung solcher Leute in China, Java, den Molukken, Singapore u. s. w. bietet nicht allein hinsichtlich der Auswahl, der Besiegung ihres Mißtrauens fremden Verhältnissen gegenüber, der damit verknüpften großen Geldopfer, der zur Beförderung geeigneten Schiffahrtsgesellschaften und aus anderen verschiedenen Ursachen große Schwierigkeiten, sondern auch durch die Gesetzgebung fast aller Kolonialmächte, welche gute Arbeiter den eigenen Kolonien zu erhalten oder gleichfalls zuzuführen trachten.

Nach dieser kurzen Schilderung der weißen und farbigen Bewohner der Kulturniederlassungen Neu-Guineas gehen wir auf das alltägliche Leben von Weißen und Farbigen auf denselben ein.

Nachdem in aller Frühe Toilette gemacht und hastig eine Tasse Tee, Kaffee oder Kakao geschlürft ist, gehen die Pflanzungsbeamten bei Tagesgrauen hinaus in die Pflanzung, wo sich inzwischen beim ersten Aufdämmern des Lichtes die Arbeiter auf dem Appellplatze zum Morgenappell versammelt haben; auch sie haben sich durch ein Frühstück bestehend aus etwas Reis oder Eidruchten gestärkt. Die europäischen Beamten halten, die meisten zu Pferde bei ihren Abteilungen und lassen sich von den farbigen Aufsehern (Tandils oder Mandoors) abteilungsweise Rapport erstatten über die Zahl der erschienenen Arbeiter, der nicht erschienenen über die Gründe des Fehlens u. s. w. Der europäische Heilgehilfe erscheint mit den sogen. Verbandmeistern, d. i. geschulten farbigen Heilgehilfen, versieht die Kranken mit Medizin und legt Wundverbände, die immer bei einer Anzahl von Leuten vorhanden sind, frisch verbinden. Gegen 6 Uhr erscheint der Administrator, nimmt die Rapporte entgegen und ordnet die Arbeit des Tages an. Nachdem dies geschehen, rücken die einzelnen Abteilungen auf ihre Arbeitsplätze ab. Punkt 6 Uhr verkündet ein von dem Wächter vor dem Administratorhause ausgehendes, dreimaliges, langgezogenes Hornsignal, das von den übrigen Wächtern, welche das

der Lage der Europäerhäuſer über die Pflanzung verteilt ſind, ſofort aufgenommen wird, den Beginn der ernſten, fortlaufenden Tagesarbeit. Die europäiſchen Beamten (Aſſiſtenten) geben in den ihnen unterſtehenden Revieren perſönlich ihre Anweiſungen, ſtellen die einzelnen Arbeiter an (beim Tabakbau hat jeder Kuli immer ein und dasſelbe, ihm zugewieſene Feld), beſtimmen beim ſogenannten Tagesakkord die abzuarbeitenden Strecken, die Zahl der auszuſetzenden Pflanzen u. ſ. w.

Auch in dem kaufmänniſchen Betriebe heißt es: Morgenſtund hat Gold im Mund! Punkt 6 Uhr öffnen ſich die Tore des Verkaufsſtores, in welchem die Waren zum Verkauf oder zur Abgabe an die einzelnen Reſſorts bereitliegen. Arbeiterköche empfangen zur Herrichtung der Mahlzeiten den für ſie beſtimmten Reis und andere Nahrungsmittel, die Hausjungen holen unter Abgabe von Lieferzetteln, Beſtellzetteln u. a. m. die von ihren Herren gewünſchten Artikel und Gegenſtände; eine Anzahl Leute, Abgeſandte der Miſſionen kaufen direkt ein. Gegen 8 Uhr iſt der erſte Anſturm befriedigt und auf dem Felde die Arbeit verteilt und nun kommt die Frühſtücksſtunde, welche der bisher nur notdürftig befriedigte Magen gebieteriſch verlangt. Nach dem Frühſtück, welches gewöhnlich aus Brot, Zwieback, Schinken, Wurſt, kaltem Fleiſch, Käſe, Früchten ꝛc. beſteht, erledigt der Feldaſſiſtent einige Eintragungen in die Bücher und Arbeiterzahlliſten und andere Aufzeichnungen und macht dann, immer zu verſchiedener Zeit, zu Fuß eine Kontrolltour durch ſein Arbeitsgebiet; der kaufmänniſche Beamte kehrt zu ſeinem Bureau und zu ſeinen Büchern zurück. Um 11 Uhr ertönen wiederum drei Hornſignale; diesmal rufen ſie aber die Arbeiter von der Arbeit zur Mittagspauſe, die bis 1 Uhr währt. Um 1 Uhr beginnt wiederum die Arbeit und dauert bis ca. 6 Uhr. Der Europäer ſpeiſt gewöhnlich, wenn er keine beſondere dienſtliche oder andere Abhaltung hat, um 12 Uhr zu Mittag. Sein Mittageſſen, welches meiſt von einem chineſiſchen Koch ſchmackhaft zubereitet iſt, beſteht aus Suppe, Fiſch, friſchem Rind- oder Schweinefleiſch, Huhn (faſt jeder Beamte beſitzt eigene Geflügelzucht) oder Erträgniſſen der Jagd, wie Tauben, Kaſuare, Buſchhühner, Wild

Bibitanlage (Saatbeete) auf einer Tabakplantage mit Schutzdächern gegen Sonnenbrand. Im Hintergrund Tabak im Felde und Scheunen.

Digitized by Google

ſchweine u. a. m. Auch Hammelfleiſch iſt ab und zu als angenehme Abwechſlung zu haben. Als Zukoſt werden Kartoffeln, Reis, Yams, Taros verwendet, ferner gibt es aus der ſtets friſch aus Europa oder Auſtralien bezogenen Saat ſelbſt gepflanzte Gemüſe. Kaliforniſche und andere Früchte, Obſt (Ananas, Bananen ꝛc.), Käſe der verſchiedenſten Art, Backwerk bilden den Nachtiſch. Alles liefert der Store, wie auch einige preiswerte Weine, verſchiedene Sorten Biere, Zigarren und andere Genußmittel. Iſt friſches Fleiſch nicht zu haben, ſo müſſen Konſerven aushelfen.

Ochſenkarren (Kareta) in Stephansort.

Den Arbeitern werden drei Mahlzeiten im Tage gewährt, je eine des Morgens, Mittags und Abends. Die Hauptnahrung beſteht in der Hauptſache in Reis, daneben in ſelbſtgewonnenen Erdfrüchten, wie Yams, Taros, Bataten, geröſtetem Mais, Tapioka, Sago, Bohnen, ferner Salzfleiſch, Trockenfiſch, Kokosöl, Schweineſchmalz; ferner werden einheimiſche, ſowie chineſiſche und malaiiſche Gemüſe verabreicht.

Nach Einſtellung der Arbeit um 6 Uhr, alſo nach des Tages Laſt und Hitze, werden die Spuren derſelben durch ein Bad getilgt, ein Genuß, dem ſich alle Arbeiter mit Eifer hingeben. Gewiſſe krokodilfreie Flußſtellen ſind als Badeplätze freigegeben und mit Jubel tummeln ſich alltäglich in ausgelaſſener Fröhlichkeit Männlein und Weiblein in ungeniertem Durcheinander in den erfriſchenden Fluten. Die auf das Bad unmittelbar folgende Abendmahlzeit bildet die Hauptmahlzeit. Unglaubliche Mengen finden bei dieſem big fellow kai-kai ihr Unterkommen in dem ewig hungrigen Magen des farbigen Mannes.

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen ſchmücken ſich oder legen ein beſſeres Kleid für die Erholung des Abends an und unter Plaudern und Scherzen wird der Abend verbracht. Die eingeborenen Arbeiter laſſen es ſich, namentlich in der Vollmondzeit, nicht nehmen, ſich ihrem Sing Sing (Tanz mit Geſang) mit Eifer hinzugeben — bald bilden ſich Gruppen von Zuſchauern und Ausführenden, deren abſonderliche Verſchiedenheiten mit der Umgebung, den unterhaltenen Feuern, ein phantaſtiſches Bild ergeben. Manchmal mag dem in der Nähe weilenden Europäer der Lärm etwas ſtörend erſcheinen — aber vergnügt lächelnd läßt er dieſen Ausdruck der Luſtigkeit über ſich ergehen in dem Bewußtſein, je toller der Spektakel, um ſo größer das Wohlbefinden der Leute und dankt Gott, daß jene Zeiten, in welchen die Menſchen den Kopf hängen ließen und unluſtig zur Arbeit gingen, zu welchen verluſtreiche Seuchen umhergingen, vorüber ſind und hoffentlich ſelten oder nie mehr wiederkehren. Je größer die Luſtigkeit am Abend, deſto beſſer geht andern Tages die Arbeit vor ſich.

Auch der Europäer folgt der allgemeinen Sitte und ſtärkt ſich nach Beendigung des Dienſtes durch ein erfriſchendes Bad. Alsdann erſcheint er in friſchem, ſchneeweißem Tropenanzug im Klublokal, um bei einem Glaſe durch Rotation in Salpeter gekühlten Biers ein Plauderſtündchen mit ſeinen Kollegen und etwaigen Gäſten zu feiern. Tageserlebniſſe werden beſprochen, oft auch Politik getrieben. Die einen ſpielen Billard, andere irgend ein beliebtes Kartenſpiel — auch hier iſt der Skat vorherrſchend — oder ein anderes Geſellſchaftsſpiel. Die Stimmung iſt eine animierte, Scherzworte fliegen herüber und hinüber, Schwänke werden belacht, kurzum bei dieſem mit gutem deutſchem Bier abgehaltenen „five o'clock tea" werden die Beſchwerniſſe des Tropenlebens vergeſſen, die allgemeine Parole iſt „Frohſinn". Gegen 8 Uhr wird die Plauderſtunde beendet, jedermann eilt nach ſeinem Heim, um das inzwiſchen vom Koche in ähnlicher Zuſammenſetzung wie das Mittagsmahl zubereitete Abendmahl einzunehmen. Um 9 Uhr erſchallt wiederum das ſchon mehrfach erwähnte Hornſignal, der neuguineenſiche Zapfenſtreich; Spiel und Tanz hören auf, die Geſänge verſtummen, um 10 Uhr muß das Licht in den Arbeiterhäuſern nach ſtrenger Vorſchrift erlöſchen. Menſchen und Tiere geben ſich der Ruhe hin. Dieſes Zuſammenleben bringt die Menſchen in den Kolonien untereinander näher; die dort geſchloſſenen Beziehungen, die ſich oft noch auf das gemeinſame Beſtehen von Gefahren ſtützen, haben daher meiſt einen feſteren Kitt als anderswo

Auch an den Sonntagen erſcheinen Europäer wie Farbige ſchon in aller Frühe auf der Bildfläche, d. h. wie an den übrigen Tagen auf dem Appellplatze. Aber auch an den Sonntagen heißt es: erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen. Appell wird abgehalten, die Arbeiter nach den Stammrollen oder Zahlliſten namentlich aufgerufen und dabei die vorgeſchriebenen ärztlichen Reviſionen vorgenommen. Alsdann beſorgt ein beſtimmter Teil des Arbeiterperſonals die Pflege derjenigen Kulturen, bei denen die Wartung keinen Tag ausgeſetzt werden darf, wie zum Beiſpiel beim Tabak oder bei Pflänzlingen anderer Gattung, die noch auf den Saatbeeten ſtehen und bei Vermeidung ihres Verluſtes begoſſen und gepflegt werden müſſen. Ein anderer Teil reinigt gründlich die Umgebung der Europäer- und Arbeiterhäuſer, beſeitigt Gras oder Unrat u. a. m., bis die ganze Station ſich „blitzblank“ dem kritiſchen Auge des Adminiſtrators präſentiert. Etwa um 8 Uhr Vormittags ſind dieſe Arbeiten beendet und nun beginnt der erſte Feſtakt und wohl der willkommenſte, nämlich die Auszahlung der Löhnung, welche bei den Melaneſen an jedem Sonntage, bei den Chineſen und Javanen zweimal im Monat (hari besaar) ſtattfindet*). Gegen 9 Uhr ſind dieſe Arbeiten beendet und die Feier tritt in ihre Rechte, die ein jeder — Europäer wie Farbiger — nach ſeinem Willen und Geſchmack begehen kann. Eine Verpflichtung haben von dieſer Zeit ab nur die ſich von Zeit zu Zeit ablöſenden Wacheabteilungen, die zum Schutze gegen Gefahr, insbeſondere der Feuersgefahr gebildet ſind.

Beamte der Neu Guinea Compagnie, Miſſionare mit ihren Frauen beim ſonntäglichen Scheibenſchießen. 1. Adminiſtrator Karl Müller. 2. Adminiſtrator J. Loag. 3. Gouvernements Stationschef Boluminski. (Aſtrolabeklub.)

---

*) Außer dieſen Zahltagen feiern die Chineſen und Javanen noch das Neujahrsfeſt (tahun baru) und noch einige andere mehr oder weniger bedeutende Feſte. Das Neujahrsfeſt iſt jedoch das größte, zu ſeiner Feier muß der Adminiſtrator beſondere Veranſtaltungen treffen, wie zum Beiſpiel das Braten eines Ochſen, Extragratifikationen u. ſ. w.

ſchweine u. a. m. Auch Hammelfleiſch iſt ab und zu als angenehme Abwechſlung zu haben. Als Zukoſt werden Kartoffeln, Reis, Yams, Taros verwendet, ferner gibt es aus der ſtets friſch aus Europa oder Auſtralien bezogenen Saat ſelbſt gepflanzte Gemüſe. Kaliforniſche und andere Früchte, Obſt (Ananas, Bananen ꝛc.), Käſe der verſchiedenſten Art, Backwerk bilden den Nachtiſch. Alles liefert der Store, wie auch einige preiswerte Weine, verſchiedene Sorten Biere, Zigarren und andere Genußmittel. Iſt friſches Fleiſch nicht zu haben, ſo müſſen Konſerven aushelfen.

Ochſenkarren (Kareta) in Stephansort.

Den Arbeitern werden drei Mahlzeiten im Tage gewährt, je eine des Morgens, Mittags und Abends. Die Hauptnahrung beſteht in der Hauptſache in Reis, daneben in ſelbſtgewonnenen Erdfrüchten, wie Yams, Taros, Bataten, geröſtetem Mais, Tapioka, Sago, Bohnen, ferner Salzfleiſch, Trockenfiſch, Kokosöl, Schweineſchmalz; ferner werden einheimiſche, ſowie chineſiſche und malaiiſche Gemüſe verabreicht.

Nach Einſtellung der Arbeit um 6 Uhr, alſo nach des Tages Laſt und Hitze, werden die Spuren derſelben durch ein Bad getilgt, ein Genuß, dem ſich alle Arbeiter mit Eifer hingeben. Gewiſſe krokodilfreie Flußſtellen ſind als Badeplätze freigegeben und mit Jubel tummeln ſich alltäglich in ausgelaſſener Fröhlichkeit Männlein und Weiblein in ungeniertem Durcheinander in den erfriſchenden Fluten. Die auf das Bad unmittelbar folgende Abendmahlzeit bildet die Hauptmahlzeit. Unglaubliche Mengen finden bei dieſem big fellow kai-kai ihr Unterkommen in dem ewig hungrigen Magen des farbigen Mannes.

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen ſchmücken ſich oder legen ein beſſeres Kleid für die Erholung des Abends an und unter Plaudern und Scherzen wird der Abend verbracht. Die eingeborenen Arbeiter laſſen es ſich, namentlich in der Vollmondzeit, nicht nehmen, ſich ihrem Sing Sing (Tanz mit Geſang) mit Eifer hinzugeben — bald bilden ſich Gruppen von Zuſchauern und Ausführenden, deren abſonderliche Verſchiedenheiten mit der Umgebung, den unterhaltenen Feuern, ein phantaſtiſches Bild ergeben. Manchmal mag dem in der Nähe weilenden Europäer der Lärm etwas ſtörend erſcheinen — aber vergnügt lächelnd läßt er dieſen Ausdruck der Luſtigkeit über ſich ergehen in dem Bewußtſein: je toller der Spektakel, um ſo größer das Wohlbefinden der Leute und dankt Gott, daß jene Zeiten, in welchen die Menſchen den Kopf hängen ließen und unluſtig zur Arbeit gingen, zu welchen verluſtreiche Seuchen umhergingen, vorüber ſind und hoffentlich ſelten oder nie mehr wiederkehren. Je größer die Luſtigkeit am Abend, deſto beſſer geht andern Tages die Arbeit vor ſich.

Auch der Europäer folgt der allgemeinen Sitte und ſtärkt ſich nach Beendigung des Dienſtes durch ein erfriſchendes Bad. Alsdann erſcheint er in friſchem ſchneeweißem Tropenanzug im Klublokal, um bei einem Glaſe durch Rotation in Salpeter gekühlten Biers ein Plauderſtündchen mit ſeinen Kollegen und etwaigen Gäſten zu feiern. Tageserlebniſſe werden beſprochen, oft auch Politik getrieben. Die einen ſpielen Billard, andere treiben ein beliebtes Kartenſpiel — auch hier iſt der Skat vorherrſchend — oder ein anderes Geſellſchaftsſpiel. Die Stimmung iſt eine animierte. Witzworte fliegen herüber und hinüber, Schwänke werden belacht, kurzum bei dieſem mit gutem deutſchem Bier abgehaltenen „five o'clock tea" werden die Beſchwerniſſe des Tropenlebens vergeſſen, die allgemeine Parole iſt „Fröhlich ſein". Gegen 8 Uhr wird die Plauderſtunde beendet, jedermann eilt nach ſeinem Heim, um das inzwiſchen vom Koche in ähnlicher Zuſammenſetzung wie das Mittagsmahl zubereitete Abendmahl einzunehmen. Um 9 Uhr erſchallt wiederum das ſchon mehrfach erwähnte Hornſignal, der neuguineiſche Zapfenſtreich; Spiel und Tanz hören auf, die Geſänge verſtummen, um 10 Uhr muß das Licht in den Arbeiterhäuſern nach ſtrenger Vorſchrift erlöſchen. Menſchen und Tiere geben ſich der Ruhe hin. Dieſes Zuſammenleben bringt die Menſchen in den Kolonien untereinander näher. Die dort geſchloſſenen Beziehungen, die ſich oft noch auf das gemeinſame Beſtehen von Gefahren ſtützen, haben daher meiſt einen feſteren Kitt als anderswo

Auch an den Sonntagen erſcheinen Europäer wie Farbige ſchon in aller Frühe auf der Bildfläche, d. h. wie an den übrigen Tagen auf dem Appellplatze. Aber auch an den Sonntagen heißt es: erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen. Appell wird abgehalten, die Arbeiter nach den Stammrollen oder Zahlliſten namentlich aufgerufen und dabei die vorgeſchriebenen ärztlichen Reviſionen vorgenommen. Alsdann beſorgt ein beſtimmter Teil des Arbeiterperſonals die Pflege derjenigen Kulturen, bei denen die Wartung keinen Tag ausgeſetzt werden darf, wie zum Beiſpiel beim Tabak oder bei Pflänzlingen anderer Gattung, die noch auf den Saatbeeten ſtehen und bei Vermeidung ihres Verluſtes begoſſen und gepflegt werden müſſen. Ein anderer Teil reinigt gründlich die Umgebung der Europäer- und Arbeiterhäuſer, beſeitigt Gras oder Unrat u. a. m., bis die ganze Station ſich „blitzblank“ dem kritiſchen Auge des Adminiſtrators präſentiert. Etwa um 8 Uhr Vormittags ſind dieſe Arbeiten beendet und nun beginnt der erſte Feſtakt und wohl der willkommenſte, nämlich die Auszahlung der Löhnung, welche bei den Melaneſen an jedem Sonntage, bei den Chineſen und Javanen zweimal im Monat (hari besaar) ſtattfindet*). Gegen 9 Uhr ſind dieſe Arbeiten beendet und die Feier tritt in ihre Rechte, die ein jeder — Europäer wie Farbiger — nach ſeinem Willen und Geſchmack begehen kann. Eine Verpflichtung haben von dieſer Zeit ab nur die ſich von Zeit zu Zeit ablöſenden Wacheabteilungen, die zum Schutze gegen Gefahr, insbeſondere der Feuersgefahr gebildet ſind.

Beamte der Neu-Guinea-Compagnie, Miſſionare mit ihren Frauen beim ſonntäglichen Scheibenſchießen. 1. Adminiſtrator Karl Müller. 2. Adminiſtrator J. Voag. 3. Gouvernements Stationschef Boluminski. (Aſtrolabeklub.)

---

*) Außer dieſen Zahltagen feiern die Chineſen und Javanen noch das Neujahrsfeſt (tahun baru) und noch einige andere mehr oder weniger bedeutende Feſte. Das Neujahrsfeſt iſt jedoch das größte, zu ſeiner Feier muß der Adminiſtrator beſondere Veranſtaltungen treffen, wie zum Beiſpiel das Braten eines Schwein, Extragratifikationen u. ſ. w.

Den Chinesen und Malaien, die ihre Lohnbezüge in barem Geld erhalten, ist Gelegenheit geboten, aus dem bis zu einer bestimmten Zeit offenen Store ihre Bedürfnisse zu decken oder Tauschwaren zum Verkehre mit den Eingeborenen einzukaufen.

Die Chinesen beteiligen sich zuweilen an den Sonntagsvergnügungen der Javanen, in deren Kampong (javanisches Dorf) es hoch hergeht. Die javanischen Herren und Damen machen sich, oft wunderlich aufgeputzt, ihre gegenseitigen Höflichkeitsbesuche und es ist höchst interessant, dabei ihren vornehmen Gang und die zur Schau getragene Würde — aber auch ihre Zungenfertigkeit — zu beobachten.

Des Nachmittags ziehen die reich geschmückten Leute nach dem in der Mitte des Kampongs liegenden Festplatz, um sich bei den Klängen des Gamelangs*) die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich führen Tanzmädchen (ronggengs) nach der nicht unmelodiösen Musik ihre anmutigen Tänze aus. Nebenbei vertreiben oft nicht ganz harmlose Spiele um Geld die Zeit, woran sich auch die Chinesen gern beteiligen.

Die papuanischen und melanesischen Arbeiter ziehen gern des Sonntags nach den Eingeborenendörfern der Umgebung, um sich dort für Tauschwaren ihre landesüblichen Leckerbissen, die sie entweder gleich verzehren oder zur Beigabe zu den Mahlzeiten der Woche aufsparen, einzuhandeln. Viele ziehen mit Speer, Pfeil und Bogen auf die Jagd und nicht selten ist ihnen das Jagdglück hold, daß sie mit reicher Beute heimkommen. Dann ist natürlich der Jubel, insbesondere wenn ein wildes Schwein erlegt worden ist, grenzenlos und bald lodern nach heimischem Gebrauche Feuer auf, um ein solennes „big fellow kai-kai" aus der Beute zu bereiten. Allgemeine Fröhlichkeit würzt das Mahl, die sich zur Ausgelassenheit steigert und schließlich in einem „big fellow singsing" endet. Diese Vergnügungen enden ohne Mißton — der Alkohol hat hier keinen Eingang gefunden.

Auch für den Europäer ist der Sonntag ein Tag der Erholung und der heiteren Freude. Häufig vereinigt er alle Glieder der Ansiedlung zum Scheibenschießen (s. Abbildung), bei welchem einige aus den Klubbeiträgen beschaffte Preise unter den besten Schützen zur Verteilung gelangen. An solchen Tagen folgt stets, oft auch nach nicht vorausgegangenem Schießen, ein gemeinschaftliches Essen im Klublokal. Billardspiel, Kartenspiel und Produktionen auf dem Klavier, dessen oft verstimmte Töne dem Vergnügen keinen Abtrag tun, würzen den Rest des Abends; die Missionare mit ihren Frauen sind dabei nicht selten gern gesehene Gäste. Manch gute, deutsche Weise klingt an solchen Abenden als Chorgesang in die Nacht hinaus.

## VIII. Schlußbetrachtungen

Deutschland ist die jüngste Kolonialmacht. Obgleich es dank seinen bewundernswerten, erprobten Heereseinrichtungen sich zu großer, auf dem Kontinent ausschlaggebenden Macht aufgeschwungen, so hat bis vor kurzer Zeit sein Wille über die Grenzen des Kontinents hinaus nur wenig Geltung sich verschaffen können. Die Nachwirkungen der großen Kriege, deren Schauplatz die deutschen Gefilde waren, die politische Zerrissenheit aus seiner Kleinstaaterei und aus seinem Parteiwesen, der Mangel einer Flotte verboten jeden Einspruch oder Widerstand, als die seefahrenden, kriegstüchtige Flotten besitzenden Nationen zur Auswahl unter den überseeischen Ländern schritten und damit ihren reichen Kolonialbesitz sich sicherten. Seit der Zeit des Großen Kurfürsten, dessen weitschauende Überseepolitik in den Ruinen von Groß-Friedrichsburg ihr Grab gefunden, bis fast zur heutigen Zeit ruhte jede Betätigung des Gedankens ein „Deutschland über See" zu gründen, gänzlich. Zwar war im Volke der alte Hansageist, die Lust am Abenteuer, der Drang zum Zug nach der Ferne und die Kraft und die Furchtlosigkeit, Gefahren zu bestehen

*) Gamelang = javanisches Orchester besteht aus einigen Personen, die auf primitiven Instrumenten eine eintönige, aber nicht unmelodiöse Musik machen. Vorherrschend sind eine Art von Xylophon und ein Instrument, das dem Cymbale der Zigeuner vergleichbar ist. Der Gamelang, der etwa 1800 Mark wert ist, stammt aus Java; für seinen Gebrauch wird von den Javanen eine Miete bezahlt, die sie durch Umlagen zusammenbringen und gewissenhaft entrichten.

Digitized by Google

und zu überwinden, nicht erloschen. Deutsche Seeleute hielten durch ihre Tüchtigkeit den alten Ruf im Dienste der deutschen Handelsstädte am Meere, deren überseeischer Handel sich glücklicherweise aus eigener Kraft mehr und mehr entwickelte und bis zu den entferntesten Meeren reichte, hoch. Auch einzelne erleuchtete deutsche Fürsten unterstützten überseeische Handelsunternehmungen größeren Stiles und förderten sie durch Zuwendung erheblicher Mittel oder Subventionen. Aber die Gewinnung von Landgebieten über See zur Kolonisation oder als Stützpunkte des Handels lag dem Unternehmungsgeiste fern, der sich mit der Tatsache, daß Deutschland in seiner eigenen Zersplitterung und seiner Ohnmacht zur See auf dem Schauplatze der Weltpolitik nichts zu suchen habe, abzufinden gewohnt war. Erst die Aufrichtung des Reichs schaffte Wandel, wenn auch zu einer Zeit, zu welcher der allgemeine Glaube dahin ging, daß die Welt, soweit sie etwas für den Menschen und seine Bedürfnisse tauge, vergeben sei. Eine weise, zielbewußte Friedenspolitik im neuen Reiche, welche die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel zur Aufrechterhaltung des Friedens benutzte, förderte Industrie und Handel und brachte sie zu enormem Aufschwung, der nach neuen Absatzgebieten und neuen Märkten drängte. Mit der Ära des Friedens war eine starke Zunahme der Bevölkerung verbunden, aus der Millionen auswanderten, die dem engen Deutschland, das ihre Interessen im Auslande nicht schützen konnte, durch Aufgabe ihrer Nationalität und durch Angliederung an eine der Kolonialmächte verloren gehen mußten. Mit den Erfolgen im überseeischen Handel zeitigte sich das drückende Gefühl der Abhängigkeit von fremder, souveräner Macht auf überseeischem Gebiete, auf dem der deutsche Handel nur geduldet war. Bei einer lebensfähigen und kraftvollen Nation, wie die deutsche, mußte schließlich die Einsicht zum Durchbruch kommen, daß Deutschland der eigenen Kolonien bedürfe und daß es eine Weltpolitik verfolgen müsse, die das Deutschtum auf der Welt, wo es sich auch niedergelassen habe, erhalten und stärken müsse. Eine Politik, die die gleichberechtigte Teilnahme aller Deutschen am Welthandel zum Ziele hat und eine weise Kolonialpolitik, die in ihren Interessen übereinstimmen und die beide von dem Besitz einer kriegstüchtigen Flotte abhängen, ergänzen sich aber wechselseitig.

An dem siegreichen, endlich einigen, Deutschen Reiche war eine Macht entstanden, die es vermochte, zur Tat zu schreiten. Obgleich die Einsicht in weite Kreise gedrungen war, so konnte man auf der Bahn der Welt- und Kolonialpolitik doch nur Schritt für Schritt vorwärts gelangen und nicht ohne Kämpfe Boden fassen — nicht allein mit den kollidierenden Interessen der übrigen Weltmächte, den Herren zur See, denen zuerst die Staatskunst des Fürsten Bismarck wenn auch widerwillig Zustimmung und in der Folge die maßvolle Politik des Reiches Gewährung abgewann, sondern auch mit einer Opposition wirtschaftlicher und politischer Kreise in Deutschland selbst. Aber auch hier drückte das Schwergewicht der Tatsachen endlich das Widerstreben zu Boden. Deutschland hat nach noch nicht 20 Jahren deutscher kolonialer Tätigkeit ein überseeisches Gebiet im Mehr, das sich auf Ost-, West- und Südwestafrika, sowie auf die Südsee erstreckt und das den Flächenraum des Deutschen Reiches um das Mehrfache übertrifft. Der Welthandel des Reiches hat im Osten durch die Erwerbung Kiautschous einen starken Stützpunkt erhalten. Die neue, von unserem Kaiser energisch verfolgte Politik, die Politik auf dem Wasser, hat ihre Feuerprobe im Zuge nach China bestanden, der dem Ansehen des Reiches und seiner Macht nicht allein Förderung gebracht hat, sondern auch manch deutsche Männer Gemüt in fremde überseeische Länder gewinnen ließ.

Wünschen und hoffen wir, daß sie zu Aposteln der Befreiung aus dem Banne des „engen" Deutschlands werden und für die Interessen einer überseeischen Politik dadurch wirken.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Wert oder Unwert aller überseeischen Erwerbungen einzugehen. Im großen und ganzen dürfte die Überzeugung Boden gewonnen haben, daß das was uns schließlich nach Verteilung der Welt noch in den Schoß gefallen, wertvoll ist, würdig um alle Kraft an den

wirtschaftlichen Aufbau anzusetzen. Was nun speziell Deutsch-Neu-Guinea anlangt, so dürfen wir heute schon den Schluß ziehen, daß wir sowohl hinsichtlich der geographischen Lage der Kolonie, als auch deren inneren Wert einen sehr wertvollen Besitz, der zu den besten Hoffnungen bezüglich seiner Zukunft berechtigt, gewonnen haben.

Wenn bis vor kurzem die geographische Lage Neu-Guineas als ungünstig, entlegen dem Weltverkehr angesehen worden ist, so wird sie neuerdings, nachdem der Norddeutsche Lloyd eine regelmäßige Verbindung mit Australien und den Straitssettlements geschaffen, günstiger beurteilt. Mit der wachsenden Bedeutung der Südsee für den Welthandelsverkehr wird aber auch der Wert der geographischen Lage in gleichem Verhältnisse steigen. Das Emporsteigen der Südsee zum vielbefahrenen Meere ist aber nur eine Frage der Zeit. Die Durchstechung des amerikanischen Kontinents an seiner mittleren und schmalsten Stelle ist eine beschlossene Sache; zweifelhaft ist nur, ob sie unter Benutzung der Vorarbeiten der verkrachten Panamagesellschaft durch den Isthmus von Panama oder unter Ausnützung der Gewässer des Nicaraguasees durch Nicaragua erfolgen wird. Aus französischen Händen wird das riesige Unternehmen in amerikanische übergehen und es ist nicht daran zu zweifeln, daß es der Energie und der Kapitalkraft der Amerikaner gelingen wird, es zur Ausführung zu bringen. Mit der Eröffnung des Panama- oder Nicaraguakanals wird sich eine neue Wendung im Welthandel vollziehen von der Bedeutung etwa der Entdeckung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung oder der Eröffnung des Suezkanals. Neue Gebiete werden erschlossen und dem Welthandel und Weltverkehr angegliedert werden; die Südsee, mit ihren außerordentlich günstigen Schiffahrtsbedingungen, wird in den Vordergrund treten. Die Umwälzungen, welche das Ereignis den jetzigen Verkehrs- und Handelswegen bringen wird, sind noch nicht zu übersehen, so viel dürfte aber sicher sein, daß sie nicht allein in der Erschließung neuer Gebiete, sondern auch in einer mächtigen Konkurrenz für die alten Handelswege bestehen.

Mit der Bedeutung der Südsee gewinnt auch der Wert Neu-Guineas. Nur wenige der Südseeinseln besitzen gute sichere Häfen — es sei nur an Samoa und an die Karolinen erinnert. In Neu-Guinea — sowohl in Kaiser Wilhelmsland, wie im Bismarckarchipel — liegt dagegen eine Reihe von vortrefflichen Häfen, die zu ausgezeichneten Stützpunkten des anwachsenden Handels dienen können. Diese Gesichtspunkte müssen schon jetzt bei der weiteren Besetzung des Landes im Auge behalten werden, wie auch die Politik der Nordamerikaner unter der Einwirkung dieser Erwägungen zu stehen scheint.

Vermutlich steht damit die Inbesitznahme von Hawai und des einzigen, noch erlangbaren Hafens in der Südsee, des Hafens von Pago Pago auf den Samoainseln in Verbindung; auch durch Anlage einer Kohlenstation auf Guam (Mariannen) hat Nordamerika sich seine zukünftigen Schiffahrtswege zu sichern gewußt. Auch bei dem Norddeutschen Lloyd dürften diese Aussichten auf günstige Verkehrsverhältnisse in der Zukunft von Einwirkung gewesen sein, als er sich die Neu-Guineafahrt sicherte und sie mit der Zeit zu verbessern bestrebt ist, wie aus seiner Absicht, neue große Dampfer in diese Fahrt einzustellen, hervorgeht.

Auch der innere Wert der Kolonie braucht keinen Vergleich zu scheuen. Der Wert eines Koloniallandes dürfte sich am sichersten durch Vergleiche mit den Verhältnissen anderer, bekannter Kolonien bestimmen lassen. Zieht man zum Beispiel die berühmten, allgemein bekannten Nachbarkolonien Java, Sumatra und Ceylon in einen Vergleich mit Neu-Guinea bezüglich der wesentlichsten Faktoren für das Aufblühen einer Pflanzungskolonie — nämlich der Fruchtbarkeit des Bodens, der Bewässerungsverhältnisse und der Zugänglichkeit des Landes vom Meere aus und durch Wasserstraßen, so dürfte Neu-Guinea einen solchen mit Ehren bestehen. Die bisherigen Pflanzungsversuche mit Tropenkulturen in Neu-Guinea haben gute Resultate ergeben; aus den-

Digitized by Google

selben darf geschlossen werden, daß Kaiser Wilhelmsland und viele Teile des Archipels einen vorzüglichen, jungfräulichen Urwaldboden besitzen, der sich zur Anlage von Pflanzungen aller tropischen Nutzpflanzen vortrefflich eignet und auf eine geraume Zeit hinaus keiner Düngung bedarf. In dieser Beziehung dürfte die deutsche Kolonie den vorgenannten überlegen sein, denn den Berichten aus Sumatra, Ceylon und Java ist zu entnehmen, daß eine große Anzahl von Angriffen ist, weil der Boden Humusschicht beraubt sei, und schon seit Jahren zu dessen Heile Millionen al-

Flagge der Neu-Guinea-Compagnie.

zahl von Pflanzungen im Niedgange begangen und durch Abwechslung seiner Tatsache ist, daß die Pflanzer sich überall künstlichen Düngungsmitteln gegriffen und jährlich aufgewendet haben.

Bezüglich guter, das die schiffbaren Ströme Kamerun Innere erschließender Wasserstraßen sei auf oder Ottilienfluß und den Kaiserin Augusta-fluß hingewiesen, die in ihrer Bedeutung und in ihrer Ausnutzbarkeit die Flüsse der Niederländischen Kolonien weit übertragen.

Die leicht Neu-Guinea vom Meere aus zugänglich ist, welche vorzüglichen Häfen es besitzt, ist in dem geographischen Teil nachgewiesen worden.

Die für das Land so segenreich wirkende, von Dr. Hahl begonnene Eingeborenenpolitik hat für Herbertshöhe und seine nähere Umgebung eine bessere Lage geschaffen und es fragt sich, wie kann man die Regierungsgewalt auch in den übrigen aus Hunderten von Inseln bestehenden Teilen Neu-Guineas so kräftig und wirksam machen. Dies dürfte durch Einsetzung von Präfekten an verschiedenen Stellen des Landes zu erreichen sein. Nach dem Vorgang der Einrichtung einer Präfektur in Ruia sollten weitere Präfekturen folgen, zunächst etwa in Berlinhafen, auf den Admiralitätsinseln und bei weiteren Erfolgen der Expeditionen auch im Innern von Kaiser Wilhelmsland.

Die Präfekten stützen sich auf die Polizei oder Hauptlinge; die Zahl dieses Anhangs von Jahr zu Jahr zu vermehren, sollte als Hauptaufgabe betrachtet werden. Zur Ausübung der Oberhoheit und zur Verbindung mit den Präfekturen muß unbedingt der Zentralgewalt, das ist dem Gouverneur ein leichtrichtiger, schnellfahrender Dampfer zur Verfügung stehen, der bald da, bald dort erscheint und den Widerspenstigen die Macht des Reiches vor Augen führt. Untaten müssen auf der Stelle Sühne und die Schwachen und Bittenden sofort durch die Tätigkeit des Dampfers Schutz finden. Mit dem Anwachsen der Bedeutung der Präfekturen werden auch diesen kleinere Fahrzeuge zur Verfügung zu stellen sein. In einem solchen systematischen Ausbreiten der Macht der Regierung ist allein eine Verbesserung in den Verhältnissen der Eingeborenen und damit im Anwachsen ihrer Zahl zu erblicken.

Digitized by Google

Aber wenn auch dieser Weg begangen wird und die gehofften günstigen Folgen eingetreten sein werden, so wird doch, bei der schnellen Ausbreitung der Plantagenbetriebe der bereits bestehenden Unternehmungen, bei einem gewissen Umfange derselben die Grenze gezeichnet sein, bei der es heißt „bis hierher und nicht weiter geht es mehr", und die Zahl der aus dem Lande erhältlichen Arbeiter ist erschöpft. Die Sorge um den Zuzug weiterer Arbeiter aus anderen Tropenländern wird alsdann mit unfehlbarer Sicherheit sich einstellen und daß man dann auf den Chinesen zurückgreifen muß, dürfte außer Frage stehen. Solange nur die Besiedlung und Bewirtschaftung der Küstengebiete durch Aufforstung in Frage steht, dürfte jedoch die Zahl der Arbeiter, die das Land stellt, genügen. Ausgeschlossen muß natürlich dabei sein, daß Arbeiter aus Neu-Guinea nach einer anderen Kolonie, zum Beispiel Samoa, weggeführt werden, worauf nach Erwerbung des letzteren sich Bestrebungen zu richten scheinen. Die Gewährung der Erlaubnis, melanesische oder papuanische Arbeiter in größerem Umfange als bis jetzt geschehen nach Samoa überführen zu dürfen, würde ein verhängnisvoller Fehler sein. Er würde Neu-Guinea die Lebensader abschneiden und Samoa nicht viel Nutzen bringen, denn die Löhne ꝛc. würden sich derart steigern, daß auch in Samoa wirtschaftliche Unternehmungen nicht vorwärts kommen könnten. Macht sich doch jetzt schon für die eingesessenen Firmen der Abzug dieser Arbeiter hemmend bemerkbar.

Vorder- und Rückseite eines Neu-Guinea-Fünfmarkstückes.

Das Gelingen der auf bergbauliche Unternehmungen gerichteten Expeditionen würde für die schnellere Entwicklung von der weittragendsten Bedeutung sein. Dadurch würde der Weg nach dem Innern des Landes auch für die wirtschaftlichen Unternehmungen gebahnt werden, ohne ihnen Opfer aufzuerlegen, deren alleinige Tragung über ihre Kräfte geht. Bis zu diesem Zeitpunkt wird man sich wirtschaftlich auf die Küstengebiete beschränken müssen, die durch einfachere, mit eingeborenen Arbeitern zu betreibende Kulturen, wie die Kokospalmenkultur und die Kautschukkultur erfolgreich und gewinnbringend bewirtschaftet werden können. Zur Zeit wird es daher darauf ankommen, daß sich die Küstenunternehmungen ihre Existenz erkämpfen, um auf dieser Basis später, wenn bergbauliche Unternehmungen mit großen Kapitalien erstehen sollten, und wenn die Arbeiterfrage auf die eine oder die andere Weise zu einer günstigen Lösung gelangen sollte, diesen nach dem Innern nachzurücken.

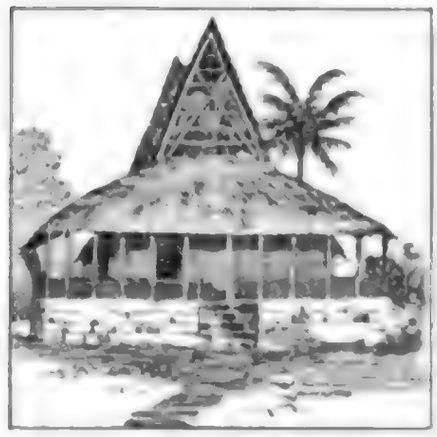
Bergbauliche Unternehmungen erfordern die Anlage großen Kapitals. Der Feldmarschall Montekukoli behauptete, zum Kriegführen gehöre erstens Geld, zweitens und drittens nochmals Geld; der Ausspruch ist auch auf das Kolonisieren, insbesondere, wenn es sich um die Hebung unterirdischer Schätze handelt, anwendbar. Wünschen wir, daß das zur schnelleren Entwicklung beitragende Kapital sich auch weiterhin Neu-Guinea zuwenden möchte.

Digitized by Google

# Kleinere Beſitzungen im Stillen Ozean

von

H. Seidel



# Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean

## I. Die deutschen Salomoinseln

An den Bismarckarchipel reiht sich nach Südosten als nächstes Glied des inneren australischen Inselgürtels die hohe, vielgestaltige Gruppe der Salomonen. Sie erhielten ihren biblischen Namen durch den Spanier Alvaro Mendana, der sie im Februar 1567 als erster Europäer betrat und in ihnen, durch vermeintliche Goldfunde getäuscht, das Ophir des Alten Testamentes entdeckt zu haben glaubte. Trotz der weitschauenden Pläne, die der unternehmende Seefahrer an diese Inseln knüpfte, gerieten sie bei der Mit- und Nachwelt bald in Vergessenheit, und es dauerte volle 200 Jahre, ehe sie von neuem durch europäische Forscher gesichtet wurden. Und selbst heute noch gehören sie zu den mindest bekannten Gebieten des Stillen Ozeans. Nur geringe Teile sind bereits zuverlässig vermessen und gezeichnet. Im übrigen beruhen unsere Karten lediglich auf bloßen Skizzen, wie sie durch vorbeisegelnde Schiffe oder wagemutige Reisende bei kurzem Aufenthalte gewonnen wurden.

Die Salomoinseln liegen zwischen dem 5. und 11. Grad südlicher Breite und zwischen 154⅔ und 162½ Grad östlicher Länge von Greenwich. Sie streichen von Nordwest nach Südost und zerfallen in zwei nahezu parallele Reihen, deren nordöstliche aus vier, deren südwestliche aus drei größeren Landkörpern mit vielen kleineren Nebeneilanden besteht. Die nordöstliche Reihe greift indes beträchtlich weiter nach Norden vor, als die südwestliche, die sich dafür um so mehr dem Charlottenarchipel nähert. Die gesamte Längenausdehnung beträgt 1100 km und der Flächenraum rund 44000 qkm, übertrifft also in etwas die Schweiz. Zur besseren Unterscheidung ist es ratsam, die wichtigsten Einzelglieder oder -gruppen dem Namen nach aufzuführen. Wir beginnen mit dem deutschen Anteil, d. h. mit Buka und Bougainville, denen sich das benachbarte Choiseul anreiht. Dann folgt Isabel und endlich Malaita mit seinem Appendix Maramasiki. Im südwestlichen Zuge haben wir San Christoval, Guadalcanar und das merkwürdig zerstückelte Neu-Georgia mit einem Schwarm von Trabanten, die nach dem letzten Vorposten Mono oder Treasury hinweisen.

Geologisch betrachtet scheiden sich die großen Salomonen in zwei Klassen, nämlich in altvulkanische und in jungvulkanische Inseln. Zu den ersteren gehören San Christoval, Isabel, Malaita und Guadalcanar, zur zweiten dagegen Buka, Bougainville und Neu-Georgia, die augenscheinlich rezenteren Ursprungs sind. Auch die kleinen Inseln ordnen sich in zwei Klassen, und zwar in solche, welche einen vulkanischen Kern besitzen, und in solche, die völlig zur Kalkformation rechnen. Die Küsten und das auflösende Seichtwasser wimmeln von Korallenbauten, Saum- und Riffe gehoben, im Durchschnitt 150–180 m über den jetzigen Meeresspiegel, wie denn überhaupt der Archipel ein Schauplatz bedeutender Hebungserscheinungen ist. Andererseits lassen sich auch Senkungen [illegible]

Digitized by Google

Landes nicht verkennen, so zum Beispiel in der Bougainvillestraße, wo an mehreren Stellen ein deutliches Abwärtsrücken zu Tage tritt. Für die Dauer und den möglichen Fortbestand dieser Senkung zeugt die eigenartige Atollkette, welche die Salomonen auf der Nordostseite begleitet.

Aus der Entdeckungsgeschichte der Inseln ist die Expedition des Spaniers Alvaro Mendana de Neyra schon erwähnt. Er landete auf Isabel und erkundete während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes auch Malaita, Guadalcanar und San Christoval. Überall fand er dieselben dunkelhäutigen, kraushaarigen und nackten Wilden vor, die, wie er mit Schrecken sah, der Menschenfresserei huldigten und ihm stets mit bewaffneter Hand entgegentraten. Nach Mendanas Abreise blieben die Inseln bis 1766 verschollen. Damals erblickte der Engländer Carteret die Nordküste Malaitas und einige umliegende Eilande, ohne jedoch zu ahnen, auf welche Gruppe er gestoßen. Kurz darauf durchsegelte der Franzose Bougainville, aus Westen kommend, die später nach ihm benannte Straße, wandte sich dann nordwärts und stand am 4. Juli 1768 vor dem Osteingange des König Albertsundes. Ihm folgte 1769 sein Landsmann de Surville und 1788 der Engländer Shortland, der die nordwestlichen Salomonen durchkreuzte, welche auch d'Entrecasteaux 1792 auf der Suche nach La Pérouse flüchtig gestreift hat. Den Albertsund erspähte 1812 noch einmal Kapitän Bristow, und endlich weilte 1838 der Weltumsegler Dumont d'Urville einige Wochen in unserem Archipel.

Mehr Licht über Mendanas Ophir hat erst die letzte Hälfte des verstrichenen Jahrhunderts gebracht, namentlich von der Zeit ab, als das streitbare Inselvolk, gereizt durch die Untaten der sogenannten Arbeiterschiffe, an jedem Weißen, dessen man habhaft werden konnte, empfindliche Rache übte. Die solchen Exzessen folgenden Strafexpeditionen haben das Übel eher verschlimmert als behoben; doch trugen sie in den meisten Fällen zur Förderung unseres Wissens bei. Den Kreuzfahrten des englischen Kriegsschiffes „Lark" aus 1882 und 1883 verdanken wir zum Beispiel Dr. Guppys wichtige Untersuchungen. Nach ihm schrieben Woodford und der gelehrte Missionar Codrington über Natur und Bewohner der Salomonen. Aber diese, wie die sonstigen englischen Autoren sprechen vorzugsweise von den südlichen und mittleren Inseln, wenig oder gar nicht jedoch von den nördlichen, die uns hier zunächst angehen. Dasselbe gilt von den Nachrichten der deutschen Kapitäne Eckard (1862) und Redlich (1874), und erst die Reise der „Gazelle", die unter Freiherrn v. Schleinitz im August 1875 an Bougainville entlang fuhr und die Kaiserin Augustabai mit dem Gazellehafen erschloß, bedeutet eine Wendung zum Besseren. Sieben Jahre später erschien auch vor Buka ein deutsches Kriegsschiff, die „Marie", vermaß den nach ihr benannten Hafen an der Westküste und gab eine noch heute brauchbare Beschreibung dazu.

Seit 1884 zeigt sich die Südsee für uns in wesentlich verändertem Lichte. Deutschland wird Kolonialmacht und richtet sein Augenmerk nicht nur auf den dunklen Erdteil, sondern auch auf die pazifischen Inselfluren. In Berlin bildet sich die Neu-Guinea-Compagnie. Sie läßt durch den verdienstvollen Dr. Otto Finsch auf der „Samoa" mit Kapitän Dallmann die Gestade West-Melanesiens erforschen, und unsere Kriegsschiffe „Elisabeth" und „Hyäne" hissen daselbst die deutsche Flagge. Die Besitzergreifung der nordwestlichen Salomonen vollzieht am 28.—30. Oktober 1886 das Kanonenboot „Adler". Schon am 13. Dezember desselben Jahres wird der kaiserliche Schutzbrief der Neu-Guinea-Compagnie auch auf Buka, Bougainville, Choiseul, Isabel und Nebeninseln ausgedehnt.

Leider geschah für das Studium dieser neuen Erwerbung sehr wenig. Die Schwierigkeiten, die sich dem Eindringen des Weißen allenthalben entgegenstellen, sind gewiß nicht zu unterschätzen; aber trotzdem hatte die Compagnie wohl etwas mehr für ihre Inseln daransetzen können. Das meiste, was sie tat, war die Expedition des Landeshauptmannes Krätke, der vom 9. bis 28. November 1888 mit der „Isabel" und „Samoa" um Buka und Bougainville dampfte und dabei zum erstenmal den König Albertsund durchfuhr. An dieser Reise beteiligten sich u. a. Kapitän Dallmann, Hugo Zöller und Graf Joachim v. Pfeil. Außerdem haben sich der verstorbene L. Kärnbach, der Naturforscher Ribbe, der kaiserliche Richter Dr. Hahl, der Gouverneur v. Bennigsen und der Pflanzer R. Parkinson um die Landes- und Volkskunde der deutschen

Digitized by Google

Salomonen verdient gemacht. Auch die katholischen Maristenmissionare sind seit 1898 im Archipele erschienen. Sie legten zunächst auf Poporang oder Poperang, einem der Shortlandeilande, ihre Station an, haben aber neuerdings auf Bougainville selber einen Posten begründet, und es besteht die Hoffnung, daß ihre Arbeit nicht erfolglos bleiben wird. Im englischen Besitz ist ferner die protestantische „Melanesian Mission" tätig, die sich bereits eingeborener Hilfskräfte bedient.

Einen Wechsel in der Aufteilung der Salomonen brachte unerwartet das jüngste deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899, betreffend die Interessensphären beider Mächte in der Südsee und in Togo. Nach Artikel II dieser Akte mußten wir zur Entschädigung für Samoa die „östlich, bezw. südöstlich von Bougainville gelegenen Inseln, welches letztere mit der zugehörigen Insel Buka bei Deutschland verbleibt", an die britischen Vettern abtreten. Unglücklicherweise ließ es unsere Regierung zu, daß dieser Passus auch auf das dicht vor Bougainville liegende Shortland bezogen wurde, ganz „im Widerspruch mit den natürlichen Verhältnissen" und „sehr gegen den Willen der deutschen Firmen in Herbertshöhe", die an dem Koprahandel dieser Inseln stark beteiligt sind und deshalb den Verlust auf das lebhafteste beklagen.

Nach diesen Vorbemerkungen lassen wir jetzt eine Skizze der beiden uns verbliebenen Salomonen folgen. Buka besitzt — gleich dem größeren Bougainville — einen schlanken, gestreckten Körper. Vom Kap Henpan oder dem Nordkap bis zum Sunde ist es 52 km lang und 8—15 km breit. Die starre, wenig aufgeschlossene Ostseite fällt etwa 50 m hoch schroff zum Meere ab, häufig kaum etwas Vorstrand freigebend. Sie wird von einem Riff umgürtet, das sich lückenlos ans Gestade legt und, außer bei Hanahan, ein Landen schier unmöglich macht. Erst im Süden, wo am Beginn der Durchfahrt einige Buchten föhrdenartig ins Innere scheiden, dürften Ankerplätze zu finden sein. Reicher entwickelt ist die Westküste. Sie zeigt durchgängig Mangrovenbestand mit Hochwald dahinter, der sich allmählich zu den Bergen emporzieht. Dem Strande ist in größerer oder geringerer Entfernung ein mächtiger Zoophytenwall vorgelagert. Von Kap Henpan bis zum Eingang in den Karolahafen hält er sich hart am Ufer. Erst von der spitzen Halbinsel an, die sich aus Nordost vor den Hafen schiebt, weicht er in See hinaus und streicht in 6—7 km Abstand parallel mit der Küste nach Süden. Dicht unter der genannten Halbinsel liegen, durch ein Riffinselchen getrennt, die beiden Einfahrten zum Hafen, der sich als ein weites, länglichrundes Becken mit mehrfach gezacktem Binnenrande vor dem Besucher auftut. Der Ankergrund ist ausgezeichnet, der Windschutz vollständig; nur fehlt es an Trinkwasser. Auf dem Riff erheben sich sieben niedrige Eilande, die sämtlich gut bewaldet sind und trotz der ungünstigen Wasserverhältnisse eine zahlreiche Bevölkerung haben. Der Binnenkanal zwischen Riff und Ufer kann selbst von tiefgehenden Kriegsschiffen ohne Gefahr benutzt werden. Außerdem öffnen sich bei den Inseln noch etliche Passagen, die durch den Riffkranz ins Meer führen.

Wie sieht es nun im Innern Bukas aus? Nach dem Wenigen, was wir darüber wissen, besteht die Insel aus einem nördlichen flachen und schmalen Teil, Banik genannt, und aus einem südlichen breiteren und gebirgigen Teil, der bei den Eingeborenen Tscholoß oder Kolok heißt. Die Berge ragen jedoch kaum über 300—400 m hinaus. Der Süden ist wieder flach. So kommen wir zum König Albertsunde. Seine Wasserfahrt wird nach außen von den Hauptinseln umschlossen. Wir betreten zunächst ein weites Vorbecken, das wir mühsam und tastend passieren müssen. Etwa halbwegs zur östlichen Pforte liegt die engste und seichteste Stelle, wo das Schiff inmitten eines Heeres von Korallenstöcken nur in 9 Fuß Wasser schwimmt. Danach beginnt der zweite, gelabt freiere Abschnitt der Straße, die sich vorn als mäßig breiter, nordöstlich gerichteter Kanal darstellt, in dem Strömung und Gezeiten ihr lebhaftes Spiel treiben.

Digitized by Google

Nunmehr gehen wir zu Bougainville über, der größten aller Salomonen, die auf der Längsachse reichlich 200 km mißt, und deren Breite zwischen 40 und 80 km schwankt. Der Flächenraum beläuft sich — Buka eingerechnet — auf 10000 qkm. Das innere Gebirge wird fast allseitig von Niederungen umgeben, durch welche zahlreiche Bäche und etliche Flüsse zum Meere rinnen. Etwa 20 km vom Ostmunde des Albertsundes entfernt, hebt die Steigung der Küste an. Hohe, jähe Wände treten hart zur See und bilden weitausspringende Vorgebirge, zwischen denen geschützte Buchten mit brauchbaren Ankerstellen liegen. Vor Kap Laverdie endet dieser Ausläufer der Kaiserkette mit einem steil nach beiden Seiten abfallenden Sporn. Die sanfteren Gehänge tragen Busch und Gras; wo aber jüngere Abbrüche oder Rutschungen stattgefunden haben, starren uns scharfe Grate und kahle Wände in seltsamen Farbenkontrasten entgegen. Kap Laverdie selber liegt auf dem flachen Eiland Jruë, das von der Hauptinsel durch einen schmalen Kanal getrennt ist, der sich im Süden zu dem schönen Herzog Ernst Güntherhafen erweitert. Bald darauf steuern wir in das Binnenwasser zwischen dem Ufer und dem äußeren Barriereriff, das in 2—6 km Abstand und parallel mit den Strandriffen an der Nordostseite entlang streicht. Wieder zeigen sich Ankerplätze und Häfen, zum Beispiel Hatzfeldthafen, Numa-Numa und die umfangreiche Herbertbai, im Süden von Kap Le Cras. Danach passieren wir die felsigen Martin- und die Zeuneinseln und laufen schließlich zwischen Kap Freundschaft und der Oimainsel in die 45—48 km breite Bougainvillestraße ein.

An dem im übrigen flachen Südostgestade fällt zunächst die schmale, wegen ihrer stark versumpften Ufer als Landungsstelle nicht zu empfehlende Bucht von Tonolai auf. Man tut daher besser, die Insel erst bei Komaliai oder der Esmarchspitze zu betreten, weil hier der Strand zugänglicher und das Fahrwasser reiner ist. Das Westufer hat im südlichen Drittel die tief ausgerandete Kaiserin Augustabai. Sie liegt zwischen Kap Moltke im Norden und der Hüskerhuk im Süden. Letztere besitzt an der Innenseite einen rückwärtigen Haken, die Huk Lindenberg, wodurch der kleine, sehr hübsche Gazellehafen gebildet wird.

Das Innere der Insel ist, wie schon angedeutet, mit Gebirgen erfüllt, die aber keine zusammenhängende Längskette ausmachen, sondern im Parallel von Kap Moltke durch eine Querscharte unterbrochen sind. Der nördliche Zug oder das Kaisergebirge schwillt bei 5° 50′ südlicher Breite zu einem von drei hervorstechenden Spitzen gekrönten Bergplateau an, dem Balbi unserer Karten, der angeblich 3100 m erreichen soll. Jene Scharte wird durch einen niedrigen Sattel überbrückt, der zu dem südlichen Kronprinzengebirge führt. Es beginnt mit einer vulkanischen Gruppe, dem Bagana und dem Guinor, beide tätige Feuerspeier, an die sich nach Süden eine Reihe mächtiger Hochkegel legt, die mit einem Kraterberge von 2500 m kulminieren. Der Bagana hatte 1884 einen verheerenden Ausbruch, bei welchem viele Eingeborene ums Leben kamen. Seitdem stößt er beständig Rauch- und Dampfwolken aus. Natürlich fehlt es im Bereich dieser Vulkane nicht an Erdbeben; namentlich scheint die Bougainvillestraße mit ihren Inseln ein öfter heimgesuchtes Erschütterungsgebiet zu sein.

Das westliche Melanesien von Neu-Guinea bis zu den Salomonen rechnet klimatisch in das tropisch australische Monsungebiet, das im ganzen durch das Vorherrschen des Nordwestmonsuns charakterisiert wird. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt an den Inselküsten

etwa 3800 mm, im gebirgigen Innern, hauptſächlich bei 1500–1800 m Seehöhe, aber doppelt ſo viel und darüber. Die Temperaturlage iſt ziemlich dieſelbe, wie in Neu-Guinea. Das Jahresmittel beziffert ſich auf 26°, bezw. 27° C., bei einer Schwankung von 18–35° C. Trotzdem iſt das Klima für den Europäer nicht unerträglich, da am Geſtade jederzeit durch die Seebriſe eine wohltuende Erfriſchung erzeugt wird, und im Gebirge trägt ſchon die Höhe dazu bei, um die Luft kühler, reiner und geſunder zu machen. Die ſtürmiſche und am meiſten mit Regen geſegnete Zeit reicht vom Dezember bis Anfang März. In dieſen Monaten ſtreichen bisweilen von Süden oder Südoſten heftige Orkane über den Archipel hin und richten arge Verwüſtungen an. Gewitter und Niederſchläge zeigen ſich übrigens das ganze Jahr hindurch, namentlich dann, wenn Südoſtpaſſat und Nordweſtmonſun um das Regiment ſtreiten.

Was die Flora der Salomonen betrifft, ſo gehören dieſe mit den Bismarckinſeln und Neu-Guinea zu ein und demſelben Vegetationsgebiete, das man als „papuaniſche Region“ zuſammenfaßt. Auf die Mangrovendickichte des Flachſtrandes folgt landeinwärts ein hoher, ſtrotzender Küſtenwald, der ſpäter in den nicht minder artenreichen Bergwald übergeht. Auf den Hochflächen und den Flanken der Gebirge dehnen ſich öfter umfangreiche Savannen aus, die vorwiegend mit Alang-alanggras beſtanden ſind. Im Waldbilde treten uns beſonders die Palmen in großer Fülle entgegen. Neben dem Sagobaum erſcheinen die in mehreren Spezies vorhandene Areka- oder Betelpalme und am Sandgeſtade die Kokos. Auch an Nutz- und Edelhölzern iſt kein Mangel, und ebenſowenig dürften Kautſchukpflanzen fehlen, obſchon nach dieſer Richtung hin die Unterſuchungen noch ausſtehen.

Ausläufer des Kaiſergebirges bei Kap Laverdie.

Die Eingeborenen kultivieren Yams, Taro, Bataten oder Süßkartoffeln, Bohnen und ausgezeichnete Bananen. Da beide Geſchlechter leidenſchaftliche Raucher ſind, ſo haben ſie auch die Tabakzucht verſucht, aber ein abſcheuliches Kraut erzielt, das fürchterlich riecht und für den Fremden gar nicht zu genießen iſt.

Die Fauna, die zur „auſtro-malaiiſchen Subregion“ gehört, fällt ſofort durch die Armut an Säugetieren auf. Nicht einmal die aplacentalen Beutler – mit Ausnahme des katzengroßen Kuskus – kommen häufiger vor. Von placentalen Säugern finden wir das Papuaſchwein, etliche Ratten, einen verwilderten Hund und mehrere teils inſekten-, teils fruchtfreſſende Fledermäuſe. Die Vögel ſtehen denen von Neu-Pommern und Kaiſer-Wilhelmsland ſehr nahe. Sie werden hauptſächlich durch Papageien, Kakadus, Frucht- und Erdtauben, Scharrhühner, Königsfiſcher und Kaſuare, die nach Hennigſens Feſtſtellung auf Bougainville in den Buſchwäldern leben, charakteriſiert. Nur Paradiesvögel hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. Von Reptilien kennt man etwa 30 Arten, darunter das Krokodil, ſowie etliche kleinere Echſen und Schlangen. Noch öfter erblickt man Fröſche, allein 16 Spezies, und an Fiſchen herrſcht geradezu Überfluß. Gouverneur von Hennigſen war mehrfach Zeuge, wie mit einer einzigen Dynamitpatrone über ein Zentner der ſchönſten Fiſche „geſchoſſen“ wurde. Aus dem niederen Tierreich ſind mehrere große und farbenprächtige Schmetterlinge zu erwähnen, zum Beiſpiel Ornithoptera Urvillianus und Ornithoptera Victoriae, die den Stolz und das Entzücken jedes Sammlers bilden.

Die Eingeborenen der deutschen Salomoinseln sind in jeder Hinsicht vollwertige Vertreter der als „Melanesier" bezeichneten Völkergruppe der westlichen Südsee. Ihre Hautfarbe ist ein rußiges, tiefdunkles Graubis Graubraunschwarz. Aus den durch Narben und Tätowierung verunstalteten Gesichtern schauen die tiefdunklen Augen ernst und fast drohend heraus. Die Männer, meist hochgewachsene, kräftige und vollfleischige Gestalten, zeigen sich selten oder nie ohne Waffen. Diese bestehen aus Bogen, Pfeilen und Speeren, welche vor allem in den Bergdistrikten Bougainvilles äußerst kunstreich und in Masse für den Export angefertigt werden. Die Spitzen sind mit Widerhaken aus den elastischen, fein zugeschärften Flügelknochen des fliegenden Hundes bewehrt. Doch hat man auch glatte Speere und Pfeile, diese aber mehr für die Jagd, als für den Kampf. Keulen kommen weniger vor, und Schilde fehlen ganz. Die Männer verschmähen jede Bekleidung.

Jünglinge mit Baßamuttten von Bougainville.

Die Frauen schwingen sich allenfalls zu einem winzigen Schurze auf, um ihre Blöße zu bedecken. Gegen den Sonnenbrand tragen sie weite Schutzkappen aus zusammengenähten Pandanusblättern. Die Männer behängen sich gern mit allerlei Schmuck, zum Beispiel Stirnbändern und Ohrzierat aus Cypraea- oder Nautilusmuscheln, gravierten Halsplatten, Arm- und Beintringen. Durch die Nasenscheidewand stecken sie häufig einen Stift aus geschliffener Tridacnaschale. Zum Bemalen der Sachen, wie des Körpers kennt man verschiedene Farben: weiß Kot, dann Grün und Weiß, Letzteres ist die Trauerfarbe. Der Tauwerk wird teils von den Männern, teils von den Weibern hergestellt; diese fabrizieren namentlich die ohne Glasur gebrannten Töpferwaren, während jene die hölzernen oder geflochtenen Körbe, Schüsseln und Schalen, das Muschel- und Zahngeld und die Werkzeuge, Angeln, Fischreusen u. s. w. liefern.

Der boëartige, feindselige Charakter des Volkes wird nicht ohne Grund gefürchtet, selbst da, wo der Kannibalismus bereits erloschen ist. In dem letzteren Gebiet dauert die Anthropophagie auf Buka und dem größten Teil Bougainvilles noch ungeschwächt fort. Das bezeugen allenthalben die zerschlagenen Schädel, die benagten Knochen und die sonst in den Häusern sichtbarer Überreste der Verspeisten. Bemerkenswert ist die Scheidung in verschiedene „Klane" oder „Totems", die mit den jeweiligen politischen Verhältnissen nichts zu tun haben. Auf Buka gliedern sich die Einwohner in zwei Totems, da-

Digitized by Google

ſich nach dem Huhn und dem Fregattvogel nennen. Bougainville und die Straßeninſeln haben dagegen ſechs oder ſieben Totems, innerhalb deren Heiraten ſtreng verboten ſind. Nur Angehörige ungleicher Totems dürfen ſich ehelichen. Im Erb- und Familienrechte gilt das Matriarchat, d. h. die Kinder folgen der Mutter und nicht dem Vater. Über die religiöſen Anſchauungen der Nordſalomonier ſind wir höchſt wenig unterrichtet. Wir wiſſen nur, daß ſie eine Art Geiſter- oder Ahnenverehrung pflegen und beſonders eine ſtark ausgebildete Furcht vor Geſpenſtern oder ähnlichen Schattenweſen beſitzen. Auch Geheimbünde ſpielen bei ihnen eine große Rolle. Einer derſelben verlangt zum Beiſpiel von den Mitgliedern das Tragen eigentümlicher, aus Palmbaſt geflochtener Ballonmützen, die unter Beobachtung gewiſſer Bräuche und Beſchränkungen ſo lange auf dem Kopfe bleiben müſſen, bis ſie ganz von den Haaren ausgefüllt ſind. Dann erſt erfolgt unter Feſtlichkeiten die Abnahme der Ballons und eine feierliche Schur, worauf die Eingeweihten als mannbar erklärt werden und heiraten dürfen.

Ein Dorf in der Landſchaft Baniß auf Buka.

Politiſch trennt ſich die Bevölkerung in viele kleine, von erblichen Häuptlingen regierte Stämme, die gewöhnlich nur ein Dorf umfaſſen. Die Anlage der Dörfer iſt je nach der Gegend etwas verſchieden. Auf Buka und Nordbougainville ſtehen die Häuſer zu 5 bis 10 hart nebeneinander, mit dem Eingange nach der Straße gekehrt. Die Länge ſchwankt von 6–12 m, die Breite von 3–5 m und die Höhe von 3–4 m. Das etwas gewölbte Dachgerüſt iſt mit Pandanusblättern gedeckt, die über dünne Stäbchen gebogen ſind und von Kokosblattrippen, die als Heftnadeln dienen, feſtgehalten werden. Den Firſtbalken ſtützen kräftige Mittelpfeiler, und die Giebelenden verkleidet man mit ſorgſam behauenen Brettern. Fenſter und Schornſtein ſind unbekannt. Das Licht dringt lediglich durch das kleine Eingangsloch herein, das etwa ½ m über der Erde angebracht iſt. Das Innere

pflegt man durch Querwände in verſchiedene Räume zu teilen, die zum Wohnen, Schlafen und Kochen dienen. Im ſüdlichen Bougainville und auf den Straßeninſeln ſtellt man die Häuſer öfter auf einen 3–4 m hohen Pfahlroſt und gibt ihnen ſtatt der gewölbten Dächer ſolche mit zwei flachen Schrägſeiten. Dieſe Diſtrikte haben auch die den Frauen und Kindern verbotenen Tambu- (oder Tabu-) Häuſer, worin die Männer zu Beratungen, Feſtlichkeiten und Kultushandlungen zuſammenkommen. Da wird geſpeiſt, geſcherzt, geſungen und getanzt; ſelbſt muſikverſtändig ſind die Schwarzen. Ihre Pfeifen werden nach Art der Panflöten aus Bambus gefertigt und nach einem feſtſtehenden Syſtem abgeſtimmt. Je nachdem ob ein Quartett oder ein Sextett zur Ausführung gelangt, iſt auch die Melodie und die Begleitung eine andere. — Die Binnenſtämme bauen ihre Dörfer zum Schutz gegen Überfälle auf Bergvorſprünge oder ſteile Bergrücken und unterhalten beſtändig Wachtpoſten, die hoch in kleinen Baumhäuschen niſten und jede feindliche Bewegung ſofort melden.

Ein Bukaſextett.

Endlich glänzen unſere Salomonier noch als Seefahrer. Zum Fiſchfang auf den Riffen ſowie zum Verkehr in der Nachbarſchaft benutzen ſie Flöße und die kleinen Kanus, deren „Ausleger“ das Richtunghalten erleichtern ſollen. Berühmt ſind von jeher die mit vieler Sorgfalt konſtruierten und bis 20 m langen Kriegsboote oder „großen“ Kanus, deren Körper aus einem dünnen, mit Palmbaſt zuſammengenähten Plankenwerk beſteht, das am Vorder- und Hinterſteven ſteil in die Höhe ragt und hier mit mancherlei Zierat aus Federn, Muſcheln und Schnitzereien geſchmückt iſt.

Die Bewohner von Buka und Bougainville gelten ſchon lange als vortreffliche Plantagenarbeiter, d. h. bei richtiger Behandlung und zuſagenden Verhältniſſen, und ihre Inſeln ſind daher ein bevorzugtes Anwerbegebiet. Leider iſt das bisher faſt der einzige Nutzen, den man aus Land und Volk gezogen hat. Im übrigen wurden beide als Stiefkinder behandelt, und doch beſitzen gerade unſere Salomonen den höchſten kolonialen Nutzwert. Sie haben fruchtbares, wohlbewäſſertes Erdreich in Fülle, ein gleichmäßiges, nicht zu warmes, durch Seewinde gemildertes Klima, auskömmliche Niederſchläge und gute Häfen, ſo daß zur Anlage der edelſten Tropenkulturen jegliche Vorbedingungen gegeben ſind.

Vor allem gebricht es nirgend an brauchbaren Arbeitskräften, nur müßten die Leute zunächſt vollſtändig beruhigt und dem immerwährenden Kriegszuſtande entrückt werden. Auch ihrer Mordluſt und dem Kannibalismus wäre entſchieden zu ſteuern, ebenſo dem ziemlich unverhüllten Menſchenhandel ſeitens der Häuptlinge. Dazu iſt aber die Anlage einer Station, die häufigere Anweſenheit deutſcher Kriegs- und Handelsſchiffe und hauptſächlich eine ſyſtematiſche Erforſchung, an der es noch ſo ſehr gebricht, dringend von nöten.

# II. Deutsch-Mikronesien

Im Norden und Nordosten der melanesischen Archipele breitet sich ein neues, vielgestaltiges Inselreich aus, das wegen der auffallenden Kleinheit seiner Glieder recht bezeichnend **Mikronesien** genannt wird. Es erstreckt sich über 50 Längengrade und nahe an 30 Breitengrade, besitzt aber, wenn man das Gesamtareal berechnet, nicht mehr als 3500 qkm, mithin weniger als das Großherzogtum Sachsen-Weimar. In diesem Inselgewirr unterscheidet man, abgesehen von den ganz nach Norden gerückten japanischen Boninінseln, vier größere Abteilungen, nämlich die **Marianen**, die **Karolinen mit den Palauinseln**, die **Marshall-** und die **Gilbertinseln**. Nur die letzteren stehen unter englischer Botmäßigkeit; die übrigen gehören den deutschen Südseekolonien an und bilden trotz ihres beschränkten Umfanges in politischer, wie kommerzieller Beziehung einen nicht unwichtigen Bestandteil unserer überseeischen Herrschaft. Auf den Marianen haben sich auch die Nordamerikaner eine Etappenstation nach den Philippinen zu sichern gewußt, nämlich Guam, das ihnen als Kabel- und Kohlenplatz dienen soll.

Gemeinsam ist sämtlichen mikronesischen Inseln — außer dem geringen Bodenraum — der gleichförmige koralline Bau und das spärliche Vorkommen höherer Landkörper, die alsdann vulkanischen Ursprunges sind. Gemeinsam ist ihnen ferner eine in den Hauptsachen übereinstimmende Bevölkerung, die trotz gelegentlicher Zumischung fremden, namentlich melanesischen Blutes zu den Polynesiern in engster Beziehung steht. Gemeinsam sind endlich, von örtlichen Wandlungen abgesehen, die klimatischen Verhältnisse, das Pflanzenkleid und die Tierwelt.

## 1. Die Karolinen und die Palauinseln

Von allen Südseearchipelen nehmen die Karolinen mit der ihnen westlich vorgelagerten Palaugruppe den größten Raum ein. Die lang aufgeschlossene Inselschnur dehnt sich über 30 Mittagsgrade aus, das ist so weit wie von Valencia nach Konstantinopel, und ihre Breitenlage wird durch den 5. bis 10. Parallel nördlich vom Äquator begrenzt. Einzelne versprengte Glieder greifen noch über diesen Rahmen fort, namentlich nach Süden hin, wo sie kaum 120 km vom Gleicher entfernt bleiben.

Auf dieser gewaltigen Meeresflame zählt man zusammen verstreut gegen 700 winzige Gebilde, meistens niedrige Korallenerlande, die als aufgeschüttete Inseln die vielen Hoophutenbauten krönen. Als Übergangsform ist das Pleudoatoll Ruk anzusehen, ein vulkanischer Archipel im kleinen, dessen 17 Berginseln von einem weit ausgerückten Wallriff umgeben sind. Dann folgen die hohen Inseln, deren es im Verwaltungsbezirk der Karolinen nur vier gibt, nämlich im Osten Kusaie und Ponape, im Westen Yap mit den Nebenerlanden Map und Sonsorol und das mehrfach zerstückelte Palau.

Das Gesamtareal der Karolinen mit Palau hat der Kartograph Langhans auf 1000 qkm berechnet, wovon aber 700 qkm auf die Riffe abgehen. Es bleiben sonach nicht mehr als 1340 qkm bewohntes Land übrig, das indessen nicht durchweg kultivierbar ist. Den beträchtlichsten Flächenraum nimmt Palau ein. Es mißt 416 qkm. Ihm reiht sich Ponape an mit 347 qkm, danach Yap mit 207 qkm, Ruk mit 152 qkm und Kusaie mit 110 qkm. Die sonstigen Inseln und Inselchen haben nur 1—16 qkm, so daß im ganzen das vorgenannte beherrschende Maß herauskommt.

**Die Entdeckungsgeschichte** des Archipels greift bis in die Zeit der ersten wagemutigen Seefahrten im Stillen Ozean zurück. Sie beginnt mit dem Jahre 1525 oder 1526, je nachdem, ob man dem Portugiesen **Diego da Rocha** oder dem Spanier **Alonso de Salazar** den Ruhm zuerkennen will.



Digitized by Google

Bald darauf fand Alvaro de Saavedra Kusaie, Ruk und Uluthi, und allmählich wurden auch die meisten anderen Inseln gesichtet. Da sie jedoch keinerlei lockende Reichtümer boten, so ließen die Spanier sie bald außer acht. Erst nach Besetzung der Marianen, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, traten sie mit der südlicheren Reihe in näheren Verkehr, und zwar bewogen durch die Missionsreisen einiger Jesuiten, unter denen sich ein deutscher Pater befand. Damals empfingen auch die Inseln zu Ehren der Königin Karolina ihren heutigen Namen, der ursprünglich durch Admiral Francisco de Lazeano nur dem von ihm entdeckten Yap beigelegt war, zu Anfang des 18. Jahrhunderts aber schon auf sämtliche Inseln ausgedehnt wurde.

Die genauere Erforschung und Aufnahme derselben blieb jedoch fremden Seefahrern vorbehalten. Von Palau gab 1786 der Engländer Wilson, Kapitän eines dort gescheiterten Schiffes, die erste ausführliche Beschreibung. Neuere Kunde erbrachte 1816 die Expedition des „Rurik" unter Otto v. Kotzebue, den Chamisso als Botaniker begleitete. Bedeutsamer, namentlich für den Geographen, wurde indes Duperreys Reise mit der „Coquille", 1823 und 1824. Allein diese Leistungen stehen weit zurück hinter denen des Deutschrussen Graf Lütke, der als Kommandant der Korvette „Senjawin" von 1827–1828 den ganzen Archipel durchkreuzte, die alten Entdeckungen berichtigte und eine grundlegende Karte schuf, auf der alle weiteren Arbeiten beruhen. Zum wissenschaftlichen Stabe Lütkes gehörten unsere Landsleute, die Naturforscher Mertens und v. Kittlitz. Ihres Meisters großes Werk erfuhr 1838 durch Dumont d'Urville, sowie 1839 durch das englische Kriegsschiff „Larne" und 1840 durch das französische Kriegsschiff „Danaide" gewisse Ergänzungen, welche die Herausgabe der ersten britischen Admiralitätskarte der Inseln ermöglichten.

Etwa 30 Jahre später suchte der deutsche Handel auf den Karolinen festen Fuß zu fassen. Das Haus Godeffroy sandte 1869 seine Schiffe und Agenten hierher, und bald darauf zogen auch die Sendlinge der Konkurrenzfirma Hernsheim u. Co. im Archipel ein. Godeffroys Kapitäne, wie Bluhm und Tetens, zeichneten Karten und Pläne, und Godeffroys Händler und Sammler füllten sein Hamburger Museum und dessen wissenschaftliches „Journal" mit denkwürdigen Beiträgen. Für die Kenntnis der Karolinen und Palaus sind die (leider schwer lesbaren) Schriften des verewigten Johann St. Kubary, der seit 1869 bis zu seinem Tode 1896 in Mikronesien wirkte, von Bedeutung geworden. Vor ihm hatte 1862 Professor Dr. Semper auf Palau geforscht; mit und nach ihm kamen Franz Hernsheim, Dr. Otto Finsch und Direktor Grabowsky, dann der Engländer Christian und zuletzt als Beauftragter der deutschen Regierung Professor Dr. Volkens, der auf den Inseln kolonialwirtschaftliche und botanische Studien vorzunehmen hatte. Jetzt waltet dort der rührige Bezirksamtmann Senfft.

Die Missionierung der Inseln wurde nach den mißlungenen Versuchen der Jesuiten (1710 bis 1731) erst 1852 durch amerikanische Glaubensboten, zunächst auf Ponape und Kusaie, wieder aufgenommen. Der Erfolg blieb nicht aus, nur war er ungleich und nicht ohne Rückschläge, da die Verbote uralter Bräuche, zum Beispiel des Bemalens mit gelber Farbe und des Tragens langer Haare seitens der Männer, besonders aber das Tabakverbot bei den Eingeborenen auf zähen Widerstand stießen. Die protestantische Mission wurde nach 39jährigem Bestehen plötzlich durch die Spanier untersagt, die den religiösen Dienst ausschließlich von den Kapuzinern ausgeübt wissen wollten. Dieser Orden ist seit 1887 im Archipel tätig und hat dort bis jetzt (1902) zwölf Stationen mit mehreren Kirchen, Kapellen und Schulen errichtet, an denen Geistliche und Laienbrüder wirken. Auch die Amerikaner sind von neuem auf dem Plan erschienen. Die Bostoner Missionsgesellschaft unterhält zur Zeit zwei Hauptstationen, eine in Ponape und eine in Ruk, von denen etwa 20 Außenstationen mit 25 Schulen abhängen, deren Leitung großenteils in den Händen bekehrter und genau vorgebildeter Eingeborener unter weißer Oberaufsicht liegt.

Der deutsche Handelseinfluß auf den Karolinen führte im August 1885 zur Hissung unserer Flagge auf Yap, da die Inseln allgemein als herrenlos galten. Nur die Spanier waren anderer Meinung; sie machten auf einmal ältere Rechte geltend und erhoben ein lautes Gezeter über das Vorgehen der

Deutſchen. In Madrid kam es ſogar zu feindſeligen Aufläufen und Demonſtrationen, die in Roheiten gegen unſere Botſchaft ausarteten. Um ſo ruhiger blieb man in Berlin; ſelbſt das große Publikum faßte die ganze Sache nur ſcherzhaft auf, und von den Operettenbühnen erklangen die vielbelachten Verſe:

„Und ſelbſt wenn uns Spanien den Krieg auch erklärt,
's hat gar keinen Wert, 's hat gar keinen Wert.“

Gleichwohl nahm Fürſt **Bismarck** die päpſtliche Vermittlung an und ließ es bei dem Schiedsſpruch, wonach die Karolinen unter ſpaniſcher Hoheit bleiben ſollten, Deutſchland aber gleiche Handelsfreiheit zugeſtanden wurde, ſowie das Recht, auf den Inſeln eine Flotten- und Kohlenſtation anzulegen.

Einfahrt in den Hafen von Korror.

Die Eingeborenen lernten das neue Regiment bald genug von der ſchlimmſten Seite kennen. Es wurden harte Steuern und ein an Sklaverei grenzendes Arbeitsſyſtem eingeführt, ſo daß die Inſulaner, erbittert durch den furchtbaren Druck, zu den Waffen griffen und ſich ihrer Peiniger mit Gewalt zu erwehren ſuchten. Die Spanier erlitten ſchwere Verluſte und mußten zuletzt 800 Mann Beſatzung in mehreren Militärſtationen erhalten, wodurch ihnen unerſchwingliche Koſten erwuchſen. Deshalb entſchloſſen ſie ſich, den ganzen Archipel, einſchließlich Palaus und der Marianen, nach dem unglücklichen Kriege mit Nordamerika der deutſchen Regierung für 25 Millionen Peſetas oder 16¾ Millionen Mark zum Kauf anzubieten. Deutſchland ließ ſich die Gelegenheit nicht entgehen, ſo auf bequeme Weiſe ſeinen Kolonialbeſitz in der Südſee zu erweitern und ihm eine gewiſſe Abrundung zu geben. Da der Zeſſionsvertrag vom 12. Februar und 30. Juni 1899 die Genehmigung des Reichstages erhielt, ſo konnte ſchon im Oktober die feierliche Übergabe der Inſeln an Deutſchland erfolgen.

Seit unſer Banner dort flattert, iſt Friede und Ordnung allenthalben eingekehrt. Der Verwaltungsapparat ward gleich von vornherein auf das größtmögliche Mindeſtmaß beſchränkt. Der kaiſerliche Gouverneur von Neu Guinea erhielt die Oberleitung, nachdem das geſamte Inſelgebiet in drei Bezirke Oſtkarolinen, Weſtkarolinen mit Palau und die Marianen eingeteilt worden war. Die Grenze zwiſchen Oſt- und Weſtkarolinen bildet der 148. Meridian öſtlicher Länge v. Gr. Der Vizegouverneur reſidiert in Ponape, wo außerdem ein Regierungsarzt, ein Sekretär, ein Polizeimeiſter und etliche Schiffahrtsbeamte ſtationiert ſind. An der Spitze der Weſtkarolinen ſteht der Bezirksamtmann in Yap, dem ebenfalls ein Arzt, ſowie einige andere Hilfskräfte beigegeben ſind. Die Poſtagentur in Yap wird vom Bezirksamte, die in Ponape vom Vizegouvernement aus verſehen. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe, ſowie zum Schutz der Weißen iſt eine Polizeitruppe eingerichtet worden, die hauptſächlich in Ponape und in Yap ſteht und auf den übrigen Inſeln nur einzelne Vertreter hat.

Unſere Beſchreibung der verſchiedenen Glieder des Archipels beginnen wir im äußerſten Weſten, alſo mit **Palau**. Dieſes beſteht aus 7 größeren und über 20 kleineren Inſeln, die faſt alle von ausgedehnten Riffen umgeben ſind, durch welche tiefe, ſchiffbare Kanäle zu den geſchützten Ankerplätzen führen.

Das Hauptland ist Baobelthaob, das 50 km Länge und gegen 20 km Breite hat, dabei 300 qkm Fläche bedeckt und sich gleich Korror, Malakal und dem winzigen Ngarukobasanga aus jüngeren Eruptivgesteinen zusammensetzt, nämlich Augitandesit, der öfter von Basalt durchbrochen wird. Darüber legt sich als Verwitterungsschicht ein rötlicher, sehr fruchtbarer Ton. Von den Bergen ist der Royoß Aremolunguj mit etwa 650 m der höchste. An Quellen und Bächen fehlt es nirgend; aus dem Ngardoksee entspringt sogar ein Fluß, der Enkassar, der in eine Bucht des südlichen Inselteiles mündet. Letzterer besteht aus Hügeln von Korallenkalk, der sich auch, zu Arragonit verwandelt, auf Korror vorfindet und dort von den Japern zur Herstellung ihres sonderbaren Steingeldes eifrig abgebaut wird. Rein koralline Bildungen sind im Süden die gehobenen Eilande Olupsakel und Urukpatel, sowie das niedrige Eilmalk, Eilthaob und Pililu. Denselben Charakter zeigt Angaur, so daß also in diesem Bereich entschieden eine Hebung der Riffmassen vorwaltet, wohingegen der Norden mit Ngaruangel und Kajangle augenscheinlich im Zustande der Senkung begriffen ist. Die landschaftliche Szenerie bietet viel Anziehendes, namentlich bei der Einfahrt in die schmalen, gewundenen Buchten, deren bergige Ränder im Schmucke eines üppigen Pflanzenwuchses prangen. Aus der Tiefe steigen in wechselnden Formen und Farben schillernde Korallenstöcke empor und engen die schiffbare Straße in bedrohlicher Weise ein. Selbst der am meisten besuchte Hafen von Korror, wo der Oberhäuptling oder König residiert, ist nur mit Vorsicht zu erreichen.

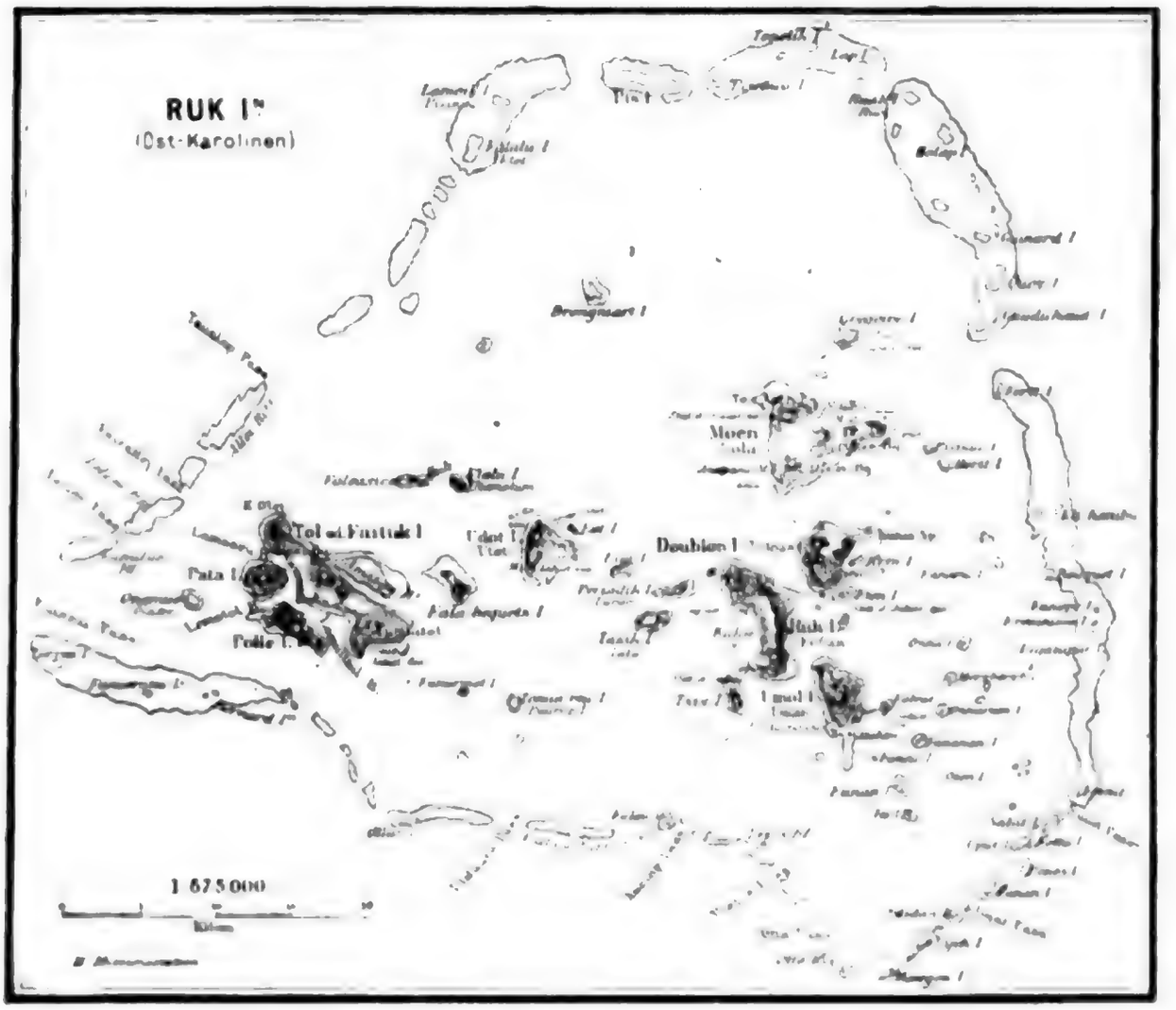
Die durch die deutsche Verwaltung 1901 veranlaßte Zählung der Eingeborenen ergab nur wenig mehr als 3700 Personen. Sie gliedern sich politisch in Gemeinden oder Pelus, die von Fürsten, Rupaks, regiert werden, über denen wieder ein durch Sitte und Gesetz vielfach eingeschränkter König steht. Die erwachsenen Männer bilden unter sich Klubs, die Kaldebekel oder Klöbbergöll, deren jeder ein eigenes großes Haus, das Bai, und etliche Kriegskanus besitzt. Im Bai verbringen die Männer, auch die verheirateten, Tag und Nacht, jeder mit seiner „Armengol", so heißen die ledigen Mädchen, welche bis zur Ehe ungehindert ein freies Leben führen dürfen. Außer den Bais werden mit ebensoviel Geschick und Geschmack die kleineren Familienhäuser errichtet, sowie die zierlichen Opferschreine oder Ahnentempelchen.
Die Produktion der Inseln ist noch nicht erheblich; sie beträgt gegen 200 Tonnen Kopra, 40–50 Tonnen Trepang, d. s. jene Holothurien, die getrocknet als Leckerbissen nach China gehen, ein paar Tonnen Perlschalen und etliche Zentner Schildpatt. Leider ermangeln die Palauinseln noch immer einer Dampferverbindung mit unseren pazifischen Kolonien, sowie mit dem Mutterlande. Eine Besserung steht jedoch bevor, da die Gruppe als Station des deutsch-holländischen Südseekabels vorgesehen ist.

Von Angaur ziehen sich bis in die Nähe von Niederländisch-Neu-Guinea mehrere Riffinselchen hinüber, nämlich Sonsol, Pul, Merir und Tobi, die trotz ihrer Kleinheit fast alle bewohnt sind und politisch zu Deutschland gehören; nur Mapia wird auch von Holland beansprucht, ist also noch strittig.

Die westlichen Karolinen. Sie reichen von Ngoli oder Lamoliork bis Pikelot und umfassen außer diesen Atollen noch Ulithi, Fais, Sorol, Ulie oder Wolea, Yuripik, Faraulep, Ifalik, Lamotrek und etliche minder bekannte Riffkränze. Das einzige hohe Land im ganzen Schwarme ist Yap, unter der Westgrenze gelegen und überwiegend aus alten, grüngrauen Schiefern

Digitized by Google

gebildet. Es hat die Form eines mit der Spitze nach Süden gewandten Keiles. Im Nordosten drängt sich der Tomilhafen so tief in den Inselkörper, daß der nördliche Abschnitt nur durch einen wenige hundert Meter breiten Isthmus mit dem übrigen Gebiet zusammenhängt. Durch diese Enge ist im Jahre 1901 zum höchsten Vorteil für die einheimische Schiffahrt der Tágerékanal gegraben worden. Den Norden und die Mitte füllen Hügelwellen und Plateauflächen aus, die mit einförmigen Savannengräsern bestanden sind. In




Tal und Ebene grünt, gesellig mit nutzlosen Bäumen, eine üppige Kulturvegetation, und an der von einem breiten Riff umsäumten Küste haben sich die stelzfüßigen Rhizophoren angesiedelt. Der höchste Berg, der Nobull in der Burrakette, erreicht nur 300 m. Politisch zerfällt die Insel Yap in acht Bezirke, d. h. einschließlich Map und Rumung, die ebensovielen Oberhäuptlingen gehorchen. Die Zahl der Eingeborenen beziffert sich heute auf 7500 Köpfe, ist aber leider im Rückgange begriffen. Das Kaiserliche Bezirksamt liegt auf der kleinen östlichen Vorinsel Yelaltich in dem fjordartig ausgezackten, vortrefflichen Tomilhafen, der jetzt hinlänglich mit Seezeichen versehen ist. Über die Insel erstreckt sich ein Wegenetz, dessen Ausgestaltung unter dem deutschen Regiment eifrigst gefördert wird. Die Missionierung besorgen seit 1887 die spanischen Kapuziner. Den Handelsverkehr vermitteln mehrere weiße Agenten, die großenteils von der Jaluitgesellschaft abhängig sind, von dieser

durch den regelmäßig einkommenden Dampfer ihre Waren erhalten und als Rimesse jährlich gegen 800 Tonnen Kopra und in geringeren Mengen auch Schildpatt und Perlschalen abschicken.

Die übrigen Inseln des Bezirks sind, ebenso wie in den Ostkarolinen, meist niedrige Atolle, mit Lagunen in der Mitte, oder einfache Anschüttungen ohne Binnensee, die sich insgesamt nur wenig über den Meeresspiegel erheben und einander so ähnlich sehen, daß „die Schilderung einer für alle genügt". Zum Teil liegen sie einsam in der blauen Flut, zum Teil haben sie sich mit zwei oder drei ihresgleichen zu Gruppen vereinigt. Von letzterer Art sind die Ulithi- oder Mackenzieinseln, zwei benachbarte Atolle mit 30 sandigen Eilanden, die nicht einmal alle bewohnt werden. Ein Hauptmangel dieser quellenlosen Sandflecke ist trotz des feuchten Seeklimas das Fehlen des Trinkwassers. Selbst nach den ergiebigsten Niederschlägen wird der Inhalt der Zisternen schnell brackig, so daß die Eingeborenen das kostbare Lebensnaß in Baumlöchern aufzufangen suchen. Eine andere Gefahr bringen die schweren Stürme mit sich, welche von Zeit zu Zeit den westlichen Bezirk aufwühlen und nicht selten ganze Riffecken wie leer fegen. Wenn die Wogen zu solcher Höhe steigen, bindet der Karolinier sein Weib und seine Kinder an den Baumstämmen fest und flüchtet sich selbst in die Wipfel.

Eine merkwürdige Ausnahme bietet Nauo oder Tromelin dar, östlich von Nap, das bis zu 30 m gehoben ist und im Innern eine fruchtbare, wohlangebaute Senke hat, nämlich die ehemalige, jetzt trockene Lagune.

Die östlichen Karolinen. Zu diesen zählen wir außer Kusaie, Ponapé und Ruk die Atolle Pingelap, Mokil, Ngatik, Oraluk, die Mortlock- oder Lukunorgruppe, die Hallinseln, Ostsaip, Namonuito und mehrere verstreute Riffkränze. Bei Lukunor haben wir drei, bei Morilen oder den Hallinseln zwei hart aneinander gerückte Lagunenringe. Diese tragen in Mortlock allein 90 Eilande, darunter Lukunor selber mit 35 km Umfang und prächtigen Kokoshainen. Die Bewohner zeichnen sich noch immer durch Fleiß und durch nautischen Wagemut aus, der sie neben den Leuten von Ulie, Fauralep und Lamotrek zu den tüchtigsten Seefahrern und Schiffsbaumeistern der ganzen Südsee erhoben hat. Schon in früheren Jahrhunderten entdeckten sie ohne Kompaß den Weg nach den Marianen und haben ihn bis um 1870 nur nach den Sternen immer wieder gefunden. Auch im eigenen Archipel war ihnen fast jede Insel bekannt und durch Handelsbeziehungen verbunden. So geschah es, daß ihre Sprache die am weitesten verbreitete und die eigentliche Handelssprache auf den Karolinen wurde.

Wir kommen nun zu Ruk, das längst wegen seiner Sondernatur bekannt ist. Es besitzt ein vorwiegend basaltisches Kernstück, das aber nicht eine zusammenhängende Masse bildet, sondern in zahlreiche Berginseln zerfällt, die bis 400 m ansteigen. Der ziemlich steinige Ackerboden ist trotzdem recht fruchtbar. Die kräftigen, aber noch rohen Bewohner, rund 12000 an der Zahl, sucht die Bostoner Mission seit Jahren für das Christentum zu gewinnen. Sie unterhält deshalb auf der Insel Toloas eine Hauptstation mit einem Seminar zur Ausbildung farbiger Gehilfen. Die geräumige von Korallenbänken durchsetzte Lagune hat bis 60 m Tiefe und wird erst weit draußen von einem annähernd fünfeckigen Wallriff eingerahmt, das 75 km Länge und 60 km Breite aufweist, also zu groß ist, um im ostelbischen Teil des Königreichs Sachsen untergebracht zu werden. In der Gruppe arbeiten deutsche, englische und japanische Händler, die hauptsächlich Kopra, zur Zeit 300 Tonnen im Jahr, exportieren; man hofft jedoch mit der zunehmenden Pazifizierung der Inseln auf eine schnelle Steigerung der Produktion.

Noch weiter nach Osten gerückt ist das rundliche, an der Küste vielgeschlitzte Ponapé. Es besteht vorwiegend aus Basaltlaven von wechselnder Beschaffenheit; doch kommt daneben auch dichter Basalt, zum Teil sogar Säulenbasalt, vor. Letzterer bildet auf der kleinen nordlichen Ver-

Digitized by Google

inſel Tſchokatſch etliche maleriſche Partien, unter anderen die berühmte, 300 m hohe, wandartige „Klippe“. Die Oberfläche des Hauptlandes iſt bergig, durch Schluchten und Täler zerfurcht, in denen ſich mehrere Seen angeſtaut haben. Der höchſte Gipfel iſt der Tolokolme mit 870 m; ein anderer, der Tukain, zeichnet ſich durch eine auffällige Zuckerhutgeſtalt aus. Um die ganze Inſel legt ſich ein Riff, das von mehreren Einfahrten durchbrochen wird, darunter fünf, die zu guten Häfen führen, als welche wir die Langar- oder Santiagobai, den Aru-, Metalanim-, Mutok- und Roankitihafen nennen. Der Regierungsſitz liegt an dem mit Seezeichen reichlich ausgeſtatteten Santiagohafen. Der Vizegouverneur reſidiert in dem alten ſpaniſchen, ſehr weitläufigen Fort, wo außerdem der Arzt, der Hafen- und der Polizeimeiſter ihre Wohnungen haben. Das Krankenhaus erhebt ſich frei auf der vom Meere anſteigenden Terraſſe.

Große Baſaltklippe auf der Inſel Tſchokatſch, Ponape.

Ponape wird regelmäßig durch den Dampfer der Jaluitgeſellſchaft angelaufen und hat dergeſtalt Verbindung mit Yap, Ruk, Kuſaie, den Marſhallinſeln und den Marianen, ſowie mit Hongkong und Sydney. In die Miſſionierung teilen ſich die Kapuziner und die Boſtoner Miſſionare. Mehr als zwei Drittel der 3500 Bewohner gehören dem proteſtantiſchen Bekenntnis an, der Reſt ſind Katholiken. Die Eingeborenen ſcheiden ſich in mehrere Stämme, über die gegenwärtig fünf Häuptlinge in den Landſchaften Tſchokatſch, Net, U, Roankiti und Metalanim herrſchen. Letzterer iſt der angeſehenſte. Größere Dörfer gibt es auf Ponape nicht, die Häuſer liegen vielmehr vereinzelt im dichten Grün der Küſtenzone. Das bergige Innere iſt jetzt unbeſiedelt, eine Erſcheinung, die ſich auf allen hohen Inſeln Deutſch-Mikroneſiens wiederholt und deren intenſiveren Anbau verzögern wird. Das Haupterzeugnis iſt vorläufig nur Kopra, doch würde ſich der Boden auch zur Kakao- und Vanillekultur eignen, da die Niederſchläge ſehr auskömmlich ſind und orkanartige Stürme ſich bisher nicht gezeigt haben.

Ponape muß in früheren Zeiten eine viel dichtere Bevölkerung beſeſſen haben, der überdies ein höherer Bildungsgrad eigen war. Das bezeugen noch heute die eigenartigen Ruinen von Nan Matal oder Nan Tauatſch. Die

bilden einen Komplex von vierseitigen, aus Basaltsäulen errichteten Bauten, die stadtartig auf einer Fläche von 42 ha angelegt und von engen Kanälen durchzogen sind, weshalb man sie nicht unzutreffend das „mikronesische Venedig" genannt hat. Die einzelnen Abteile sind entweder Quadrate oder Parallelogramme oder Kombinationen dieser Formen. Die Struktur ist roh und beschränkt sich auf das Zusammenlegen der von der Natur fertig gelieferten Basaltsäulen, deren gewaltige Schwere an die Transporttechnik die bedeutendsten Anforderungen stellte. Die jetzige Generation weiß nichts über die Entstehung dieser cyklopischen Häuptlingsresidenzen, Grabstätten und Verteidigungswerke, fürchtet und meidet sie vielmehr aus abergläubischen Gründen. Die erste Erforschung geschah durch Butsch.

Südöstlich von Ponape liegt das Atoll Ngatik, dessen Bevölkerung durch eine ganz außerordentliche Blutmischung entstanden ist. Denn die Vorväter des jetzigen Geschlechts sind Deutsche, Engländer, Neger, Ponapesen, Mortlock- und Gilbertinsulaner, die sich vor etwa vierzig Jahren nach Ermordung aller eingeborenen Männer mit den überlebenden Frauen und Mädchen verheirateten. Neuerdings wurde Ngatik zweimal von furchtbaren Sturmfluten heimgesucht, die vielen Schaden unter den Pflanzungen und dem Vieh verursachten.

Die letzte und östlichste Karolineninsel ist **Kusaie oder Ualan**. Sie besitzt vulkanischen Charakter und steigt im Innern zu spitzen Basalthörnern auf, die mit 660 m kulminieren und, wie überhaupt die ganze Insel, ein dichtes Waldkleid tragen. An der Küste finden sich kleine fruchtbare Ebenen mit fettem Lehmboden. Um das Gestade gürtet sich ein Riff, dessen Passagen zu drei guten Häfen führen, von denen der Chabrolhafen der beste ist. Seine Bucht deckt nach außen das Eiland Lele, bekannt durch die alten, von den Bewohnern „Pot-Falat", d. h. hohe Mauer, genannten Steinwälle, die „aber mehr durch ihre Größe als durch die Sorgfalt der Konstruktion wirken". Auf Lele lebt jetzt der Oberhäuptling, sowie die Mehrzahl der durch die Bostoner Mission vollständig zum Christentum bekehrten Einwohner, die aber trotz Bildung und Gesittung ziemlich schnell dem Aussterben entgegengehen. Dabei erfreuen sie sich günstiger Existenzbedingungen, besitzen Pflanzungen und Vieh, nämlich Schweine, Rinder, Ziegen, Hühner und Enten, die sämtlich aus Amerika importiert sind und sich völlig akklimatisiert haben.

Das **Klima** und die **Wetterlage** der Karolinen lassen sich mangels systematischer Beobachtungsreihen nur in den allgemeinsten Zügen schildern. Der Westen, vornehmlich Palau, steht noch unter dem Einfluß der Monsune; die Mitte und der Osten dagegen werden von den Passaten beherrscht. Von Oktober bis Mai weht der Nordostpassat mit geringen Niederschlägen und kühlerer Temperatur. Dann setzt von Juni bis September die Regenzeit ein, während welcher leichte Winde und Stillen abwechseln, häufig aber auch schwere Gewitterböen und Stürme auftreten. Die westlichen Inseln haben von Juni ab Südwestmonsun, der im Juli und August starke Regenfälle bringt. Auf Yap schwankt die jährliche Niederschlagsmenge von 2800–3500 mm. Im September und März, wenn sich Monsun und Passat ablösen, brechen zuweilen verheerende Orkane über den Archipel herein und bedrohen namentlich die Flachinseln. Bei Nordostwind ist es auf Palau und Yap meist trocken; gelegentlich kommen sogar länger anhaltende Dürreperioden vor. Die Temperatur liegt zwischen 20° C. und 30°, beziehungsweise 33°, mit etwa 27° C. als Jahresmittel. Die Tagesamplitude dürfte 3–4°, höchstens 6° C. kaum überschreiten; doch wird diese gleichmäßige Wärme stets durch die Seebrise gemildert und ist daher für den Weißen selbst in den Mittagsstunden ohne Schaden zu ertragen.

Der **Gesundheitszustand** zeigt sich durchweg befriedigend. Malaria fehlt auf Palau und Yap scheinen auch Dysenterie und sonstige Tropenkrankheiten unbekannt zu sein. Die Eingeborenen erfreuen sich, von mancherlei Hautaffektionen, besonders Ichthyosis, abgesehen, eines meist guten Befindens. Nicht so günstig sind die Ostkarolinen gestellt. Auf Ponape zeigen sich Framboesia, Spulwurm und Geschwürbildungen, auf Mortlock und Kusaie sogar der Aussatz. Dazu haben Influenza, Masern, Blattern und letzthin der Keuchhusten erschreckend viele Opfer gefordert.

Digitized by Google

Hinſichtlich der **Vegetation** iſt von vornherein zwiſchen den hohen Inſeln und den Atollen zu unterſcheiden. Außerdem vermindert ſich auch der Artenreichtum von Weſten nach Oſten ſehr merklich. Das Pflanzenkleid Palaus ſchließt ſich demjenigen der Philippinen noch vollſtändig an. Man bemerkt Arekapalmen, grasblätterige Schlinggewächſe, Dracänen, Pandanus, Bambus, wilde Ananas, Brotfruchtbäume, Bananen und einzelne Farne. An den Gehängen und in den Tälern grünt ſtattlicher Hochwald. Dieſer kommt, allerdings artenärmer, auch in Ponapé und Kuſaie vor, nicht aber in Yap und Ruk. Um die feuchten, zum Teil verſumpften Küſten legt ſich überall ein dichter Mangrovengürtel. Darauf folgt die Kulturzone der Eingeborenen mit Taro, Yams, Brotfruchtbäumen, Melonen, Kürbiſſen, Feigen, Gemüſen und anderen, häufig erſt eingeführten Nutzpflanzen. Für die Ernährung der Atollbewohner iſt hauptſächlich die Kokospalme wichtig, ohne welche manche Eilande gar nicht beſiedlungsfähig wären. Die Mortlockinſulaner zum Beiſpiel ſind faſt neun Monate im Jahre vorwiegend auf Kokosnüſſe angewieſen. Als Exportartikel kommt neben der Kopra auch die Steinnuß in Betracht. Letztere, das knochenharte, homogene Sameneiweiß einer Pandanee, Phytelephas macrocarpa, wird als „vegetabiliſches Elfenbein" vielfach in Handel gebracht und zu feinen Drechſlerarbeiten und Galanteriewaren verwendet.

Auf der Baſaltmauer von Nan Tauatſch.

Die **Fauna der Karolinen** iſt als Glied der polyneſiſchen Region überaus arm an Säugetieren. Dieſe beſchränken ſich auf mehrere Arten von Fledermäuſen, darunter die fruchtfreſſenden Flughunde, auf eine durch den Schiffsverkehr eingeſchleppte Ratte und auf den gleichfalls importierten kleinen Marianenhirſch. Alle Haustiere ſind aus der Fremde zugebracht, Ponapé vielleicht ausgenommen, das nach Finſch eine eigene Hunderaſſe beſeſſen zu haben ſcheint. Etwas reicher iſt die Vogelwelt ausgeſtattet, von der es im Archipel etwa [illegible] Spezies gibt, und zwar auf Palau [illegible], auf Kuſaie nur noch 21, unter denen ſich aber ſehr wenige eigentümliche Formen zeigen. Auf Ponapé haben wir einen beſonderen Papagei, auf Palau ein Scharrhuhn; ſonſt begegnen uns vielfach Angehörige oder Verwandte heimiſcher Arten, zum Beiſpiel Eisvögel, Fliegenſchnäpper, Würger, Glanzſtare, Regenpfeifer, Bekaſſinen, Wildhühner, Wald- und Fruchttauben, Kuckucke und Enten. An Lurchen und Kriechtieren gibt es zwei Eidechſen, darunter die Geckos, die Mayer Warneidechſe und nur auf Palau begrenzt drei Landſchlangen und einen Froſch. Die vielgeſtaltige Meeresfauna umſchließt zahlloſe Kruſter, Muſcheln, Würmer, Stachelhäuter, Polypen und von Wirbeltieren noch Fiſche, Schildkröten, den Potwal und den Dugong. Auffallend ſpärlich iſt die Inſektenwelt vertreten. Nur Cikaden laſſen ihr ſchmetterndes Gezirp ertönen, Moskitos peinigen zur Regenzeit, und hie und da zeigen ſchöne Falter ihre Farbenpracht.

Die **Bewohner** Palaus und der Karolinen ſtellen mit den übrigen Mikroneſiern keine geſonderte Raſſe dar, ſondern gehören zu „jenen mehr oder minder hellfarbigen, ſchlichthaarigen" Völkern, wie ſie ſich „überall in

Ozeanien bis Hawaii und Neu-Seeland" finden. Die Hautfärbung wechselt vom hellen Olivengelb bis zum rötlichen Ziegel- und Dunkelbraun. Das Haar ist bisweilen gewellt, ja sogar lockig. Die Männer haben in der Regel einen gutgebauten, kräftigen Körper, bleiben aber im Wuchse hinter unserer Mittelgröße zurück. Das weibliche Geschlecht ist kleiner und schwächlicher, dabei in der Blütezeit nicht unschön, büßt jedoch diese Vorzüge sehr schnell ein. Die Gesichtsform läßt sich kaum auf einen generellen Typus zurückführen, da sie nicht nur von Insel zu Insel, sondern auch individuell erheblich variiert. Die stets dunklen Augen sind meist voll und groß; der Mund klafft jedoch ziemlich weit, und die Jochbogen treten etwas mehr hervor als bei den Angehörigen der kaukasischen Rasse.

Die Sprache unserer neuesten Untertanen ist erst wenig erforscht. Dr. Finsch, auch hierin der beste Führer, teilt die Karolinen linguistisch in sieben Gruppen ein. Diese sind: 1. Kusaie, 2. Pónapé, 3. Mortlock, Ruk und Hall, wahrscheinlich auch Ulië und Fais, 4. Uluthi mit Ngoli, 5. Yap, 6. Palau und 7. Nukuor. Auf dieser kleinen, südwärts vom 5. Breitengrade liegenden Insel wird ein dem Samoanischen sehr nahestehendes Idiom gesprochen.

Über die Kopfzahl der Eingeborenen liegen jetzt statistische Angaben vor, wonach die Karolinen 38500 Bewohner haben, d. h. ohne die Fremden. Trotz dieser geringen Summe hält es schwer, von den Leuten eine allgemein gültige ethnologische Schilderung zu entwerfen. Charakteristisch für das ganze Gebiet ist die streng durchgeführte Einteilung des Volkes in Stämme oder Stände. Man unterscheidet: 1. die Oberhäuptlinge oder Könige, 2. die Unterhäuptlinge oder den Adel, zu dem auch mancherorts die Priester rechnen, 3. das freie Volk und 4. die Sklaven. Von sämtlichen Karoliniern wird ferner das Einreiben des Körpers mit Gelbwurz geübt, ein Farbstoff, der für diejenigen Striche, wo die Pflanze nicht wächst, einen begehrten Handelsartikel ausmacht. Gemeinsam ist sodann die auf den meisten Inseln hochentwickelte Webekunst, die häufige Benutzung der Kokosschalen zu Schmuckzwecken, die Neigung zu Tanz und Spiel und den Freuden der Liebe, der Mangel an Musikinstrumenten, von denen die Nasenflöte und auf Pónapé die Trommel vorkommen, das Fehlen von Bogen und Pfeil unter den Waffen, die sich auf Speer, Keule und Schleuder beschränken, und die früher außerordentlich beliebte, aber lediglich zur Zier dienende Tätowierung.

Über den Charakter der Karolinier lauten die Mitteilungen verschieden, und zwar die älteren günstiger, als die neueren. Viel Schuld an etwaigen Schlechtigkeiten: Diebstählen, Überfällen, Racheakten, Trunksucht und Ausschweifungen tragen sonder Zweifel die Weißen selber, die — außer den Missionaren und Forschungsreisenden — wohl nirgend in der Südsee als sittliche Vorbilder aufgetreten sind. Bei den Eingeborenen macht sich überall die Lust zu Streit und Krieg bemerkbar; doch zieht man dem offenen Kampfe gern Hinterhalte vor, sucht den Feind zu überraschen und ihn meuchlings zu töten. Für ernste, geregelte Arbeit schwärmt der Karolinier durchaus nicht, obschon ihm gute Anlagen und ein bedeutendes Geschick für technische Fertigkeiten innewohnen.

Seine Religion ist kaum mehr als ein Geister- oder Ahnendienst, der auf Palau figürliche Darstellungen der Verehrten kennt und auf Ruk und Mortlock auch Masken besitzt. Das im ganzen Pazifik verbreitete „Tabu" oder Verbot fehlt natürlich auf den Karolinen nicht, ebensowenig totemistische

Digitized by Google

und animiſtiſche Anſchauungen und allerhand Zauberwerk. Von Kleidung iſt wenig zu ſehen. Die Männer begnügen ſich mit einem einfachen Lendenſchurz oder einem Faſerröckchen. Um ſo mehr Gewicht wurde ehedem auf den Schmuck gelegt, zu deſſen koſtbarſten Stücken die Gürtel und Halsketten aus geſchliffenen Muſchelſcheibchen, verbunden mit vielen Tauſenden polierter Kokosplättchen, zählen. Auch Armbänder — auf Palau zum Beiſpiel die berühmten „Kilits“ aus dem Atlaswirbel des Dugong — von verſchiedenem Material ſind im Gebrauch.

Die **Stellung der Frauen** iſt eine verhältnismäßig geachtete, freie und ſelbſtändige. Auf Palau haben ſie neben den Männern ihr eigenes Reich mit beſonderer weiblicher Regierung. Leider herrſcht überall viel Unſittlichkeit, ein lockeres Eheleben, bequeme Scheidung u. ſ. w., denen ſich noch ein auffälliger Kindermangel zugeſellt. Als weibliches Gewand dienen Zeugſtreifen und Faſergürtel; doch ſchmücken ſich die Frauen gern mit Perlen, Bändern, Blättern und Blüten und verſchmähen, wenn ſie's haben können, auch die importierten Taſchentücher nicht. Dagegen ſträuben ſie ſich, wie die Männer, faſt durchweg ſehr gegen die europäiſche Tracht, auf deren Annahme die Boſtoner Miſſionare unabläſſig dringen, obſchon es nicht zum geſundheitlichen Vorteil der Eingeborenen iſt.

Vornehmer Ponapeſe in einheimiſcher Tracht.

Die **Häuſer** der Karolinier ſind nach einem ziemlich übereinſtimmenden Plan konſtruiert, haben meiſtens einen ſteinernen Unterbau und ein mehr oder minder kompliziertes Dach, das ſich häufig durch merkwürdig vorſpringende Giebel auszeichnet. Malereien und Schnitzwerke ſind zum Teil ſehr beliebt. Nach der Art der Benutzung unterſcheidet man Gemeinde- oder Klubhäuſer für die Männer, Familienhäuſer und die ebenfalls der Gemeinde gehörenden Kanuhäuſer oder -ſchuppen, ſowie endlich auf einigen Inſeln noch beſondere Häuptlingshäuſer. Die einfachſten Häuſer haben manche Atolle, nämlich große, auf die Erde geſetzte Dächer.

Viel Intereſſe beanſprucht des weiteren die **Anfertigung der Kanus**. Den Schiffsrumpf bildet ein ausgehöhlter Baumſtamm von verſchiedener Länge, der ſeitlings mit einem Ausleger verbunden iſt. Es gibt Ruder- und Segel-

kanus, letztere für den Fernverkehr bestimmt und deshalb durch Seitenteile und Bugaufsätze erhöht und verbreitert. Das große dreieckige Segel wird aus Matten von Pandanusbast zusammengenäht. Mit diesen Fahrzeugen unternehmen die Karolinier noch heute ihre Handelsreisen und sind bis vor wenigen Jahrzehnten die Yaper nach Palau gesteuert, um dort ihr Mühlsteingeld, das „Fä", zu holen. Die Stücke haben ½ bis 2 m im Durchmesser und wiegen oft mehrere tausend Pfund. Den Transport dieser Monstra besorgen jetzt lediglich fremde Segelschiffe. Statt dieses Großgeldes, dessen Wert mit dem Durchmesser steigt, hat man in Yap noch ein Kleingeld, teils aus Stein, teils aus Perlschalen. Ihr eigenes Geld besitzt ferner die Palaugruppe; es ist das Audoth, das aus alten Emailglasperlen rätselhafter Herkunft besteht und in drei Wertgruppen mit etwa 15 Unterabteilungen zerfällt.

Damit sei unsere Rundschau über Land und Volk der Karolinen beendet, und es bleibt uns nur noch Raum zu einem kurzen Schlußwort übrig, das den kolonialen Nutzwert und die Zukunft dieser Inseln in das rechte Licht zu setzen hat. Wir werden hier, daran ist kein Zweifel, noch manches Jährlein säen müssen, ehe sich die Ernten zeigen. Wir werden Frieden zu stiften und die völlige Entwaffnung der Eingeborenen durchzuführen haben; wir werden die braunen Naturkinder schützen müssen gegen Seuchen und äußere Nöte und sie aus der Trägheit zu ernstem Schaffen zu erheben suchen. Vor allem werden wir auf Mittel sinnen, wie der erschreckenden Volksabnahme zu steuern sei, damit ein neues, kräftigeres Geschlecht erstehe. Unter solchem weisen Regimente werden sich die Inseln trotz ihrer Kleinheit mit blühenden Kulturen bedecken, die Ausfuhr wird sich steigern, der Handel wachsen, und die trefflichen Naturhäfen der Hochinseln werden nicht bloß als Kohlen- und Proviantlager und als Ausfallstore unserer Kriegsschiffe dienen, sondern sich mit Kauffahrern beleben, die den Güteraustausch zwischen Kolonie und Heimat geschäftig bewirken.

## 2. Die Marianen

Zuerst von allen Archipelen Ozeaniens wurden die Marianen entdeckt, die bereits 1521 Ferdinand Magellan auf seiner Weltreise berührte und sie nach der landesüblichen Segelform „las Islas de las Velas Latinas", die Inseln der lateinischen Segel, benannte. Weit populärer wurde indes der Name Ladronen oder Diebesinseln, den ihnen das Schiffsvolk gab, das über die Frechheit erstaunt war, mit der die olivenfarbigen, nackten Eingeborenen jedes ihnen erreichbare Gerät zu stehlen suchten. Bis zu der förmlichen Besitzergreifung vergingen aber noch 44 Jahre, und erst 1668, also 103 Jahre später, ließ sich ein Bekehrer, der eifrige Jesuit Diego de Sanvitores, mit mehreren Gefährten auf Guam nieder. Damals erhielten auch die Inseln zu Ehren der Witwe Philipps V., der Königin Maria Ana d'Austria, ihren noch jetzt geltenden Namen.

Die Jesuitenmissionare besuchten allmählich sämtliche Glieder der Gruppe und fanden allerwärts eine zahlreiche, kräftige Bevölkerung vor, die an 100000 Köpfe betragen haben soll. Trotz der Nachsicht, die Sanvitores in manchen Stücken walten ließ, erregte die christliche Lehre bald den heftigsten Anstoß, namentlich bei den höheren Ständen. Pater Diego wurde im April 1672 ermordet; auch einige spanische Soldaten fielen der Volkswut zum Opfer. Damit begann jener blutige Krieg zwischen den neuen Herren und den eingesessenen Chamorro, der mit der nahezu vollständigen Vernichtung der letzteren endete. Nur auf Rota wußten ihrer viele in den geräumigen Höhlen eine Zuflucht zu finden. Ihre Nachkommen leben noch jetzt auf der Insel und sind nach Ge-

Digitized by Google

ſtalt und Sprache als ziemlich unverfälſchte Reſte der alten Bewohner anzuſehen. Der Niedergang des Volkes dauerte auch nach der endlichen Unterwerfung fort. Die deutſchen Jeſuiten, wie Johann Kropff, Adam Keller, Jakob Heipel, Franz Urfahrer, Wolfgang Stainbeck u.a., die bis zur Aufhebung des Ordens im Archipel wirkten, wußten von einer ſtetigen Abnahme der Eingeborenen zu berichten. Im Jahre 1724 waren noch 4000 und 1741 gar nur 1800 „Pfarrkinder“ übrig, eine Zahl, die ſich bis zur letzten Jahrhundertwende durch freiwillige und gezwungene Zuwanderung auf etwa 10000 vermehrt hat.

Für die Erforſchung der Marianen haben Morales und Le Gobien, Anſon 1742, Byron 1765, Wallis 1767 und Crozet 1772 das Wichtigſte geleiſtet. Im vorigen Säkulum iſt weniger geſchehen, die Berichte des Weltumſeglers de Freycinet und der Spanier Guerra, Sanchez und Ibañez und des Franzoſen A. Marche ausgenommen. Zuletzt (1901 und 1902) hat Bezirksamtmann Fritz ſehr eingehende Nachrichten geliefert.

Steingeld und Verſammlungshaus (Febai) auf Yap.

Die Marianen liegen in Geſtalt eines nach Weſten offenen, leicht gekrümmten Bogens zwiſchen dem 12. und 21. Grade nördlicher Breite und zwiſchen dem 145. und 146. Längengrade öſtlich von Greenwich. Man pflegt ine nördliche, vorwiegend aus kleineren, und eine ſüdliche, vorwiegend aus größeren Inſeln beſtehende Reihe zu unterſcheiden. Die letzteren, fünf an der Zahl, haben eine ſchwachgewellte Oberfläche, die nur gelegentlich zu mäßigen Bergen anſchwillt. Der Boden beſteht aus Madreporenkalk, der den vulaniſchen Kräften ſeine Hebung verdankt. Das Geſtade wird überall von Korallenriffen beſäumt. Die nördliche Reihe iſt ganz vulkaniſch, an 500 bis 00 m hoch und mit Laven, Aſchen, Schlacken und Kratern bedeckt. Auf mehreren Inſeln exiſtieren tätige Feuerſpeier, zum Beiſpiel auf Uracas oder Farallon de Pajaros, Pagan und Aſumpcion oder richtiger Aſongſong. Daher nd Erdbeben und heiße Quellen recht häufig. Über das Geſtein breitet ſich ls Verwitterungsprodukt ein roter, ſchwerer Ton, der ſich namentlich in den Tälern reichlich angeſammelt hat und einen fruchtbaren Ackerboden liefert.

An Flächenraum messen die Marianen 1140 qkm, wovon 200 qkm auf die nördliche und 940 qkm auf die südliche Reihe entfallen. Die größte Insel, das an Amerika übergegangene Guam, hat allein 514 qkm; sonach bleiben für den deutschen Besitz nur 626 qkm mit rund 2400 Bewohnern. Auf Guam folgt dem Umfange nach Saipan mit 185 qkm, Tinian mit 130 qkm und Rota mit 114 qkm. Die übrigen nehmen erheblich weniger Raum ein; manche sind nur felsige Klippen oder isolierte Vulkankegel, an deren schroffen Flanken kaum eine dünne Pflanzendecke zu wurzeln vermag. Viele, die zu Magellans Zeit bewohnt waren, stehen jetzt menschenleer da, und es wird Aufgabe der deutschen Verwaltung sein, diese allmählich wieder zu bevölkern.

Das Klima ist tropisch mit einer von Mai bis Oktober anhaltenden Regenzeit und einer auf unsere Wintermonate ausgedehnten Trocknis, die zuweilen in eine bedenkliche Dürre ausartet, der Regel nach aber nicht frei von Niederschlägen ist. Trotzdem sind die Wasserverhältnisse keine glücklichen. Die Inseln haben nur zehn Dauerflüsse, auf Rota vier und auf Saipan sechs, und diese fließen, mit einer Ausnahme, unglücklicherweise gerade nach der den Hauptansiedlungen entgegengesetzten Seite. Mit der Trinkwasserversorgung hängt wieder der Gesundheitszustand innig zusammen. Um diesen zu heben, werden Brunnen gegraben, und man geht sogar mit dem Plan um, gewisse Orte, zum Beispiel auf Rota, ganz zu verlegen, um die Bevölkerung in günstigere Wohnbezirke zu bringen. Gegen die Blattern ist die Schutzimpfung angeordnet; die Lepra- und Syphiliskranken werden isoliert. Zum Glück scheint Malaria fast ganz zu fehlen, und die Dysenterie tritt bei den Eingeborenen nur leicht auf. Das Befinden der deutschen Beamten ist fortdauernd zufriedenstellend. Die längste Zeit des Jahres, fast acht Monate, herrscht der Passat mit heiterem, trockenem Wetter und frischen östlichen Winden. Während der Regenperiode weht es aus Nordwest bis Südwest, und in vier- bis fünfjährigen Intervallen pflegt ein schwererer Taifun über die Inseln dahinzubrausen, vor dessen Wüten die Rotaner in großen Höhlen Schutz suchen.

Nachdem die Marianen an Deutschland verkauft waren, erfolgte am 17. November 1899 ihre feierliche Besitzergreifung für das Reich. Die neuen Regierungsvertreter, obwohl klein an Zahl, bemühten sich mit größtem Eifer, das ihnen anvertraute Gebiet und seine Bevölkerung eingehend zu studieren. Als geschulte, praktische Beamte erkannten sie sehr bald die Schäden, an denen die Inseln krankten, und schon ihre ersten Berichte enthielten schätzenswerte Aufklärungen über die wirtschaftliche Lage des Archipels und die Mittel, den vorhandenen Mißständen abzuhelfen.

Der Verwaltungssitz ist in Saipan. Die Insel hat nur zwei größere Siedlungen, nämlich Tanápag und Gárapan. In letzterem Orte treffen wir das Bezirksamt mit der Postagentur und eine katholische Missionsstation, die gleich den übrigen seit 1848 von spanischen Augustinerrekollekten versehen wird. Das zweistöckige Amtsgebäude erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe und ist dadurch den Schiffen schon weit hinaus sichtbar. Um das Haus zieht sich eine breite Veranda. Vor der Frontseite liegt eine Terrasse, die zur Bootslandungsbrücke am Meeresstrande führt. Im Dorfe stehen die kleinen, ganz aus Holzwerk, Blättern und Mattenwänden errichteten Chamorrohäuschen. Der Fußboden befindet sich ein Meter über der Erde und trägt außer der Feuer- und Schlafstelle keine weiteren Abteilungen. Etliche Kochtöpfe, ein flacher Kessel zum Einkochen von Salz aus dem Seewasser, ein Mahlstein, eine Urne zum Auffangen des Regens, sowie einige Fischnetze und Reusen und nicht selten eine Nähmaschine machen das gesamte Inventar aus.

Der Hafen ist in Tanápag. Die Marianen haben seit dem Frühjahr 1903 Anschluß an die Route des Zalnitdampfers, der die Inseln auf der Hin- wie auf der Rückreise zwischen Hongkong und Sydney regelmäßig berührt. Der Hafen von Tanápag wird durch ein Riff und eine vorgelagerte kleine Insel gebildet. Er ist geräumig, ohne Untiefen und gegen die vorherrschenden Ost-

Digitized by Google

winde völlig geſchützt. An einer für Boote zugänglichen Stelle mündet ein Fluß, der einzige der Weſtküſte, der aber zur Waſſerverſorgung der Schiffe durchweg ausreicht. Zur Proviantierung derſelben hat die Verwaltung einen Viehpark angelegt, aus welchem Schlachttiere und friſches Fleiſch bezogen werden können. Auch Gartenfrüchte aller Art ſind jederzeit zu haben.

Saipan iſt etwas über 22 km lang und nur 11 km breit bei 66 km Umfang. Es hat eine im ganzen ſchwach hügelige Oberfläche mit kaum 200 m Erhebung. Nur am Nordende ragt der vulkanähnliche Spitzkegel des Tapochao bis 410 m empor. Die Weſtſeite iſt flach, der Strand ſandig und deshalb zur Anpflanzung von Kokospalmen ſehr geeignet. Im Süden gibt es viel Weideland, im Norden ausgedehnte Waldbeſtände, und hier wie dort begegnet uns ziemlich fruchtbarer Boden. Die Bevölkerung ſetzt ſich überwiegend aus Nachkömmlingen der Chamorro, etwa 900, und aus eingeführten Karolinern von Palau und Ruk, dieſe an 700, zuſammen. Eine Vermiſchung beider Elemente findet anſcheinend nicht ſtatt, wäre aber im Intereſſe der zwar geiſtig regſamen, aber körperlich minderwertigen Chamorro dringend zu wünſchen. Die angeblich mit dem Malaiiſchen verwandte Sprache der letzteren wird jedoch allgemein verſtanden und angewandt. Sie iſt daher auf Anordnung der Deutſchen dem Volksſchulunterrichte zu Grunde gelegt, und man hofft, daß ſie das Spaniſche bald verdrängen wird. Auch unſere Sprache gewinnt bereits an Boden.

Die nächſte Inſel iſt Tinian, von Saipan durch einen gefährlichen, nur 6 km breiten Sund getrennt und nach den bisherigen Quellen ganz aus einer gen Weſten geneigten Kalkſcholle gebildet, die im Süden bis 200 m anſteigt. Gelegentlich tritt der harte Korallenfels ſogar frei zu Tage; ſonſt hat die 18,5 km lange und 7,5 km breite Inſel einen roten, tiefgründigen Tonboden, der meiſt mit Geſtrüpp und Weide beſtanden iſt, ſo daß er nur als Viehtrift dient. In Buſch und Savanne hält ſich eine verwilderte Rinderherde von etwa 600 Köpfen auf, neben Tauſenden von Schweinen und Hühnern. Die Rinder werden geſchont, von den Schweinen aber durch beſtellte Jäger wöchentlich 10–14 Stück weggefangen, die in Saipan zum feſten Preiſe von je 4 Mark bereitwillige Abnehmer finden. Die für das Jungvieh ſo verderblichen Wildhunde läßt die Verwaltung ausrotten.

Das Kaiſerliche Bezirksamt in Garapan.

Der Ankerplatz Tinians iſt eine gegen Oſten und Norden geſchützte Reede am Südende der Inſel, wo kleine Schiffe ſogar innerhalb des Riffes, größere etwas weiter draußen ſicher anlegen können. Bäche und Flüſſe gibt es leider nicht, nur drei ziemlich umfangreiche Süßwaſſerſeen, die aber zu reichlicherer Füllung erſt der Regenzeit bedürfen.

Auf Tinian wie auf Rota haben ſich noch einzelne Säulen mit merkwürdigen, halbkugeligen Kapitellen, deren ebene Durchſchnittsfläche nach oben liegt, erhalten. Auf den Kapitellen ruhte ehedem ein ſtarker Fußboden mit einem Einſteigeloch in der Mitte, und darüber wölbte ſich ein ſehr großes, tief herabhängendes Dach aus Palmblättern, das den Unterraum zwiſchen den Säulen nicht nur in Schatten hüllte, ſondern ihn auch gegen Regen und ſonſtige Witterungsunbilden abſchloß.

Etwa auf der Weghälfte nach Guam liegt das aus gehobenem Madreporenkalk gebildete Rota, deſſen ſteile Ufer ein hart umbrandetes Riff einſchließt, das keine Booteinfahrt aufweiſt. Die Eingeborenen paſſieren das Riff mit ganz flachen Kanus, die ſie, ausſteigend, an den ruhigeren Stellen

über die Korallenblöcke fortſchieben. Die ebene Strandzone trägt viele Kokospalmen. Das höhere Innere dagegen, das im weſentlichen aus einem an 300 m hohen, terraſſenartig aufgebauten Berge beſteht, iſt nur ſtellenweiſe kultiviert und dann nicht ſelten unter Zuhilfenahme künſtlicher Bewäſſerungsanlagen, die noch aus vorſpaniſcher Zeit ſtammen. Die Vegetation geht zum Teil in Savanne und ſtruppigen Buſchwald über. In dieſen Dickichten hat ſich ein kleiner Trupp prächtiger Hirſche, Abkömmlinge der durch die Spanier eingeführten Axishirſche, erhalten. Um ihre Vermehrung zu heben, iſt auf Jahre hinaus eine ſtrenge Schonzeit angeordnet. Auch will die Regierung dies edle Wild auf die anderen, dazu geeigneten Inſeln verpflanzen. Im Südweſten Rotas, mit dieſem nur durch eine flache Düne verbunden, erhebt ſich die kleine, ſtufig bis 200 m anſteigende Inſel Taipingot, deren Anblick aus der Ferne lebhaft an ein liegendes Rad erinnert.

Für den Handel, beſonders für die Kopragewinnung, ſind gegenwärtig noch Anatáhan, Alamágan, Págan und Agrigan von Bedeutung. Das fruchtbare und anmutige Pagan mit ſeinen durch eine tiefe Senke geſchiedenen Vulkanbergen im Norden und im Süden liefert in guten Jahren allein 200 Tonnen Kokoskerne, die gleich der übrigen Kopra von den Japanern aufgekauft werden. Die Eingeborenen kultivieren außerdem Orangen, die nach Sydney gehen, Süßkartoffeln, Yams, Maniok, Mais, Tabak und in geringerem Maße auch Kaffee, Zuckerrohr, Erdnüſſe, Reis und Kakao. Die Brotfrucht, ein Hauptnahrungsmittel, bietet der Wald in bedeutender Menge. An wildwachſenden Pflanzen bemerken wir die küſtenliebenden Mangroven und die überaus zahlreichen Kaſuarinen, die teils die Niederungen, teils die Höhen im Verein mit Pandanus und Cycas bedecken. Auch ſtolze Cyperaceen, Barringtonien, Arekapalmen und prächtige Nutzhölzer zeigen ſich häufig in den lichten Wäldern.

Die Fauna umfaßt, außer den ſchon genannten Tieren, auf allen Inſeln den fliegenden Hund, mehrere Eidechſen und aus der Vogelwelt 56 Arten, darunter 14 endemiſche. Zu dieſen gehört u. a. ein Rabe und ein Scharrhuhn; dazu gibt es viele Enten, Schnepfen und Tauben. Die Fiſche ſind ebenfalls in Menge vorhanden, werden aber noch längſt nicht ſo ausgebeutet, wie es zu wünſchen wäre.

Die Bevölkerung iſt zur Zeit gerade 2400 Köpfe ſtark, umſchließt neben Chamorro (1500) und Karoliniern (800) auch etliche Japaner, Malaien, Tagalen, Spanier und neuerdings die wenigen deutſchen Beamten, die alle Mühe aufwenden, ihre Untergebenen durch Unterricht und geregelte Arbeit phyſiſch und moraliſch zu heben. An der Spitze jeder Gemeinde ſteht der Ortsſchulze, den ein Vertreter unterſtützt. Die Dörfer ſind in Bezirke eingeteilt, für welche je ein Aufſeher ernannt iſt, der den Geſundheitszuſtand überwacht, die öffentlichen Arbeiten leitet und die wenigen Steuern einzieht, nämlich 5 Mark für jede männliche Perſon vom 15. bis zum 50. Lebensjahre, ſowie die Gewerbe- und Schlachtſteuer. Dank dieſer vernünftigen Maßnahmen zeigen Handel, Induſtrie und Schiffahrt entſchiedene Anläufe zur Beſſerung, und ſelbſt der lange daniederliegende Acker- und Gartenbau nimmt durch die Fürſorge der Regierung einen neuen Aufſchwung.

Anſicht der Inſel Taipingot-Rota.

Jaluit. Strandſtraße mit der Landeshauptmannſchaft.

Digitized by Google

Dieses Resultat ist um so freudiger zu begrüßen, als die Marianen ein bedeutsames Glied in der Kette unserer ozeanischen Besitzungen darstellen. Sie liegen im Schnittpunkt der großen pazifischen Verkehrsstraßen von Japan nach Australien, von San Franzisko nach den Philippinen, von Ostasien nach Panama und werden dadurch zu einer Vorburg der deutschen Kriegs- und Handelsmacht in der Südsee.

## 3. Die Marshallinseln

Im Osten der Karolinen tauchen in doppelter Reihe mehr als 30 niedere Atollringe aus dem Ozean auf. Es sind die Marshallinseln, unser kleinster überseeischer Besitz, der sich zwar auf ein Meeresgebiet von 350000 qkm verteilt, in Wirklichkeit aber nicht mehr als 430 qkm festen Landes umschließt. Seine Grenzen werden durch den 4. und 15., beziehungsweise 19. Grad nördlicher Breite und den 161. und 173. Meridian östlich von Greenwich bestimmt. Völlig abgesondert liegt im Süden, schon 50 km jenseits des Gleichers, das gehobene Eiland Nauru oder Nawodo.

Die einzelnen Riffkränze ruhen auf zwei submarinen, platten Rücken, die durch eine tiefe, kanalartige Furche voneinander getrennt sind. Die östliche längere Kette führt den einheimischen Namen Ratak, das heißt Inseln gegen Tagesanbruch. Sie zählt 15 Atolle, nämlich das weit nach Norden bis über den 19. Parallel hinausgerückte Wake, das ebenfalls isolierte Taongi oder Gaspar Rico und dann in dichterer Folge Bigar, Udjirik, Takai, Medjit, Ailug, Likieb, Wotja, Erigub, Maloelab, Aur, Madjuro, Arno und Mille. Der westliche kürzere Zug heißt bei den Eingeborenen Ralik oder Inseln gegen Tagesende. Er hat 18 Atolle, die sich im Norden zunächst zu einer Querkette ordnen, der die übrigen schweifartig nach Südosten angegliedert sind. Zur Querkette gehören Rongerik, Rongelap, Ailinginae, Bigini, Eniwetok und Udjelang; den Schweif bilden Woddo, Udjae, Lae, Kwadjelin, Lib, Namo, Jabwat, Ailinglaplap, Jaluit (gespr. Dschaluit), Kili, Namorik und Ebon.

Alle haben, geologisch betrachtet, dieselbe Entstehung, denselben Bau und beherbergen meist eine Lagune, obschon diese fast niemals streng kreisförmig ist, sondern gewöhnlich von Südost nach Nordwest in die Länge gezogen erscheint. Sehr verschieden ist ferner die Größe der einzelnen Atolle, und ebenso beträchtlich wechseln Umfang und Zahl der ihnen aufgesetzten, sandigen Eilande. Der fertile Boden hat sich oberflächlich auf wenige Zoll in Humus verwandelt, während das noch lose Material vom Winde zu flachen Hügelwellen, seltener zu wirklichen Dünen angehäuft ist. Letztere finden sich nur auf Likieb, wo sie 12 m Höhe erreichen. Im übrigen ragen die Inseln nicht mehr als bis 4 m über die Springflutlinie empor, schweben also bei Stürmen immer in Gefahr, eine Beute des Meeres zu werden.

Bei dem außergewöhnlich hohen Wasserstande im Januar 1889 wurde trotz der herrschenden Windstille an vielen Stellen bedeutender Schaden angerichtet. Die See schwemmte eine Menge reifer, gefallener Kokosnüsse fort, zerhörte die Neuanpflanzungen, entwurzelte ältere Bestände und trat so weit in das Land, daß bei stärkerer Luftbewegung die meisten Siedelstätten und viele Menschenleben vernichtet worden wären.

Die Entdeckungsgeschichte der Marshallinseln geht vielleicht bis auf das Jahr 1526 zurück, vorausgesetzt, daß das von Alonso de Salazar berührte Eiland San Bartolomeo mit unserem Gaspar Rico identisch ist. Der Archipel selber wurde erst im Oktober 1529 von Saavedra gesichtet und näher untersucht. Er nannte den Riffkranz, vor dem er unter 7° nördlicher Breite ankerte, mit Bezug auf die reich tätowierten Einwohner „Los Pintados", das heißt die Bemalten. Später fand er noch weitere Ringe aus der Ralik-, wie der Ratakreihe, denen er zum Dank für die freundliche Auf-



Digitized by Google

nahme, mit der ihm, dem Todkranken, die Insulaner entgegenkamen, den Namen „Los buenos Jardines" oder die guten Gärten verlieh. Der nächste Europäer im Archipel war, wenn die spanischen Schiffsbücher recht haben, kein anderer als Alvaro Mendana, der Entdecker der Salomonen. Wie diese blieben auch die Marshallinseln volle 200 Jahre vergessen, bis 1767, also zur selben Zeit mit Carteret, der Engländer Samuel Wallis die Atolle Rongerik und Rongelap wieder zu Gesicht bekam. Doch erst 21 Jahre später, im Sommer 1788, wurden die Marshallinseln, zusammen mit der benachbarten Gilbertgruppe, im größeren Umfange durchsucht und aufgenommen. Dies geschah durch die britischen Handelskapitäne Gilbert und Marshall auf den Schiffen „Scarborough" und „Charlotte". Sie entdeckten Mille, Madjuro, Arno, Aur, Maloelab, Erigub, Wotja, Likieb und Jemo. Zwar sind die Karten, welche sie von ihren Funden entwarfen, noch unsicher und mangelhaft, und ihre Tagebücher enthalten oft nur die dürftigsten Notizen. Aber dankbar hat die Geschichte ihre Namen für immer an jene mikronesischen Riffkränze geheftet.

Wissenschaftlich gebildete Forscher betraten die Inseln nicht vor Otto v. Kotzebue, der in den Jahren 1815—1817 die Romanzoffsche Expedition auf dem „Rurik" um die Erde führte. Unter den Teilnehmern der Reise leuchtet besonders Chamissos Name in unvergänglichem Glanze hervor. Seine Schilderungen der Natur und Bewohner des Marshallarchipels schätzen wir als köstliche Perlen unseres Schrifttums. Sein beredtes Wort machte die weltfernen Eilande schnell bekannt, und empfindsame Gemüter schwärmten fortan für das Inselvolk, welches noch glücklich das Urbild unseres Geschlechtes bewahrt haben sollte. Leider stimmten die Nachrichten aus den nächsten 40 Jahren schlecht zu dem Lobe des Dichters. Die Eingeborenen entpuppten sich als Diebe; sie kannten Mord und Raub und frönten raffinierter Sinnenlust, die sie nicht erst von fremden Matrosen zu lernen brauchten. Selbst Schiffsüberfälle und Plünderungen kamen vor, so daß der Archipel bald als arges Barbarennest und als Schlupfwinkel weißer Piraten gefürchtet und gemieden wurde.

Eine Besserung dieser unseligen Zustände begann mit der Anlage fester Faktoreien und dem Erscheinen der amerikanischen Glaubensboten. Auf die Gründung der ersten Missionsstation 1857 eröffnete die Firma Stapenhorst und Hofschläger aus Honolulu eine Handelsstelle in Jaluit, die Adolf Capelle aus Braunschweig leitete. Dieser machte sich später selbständig, unterwies die Eingeborenen in der Kopraberеitung und verband sich dann mit dem Hause Godeffroy, das nun ebenfalls den Archipel geschäftlich in Angriff nahm und 1873 bereits fünf Faktoreien daselbst besaß. Seit damals ist Jaluit das Verkehrszentrum für ganz Ostmikronesien; denn auch Franz Hernsheim aus Hamburg legte hier 1877 seine Hauptniederlassung an. Auf Grund dieser wichtigen Beziehungen schloß Deutschland am 29. November 1878 durch Kapitän v. Werner auf dem Kriegsschiff „Ariadne" mit den Oberhäuptlingen von Jaluit einen Vertrag ab, der uns außer anderen Rechten und Vorteilen auch die Anlage einer Kohlenstation gewährleistete. Deutschlands Vorgehen rief sofort die Eifersucht der Amerikaner, Engländer und Australier wach. Schon sollte eine große Südseegesellschaft mit einem Kapital von 20 Millionen Mark ins Leben treten und ein englisch-ozeanisches Handelsreich gründen, als am 13. Oktober 1885 das deutsche Kanonenboot „Nautilus" unter Korvettenkapitän Rötger vor Jaluit erschien und am 15. Oktober unter Zustimmung

Digitized by Google

des Oberhäuptlings Kabua und seiner Vasallen die feierliche Flaggenhissung vollzog. Auch auf Arno, Mille, Madjuro, Malolap, Aur und Likieb wurde die Flagge gezeigt und dabei manche Fehde der Eingeborenen geschlichtet und den Zwistigkeiten der Händler und Missionare gesteuert.

Ehe wir die Neuordnung der Dinge weiter verfolgen, müssen wir noch einige Männer erwähnen, die mit vielem Fleiß und Geschick die wissenschaftliche Kunde der Marshallinseln gefördert haben. Es sind dies Johann St. Kubary, der 1869 und 1870 auf den Atollen sammelte, Konsul Franz Hernsheim, der die Sprache der Marshallaner untersuchte und seine vielgelesenen „Südseeerinnerungen" schrieb, Dr. Otto Finsch, der anthropologische, ethnologische und zoologische Forschungen anstellte, Kapitän Schück, der die Segelkarten oder „Medos" der Insulaner erklärte, und Kapitän Witt, dem wir einige kartographische Arbeiten verdanken. Dazu kommen aus der Zeit des deutschen Regiments die Berichte unserer Beamten und Ärzte, zum Beispiel eines Dr. Knappe, Dr. Sonnenschein, Dr. Steinbach, Dr. Schwabe, Dr. A. Krämer und des Bezirkssekretärs Senfft, dieser als Linguist, nicht zu gedenken unserer Kriegsschiffskommandanten, die ihr Augenmerk auf die Kartierung der Inseln, auf Untiefen, Riffe, Wind, Wetter und Strömungen zu richten haben. Auch R. Hagers einläßliche Darstellung der Marshallinseln in „Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission" aus 1886 ist hier zu nennen, obschon sie heute vielfach überholt und veraltet ist. Dr. Steinbachs „Wörterbuch" gab 1901 Größer in Hamburg heraus.

Als Ergänzung unserer einführenden Rundschau lassen wir jetzt eine gedrängte Beschreibung der größeren Atolle folgen. Wir beginnen mit Jaluit, fast am Südende der Ralikkette gelegen. Es hat die Form eines Trapezes mit einwärts gekrümmten Seiten. Auf der Oberkante des Riffes zählt man, ungleich verstreut, an 55 Sandinseln, zwischen denen sechs Passagen in die gegen 50 m tiefe Lagune führen. Der beste Kanal ist der bei der Insel Jabwor, hinter welcher sich, vor Wind und Seegang geborgen, einer der trefflichsten Naturhäfen öffnet. Die europäische Niederlassung zieht sich an der Lagunenseite hin.

Sie umfaßt die kaiserliche Landeshauptmannschaft mit dem Gericht I. und II. Instanz, die Postagentur, das Haus des Arztes mit der Apotheke, die katholische Mission, die Hafenmeisterei, die Gebäude der Jaluitgesellschaft, die amerikanische Mission, das Hotel und Restaurant „Germania", sowie etliche ziemlich einfache, aber saubere und freundliche Wohnhäuser der weißen Ansiedler. In dem anstoßenden hohen Kokoshain liegt der Kirchhof der Weißen und weiter nach der See hin das Dorf der Eingeborenen. Der Kohlenplatz mit seiner Landebrücke ist ganz in der Nähe der Durchfahrt angelegt. Für den Personen- und Güterverkehr bestehen zwei Piers, die zur Genüge in die Lagune hinaus gebaut sind. Die Postagentur, die von einem Landesbeamten mit versehen wird, befördert Briefe, Zeitungen und Pakete. Seit 1899 arbeiten in Jaluit die Sendboten der deutsch katholischen Mission vom heiligen Herzen Jesu. Sie haben eine Schule eröffnet mit Deutsch als Unterrichtssprache, die von den Kindern unserer Landsleute und den Halbblut- und Häuptlingskindern fleißig besucht wird. Der Unterricht erstreckt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Anschauung, Singen und Religion. Für die Erwachsenen besteht eine Abendschule, die ebenfalls mit gutem Erfolge arbeitet.

Südlich und südwestlich von Jaluit begegnen uns die fruchtbaren Atolle Ebon und Namorik, sowie das lagunenlose Inselchen Mili, das ganz der Jaluitgesellschaft gehört und eine schöne Kokosplantage trägt. Namorik und Ebon zählen zu den höchst besteuerten Inseln; das erstere hat 25000 Pfund, das letztere sogar 60000 Pfund Kopra an die Verwaltung zu entrichten, wohingegen Jaluit nur 30000 Pfund aufbringt. Das nächste Glied ist Ailinglaplap mit leidlichem Ackerboden. Nordöstlich davon liegt Jabwat, zwar produktiv, aber sehr unbedeutend und ohne Reede oder Hafen. Nun folgen das Doppelatoll Namu, das bescheidene Lib und das riesige Kwadjelin, einer der umfangreichsten Korallenkränze überhaupt; denn er ist 110 km lang, 75 km breit und hat 80 Teilinseln. Diese sind leider ziemlich steril und infolgedessen dünn bewohnt. Über Lae, Udjae, Woddo, Arnuginae, Rongerik, das heißt kleines Loch, Rongelap, das heißt großes Loch, Bigini, Enmwetok und Udjelang ist nichts weiter zu sagen, als daß sie Atolle wie die anderen sind, bald mehr, bald minder groß, nur zum Teil die Kopraernte leisten, häufig ameri-

kanische Missionsstationen haben und in einzelnen Fällen, wie zum Beispiel Udjelang, völlig der Jaluitgesellschaft gehören. Der Steuerertrag bringt nicht mehr als 40000 Pfund, für ganz Rälik also 155000 Pfund.

In der Ratakkette sind die südlichen Atolle ebenfalls fruchtbarer als die nördlichen. Namentlich zeichnen sich Mille, Arno, Madjuro, Maloëlab und das etwas nördlichere Likieb nach dieser Richtung hin aus. Die Kokospalme gibt hier so gute Ernten, daß Mille mit 40000 Pfund und Arno und Madjuro sogar mit je 50000 Pfund zur Koprasteuer herangezogen werden. Dagegen haben Aur, Maloëlab, Wotja, Ailug und Udjirik zusammen nur 25000 Pfund zu zahlen. Die Kopra wird durch die Häuptlinge erhoben, wofür sie den dritten Teil des Wertes als Prämie erhalten. Die Pflanzungen aller nichteingeborenen Personen sind einer Ertragssteuer unterworfen, die für Likieb zum Beispiel 1000 Mark, für Udjelang 125 Mark jährlich ausmacht. Auf Likieb befindet sich seit Jahren eine Werft, die Boote und kleinere Segelschiffe nach europäischem Muster erbaut. Diese Fahrzeuge sind bei den Häuptlingen sehr beliebt, und heute halten sich die wohlhabenderen statt der heimischen Kanus lieber einen schmucken Schoner, mit dem sie ihre Handelsreisen von Lagune zu Lagune unternehmen. — Im Westen, wie im Osten von Ailug zeigt sich uns je eine isolierte Riffinsel, dort das unbewohnte Jeme, das nur als Raststation und als Fangort der Seeschildkröten benutzt wird, hier das fruchtbare, längliche Medjit mit 1 qkm Fläche, worauf 50 Menschen ein zufriedenes Dasein führen. Ihre Koprasteuer beträgt 10000 Pfund. Noch weniger Einwohner haben die Nachbaratolle Udjirik und Taka, und völlig unbesiedelt sind zur Zeit die noch übrigen Riffe bis hinauf nach Taongi.

Das Klima der Marshallinseln ist ausgesprochen tropisch-ozeanisch mit einer hohen, sehr gleichmäßigen Temperatur, deren tägliche Schwankung kaum 7 Celsiusgrade erreicht, und deren Jahresmittel bei 27° C. liegt mit einem Maximum von 34° und einem Minimum von 21° C. Die jährlichen Niederschläge variieren von 3300 mm bis 4600 mm, halten sich aber in der Regel über 4000 mm — gegen 540 mm im nördlichen Deutschland —, die ziemlich gleichmäßig auf alle Monate verteilt sind. Nur Januar und Februar stehen manchmal etwas zurück. Die nördlichen Atolle empfangen durchschnittlich weniger Regen, als die südlichen, unter denen wieder Jaluit und Madjuro die reichstbedachten sind. Von den Winden herrschen fast ausschließlich die östlichen vor, da von Dezember bis April der Nordostpassat weht, falls er nicht gelegentlich ausbleibt, während von Mai bis November die Luftbewegung mehr eine rein östliche bis südöstliche Richtung innehält. Von August bis November setzen häufig Windstillen ein, die jedoch zeitweilig von Stürmen unterbrochen werden. Zum Glück treten diese nur selten in schwerer Form auf. Bei den Weißen wirkt das Klima, ungeachtet der stets reinen, staubfreien Luft, durch den starken Feuchtigkeitsgehalt und die bedeutende Wärme doch bald auf Herz und Atmungsorgane nachteilig ein. Lungenschwache haben nie zu leiden. Wirkliche Tuberkulose verläuft erschreckend schnell, so daß man niemand, der zu dieser Seuche neigt oder derselben verdächtig ist, nach den Marshallinseln schicken darf. Auch Rheumatismen, Ruhr und Nierenübel zeigen sich, wohingegen die Malaria und verschiedene andere Krankheiten ganz fehlen.

Die Flora des Archipels ist sehr artenarm. Die Zahl ihrer Spezies hat bereits Chamisso auf 50, später Kittlitz auf 60 bestimmt; sie soll sich jedoch nach Dr. Steinbachs Forschungen auf mindestens 100 belaufen, wobei zugegeben werden muß, daß einzelne Pflanzen, namentlich Unkräuter

erſt in neueſter Zeit eingeſchleppt ſind. Angebaut werden ſieben Arten, darunter die Kokospalme, der Brotfruchtbaum, der Pandanus, den die Eingeborenen in ca. 40 Varietäten kultivieren, der Taro oder Arum, die Banane, ſowie eine Mangrove, aus deren Früchten ein ſchwarzer Saft zum Färben der Matten gewonnen wird, und endlich die kriechende Triumfetta procumbens, welche eine brauchbare Faſer liefert. Unter der Wildvegetation treten mehrere niedere Farne, einige Wolfsmilchgewächſe, eine baſttragende Boehmeria, einige Harthölzer, etliche ſchönblühende Blumen und verſchiedene, ſehr magere Gräſer am meiſten hervor. Von unſeren Gemüſen gedeihen Gurken, Bohnen und Radieschen vortrefflich; auch Tomaten, Feigen und Zitronen bringen ſich gut fort; wohingegen die eigentlichen Plantagenpflanzen, wie Kaffee, Tabak, Kakao, Baumwolle ꝛc. bei dem kümmerlichen Sandboden und der herrſchenden Seeluft keine zuſagenden Lebensbedingungen finden.

Tanzkonzert bei einem Häuptlinge.

Noch ärmer als die Flora iſt die Fauna, die urſprünglich gar keine Landſäuger beſaß. Jetzt ennt man die importierte Ratte und die Maus, ie beide auf manchen Inſeln zu Plagen geworden ind. Außerdem haben die Marſhallaner ſeit Kotze- ues Reiſen mehrere Haustiere, zum Beiſpiel und, Katze und Schwein. Die gleichfalls ein- führten Hühner und Enten lebten früher im albwilden Zuſtande und werden erſt neuerdings für en Tiſch des Weißen gezüchtet und verkauft. Aus er Reihe der Wat- und Schwimmvögel ſind Regen- feifer, Strandläufer, Reiher, Seeſchwalben, ſo- ie Fregatt- und Tropikvögel zu nennen. Auf- llig und bisher noch nicht erklärt ſind die Wander- ge der wilden Enten, die alljährlich im Oktober ungeheuren Schwärmen von Nordoſten nach Südweſten über die mittleren und nördlichen Atolle ſtreichen, bis ſie im nächſten Mai in umgekehrter Richtung wieder nach Norden ziehen. Die Reptilien ſind durch ſechs Eidechſenſpezies vertreten. Landſchlangen und Fröſche gibt es gar nicht. Dagegen iſt die Meeresfauna um ſo reicher, vom ſeltenen Spermwal bis hinab zum unſcheinbaren Polypen. Unter den Fiſchen werden mehrere als giftig gefürchtet. Am Lande machen ſich Einſiedlerkrabben, Skorpione, Tauſendfüße, Fliegen und Moskitos öfter recht läſtig, und ſelbſt Ameiſen und Heuſchrecken hauſen neben mehreren Schmetterlingen und Käfern auf den kleinen, niedrigen Inſeln. Auf den Riffen winkt manche zierliche Koralle.

Die Bewohner der Marſhallinſeln, nach den von der deutſchen Ver- altung verſchiedentlich angeſtellten Zählungen faſt genau 15000 Köpfe, bilden ne ziemlich gleichartige, den Karoliniern naheſtehende Volksmaſſe, die eine meinſame, wenn auch dialektiſch gegliederte Sprache hat. Der Körperbau

ist im allgemeinen gut, doch vorwiegend schlank und schmächtig. Die Durchschnittsgröße der Männer dürfte kaum hinter der unserigen zurückbleiben; wohl aber sind die Frauen fast regelmäßig kleiner als ihre weißen Schwestern. Die Hautfarbe variierte vom schmutzigen Gelbbraun bis zu einem dunklen Schokoladenbraun und ist, wie überall, bei den Vornehmen, die sich weniger der Sonne aussetzen, heller, als bei den Vertretern der arbeitenden Klassen. Die Haare sind kräftig und lang, seltener lockig oder gewellt, dabei schwarz mit einem leicht bräunlichen Schimmer. Der Bartwuchs ist spärlich. Die nicht unschönen Gesichtszüge verraten oft eine ziemliche Intelligenz. Nur die Backenknochen treten etwas hervor, und die Augen sind manchmal schief gestellt, wodurch der Blick einen listigen, verschlagenen Ausdruck erhält, der zu dem Charakter nicht gerade im Widerspruch steht. Merkwürdig ist bei dem sonst phlegmatischen Volke die unbezähmbare Wanderlust; ja das nomadenhafte Umherziehen von Insel zu Insel, von Atoll zu Atoll scheint fast Lebensbedürfnis des Marshallaners zu sein. Überhaupt schwärmt er sehr für Vergnügen, unter denen Tänze, Besuche, Familienfeste und — bei der Jugend — allerlei Spiele obenanstehen. Von Musikinstrumenten kennt er nur die mit der Kehl- oder der Magenhaut des Haifischs bespannte Trommel und eine primitive Mundharmonika aus Blättern.

Die Kleidung der Männer besteht, wo Missionseinflüsse nicht vorwalten, aus einem dichten Faserschurz, der über einem breiten Lendengurt getragen wird, so daß er weit und kühl den Körper umgibt. Junge Mädchen begnügen sich mit einer einfachen Matte, und die kleineren Kinder, namentlich die Knaben, laufen meist nackt umher. Heute sieht man auf den größeren Inseln fast nur noch europäische Gewänder, und zwar für die Männer Jacken und Hosen, bei feierlichen Gelegenheiten auch gesteifte Plätthemden, für die Frauen jene langen, von oben bis unten aus einem Stück gearbeiteten, baumwollenen Missionskittel. Die ehedem so beliebte kunstvolle Tätowierung verschwindet zusehends, und ebenso schnell nimmt auch die Sitte ab, die Ohrläppchen unförmlich auszuweiten. Die Nahrung setzt sich teils aus den Früchten der oben erwähnten Kulturpflanzen, teils aus den verschiedensten Meerestieren, besonders Fischen und Muscheln zusammen. Salz und Gewürze werden, wie auf den Karolinen, nicht verwendet. Aus Pandanus und Brotfrucht versteht man recht schmackhafte Dauerkonserven zu bereiten, die sich mitunter ein bis zwei Jahre brauchbar erhalten.

Die Wohnungen der Marshallaner sind eigentlich nur doppelseitige Schrägdächer, die auf einem 1—2 m hohen Pfahlwerk ruhen. Der Hausrat ist sehr dürftig, obschon den Leuten jetzt importierte Geschirre, Flaschen, Büchsen und Gläser bequem zur Verfügung stehen. Den Reichtum der Familie machen häufig die kunstreich geflochtenen oder geknüpften Bastmatten aus, an denen auch Fremde ihr Wohlgefallen haben. Zum Fischfang dienen Netze, Reusen und Angeln. Für den Nahverkehr benutzt man kleine Ruderkanus, zu größeren Fahrten jedoch die langen, mit Ausleger versehenen Segelkanus, die eine gewölbte Außenseite und eine fast gerade Innenseite haben, um zu verhindern, daß sich das Boot unter Einwirkung des Auslegers im Kreise herumdreht. Über der etwas höheren Schiffsmitte erhebt sich beiderseitig eine Plattform, auf der zwei Kajütenhäuschen angebracht sind, worin die Reisenden ihre Vorräte aufheben und bei Nacht oder schlechtem Wetter Unterschlupf suchen.

Digitized by Google

In sozialer Beziehung scheidet sich das Volk in vier scharf getrennte Stände, nämlich Irodj oder Oberhäuptlinge, Burak oder gewöhnliche Häuptlinge, Leutaketak oder Ortsschulzen und endlich Kanur oder gemeine Leute. Die beiden letzten Klassen haben kein Grundeigentum, sind vielmehr den Häuptlingen für die Bodenbenutzung zu gewissen Diensten und Abgaben verpflichtet. Den Stand empfängt der Marshallaner allein durch den Rang der Mutter. Der Sohn einer Irodj ist stets wieder Irodj, mag auch sein Vater nur ein Kanur sein. Seit der durchgreifenden Entwaffnung und Paci-

Der Oberhäuptling oder Irodj Kabua mit Familie.

fizierung liegt die Volkszahl allmählich; doch steht der schnelleren Zunahme die greuliche Verseuchung mit Syphilis hemmend im Wege, da mindestens ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte der Eingeborenen an dieser von den Weißen eingeschleppten Krankheit leidet. Für die Tätigkeit des deutschen Regierungsarztes öffnet sich hier ein weites Feld, auf dem trotz der bisher getroffenen Maßregeln noch außerordentlich viel zu schaffen übrig bleibt.

Die fremde Bevölkerung des Schutzgebietes belief sich im Jahre 1902 auf 280 Personen, davon 130 Farbige und Mischlinge und 70 Weiße, unter denen die Deutschen mit etwa 40 Köpfen vertreten sind. Die Verwaltung leitet der kaiserliche Landeshauptmann, dem ein Sekretär, der Arzt und der Hafenmeister, der zugleich die Postagentur versieht, beigegeben sind. Für die Kolonie vereinbart das Auswärtige Amt von Jahr zu Jahr mit der Jaluitgesellschaft einen Etat, dessen Einnahmeseite, soweit sie nicht aus den Steuern, Zöllen und Abgaben gedeckt werden, die Gesellschaft zu bestreiten hat. Dafür

Digitized by Google

sind dieser, die 1887 in Hamburg gegründet wurde, wichtige Vorrechte eingeräumt, die in gewisser Weise ein Monopol bedeuten und das Geschäft vorwiegend in ihre Hände geleitet haben. Daher ist sie in der Lage, jährlich eine angemessene Dividende — mehrmals 12 % — ausschütten zu können. Neben ihr arbeitet die Pacific Islands Company in London und die alte Firma Capelle. Die Ausfuhr erstreckt sich vornehmlich auf Kopra, deren Menge von 2380 Tonnen in 1893/94 auf 3380 Tonnen in 1901/1902 gestiegen ist. Außerdem gelangen Haifischflossen, Schildpatt und Perlmuttschalen in kleineren Posten zum Export. Von der Einfuhr dürfen Waffen, Munition, Dynamit und geistige Getränke — mit Ausnahme von Bier — an die Eingeborenen nicht verkauft werden. Der Gesamtwert der Ein- und Ausfuhr stand in den letzten Jahren über 1 Million Mark. Das Schutzgebiet gehört dem Weltpostverein an und hat jetzt mit Sydney, wie mit Rufaie, Ponapé, Ruk, Yap, den Marianen und Hongkong durch den von der Jaluitgesellschaft eingestellten und vom Reiche mit 120000 Mark jährlich subventionierten Dampfer „Oceana" — regelmäßige Verbindung.

Eine Sonderstellung nimmt endlich das vereinsamt belegene Nauru oder die Pleasantinsel ein. Sie wurde zuerst von Dr. Finsch wissenschaftlich untersucht und zwar zu einer Zeit, als der Aufenthalt daselbst keineswegs ungefährlich war. Das Land ist nahezu kreisförmig, hat 20 qkm Fläche, und wird rings von einem ausgedehnten Riff umgeben, das nur wenige Bootspassagen besitzt. Der aus hartem Korallenfels zusammengesetzte Boden steigt terrassenförmig zu einem über 60 m hohen Berge an, der eine prächtige Rundsicht gewährt. Unfern der Spitze liegt der Einstieg zu den berühmten, vom deutschen Bezirksamtmann Jung entdeckten Höhlen, die in 20 m Tiefe aus mehreren labyrinthischen Gängen bestehen. Die größte dieser Abteilungen wird als Beerdigungsstätte für die Eingeborenen niederen Ranges benutzt und ist deshalb für Fremde unbetretbar. Im westlichen Inselbereich zeigt sich in einer Mulde der reizende, ganz von Kokospalmen überschattete Arinobei- oder Arembetwerfer ein Gestade mit friedlichen Hütten besetzt, deren dunkelfarbene Bewohner „wie die Elfen einer Karolinenlandschaft das freundliche Bild beleben". Der Export ist lediglich auf Kopra beschränkt, deren jeweilige Menge aber gänzlich vom Verlauf der Witterung abhängig ist. Denn Nauru wird wegen seiner rein ozeanischen Lage öfter von anhaltenden Dürren heimgesucht. Die in 12 Stämme oder Dorfschaften geteilten Eingeborenen, früher untereinander blutig verfeindet, sind 1888 entwaffnet worden und leben seitdem in Eintracht und Frieden, so daß ihre Zahl langsam zunimmt. Sie betrug 1880 genau 1318 Seelen und wird Anfang 1903 auf 1500 Seelen geschätzt. Die Verwaltung der Insel führt ein Bezirksamtmann, der mit einem deutsch amerikanischen Missionar und etlichen Händlern das weiße Element in Nauru vertritt. Der Gesundheitszustand der Eingeborenen und Fremden ist gut.

Überblickt man die Gesamtlage des Archipels, wie sie sich unter dem deutschen Regimente bisher entwickelt hat, so darf man trotz der schwierigen Gegebenheiten mit den erzielten Resultaten wohl zufrieden sein. Vor allem sind den ewigen Fehden und inneren Streitigkeiten der Eingeborenen ernstlich gesteuert worden. Auch das unsinnige Schuldenmachen, namentlich seitens der Häuptlinge, hat ein Ende gefunden. So sind allmählich die gesicherten politischen, wie kommerziellen Verhältnisse entstanden, unter denen Verwaltung und Handel jetzt wirken. Mit der zunehmenden Bodenkultur wächst ganz von selbst die Ausfuhr und dadurch wieder der Verbrauch an fremden Industrieprodukten, und so hebt sich langsam aber stetig der Wert dieser an sich recht unscheinbaren, dürftigen Eilande für den Kaufmann, wie für den Kokospflanzer. Ihre höchste Bedeutung wird die kleine Kolonie erst erlangen, wenn einst der Seeweg durch Zentralamerika eröffnet ist und — neben Hawai die Marshallgruppe und die Karolinen als Hauptstationen im Straßennetz des Stillen Weltmeeres erstehen!

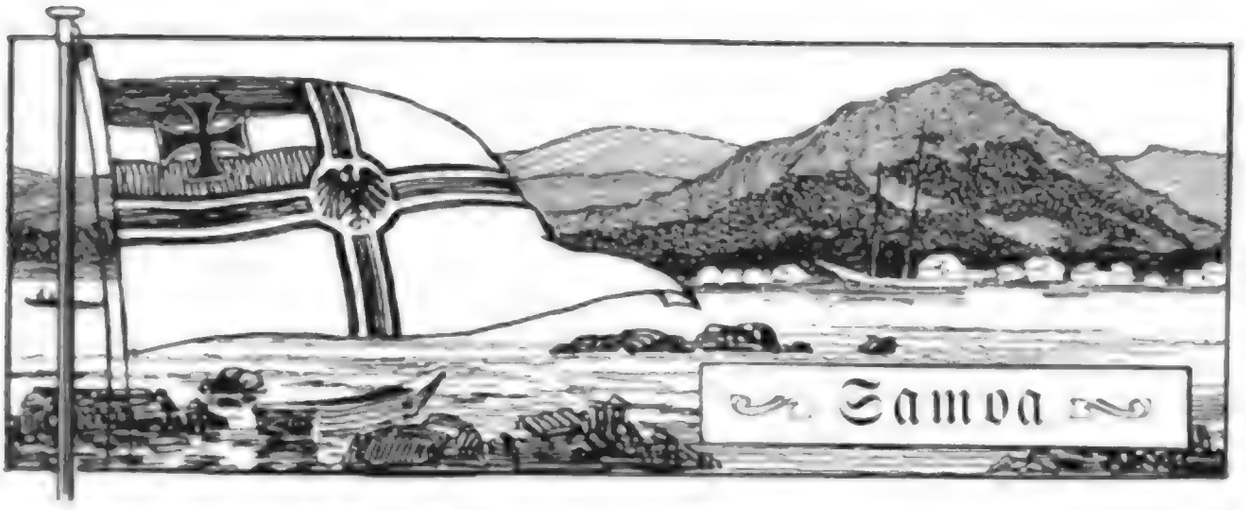
Digitized by Google

# Samoa

von

Dr. Reinecke

Digitized by Google




## Einleitung

Die Samoainseln, die vielgerühmte Perle der Südsee und der neueste Edelstein in dem leider nicht allgemein gleich edlen Kolonialschmuck unseres Reiches müssen wir nun mit Nordamerika teilen, dem laut Vertrag vom 2. Dezember 1899 die kleinere Hälfte mit dem einzigen Hafen auf den Inseln abgetreten worden ist. Der Archipel liegt mitten im Großen Ozean, 12 bis 14 ° südlich vom Äquator zwischen dem 168. und 173. Grad westlicher Länge und war einst, vor 30–50 Jahren, eine Domäne deutscher Handels- und Forschungsinteressen, die Zentrale des genialen Handelsunternehmens der lange weltberühmten Hamburger Firma J. C. Godeffroy & Sohn, die 1857 ihre Arme nach der Südsee ausstreckte und binnen wenigen Jahren fast auf allen Inselgruppen des Stillen Ozeans festen Fuß faßte. Über 20 Jahre beherrschte dieses Handelshaus die Erschließung und Wirtschaftspolitik der Südsee, und im Museum Godeffroy zu Hamburg erstand, von wissenschaftlichen Sendboten und Sammlern Godeffroys emsig zusammengetragen, ein unvergleichlicher Schatz hochbedeutsamer Ausbeute, welcher die Blicke und Interessen aller Ethnologen, Geographen und Naturforscher anzog und der großkaufmännischen Hansastadt plötzlich einen ersten Platz in der Wissenschaft errang.

Leider, zum Schaden nationaler und wissenschaftlicher Interessen, war auch dieser herrlichen Blüte ein Ziel gesetzt. Eine geschäftliche Krisis, verschärft durch den großen Bankkrach in Wien, verfehlte Unternehmungen und große Verluste erschütterten das gewaltige Unternehmen, das zwar gerade durch seine Erfolge in der Südsee noch einige Jahre lebensfähig und vor dem Schlimmsten bewahrt blieb, aber doch schließlich, nachdem es 20 Jahre glänzend und ruhmreich den Stürmen des Großen Weltmeeres getrotzt hatte, den Wellen des Geschickes erlag. Die nationale und wirtschaftliche Bedeutung dieses Ereignisses wurde damals leider völlig verkannt und unterschätzt. Wohl versuchte Bismarck 1879 aus dem Schiffbruch wenigstens noch zu retten, was zu retten war; aber der Deutsche Reichstag lehnte auf Bambergers Rat und Agitation jede Beteiligung des Reiches, obgleich sie in der beantragten Form lediglich eine formelle Zinsgarantie für Samoa von höchstens 350000 Mark darstellte, am 27. April 1880 ab. Damit war das Schicksal der deutschen Herrschaft in der Südsee entschieden; und die deutsche Nation hatte eine Schuld auf sich geladen, die sie bald erkennen und schwer bereuen sollte, deren materielle Größe in keinem Verhältnis stand zu den Verlusten, die sie 20 Jahre fortzeugend gebar. Jene 350000 Mark, die der Reichstag lediglich aus kurzsichtiger Interessen- oder besser eigensinniger Oppositionspolitik auf Hinter-

Digitized by Google

treiben eines Abgeordneten in willenloser Gefolgschaft scheute und ablehnte, wären, wie die Erfahrungen gelehrt haben, nie erforderlich gewesen. Die Summen aber, die das Reich an Stelle jener Garantie jährlich für Samoa, solange es nicht deutsch war, zu tragen hatte, zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen, ganz abgesehen von den Opfern an Blut und Privatgut.

Mit dem Zusammenbruch des Hauses Godeffroy brach die deutsche Herrschaft in der Südsee und begann das verhängnisvolle politische Chaos auf Samoa, das zwei Jahrzehnte lang drei Großmächte mit Konflikten bedroht hat und zu einem schier unglaublichen, diplomatischen Knoten anschwoll. Auch die deutsche Wissenschaft steht heute trauernd am Grabe jenes jungen, hoffnungsvollen Gliedes und die reiche Stadt Hamburg vor den Trümmern ihres Museum Godeffroy, dessen beste Schätze sie sich entreißen ließ, dessen größter, unwiederbringlicher Wert nicht in dem Kapital- und Kaufswert der einzelnen Objekte und Sammlungen, sondern in dem großen Ganzen bestand, das in Teile getrennt und entwertet wurde.

## I. Allgemeines

Bevor wir uns weiter mit dem politischen und wirtschaftlichen Schicksal der Inseln beschäftigen, wollen wir sie uns und ihre Bedeutung einmal ansehen. Sie liegen, wie schon gesagt, noch im Tropengürtel und im Gebiet des Äquatorialstromes, der ebenso, wie der sie überwiegend beherrschende Passat von Osten beziehungsweise Ostsüdost kommt.

Das Klima Samoas wird durch den Passat sehr günstig beeinflußt, da dieser nahezu $^3/_4$ des Jahres am Tage die Luft in Bewegung erhält und die Tropenhitze mildert. Die Temperatur an der Küste unterliegt sehr geringen Schwankungen zwischen 22 31° C., darunter und darüber geht sie sehr selten; die Tagesdifferenzen — das heißt binnen 24 Stunden — betragen oft viel weniger, manchmal nur 3 4° C. Am „kühlsten" ist es vor Sonnenaufgang, am heißesten in der Regel gegen 2 Uhr Nachmittags. Die Wärme wird unangenehm, wenn der Wind ausfent; am unangenehmsten bei trübem Himmel und Regen in der Regenzeit; doch ist diese ebensowenig eine solche nach kontinental tropischen Verhältnissen, wie die andere Zeit etwa völlig regenlos ist. Das ist allerdings wesentlich von den Gegenden abhängig. In den Lagen auf der Süd- und Ostseite der Inseln, wo der Passat anweht und seine Luftströmung zu Niederschlägen verdichtet, sind solche während des ganzen Jahres ziemlich gut verteilt; jenseits der Berge aber, also besonders in nordwestlichen Lagen, sind Niederschläge außer starkem Tau oft wochenlang sehr spärlich. Die Regenzeit fällt in den südlichen Sommer, das heißt in die Monate November bis März, April; in ihr erlischt der Passat zeitweise ganz. An seine Stelle treten Winde aus Süd, Nordost, Nord und Nordwest, selten aus West. Diese Strömungen sind meistens von Regenböen oder Regenwetter begleitet, oft auch von Gewitter; richtige Stürme oder Orkane sind auf Samoa relativ seltener als auf den benachbarten Inselgruppen, sehr selten richten sie auch an Land Verheerungen an. Dagegen sind in den Tropen oft gewaltige Böen häufig. Der leichte Passat herrscht fast beständig von Mai bis September, solange die Sonne scheint, das heißt am Tage, gegen Abend weicht er der Landbrise, die entsprechend der Ausdünstung des Landes und der Abkühlung mit der feuchten kühlen Luftschichten dem Meere, dessen Temperatur sich überhaupt kaum verändert, zutreibt und meist in der Nähe der Küste noch ausreicht, um als leichter Segelwind zu dienen.

Die Regenmenge ist trotz der trockenen Jahreszeit selbst auf der Nordseite der Inseln sehr betrachtlich; sie schwankt nach den Messungen Dr. Funks (Apia) zwischen 2500 und 4150 mm im Durchschnitt beträgt sie 3500 (das ist das Sechsfache des Durchschnitts für die Mark Brandenburg); davon entfällt der Löwenanteil, etwa die Hälfte, auf die Monate Dezember, Januar, Februar und März; der regenreichste Monat pflegt unter diesen der Februar zu sein, da er es meist auf über 500 mm (1890 auf 727 mm) bringt. Von einem guten rechten Tropenregen kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen, selbst wenn man sich vorstellt, daß an einem Tage $^1/_{10}$ unseres Jahresdurchschnitts, in zwei Tagen, zum Beispiel am 20. und 21. Februar 1893, ein Drittel (211,1 mm) herniederprasselt.

Die Tageslänge schwankt im Maximum (Ende Dezember) und Minimum (Ende Juni) zwischen 11 und 13 Stunden. Die Sonne geht Ende Dezember um $5^1/_2$ auf und unter und Ende Juni um $6^1/_2$ auf und unter, sie kulminiert im Breitengrad von Apia am 11. Februar und 30 Oktober.

Das Klima ist infolge der Einwirkung des Meeres und des Passates, sowie dank der durch die feuchte Landbrise bedingten relativen Abkühlung

der Luft ſehr geſund und bei leichter Bekleidung ſogar angenehm. Einen Beweis dafür lieferte der engliſche Schriftſteller **Robert Louis Stevenſon**, der, wegen eines Lungenleidens von den Ärzten aufgegeben, 1886 nach Samoa kam und hier noch 8 Jahre lebte und ſchrieb. Epidemiſche **Krankheiten** ſcheint es früher auf Samoa überhaupt nicht gegeben zu haben; um ſo verheerender wirkten Maſern und Scharlach, als ſie in den neunziger Jahren eingeſchleppt wurden, unter den noch „ungeimpften“ Eingeborenen. Die ſonſt ſo ſchnell und weit verbreitete Syphilis hat ſelbſt in Apia noch keinen feſten Boden gewonnen; darüber hinaus ſind Geſchlechtskrankheiten überhaupt kaum bekannt, obwohl eine der Blennorrhöe ähnliche Augenerkrankung der Kinder vielfach auftritt. Am häufigſten ſind Hautkrankheiten (Acne ꝛc.) und Elephantiaſis der unteren Extremitäten, des Scrotums und der Mammae. Dieſe ſchauderhafte, deformierende Bindegewebswucherung iſt aber im weſentlichen auf die Eingeborenen beſchränkt. Dagegen entgehen dem malariaartigen Samoafieber, dem viele Samoaner erliegen, auch die Fremden nicht, wenn es einmal graſſierend auftritt; es iſt aber für ſie ungefährlich und meiſt mit einigen appetitloſen Tagen bitteren Geſchmacks, großer Erſchlaffung und hoher Fiebertemperaturen abgetan.

Der **Fremde** gewöhnt ſich ſehr raſch an das feuchte Tropenklima Samoas, das, wie viele alte Anſiedler beweiſen, auch die Lebensdauer nicht beeinträchtigt. Man geht natürlich möglichſt leicht angezogen, wohnt in luftigen Holzhäuſern bei offenen Türen und Fenſtern, deren geräumige Veranden hauptſächlich dem Aufenthalt dienen, ſchläft, durch ein Mooskitonetz gegen die kleinen Blutſauger geſchützt, in leichten Pajamas oder unter dünner Decke und nährt ſich redlich von Konſerven, ſoweit nicht **Landesprodukte**: Rind-, Kalbfleiſch und Schweinefleiſch, Hühner, Tauben, Fiſche, Krabben, Bananen, Taro, Brotfrucht und Gemüſe für die Bedürfniſſe ausreichen. Auch für friſches Hammelfleiſch ſorgen die Schlachter durch Einführung lebender Schafe von Neu-Seeland und Auſtralien, dieſen bekommt aber in ihrem dicken Pelz und auch ohne ihn bei ihrer empfindlichen Haut die feuchte Luft nicht, ihre Zucht iſt demnach ziemlich ausgeſchloſſen, während Rinder und Pferde ausgezeichnet gedeihen und auch billig ſind, da von erſteren große Herden die Kokospflanzungen der Deutſchen Plantagengeſellſchaft bevölkern, während Pferdezucht auch ſchon von Eingeborenen betrieben wird. Leider iſt es bisher nicht recht gelungen, aus der fettarmen Milch der Kühe gute Butter zu gewinnen, zum Teil liegt das vielleicht auch an der Art des Futters, auf das die Tiere angewieſen ſind. Das iſt jedenfalls ein kleiner Übelſtand; denn Konſervenbutter iſt nur ein ſehr mangelhafter Erſatz — dagegen iſt ſelbſt minderwertige Margarine noch köſtlich. Indeſſen viele Fremde gewöhnen ſich auch an Tinbutter ebenſo, wie ſogar der Büchſenkaviar noch als Delikateſſe auf der Tafel figuriert.

Das Innere von Savaii aus Nordoſt geſehen.

Im übrigen lebt ſich's auf Samoa recht gut, ſogar die Arbeit bekommt den Deutſchen trotz allen gegenteiligen Behauptungen ganz wohl, und wer arbeiten will, kann dieſes Talent der Kulturmenſchen auch im Südſeeparadieſe erfolgreich entfalten. Das Beiſpiel, reſpektive die größere Vorliebe der Samoaner für Vergnügen und angenehme Erholung, wirkt natürlich anſteckend und vorbildlich, und daher ſpielen geſellige Veranſtaltungen, ſowie Gaſthäuſer und Bars eine große Rolle im Leben der „Papalangis“, das heißt der Fremden. Dazu gehören vor allem Picknicks in der herrlichen Umgebung Apias, an prächtigen Waſſerfällen oder im ausſichtsſchönen Schatten mächtiger Bäume. Zur müheloſen Erreichung ſolcher Luſtorte gibt es zahme Roſſe, Buggies und vierräderige Wagen in Menge. Beſonders beliebt iſt der leichte zweiräderige, zwei- bis vierſitzige Buggy, deſſen Leichtigkeit allerdings oft Überraſchungen bietet, indem die Inſaſſen ſich plötzlich gelegentlich draußen befinden, wenn eine Ecke zu kurz genommen wird oder ein Graben beim Ausweichen das Gleichgewicht ſtörend beeinflußt. Bis vor kurzem waren derartige „Entgleiſungen“ im allgemeinen harmlos verlaufen und als nette Abenteuer betrachtet worden. Ende September 1901 aber hat ein ſolcher Zwiſchenfall leider ein ſchweres allgemein betrauertes „memento mori“ hervorgerufen, indem der ausgezeichnete und beliebte Gouvernementsſekretär und Poſtmeiſter **Banke** den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen zum Opfer gefallen iſt, während auf der gleichen Fahrt — von einem fidelen Picknick — ein Marineoffizier eine glücklicherweiſe folgenloſe Gehirnerſchütterung und Kapitän **Hufnagel** nur leichte Verletzungen erlitt, da er mit ſeinem Wagen, um weitere Kolliſionen zu vermeiden, umkippte.

Leider wuchert, wie das nun mal in kleinen Orten ſo üblich, der Kaſtengeiſt in Apia echt kleinſtädtiſch üppig, Klatſch und Übelnehmerei graſſieren oft periodiſch, natürlich ſtehen dabei immer beſondere Talente oder „verkannte Größen“ an der Spitze, doch das braucht vernünftige Leute nicht abzuſchrecken, ſich in den Strudel der Samoareſidenz zu wagen und ſein Glück auf Deutſch-Samoa zu verſuchen. Man kann dort ſogar ungeſtraft unter Palmen wandeln, denn die Kokosnüſſe haben bisher vor Menſchen einen bewundernswerten Reſpekt bewieſen, da ſie faſt ſtets erſt herabfallen, wenn kein Lebeweſen durch ihren Erdengang gefährdet iſt. Daß ſolch ein Vorfall nicht ganz harmlos zu ſein braucht, wird jeder erkennen, der einmal die Flugbahn und den Luftdruck derſelben geſpürt hat.

Digitized by Google

Wie schon das Epitheton „Perle der Südsee" zur Genüge erwarten läßt, sind die Inseln schön, schöner und besser als ihre Existenzgefährten im Stillen Ozean. Der französische Forschungsreisende De la Pérouse, der sie im Dezember 1787 zuerst kennen und ihre Bewohner fürchten lernte, da seine von Ludwig XVI. ausgerüstete Expedition bei einer Landung auf der Nordseite Tutuilas, wahrscheinlich infolge von Ausschreitungen der Mannschaft, 2 Offiziere und 10 Mann im Kampfe verlor (entdeckt ist Samoa 1722 von dem Holländer Roggeveen, die Auffindung wird erst sicher durch Bougainville 1767), schildert sie und die Eingeborenen schon in entzückten Worten. Seine Ansicht ist von allen seinen Nachfolgern und Schilderern vollauf bestätigt worden. — Ganz Samoa ist vulkanischen Ursprunges. Aus einer umgebenden Meerestiefe von 2000—4000 m hat der Mutterleib der Erde hier in feuriger Taufe herrliche Kinder gezeugt. Dem Phönix gleich, sind die Inseln aus Staub und Asche erstanden. Und wenn die Gelehrten etwa, Geologen und Geophysiker, noch im Zweifel sein könnten über die Entstehung und sie als säkulare Hebungen oder Senkungen betrachten sollten, dann kann sie die Sage aufklären. Die Ansichten der Samoamythologen, d. h. der Urzeuger der Volksweisheit, stimmen mit dem biblischen Werdegang und der geophysischen Wahrscheinlichkeit so gut überein, daß man ernstlich meinen könnte, Samoa sei das vielgepriesene Paradies — wenn es nur nicht so jung wäre! Jedenfalls ist diese Tatsache interessant und auch hier erwähnenswert, da sie in mehrfacher Beziehung charakteristisch für die Überlieferung und das Wesen der Samoaner ist.

Nach der samoanischen Schöpfungsgeschichte war zunächst leai, das heißt nichts oder der Raum, das Weltall ohne etwas. Daraus entstand nanamu das heißt ein Geruch, Wohlgeruch, aus dem sich allmählich etuefu, ein Dunst oder Rauch entwickelte, der sich schließlich zu ao, Wolken, verdichtete, und endlich im eleele, der Boden, die Erde, feste Form gewann. Danach entstanden Winde, die den Dunst bewegten. Dann erscheinen Tangaloa, der erste und größte Gott, Mond und Sonne, das Meer und das Süßwasser. Dann kommt die Sintflut; das Land wird vom Meere verschlungen; aber das Feuer entsteht und vermählt sich mit dem Wasser, um mit ihm die Erde, samoa, zu erzeugen. So kann man sich die Entstehung Samoas aus der Ferne vorstellen: Schwefelgeruch, der die vulkanischen Ausbrüche begleitet, Rauch und Auswurf, der ohne Feuererscheinung erfolgt, solange er noch aus dem Meere emporsteigt. Wenn aber der Auswurfkegel erst das Meeresniveau erreicht hat, tritt die lodernde Flamme hervor und beginnt die eigentliche Landbildung.

Darauf siedelten sich dann nach der Sage, wie man das auf den jüngsten vulkanischen Gebieten der großen Samoainsel Savaii heute noch beobachten kann, zunächst kleine Kryptogamen als Pioniere an, dann folgten Stauden, Sträucher und schließlich Bäume, alles unter der Aufsicht Tangaloas, der inzwischen in den Himmel zurückgekehrt ist. Die einzige Schwierigkeit der Schöpfungsgeschichte ist für die Samoaweisen der Mensch gewesen. Aber auch dieses höchste Wesen erscheint schließlich als Herr der Situation und zwar wie es die samoanische Soziologie erfordert, in zweierlei Gestalt. Die Entstehung der Vegetation wird in der Sage, und biologisch völlig zutreffend, als Kampf geschildert; das kleinere Wesen erliegt dem größeren und stärkeren; der letzte Sieger aber ist nicht der Baum, mit dem vorher geschlossen wurde, sondern die Liane; denn sie benutzt den Baum, bricht seine Äste und erreicht seine Höhe. Auf ihr entstehen, wie der von Tangaloa zur Erde entsandte Vogel Tuli berichtet, Würmer, die Tuli auf Befehl des Himmelsgottes zu Menschen formt. Nach Auffassung der Samoaner gibt es zweierlei Menschen: Edle und Gemeine, aber auch zweierlei Entstehung. Die wurmgezeugten sind die Gemeinen; die Nobiles sind vornehmerer Abkunft. Dafür gibt es verschiedene Versionen. Die edelsten Geschlechter stammen direkt von Tangaloa ab, andere von ihm untergeordneten Göttern. Die eigentliche Schöpfungsgeschichte aber leitet die „besseren" Menschen von der Schlange ab, wenigstens deutet die Bezeichnung tangata darauf hin, das heißt Mensch und ist der polynesische Ursprung des Wortes Kanaka, mit dem man die Eingeborenen allgemein bezeichnet. Gata (sprich nasal ngata) ist samoanisch die Schlange. ta heißt schlagen; gata ist wahrscheinlich aus der Liane, dem letzten Sieger im Aufbau der Vegetation entstanden und das Wesen, das sie schlug, ist eben tagata, der Mensch. Und dieser Tangata ist natürlich der edlere als der aus dem kriechenden Gewurm durch Handarbeit erzeugte Mensch.

Der Schöpfungsmythe entspricht als religiöse Basis der Ahnenkultus, der natürlich nur dem Adel zukam, aber hier auch geradezu überraschende Aus-

Digitized by Google

bildung erlangt hat und dermaßen die Geſchichte beherrſcht, daß die erſten Geſchlechter noch heut ihren Stammbaum faſt lückenlos Jahrhunderte zurückverfolgen. So hat Dr. **Krämer** zum Beiſpiel in kritiſcher Sammlung und Vergleichung alter, voneinander unabhängiger Überlieferungen für die Tamaſeſefamilie 32 Ahnen und deren verwandtſchaftliche Beziehungen zu anderen Familien ermittelt; das entſpricht einem etwa tauſendjährigen Zeitraum; für andere Geſchlechter hat Krämer über 20 Ahnen nachweiſen können. Das iſt um ſo erſtaunlicher, als ſchriftliche Überlieferungen, Dokumente ꝛc. nicht exiſtieren; denn die Samoaner haben erſt durch die Miſſionare ſchreiben und leſen gelernt. Dafür iſt die mündliche Überlieferung ſo feſt und hoch entwickelt, wie kaum irgendwo in annähernd gleichem Maße. Die heidniſche Religion der Samoaner kannte neben Tangaloa noch zahlreiche Gottheiten, die als Spezialgötter für Krieg, Erdbeben, Feuer, Fruchtbarkeit ꝛc. oder ſolche für Ortſchaften und Familien ohne künſtliche Nachbildung oder Idole in der Natur und vorwiegend in Tieren (Tintenfiſch, Eule, Eidechſe ꝛc.) verehrt wurden.

Straße in Apia.

Der **vulkaniſche Urſprung** der Inſeln verleiht ihnen, wie allen verwandten im Stillen Ozean, das ſchöne Antlitz in ſpiegelndem Waſſerrahmen mit weißem Brandungsgürtel, das ſie dem Reiſenden ſchon aus weiter Ferne bieten. Mit ſteiler Felswand aus dem Meere aufſteigend, oder hinter weißſchäumendem Korallengürtel von Kokospalmen überragter Flachküſte ſich allmählich zum Zentralkamm erhebend, gewährt ihr Bild dem Auge des Beſchauers ſtets einen anmutigen und gleichzeitig großartigen Eindruck. Die einſt glühenden, dann wüſten Bildungen erdinnerer Revolutionen ſind wieder ſchmuckvoll verhüllt von einem immergrünenden Kleide üppiger Vegetation, über der ſich an den Küſten die hellen Fiederkronen der Kokospalmen auf ſchlanken Stämmen majeſtätiſch wiegen, während den Urwald der Berge mächtige Banyanbäume (Ficus) überragen. Als ſilberne Säulen ſieht man von den Bergen Flüßchen hinabſtürzen in Schluchten zum Küſtenlande. Abgeſehen von einem Teil des jugendlichen Weſtendes Savaiis iſt kaum ein Stückchen Erde noch frei von organiſchem Leben. Überall grünt und blüht in blattprächtiger Üppigkeit eine echt tropiſche Vegetation, welche die rauhen Formen der gewaltigen vulkaniſchen Bildungen, die einſt rauchenden und glühenden Lavamaſſen, Trümmerfelder und Krater freundlich verhüllt und verſchönt bis hinauf zu den höchſten Spitzen und Kämmen.

Der **Boden**, die **Ackerkrume**, worauf dieſes üppige organiſche Leben ſich entfaltet, iſt, wie ſich ſchon daraus ergibt, **außerordentlich fruchtbar**, ſo fruchtbar wie nur möglich.

Das verdankt der Boden ſeiner anorganiſchen Zuſammenſetzung, **dem koloſſalen** Reichtum des Baſaltes beziehungsweiſe der baſaltiſchen Lava an Stickſtoff (über 0,2 %) und Phosphorſäure (0,1 bis 0,3 % und mehr) ſowie der nie verſiegenden Nachlieferung organiſcher Verweſungsbeſtandteile. Ackerkrume in unſerem Sinne als tiefgründige Kulturflächen gibt es aber nur ſtellenweiſe und in ſehr beſchränktem Maße, denn überall lagern noch Baſaltblöcke darin und darauf, ſo daß eine

Digitized by Google

rationelle, das heißt moderne Bodenkultur mit Geräten oder Maschinen fast ganz ausgeschlossen ist. Die größte Arbeit nach Entwaldung von Land ist meist die Entfernung der schlimmsten Steintrümmer, die in höheren Regionen vielfach überhaupt die Bodenkrume vollkommen verdecken und verbergen, so daß man oft viele Blöcke entfernen muß, um den Ursprung der mächtigen Vegetation zu entdecken, die als Verwitterungsanfang und Verwesungsreste in die Tiefe gesunken sind und dort allmählich anwachsen, soweit sie nicht vom Regen hinabgeschwemmt werden in Schluchten und zum Küstengebiet, wo sie immer wieder durch neue Zufuhr regeneriert werden, so daß künstliche Düngung des Pflanzungsbodens sich im allgemeinen erübrigt, es sei denn, daß Kali oder Kalk in größeren Mengen erwünscht ist, als sie der Boden enthält.

Die Wurzeln der Pflanzen sind keineswegs allein auf die Bodenkrume angewiesen; auch die kahlen, porösen Basaltblöcke bieten ihnen ausreichend Halt und Nahrung, indem ihre Fähigkeit, selbst zu zersetzen und zu erschließen, sie dabei unterstützt. Infolgedessen sind auch steile, senkrechte Felswände belebt. Vor allem sind dort zierliche Farne, Selaginellen und Moose als Pioniere der Vegetation erfolgreich tätig, ebenso auf den Steintrümmern der Berge, auf harten, dürren Tuffhügeln, vor allen Orchideen und andere Epiphyten auf Stämmen, Ästen und Zweigen. Vom zierlichsten Pflänzchen bis zum blattmächtigen, fast musaähnlichen Asplenium Nidus, zu gewaltigen Stauden und eleganten hochstämmigen Bäumen mit duftiger Spitzenkrone bilden Farne überhaupt die schönste Zierde und einen herrschenden Bestandteil der Vegetation, die im allgemeinen ihren Hauptschmuck der Vielgestaltigkeit und dem grünen Kleide verdankt, wenn schon auch blütenschöne Formen nicht fehlen. An züchterisch wertvollen Orchideen ist die Flora arm, um so reicher an kleinblütigen Arten. Unter den schön blühenden Bäumen überwiegen Myrtaceen (Eugenia), Rubiaceen (Gardenia). Außer diesen sind Urticaceen, Moraceen (Ficus), Piperaceen (Piper), die Gattung Cyrtandra der Gesneraceen besonders artenreich vertreten. Verschiedene Musaceen, kletternde Pandanaceen (Freycinetia), Bambusceen, Zingiberaceen, Lianen etc. verleihen dem Urwald ein charakteristisches Gepräge. Die Küstenflora ist, wie überall, durch fremde Bestandteile und Kosmopoliten stark beeinflußt. Sehr stark vertreten sind auf Samoa außer Farnen und Moosen auch Flechten und Pilze, unter letzteren einige phosphoreszierende Arten. Die Artenzahl der Phanerogamen ist relativ klein.

Das Tierreich ist an der Besiedlung Samoas nicht sehr stark beteiligt. Von Säugetieren gibt es — abgesehen von einem guten Bestande an verwilderten Schweinen, die jagdlustige Samoaner zu guter Beute in die Berge locken, Hunden und Katzen, letztere leider auch schon verwildert — nur fliegende Hunde (Pteropus) und Fledermäuse. Der Zivilisation dankt Samoa einen äußerst fruchtbaren Bestand an Ratten, die längst zur Landplage und dem Geflügel sowie der Vogelwelt verhängnisvoll geworden sind; minder gut gedeihen Mäuse, die auch mit Schiffen eingeführt sind. Die Avifauna ist reichhaltig, besonders an schönen, bunten Tauben — „lupe" etc. — und kleineren gefiederten Bewohnern des Waldes bis hinab zu Honigsaugern. Paradiesvögel und größere Papageien fehlen; dafür beherbergt der Busch die letzte noch lebende Zahntaube, Diduncul us strigirostris manumea genannt, eine ziemlich plumpfüßige Verwandte der ausgestorbenen Dronte; leider verringert sich auch die Zahl dieser zoologischen Kuriosität erheblich, da die reichlich taubengroßen Tiere dumm und schmackhaft sind, aber auch fremde Sammler ihnen stark nachstellen, um die wertvollen Bälge zu verkaufen.

Schlangen und Eidechsen sind durch mehrere Arten vertreten.

Das Meer beherbergt eine riesige Fülle bunter Bewohner, Haie und kleinere Fische, die zu den winzigen wunderlich geformten und gefärbten Korallenbewohnern, Tintenfische, Seeschlangen, Seegurken (Holothurien, Beche de mer), Seeigel, Seesterne, Krabben etc.

Die Zahl der Insektenarten ist nicht sehr groß; es gibt eine Reihe recht hübscher Schmetterlinge, besonders Nachtfalter (Ordensbänder) und Motten, einige schöne Tagfalter, darunter der schwarze Schwalbenschwanz (Papilio Godeffroyi) und sonstige Repräsentanten verwandter Gruppen. Groß ist die Zahl der Ameisenarten von den winzigsten bis zu großen, schwarzen Tieren.

Die Inseln verdanken, wie schon gesagt, ihre Entstehung und den Reiz ihrer schönen Gestalt einer Reihe von vulkanischen Ausbrüchen, die in der Passatrichtung von Ostsüdost nach Westnordwest vorgerückt sind. Demgemäß finden wir die jüngsten Bildungen und Aufschüttungen überhaupt auf dem Westende der westlichsten und größten Insel Savaii, und auch auf der zweitgrößten Insel Upolu auf dem westlichen Teile.

Der ganze Archipel besteht aus acht bewohnten Eilanden. Er umfaßt ungefähr 2800 qkm Land, davon kommen auf den deutschen Anteil 2572 qkm, also reichlich so viel wie auf die Karolinen (1450), Marianen (626) und Marshallinseln (400). Die Zahl der Eingeborenen, im ganzen etwa 36000, beträgt auf den deutschen Inseln rund 32800, davon 17750 auf Upolu und 14000 auf Savaii. Upolu ist 70 km lang, und nach beiden Enden sich verschmälernd, in der breitesten Mitte etwa 25 km, der Umfang wird auf 220 km geschätzt. Savaii ist in seiner größten Ausdehnung ebenfalls ca. 70 km lang, aber ungefähr 50 km im Querdurchmesser, da die Längen seiner nahezu parallelen Seiten schwanken

Digitized by Google

Apia (Savalalo) von Matautu (Oſt) aus geſehen.

zwischen 40 und 55 km in der Luftlinie. Das Innere der Inseln ist gebirgig, steil und zerklüftet; vielfach reichen die Berge mit steilem Abfall bis an die Küsten.

Betrachten wir uns die Inseln gemäß der Richtung ihrer Entstehung von Osten aus gehend: Tau mit 42 qkm Flächeninhalt, Olosinga (15 qkm), Ofu (21 qkm), die als Manuagruppe zusammengefaßt werden, und 100 km weiter westlich Tutuila (134 qkm) mit der kleinen, östlich vorgelagerten flachen Kraterinsel Aunuu. Das ist der amerikanische Anteil, dem eine etwa 75 km weite Wasserfläche von Deutsch-Samoa, dem Ostende Upolus (865 qkm) mit seinen vier Felseninseln Nuutele, Nuulua Namua und Fanuatapu trennt. Dann folgen Manono (8,5 qkm), Apolima (4,7 qkm) und 9 km weiter westlich Savaii (1691 qkm, also ungefähr 170 qkm größer als Zanzibar). — Die Form und Gestalt der einzelnen Inseln läßt mehr oder weniger deutlich noch das ursprüngliche Antlitz erkennen beziehungsweise vermuten: Tau hat seinen Charakter als ein mächtiger von allen Seiten zur höchsten Mitte allmählich emporsteigender Krater am besten bewahrt. Olosinga und Ofu dagegen lassen äußerlich die Entstehung nicht mehr erkennen; vielleicht stellen sie die Reste eines gemeinsamen riesigen Ausbruches dar, dessen übrige Teile wahrscheinlich südlich dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen sind. Zwischen ihnen und Tau hat 1866 der letzte im Gebiet der Gruppe beobachtete Ausbruch submarin ohne Landbildung, nur mit einer Hebung des Meeresbodens verbunden, stattgefunden.

Tutuila verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vulkanen, deren mächtigster wahrscheinlich ziemlich in der Mitte die große Bucht von Pangopango geschaffen haben dürfte, die steil aus ihr aufragenden Wände und Spitzen dürften demgemäß als Reste des einstigen Kraterwalles zu betrachten sein; nur nach Süden zu fehlt die Verbindung; dort stellt eine schmale Wasserstraße den Eingang zu dem völlig geschützten Hafen dar. — Dieser einzige überhaupt vorhandene Hafen Samoas erinnert an die Insel Guam auf

Le Pico. Aus dem Hafen von Pangopango (Tutuila).

den Marianen, die wir ebenfalls den Vereinigten Staaten überlassen haben; denn auch dort entbehrt das deutsche Gebiet ähnlich geeigneter besserer Hafenplätze. Die Umgebung von Pangopango ist auf dem an sich landschaftlich äußerst reizvollen Tutuila malerisch der schönste Punkt der Insel.

Upolu ist auf seiner östlichen Hälfte besonders pittoresk, da die ursprünglichen Formen dort durch Erosion und Verwitterung stark verändert sind und steile Spitzen und Gruppen aus tiefen Einbuchtungen in die Luft ragen. Je weiter man nach Westen vorrückt, desto mehr konsolidiert sich das Relief zu einem einheitlichen Hohenzuge mit ausgesprochenen Vulkanen. Die Apia, dem wirtschaftlichen Zentrum der Insel, sind dem Mauga-gebiet, das südöstlich von der Stadt im Vaea mit 1000 m die höchste Höhe erreicht, nach Norden gelagerte Vulkane oder Vulkanreste vorgelagert. Der 260 m hohe Apiakrater bildet das letzte Glied derselben. Von da ab reiht sich dann in langgestreckter Kette, den eigentlichen Gebirgsstamm überragend, Krater an Krater (Mauga Fiamoe, Sutunga, Lanuto'o, Singa-le'e, Nafanua tasi und Tofua). Der besterhaltene Vulkan ist der ziemlich isoliert, steil aus seinem Ausgangsgebiet emporragende Tofua, dessen Gipfel hoher Regel, von außen

einer Torte gleichend, mit schmalem Rande einen tiefen Kessel umschließt. Der Tofua scheint sich hauptsächlich nach Süden entladen zu haben, denn dort geht von seinem Kraterkegel ein Gebirgsmassiv aus, das bis an die Küste herantritt und steil zum Meere abfällt. Zum Westkap der Insel senkt sich das Gebiet dann allmählich und flach.

Die kleine Insel Manono ist ungefähr 1½ km vom Westkap Upolus entfernt, innerhalb des beiden gemeinsamen Apolimastraße, während die kleine Felseninsel Apolima hier als Rest eines gesenkten Kraters aus dem brandenden Meere emporragt.

Savaii, durch eine etwa 9 km breite, tiefe Wasserstraße von Apolima getrennt, stellt ein mächtiges Gebirgsmassiv dar, das sich von den Küsten der abwechslungsreichen Grundform mehr oder weniger rasch zu einem mächtigen Zentralgebirge erhebt, dessen höchste Spitzen bei Tafaua über 1700 m erreicht. Von der Ost- und Nordseite steigt das Gebirgsmassiv gemäßigt bis zum Strandgebiet hinab, während der Süd- und Südwestseite überwiegend mit steilen, zum Teil senkrechten Wänden aus dem anbrandenden Meere emporragt. Das Innere der

Insel ist auf der östlichen, älteren Hälfte bergig, zerklüftet und unwegsam; es gliedert sich topographisch in drei Höhenzüge, die in der Längsrichtung der Insel verlaufen, ohne indessen überall scharf gesondert zu sein; besonders der südlichste und steilste ist von vielen Schluchten und Mulden unterbrochen. Vulkanische Grundformen sind äußerlich zwar als parasitische Krater mehrfach noch erkennbar, aber als solche schon stark vom Zahn der Zeit verändert. Der östlichste Teil des Gebirgsstockes beherbergt noch einige Kraterseen in zerfallenen oder überschütteten Vulkankesseln; am besten erhalten ist im Südosten der Mataulanu, etwa 10 Stunden von der Küste entfernt. Auf der jüngeren Westhälfte sind die Ursprungskegel der Landbildungen noch besser und gut erhalten und zwar wie auf Westupolu als hohe Gipfel eines langen Höhenzuges. Auch sie sind indessen schon von strauchiger Vegetation bekleidet, während die jüngsten Lavafelder im Norden und Süden noch in schwarzem, tonendem Mantel die heißen Strahlen der Tropensonne auffangen und nur in Rissen und Spalten anspruchslosen Pionieren der Vegetation Halt und Nahrung gewähren. Der westlichste Teil der Insel ist anscheinend älteren Ursprunges und ziemlich dicht bewaldet, aber besonders auf der Nordseite sehr trocken und wasserarm.

Blick auf den Lanuto'o (vom Kraterrand aus).

Durch die Steilküsten und die Unwegsamkeit des Inneren sind die Verkehrsverhältnisse auf den Inseln sehr erschwert, und auch heute noch ist in der Hauptsache auf das Wasser angewiesen; aber auch dort durch Riffe und den Wechsel der Gezeiten, besonders bei Ebbe, oft schwierig. Nur die Eingeborenen können in ihren leichten Einbäumen mit Auslegern (Kanus) diese Hindernisse überwinden; größere Boote können innerhalb des Riffgürtels nur zur Flutzeit ohne Gefahr festzulaufen fahren. Größeren Fahrzeugen sind selbst bei Hochwasser die meisten Buchten durch Riffe verschlossen; Landungsstellen für solche gibt es überhaupt nicht. Reit- und Fahrwege gibt es auf Nordupolu um Apia und längs der Küste nach Westen bis an das Ende der Insel, sowie ein Stück nach Osten. Über die Berge nach der Südküste führen nur einige wenig benützte Fußpfade in 6—8 Stunden von Küste zu Küste. Die Anlegung von Straßen ist bereits begonnen. — Eine Überquerung Savaiis dauert 2—3 Tage.

Die Wasserverhältnisse auf den Inseln sind außerordentlich verschieden und zwar abhängig in erster Reihe von der Lage zum Passat. Dieser

beherrscht naturgemäß hauptsächlich — oder man kann sogar sagen: nur — die Süd- und Südostlagen. Dort sorgt er auch in der trockenen Jahreszeit (Mai bis Oktober) andauernd für Feuchtigkeit durch die niedrig ziehenden Dunstwolken, welche er gegen die Inseln treibt und die vor allem im Kammgebiet hängen bleiben, aber selten darüber hinwegkommen und die nördlichen und nordwestlichen Gebiete erreichen. Demgemäß ist zum Beispiel die Südseite Upolus allgemein feucht und reich an Bächen beziehungsweise Flußläufen, wenn diese auch nicht immer Wasser führen. Auch die Nordseite Ostupolus steht noch unter dem segensreichen Einfluß des Passats; auch dort sind trockene Zeiten selten. Von Apia ab aber nach Westen zu macht sich nicht selten Wasser-

Brücke aus Kokosstämmen.

mangel unangenehm fühlbar. Die Bäche und Flüsse versiegen. Auch die großen, von den Wellblechdächern der Häuser gespeisten Eisentanks versiegen dann zeitweise; besonders appetitlich ist solche Regenkonserve ohnehin nicht, wenn auch ihr Hauptwert als Duschewasser und zu Kochzwecken nicht getrübt erscheint. Als durststillendes Mittel ist dieses alte Zisternenwasser so wie so schon seiner Wärme wegen nicht sehr geeignet; ein Schuß Kognak oder Whisky macht es genießbarer. Die Wassernot ist auch für die Viehhaltung ein großer Übelstand, zumal Anlegung von Brunnen oder Bohrungen nach Wasser wenig Erfolg gewähren, da die Inseln eben wahrscheinlich nur große Trümmerhaufen ohne geologische Schichten darstellen. (Unverbrannter, kristallinischer Basalt ist bisher nur an einigen Orten, aber auch dort nur als Trümmergestein, ohne geologischen Zusammenhang gefunden worden.) Das hat die D. H. P. G. (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg), deren lange Firma die Abkürzung notwendig macht, schon bitter empfunden. Inwieweit obige Ansicht zutrifft, ist bisher noch nicht

erwiesen, um so wichtiger und interessanter, auch in wissenschaftlicher Beziehung, würden Bohrungen oder auch Nachgrabungen sein. In Niveauhöhe des Meeres wird man natürlich immer auf Wasser stoßen, das vielleicht (stellenweise vielfach) allerdings nicht frei von Salzgeschmack infolge direkter oder indirekter Beeinflussung durch das Meerwasser ist.

Auf Savaii ist es in dieser Beziehung besonders schlimm bestellt; denn in dem Trümmerreich und dem zerklüfteten Gebiet des Inneren gibt es wohl einige Kraterseen, aber fast überhaupt keine Wasserläufe. Wohl werden die tiefen Schluchten von anhaltendem, heftigem Regen manchmal zu Bächen und Flußläufen; aber im allgemeinen saugt die lockere Oberfläche die Niederschläge gierig auf, um sie entweder senkrecht hinabsickern zu lassen oder in Schlackengängen dem Meere zuzuführen. Auch auf den anderen Inseln fehlt es nicht an solchen beim vulkanischen Aufbau entstandenen Höhlengängen, die vielfach Hunderte von Metern weit verlaufen und in trockenen Zeiten trockenen Fußes mit Fackellicht verfolgt werden können, wobei allerdings die an ihren Decken zu Hunderten hängenden Fledermäuse in ihrem Tagesschlummer gestört werden.

Im Küstengebiet Savaiis gibt es einige wenige Quellgebiete und ziemlich andauernd laufende Flüßchen; die Eingeborenen sind aber überwiegend auf Sickerwasser angewiesen, das sie in Löchern oberhalb des Meeresniveaus oder im Küstensande auffangen — teils zu Bade-, teils zu Haushaltungszwecken. Gegen den Durst bedienen sie sich am liebsten der stets frischen und wohlschmeckenden Kokosnußmilch, das ist allerdings insofern ein Luxus, als jede Nuß mit ihrem Kernmantel einen Wert von etwa 2 Pfennig repräsentiert; dafür wird nach dem Saft auch das sonst die Handelskopra liefernde reiche Endosperm als Leckerbissen genossen oder zu Speisen verwendet.

Wasserfälle, die dem landschaftlichen Bilde und der internen Schönheit Upolus einen besonderen Reiz verleihen, fehlen demgemäß auf Savaii eigentlich ganz. Auf Upolu sieht man solche von dem Kammgebiet als glitzernde Silberstreifen durch das Waldkleid herablaufen, und einem Flußlauf aufwärts folgend, wird man oft durch solche überrascht und im Vordringen gehindert. Über Steine plätschernd oder Hunderte von Fuß herabbrausend, gebieten sie selbst dem Emporschnellen der Aale Halt.

In Apia macht sich der Wassermangel oft recht unangenehm fühlbar; denn während die Osthälfte der Insel, die Südseite besonders, wie schon gesagt, dem Passat fast andauernde Speisung mit frischem Wasser verdankt, tritt hier im Gebiet des Apiakraters (Vaiaberg) zeitweise Wassernot ein, die dann von „Wasserhandlern" ausgenützt wird und auch dem Sodawasserfabrikanten goldene Früchte trägt; erstere holen das begehrte Naß dann aus den schwachrieselnden Flußläufen der Umgegend.

Eine „Wasserfabrik" aus Meerwasser verbunden mit Eisfabrikation, wie sie in dem heißen, dürren und staubigen Aden und anderen süßwasserarmen Küstenorten bereits ähnlichen Übelständen abhilft, fehlt in der einstigen Königsresidenz Apia noch. Eine Eisfabrik soll indessen schon jetzt einem „langempfundenen Bedürfnis" abhelfen. Sie wird, obschon die Zahl ihrer Abnehmer zunächst kaum nach Hunderten zählen dürfte, doch hinreichend Nachfrage und Absatz finden, wenn auch ihr Einfluß auf die Gesundheit der Konsumenten, besonders bei Genuß flüssiger Stoffe, nicht immer den Regeln der Diät und Tunlichkeit entsprechen wird. Doch danach fragt leider der „Tropenneuropäer" noch weniger als der „gewöhnliche"; das ist ein verzeihlicher Fehler, denn lauwarmes Bier und noch mehr warmer Wein schmeckt wirklich nicht so gut, wie ein kühler Schoppen. Das hat aber bisher auf den Konsum keinen deutlichen Einfluß ausgeübt, denn trotzdem die Flasche Bier (allerdings 0,5 Liter) in der Kneipe mindestens 1,50 Mark kostet, werden in Apia und den wenigen Stationen außerhalb doch nach Maßgabe der Einfuhrstatistik jährlich etwa 75000 Flaschen (Pschorr, Flensburger ꝛc.) Bier getrunken; der Löwenanteil kam natürlich auf die Deutschen, während der Verbrauch an „scharfen Sachen" (Whisky und Gin ca. 13000 Liter) mehr auf Konto der englisch-amerikanischen Vertreter kommt, die weiter unten als „Beachcomber" erwähnt sind.

Die Zahl der weißen Bewohner und Ansiedler auf Samoa beträgt etwa 400. Davon kommen über 300 auf Apia; über die Hälfte sind deutscher Nationalität oder deutscher Abstammung; und das relative Übergewicht wird sich bald noch erheblich unter der deutschen Hoheit steigern, zumal der Zuzug ansiedlungslustiger Deutscher stetig wächst.

Die Zahl der selbständigen Pflanzer, Kaufleute und Gewerbetreibenden in Apia beträgt etwa 80, dazu tritt der große Verwaltungsstab der „Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu Hamburg", wegen ihres anspruchsvollen Titels allgemein einfach die „Firma" genannt. Die meisten dieser Gewerbetreibenden wohnen mitten in Apia, d. h. an der langen

Straße, welche sich vom Oſt- zum Weſtkap des Hafens halbkreisförmig am Strande lang ſtreckt.

Apia, die Reſidenz Deutſch-Samoas, iſt dementſprechend ſehr ausgedehnt, man geht von einem Ende (Matautu) bis zum weſtlichſten Punkte der Landzunge Mulinu'u faſt eine Stunde. Die meiſt ſehr einfachen, zum Teil unſchönen Holzhäuſer liegen überwiegend jenſeits d. h. landeinwärts an der Straße, nur wenige ſind zweiſtöckig, einige haben Vorgärtchen. Hinter Apia hat ein Villenviertel Motootua beſſere Häuſer in ſchattigen Anlagen; es reicht ſtellenweiſe bis an den Fuß des Apiaberges, an deſſen öſtlichem Abhange das einſtige Heim des verſtorbenen Schriftſtellers R. L. Stevenſon liegt, die jetzige weſentlich ausgebaute Beſitzung des Herrn Kunſt, eines Freundes und Gönners der jungen Kolonie in herrlicher Lage, die als gaſtliche Stätte gerühmt wird.

Ananaspflanzung und Brotbäume bei der Acclimatation (Upolu).

Apia beſitzt fünf Kirchen und ebenſoviel Gaſthäuſer, darunter drei Hotels; es iſt natürlich auch Sitz des Gouverneurs und der deutſchen Verwaltung, ſowie der Miſſionen, hat ein Poſtamt, zwei Schulen, ein katholiſches Mädchenpenſionat ꝛc. Die Apianer leben im allgemeinen ziemlich geſellig, teils daheim, teils zum Beſten der Kneipen, deren Erntezeit indeſſen mit der Sturm- und Drangperiode erloſchen iſt, ſeitdem ſie nicht mehr als dankbare Abnehmer der Erſparniſſe mehrerer Kriegsſchiffe wirken können.

Eines beſonderen Intereſſes auch in der Reſidenz erfreuen ſich die deutſchen Pflanzungen, wo auch die ſamoaniſche Gaſtfreundſchaft gewiſſermaßen eine Pflanzſtätte gefunden hat. Dadurch werden die Etats der Verwalter der „Firma“ nicht unerheblich belaſtet, während anderſeits die Pflanzer keine Zeit haben, wenn ſie einmal nach Apia kommen, dieſe aktive Gaſtfreundſchaft zu erwidern — das würde zu weit führen. In der Umgebung Apias befinden ſich mehrere kleinere Kulturen, zum Teil als Nebenbetriebe der Beſitzer; von Bedeutung iſt bisher erſt eine Privatpflanzung, nämlich die eines Herrn Hugo Schmidt, der in anerkennenswerter Unternehmungsluſt, mit viel gerühmtem Fleiß und Geſchick auch anſcheinend erfolgreich, unterſtützt von einer ausgezeichneten und allgemein geſchätzten deutſchen Hausfrau, einige hundert Morgen guten Landes urbar gemacht und hauptſächlich mit Kakao bepflanzt hat und nun bald, nach fünfjährigem, unermüdlichem Fleiß, die Früchte der Arbeit zu ernten beginnen kann.

Digitized by Google

Die nächsten großen Pflanzungen der Firma: Vailele und Vaitele liegen etwa 5 km östlich, sowie 4 und 35 km westlich von Apia; sie sind, abgesehen von einigen Fehlern in der Wahl des Terrains, musterhafte Kulturen, das gilt um so mehr, als ihre Verwalter eigentlich Autodidakten in ihrem Berufe sind und ihre Erfahrungen selbst nur auf Samoa sammeln konnten; auf Ceylon oder Java hätten sie das leichter gehabt und sich, respektive der Firma, manche Ausgabe und Zeit ersparen können. Das gilt besonders für den langjährigen spiritus rector der Samoakulturen, den ausgezeichneten deutschen, stets unermüdlichen Verwalter Hufnagel, der neben seinen anstrengenden alltäglichen Arbeiten und Pflichten immer noch Zeit und Geduld für Versuche und Experimente übrig hatte, um daraus praktische Schlüsse und Vorteile für seine Aufgabe zu gewinnen. Sein gastfreies Haus stand trotzdem jedem Besucher Samoas stets offen und sein guter Rat hat nicht nur Pflanzern, sondern auch allen, die ihn suchten und suchen, nie versagt, während der Vielbegehrte nach des Tages Last und Hitze die Abende benutzt, um sich selbst in Büchern und Schriften neues Wissen zu suchen oder die vielen Wünsche und bureaukratischen Anfragen, die dienstlich an ihn gerichtet werden, schriftlich zu erledigen — das ist nicht immer einfach.

Die dritte und größte Pflanzung der D. H. P. G., Mulifanua, respektive „Le utu sao vaa", liegt am Westende Upolus etwa 35 km von Apia entfernt und besteht aus drei Stationen, deren Aufseher dem geistreichen und umsichtigen Verwalter Krüger zu Mulifanua unterstellt sind. Alle drei Pflanzungen zusammen umfassen etwa 3140 ha Kulturen, überwiegend herrliche Bestände Kokospalmen in Reih und Glied; jede Pflanzung hat mehrere Kopradarren, in denen das aus den mit der Axt gespaltenen Nüssen geschnittene Endosperm auf Rösten getrocknet wird. Neuerdings verlegt sich die Firma mehr auf den modernen und für Samoa anscheinend ganz besonders geeigneten Kakaobau, wofür eine neue Pflanzung westlich von Vaitele angelegt werden sollte. Statt dessen hat man sich jedoch zunächst damit begnügt, Kakao in Palmenkulturen zu pflanzen — hoffentlich mit Erfolg! — Man nimmt an, daß die Glanzzeit der Kopra vorüber ist, weil die Preise und anscheinend auch der Konsum zurückgehen, während die Produktionskosten eher infolge Erschwerung der Arbeiterverhältnisse steigen. Sicher ist jedenfalls, daß das Angebot gewachsen ist und noch wachsen wird, bis sämtliche in der guten Zeit angelegten Pflanzungen in der Südsee und an den afrikanischen Küsten die Produktionshöhe erreicht haben, dann dürfte eine Besserung zu Gunsten der Kokoskulturen eintreten. Mit dem Kakao wird man um so sicherer die gleichen Beobachtungen machen können, da das Produktionsoptimum hier schneller erreicht wird, zumal man sich allerorts dafür interessiert und mit Neukulturen ins Zeug geht. Das ist eben genau so wie bei Bernsteinwahl; wenn da irgendwo eine Überfüllung eingetreten ist und abschreckt, dann folgt nach einer entsprechenden Periode große Ebbe u. s. w. Einige tausend Hektar Neukulturen Kakao werden wahrscheinlich ausreichen, um in 5—6 Jahren die Kakaopreise herabzudrücken und die Anlagen zu entwerten. Damit muß die Kolonialwirtschaft beizeiten rechnen, um Enttäuschungen zu vermeiden. Nach den neuesten Erfahrungen übertrifft die Ertragfähigkeit der Kakaobäumchen auf dem fruchtbaren Boden Samoas alle Erwartungen und bisher bekannte Erträge, so daß die dortigen Kulturen bei anhaltender Preislage —

Digitized by Google

koloſſalen Gewinn verheißen — vorausgeſetzt, daß jene Erfahrungen richtig ſind! Neuerdings hat auch die beſonders auf Franzöſiſch-Polyneſien (Tahiti-Paumotu) ſchon ſehr erfolgreich betriebene Vanillekultur auf Samoa, wo Kapitän **Hufnagel** ſie bereits vor Jahren empfohlen hat, Eingang gefunden und ſich bewährt. Auch Kaffee iſt, nachdem der Schreck der „Firma“ über die erſten Mißerfolge durch Hemileyainfektion überwunden iſt, wieder in das Pflanzungsprogramm aufgenommen worden. Von der einſt recht einträglichen Baumwolle iſt das weniger zu erwarten. Dafür gibt es noch eine ganze Reihe anderer tropiſcher Kulturen, die für Samoa bedeutungsvoll ſein dürften, wenn ſie richtig und zu rechter Zeit angefangen werden. Dabei wäre eine Verſuchsſtation von unſchätzbarem Werte, nicht nur für Samoa.

Spalten und Ausſchneiden der Kopra der Kokosnüſſe.

Die D. H. P. G. befindet ſich auf Samoa gegenüber allen anderen Unternehmungen in der günſtigen Lage, bereits große Ländereien zu beſitzen und im anerkannten Vorrecht ſelbſtändiger Arbeiteranwerbung auch auf dem Bismarckarchipel, während im übrigen Landerwerb von Eingeborenen bis auf weiteres verboten iſt und Arbeiter für andere bisher nicht zu haben waren. Die Firma beſchäftigt gegenwärtig rund 800 ſchwarze (melaneſiſche) Arbeiter, deren Koſten etwa 2500 Mark jährlich betragen. In den Pflanzungen dienen etwa 1000 Stück Rindvieh als Unkrautjäter, da ſie auch das einſt ſehr gefürchtete „noli me tangere“ (Mimosa pudica) in Schranken halten. Jedenfalls ſind, abgeſehen von der Arbeiterfrage, die Ausſichten für tüchtige Koloniſten auf Samoa ſo günſtig wie nur möglich und nach Anſicht verſchiedener Kenner der Verhältniſſe würde ein Kapital von 10000 Mark ausreichen, um eine Familie auf 15 ha Land nach 5–6 Jahren gut zu ernähren. Solche Zahlen und Verheißungen werden leicht zu optimiſtiſch beurteilt, ſie ſind natürlich immer vorſichtig zu beurteilen und von ſehr relativer Bedeutung.

je nach Person und Verhältnissen, wobei besonders die Landfrage (Lage, Art und Preis) eine sehr gewichtige Rolle spielt. Gerade für den Landerwerb ist daher allergrößte Vorsicht geboten. Die Lage spielt dabei, wie bisher meist erst aus üblen Erfahrungen erkannt ist, leicht eine verhängnisvolle Rolle. Das gilt noch mehr als für Upolu für Savaii, wo bisher noch ersprießliche Kulturen fehlen, da die größte Insel noch wenig dem Verkehr geöffnet ist.

Außer den Ansiedlern und Bewohnern Apias und den Angestellten der D. H. P. G. gibt es noch Weiße in mehreren Orten, aber in relativ geringer Zahl; die meisten stehen zu der „Firma" in gewissem Abhängigkeitsverhältnis als Händler oder Agenten; die „Firma" besitzt auf allen deutschen Inseln auch mehrere eigene Handelsstationen, deren Inhaber meist auf eigene Rechnung Kopra einkaufen, oder lieber gegen Waren vorteilhaft eintauschen. Die meisten dieser Agenten oder selbständig operierender Händler gehören den bedenklichen Klassen der Beachcomber (Küstenlagerer), Abenteurer und Kolonials aus den australisch-neuseeländischen Kolonien an; sie sind nicht gerade als Zierde der englischen Nation zu betrachten und auch von unserer Kolonialverwaltung wie überhaupt mit Vorsicht zu genießen. Manch einer dieser Händler, Agenten oder Einsiedler — in Bezug auf seine Stellung unter den Fremden — hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich, deren Details nicht immer frei von dunklen Punkten und blutigen Flecken sein dürfte. Im allgemeinen hat aber das milde Klima und die natürliche Harmlosigkeit der samoanischen Lebensverhältnisse auch ihre Schrecken gemildert, so daß sie mein selbst mehr oder weniger harmlos und ungefährlich geworden sind, wenn nicht der Teufel aus der Ginflasche in sie überspringt und von neuem ihre alte Wildheit entfesselt.

In der Geschichte der Südsee spielen diese verwegenen und verkommenen Wesen, deren Ausgangspunkt in erster Reihe die einstige Deportationskolonie Neu-Südwales und das französische Strafgebiet Neu-Kaledonien war beziehungsweise ist, eine große und schlimme Rolle. Neben den Walfischfängern, die schon in vorgeschichtlicher Zeit die Wale des Stillen Ozeans stark reduziert und aus dem mittleren Gebiet fast verdrängt und ausgerottet haben, haben diese Vertreter der kaukasischen Rasse die ersten Entdeckungsreisen nach vielen Inseln gemacht und als Flüchtlinge oder Schiffbrüchige den Eingeborenen den ersten Vorgeschmack der kommenden Zivilisation geboten, weder zum Vorteil der „Wilden", noch ihrer selbst, am allerwenigsten ihrer besseren Nachfolger.

Auch die Geschichte Samoas erzählt davon. Denn schon die ersten Missionare der „London Missionary Society", die 1830 von Tahiti aus ihre Tätigkeit auf Samoa begann und die ihr folgenden wesleyanisch-methodistischen Missionare fanden solche „Apostel des Christentums" vor. Tatsächlich haben dort, nach den Erzählungen jener Missionare, derartige Abenteurer sich auf Upolu mit Hilfe religiöser Schwindeleien als „Missionare" bei den Samoanern eingeführt und durch allerhand geschickt konstruierte Irrlehren und abergläubische Mittel Ansehen und Einfluß geschaffen, so daß die echten Apostel des Christentums zwar schon ein bearbeitetes Feld vorfanden, aber nur mit Unkraut bestellt, das sie nun erst mühsam und vorsichtig ersticken mußten, um für edlere Saat Boden zu gewinnen. Auch diese war, wie wir später sehen werden, nicht immer so wie sie sein sollte, mindestens in Bezug auf die Früchte.

Als die ersten Missionsboten nach Samoa kamen, war eben ein Lichtstrahl in das politische Leben der Samoaner gefallen; denn ein gewaltätiger

Wüſtling, Tamaſainga, war Anfang des Jahres das Opfer ſeiner Schreckensherrſchaft und ſeiner geknechteten Untertanen geworden. Das Volk war wieder einmal frei, aber auch führerlos und demgemäß bald wieder in neue politiſche Streitigkeiten verwickelt. Dabei hat leider auch die Miſſion eine ſehr bedauerliche Rolle geſpielt.

Die erſten Begriffe, welche den harmlos naiven Menſchenkindern durch die vorher erwähnten falſchen Propheten vom Chriſtentum imputiert wurden, waren ſchon ſchlimm. Als dann aber 1830 John William, der ausgezeichnete Südſeeapoſtel der Londoner Miſſionsgeſellſchaft (London Missionary Society), das Bekehrungswerk auf den Inſeln begann und 1835 die Sendboten der wesleyaniſchen Methodiſten folgten, da miſchte ſich in die Arbeit chriſtlicher Nächſtenliebe ſofort Zwiſt und Neid, der zunächſt durch Streitigkeiten um die Priorität zum Ausdruck kam, indem die Wesleyaner behaupteten, bereits vor John William die Chriſtianiſierung der Samoaner begonnen zu haben. Dieſe Frage iſt nie entſchieden worden, wohl aber führten die Unterhandlungen zwiſchen den Leitern der beiden Miſſionshäuſer zum Siege der Londoner Miſſion, die eine Abberufung der Methodiſtenmiſſionare durch andere Zugeſtändniſſe durchſetzte — aber ohne großen Erfolg; denn die Samoaner ſelbſt hielten zum Teil bereits feſt an der Methodiſtenlehre, wenn auch dabei lediglich perſönlicher Einfluß maßgebend war; denn die feinen Unterſchiede der Lehren waren für ſie nicht entſcheidend. Jedenfalls blieb eine Rivalität beſtehen, und das Chriſtentum wirkte als relativer Begriff zwieſpältig auf die vertrauensſeligen Naturkinder. Das wurde natürlich noch ſchlimmer, als 1839 auch noch die franzöſiſch-katholiſchen Mariſten (Société de la Marie) von Wallis aus auf Savaii landeten und als gemeinſame Gegner der engliſchen Widerſacher die kindlichen Seelen zu erobern begannen. Kein Wunder, daß die Miſſion auf Samoa zum verwirrenden Zankapfel wurde und mehr und mehr auf ein geſchäftlich politiſches Niveau herabſank. Die äußerliche Bekehrung der Samoaner ging erſtaunlich ſchnell vor ſich; aber Chriſten im wahren Sinne konnten die Menſchen natürlich nicht werden, da ſie ja nicht wußten, wie das richtige Chriſtentum in ſeinem ſelbſtloſen edlen Weſen eigentlich ſchon und rein ſein ſoll. Wohl kamen tüchtige, ehrliche Miſſionare zu ihnen; aber wer bewies ihre Lauterkeit gegenüber den Agitationen im anderen Lager? Allein

Verkaufsladen (store).

maßgebend blieb stets der Einfluß der Person auf der Basis guter Vertrautheit mit Sprache, Sitten, Empfinden und Traditionen der Eingeborenen. Diesen kann man es jedenfalls nicht verdenken, daß sie bis heute noch, trotzdem sie lange, zum Teil doppelt und dreifach in den Missionslisten als Anhänger und Christen geführt werden, an unchristlichen, oder doch von den Missionaren verbannten Bräuchen und Anschauungen festhalten. Der deutlichste Protest gegen die Lehren der englischen Missionare ist, wie wir später noch sehen werden, die Tätowierung, Beschneidung, Feier der Geschlechtsreife ꝛc. ꝛc.; Taufe und Kirchenbesuch in vorgeschriebenem Festkleid und stimmungsvolle Abendandachten können diese vorchristlichen Gewohnheiten nicht verwischen.

Wenn man ferner berücksichtigt, daß auch Mormonen, Irvingianer und Vertreter der fanatischen Sekte „seventh day adventists" an der Bekehrung dieser kaum 36000 Seelen mitgearbeitet haben, daß Chinesen und unbekehrte Heiden als Pflanzungsarbeiter dem Gesamtbilde beigemischt sind, so müßte man sich wohl am ehesten darüber wundern, daß die Samoaner nicht schon mehr verdorben sind.

Außer der ehrlichen Überzeugungstreue einiger Missionare verdienen die sichtbaren Gesamtleistungen und die Organisation der Londoner Mission Bewunderung in materieller Beziehung. Es ist ihr nicht nur gelungen, Samoa zu einer Zentrale für die Südsee zu machen, ihre vorbildliche Preßtätigkeit in der großen Missionsstation zu Malua in bedeutendem Umfange zu entfalten, Tausende von Druckbogen, Übersetzungen und Büchern dort zu schaffen sondern auch zum allgemeinen Besten der Gesellschaft den Samoanern erstaunliche Summen zu entlocken durch geschickte Veranstaltungen, Steuersysteme und Appell an den Ehrgeiz der stolzen, eitlen Naturkinder. Mit diesen Einnahmen sind nicht nur stattliche Kirchen in Apia, hübsche, massive Wohnhäuser für die Missionare und für 85000 Mark eine imposante Festhalle zu Malua errichtet der große Missionsdampfer der Gesellschaft bezahlt, die Missionare gut besoldet und alle sonstigen Ausgaben auf Samoa bestritten, sondern alljährlich noch hübsche Überschüsse an die Zentrale abgeführt worden. Gar mancher Schilling und Dollar mag auch zur Unterstützung der politischen Agitation beigetragen haben. Nach den letzten Missionsberichten für 1899 zählte die London Missionary Society auf Deutsch-Samoa 7 Stationen mit einem oder mehreren Reverends, 150 ordinierten, 190 nicht ordinierten Gehilfen (teachers) 6187 Schüler in 163 Dorfschulen, 6 Stationsschulen und 3 Seminaren und 163 sogenannte Kirchen für 22987 getaufte Anhänger. Die Wesleyaner haben 2 Stationen (Pusiusi und Satupaitea) mit 46 sogenannten Kirchen und 19 als Kirchen benützten Samoahäusern, 62 Schulen, 106 Gehilfen (teachers) für 1482 Schüler und 6307 getaufte Anhänger. Die Maristen haben auf Samoa 1 Bischof, 22 Patres, 2 eingeborene Priester, 8 Brüder, 93 Katecheten, 12 europäische, 19 einheimische Schwestern, 91 Kirchen, 93 Schulen, 3 höhere Schulen und 6582 getaufte Anhänger. Die Mormonen endlich rühmen sich, seit 1888 14 Stationen mit 240 Schülern und 1017 Anhängern erlangt zu haben. Zusammen werden von diesen Gesellschaften somit 36888 Anhänger gezählt also, da nur die Angaben der Maristen für den amerikanischen Anteil mit gelten, wo diese höchstens 500 Anhänger haben dürften, 3- 4000 mehr als Samoaner überhaupt zur Verfügung stehen, somit sind auch 1899 einige tausend doppelt und dreifach bekehrt gewesen!

Digitized by Google

In früheren Jahrhunderten hatte die Kriegsluft und Freude an großen Reisen, die in kleinen und größeren Einbaumkanus mit Auslegern oder stattlichen Doppelkanus zu Flotten vereint unternommen wurden, die Samoaner mehrfach in Berührung mit anderen Inselgruppen gebracht. Von erfolgreichen Siegeszügen derselben ist der Überlieferung nichts bekannt, wohl aber sprechen deutliche Beweise und auch die Samoasage dafür, daß Eingeborene der Viti- und Tongainseln dem Samoaarchipel Besuche abgestattet und sich auf ihm zeitweise festgesetzt haben. Von den Invasionen der Vitiinsulaner fehlen nähere Angaben. Dagegen steht die Samoaüberlieferung ziemlich stark unter dem Einfluß der Tonganer. Diese haben, vor Jahrhunderten, die stammverwandten Samoaner mit kriegsmächtigen Flotten aufgesucht und besiegt, so daß der Tongakönig Talaaifeli anscheinend längere Zeit über Upolu und Savaii geherrscht hat und die Samoaner ihm Dienste leisten mußten. Davon sprechen noch deutlich gewaltige wallartige Steinhaufen und lange Steinwege, Tonganerwälle und Tonganerwege genannt, welche die Besiegten als Zeichen der Fremdherrschaft errichten und anlegen mußten. Schließlich aber rafften sich die Samoaner

Hauptstraße von Apia.

doch unter der Führung zweier wackerer Jünglinge auf; und sie trieben nach blutigen Kämpfen die Tonganer teils auf das Meer zur Flucht nach ihrer Heimat, teils in die Berge Ufiavaus, wo der Rest sich aus Mangel an Wasser und Nahrung schließlich ergab und zu schweren Demütigungen bereitfinden mußte. Die schlimmste dieser Buße bestand im Kauen von furchtbar zähen frischen Tarowurzeln — wie bei den Römern das Joch ein entehrendes Zeichen der Unterwerfung bezw. Knechtschaft. Nachkommen jener samoanischen Geschichtsperioden fremder Einflüsse sind auch jetzt noch an Gesichtsform und Ausdruck in manchen Orten zu erkennen.

Mit dieser kriegerischen Epoche scheinen äußere Feindseligkeit und Berührungen mit anderen Stämmen ihr Ende erreicht zu haben. Um so üppiger entfalteten sich politische Streitigkeiten unter den Samoanern selbst.

Die sozialen Institutionen und das leicht erregbare Temperament der an sich harmlosen und fröhlichen Menschenkinder bedingten im kleinen, wie im großen immer neue Kollisionen und Streitfragen. Das tritt schon in der gelegentlich der Schöpfungsgeschichte angedeuteten, gesellschaftlichen Unterscheidung von Vornehmen und Gemeinen überzeugend zu Tage. Kriegerische Wirkungen dieser beiden Gegensätze sind interessanterweise nicht vorgekommen; das Volk hat dem Adel nie den Vorrang und die Vorrechte streitig

maßgebend blieb stets der Einfluß der Person auf der Basis guter Vertrautheit mit Sprache, Sitten, Empfinden und Traditionen der Eingeborenen. Diesen kann man es jedenfalls nicht verdenken, daß sie bis heute noch, trotzdem sie lange, zum Teil doppelt und dreifach in den Missionslisten als Anhänger und Christen geführt werden, an unchristlichen, oder doch von den Missionaren verbannten Bräuchen und Anschauungen festhalten. Der deutlichste Protest gegen die Lehren der englischen Missionare ist, wie wir später noch sehen werden, die Tätowierung, Beschneidung, Feier der Geschlechtsreife ꝛc. ꝛc.; Taufe und Kirchenbesuch in vorgeschriebenem Festkleid und stimmungsvolle Abendandachten können diese vorchristlichen Gewohnheiten nicht verwischen.

Wenn man ferner berücksichtigt, daß auch Mormonen, Irvingianer und Vertreter der fanatischen Sekte „seventh day adventists" an der Bekehrung dieser kaum 36000 Seelen mitgearbeitet haben, daß Chinesen und unbekehrte Heiden als Pflanzungsarbeiter dem Gesamtbilde beigemischt sind, so müßte man sich wohl am ehesten darüber wundern, daß die Samoaner nicht schon mehr verdorben sind.

Außer der ehrlichen Überzeugungstreue einiger Missionare verdienen die sichtbaren Gesamtleistungen und die Organisation der Londoner Mission Bewunderung in materieller Beziehung. Es ist ihr nicht nur gelungen, Samoa zu einer Zentrale für die Südsee zu machen, ihre vorbildliche Preßtätigkeit in der großen Missionsstation zu Malua in bedeutendem Umfange zu entfalten, Tausende von Druckbogen, Übersetzungen und Büchern dort zu schaffen, sondern auch zum allgemeinen Besten der Gesellschaft den Samoanern erstaunliche Summen zu entlocken durch geschickte Veranstaltungen, Steuersysteme und Appell an den Ehrgeiz der stolzen, eitlen Naturkinder. Mit diesen Einnahmen sind nicht nur stattliche Kirchen in Apia, hübsche, massive Wohnhäuser für die Missionare und für 85000 Mark eine imposante Festhalle zu Malua errichtet, der große Missionsdampfer der Gesellschaft bezahlt, die Missionare gut besoldet und alle sonstigen Ausgaben auf Samoa bestritten, sondern alljährlich noch hübsche Überschüsse an die Zentrale abgeführt worden. Gar mancher Schilling und Dollar mag auch zur Unterstützung der politischen Agitation beigetragen haben. Nach den letzten Missionsberichten für 1899 zählte die London Missionary Society auf Deutsch-Samoa 7 Stationen mit einem oder mehreren Reverends, 150 ordinierten, 190 nicht ordinierten Gehilfen (teachers), 6187 Schüler in 163 Dorfschulen, 6 Stationsschulen und 3 Seminaren und 163 sogenannte Kirchen für 22987 getaufte Anhänger. Die Wesleyaner haben 2 Stationen (Lufilufi und Satupaitea) mit 46 sogenannten Kirchen und 19 als Kirchen benützten Samoahäusern, 62 Schulen, 106 Gehilfen (teachers) für 1482 Schüler und 6307 getaufte Anhänger. Die Maristen haben auf Samoa 1 Bischof, 22 Patres, 2 eingeborene Priester, 8 Brüder, 93 Katecheten, 12 europäische, 19 einheimische Schwestern, 91 Kirchen, 93 Schulen, 3 höhere Schulen und 6582 getaufte Anhänger. Die Mormonen endlich rühmen sich, seit 1888 14 Stationen mit 240 Schülern und 1017 Anhängern erlangt zu haben. Zusammen werden von diesen Gesellschaften somit 36888 Anhänger gezählt; also, da nur die Angaben der Maristen für den amerikanischen Anteil maßgelten, wo diese höchstens 500 Anhänger haben dürften, 3—4000 mehr als Samoaner überhaupt zur Verfügung stehen, somit sind auch 1899 einige tausend doppelt und dreifach bekehrt gewesen!

Digitized by Google

In früheren Jahrhunderten hatte die Kriegsluſt und Freude an großen Reiſen, die in kleinen und größeren Einbaumkanus mit Auslegern oder ſtattlichen Doppelkanus zu Flotten vereint unternommen wurden, die Samoaner mehrfach in Berührung mit anderen Inſelgruppen gebracht. Von erfolgreichen Siegeszügen derſelben iſt der Überlieferung nichts bekannt, wohl aber ſprechen deutliche Beweiſe und auch die Samoaſage dafür, daß Eingeborene der Viti- und Tongainſeln dem Samoaarchipel Beſuche abgeſtattet und ſich auf ihm zeitweiſe feſtgeſetzt haben. Von den Invaſionen der Vitiinſulaner fehlen nähere Angaben. Dagegen ſteht die Samoaüberlieferung ziemlich ſtark unter dem Einfluß der Tonganer. Dieſe haben, vor Jahrhunderten, die ſtammverwandten Samoaner mit kriegsmächtigen Flotten aufgeſucht und beſiegt, ſo daß der Tongakönig Talaaiſeu anſcheinend längere Zeit über Upolu und Savaii geherrſcht hat und die Samoaner ihm Dienſte leiſten mußten. Davon ſprechen noch deutlich gewaltige wallartige Steinhaufen und lange Steinwege, Tonganerwälle und Tonganerwege genannt, welche die Beſiegten als Zeichen der Fremdherrſchaft errichten und anlegen mußten. Schließlich aber rafften ſich die Samoaner

Hauptſtraße von Apia.

doch unter der Führung zweier wackerer Jünglinge auf; und ſie trieben nach blutigen Kämpfen die Tonganer teils auf das Meer zur Flucht nach ihrer Heimat, teils in die Berge Oſtlavaiis, wo der Reſt ſich aus Mangel an Waſſer und Nahrung ſchließlich ergab und zu ſchweren Demütigungen bereitfinden mußte. Die ſchlimmſte dieſer Buße beſtand im Kauen von furchtbar ſcharfen friſchen Tarowurzeln — wie bei den Römern das Joch ein entehrendes Zeichen der Unterwerfung bezw. Knechtſchaft. Nachkommen jener ſamoaniſchen Geſchichtsperioden fremder Einflüſſe ſind auch jetzt noch an Geſichtsform und Ausdruck in manchen Orten zu erkennen.

Mit dieſer kriegeriſchen Epoche ſcheinen äußere Feindſeligkeit und Berührungen mit anderen Stämmen ihr Ende erreicht zu haben. Um ſo üppiger entfalteten ſich politiſche Streitigkeiten unter den Samoanern ſelbſt.

Die ſozialen Inſtitutionen und das leicht erregbare Temperament der an ſich harmloſen und fröhlichen Menſchenkinder bedingten im kleinen, wie im großen immer neue Kolliſionen und Streitfragen. Das tritt ſchon in der gelegentlich der Schöpfungsgeſchichte angedeuteten, geſellſchaftlichen Unterſcheidung von Vornehmen und Gemeinen überzeugend zu Tage. Kriegeriſche Wirkungen dieſer beiden Gegenſätze ſind intereſſanterweiſe nicht vorgekommen; das Volk hat dem Adel nie den Vorrang und die Vorrechte ſtreitig

gemacht, sondern diese als eine natürliche Notwendigkeit anerkannt; aber unter den oberen 10000 (so groß wird vielleicht die Zahl der Aristokraten tatsächlich etwa sein), wo Stellung, Würden und Ehren eine große Rolle spielten, da herrschten auch Neid, Ehrsucht mit Streben nach Rechten und Titeln, wie im schönsten Kulturstaat und in der kleinsten Kommune.

Am meisten begehrt war dementsprechend natürlich die höchste Würde des Herrschers oder tupus über alle Samoaner. Sie ganz zu erringen war nur wenigen Glücklichen beschieden. Die Samoageschichte kennt außer dem gefürchteten Tamasainga nur zwei. Dem, der es hätte werden können, Mataafa, der jetzige „alii sili" Deutsch-Samoas, blieb dieser Ruhm versagt.

Bei allen inneren Intrigen, Unruhen und Kämpfen spielten drei politische Körperschaften — tumua (taimua), puletua, fairule — und die von ihnen verliehenen Titel die Hauptrolle. In früheren Zeiten scheint die östliche Insel Tau, in Bezug auf die politische Zugehörigkeit von Ofu und Olosinga zusammen Manua genannt, der Sitz der höchsten Rechte und Häuptlinge gewesen zu sein. Später trat Upolu mit der „Königsinsel" Manono in den Vordergrund. Alle sozialen Streitfragen drehten sich um die Vorherrschaft mehrerer Sippen oder Adelsgeschlechter, die sich auf ihren Stammbaum, die Abstammung ihrer Urahnen und verwandtschaftliche Werte stützten; mehrere Sippen leiteten ihren Stamm direkt von Tangaloa oder anderen göttlichen Wesen ab. Die ersten Geschlechter verteilten sich auf mehrere Bezirke, deren auf Upolu und Savaii zehn bestanden und noch bestehen. Für die Geschichte waren die Bezirke auf Upolu mit Manono im verflossenen Jahrhundert maßgebend; denn während Manua sich immer mehr isolierte und Tutuila ebenfalls in den Streitfragen zurücktrat oder doch wenigstens keine geschlossene Stellung einnahm, traten die Savaiisippen in eine gewisse Abhängigkeit von den Upolubezirken. Auch innerhalb deren politischen Grenzen war keineswegs jemals volle Harmonie; auch sie griffen durch verwandtschaftliche Fäden ineinander über. Am meisten einheitlich organisiert waren der Ostbezirk Atua und das westliche Drittel Aana, deren höchste Repräsentanten Tuiatua bezw. Tuiaana auch den festesten Anhang und als Oberherrscher oder Tupu die meisten Chancen hatten, da in ihrem Einflußbereich die bedeutsamsten Titel und Würden ruhten, welche von den höchsten Körperschaften der Tumua mit dem Sitz in Lufilufi (Atua) und Leulumoenga (Aana) und bedingungsweise Afenga (Tuamasanga = Mittelupolu) für Upolu, Manono und einen Teil Savaiis verliehen wurden. Ein Häuptling, der ganz über Upolu, Manono und Savaii anerkannt sein wollte, mußte fünf Würden und Namen haben. Vorbedingung waren die Titel Tuiaana und Tuiatua, dann folgte Tuisamau (Afenga und Tuamasanga) mit dem Malietoatitel, und schließlich verlieh Manono mit Savaii die Würden Gatoaitele und Tamasoali'i. Eine solche Einigkeit des ganzen Gebietes hat in den letzten hundert Jahren durch freiwillige Konzession nur Mataafa Ende 1898 erzielt. Der eigentlich von Tuamasanga ausgehende Malietoatitel wurde später mit der Tupuwürde identifiziert; und die neuere Samoageschichte hat allmählich den Begriff König samoanisch in Malietoa übersetzt, das ist nicht richtig und widerspricht vor allem den Prärogativen von Atua und Aana (Manono und Savaii lehnten sich überwiegend, allerdings auch nicht immer, an Malietoa an, d. h. sie standen den Tuamasangasippen am nächsten).

Durch Verschwägerung und Adoption traten unter den politischen Beziehungen und Familiengruppierungen vielfach Verschiebungen und Komplikationen ein, die selbst den eingefleischten Kennern der genealogischen Potenzen nicht immer ganz klar waren, von Fremden überhaupt kaum verstanden werden können, da es in allen Fällen eine derartige Menge von Variationen und Kombinationen gibt, daß die Resultate derselben nur noch gewissermaßen mikroskopisch durch instinktives Empfinden wahrzunehmen und zu unterscheiden sind. Es war deshalb soziologisch ein Unding, wenn Fremde sich an der Lösung der Königsfrage beteiligen wollten; zur allgemeinen Zufriedenheit konnten sie sie nie lösen; ebensowenig, wie zum Beispiel in den offiziellen Berichten die maßgebenden Körperschaften: Tupua, Puletua, Tumua, Taimua, Faipule ꝛc. von den Vertretern der Mächte während der samoanischen „Vertragszeit" richtig gewürdigt oder überhaupt als berechtigte Vertreter ganz Samoas und seiner autonomen Bedeutung benutzt werden konnten. Doch das sind natürlich Fragen, auf welche die Diplomatie in solchen komplizierten Fällen nicht immer Rücksicht nehmen kann, wenn schon auch, wie das von deutscher Seite

Digitized by Google

auf Samoa in anerkennenswertestem Maße geschehen ist, möglichst gerecht damit gerechnet werden soll.

Die moderne Samoageschichte, d. h. der Einfluß fremder Politik, bildete sich aus oder mit den internen Verhältnissen zu dem wunderlichen, verhängnisvollen Chaos heraus, unter dem die herrlichen Inseln und die deutschen Interessen jahrzehntelang so schwer zu leiden hatten, das aber auch in der Kulturgeschichte durch die Bedeutung, welche das kleine, fernste Inselgebiet in den Beziehungen dreier Großmächte und im öffentlichen Interesse errang, einzig dasteht.

Es würde zu weit führen, die interessanten und lehrreichen Einzelheiten dieser Sturm- und Drangperiode ausführlich zu schildern*); wir können uns hier mit einem kurzen Rückblick begnügen:

1857 entsandte das schon anfangs erwähnte renommierte Hamburger Handelshaus „J. C. Godeffroy & Sohn" von Valparaiso aus das erste Handelsschiff nach den noch unerschlossenen Gestaden der Südsee, und bald begann von Samoa aus, dessen zentrale Lage und freundliche Bewohner die Firma veranlaßten, Apia zum Stützpunkt weiterer Unternehmungen zu machen, sich ein weites stets wachsendes Netz von Stationen über den Großen Ozean zu breiten. In friedlichem Austausch und zielbewußter Kolonisationsarbeit führten die Kapitäne des auch um die wissenschaftliche Erforschung der Südsee hochverdienten Handelshauses auf zahlreichen Schiffen die noch weltberühmte Handelsflagge von Insel zu Insel, an Gestaden landend, wo noch kein Europäer weilte gefaßt hatte. Seine wissenschaftlichen Pioniere, Forscher und Sammler trugen wertvolle Schätze zusammen, die im Museum Godeffroy zu Hamburg aufgespeichert wurden und der geognostischen, ethnologischen, anthropologischen und naturwissenschaftlichen Forschung eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Ziele eröffneten. Der Ruhm und die Weltherrschaft eines deutschen Handelshauses, dessen Initialen J.C.G.S. von den Schiffern mnemotechnisch als „Jesus Christus Gottes Sohn" paraphrasiert wurden, lockten bald auch andere Händler besonders aus den englischen Kolonien nach jenen so ersprießlichen Gebieten, und bald beeinträchtigten neidische Widersacher und Konkurrenten die friedliche Kolonisationsarbeit der Deutschen.

Da erfahrungsgemäß jeder Engländer im Auslande des Schutzes seiner Regierung in allen nationalen oder kolonisatorischen Fragen sicher ist, begannen auch auf Samoa bald politische Motive in den Vordergrund zu treten und Reibereien mit den Deutschen zu zeitigen. Die englischen Handler und Spekulanten, deren Qualität wir bereits kennen gelernt haben, konnten außerdem ungeachtet ihrer sittlich-religiösen Qualität und Absichten mit der Sympathie der einflußreichen englischen Mission rechnen und somit auch politisch bei den Samoanern auf Einfluß zählen. Anderseits standen die Samoaner stets und trotz aller schlimmen Erfahrungen in schweren Zeiten mit ihrer Sympathie auf seiten der Deutschen, deren ernste Kolonisationsarbeit ihnen im Vergleich mit den englisch redenden zweifelhaften Repräsentanten und politischen Agitatoren entschieden imponierte, zum Teil sogar mehr als die Mission selbst.

Zunächst begannen die Gegner der Deutschen, angespornt durch Expansionsgelüste Englands und speziell seiner australisch-neuseeländischen Kolonien, die Parteigegensätze unter den Eingeborenen zu schüren und auszunutzen. Kriegsschiffe erschienen, um Verträge mit dem damaligen König Malietoa Talavou oder seinen Gegnern abzuschließen; dazwischen kamen Kämpfe und Verschiebungen des Übergewichts der Parteien, Proteste und Beschwerden der Konsuln und Kommandanten gegeneinander. Auch Amerika nahm „ruhmlichen" Anteil an den Machinationen und stellte sogar die schlimmsten Agitatoren, deren allerschlimmster ein „Oberst" Steinberger 1872 sich sogar zum „Premierminister" Malietoas aufschwang und als dieser auf drohendes Verlangen der Engländer seinen Schützling desavouierte, den großen Einfluß, den er auf die Samoaner erlangt hatte, dazu benutzte, um den König zu stürzen und sogar gegen ein englisches Kriegsschiff Front zu machen, dessen Landungskorps am 13. Februar 1876 in einem Gefechte mehrere Mann verlor. Der deutsche Konsul Weller, Direktor Godeffroys, und die deutschen Kommandanten befanden sich all diesen Hetzereien und Annexionsbestrebungen gegenüber in einer beklagenswerten Lage; denn hinter ihnen stand keine kolonialfreundliche Regie-

*) Dargestellt vom Verf. in „Samoa", Verlag von Wilh. Süsserott, Berlin 1902.

rung, oder richtiger: daheim fehlten Interesse und Verständnis für nationale Fragen und Aufgaben jenseits der Reichsgrenzen; jene konnten somit nur nach Kräften die Pläne ihrer Gegner zu vereiteln suchen und zu diesem Zweck ebenfalls Verträge abschließen, die sich im allgemeinen auch bewährt haben, während alle anglo-amerikanischen geheimen Freundschaftspakte immer bald wieder durch neue ersetzt wurden, von denen einer immer fauler war als der andere, weil sie bald mit dieser, bald mit jener Körperschaft oder jeweilig einflußreichen Person abgeschlossen wurden. Jede Gelegenheit wurde zu einem Verträgchen benutzt; denn die Tumuas oder Faipules, Malietoa oder Mamea unterschrieben, respektive unterkreuzelten willig alles, was ihnen vorgelesen wurde, entweder in der Voraussetzung, ihr eigenes Ansehen dadurch zu festigen, d. h. Bundesgenossen gegen ihre Gegner zu gewinnen, oder — aus sonstigen Ursachen. Zur Kennzeichnung der einstigen Position und Interessen Deutschlands in der Südsee mögen folgende amtlichen Zahlen dienen.

Von deutschen Handelsstationen (J. C. Godeffroy & Sohn) wurden von den verschiedenen Inselgruppen der Südsee (Tonga-, Samoa-, Viti-, Karolinen-, Gesellschafts- [Tahiti], Marshall-, Ellice-, Gilbertinseln, Neu-Britannien, Duke of York u. s. w.) nach Europa verschifft:

1876 in 23 Schiffen rund 220000 Zentner Produkte im Werte von 5209000 Mark.

1877 in 26 Schiffen rund 275000 Zentner Produkte im Werte von 6103000 Mark.

1878 in 29 Schiffen rund 330000 Zentner Produkte im Werte von 7021000 Mark.

Hierbei kommen nur in Betracht Kopra (im Werte von 4,7 Millionen), Baumwolle, Kokosgarn, Perlschalen und Schildpatt.

Für Samoa und Tonga, die damals als gemeinsames Interessengebiet galten, seien folgende Zahlen angeführt, (für 1871 und 1872 fehlen zuverlässige Zahlen) die das deutsche Übergewicht seiner Zeit deutlich erkennen lassen:

**Samoa und Tonga einschließlich der über Samoa verfrachteten Ausfuhr benachbarter Inseln**

| Jahr | Einfuhr | | Ausfuhr | |
|---|---|---|---|---|
| | Gesamtwert Mk. | deutsch Mk. | Gesamtwert Mk. | deutsch Mk. |
| 1868 | 744000 | 740000 | 760000 | 760000 |
| 1869 | 719840 | 716000 | 648000 | 627500 |
| 1870 | 856000 | 851200 | 512000 | 504000 |
| 1873 | 1286000 | 1211800 | 1152000 | 1110000 |
| 1874 | 1086000 | 946000 | 1760000 | 1660000 |
| 1875 | 1620800 | 1380000 | 2005000 | 1753000 |
| 1876 | 1606000 | 1290000 | 2566000 | 2386000 |
| 1877 | 1587000 | 1247000 | 2503000 | 2216000 |
| Sa. | 9505640 + 1106640 | 8382000 | 11906000 + 889500 | 11016500 |

**Auf Samoa und Tonga verteilte sich der Ausfuhrwert**

| | 1876 Mk. | 1877 Mk. |
|---|---|---|
| Samoa deutsch . . . | 680000 | 733600 |
| „ nichtdeutsch . | 60000 | 118400 |
| Tonga deutsch . . . | 800000 | 831200 |
| „ nichtdeutsch . . | 120000 | 130000 |
| Durchfuhr deutsch . . | 906000 | 952000 |
| „ nichtdeutsch | — | 38200 |

Digitized by Google

Als eine einwandfreie Bestätigung dieser Zahlen sei schließlich auch noch gegenüber späteren gegenteiligen Behauptungen und Berechnungen von englischer Seite erwähnt, daß der zur Berichterstattung über Samoa, beziehungsweise die Aussichten für eine Annexion der Gruppe durch England von Neu-Seeland entsandte englische Kommissar Mr. William Seed in seinem Bericht vom 13. Februar 1872 erklärte: „Die große Handelsfirma Godeffroy & Sohn hatte seit vielen Jahren fast den ganzen Handel der Gruppe in ihren Händen" („had in their hands almost the whole trade of the group").

Endlich sei noch aus jener Zeit erwähnt, daß nach dem Bericht des verdienstvollen Kommandanten der berühmten „Gazelle"-Expedition, Freiherrn v. Schleinitz (jetzt Vizeadmiral a. D.), nach 1876 auch auf den Vitiinseln, also nach der Besitzergreifung durch England, die Deutschen dort mit mehr Kapital und Geschäftsumfang als die Engländer am Handel beteiligt waren und auch bei den Eingeborenen und dem damaligen König Thakombau großes Ansehen genossen.

Zur weiteren Charakterisierung der späteren Wirren und politischen Prätentionen seitens Englands und Amerikas sei hier noch einer aus jener Zeit datierenden Erscheinung gedacht: des Landerwerbs und der damit verbundenen Besitzansprüche. Als nämlich 1875 in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Sympathie für Samoa durch Steinbergers Berichte besonders geschwellt und ein schöner Protektoratsvertrag mit Samoa geschlossen war, bildete sich dort ein Konsortium, das unter der Firma „Central Polynesian Land and Commercial Company" der Union behilflich sein wollte und schleunigst große Ländereien auf Samoa ankaufte, nämlich angeblich 414 englische Quadratmeilen — mehr als die Inseln zusammen überhaupt kultivierbares Land haben. Der Agent hatte sich die Sache bequem gemacht und sich von der einen kriegführenden Partei das Land der Gegner verschreiben oder irgend einen Häuptling den Kaufbrief unterschreiben lassen. Ähnlich trieben es Engländer und andere Amerikaner. Der Erfolg zeigte sich eklatant und in verblüffender Komik, als die von den drei Mächten 1892 durch den „Berliner Vertrag" eingesetzte Landkommission — das einzige Gute der Berliner Konferenz — 1895 mit der Prüfung aller Besitzansprüche vor die Kritik der Öffentlichkeit trat. Von den geforderten Ländereien wurden den Engländern 6 %, und den Amerikanern 4 % zuerkannt; der Rest entsprach den eben geschilderten Erwerbsmethoden; die englischen Forderungen übertrafen den Flächeninhalt Samoas erheblich. So waren die Ansprüche Englands und Amerikas auf Samoa.

Wie die vorstehenden Tabellen erkennen lassen, trat mit 1876 eine Stockung in der Entwicklung des deutschen Handels auf Samoa ein. Das war einmal in relativer Bedeutung eine Folge der dort entfalteten anglo-amerikanischen Agitation und Spekulation, dann aber auch eine Wirkung der großen Krisis, welche zur Auflösung des Handelshauses Godeffroy führte, nachdem die hervorragenden Erfolge der Südseeunternehmungen die schon seit 1873 schwer erschütterte Firma vor einem Zusammenbruch bewahrt hatten. Das in jeder Beziehung beklagenswerte Ereignis ließ sich aber leider nicht mehr aufhalten oder richtiger: wurde — nicht zum Segen der deutschen Interessenten — nicht abgewendet. Die damalige deutsche Volksvertretung erwies sich noch nicht reif für das Verständnis größerer Zwecke und für die weitschauende Weltpolitik Bismarcks. Der große Kanzler hatte selbst versucht, das drohende Verhängnis für

unsere einst so gewaltigen nationalen Vorrechte und Interessen in der Südsee, den Verkauf aller Besitzrechte Godeffroys an England, aufzuhalten und Ende 1879 die Gründung einer „Deutschen Seehandelsgesellschaft" für Samoa angeregt und unterstützt, für deren nationale Zwecke er die Zustimmung des Bundesrates und Reichstages voraussetzen zu können glaubte. Aber wie hatte er sich getäuscht! Der Bundesrat erklärte sich zwar am 14. April 1880 mit der Vorlage, welche lediglich eine in der Tat belanglose 3%ige Reichsgarantie für ein Kapital von 10 Millionen Mark forderte gegen die Vertreter Hamburgs und Bremens einverstanden, aber der Deutsche Reichstag lehnte am 27. April in zweiter Lesung auf Hintertreiben des Abgeordneten Bamberger mit 128 gegen 112 Stimmen die Beteiligung des Reiches ab. Fürst Bismarck war leider durch Krankheit verhindert, persönlich auf die von kurzsichtiger Parteipolitik befangenen, willenlos dem redegewandten Führer folgenden Vertreter der Volks- und Reichsinteressen einzuwirken und schweres Unheil vom Reiche abzuwenden, das als notwendige Folge dieser ebensowenig „freisinnigen" wie „freihändlerischen" Oppositionsprinzipien über das Reich hereinbrach. Es sollte sich nur zu bald und zu wahr erweisen, „daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoainseln", so hieß es in der Motivierung der Vorlage, „in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben werde". — Schlimmer hat sich wohl selten ein nationales Vergehen am eigenen Fleisch und Blut gerächt als jenes, über dessen widersinnige Entstehung sich heut selbst die einstigen und späteren Anhänger Bambergers wundern müssen, wenn sie die stenographischen Berichte der Reichstagsverhandlungen über Samoa vom 13. Juni 1879 und dann die jenen zum Teil widersprechenden Reden Bambergers vom 22. und 27. April 1880 lesen, sowie der Millionen gedenken, die abgesehen von den Opfern an Gut und Blut und den weiteren Konsequenzen jene 128 Männer verschuldet haben; als mildernder Umstand für ihre Kurzsichtigkeit könnte allerdings das Beispiel der Vertreter Hamburgs und Bremens im Bundesrat erscheinen. Wenn man bedenkt, daß bereits von 1877—1880 das Marinekonto durch Samoa mit jährlich rund 700 000 Mark im Durchschnitt belastet war, daß, wie jetzt unter weit ungünstigeren Verhältnissen endlich erkannt ist, Samoa am besten ohne Kanonen und Kriegsschiffe in Ordnung zu halten ist, daß aber nach der ablehnenden Haltung der Samoavorlage ein weit größeres Aufgebot an Schiffen für die Wahrung unseres Ansehens dort notwendig war, daß wir zwei Kriegsschiffe vor Samoa ganz und über 100 wackere Seeleute für das verloren haben, was wir nach 20 Jahren aus dem herrlichen Interessengebiet noch — mit Zustimmung aller Volksvertreter — retten konnten, dann wird selbst der begeistertste Verehrer jener maßgebenden Parteiredner nicht leugnen können, daß blinde Opposition mindestens bedenklich und gefährlich ist, oder daß Bismarck von Politik und dem, was dem Reiche und Volke nützlich ist, mehr verstand als Bamberger!

Jene erste „Kolonialkrisis" im Deutschen Reichstage ist, wie gesagt, so lehrreich und interessant, daß sie auch hier noch einige weitere Erwähnung im Interesse unserer Kolonialgeschichte fordern könnte, wenn nicht begründete Rücksicht auf den Raum und die anderen Kolonien zur Beschränkung mahnte. Allen wahren Freunden kolonialer Aufgaben sei das Studium jener Reichstagsverhandlungen vom 13. Juni 1879, 12. Februar beziehungsweise 22. und

Digitized by Google

23. April 1880 dringend empfohlen. Manche jener Vertreter der Interessen des deutschen Volkes und der nationalen Güter mögen später bittere Reue und Enttäuschung empfunden haben, als die ungeahnten Folgen ihrer damaligen ablehnenden Haltung in den verhängnisvollen Wirren und schweren Opfern an nationalem Gut und Blut zu Tage traten und die Heiterkeitserfolge im Reichstage am 23. April 1890 in Tränen verwandelt wurden.

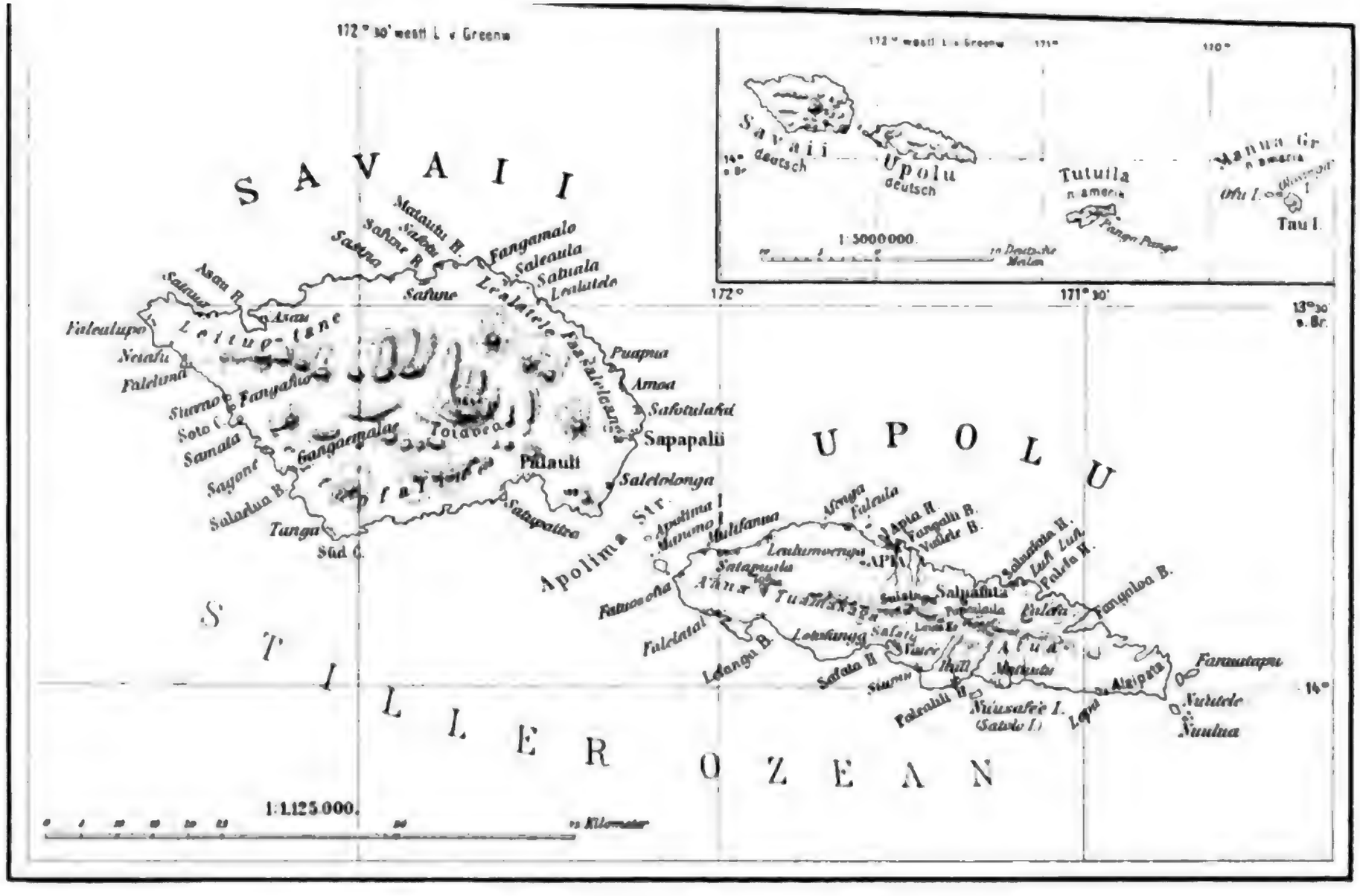
Naturgemäß rief die ablehnende Haltung des Deutschen Reichstages trotz der Versicherung Bambergers in seiner Schlußrede, daß das Ausland zu dem Votum des Reichstages gar nichts sagen werde, in England und Amerika, besonders in Australien und Neu-Seeland einen großen Triumph und frohe Hoffnungen auf die Zukunft wach. Neu-Seeland begann sofort eine zielbewußte Agitation und kabelte bei jeder Aussicht, die ihm günstig schien, um Annexionsorder nach London. Auch die amerikanischen Vertreter machten mehrfach Anstalt, den von Deutschland verschmähten guten Bissen zu schlucken. Unsere Konsuln und Kommandanten, sowie die in ihrem Nationalstolz und Vertrauen auf eine bessere Zukunft schwer erschütterten deutschen Ansiedler sahen mit banger Sorge in die Zukunft; denn die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu und mit den englischen und amerikanischen Neidern und Wühlern begannen auch deren samoanische Anhänger bald frecher und feindselig gegen die machtlosen Deutschen aufzutreten. Fürst Bismarck gelang es zwar Ende 1884 durch Aufdeckung einer groben Intrige Neu-Seelands den Wünschen der Regierung in London für einige Zeit einen Dämpfer aufzusetzen und eine Ermahnung an Neu-Seeland zu erreichen, die aber dort keinen weiteren Eindruck machte, als den, daß man sich wunderte, daß die Kolonialregierung in London auf einmal so zaghaft geworden schien.

Allmählich begann es in Deutschland nun doch zu tagen; das Wort „Kolonialpolitik" verlor an Schrecken, wenn auch die Widersacher noch zahlreich waren und jede Gelegenheit mit Freuden begrüßten, die ihnen Anlaß zu Opposition und Schmähung der Person oder Sache bot. Immerhin durften auch die Deutschen im Auslande, wenn auch langsam, auf besseres Verständnis hoffen, und auch die Vertreter ihrer Interessen konnten es wagen, von einem eventuellen Eingreifen ihrer Regierung zur Wahrung der deutschen Ehre zu sprechen, ohne auf alle Fälle ausgelacht zu werden. Dazu gaben die Samoaner bald Gelegenheit. Die Parteigegensätze waren dort bereits ganz auf die der Nationalitäten verschoben; Malietoa war der ausgesprochene Bundesgenosse oder richtiger das gehorsame Werkzeug der Engländer geworden und seine Anhänger wurden dermaßen herausfordernd, daß dem Konsul Becker doch die Geduld ausging und vor allem ein Schutz der deutschen Ansiedler geboten erschien, zumal die angefeuerten Malietoaleute sich bereits am Eigentum der Deutschen vergriffen und diese selbst bedroht hatten. Das hatten die Engländer nicht berechnet, noch weniger die Wirkung; denn nachdem auch noch Ausschreitungen gegen deutsche Matrosen vorgekommen waren, ließ der Kommandant des deutschen Geschwaders Malietoa durch ein Landungskorps am 17. Juli 1887 aus den Bergen holen, wohin dieser sich eiligst geflüchtet hatte, als die Sache ernst wurde. Die widerspenstige Majestät wurde zum Nachdenken über die samoanische Königswürde auf dem „Adler" nach Cooktown geschafft, von wo ihn der „Albatros" über Kamerun nach Hamburg brachte. Von dort spedierte man den samoanischen Landesfürsten dann nach Jaluit auf den

Marshallinseln, wo er nach eigener Aussage sehr standesgemäß behandelt worden ist.

An Malietoas Stelle trat der kluge Tuiatua Mataafa, ein Günstling der Amerikaner, gegen die deutschfreundliche Partei unter Tamasese auf, und Tamasese mußte dem schlauen und energischen neuen Gegner bald weichen; er wurde, da die erhoffte Hilfe von deutscher Seite ausblieb, zweimal geschlagen. Mataafa zog als Sieger in Apia ein, wo sich seine siegestrunkenen Krieger wiederum offen feindlich gegen die Deutschen gebärdeten, so daß Konsul Knappe schließlich die Hilfe des deutschen Geschwaderchefs, Korvettenkapitän Fritze, requirierte. Darauf zog sich Mataafa mit seinen Leuten auf ein Bergfort über Luatuanuu, östlich von Apia, zurück. Unter Hinzuziehung der anderen Konsuln wurde beschlossen, ihn dort einzuschließen und zu entwaffnen. Die Engländer und Amerikaner hatten inzwischen eingesehen, daß sie auf diese Weise doch schwerlich zum Ziel kommen würden und stimmten bei; aber ein amerikanischer Agitator, namens Klein, war doch von dem strategischen Vorhaben unterrichtet worden und warnte Mataafa rechtzeitig, als die Landungstruppen, 4 Offiziere und 140 Mann, von dem deutschen Kreuzer „Olga" in der der Beratung folgenden Nacht vom 17./18. Dezember 1888 in zwei Booten und einem Prahm den Hafen von Apia verließen, um noch vor Tagesanbruch bei Vailele an Land zu gehen, Mataafa im Morgengrauen zu überraschen und ihn möglichst ohne Gegenwehr festzunehmen. Ein Signal von Apia aus verständigte die Aufständischen. Alsbald sammelten sich diese unter Kleins Führung, folgten am Lande den Booten und beschossen schließlich, wie ein Teilnehmer später eidlich versicherte, nach wiederholter Aufforderung Kleins, mit der Versicherung, Tamasesekrieger seien in den Fahrzeugen, die Boote. Der mit 90 Mann unter Leutnant Spengler besetzte Prahm landete daher alsbald bei Fangalii, etwa 3 km von Vailele entfernt, wohin die beiden Boote vorausgegangen waren. Die Landung geschah unter dem Feuer der versteckten Samoaner. Im Sturmschritt wurde die Uferhöhe erklommen und mit aufgepflanztem Seitengewehr gegen die mehrfache Übermacht der geschickt Deckung nützenden Angreifer vorgerückt, um Luft zu bekommen und mit dem anderen Landungskorps zusammenzustoßen. Aber auch dieses war bereits von einem Trupp Samoaner engagiert. Auf beiden Seiten entfalteten die Samoaner gegenüber dem todesmutigen Anstürmen der Truppe große Tapferkeit und Ausdauer, leider aber auch eine sonst im Kriege ungewohnte Treffsicherheit. Unter schweren Opfern in heldenhaften Vorstößen ermattend, die Gefallenen möglichst vor dem Köpfmesser der Feinde rettend, arbeitete sich die wackere Schar durch die tiefe Mulde von Fangalii schließlich unter Führung des in großer Not zur Rettung erschienenen deutschen Obermeisters Haidlen nach der Vailelestation durch, nachdem Leutnant Spengler schwer verwundet und 7 Mann gefallen waren; von diesen mußten die fast alle selbst verwundeten Kameraden 4 zurücklassen. Um die Station Vailele herum tobte der Kampf nachher noch 2 Stunden mit großen Verlusten auf beiden Seiten. Endlich um 8 Uhr erlösten die durch das vorzeitige Gewehrfeuer alarmierten Kriegsschiffe die hartbedrängte Heldenschar, als deren Munition auszugehen drohte. Einige Granaten genügten, um die Samoaner zum Rückzug zu veranlassen. Von den Landungstruppen war Leutnant zur See Sieger mit 14 Mann gefallen, Leutnant zur See Spengler erlag seinen schweren Wunden, außerdem waren noch 30 Mann schwer und 9 leicht

Digitized by Google




Digitized by Google

verwundet. Aus der geplanten einfachen Entwaffnung Mataafas war ein blutiger Waffengang auf deutschem Pflanzungsboden, die erste größere Feuertaufe unserer jungen Marine auf fernem Gebiete geworden. Samoa war mit deutschem Heldenblut geweiht.

Die Befürchtung, die Samoaner würden nun weiter herausfordernd auftreten, bestätigte sich nicht. Der deutsche Mut hatte ihnen imponiert, und sie selbst hatten große Verluste erlitten. Dagegen zog ein anderes für unsere Marine verhängnisvolles Unheil heran. Ein furchtbarer Orkan wühlte in den Tagen vom 15.—17. März 1889 den Ozean auf und vernichtete im Hafen von Apia vier stattliche Kriegsschiffe mit 210 Mann. Das deutsche Kanonenboot „Eber" sank mit seinem Kommandanten, Kapitänleutnant Wallis, den Leutnants zur See Eckhardt und v. Ernsthausen, dem Assistenzarzt Dr. Machenhauer und Marineunterzahlmeister Kunze und 68 Mann; der „Adler" wurde von einer See auf das Riff geworfen und verlor 20 Mann. Das inzwischen von Wellen und Regen, mehr aber von Reliquiensammlern skelettierte Eisengerüst liegt heute noch geborsten als Wahrzeichen jener schauerlichen Katastrophe und der Gefahren des Hafens vor dem früheren deutschen Konsulat. Das amerikanische Geschwader verlor seine Schiffe „Trenton" und „Vandalia" mit 117 Mann. Die deutsche Korvette „Olga" wurde durch Auflaufen auf Sandstrand vor gleichem Schicksal gerettet, ebenso das amerikanische Kriegsschiff „Nipsic"; das einzige englische Kriegsschiff „Calliope", das der Hafeneinfahrt am nächsten lag, konnte noch rechtzeitig den schlimmsten Gefahren der Kollision auf die hohe See durch verzweifelte Manöver entgehen*).

Diese Stunden der Not gereichen den Samoanern zu Ehre und Ruhm denn trotz der noch bestehenden Feindseligkeiten, trotz der bösen Erfahrungen, die sie schon der Marine verdankten, haben sie in jenen schweren Stunden der Not nicht nur Mitleid im Unglück gezeigt, sondern todesmutig ihr Leben eingesetzt, wenn und wo es galt und möglich war, einen Matrosen den gierigen Armen des Ozeans zu entreißen.

Diesen schlimmen Zeiten folgte als schlimmer Abschluß und Quelle neuer Sorgen und Wirren der „Berliner Vertrag" vom 19. April 1890, in welchem Deutschland nun förmlich auf alle guten Vorrechte auf Samoa verzichtete und England und Amerika gleiche Rechte zuerkannte. Außerdem wurde Malietoa Vaupepa, der einstige Feind der Deutschen, auch noch als König wieder eingesetzt und in allen Ehren aus seinem Exil von den Marshallinseln nach seinem neugeborenen Königreich zurückgebracht und auf den nicht vorhandenen Thron gesetzt. Die undankbare Aufgabe, die deutschen Interessen mit dem unheilvollen Berliner Vertrage in Einklang zu bringen und sie möglichst zu wahren, fiel zunächst Konsul Biermann zu, der sich in dieser schwierigen Zwickmühle allgemeinste Anerkennung und Dankbarkeit seiner Schutzbefohlenen errang und „trotzdem" auch die Achtung seiner Kollegen wahrte.

Malietoa eignete sich wirklich nicht zum Könige; das sah er selbst ein und er hat es in schweren Stunden bitter empfunden, wenn er drei Konsuln und seinen Landeskindern, von denen immer drei Viertel zur Rebellenpartei standen

*) Eingehende Berichte über die Katastrophe, zusammengestellt von Korvettenkapitän z. D. Tesdorpf, befinden sich in Eisenschmidts Büchersammlung für Armee und Marine I, 5. — Mk. 0,60.

Digitized by Google

gehorsam und gerecht sein und außerdem noch die unfreundschaftlichen Mahnungen der Missionare, sowie Ratschläge seines unerbittlichen Finanzministers und Beraters (Munizipalitätspräsident), im Namen der „unabhängigen" Regierung befolgen sollte! Das würde entschieden auch dem eifrigsten König die Lust am Regieren rauben. Die dreiviertelfach anerkannte samoanische Majestät gab daher nach einigen mißlungenen Versuchen das Herrschen auch auf und verzichtete selbst in ihrer Hofhaltung zu Gunsten der königlichen Gemahlin „Masiosa" auf dieses erhabene Recht. Leider war nur auch das schöne Recht Ihrer Majestät etwas beschränkt. Durch die Munifizenz der „Herren Vertragsmächte" war zwar eine königliche Apanage von 200 Mark pro Monat ausgesetzt, aber der Herr Finanzminister hatte Zeichen von Verschwendungssucht im königlichen Palais — es wurde zu viel Petroleum verbraucht — konstatiert und demgemäß die Finanzverwaltung in die Hand genommen. Auch mit seinen anderen diplomatischen Beratern machte Malietoa böse Erfahrungen. Als er sich einmal durch seinen Hofgeistlichen und fürsorglichen Seelsorger von der englischen Mission — einem „on dit" zufolge — zu einem freundschaftlichen Schreiben an seine englische Kollegin hatte verleiten lassen, wurden ihm von anderer Seite derartige Vermahnungen zu teil, daß sein Thron unter ihm zu versinken drohte. Und nun erst seine Sorgen als Landesvater! „Feinde ringsum" war die Losung und der Wurm, der an seinem guten Samoaherzen nagte.

Gleich nach Malietoas Regierungsantritt umzog sich der Samoahimmel mit düsterem Bürgerkriegsgewölk. Die Samoaner wollten selbst einen Malietoa nicht geschenkt haben; denn nach ihrer Tradition mußte ein König vom Volk und seinen auserwählten Vertretern berufen und anerkannt sein. Laupepa wurde, da das nicht geschehen war, also nicht anerkannt. Diese Stimmung benutzte Mataafa sofort, und mit kampfesfreudigem Gefolge rüstete er zum Kriege zur Absetzung Malietoas. Fast ganz Samoa leistete ihm Heerfolge, und schlimm wäre es um den ersten „richtigen" König Samoas bestellt gewesen, wenn nicht die Vertragsfreundschaft unter den drei Mächten noch so frisch und warm gewesen wäre. Diese lockten Mataafa auf die kleine Insel Manono und nahmen ihn dort nach einem Gefecht gefangen. Als Held ergab sich Mataafa, um sein Land vor den Kanonen der Kriegsschiffe zu bewahren, und zwölf seiner ersten Häuptlinge begleiteten ihn — natürlich auf einem deutschen Kriegsschiff — in die Verbannung nach dem samoanischen Königsasyl Jaluit. Malietoa hatte nun zwar immer noch nicht das rechte Vertrauen zu seiner Würde, aber doch den besten Willen.

Malietoa Laupepa war wirklich „ein guter Kerl" und alle Feindseligkeit war ihm eklig; aber er sollte durchaus auch feindlich sein und seinen Rebellen zeigen, wer Herr war. Zweimal entschloß er sich dazu, als höchster Kriegsherr seine Getreuen gegen Tamasese den Jüngeren und Rebellen zum Siege zu führen; aber beide Male kam es anders. Als er sich gen Osten wandte mit seiner Kriegsflotte, geschleppt von den verbündeten Kriegsschiffen, da hatten ihn seine besten Freunde, die Engländer, mit einer Granate aus Versehen und noch dazu in einer Kirche — beim Angriffe der Rebellen um ein Haar totgeschossen, und als er sich später gen Westen wandte, um die Aufständischen zu schlagen, da waren diese so frech, Nachts und unangemeldet in sein Quartier einzudringen und Patronen zu rauben; denn solche waren ihnen ausgegangen. Da sich aber der König dabei ruhig verhielt, entging er dem Messer der Räuber; aber er beschloß nach solchen Erfahrungen, doch nach Apia zu seinen lieben

Digitized by Google

Freunden und Schutzgenossen ohne weitere Lorbeeren zurückzukehren. Da war ihm doch die Qual der Stiefel beim Besuch eines Kriegsschiffes, wenn 21 Kanonenschüsse seine majestätischen Trommelfelle erschütterten, noch lieber als solch ein „Kriegsglück".

Als der König unerwartet nach kurzem Leiden im August 1898 die samoanische Dornenkrone dem Tode abtreten sollte, da bot ihm sein treuer Seelsorger noch Gelegenheit zu einer „Staatsaktion". Der verbannte Mataafa war nämlich auf wiederholte Bitten der Samoaner und mit Zustimmung Malietoas begnadigt worden und sollte Mitte September wieder auf Samoa eintreffen. Die Vertreter der Mächte hofften durch ihn, der sich in der Deportation tadellos benommen hatte, endlich Ruhe auf Samoa zu schaffen. Mataafa war aber katholisch und deshalb der englischen Mission ein Dorn im Auge, die außerdem wußte, daß ganz Samoa, mit Ausnahme einiger ganz bekehrter und betörter Anhänger der englischen Partei, zu ihm stehen und im Falle Malietoas Absterben ihn wählen würde. Dies galt es, angesichts des bevorstehenden Endes Laupepas, zu verhüten. Daher sollte der König in einem „letzten Willen" einen verwandten Zögling der Londoner Mission den siebzehnjährigen Tanu, als seinen Nachfolger bestimmen. Das gute Samoablut aber widerstand auch in der Todesstunde diesem unsamoanischen Ansinnen, und der erste und letzte von der Zivilisation und seinen Bundesfürsten anerkannte König von Samoa Malietoa Laupepa starb am 22. August 1898 als guter Samoaner.

Für die deutschen Interessen und besonders die deutschen Pflanzungen war die Regierungszeit Malietoas eine harte Probe, um so mehr aber entwickelten sich nach dem ominösen „Berliner Vertrage" die englischen und amerikanischen Handelsbeziehungen. Die deutschen Konsuln Biermann, Schmidt-Vedel und Rose hatten keine leichtere Stellung als ihre Vorgänger Becker, Dr. Stübel und Dr. Knappe; jene durften wenigstens noch mit den alten Vorrechten Deutschlands, mit dem anerkannten Übergewicht der deutschen Forderungen und Besitzrechte rechnen; diese aber waren gelähmt durch die Zugeständnisse Deutschlands und gehalten, gute, friedliche Beziehungen mit den Vertragskonsuln zu wahren. Das war oft schwer und undankbar.

Durch den ominösen „Berliner Vertrag" war bestimmt, daß neben dem König und den drei Konsuln ein Oberrichter über alle Streitigkeiten zwischen den Nationalitäten und in Disziplinarsachen über die Samoaner zu entscheiden habe. Der erste Oberrichter war ein Schwede (Baron Cederkranz); die Nachfolger waren Amerikaner (Ide und Chambers). Außerdem war für den Stadtbezirk Apia ein Präsident (Freiherr Senfft v. Pilsach, Schmidt-Dargitz und Dr. Raffel) vorgesehen, der einerseits gemäß den Funktionen eines Bürgermeisters die Interessen Apias zu vertreten, aber gleichzeitig die Hafenpolizei unter sich hatte und nebenbei als Berater des Königs gegenüber den diplomatischen Vertretern der drei Mächte figurierte. Der Oberrichter hatte auch in der Königsfrage laut Artikel III Abschnitt 6 mitzureden, falls dabei Streitigkeiten entstehen sollten. Dabei sollten jedoch das Gesetz und die Gewohnheiten der Samoaner maßgebend sein und „eine Streitfrage sollte nicht zum Kriege führen!" Sie tat es aber doch! Weil der Oberrichter Chambers auch ohne Malietoas „letzten Willen" zu allgemeiner Überraschung am 31. Dezember 1889, als Mataafa bereits als König erwählt und anerkannt war, Tanu als Thronprätendenten aufstellte und die Wahl Mataafas, „nach Gesetz und Gewohnheiten der Samoaner" ohne fremden Einfluß erfolgt war, ablehnte. Auf diese Weise gab der Oberrichter selbst das Zeichen zum Kriege und zwar in so unzweideutiger Form, daß selbst enragierte Engländer und Amerikaner, sogar der frühere Oberrichter Ide (Amerikaner), später ihr Mißfallen über die Folgen dieses schier unglaublichen Vorgehens, das man nur als ein Votum der englischen Mission verstehen kann, unverhohlen öffentlich aussprachen. Generalkonsul Rose protestierte mit vollem Recht gegen dieses widersinnige Urteil und die daraus resultierenden Folgen. Umsonst. Die Folgen blieben nicht aus. Am Neujahrstage 1899 begann der Kriegstanz. Um Tanus Anhang und Chancen zu verstärken, bat der Oberrichter noch Tamasese, den früheren Rebellenführer, zum „Vizekönig" ernannt; eine Position, die im „Berliner Vertrag" nicht existierte. Der spielte aber gegenüber dem überwältigenden

Digitized by Google

Anhange Mataafas keine Rolle, und ſo wurden auch die „Gewaltkönige“ ſamt ihrem ſchwachen Gefolge nach kurzem Widerſtand umzingelt und in den Hafen von Apia gejagt, wo ſie auf die Kriegsſchiffe flüchteten. Die „Königspartei“ ſuchte natürlich ihre Rettung im engliſchen Miſſionsviertel, deſſen Miſſionsſtation ihnen auch als Zuflucht diente, während eine engliſche Schiffswache die Mataafaleute vor den Bundesgenoſſen zurückhalten ſollte.

Die weitere Entwicklung der Dinge, bei der neben Generalkonſul Roſe der Präſident der Munizipalität Dr. Raffel als eifriger, unerſchrockener Hüter des Rechtes und Wahrer ſeiner ihm anvertrauten neutralen Stellung, den Gegnern allerdings zu deutſch, beſondere Anerkennung verdiente, aber leider nicht fand, ſind ſo vielfach erörtert und geſchildert worden, daß wir auf eine Wiederholung hier verzichten können, nachdem das brutale, allen Grundſätzen

Vom Abſchiedspicknick der Deutſchen für Konſul Biermann (1895).

er Ziviliſation und des Völkerrechts hohnſprechende Verhalten des eng-
iſchen Konſuls Marſe, ſowie der rohen Kommandanten, die völlig unſinnige
eſchießung Apias und der ſamoaniſchen Dörfer von der öffentlichen Kritik
er Welt rückhaltlos verworfen und verurteilt worden iſt. Daß die mehrfachen
ngriffe engliſcher und amerikaniſcher Marinetruppen mit Samoanern, gegen ihre
genen Landsleute bewaffnet, unterſtützt von den Kämpfern für Freiheit, Ehre
nd Völkerrecht, blutig mit Keule und Meſſer abgewieſen wurden, daß die
nhänger Mataafas dabei nicht nur den frevelhaften Eindringlingen ſchwere
erluſte beibrachten, ſondern überlegenen Feinden ſogar Geſchütze ab-
ehmen, ſei als Ruhmestat unſerer neuen Schutzgenoſſen und als gerechte
chmach ihrer Gegner erwähnt. Die Anſtifter und Führer jener anglo-
merikaniſchen Barbareien verdienen den Fluch der Eltern und Angehörigen
r von ihnen zwecklos geopferten Landsleute, der einen ſonderbaren Spiegel
der Anerkennung gefunden hat, die einigen dieſer „Helden“, dem Urteil der
elt zum Trotz, von ihren Regierungen zu teil geworden iſt. Sie haben das
erdienſt um Samoa, wenn auch gegen ihren Willen, durch ihren Fanatismus

die Lösung des gordischen Knotens, der sich um die Inseln gewickelt hatte, herbeigeführt und den beteiligten Mächten die Notwendigkeit eines Abschlusses der verhängnisvollen Mißwirtschaft überzeugend klargemacht zu haben. Diese Schlußszene des vielaktigen Samoadramas war dessen Anfang und Entwicklung würdig. Sie überbot für die Deutschen in und bei Apia alle früheren Anfeindungen und Erniedrigungen, denn die schlimmen Bundesgenossen hatten es nicht nur gewagt, unsere Reichsvertreter mit schlimmster Mißachtung zu behandeln, sondern sogar den Helden von 1889, den braven Kapitän Hufnagel, und den Polizeichef Marquardt zu verhaften, nachdem letzterer durch die Söldner der Verbündeten geplündert und bedroht worden war. Die Untersuchung durch die neutrale Kommission, welche zur Ordnung der Verhältnisse von den drei Vertragsmächten entsandt war, ergab die Haltlosigkeit sämtlicher Verdächtigungen und die der Verhaftung zu Grunde liegende Infamie; beide Herren wurden sofort aus der Haft an Bord des deutschen Kreuzers „Falke" entlassen und rehabilitiert; das war die einzige Genugtuung ihrer moralischen und nationalen Erniedrigung, die psychisch und physisch auf Kapitän Hufnagel derart gewirkt hatte, daß er noch lange darunter zu leiden hatte.

Als nach langen diplomatischen Unterhandlungen und heftigen Erörterungen in der Presse — wobei sich besonders die englischen Stimmen, sogar die „offiziösen", durch unflätige Schimpfereien und ohnmächtiges Wutgeheul gegen Deutschland, sowie die anglo-amerikanischen Zeitungen hervortaten — endlich unter dem gebietenden Verlangen fast aller deutschen Parteien die Einigung der drei Mächte in Gestalt der Teilung Samoas zwischen Deutschland und Amerika erfolgte, nachdem die Deutschen der Union auch dem englischen Geschrei dort drohend Einhalt geboten hatten, erfolgte am 13. Februar 1900 im Deutschen Reichstag ohne Widerspruch und Debatte die Annahme des Vertrages! Die Geschichte Samoas, die Erinnerung an die Reichstagsverhandlungen von 1880 hatte selbst die schlimmsten Kolonialgegner entwaffnet, die Niederlage der damaligen deutsch-nationalen Anhänger Bismarcks war nach schweren Opfern gesühnt; aber wie und womit? Amerika erhielt zwar nur einen kleinen Teil (Tutuila und die Manuagruppe), aber damit den einzigen Hafen Pangopango. England bekam als „Ersatz für seinen Verzicht" die einst deutschen und auch noch überwiegend deutschen Tongainseln, sowie als Zugabe noch zwei große Inseln des Salomoarchipels (Choiseul und Buka), die bereits zum deutschen Schutzgebiet gehörten; und außerdem fanden die an anderer Stelle erwähnten, sehr verschieden beurteilten Kompensationen im gemeinsamen afrikanischen Interessengebiet statt. Die Vertragsmächte waren jedenfalls zufrieden; und auch die deutsche Kolonialverwaltung, obgleich eine Teilung des kleinen Samoaarchipels eigentlich eine mißliche Sache ist, jedenfalls nicht ohne politische Bedenken. Hoffen wir, daß das neueste Kolonialabkommen keine weiteren Nachteile für uns zeitigt, und daß die „Perle der Südsee" unter guter Verwaltung bald das wird, was sie seit zwei Jahrzehnten sein könnte, eine Musterkolonie, eine Perle im deutschen Kolonialgebiet! Für die „Fassung" hat das Reich zu sorgen, das sein langjähriges Stiefkind auch im ersten Kolonialetat allerdings mit 50000 Mark ziemlich kümmerlich bedacht hat. Um so ehrenvoller sind die Erfolge der bisherigen Verwaltung, die eine ersprießliche Bewirtschaftung mit eigenen Mitteln aus Steuern ermöglicht hat. Wenn auch dieses System nicht gerade den berechtigten Wünschen und Hoffnungen der lange vernachlässigten Interessenten entspricht, so kann man es

Digitized by Google

mit Rücksicht auf die Zwangslage des Gouverneurs doch nicht tadeln, da dieser eben darauf angewiesen ist. Die kampfesmüden Samoaner selbst haben, nachdem ihre lange mit allen möglichen Machtmitteln vergeblich versuchte Entwaffnung (wie zu erwarten war) ohne Schwierigkeiten erfolgt ist, nicht nur die Kopfsteuer von je 4 Mark anstandslos bezahlt, sondern auch freudig an dem neuen Friedenswerk, an Wegebauten u. s. w. mitgewirkt, ja sogar dabei manchem faulen, interesselosen oder sogar widerstrebenden Ansiedler ein schönes Beispiel gegeben.

Gouverneur Dr. Solf hat mit richtigem Blick die Verwaltung organisiert, mit Hilfe zweier beratender Körperschaften von je sieben Mitgliedern gesucht, den Wünschen der Ansiedler möglichst gerecht zu werden und auch die Samoaner durch eine Art Selbstverwaltung unter persönlichem Einfluß und gestützt durch einen Eingeborenenrat (Faipule) unter Mataafas gewichtigem Einfluß als „Alii sili", d. h. hoher Häuptling, mit dem ihm vom Kaiser verliehenen Fliegenwedel als Abzeichen seiner Lebenswürde, oganisiert. Diese Organisation ist in richtiger Würdigung der politischen Sippenverhältnisse den früheren traditionellen Grenzen möglichst angepaßt. Sie umfaßt demgemäß 2 Bezirke, 4 auf Upolu: Atua (14 Dörfer), Vaaofonoti (6), Tuamasanga (20) und Aana (13), Manono und Apolima (66) und 6 auf Savaii: Faasaleleanga (7), Saleaula (8), Safotu (5), Vaisingano (4), Palauli (8) und Satupaitea (10). Jedem Bezirk steht ein „Taitai itu" vor; ihm unterstehen mehrere „Faamasino" (Konsul). An der Spitze jedes Dorfes steht ein „Pule nuu" (Dorfschulze), dem als Polizeiorgane „Leoleos" beigegeben sind. Diese Organisation hat sich bisher bewährt. Sie entspricht zwar scheinbar und, wie gesagt möglichst, den Gewohnheiten der Samoaner, aber sie bedeutet in ihrer Durchführung und Praxis einen vernichtenden Eingriff in die Traditionen und sozialen Institutionen derselben, so daß dadurch notwendig die besonders von den englischen Missionaren mit allen Mitteln seit sieben Jahrzehnten ziemlich erfolglos erstrebte Umwälzung der alten Gewohnheiten und heiligen Überlieferungen wahrscheinlich binnen wenigen Jahren erreicht ist, dermaßen, daß auf Deutsch-Samoa nach wenigen Jahren kaum noch echte Samoaner im Sinne der festgewurzelten Tradition zu finden sind. Das ist in ethnographisch-anthropologischem Interesse sehr zu bedauern, denn die Samoaner sind mit ihren so lange siegreich verteidigten Eigentümlichkeiten ein hochinteressanter Volksstamm, wie aus den folgenden Betrachtungen zu ersehen ist.

## II. Die Samoaner

„Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust und lauter Lieder Klang; ein frohes Lied aus heitrer Brust macht froh den Lebensgang. Man geht bergaus, man geht bergein, heut grad und morgen krumm; durch Sorgen wird's nicht anders sein; was kümmr' ich mich darum." — So singt der feuchtfröhliche deutsche Student — so lebt der Samoaner. Ohne daß, wie es in dem schönen Studentenliede weiter heißt, Bacchus ihm die Krone trägt oder der Traube Saft ihm heiße Glut kühlt, braust er auf in Lieb' und Lust und würzt die Freude sein Mahl. Und wie jubelnde, singende, trinkende Studenten lebten die frohlichen Menschenkinder in den Tag hinein, denen, ohne auch daß sie der Welt obliegenten sind, jeder Tag ein Festtag, das Leben eine Kette sorgloser heiteren

Genießens, glanzvoller Glieder war, wie es im Paradiese nicht schöner sein konnte. Auch das Paradies selbst könnte man sich kaum schöner vorstellen. Den beneidenswerten Bewohnern dieses paradiesischen Erdenstückchens fehlte einst nichts — gar nichts. Aus unerschöpflichem Füllhorn spendete ihnen Mutter Natur ohne Gegendienste alles, was zu des Lebens Nahrung und Notdurft, zu Daseinsfreude und Lebensgenuß gehörte, in Fülle.

Sorglos die behaglich ausgeruhten Glieder auf weichem Mattenlager streckend, krabbeln die hellmahagonifarbigen Menschenkinder unter ihrem „Himmelbett" hervor, mit oder ohne Vergnügungsprogramm treten sie, nachdem sie ihr Bett gemacht haben, aus dem kühlenden Schatten ihrer kunstvoll einfachen Hütte heraus, um das Tagwerk mit einem erfrischenden Bade im Fluß- oder Meerwasser oder sonstwie angenehm zu eröffnen.

Die Wohnstätten der Samoaner sind mit wenigen Ausnahmen auf das Küstengebiet beschränkt, die meisten Ortschaften, „nuu", stehen direkt an der Küste auf sandigem oder steinigem Grunde. Sie bestehen aus einer Anzahl einzelner Hütten „fale", die sich entweder um ein großes Gemeinde- oder Häuptlingshaus, „fale tele", mit einem freien Vorplatz, „malae", auch um mehrere solche gruppieren oder häufiger am Strande entlang einer- oder beiderseits längs eines Pfades aufgestellt sind. Die Häuser entsprechen etwa einem Zelt mit Seitenwänden, letztere werden durch Pfosten von 1½—2 m Höhe markiert, die „Türen" sowie die „Fenster" dazwischen können durch äußerst praktische luftige und doch wetterfeste Jalousien aus verflochtenen Kokosblattfiedern geschlossen werden. Türen und Fenster als realer Begriff existieren nicht, ebensowenig wie Tische und Stühle im Hause; man kann überall einsteigen. Die Hauspfosten — 10—40, je nach Größe und Konstruktion der Hütte — tragen mit mehreren zentralen Säulen das kunstvolle ovale oder gestreckte Dach, dessen aus gebogenen Stangen, Sparren und Stäben mit unverwüstlichen Kokosbindfaden festgefügtes Gerüst mit Zuckerrohrblättern und Palmwedeln gedeckt ist. Jedes Haus ist von einer Ringfläche aus Steingeröll umgeben, und auch der von niederem Steinkranz zwischen den Pfosten umkränzte Fußboden besteht aus feinzerschlagener Basaltlava, die je nach Bedarf und schnell mit langen ½—1 m breiten einfachen Matten aus 1—2 cm breiten Pandanusblattstreifen gedielt und gepolstert wird. Diese sinnige und saubere Unterlage genügt nicht nur vollkommen, um das rauhe Antlitz des scharfkantigen Grundes zu verhüllen, sondern, wie der Fremde staunend erkennt, auch als angenehmes Sitzpolster und „Bettstelle"; man schläft darauf unter einem Moskitonetz von der Form eines umgestülpten Badesackes, jedenfalls ohne am nächsten Tage „seine sämtlichen Knochen zu fühlen", wie man das in so manchem Hotel erleben muß. Diese einfachsten und gröbsten Matten der Samoaflechterei werden nebst allen sonstigen Gebrauchs- und Schmuckmobilien auf- resp. eingerollt, auf Querbalken des inneren Gerüstes aufbewahrt und nur für den Gebrauch heruntergeholt; sie ersetzen nicht nur Dielen, Stühle, Bänke, Tische und Bettstellen, sondern auch Truhen, Schränke u. s. w. Neuerdings sind indessen mit Rücksicht auf die Vermehrung der Bedürfnisse und Gebrauchs- oder Wertartikel, sowie auf die durch fremde Einflüsse reduzierte Ehrlichkeit und Heiligkeit fremden Eigentums verschließbare Kisten, Truhen 2c. schon vielfach zur Notwendigkeit für Besitzende geworden. Neben ihnen findet man auch schon in den meisten Häusern Petroleumlampen, Regenschirme, Sättel, Nähmaschine u. dergl. als begehrte Zeichen der Zivilisation.

Digitized by Google

In der Mitte oder an einer Seite des Hauſes iſt ein ſchüſſelförmiger Feuerherd angebracht, deſſen Bedeutung aber durch die Petroleumlampe ſehr geſchädigt und eigentlich auf die Zwecke als glimmende Feuerquelle oder Zigarettenzünder beſchränkt iſt; ſelbſt da machen Streichhölzer ſchon ſtarke Konkurrenz. Auch heut haben die Samoaner jedoch noch nicht verlernt, wenn Streichhölzer fehlen oder verſagen, durch anhaltendes Reiben eines kurzen Stabes in einem leicht zündbaren Stück alten Holzes überall in wenigen Sekunden Feuer zu machen.

Gekocht wird in Wohnhäuſern nicht. Dazu gibt es ebenſo, wie bei den Häuſern der Anſiedler, beſondere Kochhäuſer, „fale umu“, wo nach dem

Hausbau.

Prinzip der ſchwediſchen Kochkiſte die Speiſen in höchſt originellen Steinöfen, für die man auch in den entlegenſten Stellen des Urwaldes Material vorfindet, gekocht, geröſtet und gedämpft werden. Das geſchieht in folgender Weiſe: Auf einigen Scheit Holz erhitzte Steine werden mit primitivſten Holzzangen, aus zwei kurzen Stäbchen beſtehend, auseinander genommen und gleich wieder über die in Bananen-, Taro- oder Brotfruchtblätter gehüllten Speiſenfrüchte, Tauben ꝛc. gelegt und mit Blättern und Erde nach Bedarf gedeckt. Nach einiger Zeit vielfach genügt eine halbe Stunde ſind die Speiſen gar, ſaftig und wohlſchmeckend. Schweine werden ganz gebraten, aber auch innen mit ſolchen Bratſteinen gefüllt. Das Fleiſch ſchmeckt mit etwas Salz vorzüglich. Die Samoaner kennen kriſtalliniſches Salz in ihrem Haushalt nicht; ſtatt deſſen aber benützen ſie bei manchen Gerichten Meerwaſſer. Sie eſſen alle Speiſen kalt, ihre Speiſekarte iſt ſehr reichhaltig, einmal durch die große Zahl von verſchiedenen Fiſchen, vom winzigen bis zum Hai, von Krabben, Würmern, Seeigeln, Holoturien (dem wichtigen Handelsartikel für China: Bêche de mer) u. ſ. w., durch den Reichtum des Waldes an

schönen, bunten Tauben und Schweinen ꝛc., Hühnern, die in den Ortschaften gehalten werden und last not least die verschiedenen vegetabilischen Produkte der Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Bananen, Tarostauden ꝛc. Auch die Kochkunst hat mehrere, zum Teil auch für fremde Geschmacksnerven recht akzeptable Gerichte erzeugt, bei denen der junge Kern und die Milch der Kokosnuß die Hauptrolle spielen. Vorzügliches Dessert liefern zahlreiche Mangobäume, Viäpfel (Spondias dulcis), Mammyäpfel (Carica papaya), der Schirmbaum „talie" (Terminalia) oder Katappa u. n. a.

Die Samoaner haben eigentlich nur eine gemeinsame Mahlzeit, die im Anschluß an die Abendandacht bei Sonnenuntergang eingenommen wird. Sonst wird je nach Bedarf und Gelegenheit gegessen, an Appetit fehlt es nie und glücklicherweise auch nicht an Gelegenheit.

Die Hütten der Dörfer haben verschiedene Bedeutung. Das schon erwähnte „fale tele", wird im allgemeinen von Eingeborenen nicht bewohnt, wohl aber dient es Gästen als Wohnstätte, in erster Reihe als Empfangshaus. Seine Hauptbedeutung hat es als Beratungshaus, in dem die wichtigen Versammlungen, „fono" oder „taalolo"*). und dabei schöne blumen- und gleichnisreiche Reden gehalten werden. Ferner finden bei festlichen Anlässen darin die Tänze und sonstige Veranstaltungen statt. Das nächst schöne und große Haus besitzt der oberste Ortshäuptling, „pule nuu", mit seiner Familie. Außerdem gibt es neben anderen Familienhäusern noch Frauen- und Männerhäuser, da die Geschlechter in der Regel getrennt wohnen. Ein Haus dient meist als Schule oder Kirche, besonders bei Wesleyanern.

Die glücklichen Bewohner dieser idyllischen, von majestätischen Kokospalmen und Brotfruchtbäumen nur leicht beschatteten Stätten schönster Lebensfreude und einst harmloser Natürlichkeit sind bereits so viel geschildert und mit begeisterten Lobesepitheta überschüttet worden, daß es sich erübrigt, hier noch Näheres über sie zu sagen. Sie sind als wahrhaft vollendete Geschöpfe der Plastik, Anmut und Grazie ihrer paradiesischen Heimat voll würdig; und widerspruchslos hat ihnen die Kritik den Ruhm des schönsten und edelsten Naturvolkes zuerkannt; ja in Bezug auf seine ursprüngliche Lebensweise, auf Charakter und Moral könnte das liebenswürdige, gastfreie, vornehme Inselvölkchen als vorbildlich und ideal bezeichnet werden. Die Gastfreundschaft war den Samoanern heilig und gilt ihnen auch heut noch als eine der vornehmsten Tugenden, wenn zwar deren bedingungslose Unbegrenztheit durch Mißbrauch und schlechte Beispiele Fremder etwas modernisiert ist und die Gastgeber den Gast schon auf seine eigene Leistungsfähigkeit darin zu taxieren pflegen; denn so unbeschränkt und in gewissem Sinn ideal dieser Zweig kommunistischer Gewohnheiten auch einst entwickelt war, so setzte er doch Gegenseitigkeit und als Ursache Wirkung voraus, die als selbstverständlich galt und unter Samoanern noch gilt. Man braucht den glücklichen, unbeschränkt besitzenden Menschen diesen Kommunismus nicht als besonderes Verdienst anzurechnen; denn da ihnen nichts fehlte als Gold und Edelsteine, die sie nicht entbehrten, solange sie sie nicht kannten, hatten sie keinen materiellen Anlaß, nach Reichtum zu streben oder Schätze anzuhäufen außer seinen Matten, auf die sich, da sie Wert

*) Nicht zu verwechseln mit „Talolo, samoanisches Liebeswerben" der Gebr. Laverrenz, das als Posse bearbeitet, in Berlin große Heiterkeitserfolge erzielte aber ebensowenig samoanisch ist wie die Deutung des Wortes (vergl. S. 174).

Digitized by Google

objekte waren, der Kommunismus nicht erſtreckte. Demnach waren im ſozialen Leben kommuniſtiſche Gewohnheiten ganz beſonders hoch entwickelt.

Der Begriff des perſönlichen Beſitzrechtes exiſtierte eigentlich überhaupt nicht; ſelbſt die feinen Matten waren meiſt nicht unbeſchränktes Eigentum einer Perſon, und wenn das doch der Fall war, dann hafteten ihnen nach Art unſerer Fideikommiſſe oder Majoratsrechte faſt ſtets einſchränkende Traditionen und Unveräußerlichkeit an. Das gleiche galt für Landbeſitz, Häuſer, Boote ꝛc., an denen faſt ſtets mehrere Bevorrechtigte oder ganze Ortſchaften, Diſtrikte mindeſtens Zippen beteiligt waren. Natürlich fehlte es nie an Ausnahmen, indem hochentwickelter perſönlicher Einfluß alle Nebenanſprüche und Rechte in den Schatten ſtellte und tatſächlich das Verfügungsrecht einem Häuptling geſtattete, etwa ſo, wie wenn in manchen Aktiengeſellſchaften und Kommunalverbänden bei uns ein Direktor oder ſonſtiger Überlegener die Genoſſen ſozuſagen in die Taſche ſteckt und allein regiert, bis es den anderen zu bunt wird und ſie auch mal eine Meinung haben wollen dann gibt's hier wie dort Reibereien.

Tanzgürtel flechtende Mädchen im Feſtſchmuck.

Bei den alten Samoanern war es üblich, daß die Gäſte die Gaſtfreund-

schaft durch Geschenke eröffneten, wenn sie solche in der üblichen Verkehrsform in Anspruch nahmen. Ganze Familien und Ortschaften machten sich auf die Reise, „malanga“, wohl ausgerüstet mit Schweinen, Brotfrüchten, Taro, Matten u. s. w., die, falls die Malanga zu Fuß ging, auf Stangen getragen wurden, in festen Körben, aus Kokosblattfiedern geflochten, über der Schulter einzeln oder zu zweien. So zogen sie im Gänsemarsch hintereinander gemessenen Schrittes dahin, vorweg der Häuptling mit dem Fliegenwedel aus Kokosfasern. Dieses eigentümliche Zepter dürfte nicht ursprüngliche Bedeutung haben, da die als gemeinste Wesen betrachteten Fliegen, sogar die lästigen Moskitos, erst mit der Zivilisation nach Samoa gelangt und von der Natur dem Inselparadiese vorenthalten gewesen sein sollen. Eine Fliege mit der Hand berühren und zu töten gilt als „isa“: pfui, gemein.

Wenn eine Malanga zu Fuß oder zu Wasser am Zielort anlangte, begann alsbald ein festliches Schmausen, das häufig so lange dauerte, bis nicht nur der Tribut der Gäste, sondern auch die Vorräte der Gastgeber vertilgt waren; daß das unter Umständen ziemlich schnell erreicht ist, kann man sich vorstellen, wenn man den Appetit des stets eßlustigen Volkes schätzen gelernt und gesehen hat, mit welcher Geschwindigkeit ein Schwein ꝛc. verarbeitet ist.

Ganz besonders hoch her geht es bei gewissen festlichen Veranstaltungen und größeren Wetten, wofür die Samoaner eine geradezu gefährliche Vorliebe haben. Das entspricht dem ausgeprägten, leicht erweckten Ehrgeiz. Wettrudern, Wetttänze, Wettspiele und vor allem Wettfischen dominieren im Unterhaltungsrepertoire. Manche Orte suchen auf diesem oder jenem Konkurrenzgebiet die Meisterschaft zu erringen. Jeder möchte das schönste und größte Boot haben, oder in irgend einem Sport allen anderen überlegen sein. Das findet seine höchste Vollendung im beliebtesten Sport, dem Fischfang, dessen Dessins und Methoden unerschöpflich sind. Am meisten Achtung genießt der Hai- und Bonitofischer, der nach ganz bestimmten alten Regeln und Zeremonien verfährt. Auch der Netzfang erfreut sich mannigfaltiger Ausbildung; am interessantesten sind dabei Fischzüge nach Art von Kesseltreiben, indem die Ausleger der riesigen, kunstvoll selbstgefertigten Netze in Kanus oder im Wasser gehend, die Beute mit Stöcken zusammentreiben und umzingeln u. s. w. Es sind immer mehrere Ortschaften, deren Bewohner als beste Fischer gelten und gelten wollen, daher miteinander um den Vorrang wetten und mehrere Tage zusammen fischen, bis der Sieg entschieden — und die Lebensmittel am Ort des Wettkampfes erschöpft sind. Dazu kommt noch der unter Umständen durch den Eifer der Parteien ständig erhöhte Einsatz, der nicht selten bis zum Verlust allen Eigentumes und aller Vorrechte der Besiegten führt und diese so lange den Siegern tributpflichtig macht. Der Ruhm der Sieger läßt dann andere fischerstolze Gemeinden nicht schlafen, und so folgt ein Turnier dem anderen — ad infinitum.

Am tollsten hat das Cricketspiel die Wettlust und den Ehrgeiz der Samoa-sportsmen — beiderlei Geschlechts — gekitzelt und erregt. Eifer und Spielwut im wahren Sinn des Wortes gingen dabei so weit, daß das Spiel allgemein streng verboten werden mußte; denn die Begeisterung für die Sache artete vielfach in reguläre Hetzereien und bedrohliche Feindseligkeiten aus. Wie bei allen solchen Turnieren und Unterhaltungen wirken zwei Parteien, deren Spieler durch Zuschauer lebhaft und laut angespornt werden.

Digitized by Google

Es ist äußerst unterhaltend, solchen Belustigungen zuzuschauen und das stetig bis zur ungezügelten Begeisterung wachsende Interesse daran zu verfolgen, sowie sich an der erstaunlichen Gewandtheit und Intelligenz der graziösen, plastischen Gestalten zu ergötzen.

So wenig manche Gewohnheiten und Sitten der Samoaner den Forderungen moderner Etikette und den Regeln überbildeter Zivilisation entsprechen, so wenig kann man Geschmack und Empfinden einer leicht gegürteten, sonst nackten, harmlos-unschuldvoll lachenden Samoanerin, mit einer geschnürten und mit allen Mitteln der Kosmetik und Mode stilisierten Salondame vergleichen; die Entscheidung würde stets persönliche Geschmacksache bleiben. Beide passen in ihre Umgebung, das würde in der Umkehrung letztere, in die mollige Temperatur und die samoanischen Verhältnisse versetzt, sicherlich noch unangenehmer empfinden, als eine leicht geschürzte Samoaschöne auf einem Großstadtball.

Übrigens sind die Samoadamen keineswegs frei von Eitelkeit und Putzlust; auch sie suchen dem starken Geschlecht zu gefallen. Deshalb lassen sie sich tätowieren, deshalb schmücken sie ihr Haar mit Blumen, die Brust mit duftenden Kränzen, und deshalb parfümieren sie ihren Körper mit Kokosnußöl, das mit allerlei Blüten und aromatischen Säften gemischt ist, gleichzeitig die Haut geschmeidig und weich macht, daß sie sich wie Seidensamt anfühlt — frisch geölt aber, wie das bei Festen üblich ist, nicht gerade zur Berührung lockt. Das Haar tragen die jungen Damen entweder kurz geschnitten, abstehend oder modern länger, zu einem Knoten oder sonstwie frisiert. Eine besondere Haartracht wird durch eine etwa 15—20 cm lange hochaufgekämmte Mähne hergestellt. Früher trugen die Schönen, Mädchen und Frauen, wie letztere meist auch jetzt noch, das Haar kurz geschnitten, die Männer dagegen lang. Die Kinder werden partiell geschoren, mit Bambusmesser (einfache Längssplitter, die äußerst scharf sind) oder Scherben; das sieht sehr drollig aus; denn bald läßt der Friseur eine Haarinsel mitten auf dem Kopf, bald an der Seite oder auch eine bayrische Raupe stehen. Die Haare sind ursprünglich dunkel bis tiefschwarz, weich und glatt, manchmal lockig; sie werden durch Behandlung mit Kalk allmählich entfärbt, braun, rötlichblond; der Nachwuchs bewahrt aber die ursprüngliche Farbe. Eine unbewußte Kosmetik widmet besonders die Jugend ihren relativ großen, schönen Zähnen, indem sie Harz der Brotfruchtbäume schmalzend kaut; doch würden wahrscheinlich auch ohne dieses bei der gesunden, gleichmäßigen Lebensweise die Kauwerkzeuge wenig leiden, denn heiße und ätzende, scharfe Speisen haben sie nicht zu verarbeiten. Die Samoaner leben, das ist kein Zweifel, so wie es die Natur ihnen vorschreibt, und dem entspricht auch ihre einstige Bekleidung, deren Einfachheit wir bald kennen lernen werden. Jedenfalls ist es ein widersinniges Bestreben, die lieblichen, anmutigen Naturkinder nach modernen Sittenregeln erziehen, kleiden und zivilisieren zu wollen, wie das die englischen Missionare versucht haben. Der Erfolg hat erfreulicherweise die Torheit deutlich erwiesen; und für die Samoaner wäre es kein Nachteil gewesen, wenn jene „Bekehrer" ihrem durch die natürlichen Sitten verletzten Zartgefühl zuliebe die Arbeit christlicher Nächstenliebe weniger äußerlich empfindsamen Aposteln des Christentums überlassen hätten, dann wären Samoa und den Samoanern, sowie den beteiligten Nationen und Interessenten viele schlimme Jahre und schwere Opfer erspart geblieben. Die Samoaner könnten dann noch nicht so schön schreiben, lesen und rechnen und

Digitized by Google

ihre Reden mit biblischen Gleichnissen und Sprüchen würzen, aber sie wären wahrscheinlich auch nicht dümmer und — noch „bessere Menschen".

Der prächtige botanische Garten in Sydney bietet mit seinen lauschigen, schützenden Plätzen, infolge seiner Nähe am Hafen, geheimen und lichtscheuen Wesen Rendezvous, sowie Obdachlosen beliebte Schlupfwinkel und Ruhestätten. Das ist allgemein bekannt und oft getadelt worden. Ein sittenstrenger „Kolonial" — in Wort und Schrift sind auch die englischen Kolonisten Puritaner — beschwerte sich hierüber und forderte, daß der Garten Abends abgeschlossen und von solchen Wesen gesäubert würde, da ein anständiger Mensch so nicht mehr darin verkehren könne. Man soll ihn mit der Erwiderung beruhigt haben, daß, wenn der Garten geschlossen sei, er ja dann auch nichts mehr davon habe; er solle daher doch einfach jene Stätten meiden, dann sei ihm geholfen. Diese Logik hätte den englischen Missionspuritanern dienen können, zumal die von ihnen bekämpften Sitten in ihrem Zusammenhange weit harmloser erscheinen als jene Übelstände und andere Gewohnheiten und Erscheinungen in der englischen Kolonialmetropole Sydney. Dort gibt es lohnende Missionsarbeit!

Daß die Samoaner einst trotz aller unchristlichen Sitten eine hochentwickelte soziale Moral hatten, beweisen ihre alten Strafbestimmungen, nach denen zum Beispiel Ehebruch, Diebstahl und Verleumdung als schlimmste Verbrechen sogar mit Todesstrafe geahndet wurden, daß ein Mädchen, dessen Tugend und Jungfräulichkeit nicht die Probe bestand, mit Schimpf und Schande am Tage der Hochzeit büßen mußte. Wenn dann gerade die Eigentümlichkeiten dieser Veranstaltungen gegen die modernen Sitten verstoßen, so kann man auch darüber milder urteilen; denn tatsächlich war ihre soziale Bedeutung prinzipiell eine wertvolle Moral für die weibliche Jugend der „besseren" Stände. Beim Volke wurde es nicht so genau genommen, das geht schon daraus hervor, daß Häuptlingssöhne im Gebiet ihres Sippeneinflusses ein jus primae noctis ohne eheliche Beschränkung ausüben durften.

Im allgemeinen galt aber schon in vorchristlicher Zeit die Ehe auf Samoa als heilig, natürlich nur — solange sie bestand! Das war und ist noch vielfach nur von kurzer Dauer. Wenn die Ehegatten merken, daß sie nicht zusammenpassen, dann einigen sie sich auf Trennung. Die Frau kehrt unbeschadet ihrer Ehre in solchem Falle zu ihrer Familie, mit oder ohne Kinder, zurück, manchmal auch wieder zu ihrem Manne, selbst wenn dieser inzwischen einen neuen Herzens- oder Ehrenbund geschlossen hatte. In dieser Weise bestand auch Polygamie, die allerdings oft zu Feindseligkeiten und Neid zwischen den Frauen führte. Dabei spielten Ehrenrechte und Stellung eine große Rolle, wie solche überhaupt ein wesentliches Leitmotiv bei Häuptlingsehen waren. Das offenbart schon die Brautschau und die Art der Verlobung, der von beiden Seiten eine eingehende Prüfung der Standesverhältnisse, des Stammbaumes und jeweiligen Vermögens der betreffenden Sippen an Würden und Besitz vorausging. Erst wenn diese Mitgiftsfrage zu beiderseitiger Zufriedenheit der Angehörigen geregelt war, nahte sich der Freier der Auserwählten mit verschiedenen Formalitäten, um sich diese selbst oder einen eigens dazu mitgebrachten Korb zu holen — im wahren Sinn des Wortes; denn der Werbende überreichte der Auserwählten einen Korb mit Gaben, nahm sie diesen, dann nahm sie auch ihn; nahm sie ihn nicht, dann gab sie diesen zurück, manchmal aber nahm sie ihn dann doch noch, denn der

Digitized by Google

Samoanisches Fischerdorf.

Digitized by Google

wahre Liebe ließ sich nicht so leicht abschrecken, und weise Reden der Verwandten besiegten oft noch die Abneigung. Nach einiger Zeit folgte dann die Hochzeit unter großem Jubel — wenn alles in Ordnung war. Dabei ging es allerdings meist nicht ganz sittsam zu, und Hymens Fackel entflammte auch die Gäste zu schrankenlosem Freudengenuß. Das hatte keinen moralischen Wert und erregte mit Recht das Mißfallen der Missionare; ob es bei mancher unsrer Kirchweihen aber viel sittsamer zugeht?

Durch die Ehe vereinigen sich die Ehren beider Sippen, falls beide Gatten vollberechtigte Repräsentanten sind. Vielfach verkörpert die Frau die höhere Rangstufe; sie hebt dann den Mann zu sich empor, solange sie ihm angehört; aber ihre sozialen Vorrechte bleiben ihr Eigentum; Gütergemeinschaft in diesem speziellen Falle gibt es trotz aller sonst hochgradig kommunistischen Institutionen nur bedingungsweise, sie wird aber in den Kindern, resp. in einem Kinde unter Umständen zur Tatsache. Das ist keineswegs immer das eigene, sehr oft ein adoptiertes. Dadurch wird die Würden- und Standesfrage wie schon gesagt sehr kompliziert, denn jenes Adoptivkind bringt auch schon gewisse Vorrechte und Würden mit, in erster Reihe die seiner Ahnen, die sich durch die Geburt vererben. Ganz einig sind sich selbst die Samoagenealogen nicht immer über die so verzwickte Standesfrage, die infolgedessen zwischen den Samoaaristokraten zu Streitigkeiten Anlaß gibt; denn auch dort möchte keiner der Letzte sein.

Neben den ererbten und erheirateten Würden bestehen dann noch Lehenstitel, die teils an feine Matten gebunden sind, teils durch solche erkauft werden. Diese feinen Matten, „ie tonga", repräsentierten einst den Reichtum der Samoaner; sie dienten und dienen auch heute noch als Bezahlung, zum Beispiel an Haus- und Bootsbaumeister, an Tätowierkünstler und als Tauschobjekte; sie bilden die Mitgift der Frau, die der Gatte ihrer Familie durch Schweine und sonstige Genußmittel ersetzt, und haben die Bedeutung von Familienurkunden und Adelsdiplomen. Ihr Wert ist demnach je nach Alter und Affektionswert ein idealer und je nach Feinheit und Größe ein realer. Sie werden von Frauen aus den fein gespaltenen 2—3 mm breiten, 30—40 cm langen Streifen der Oberhaut von Blättern einer kletternden Pandanacee (Freycinetia samoensis und F. Reineckei Warb.), fein geflochten und an einem Rande mit Fransen und zierlichen, roten Papageifedern geschmückt, sie sind fast seidenartig weich und federleicht. Die Herstellung einer einzigen „ie tonga" erfordert viele Monate, auch Jahre; bei festlichen Gelegenheiten werden sie als Lendentuch, „lavalava", benützt. Neben diesen gelblichen „ie tonga" hat noch eine andere fellartige, schneeweiße Mattenart eine gewisse traditionelle Bedeutung, die „iesina" d. h. „weiße Matte". Diese aus dem gebleichten Bast einer Urticacee (Cyphochlamys macrocephalus) geflochtenen Decken werden ebenfalls als festliche Hülle getragen, außerdem spielten sie bei Hochzeiten eine große Rolle. Als Alltagskleid, ursprünglich lediglich ein Lendenschurz, „lavalava", der in ältester Zeit bei den Männern nur die Vorderseite verdeckte, bei Weibern aber die Körpermitte umschloß, dienten vor Einführung bunter Druckkattune einfache Baststoffe, „siapo, tapa", aus dem breitgeklopften, mit Taccastärke verklebten Bast einiger Urticaceen (Boehmeria, Pipturus), bunt bemalt oder mit Mustern geprägt, die auf große Holzmatrizen geschnitzt oder mit Kokosbindfaden auf Pandanusblattunterlage aufgenäht waren. Die üblichen Farben Gelb, Rot, Braun oder Schwarz wurden in allen möglichen Mischungen

aus Pflanzensäften (Curcuma, Bischoffia etc.) rötlicher vulkanischer Aschenerde, wie sie in einigen Gegenden vorkommt, und aus dem Ruß des Lichtnußöles (Aleurites) präpariert. Jetzt haben grelle Anilinfarben, wenig zum Charakter der Erzeugnisse passend, bereits auch diese Naturfarben modern aber unschön übertüncht. Bei der Feldarbeit genügt eine Bananenblatthälfte dem Anstands- und Schönheitsgefühl als lendengürtendes „Feigenblatt".

Außer den eben erwähnten Matten erstreckt sich die Hausindustrie der Samoaner noch auf Anfertigung von luftigen Tanzgürteln, „titi", die aus Blattstreifen, Bastfransen ꝛc. bestehend, der Schönheit und der Körperform nur noch wenig Abbruch tun; ferner findet man sehr geschickt und geschmackvoll geflochtene Fächer, „ili", reizende Flechtkörbchen, „ato", und verschiedene Schnitzarbeiten der Männer als da sind: Kavabowlen mit 4—40 Füßen, aus einem Stammstück rötlichbraunen Holzes (Afzelia) geschnitzt, desgleichen 1½—2 m lange kerzengerade Rednerstäbe, das Abzeichen der Tulafales (Sprecherhäuptlinge), phantastische Keulen, feine Haarkämme mit geschmackvoller Schnitzornamentik durchbrochen, Tanzspeere, Trinkgefäße, „ipu", aus Kokosnußhälften ꝛc. Das beste und schier unverwüstliche Holz liefern hierzu Afzelia, Artocarpus und Terminalia. Daran fehlt es in den Urwaldbeständen überhaupt nicht, ebensowenig wie an vielen Faserpflanzen.

Heute wird man, wenigstens in der Nähe von Apia, nur noch wenige Landeskinder, „fa'a Samoa" (nach Samoasitte) kostümiert finden und auch nach ursprünglichen Landeserzeugnissen suchen müssen. Fein, sittsam verhüllen Mädchen und Frauen, „fa'a papalangi" (nach fremder Art) den Oberkörper mit einem kurzen Hemdchen oder Jäckchen, „ofu", aus bunten Stoffen über dem modernen „lavalava", zum mindesten werden die beiden Enden einer buntscheckigen tiputa Busen und Rücken verhüllen. Dieses eigentümliche Kleidungsstück gleicht dem südamerikanischen Poncho, einem Handtuch mit einem runden Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird; früher wurde es als Festgewand von Dorfjungfrauen, „taupou", getragen, und auf gleiche Weise wie die „ie tonga" hergestellt. Jetzt sind solche Stücke, aus verschiedenartigen Kattunquadraten zusammengenäht, sehr fashionabel. Auch die Männer verbergen schon vielfach ihre mächtige Brust unter einer Jacke; Hosen haben dagegen noch kein Glück bei ihnen gehabt, dazu kann man den Beinen nur gratulieren, wie den Füßen zu den famosen Ledersohlen, um die jeder die glücklichen Besitzer beneiden wird, der mit ihnen auf „Spaziergängen" im Steingeröll des Urwaldes die Vergänglichkeit künstlicher Sohlen schmerzlich an eigenen zarten Sohlen empfunden hat. Zum Glück haben auch die wohlerzogenen Pedale eines gebildeten Mitteleuropäers noch nicht das Talent verloren, sich, wenn auch nur allmählich, an schärfere Sachen zu gewöhnen, bezw. sich eigene Naturledersohlen anzulegen.

Mit den modernen Stoffen ist auch die Mode auf Samoa eingezogen und von den Händlern betriebsam gepflegt worden. Dabei wirkt der Ehrgeiz der Eingeborenen, der Wunsch nicht zurückzustehen, fördernd mit; auch die Mission geht dabei nicht leer aus, d. h. sie weiß diese Eitelkeit ihrer „Members" wohl zu nützen, indem sie einmal im Interesse ihrer Händler oder kaufmännischen Teachers besonders den weiblichen Anhängern empfiehlt, wohlbekleidet und nicht ohne Hut im Gottesdienst zu erscheinen, dann aber bei Erhebung von Kirchensteuern einen eifrigen, fruchtbaren Wettbewerb anstachelt. Das tritt besonders bei gewissen Veranstaltungen, in erster Reihe bei der

Digitized by Google

sogenannten Mayfair (Maifeier) förmlich verblüffend zu Tage. Dabei wird ein schwunghaftes Konkurrenzsystem im Geben und Nehmen wirksam entfaltet, denn keine Ortschaft will hinter der anderen zurückstehen; darum wird schon lange vorher für diese Feste gespart und Geld gesammelt; jedes Dorf will das erste sein und das reichste scheinen! u. s. w.

Die Zeit vor der Maifeier ist daher auch für die Koprahändler die Erntezeit. Alles, was an reifen Nüssen vorhanden ist, wird gesammelt, zu Kopra und dann zu Geld gemacht. Viele Palmen werden dafür als „tabu", d. h. so viel wie heilig, unantastbar, durch einen Ring von Kokosfiedern gekennzeichnet, von ihnen dürfen keine Nüsse für andere Zwecke verwendet werden, und die abfallenden werden an Pfählen aufgestapelt, bis ihre Verarbeitung hinreichend lohnend ist. Dann werden sie aufgeschlagen, aus der Nuß wird das der Schale aufsitzende ½—1 cm dicke Nährgewebe herausgeschnitten, in der Sonne auf groben Matten getrocknet und dann verkauft; ebenso werden Tarorhizome, Brotfrüchte und Bananen zu Geld gemacht. Im allgemeinen ziehen die Trader den Tauschhandel vor, weil sie dabei auch an den Waren noch einmal und zwar nicht wenig — verdienen.

Ein Spaziergang nach einem Samoadorfe wird uns mit einigen weiteren Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten bekannt machen. Wenn ein Weißer, Papalangi, d. h. Himmelsbrecher (Bezeichnung für die ersten Weißen*), besonders ein solcher, den man für vornehm, „susunga", Hoheit oder gar „tiʻonga", d. h. königlich, hält, nach einem Samoadorfe kommt, dann ist er zunächst ein gewöhnlicher Mensch. Er wird von Samoanern, bis herab zum kleinsten Knirps, wie überall, wo sich Menschen auf Samoa begegnen, mit einem wohlwollenden, höflichen „talofa" begrüßt. Dieses Wort ist eine in der Samoasprache sehr häufige Verschmelzung mehrerer Worte zu einem und heißt eigentlich ich liebe dich, „ou te alofa". Darin liegt, wie in vielen nationalen Begrüßungsformen, ein vielsagendes soziologisches Charakteristikum für das Wesen des Volkes, das hier noch besonders erhöht wird durch den Ausdruck des wohlklingenden Grußes und den ihn begleitenden treuherzigen, freundlichen, aber doch vornehmen Blick des Grüßenden. Dieses „talofa" wirkt angenehm warm, wie es klingt, und jeder Samoaner freut sich, wenn man an seine Erwiderung ein freundliches Wort fügt, beziehungsweise fügen kann; er selbst wird talofa alii (Herr) sagen. Treffen wir zum Beispiel einen Mann oder eine Frau mit einem Kinde, dann werden wir auch talofa alii oder tamaitai, Dame (Anrede für Mädchen: teine, und Frau: fatine, junge Mädchen werden mit tunga, Blüten, apostrophiert), sagen und event. fragen: „manalolo", d. h. geht es Euch gut? (eigentlich „peʻe te malolo?") Wenn wir dann weiter uns teilnahmsvoll erkundigen: wie alt ist der Junge, dann wird er Herr Papa oder die Frau Mama sagen: „faʻatalia oe", d. h. wie du estimmst, sag's selber. Das ist für gewöhnlich eine Höflichkeitsphrase, in diesem Falle aber mehr Verlegenheit, denn mit der Zeitrechnung hapert es bei den sorglosen Menschen. Sie haben eben keine scharfen Zeitgrenzen, wie

*) Helle Hautfarbe galt bei den Samoanern als Zeichen edler Herkunft. Das andet zum Teil seine Erklärung in der verschiedenen Lebensweise von Adel und olk, weshalb auch für Häuptlingstöchter der Name „sina", d. h. weiß, sehr beebt ist und in der Mythe eine Rolle spielt. Es war daher erklärlich, daß die ten Fremden für höhere Wesen angesehen wurden.

Digitized by Google

wir bereits in den klimatischen Mitteilungen gesehen haben; den Glücklichen schlägt hier wirklich keine Stunde.

Den Samoanern fehlt der Sinn für Zeitrechnung, um so mehr als sie mit den Mondmonaten, „masina", von 28 Tagen kein richtiges Zeitmaß konstruieren können, also immer in Konflikt geraten. Selbst wenn sie 13 Monate auf das Jahr rechnen wollten, würde es nicht stimmen. Trotzdem wissen sie ganz genau im Jahre nach den Mondphasen, nach meteorologischen Perioden und anderen Zeitsymptomen, Bescheid über Blüte- und Fruchtzeit von Bäumen ꝛc. und wann bestimmte, an Jahresperioden gebundene Erscheinungen fällig sind. Das tritt besonders bei den alljährlichen Palolotagen in die Erscheinung. Der an bestimmten Stellen am Meeresgrunde in Korallen lebende Palolowurm stößt nämlich mit erstaunlicher Pünktlichkeit am Tage des letzten Viertels nach dem Oktobervollmond vor Sonnenaufgang seine geschlechtsreifen Glieder ab und diese steigen an die Oberfläche des Wassers, wo wahrscheinlich die Befruchtung der in graublauen Segmenten befindlichen Eier durch Spermatozoen in braunen männlichen Segmenten stattfindet. Diese Erscheinung galt bis 1899 noch als ein unaufgeklärtes Rätsel, da man den Kopf der Tiere noch nicht gesehen hatte. Erst dem Marinestabsarzt Dr. Krämer ist es in jenem Jahre gelungen, auch Kopfstücke in alten Korallenblöcken zu ermitteln. Den Samoanern, die überhaupt großes Verständnis und Interesse für alle Naturerscheinungen und biologischen Vorgänge haben, war das längst bekannt. Der Palolo wird, da er meist in großen Massen erscheint und, etwa wie der Kaviar bei uns, als größte Delikatesse geschätzt wird, gefangen respektive geschöpft und dann entweder frisch oder gedämpft genossen. Der Palolotag ist für die Samoagaumen ein kritischer Tag erster und bester Ordnung. Auch die Fremden sind dem Genuß nicht ganz abgeneigt, manche braten die schnell zerfallenden Würmer, die etwa die Dicke starker Stricknadeln und 15 bis 30 cm Länge erreichen, in Butter. Ganz aufgeklärt ist übrigens die Biologie des Palolo, der zu der Familie der Borstenwürmer gehört, auch heute noch nicht. Es gibt noch andere solche von Mondphasen und Jahreszeit abhängige Phänomene; auch einige Fische erscheinen, wie der Hering an unseren Küsten, zu bestimmten Zeiten in großen Mengen; Tag und Stunde ist den Samoanern genau bekannt.

Der Besucher eines Samoadorfes wird im allgemeinen auf das „fale tele" losssteuern, wo, wenn seine Ankunft nicht schon vorher bekannt geworden ist, auch bald ein Vertreter erscheint, um ihn zu empfangen. Die offizielle Begrüßung wird sitzend, „fa'a Samoa", mit übergeschlagenen Beinen, entgegengenommen, denn auf Samoa ist es unter gleichen Umständen eben so unhöflich zu stehen, wie bei uns sitzen zu bleiben, und vor allem ein Mann aus dem Volke wird es nie wagen, einem hohen Häuptling aufrecht zu nahen. Man wird demnach, wenn man ein bewohntes Haus mit „talofa" betritt, erst wohl auf den Häuptling und sonstige Honoratioren zuschreiten und ihnen die Hand reichen, sich aber dann schleunigst — einen Hauspfosten im Rücken, nach dem Recht der Häuptlinge (Standlose haben zwischen den Pfosten zu sitzen) — niederhocken. Dann wird der „Pule nuu", Ortsherr, oder die Dorfjungfrau, „taupou" wo eine solche repräsentiert oder regiert, eine wohlgesetzte Ansprache, beginnend mit „ia maliu mai", d. h. willkommen, halten, die Ehre rühmen, die dem bescheidenen Hause zu teil wird, „lau susunga" oder „lau afonga", un beschränkte Rechte über alles was dazu gehört anbieten, die Größe Deutschlands und seine Freundschaft dafür rühmen, um schließlich dem Gast mit einem nochmaligen „maliu mai" und Dank, „faafetai", für einen Freundschaftstrunk ein Stück Kavawurzel, „ava", zuzuwerfen. Der Gast wird diese „fa'a Samoa" an seine Stirn führen und mit einigen schönen Worten „Seiner Hoheit" danken. Dann werden die dazu erkorenen Mädchen oder, wenn es sehr vornehm sein soll, ein junger Häuptling zur Bereitung der Kava bestellt, oder richtiger, sie erscheinen fast automatisch selbst mit Kavabowle, „tanoa", Klopfstein oder Reibeisen und Bastfilter, „fau", und die feierliche Bereitung des Nationalgetränkes beginnt. Die richtige Kava soll eigentlich gekaut werden. In diesem Falle wird das Rhizomstück klein geschnitten und sukzessive in der Mundmühle praktiziert, wo allmählich, die Backen füllend, ein großer Klos entsteht, der dann in die Kavabowle gespuckt, dort mit Wasser versetzt und mit den Händen durchgearbeitet wird. Danach werden mit dem Bastfilter, „fau",

Digitized by Google

die feſten Beſtandteile ausgefangen und ausgeſchleudert, bis die Flüſſigkeit davon befreit iſt; zwei bis vier ſolche Fiſchzüge genügen dazu. Nun verkündet ein Häuptling, daß die Kava fertig iſt und verteilt werden kann. Dann tritt eine Jungfrau oder ein junger Häuptling mit einer polierten Kokosnußhälfte, „ipu“, heran, und der erſte Becher dieſes graubraunen Nektars wird dem Ehrengaſte, dem ſich der Spender in gebückter Stellung naht, mit einem ſchwungvollen Bogen von unten kredenzt. Will man die Landesſitte und die Verſtorbenen (Götter) ehren, dann weiht man ihnen den erſten Schluck, indem man etwas auf den Steinboden gießt, um dann ſelbſt mit einem „manuia“, d. h. Proſit, einen tiefen Zug zu tun, während die Korona mit „manuia“ oder „ſoifua“, d. h. etwa: möge es dir wohl gehen, antwortet. Der nächſte Becher gebührt, falls kein Höherer vorhanden iſt, dem Gaſtgeber, und dann geht es ſorgfältig nach Rang und Würden weiter nach Anordnung des Aufrufers, der jedesmal den Empfänger mit allen Ehrentiteln und Würden laut nennt, ſolange noch ehrenwerte Trinker in Frage kommen. Der erſte Trunk Kava wird, auch wenn ſie nicht in der Mundmühle geſchroten und gemaiſcht iſt, den Anforderungen fremder Zungen kaum entſprechen; ebenſo ſicher aber ſchwinden bei Wiederholung Widerwille und äſthetiſche Vorurteile gegenüber der erfriſchenden, durſtſtillenden Wirkung dieſes Südſeegebräues, deſſen Narkotikum (Methysticin, nach der Staude Piper methysticum) nur bei reichlichem Genuß grünen, friſchen Wurzelextraktes geringe Wirkungen: leichte Kopfſchmerzen und Schwere in den Beinen hervorruft. Dazu kommt es aber ſchon deshalb normalerweiſe nie, da nur jedem ein Becher kredenzt wird.

Vor der Mahlzeit.

Der berauſchende Palmwein der Melaneſier und Mikroneſier, der aus dem Safte abgeſchnittener Kokosblütenſchäfte durch Gärung dort gewonnen und ſehr geſchätzt wird, hat bei den ſoliden Samoanern keinen Eingang gefunden; ebenſowenig der ſonſt überall, auch von den Stammesgenoſſen Tahitis, Hawais, Neu-Seelands ſo begehrte Alkohol in moderner Form von Gin,

Whisky, Bier ꝛc. Ein unverdorbener Samoaner wird, um nicht unhöflich zu scheinen, einen gebotenen Schnaps annehmen und sich dann vergeblich bemühen, die brennende Wirkung zu verbergen. Diese Abneigung gegen den stärksten Feind der guten Sitten ist ein charakteristisches, ziemlich einzig dastehendes Beispiel in der Siegesgeschichte des Alkohols. Hoffentlich bricht der Widerstand nicht an den Fortschritten der Zivilisation. In Apia gibt es schon „bekehrte" Samoaner, die auch mit Rausch und Katzenjammer Bekanntschaft gemacht haben.

Das liebste und auch kühlste Getränk ist für den Samoaner die Kokosmilch nahezu reifer Nüsse – je reifer die Nuß, desto klarer ist das Fruchtwasser, in jungen Nüssen ist es noch milchig, süßlich, in abgefallenen reifen schmeckt es fade. Daher holen die Männer mit einem Baststreifen um die Füße, sprungweise den glatten Stamm der Palme erkletternd, die Trinknüsse je nach Geschmack jung oder älter — frisch vom Baum. Außer dem Durst bietet dem Geschmack das junge Endosperm, das später die Kopra liefert, beliebten Genuß.

Wenn die Kavazeremonie beendet ist, dann wirft der Hausherr seiner Frau oder einem Mädchen ein Stück Tabak, „utufanga", eigenen Wachstums zu, damit diese ihn abblättert und über einem glimmenden Holzzunder trocknet. Dann wird er in ein 10—12 cm langes, 4—5 cm breites Stück dünnes Bananenblatt gedreht, am Zünder angeraucht und dem Gast gereicht, der die Zigarette, „selui", nach einigen Zügen als Freundschaftssymbol oder Friedenspfeife zirkulieren läßt, falls er sie nicht selbst aufrauchen will; das tut der Freundschaft keinen Abbruch.

Auf den Tabakbau verwenden die Eingeborenen viel Sorgfalt. Man findet Kulturen nur in einigen Gegenden an tiefgründigen, feuchten Stellen, sauber gepflegt. Die Blätter werden meist im Hause auf Balken halb getrocknet, dann fest aufgerollt und geschickt zusammengelegt, in breite Faserstrippen ganz fest zu spindelförmigen Paketen mit 1—3 Pfund Inhalt eingeschnürt. Darin wird der Tabak einer Selbstfermentierung überlassen und dann oft, wenn man Geld braucht, an Händler für 2—3 Mark gewissermaßen verpfändet, denn, wenn der eigene Vorrat erschöpft ist, wird er für das Doppelte oder Dreifache zurückgekauft. Ihren eigenen Tabak ziehen die Samoaner allen fremden Fabrikaten, ebenso Zigarren und Papierzigaretten unbedingt vor; das ist zum Teil Geschmackssache, aber wohl auch ein Symptom des hochentwickelten Lokalpatriotismus, der mit dem Kitt heiliger Traditionen das feste Bollwerk bildet, an dem viele Jahrzehnte hindurch die Anstürme der Zivilisation gescheitert sind. Wenn auch mancher Stein gefallen, manche Bresche gelegt ist, die Grundfesten haben widerstanden.

Das beweisen die trotz aller Bemühungen und Lehren der einflußreichen Mission erhaltenen Vergnügungen und viele heftig bekämpfte Gewohnheiten. Noch heut gilt ein Mann, der nicht tätowiert ist, nicht als Mann, nicht als vollwertiger Samoaner. Deshalb war es für jeden Kenner der Verhältnisse ein Unding, daß der Oberrichter Chambers und die Engländer den nicht tätowierten Missionsschüler Tanu als Königskandidaten 1899 Mataafa gegenüberstellten und mit diesem unreifen Jüngling, der nebenbei bemerkt „vorbestraft" war, die Interessen der englischen Mission durch brutale Gewalt zu wahren versuchten. Warum auch will man den fröhlichen Naturkindern wehren, ihren Körper nach ihrem Geschmack zu bemalen, warum ge-

Digitized by Google

ſtattet man es jedem Seemann? Es iſt nun mal ſo Sitte — chacun à son goût. Beſonders hier liegt um ſo weniger Grund vor, an der Tätowierung Anſtoß zu nehmen, als ſie einmal tatſächlich ſchön iſt, dann aber auch ſchon durch das Lavalava verhüllt wird, denn ſie reicht von der Hüfte nicht ganz bis an die Kniee. Nur Mädchen und Frauen tätowieren ſich auch die Kniekehlen, Handrücken nebſt Handgelenk und den Unterarm. Auch das dunkelblaue, zierliche Muſter, Sterne und Arabesken, auf dem hellbraunen Grunde, ſieht nicht übel aus. Die Tätowierung der Männer iſt kunſtvoll und in ihrer Regelmäßigkeit bewunderungswürdig. Es gibt nur wenige Künſtler, die dieſe Kunſt verſtehen. Die Ausführung iſt natürlich ſehr ſchmerzhaft, ſogar nicht immer ungefährlich und nimmt Wochen in Anſpruch. Die Hauptſchwierigkeit beruht in der einheitlichen Herſtellung der verſchiedenen vorgeſchriebenen Muſter, welche mit feinen Knochenkämmchen in die von dem Aſſiſtenten geſpannte Haut von dem Künſtler mit Rußfarbe eingeſchlagen werden. Die Mädchen laſſen ſich mit Sternen und weniger einheitlichen Muſtern verzieren. Bei beiden Geſchlechtern wird die Prozedur zur Zeit der Reife ausgeführt, und die Vollendung wird natürlich entſprechend gefeiert. Daran kann allerdings, wie in der phyſiſchen Bedeutung des Tätowierens, ein moderner Sittenrichter Anſtoß finden, aber er braucht es oder ſollte es vielleicht nicht. Die katholiſchen Miſſionare haben das auch erkannt und ebenſo dem Tanzvergnügen, dem „siva", nur in berechtigtem Maße widerſtrebt. Auch im Intereſſe der Fremden wäre es zu bedauern, wenn dieſe eigenartigen Beluſtigungen und Abendunterhaltungen ausſtürben, denn ſie geſtatten gerade der angeborenen und verfeinerten Grazie beſondere Entfaltung und dem Fremden einen tiefen Einblick in das Leben und Weſen der Samoaner. Und ein im magiſchen Schimmer

Erklettern einer Kokospalme.

Digitized by Google

des Herdfeuers oder Mondlichtes veranstalteter „siva“ ist so stimmungsvoll, so graziös, daß selbst die mit der Steigerung des Eifers eintretende höhere Begeisterung natürlich und harmlos erscheinen. Vor dem kritischen Blicke fremder Zuschauer zügeln sich die Tänzerinnen und Tänzer, um den Anstand zu wahren, so lästig ihnen bei wachsender Erregung die sittsame Hülle auch ist; selbst aber wenn auch sie fällt, und, wie der leider so früh gestorbene Otto Ehlers schilderte, nur noch Anmut die Lenden gürtet, ist ein „siva“ nicht weniger anständig als der Durchschnitt moderner Variétéproduktionen; eine samoanische Eva aber steht sicher moralisch hoch erhaben über mancher gefeierten Chansonette, Balleteuse und vielen Bühnengrößen. Das gilt zum mindesten für die Vortänzerin, die Dorfjungfrau, „taupou“, und alle Häuptlingstöchter, deren Tugend durch Ehrendamen streng bewacht wird, und die, wie wir bereits gesehen haben, selbst durch die Ehegebräuche streng an einen Sittenkodex gebunden sind — oder sagen wir: waren.

Die „taupou“ ist ein spezifisch samoanisches Wesen. Sie hat verschiedene Bedeutung, unter allen Umständen aber große und besondere Rechte und Pflichten. Das Weib spielt auf Samoa eine große Rolle; es ist dem Manne im allgemeinen gleich gestellt, niemals sklavisch untergeordnet. Die Pflichten und Rechte sind gut verteilt; mindestens ist das Weib dem Manne treue Gehilfin, oft mehr. Im Familienleben ist die Frau liebevoll sorgende Gattin, Mutter und Hausfrau — bis auf das Kochen. In die Feldarbeit teilen sich beide Geschlechter, ebenso beim Fischfang und selbst im Kriege hat die „taupou“ eine bedeutsame Aufgabe, sogar das Köpfen der gefallenen Feinde war ihre Pflicht. Im Frieden ist die Dorfjungfrau Repräsentantin der Ortschaft, unter Umständen die Herrin. Würde und Anmut sind neben heller Hautfarbe, zarten Händen und meist auch auffallender Körper- und Gesichtsschönheit die äußerlichen Kennzeichen der „taupou“, die in ihrem Einflußbereich allgemein verehrt und als moralisch unantastbar geachtet wurde. Mit ihrer Jungfräulichkeit fällt der Nimbus der „taupou“. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.“

Außer „sivas“ stehen Wettspiele, Wettkämpfe, Speerwerfen, Boxen und harmlosere Unterhaltungen mannigfaltiger Art und Variation auf dem Vergnügungsprogramm zu Lande und zu Wasser. Das Wasser hat dabei eine große Bedeutung, in ihm und auf ihm verleben die Insulaner einen erheblichen Teil ihres Daseins mit Speer, Angel, Schlingen, Körben, Netzen u. s. w. fischend und jagend, schwimmend, tauchend oder paddelnd mit federleichten Kanus. Alle Tiere des Meeres sind ihnen bekannt und für jedes gibt es besondere Fangmethoden, die verschiedentlich auch beim Schein von Kokosfackeln im Dunkel der Nacht auf dem Riff ausgeübt werden. Jauchzend tauchen die braunen fischgewandten Schwimmer hinein in die tosende weißschäumende Brandung, der Gewalt der Wogen ungestraft spottend.

Einst, vielleicht vor Jahrhunderten, beschränkte sich, wie wir bereits gesehen haben, ihr Wassersport nicht auf die Küsten und den heimischen Archipel. In Segelkanus, zu zweien verbunden und zu kriegslustigen Flotten vereint, kreuzten ihre Fahrzeuge den Ozean, um mit Hilfe der Himmelskarte, deren Sterne und Gruppen ihnen vertraut waren, fernere Gestade aufzusuchen und zu abenteuern. Die Wallis-, Tonga- und Vitiinseln scheinen hauptsächlich in diesen Verkehrskreis gehört zu haben.

Die Überlieferung, deren wertvollste Reste im Urtext von Generalkonsul

Digitized by Google

Dr. Stübel, jetzigen Kolonialdirektor und von Marineſtabsarzt Dr. Krämer geſammelt und der Nachwelt erhalten ſind, erzählt noch viel aus jener Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, die auch in Geſängen noch fortlebt. Dichteriſches und muſikaliſches Talent kann man den Samoanern nicht abſprechen, ihre Lieder ſind, wie ihre ganze Redeweiſe poetiſch, blumig und gedankenreich, das gilt auch, wie wir bereits an den Beiſpielen der Schöpfungsgeſchichte geſehen haben, für die Überlieferung und viele ſchöne Volksſagen, die vielfach philoſophiſche und pſychologiſche Vertiefung, treffende Logik und ſcharfes Denken erkennen laſſen.

Tänzer mit Kopfputz (tuiga) und Kopfmeſſer.

Die klangvolle, vokalreichſte aller Sprachen iſt für Dichtung und Geſang natürlich hervorragend geeignet. Alle harten und ſchnarrenden Laute und die Konſonanten b, c, d, h, k, q, r, w, x, y, z fehlten, bis das malaiiſche k von Tonga übernommen, das t mehr und mehr verdrängte, während n und g allmählich zu naſalem ng verſchmolzen. Jedes Wort klingt phonetiſch mit einem Vokal aus, während Konſonanten ſtets durch Vokale getrennt ſind, oft ſind ohne Verſchmelzung und Diphthonge bis vier Vokale, auch derſelben Art zuſammengefügt. Demgemäß hat auch die Melodik beſonders im Chorgeſang eine relativ hohe Stufe erreicht. Wenn auch der Einzelgeſang und die muſikaliſche Begleitung von Tänzen mehr eigenartig als ſchön klingt, ſo wirken Chorgeſänge auf das Ohr um ſo angenehmer, beſonders die Bootslieder, deren meiſt getragener Tonfall und Rhythmus die Ruderſchläge in wunderbar ſtimmungsvollen Akkorden begleitet.

Sehr groß iſt das muſikaliſche Gehör, die Auffaſſungsfähigkeit für fremde Melodien und vor allem geradezu erſtaunlich das Talent, unbekannte Inſtrumente zu ſpielen. Zieh- und Mundharmonika haben daher ſchnell Eingang und Verbreitung gefunden, ebenſo Akkordzithern ꝛc. Wenige Verſuche, kurze Übung genügen zu richtiger Benützung; ſelbſt die Klaviatur des Flügels bearbeiten die geſchmeidigen Hände der Samoanerinnen bald kunſtgerecht; das iſt um ſo wunderbarer als die Art und Zahl der urſprünglichen Inſtrumente ſehr gering und auf Hohlſtämme als Trommeln, die heute Kirchenglocken erſetzen, Muſcheltrompeten und primitive Pfeifen beſchränkt war. Kinder benutzen die Achſelhöhle mit Vorliebe als Tonquelle, indem ſie die gewölbte Hand hineinhalten und mit dem Arm dann die Luft mit quakendem Laut herauspreſſen. Als Tanzmuſik genügt rhythmiſches Taktſchlagen mit Holzſtaben auf

Matten, begleitet von ziemlich monotonem Gesangtexte oft als witzige Erläuterung pantomimischer Aufführungen.

Die Art des Vortrages mehrstimmiger Lieder, und die natürliche Veranlagung zu mehrstimmigem Chorgesang haben der christlichen Kirchenmusik und Chorälen einen raschen Eingang gesichert, und so kann man sich denn bei Gottesdiensten und den Abendandachten nach Sonnenuntergang herzlich erbauen. Gerade den allgemein gewohnten Abendandachten verleiht diese Betätigung christlicher Huldigung eine köstliche Weihe, mehr als der Gottesdienst in den kahlen, öden, dumpfen, ja schmutzigen, sogenannten Kirchen der englischen Mission, die den einzigen Vorzug vor den Hütten der Eingeborenen haben, daß sie aus vier Steinwänden bestehen; und dieser Vorzug ist, wie man beim Betreten eines solchen Gotteshauses empfindet, ein Nachteil. Dafür gibt es in Apia eine Anzahl stattlicher Kirchen, teils aus Holz, teils massiv, und die Missionare wohnen auch außerhalb in hübschen, behaglichen Häusern. Daß Äußerlichkeit nicht die wahren Symbole des Christentums, der Verehrung göttlicher Allmacht bedeutet, kann man gerade hier in schönster Weise erkennen. Während der Händler mit kalter Berechnung aus dem Kirchenbesuch und der dabei entfalteten Putzkonkurrenz immer neuen Segen zieht und im stillen über diese Ausübung der Frömmigkeit lächelt, wird selbst der gottlosen Beachcomber bei der Abendandacht in einem Samoadorfe verstummen. Es liegt ein seltsamer Reiz in dieser Ehrung Gottes in seiner herrlichen Schöpfung, dem unermeßlichen Weltendome, wenn die Herdfeuer in den Hütten magischen Schein verbreiten, wenn die stolzen Fiederkronen der Kokospalmen leise flüstern und der ferne Rhythmus der Brandung, wie das plätschernde Geräusch der Küstenspülung die ehrfurchtsvollen Lob- und Dankesklänge ehrlicher, unverdorbener Menschenkinder begleitet, während am hohen Himmelszelt Stern nach Stern aufleuchtet und die köstliche laue Tropennacht ihre beruhigenden Fittiche über die Erde breitet. Wenn aber Luna ihr neckendes Lichtspiel auf dem Wasserspiegel treibt, die Tauperlen auf Gräsern belebt und von ihrem hohen Himmelspfade die Landschaft mit bleich blendendem Schimmer übergießt, dann weicht die Ruhe der Tropennacht der Freude fröhlichen Frohsinns, heiterem Lebensgenuß; und das Gesicht der Häuptlingstochter Sina, die den Mond einst in einer Hungersnot für eine Brotfrucht hielt und für sie und ihr Kind anflehte, zu ihr herabzukommen, aber von dem Monde entführt wurde, lächelt freundlich über die Genießenden, denen auch Venus verstohlen winkt, auch wenn Luna sie überstrahlt.

Der Eindruck harmonischen Friedens, harmloser Glückseligkeit hat die Inseln, selbst wenn sich zu den Himmelsleuchten die Kriegsfackel gesellte, nie ganz verlassen, denn auch in Kriegszeiten ging es meist recht friedlich zu, wenn sich nicht gerade die Gegner in den Haaren lagen. Das kam im allgemeinen nicht sehr oft vor. Die Hauptsache bei Samoakriegen waren Vorbereitungen und Zeremonien mit feierlichen Beratungen und Festen. Für richtige Kriegswut waren die Samoaner zu höflich, falls sie nicht besonders gereizt und angefeuert wurden. Wenn es aber darauf ankam, dann konnten sie auch kämpfen wie Helden; das haben sie fremden Feinden, zumal im letzten „Befreiungskriege" gegen die anglo-amerikanischen Angriffe, unbesiegt bewiesen, als sie nur mit Messern, Keulen und Gewehren ohne Munition den Landungstruppen und ihren wohlbewaffneten Brüdern blutig heimleuchteten, und schwach an Zahl und Waffen mit der Überlegenheit heiliger Begeisterung, wie die

Digitized by Google

Buren ihre Freiheit verteidigten gegen brutale räuberische Einfälle. Daß diese tapferen Faustkämpfer den Marinetruppen sogar Geschütze abnehmen konnten, ist verdiente Schmach für die Soldatenehre der vielgerühmten englischen Marine. Amerikaner konnten das eher verschmerzen, denn sie hatten sich ja, wenigstens nach den Berichten, bereits auf den Philippinen mit Lorbeeren geschmückt. Die Sieger wußten mit den Trophäen nichts anzufangen, da ihnen aus den deutschen Freunden kein „Klein“ (vergl. S. 626) erstand. Solche Heldentaten aber konnten, wie gesagt, nur durch besondere Umstände hervorgerufen werden. Wie wenig auch derartiger Zorn dem wahren Charakter entsprach, und wie schnell er verrauschte, das haben wir (S. 628) bei der furchtbaren Katastrophe im Hafen von Apia gesehen, wo die Feinde den Feinden als Retter in Todesnot beistanden.

Wenn trotzdem Krieg in der Geschichte Samoas zur Tagesordnung gehörte, so geschah das, weil der Krieg eben mehr ein nicht immer unblutiges Gesellschaftsspiel, ein Sport mit gewissen Vorbedingungen war, etwa im gleichen Sinne wie für einen übermütigen, fröhlichen Studenten vom alten Schlage die Mensur. Die Kontrahagen entstanden auch hier oft aus fröhlicher Festesfreude, häufiger noch aus Ehrenkränkungen. Das war natürlich bei dem hoch entwickelten Ehrgefühl und Standesbewußtsein leicht der Fall, wurde aber ebenso kommentmäßig wie ein studentischer Ehrenhandel erledigt. Die Gegner gingen würdevoll nach Hause, um dann über die Art der erforderlichen Genugtuung und die näheren Bedingungen, je nach Schwere des Falles, zu verhandeln und die Waffen zu rüsten, sowie ihren Anhang aufzubieten. Handelte es sich um Ehre und Würde eines „tui“ oder sonstigen „ersten Chargierten“, dann beteiligten sich wohl auch ausnahmsweise fast alle Bezirke und Ortschaften, von denen einigen alte Kriegsrechte zustanden. Einige Dörfer konnten für sich den besonderen Ruhm als Vorkämpfer fordern, andere waren als Seefechter anerkannt, bestimmte Sippen hatten das Recht, Befehlshaber zu stellen u. s. w. Man kann sich vorstellen, daß demgemäß die Vorbereitungen für eine „Staatsaktion“ erheblich Zeit in Anspruch nahmen, manchmal mehr als die Begeisterung übrig hatte. Man begnügte sich dann unter Umständen damit, falls nicht während dieser Rüstungen und Präliminarien ein neuer casus belli auftauchte, durch den nicht selten eine große Parteiverschiebung bedingt war.

Wenn es wirklich der anspornenden und kitzelnden Ausdauer von Kriegsrednern gelungen war, die Kampfeslust bis zum Äußersten wachzuhalten, dann wurde, wenn es kommentmäßig zuging, der Tag für den Angriff mit Rücksicht auf besondere Zeitregeln nach Mondphasen ꝛc., meist auch das Schlachtfeld bestimmt. Hatten die Seehelden beiderseits die Vorhand, dann kam die Sache auf dem Wasser unter dem Ruf der Muschelposaune zur Entscheidung; diese Gefechte, Mann gegen Mann oder Kriegsfahrzeugen gegenüber, waren meist relativ gefährlich und blutig. In anderem Falle griff die eine Partei vom Meere aus die Landpartei an, dabei war die erstere im Nachteil bis sie an Land kam, dann bekamen die Gegner vor den Ruhmen meist Angst. Spielte sich die Entscheidung auf dem Lande ab, dann wurden häufig bestimmte Grenzpunkte bezogen und befestigt. Dort lagen die Kriegsscharen einander erwartungsvoll gegenüber, bis es Zeit war zum Angriff, der durch herausfordernde Reden, Schmähungen und meist folgenden Zweikampf mit Keule oder Messer nach Art der Amalekiter eröffnet wurde. Für die Kämpfe war „viel Geschrei und wenig Wolle“ im allgemeinen die Signatur; aber manchmal wurde das Ge-

fecht auch hitzig, dann kostete es einige Köpfe, die von Lebenden oder Toten zu erobern für die „taupous“, die als Amazonen „mitmachten“, eine besondere Ehre war. Diese Barbarei würde kein Fremder einer zartfühlenden, sonst harmlosen Dorfjungfrau zutrauen, wenn er sie nicht auf dem „Felde der Ehre“ beobachtet, oder mindestens ihren funkelnden braunen Augen die wachsende Begeisterung bei pantomimischen Kriegssivas richtig verstanden hat. Im übrigen wirken diese Amazonen in ihrer eigenen Partei als Samariterinnen.

Das Köpfen mag zwar barbarisch erscheinen, aber doch ist es immer noch eine kleine Grausamkeit im Vergleich mit anderen Gewohnheiten und Rohheiten in Kriegen zwischen zivilisierten Völkern, und ob man, um eine Fahne als Siegestrophäe zu erobern, so und so viele Opfer streckt oder einen Kopf selbst als Siegespreis nimmt, bleibt sich schließlich gleich; angenehm ist beides nicht; und die Samoaner geben die Köpfe den Angehörigen der Enthaupteten wenigstens wieder zurück. Nach langem Zureden hatten sich die Samoaner in letzter Zeit auf die Ohren als Trophäen beschränkt; diese Humanität soll aber von den damit Beglückten keineswegs als solche empfunden worden sein. Man erzählt, daß an Bord des englischen Kriegsschiffes mehrere Matrosen statt der Ohren als schlechten Ersatz Ehrenzeichen nach Hause gebracht haben.

Früher hatten die Kriege immer ein Ende; aber seitdem die rivalisierenden Mächte Frieden predigten und stiften sollten, ruhten die Waffen nur selten, vielmehr wütete die Kriegsfurie in geradezu verheerender Weise. Friedliche Dörfer loderten auf und wurden zerstört, Kokospalmen, Brotfruchthaine vernichtet. Unter dem unsamoanischen Einfluß erstarben die guten Sitten, so daß selbst an den reich gesegneten Gestaden der Inseln Nahrungsmangel die an volle Mägen gewöhnten Gemüter verdarb und die Scheu vor fremdem Eigentum erstickte. Die Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft wurden geplündert, und die bedauernswerten Pflanzer mußten es sich gefallen lassen voll Entrüstung über die Schwäche des Schutzes und mit Ingrimm gegen die requirierenden Krieger. Was blieb beiden Teilen übrig? Man muß den Samoanern, besonders den „Rebellen“, die instinktiv um ihre Freiheit gegen fremden Druck kämpften, nachrühmen, daß sie sich auch hierbei möglichst taktvoll benommen haben. Wie es überhaupt bis zu dem letzten Befreiungskriege geradezu als unmöglich galt, daß Eigentum und Sicherheit, abgesehen von Apia unter dem Einfluß fremder Hetzer und Ränke, durch die Samoakriege irgendwie bedroht werden konnten. Daran dachte kein Mensch, am wenigsten die Krieger selbst.

Als Charakteristikum für die Art der Kriegführung in dem geschilderten Rahmen möge folgender Fall dienen: Verfasser hatte 1894 Tamasese, dem Führer der Rebellen gegen Malietoa, den Wunsch geäußert, einem Gefecht als Schlachtenbummler beizuwohnen und die Zusage rechtzeitiger Benachrichtigung erhalten. Die Rebellen erwarteten an einem bestimmten Tage einen Seeangriff der Regierungspartei. Bald ließ Tamasese mitteilen, daß der „fomai“ (Doktor) am nächsten Vormittag nach Tisitisi kommen möge, um die Taten seiner Helden zu bewundern. Mit einem Renner des Pflanzungsverwalters begab ich mich dann zur bestimmten Zeit an den Schauplatz, von wo ich bereits draußen auf dem Meere vor dem Riff eine zahlreiche Bootsflotte liegen sah. Etwa 300 Schritt vor mir war das Dorf, in dem Tamasese programmgemäß sitzen und angegriffen werden sollte. Plötzlich ertönt vom Wasser her das dumpfheulende Signal der Muschelposaunen, und langsam

Digitized by Google

nähert sich das Geschwader. Etwa 100 m von der Küste beginnen die Angreifer zu schießen, wie meist, viel zu hoch, wie ich aus einigen verirrten Kugeln schließen konnte, die in die friedlichen Kronen der Kokospalmen über mir einschlugen. An Land blieb alles ruhig. Das mochte den Angreifern befremdlich scheinen, denn sie stoppten, anscheinend zu kurzem Kriegsrat. Sie hatten wohl nicht daran gedacht, daß ihre Gegner nicht wie sie mit Munition reichlich versorgt waren, sondern das Hauptvergnügen, das Geräusch, einschränken mußten. Dann ging es wieder fröhlich knallend vor zur Attacke. So leicht hatten sich die Regierungstruppen die Sache nicht vorgestellt. Siegesfroh sprangen sie nahe der Küste ins Wasser, um das Dorf zu stürmen. Da fielen von dort einige gut gezielte Schüsse; einige Angreifer stürzten, aber nur einer blieb am Laufen durch einen Beinschuß verhindert. Die kühne Schar drang mutig vor und bald verkündete lautes Geschrei, daß sie das Dorf erreicht hatte, wo es dem Geknatter nach zu urteilen noch zu einem Zusammenstoß kam. Dann großes Freudengeschrei und bald wurde es stiller. Die Rebellen schienen geschlagen und die Kriegsfackel loderte empor aus den Dächern der Hütten. Ich überlegte eben noch, ob es nun Zeit sei, den Sieg zu besichtigen und die Opfer meines Freundes Tamasese zu bedauern, da kommt mir aus dem Busch ein Mädchen zugerannt, mir zurufend, ich solle machen, daß ich fort komme, jetzt ginge es erst los, „e sau Tamasese sola vave: siaso taua toi; leanga inei", „Tamasese kommt; schnell fort; gleich gibt's Krieg; hier ist's dann schlecht"; gleich darauf folgte die Erklärung. Laute Rufe, Flintenschüsse und dröhnende Schläge verkündeten aus dem Dorfe neues Gefecht; und nach wenigen Minuten sprangen Krieger zu den Booten, die in wilder Hast besetzt wurden und dem Verhängnis schießend enteilten. Die Schüsse vom Land waren vereinzelt aber mit Bedacht abgegeben, denn hier und dort sah man einen Bootsinsassen die Ruder fallen lassen. Bald erschien ein Sendbote Tamaseses, der mich bat zurückzukehren, es sei nichts mehr zu sehen. Widerstrebend folgte ich schließlich dem Zureden des Mannes, um nachher zu erfahren, daß die Rebellen beizeiten das Dorf verlassen und nur einige Schützen zur Täuschung zurückgelassen hatten, da sie mit ihren wenigen Patronen einen Angriff der Übermacht nicht aushalten konnten. So hatten denn die Angreifer einen leichten Sieg gehabt und als sie sich dessen froh, die Feinde vertrieben wähnend, daran machten die Hütten anzuzünden und die Brotfruchtbäume zu ringeln, da war plötzlich Tamasese erst recht da und der Schreck war groß, noch größer die Eile der Flucht; denn wer konnte ahnen, wie viele Gegner noch im Busche steckten? Die Malietoapartei hatte bei diesem durch ungewohnte Hinterlist vereitelten Siege, soviel bekannt wurde, 1 Tote und einige 20 Verwundete; die Rebellen verloren 3 Mann ohne Köpfe und hatten nur wenige Wunden, aber 3 Köpfe der Gegner. Die Kämpfer für die Regierung kehrten tief beschämt zu ihrem Kriegsherrn nach Apia zurück, um dann mit ihm auf Befehl der drei Vertragsmächte neue Operationen gegen Tamasese zu unternehmen, die aber alle, wie schon erwähnt, ähnlichen Erfolg hatten.

Seit der Teilung Samoas und der lange vergeblich versuchten Entwaffnung der Samoaner, die schließlich ohne alle Schwierigkeiten bei dem kriegsmüden, erschöpften Völkchen leicht und schnell von statten ging — es wurden über 6000 Gewehre an die Samoakommission, die zur Schlichtung der letzten Feindseligkeiten zwischen den Vertretern der Mächte entsandt war, und später an

den Gouverneur Dr. Solf abgeliefert — ist die Streitaxt begraben, und sie wird es bleiben, solange die Eingeborenen richtig behandelt werden, solange Samoa vor äußeren politischen Zwisten bewahrt bleibt.

## III. Samoaliteratur

Es erübrigt noch, angesichts der Anschauungen, die durch törichte Schilderungen erweckt sind, einige Worte über die wissenschaftliche Erforschung Samoas zu sagen. Vorweg erwähnt sei, daß der fernste Archipel das bei bekannte und best bearbeitete exotische Gebiet ist. Das verdankt die Wissenschaft in erster Reihe den grundlegenden, ausgezeichneten und vielseitigen Arbeiten, Studien und Publikationen der „United States Exploring Expedition", die unter Wilkes 1838 die Inseln besuchte, die Berichte früherer Reisenden — Roggeveen, Bougainville, La Pérouse, Edwards (Kotzebue), Dumont d'Urville — sind relativ bedeutungslos. Wertvoll, besonders in ethnographischer und volkloristischer Beziehung sind die Aufzeichnungen der englischen Missionare William, Powell, Turner, Pratt und Fraser, sowie der englischen Konsuln Pritchard und Whitmee. Als Sprachforscher stehen unter den Pionieren Pratt, Whitmee und Père Violette obenan. Der Nestor deutscher Forschung ist Dr. Eduard Graeffe, der als Sendbote des Hauses Godeffroy von 1863—1867 auf Samoa weilte und sogar für einen Roman („In ferner Inselwelt" von Christian Benckard) die Hauptperson abgeben mußte (zur Zeit Inspektor der Zoologischen Station in Triest). Den Grundstein zu authentischen soziologisch-sprachlichen Urkunden lieferte der gegenwärtige Kolonialdirektor Dr. Stübel, der als Generalkonsul in den achtziger Jahren eine kostbare Sammlung samoanischer Urtexte über Volkssagen und Überlieferungen anlegte, die später im Museum für Völkerkunde zu Berlin übersetzt und bearbeitet worden ist. Die Krone dieser Studien und Verdienste, sowie der gesamten Leistungen exakt wissenschaftlicher Forschung gebührt unbestreitbar dem kaiserlichen Marinestabsarzt Dr. Augustin Krämer, der in unermüdlichem, opferfreudigem Schaffen auf eigene Kosten, dank der richtigen Würdigung seiner Ziele, einen längeren Urlaub dazu benützen konnte, um von den schnell schwindenden kostbaren Schätzen für die deutsche Wissenschaft noch zu retten was zu retten war. Seine Verdienste werden erst recht gewürdigt werden, wenn die kritische Forschung der Nachzeit die Samoaner nur noch historisch beurteilen kann.

Besondere Anerkennung verdient auch wegen seiner volkskundlichen und fortdauernden Arbeiten der langjährige Beobachter der Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten der Samoaner Leutnant a. D. Werner v. Bülow, der in kleineren und größeren Abhandlungen wertvolle Beiträge zu den Sitten, Überlieferungen und vom Wesen des Völkchens gegeben hat, die aber leider, wie die bisherige Samoaliteratur überhaupt, sehr unter Zersplitterung und Unzugänglichkeit für weitere Interessenten zu leiden haben.

Als philosophisch-ethnologischer Kritiker hat auch Geheimrat Bastian einige interessante Betrachtungen über die samoanische Überlieferung nach anderen Aufzeichnungen veröffentlicht.

Auf naturwissenschaftlichen Gebieten haben außer der „United States Exploring Expedition" der amerikanische Konsul Forster, Seemann (Flora

Digitized by Google

viriensis), Graeffe (zoologisch) und Krämer (ornithologisch und Korallen) Beiträge geliefert; der Verfasser hat sich speziell mit der Vegetation der Inseln beschäftigt und in seiner „Flora der Samoainseln" einen Grundstock für weitere botanische Arbeiten gelegt. Sowohl für Botaniker wie Zoologen und Geologen bieten die Inseln noch manche lohnende Aufgaben. Von besonderem Interesse sind Bohrungen und Untersuchungen des Fundaments der Inseln für ihre Entstehung und Besiedlung, über die Herkunft der Schweine und Hühner, über Nutzhölzer und verschiedene pflanzenphysiologische Fragen, denen eine biologische Versuchsstation auch in weiterem Sinne und praktisch von Nutzen sein würde.

Eine ganze Reihe anderer Namen noch schmückt und füllt die Liste der Samoachronik mit eigenem und entlehntem Wissen, und unzählbar sind die Aufsätze, die in den letzten Jahren, seitdem Samoa so recht Mode und journalistische Milchkuh geworden ist, in Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren oder auch Büchern erschienen sind und dem Publikum oft recht abenteuerliche, falsche und gefälschte Geschichten erzählten. Denn Samoa hat natürlich auch auf Globetrotter gebührende Anziehungskraft ausgeübt, besonders, nachdem der so früh und schlimm geendete Otto E. Ehlers ihnen mit seiner lustigen Schilderung den Mund wässerig gemacht und einige gut verwertbare Bonmots geliefert hatte. Umsomehr gehört es in den Rahmen kolonialer Werke, wie es das vorliegende ist, auch die beachtenswerte einschlägige Literatur zu würdigen. Daher sei auch hier für Freunde Samoas anerkennend des Weltreisenden Moritz Schanz gedacht, der in seinem besonders wirtschaftlich sehr beachtenswerten Buch „Australien und die Südsee" auch über Samoa recht interessante Mitteilungen macht; ferner verdienen das bekannte „Samoa, die Perle der Südsee" von C. E. Ehlers, die Broschüre von E. Troost „Samoa" und R. Decken „Manuia Samoa" von den neueren Samoaschriftstellereien gebührend gewürdigt zu werden. Dagegen sind von minder gewissenhaften phantasievollen Schriftstellern die Verhältnisse auf Samoa in unrichtiger, übertreibender Form dargestellt worden, wodurch der kolonialen Sache selbst nicht gedient ist. Das ist sehr bedauerlich, denn zum Beispiel für Indianergeschichten eignet sich Samoa wirklich nicht, eher für Romane. Auf der Bühne ist es auch bereits von Kurt und Viktor Lauerenz eingeführt und hat in der Posse Talolo auf Berliner Theatern sogar Erfolg gehabt, wenn auch der Titel das einzige Samoanische dabei ist, um so drolliger wirkt das „Samoanische Liebeswerben" aus Afrika oder wer weiß wo es hinpaßt? auf den Zuschauer. Talolo (ta'alolo) heißt auf deutsch ein großes Festessen. „Tala [illegible]lo" würde der Samoaner von diesem Talolo sagen: Schwindel!

Unter solchen bewußten und unbewußten Fälschungen hat natürlich die Kolonie zu leiden. Schlimmer noch sind in kolonialwissenschaftlicher Beziehung optimistische Übertreibungen, die zu falschen Hoffnungen und Enttauschungen verleiten. Das gilt gerade für Samoa besonders; denn allzuglanzende Schilderungen der zweifellos großen Fruchtbarkeit des Landes und der Aussichten für Ansiedler haben — zum Teil geflissentlich verbreitet — eine formliche Invasion von Kolonisten und Unternehmungen gezeitigt. Viele werden oder wollen säen, aber wenige werden ernten; denn ohne die erforderlichen Mittel und Erfahrungen sind auch von der „Perle der Südsee" keine Schätze zu erwarten. Alle Mißerfolge einseitiger, falscher Unternehmungen untergraben aber nicht nur das Vertrauen, sondern auch die gedeihliche Entwicklung unserer

jüngsten, schwer errungenen Kolonie. Wenn der Verfasser des ersten Abschnittes in diesem Werke für Kamerun „Geduld" empfiehlt, dann warne ich für Samoa vor Überstürzung und allzukühner Unternehmungsluft. Auch Samoa muß langsam und vorsichtig erschlossen werden.

## IV. Schlußwort

Nach Abschluß dieses Beitrags zu dem kolonialen Werke erfolgte der langersehnte Urteilspruch des Königs Oskar von Schweden in der Entschädigungsfrage für die auf Seite 628—630 kurz geschilderten letzten Wirren auf Samoa. Jene ganze kritische Zeit mit all ihren persönlichen, politischen und rechtlichen Verstößen, sowie deren brutale Ausartungen und weiteren Wirkungen hat durch den königlichen Schiedsspruch eine für die deutsche Sache und deren Vertreter ehrenvolle Würdigung erfahren Der königliche Schiedsrichter hat auf Grund der ihm von den drei Mächten eingereichten Akten und Darstellungen über die strittigen Punkte und rechtlichen Differenzen unterm 14. Oktober erkannt,

> „daß die in Frage stehende militärische Aktion, d. i. die Zurückholung der Malietoaanhänger und die Verteilung von Waffen und Munition unter sie, die Beschießung, die kriegerischen Maßnahmen an Land und die Behinderung des freien Straßenverkehrs nicht als gerechtfertigt betrachtet werden kann, und daß deshalb Ihrer Britannischen Majestät Regierung und die Regierung der Vereinigten Staaten nach Maßgabe des Abkommens vom 7. November 1899 für die Verluste verantwortlich sind, welche durch die erwähnte militärische Aktion herbeigeführt sind."

Diese Kritik ihrer verlustreichen Erduldungen ist für die damals beteiligten Deutschen zwar sehr ehrenvoll und erfreulich, aber doch nur eine sehr geringe verspätete Genugtuung und Entschädigung für die schweren Kränkungen ihres nationalen Bewußtseins und ihrer stark erschütterten Standes- und Besitzinteressen, die sie ungesühnt ertragen mußten.

Dem Verfasser ist es eine große Freude, mit diesem letzten Wort seinen Beitrag schließen zu können und daran den Wunsch zu knüpfen, daß die objektive Beurteilung des letzten Aktes der langjährigen samoanischen Tragikomödie nicht nur den beteiligten Regierungen eine Lehre, sondern unsrer gesamten Kolonialpolitik und ihrer Entfaltung dienlich sein möge.

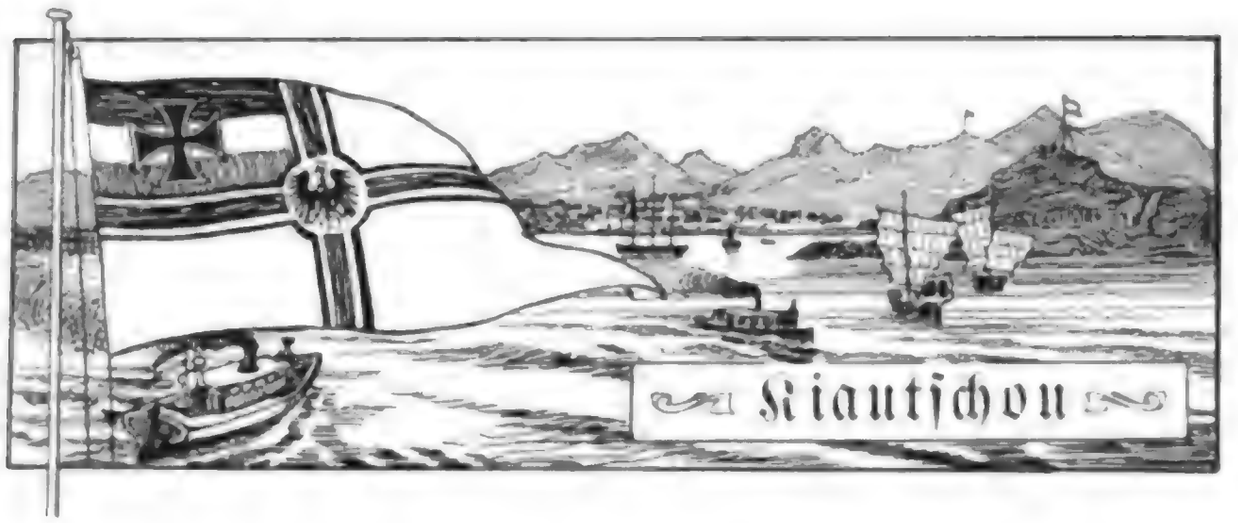
Digitized by Google

# Die Kolonie Kiautschou

von

**Kapitänleutnant Deimling**

Digitized by Google




# I. Die Erwerbung

Der Vertrag zwischen Preußen und China vom 2. September 1861, durch welchen dem Königreich Preußen der Handel mit China in gleicher Weise wie England und einigen anderen Staaten erschlossen wurde, bildet den Beginn eines in kommerzieller Beziehung für ganz Deutschland hochwichtigen Zeitabschnittes. Hier bot sich ein reiches Absatzgebiet für unsere Waren, aber auch nicht minder ein großer Markt mit wertvollen Gütern zur Ausfuhr. Der deutsche Handel gewann rasch eine gewaltige Bedeutung und nimmt heute in Ostasien die zweite Stelle ein. Die stetige Zunahme des deutschen Handels ließ es schon seit geraumer Zeit wünschenswert erscheinen, einen eigenen, möglichst auch unter deutscher Verwaltung stehenden kommerziellen Stützpunkt zu erwerben. Bis zum Beginn des chinesisch-japanischen Krieges waren die deutschen Kaufleute auf die Gastfreundschaft der eigene Niederlassungen besitzenden Nationen (meistenteils Englands) angewiesen, die ihnen übrigens auf das bereitwilligste gewährt wurde. Aber gerade jener Krieg hatte dargetan, daß es für die weitere Entwicklung unseres Handels dringend nötig sei, eigene Handelsniederlassungen zu besitzen. Zunächst wurde mit der Gründung deutscher Niederlassungen in einigen Vertragshäfen begonnen, in gleicher Weise, wie dies seitens der Engländer, Franzosen und Amerikaner schon früher geschehen war. Bald zeigte sich, daß damit dem deutschen Handel nur wenig gedient war, er bedurfte vielmehr eines Platzes, der in erster Linie deutsch war und unter deutscher Verwaltung stand, in ähnlicher Weise wie Hongkong für England den Ausgangspunkt für die englischen Handelsinteressen in Ostasien bildet. Anfangs war daran gedacht, einen Vertragshafen, etwa Amoy, für Deutschland zu erwerben; von diesem Plane wurde aber bald Abstand genommen, da die in den Vertragshäfen ansässigen anderen Nationen voraussichtlich bedeutende Schwierigkeiten bei einer derartigen Besetzung gemacht haben würden. Auch sprach speziell gegen Amoy, daß dessen Hinterland in kommerzieller Beziehung geringwertig war. Dagegen schien den an einen solchen Handelsstützpunkt zu stellenden Anforderungen nach gründlichen Untersuchungen die Kiautschoubucht am besten zu genügen. Diese verhältnismäßig geschützte Bucht ist selbst für die tiefgehendsten Schiffe zugänglich und hat ein als Absatzgebiet aufnahmefähiges, für Ausfuhr aber ein namentlich an Kohlen reiches Hinterland, dessen Erschließung die Geländeverhältnisse besonders begünstigen. Gleichzeitig war hier die Möglichkeit gegeben, die zum Schutze des Handels nötigen maritimen Anlagen zu schaffen und der im

Digitized by Google

Interesse des Deutschtums in Ostasien stationierten Flotte einen Stützpunkt für etwaige Operationen zu gewähren. Die Ermordung zweier Missionare in Schan tung gab die letzte Veranlassung zur Besetzung der Kiautschoubucht und des umliegenden Landgebietes.

Am 14. November 1897 besetzte das Kreuzergeschwader unter Admiral v. Diederichs als Sühne für den begangenen Mord den Ort Tsingtau und nahm von den beiden die Bucht begrenzenden Halbinseln und von der Bucht nebst den darin und davor lagernden Inseln Besitz. Durch den Vertrag vom 6. März 1898 zwischen dem Deutschen Reich und China wurde das besetzte Gebiet im Wege gütlicher Vereinbarung an Deutschland abgetreten und am 27. April als deutsches Schutzgebiet erklärt. Gleichzeitig wurde ein Gebiet von 50 km Radius um die Bucht als neutrale Einflußzone erklärt, in welcher deutsche Truppen freies Durchzugsrecht haben und in welcher chinesische Truppen nur im Einverständnis mit dem deutschen Gouverneur stationiert werden dürfen. Ferner wurde durch weitgehende Konzessionen das Hinterland, die große Provinz Schan tung, in erster Linie der deutschen Industrie und dem deutschen Handel freigegeben.

## II. Das Land

Das deutsche Schutzgebiet umfaßt die beiden die Bucht bildenden Halbinseln, von denen die nördliche mit der im Entstehen begriffenen Stadt Tsingtau 462 qkm, die südliche, Hai hsi genannt, 47 qkm Flächeninhalt hat, die Hochwassergrenze um die Bucht, die Inseln in der Bucht — Yin tau, Huang tau —, und die der Bucht vorgelagerten Inseln Tschu tscha tau, Tai kung tau, Hsiau kung tau, Fu tau, Tscha lien tau, Schui ling schan und einige kleine Felseninseln. Die Inseln haben zusammen einen Flächeninhalt von 44 qkm, während die Bucht bei Hochwasser eine Wasserfläche von 560 qkm aufweist. Der nördlich und östlich der Bucht gelegene Teil des Schutzgebietes ist der wichtigste. Hier wird der große Hafen angelegt, die neue Stadt erbaut und hier endigt die Eisenbahn, welche die den Reichtum der Provinz Schan tung darstellenden Kohlen zur Küste bringen wird.

### 1. Bodenbeschaffenheit

Im Osten dieses Teils des Schutzgebietes erhebt sich der Lau schan, ein mächtiges Gebirge mit Höhen über 1000 m, im Norden die „Tung liu schui" genannte Gebirgskette. Beide Gebirge bilden eigentlich ein zusammenhängendes Ganze, da sie nur durch einen Nebenfluß des Pai scha ho unvollkommen getrennt werden. Das Gebirge besteht aus granitischem und porphyrischem Gestein und ist wild zerklüftet; namentlich der Tung liu schui zeichnet sich durch unwegsame Steilhänge und zackige Klippen aus. Der Lau schan ist zugänglicher und bietet mannigfache Naturschönheiten. Man ist überrascht, in diesen von der See aus kahl und steinig aussehenden Bergen so anmutige Gegenden zu finden. Wo es die Steilheit des Gebirges nur irgend zuließ, sind weite Flächen mit Brennholzschonungen bedeckt. Die Bäume dieser Schonungen erreichen allerdings selten Höhen von mehr wie 2—3 m infolge der unvernünftigen Art der Holznutzung seitens der Chinesen. Zwischen diesen Anpflanzungen erblickt man saftige Matten, die für einen weiten Umkreis das Winterheu liefern. An besonders schön und günstig gelegenen Orten sind

Digitized by Google

größere Tempelanlagen erbaut, in deren Umgebung mächtige Laub- und Nadelholzbäume den Beweis liefern, daß eine rationelle Aufforſtung unter allen Umſtänden Erfolg haben wird. Bisweilen trifft man bei dieſen Tempeln auch kleine Haine von Bambus, der ſonſt im Schutzgebiete nicht vorkommt. Die höchſte Spitze des Lau ſchan, der 1130 m hohe Lau ting, liegt zwar in chineſiſchem Gebiet, aber dicht an der Grenze und iſt vom Schutzgebiet aus verhältnismäßig gut zu erſteigen. Schon jetzt wird der Lau ſchan als Ausflugsort von den Koloniſten häufig beſucht, die hier in friſcher Bergluft Erholung nach angeſtrengter Tätigkeit in Tſingtau finden. Es hat ſich in Tſingtau ein beſonderer Bergverein nach Art des Alpenvereines gebildet, der ſich die Erſchließung der Naturſchönheiten des Lau ſchan zur Aufgabe gemacht hat.

Gebirgspartie in Lau ſchan (Felſental).

Im Lau ſchan entſpringt eine Anzahl größerer Flüſſe, die von da durch unſer Gebiet nach dem Meere ziehen; der Pai ſcha ho, welcher an der Nordgrenze des Schutzgebietes in die Kiautſchoubucht mündet, der Tſchang tſunfluß, ein Nebenfluß des vom Tung liu ſchui kommenden und gleichfalls in die Kiautſchoubucht fließenden Li tſunfluſſes, der Tſchu wofluß und der Prinzenfluß, welche in den Lau ſchanhafen, eine am Gelben Meere liegende Bucht unſeres Schutzgebietes, münden. Eine Eigentümlichkeit aller Flüſſe und Bäche in jenen Gegenden iſt es, daß ſie nur hoch oben in den Bergen ſtändig ſichtbar Waſſer führen, während ſie ſich in der Ebene in dem weitaus größten Teil des Jahres nur als flache mit Flußſand gefüllte Becken markieren. Das Waſſer ſickert hier durch den feinen Sand hindurch bis zu einer feſteren Schicht und fließt dann im Flußbett unterirdiſch zum Meere. Durch Nachgraben in den Becken trifft man aber meiſt ſchon bei einer Tiefe von 1 m auf Waſſer.

In der Regenzeit schwellen diese Flüsse namentlich nach heftigen Regengüssen mächtig an, um aber fast unmittelbar darauf wieder zu versiegen. Wegen der stellenweise außerordentlichen Nachgiebigkeit des Untergrundes ist beim Überschreiten der trocken scheinenden Flüsse besonders nach der Regenzeit Vorsicht geboten. Die Bevölkerung im Gebirge ist spärlich, da sich in demselben nur wenig Gelegenheit zum Ackerbau bietet.

Nach Südwesten zu senken sich diese Gebirgsstöcke in mehrfacher Abstufung. Dem Tung liu schui ist der Lau hou schan mit Höhen von 100 m nach Westen zu vorgelagert. Die Ausläufer des Lau schan sind die Li tsuner Höhen und der Wu schan, der seit der Besitzergreifung den Namen Kaiserstuhl führt. Südlich des Li tsun und Tschang tsunflusses steigt das Land wieder an zu den Höhen des Ku schan und den wild zerklüfteten Prinz Heinrichbergen. Letztere haben Höhen von 350 m und mehr. Südwestlich der beiden zuletzt genannten Höhenzüge erheben sich die gewissermaßen den Hintergrund der neuen Stadt- und Hafenanlage abgebenden Hügel: Moltkeberg, Bismarckberg, Diederichsberg und Iltisberg. Zwischen den einzelnen Bergreihen erstrecken sich breite Täler, auch sind die Berge weniger steil wie der Lau schan und der Tung liu schui. Hier bietet sich reichlich Gelegenheit zur Landwirtschaft und infolgedessen hat sich hier die Bevölkerung in dichten Scharen niedergelassen. Da, wo die Bodenform eine direkte Anlage von Feldern nicht zuläßt, sind die nötigen Flächen durch zahlreiche oft mühsam mit Steinwällen hergestellte Terrassen geschaffen. Die Grenze des nördlichen Teiles des Schutzgebietes geht vom Gelben Meer östlich der Halbinsel Nan yau aus auf dem Kamm des Lau schan nach Norden bis etwas über den Ho tunggpaß, biegt dann auf dem Kamm eines Ausläufers des Gebirges nach Westen um und verläuft schließlich in der Ebene am nördlichen Ufer des Pai scha ho bis zur Kiautschoubucht.

Die Verhältnisse auf der südlichen Halbinsel sind ähnliche, jedoch ist der Boden daselbst weniger fruchtbar und die Bevölkerung daher nicht so dicht. Für die Entwicklung des Schutzgebietes kommt diese Halbinsel nicht in Betracht. Die Grenze auf derselben wird von einem etwa aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. stammenden alten Kanal gebildet, der von einer tiefen Bucht, jetzt Arkonasee benannt, aus einen zweiten Eingang in die Kiautschoubucht bildete. Dieser Kanal ermöglichte es in früheren Zeiten den Segelschiffen, von Süden kommend die durch starke Strömung beschwerliche Haupteinfahrt zu vermeiden und hierdurch zugleich den Weg zu kürzen. Heutzutage ist er völlig unbrauchbar, da er teils versandet, teils versumpft, stellenweise sogar überackert ist. Der außerhalb des eigentlichen Schutzgebietes gelegene Teil der Hochwassergrenze in der Bucht ist ebenfalls in unser Gebiet mit einbezogen worden, damit diese Bucht selbst ausschließlich uns zur Verfügung steht. Die Küste hinter diesem Teile der Hochwassergrenze ist flach. Als einziger innerhalb der Hochwassergrenze liegender Ort ist der auf dem Watt erbaute Platz Ta pu tou, der Hafenplatz der Stadt Kiautschou, an das Deutsche Reich gefallen.

Die Stadt Kiautschou war viele Jahrhunderte hindurch eine blühende Handelsstadt und bildete den Hauptausfuhrplatz aus der Provinz Schantung. Die allmähliche Versandung des nördlichen Teiles der Bucht wohl auch verbunden mit einer Hebung des Bodens in derselben ließ im vorigen Jahrhundert schon den Handel zurückgehen, den Todesstoß aber erhielt derselbe durch die Eröffnung des Hafens von Tschi fu als Vertragshafen im Jahre 1860. Dorthin zog sich von nun ab der ganze Verkehr, denn in diesem Hafen bot sich durch die Anwesenheit europäischer Firmen vorteilhaftere Gelegenheit zum Austausch der Waren und durch die dort anlaufenden Dampfer die Möglichkeit schnellerer Verschiffung, was für einen Teil der Waren besonders wertvoll war. Trotzdem die Verkehrswege von den bedeutenderen Handelsplätzen der Provinz nach Tschi fu wesentlich beschwer-

Digitized by Google

licher und größtenteils auch weiter waren wie nach Kiautſchou, konnte letztere die Konkurrenz nicht aushalten und ging mehr und mehr zurück. Nachdem nun aber durch die Gründung der Stadt und des Hafens von Tſingtau die Kiautſchoubucht zur eigentlichen Ausgangspforte für Schan tung geworden iſt, wird der Handel in Schan tung wieder die alten Wege nehmen, die Stadt Kiautſchou, die mit Tſingtau bereits durch eine Eiſenbahn verbunden iſt, wird ſich wieder mehr beleben, der geſamte Handel der Provinz Schan tung wird einen bedeutenden Aufſchwung nehmen, und die Zeit wird nicht allzu fern ſein, daß die Chineſen ſelbſt die Beſetzung des Kiautſchougebietes durch das Deutſche Reich als ein Glück für ihr Land anſehen werden.

Die von der Hochwaſſergrenze umſäumte Bucht hat eine Länge und Breite von rund je 24 km, jedoch wird der für Schiffe brauchbare Teil durch die weiten bei Niedrigwaſſer trocken fallenden Flächen beträchtlich eingeengt, ſo daß für größere Schiffe nur eine Fläche von etwa 10 km Durchmeſſer übrig bleibt. Die Einfahrt zur Bucht iſt in einer Breite von über 2,5 km für die größten Schiffe tief genug. Im Oſten der Bucht iſt außerdem noch eine tiefe und 9 km lange, 1,5 km breite Rinne vorhanden. An dieſer Rinne wird der zukünftige Hafen gebaut.

Bucht bei Scha tſy kou.

2. Das Klima

Das Klima im Kiautſchougebiet wird in erſter Linie durch die Monſune bedingt. Hiernach ſind im Sommer ſüdliche Winde, die über weite Meeresflächen ſtreichen, im Winter nördliche Winde, welche das kalte, trockene Kontinentalklima bis zu den Küſten und ſogar über dieſe hinaus tragen. Es ſind aber auch dort ausgeſprochene vier Jahreszeiten vorhanden. Einem nicht übermäßig kalten Winter mit häufigen rauhen Nordweſtwinden folgt ein ſehr angenehmer Frühling. Mit dem Wechſeln des Monſuns Ende Mai oder Anfang Juni ſetzen ſüdliche Winde ein, die eine große Feuchtigkeit, Nebel und reichlichen Regen mitbringen. Letztere, verbunden mit einer Durchſchnittstemperatur von 25—28° C., machen die Sommermonate weniger angenehm. Doch gibt es zwiſchen den einzelnen Regenabſchnitten auch wieder tagelang ſchönes Wetter mit geringerer Luftfeuchtigkeit und kühlen Nächten, ſo daß das Sommerklima nicht annähernd ſo erſchlaffend auf den Körper einwirkt, wie das Klima der Tropen oder auch das in Schang hai. Die Monate September, Oktober und November bilden einen äußerſt angenehmen Herbſt; der Oktober iſt der ſchönſte Monat des Jahres. Das Klima in unſerem Schutzgebiete kann als das angenehmſte an der ganzen chineſiſchen Küſte bezeichnet werden und

Digitized by Google

wenn erst die Wohn- und Lebensverhältnisse in Tsingtau ganz geregelt sein werden, ist sicher damit zu rechnen, daß ein lebhafter Zuzug von erholungsbedürftigen in Ostasien ansässigen Europäern namentlich während der Herbstmonate nach Tsingtau und vor allem nach dem Lau schan stattfinden wird.

## III. Bevölkerung

Die Bevölkerung im deutschen Schutzgebiet zählt ungefähr 100 000 Köpfe, die in 284 Ortschaften wohnen, Städte sind nicht vorhanden; Tsingtau selbst war zur Zeit der Besetzung nur ein Fischerdorf mit etwa 1000 Einwohnern, das in letzter Zeit etwas aufgeblüht war, da die chinesische Regierung beabsichtigt hatte, den Eingang zur Kiautschoubucht zu befestigen und daher eine Garnison nach Tsingtau verlegt hatte. Die Bevölkerung wohnt meist in geschlossenen Dörfern. Diese machen äußerlich einen recht guten Eindruck, der allerdings beim Betreten durch den in allen Ortschaften ganz Chinas üblichen Schmutz und Geruch wesentlich beeinträchtigt wird. Die Bauart der Dörfer ist eine regelmäßige; eine Hauptstraße zieht von Ost nach West, kleinere Straßen laufen parallel derselben, andere kreuzen sie in rechtem Winkel. Nach Norden und Nordwesten sind die Dörfer wie auch die einzelnen Häuser wegen des im Winter sehr scharf wehenden Nordwestwindes meist ganz abgeschlossen. Die einzelnen Häuser haben einen massiven Unterbau aus Bruchsteinen, der aber ohne besondere Fundamentierung auf den Erdboden aufgesetzt wird; auf den Unterbau werden die Wände aus roh gebrannten Ziegeln oder aus Lehm und Stroh aufgeführt. Die Fenster werden mit dünnem Papier an Stelle der Glasscheiben versehen. Die Dächer bestehen aus Schilf, Kauliangstroh, seltener aus Ziegeln, in den Fischerdörfern bisweilen aus getrocknetem Seetang. Der Fußboden der Wohnungen wird aus festgestampftem Ton hergestellt, er liegt etwa 30 cm über dem Erdboden. Die zu einem Gehöft gehörigen Gebäude werden durch etwa 2 m hohe Mauern umschlossen, beziehungsweise miteinander verbunden, wodurch die Ortschaften trotz ihrer regelmäßigen Anlage sehr unübersichtlich sind. Fast in jedem Dorf befindet sich eine Schule, woraus man auf einen verhältnismäßig hohen Bildungsgrad unserer neuen Landsleute schließen könnte, wenn nicht ein großer Teil dieser Schulen leer stände oder zu anderen Zwecken verwendet würde. Bei den Ortschaften finden wir meist Begräbnisstätten, die weithin durch hohe Baumgruppen erkenntlich sind. Auch Tempel sind vielfach bei oder in den Dörfern, die den durchreisenden Fremden, auch den Europäern, bereitwilligst als Quartier zur Verfügung gestellt werden. Dies scheint jedoch weniger seinen Ursprung in einer besonderen Toleranz als in einer ausgesprochenen Gleichgültigkeit der Chinesen gegen Religion zu haben. Das Quartier in einem buddhistischen Tempel ist jedenfalls einem chinesischen Gasthof, soweit solche überhaupt in den immerhin kleinen Ortschaften vorhanden sind, vorzuziehen. In der fruchtbaren Pai schan ebene im Norden des Schutzgebietes sind auch einige große Güter vorhanden. hierzu könnte man auch die großen, meist an herrlichen Plätzen gelegenen Tempel und Klöster rechnen, denn mit diesen ist fast immer eine umfangreiche Landwirtschaft verbunden, welche die Zeit der Priester mehr in Anspruch nimmt als ihr eigentliches Amt. Wenn Mangel an Raum zur Unterbringung der Feldfrüchte herrscht, so wird ohne weiteres der Tempel als Lagerraum mit

Digitized by Google

herangezogen. Im Gebirge finden wir einzelne kleine Gehöfte und Abbauten, die meist einen dürftigen Eindruck machen und von der Armut der Bergbewohner ein beredtes Zeugnis ablegen.

Ein ganzes Netz von Fußwegen, die auch in den hohen Gebirgsgegenden nicht fehlen, verbindet die Ortschaften, Tempel und Gehöfte miteinander. Auf ihnen vollzog sich bis dahin der ganze Verkehr, da fahrbare Landstraßen fehlten. Sie dienten gleichmäßig dem Fußgänger, dem Reiter, dem Lastträger, dem Saumtier und vor allem dem einräderigen Schiebkarren, diesem Haupttransportmittel in China.

Die Bevölkerung ist kräftig und gut gebaut, ordnungsliebend und genügsam. Sie lebt hauptsächlich von Ackerbau, betreibt aber zum Teil auch Vieh-

Chinesischer Hochzeitszug.

zucht, Fischerei und Schiffahrt. Handel und Industrie sind nur wenig entwickelt. Als Ackerbauer zeichnen sich die Bewohner des Schutzgebietes durch Fleiß und Ausdauer aus.

## IV. Bodenerzeugnisse, Handel und Gewerbe vor der Besetzung

Jedes Fleckchen Erde wird ausgenützt und durch sachgemäße Behandlung des Bodens und zweckmäßige Auswahl der Saat gelingt es den Chinesen, meist zweimal im Jahre zu ernten. An Feldfrüchten werden gepflanzt: Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum), Bohnen, Mais, Erdnuß, Hanf, an einigen Stellen auch Reis, süße Kartoffeln und Kohl, der als Schantungkohl sich besonderer Beliebtheit bei den Chinesen erfreut. Auch die Obstzucht ist in unserem Schutzgebiet, wie in ganz Schantung, gut entwickelt, wir finden an Früchten Äpfel, Birnen, Aprikosen, Walnüsse und Trauben. Unserem Geschmack sagt das nicht veredelte Obst, wenngleich es sehr erfrischend und nahrhaft ist, nicht ganz zu. Doch wird in kurzer Zeit die Kunst der Veredlung des Obstes dem Chinesen geläufig werden, sobald er einsieht, daß er damit einen größeren Absatz und dementsprechend erhöhten Gewinn erzielt.

Die industriellen Erzeugnisse der Kolonie halten sich in bescheidenen Grenzen; sie bestehen in Anfertigung von Töpferwaren, Hausgeräten, Wollgespinsten, Tierschmuck und Handwerkszeug. Besonders zu erwähnen ist hier

noch die originelle Art der Salzgewinnung aus dem Boden des sehr salzhaltigen Wattes. Der Boden wird hierzu gesiebt und in großen in dem Watt selbst an einer höher gelegenen Stelle ausgehobenen Löchern ausgelaugt. Man erhält hierdurch eine Sole, die durch Eindunstung an der Sonne verdickt und schließlich in einer aus Lehm hergestellten Salzpfanne über Feuer getrocknet wird. Auf diese Weise wird ein schönes, weißes Salz gewonnen.

Der Handel im Schutzgebiet war zur Zeit der Besitzergreifung nicht bedeutend, da er sich in erster Linie um die Befriedigung der geringen Bedürfnisse der Bewohner und um den Absatz der nicht bedeutenden Überproduktion über den eigenen Bedarf drehte. Eingeführt wurde hauptsächlich Baumwolle in rohem Zustande, die dann die Landbevölkerung selbst mittels Handwebstühlen zu Stoffen verarbeitete, und Petroleum. Die Ausfuhr bestand in den Erzeugnissen der Landwirtschaft und der Industrie, in gepökelten Schweinen, zu deren Einpökelung das aus dem Meeresboden gewonnene Salz diente, sowie in solchem Salz.

Der Umsatz der Waren fand bisher teils landeinwärts, teils über See von den Hafenplätzen Tsangkon und Nükukon aus statt. Der Hauptmarkt wurde in dem ungefähr in der Mitte des nördlichen Teiles des Schutzgebietes gelegenen Orte Litsun abgehalten, der häufig von 8—10000 Menschen besucht wird.

Aus vorstehendem sehen wir, daß das von uns besetzte Gebiet zunächst nur wenig bietet, aber abweichend von unseren übrigen Kolonien liegt der Wert der Besitzung nicht in den Erträgnissen des Bodens und den Erzeugnissen der Industrie im Schutzgebiet, sondern in der Geeignetheit der Bucht zur Anlage eines völlig sicheren Hafens, der Möglichkeit der Erschließung eines an Kohlen und Erzen reichen Hinterlandes und der Schaffung eines großen Absatzgebietes für unsere Industrie. Das Schutzgebiet Kiautschou soll, abgesehen von seiner militärisch-maritimen Bedeutung, lediglich als Eingangs- und Ausfuhrpforte der Provinz Schantung dienen, in ähnlicher Weise wie dies die englische Kolonie Hongkong für das südliche China ist.

Die Provinz Schantung umfaßt zum größeren Teil ein Bergland, das inselartig der großen Huangebene vorgelagert ist, während der Rest von dem östlichen Teil dieser Ebene gebildet wird. Sie umfaßt einen Flächenraum von rund 150000 qkm mit etwa 30 Millionen Einwohnern. Das Bergland wird wieder durch eine von der Kiautschoubucht nach dem Golf von Petschili in nordsüdlicher Richtung verlaufende Ebene in zwei Teile zerlegt, die in Bezug auf den Aufbau des Gebirges nicht unwesentlich verschieden sind. Die Berge in Ost-Schantung sind steil und wild zerklüftet. Die Bergformen sind äußerst kontrastreich mit steilzackigen Kämmen. Das vorher beschriebene Laoschangebirge gehört dazu. In West-Schantung stellen die Berge ein zusammenhängendes Ganze dar mit ruhigen Formen. Dieses Gebirge ist für uns von höchster Bedeutung, denn hier lagert die Steinkohle. Die Hauptstadt der Provinz ist Tsinanfu, gleichzeitig der Sitz des chinesischen Gouverneurs. Außerdem liegen in der Provinz die Städte Poschan und Weihsien mit ihren großen Kohlenlagern, Tschifu, Weihaiwei, das 1898 von den Engländern gewissermaßen als Gegenstück zu Tsingtau besetzt wurde, Kiautschou, Jentschou und Tsining. In letzteren beiden Städten sind die großen deutschen Missionsanstalten des Steyler Anzer, die von hier aus ihre Tätigkeit über ganz Schantung entfalten. Das vorher über die wirtschaftlichen Verhältnisse im deutschen Schutzgebiet Gesagte trifft auch im allgemeinen für die ganze Provinz Schantung zu, jedoch ist die Bevölkerung namentlich in den Städten viel wohlhabender, der Handel und die Industrie sind mehr entwickelt. Als wertvolle Ausfuhrprodukte kommen hinzu Seide und Strohborten. Der eigentliche Reichtum der Provinz, Kohlen und Erz, liegt aber noch ungehoben in dessen Schoß, denn seitens der Chinesen sind nur ganz unzulängliche Versuche zur Gewinnung der Kohle gemacht. Die deutscherseits unternommenen Arbeiten zur Anlage von Bergwerken für Großbetrieb sind inzwischen tüchtig gefördert worden

Um aber das Schutzgebiet Kiautschou zu einer in jeder Beziehung nutzbringenden Kolonie zu machen, bedarf es noch angestrengter langwieriger Arbeit

wenn ſchon die Zeit nicht mehr fern iſt, in welcher die erſten Eiſenbahnzüge mit Kohlen die Küſte erreichen und damit den Beweis bringen werden, daß der gewünſchte Erfolg nicht ausbleiben kann.

## V. Entwicklung des Schutzgebietes ſeit der Beſetzung

Gleich mit der Beſetzung begann ein reges Leben in Tſingtau. Durch einige militäriſche Expeditionen, die friedlich verlieſen, wurde der Bevölkerung klar gemacht, daß ſie von nun an unter deutſcher Hoheit ſtände, doch dauerte es noch geraume Zeit, bis dieſe Erkenntnis durchgedrungen war, namentlich da der Präfekt von Tſi mo den Ausfall an Steuer nicht verſchmerzen konnte und bis zur endgültigen Regelung der Grenze heimlich in unſerem Gebiet die fälligen Steuern einzog. Um der Ausübung des Hoheitsrechtes dauernden Nachdruck zu verleihen, owie um für alle Eventualitäten geſichert zu ſein, wurde ſogleich die dauernde Stationierung von Truppen in Tſingtau erforderlich. Es wurde daher ein kriegstarkes Seebataillon, eine Feldbatterie und ein Detachement Matroſenartillerie n Stärke einer Kompanie hinausgeſandt. Bis zum Eintreffen dieſer Truppen blieb das Schutzgebiet von Mannſchaften des Kreuzergeſchwaders beſetzt, welche auch die von den chineſiſchen Soldaten verlaſſenen Lager als Unterkunft für eine herzurichten hatten. Welche Arbeit dies erforderte, kann nur der würdigen, der von chineſiſchen Soldaten bewohnte Lager in Augenſchein genommen hat. Das frühere Yamen des Generals Schang wurde als Sitz des Befehlshabers eingerichtet; ſpäter wurde es vom neuernannten Gouverneur bezogen. Von Anfang an gab es aber auch ſchon wirtſchaftliche Fragen zu regeln, die

Inneres des Tempels in Nü ku kou an der Nordgrenze des Schutzgebietes.

für die spätere Entwicklung der Kolonie von einschneidender Bedeutung wurden. In erster Linie war es erforderlich, sich über die Grundbesitzverhältnisse Klarheit zu verschaffen, was bei der Aufteilung des ganzen Gebietes in viele kleine Parzellen und bei dem gänzlichen Mangel an Aufzeichnungen über Grenzen der einzelnen Gemeinden, Gehöfte und Parzellen große Schwierigkeiten bot. Zwar waren Steuerbücher für Erhebung der Grundsteuer da, doch waren dieselben zur Feststellung der Grundbesitzgrenzen nicht zu verwenden, da sie nach Familien geordnet waren. Ferner lag die Gefahr nahe, daß durch den Ankauf des für die Regierung erforderlichen Geländes die Preise für Grund und Boden schnell in die Höhe getrieben wurden, und daß ein Gründertum sich entwickeln und die Preise nach Belieben hochschrauben könnte. Beidem wurde dadurch begegnet, daß die chinesischen Besitzer durch Zahlung einer Prämie verpflichtet wurden nur an die deutsche Regierung Land und zwar zu dem vor der Besitzergreifung üblichen Preise zu verkaufen. Auf diese Weise behielt die Regierung den Landverkauf zum Wohle für alle Ansiedler in der Hand.

Anfang April traf der neuernannte Gouverneur in der Kolonie ein, deren Verwaltung auch fernerhin dem Reichsmarineamt unterstellt wurde.

Die Verwaltung des Schutzgebietes unter dem Gouverneur, welcher gleichzeitig oberster Befehlshaber der Besatzungstruppen ist, gliedert sich in eine Zivil- und eine Militärverwaltung. Zur Zivilverwaltung gehören das Gouvernement im engeren Sinne, die eigentliche Landesverwaltung mit einem Zivilkommissar an der Spitze und einem besonderen Kommissar für chinesische Angelegenheiten, die Justizverwaltung, deren Vorstand den Titel Oberrichter führt, die Bauverwaltung, welcher die Bauleitung sämtlicher Regierungsbauten und die Bauaufsicht über alle für die Regierung auszuführenden Bauten obliegt und welche gleichzeitig die Baupolizei im Schutzgebiet ausübt, und die Hafenverwaltung und meteorologisch-astronomische Station. Von der Militärverwaltung ressortieren die Besatzungstruppen und alle in erster Linie für militärische Zwecke vorgesehene Einrichtungen wie Artillerieverwaltung und Befestigungsbau.

Von vornherein war als Grundsatz aufgestellt worden, daß in erster Linie die wirtschaftliche Entwicklung zu stehen habe, und daß daher der örtlichen Behörde, dem Gouvernement, größtmögliche Freiheit für seine Entschlüsse und Maßnahmen zugestanden werden müsse. Andrerseits aber wird für diese Handelskolonie angestrebt, durch rege Beteiligung der Zivilgemeinde nach und nach eine weitgehende Selbstverwaltung einzuführen.

Als Beispiel hiefür kann die Niederlassung aller Europäer mit Ausnahme der Franzosen und der Amerikaner in Schang hai gelten, die einen selbständigen Kommunalverband bildet, deren Oberhaupt die vereinigten Konsulen unter Leitung des jeweiligen ältesten Konsuls der vereinigten Nationen sind, wobei naturgemäß die Zivilgemeinde an allen wichtigeren Maßnahmen in weitgehendster Weise beteiligt wird. Nicht allein die Verwaltung der Europäerstadt in Schang hai, die einen beträchtlichen Umfang hat, mit allen Einzelheiten wie Steuer- und Grundangelegenheiten, Straßen- und Wegebau, Hafenangelegenheiten, Polizei, Feuerwehr ꝛc. untersteht diesem Rat der Konsuln, sondern es wird auch seitens derselben Aufsicht über Europäer und Chinesen geübt. Schang hai hat also so einen selbständigen republikanischen europäisch organisierten Staat im großen chinesischen Reich, in dem sich die dortigen Residenten durchaus wohl fühlen.

Der Anfang der Heranziehung der Zivilbevölkerung zur Teilnahme am öffentlichen Leben ist gemacht. Der Gouvernementsrat, welcher vor allen wichtigeren Entschließungen seitens des Gouverneurs gehört wird, besteht nicht nur aus den Vorständen der einzelnen Verwaltungsressorts des Gouvernements, sondern auch aus drei Mitgliedern der Zivilgemeinde, welche für ein Jahr

Digitized by Google

beſtellt werden. Ferner iſt bereits eine Schulgemeinde gegründet worden, ein Komitee der Kaufmannſchaft nach Art unſerer Handelskammern hat ſich gebildet. Natürlich werden noch Jahre vergehen, bis das Ziel, die völlige Selbſtverwaltung, erreicht werden wird, denn dies wird nur möglich ſein, wenn einſt die Kolonie im ſtande iſt, ſich ſelbſt zu erhalten, d. h. finanziell unabhängig iſt.

Im folgenden werden wir nun ſehen, was bis jetzt in der Kolonie geleiſtet worden iſt und wie ſich dieſelbe in den vier Jahren ſeit ihrer Beſitzergreifung entwickelt hat.

1. Anlage der Stadt und des Hafens

Zunächſt galt es die Plätze für Hafen und Stadt auszuſuchen. Gründliche Vermeſſungen waren hierzu erforderlich, die, nachdem die Unterlagen für den Stadt- und Hafenplan geſchaffen waren, über das ganze Schutzgebiet und die zugehörigen Waſſerflächen ausgedehnt wurden. Verbunden hiermit war die Feſtlegung der Grenzen durch eine gemiſchte deutſch-chineſiſche Kommiſſion. Der Platz für den Hafen ſchien von vornherein gegeben. Die an der Oſtſeite der tiefen Rinne im öſtlichen Teile der Bucht durch das Watt mit dem Feſtlande verbundene Inſel Man tſching tau — jetzt Hafeninſel genannt — und ein davor gelagertes Riff ſchieben ſich in weſtlicher Richtung in dieſe Rinne hinein, ſo daß einerſeits nur das Riff mit der Inſel und dieſe mit dem Feſtland durch Schüttung von Dämmen zu verbinden, anderſeits das innerhalb dieſer Dämme liegende Gebiet durch Baggerung ſo zu vertiefen war, daß es ſelbſt für die tiefgehendſten Schiffe zugänglich wurde, um ein völlig geſchütztes Hafenbecken zu erhalten. Selbſtverſtändlich gehören zu einem Hafen noch eine Menge Anlagen, wie Ladebrücken mit Werftanlagen ꝛc., die außerdem noch zu ſchaffen ſind. Vor endgültiger Feſtſtellung des Hafenbauprojektes mußte aber durch zahlreiche Bohrungen feſtgeſtellt werden, ob durch Baggerung eine derartige Tiefe herzuſtellen iſt, oder ob hochanſtehender Felsgrund die Durchführung des Planes vereiteln würde. Nachdem die Bohrungen ein befriedigendes Reſultat ergeben hatten, wurde ſofort mit dem Bau dieſes Hafens begonnen, deſſen Fertigſtellung naturgemäß noch einige Jahre dauern wird. Bis jetzt iſt aber der große Damm auf eine Länge von 4550 m geſchüttet und hiermit vollendet. Mit den Baggerungen iſt begonnen. Gleichzeitig aber war der Bau eines kleinen Hafens in Angriff genommen, welcher einen geſchützten Liegeplatz für die kleineren beim Hafenbau verwendeten Dampfer und Fahrzeuge abgeben und als Bauhafen beim Zuſammenſetzen

Pagode im Schutzgebiet am Pai ſcha ho.

und Montieren der Bagger und des Schwimmdocks dienen soll. Hierfür fand sich ein von Natur aus besonders günstiger Platz in der westlich des Dorfes, jetzigen Stadtteiles, Ta pau tau gelegenen kleinen Bucht, doch waren umfangreiche Baggerungen und die Aufführung von Dämmen auch hier erforderlich, um einen gegen alle Winde geschützten Hafen zu erhalten. In diesen Hafen hinaus ist eine eiserne Ladebrücke von 160 m Länge gebaut, an welcher die an der dortigen Küste verkehrenden Dampfer laden und löschen können. Seit Jahresfrist ist dieser Hafen dem Verkehr übergeben.

Es möchte auf den ersten Anblick selbstverständlich erscheinen, daß die neu zu gründende Stadt möglichst dicht am Hafen etwa in der beim Hafen gelegenen Ebene gebaut worden wäre. Dies war jedoch in erster Linie aus klimatischen Gründen nicht angängig. Jene Ebene steht den rauhen Nordweststürmen des Winters vollkommen offen, gegen die erfrischende Seebrise aus Süden und Südosten im Sommer ist sie dagegen durch die davor gelagerten Berge abgeschlossen, so daß das Wohnen in jener Gegend keineswegs angenehm geworden wäre.

Für die neue Stadt schien vielmehr der Platz um und bei dem Dorfe Tsingtau am geeignetsten. Die Berghänge boten nach Norden Schutz gegen die Winterstürme, während die Lage direkt an der See die frische Brise im Sommer unbehindert zuläßt. Die Entfernung vom Hafen ist gering, die Möglichkeit, gute Verbindung dorthin herzustellen, ist vorhanden. Hier ist denn auch die Stadt entstanden, die heute schon eine große Reihe stattlicher Bauten aufweist.

Der Plan läßt drei Stadtteile unterscheiden, der östliche Teil jenseits der Höhen, welche die Tsingtaubucht und die Auguste Viktoriabucht trennen, an letzterer gelegen bildet das Villenviertel; westlich der Höhen folgt die eigentliche Geschäftsstadt, welche an Stelle des niedergelegten Dorfes Tsingtau und westlich desselben angelegt wird. Nordwestlich davon entsteht die chinesische Geschäftsstadt Ta pau tau auf dem Platze des früheren gleichnamigen Dorfes. Letztere ist in ihrem Ausbau am weitesten vorgeschritten. Ein Netz großer, breiter, gut angelegter Straßen durchzieht die einzelnen Stadtteile und verbindet sie untereinander und läßt kaum noch die unendlichen Schwierigkeiten erkennen, welche die Vorbereitungen für die Stadtanlage verursacht hatten. Zur Anlage der Straßen waren umfangreiche Sprengungen, Abtragungen, an der einen, Auftragungen an der anderen Seite erforderlich. Die während der Regenzeit fallenden Wassermengen machten eine großartige Kanalisationsanlage erforderlich. Namentlich aus Gesundheitsrücksichten war die Ausführung einer zentralen Wasserleitung erforderlich, da die in der Stadt durch Bohrung erhaltenen Brunnen kein einwandfreies Wasser lieferten. Die neue Wasserleitung versorgt die Stadt aus einem rund 4 km von Tsingtau entfernten Tale mit gutem Wasser. Die vorstehend aufgeführten Arbeiten sind, soweit wie sie für die jetzige Stadtanlage erforderlich waren, fertig gestellt und werden mit der Entwicklung der Stadt fortschreitend weiter ausgeführt. Für die Unterkunft der zahlreich zuströmenden chinesischen Arbeiterbevölkerung wurde durch zwei in genügender Entfernung von der eigentlichen Stadt angelegte Dörfer, Tai tung tschen und Tai hsi tschen, gesorgt.

Von großer Wichtigkeit für die Stadt wie für den Hafen war die Inangriffnahme der Aufforstung der Berge um Tsingtau. Hierdurch wird eine Verbesserung der Wasserverhältnisse der Stadt erreicht und gleichzeitig

Digitized by Google

eine Versandung des Hafens durch Bodenabschwemmungen verhütet. Die Arbeiten sind von Anfang an energisch betrieben. In Aussicht genommen ist zunächst zur Bepflanzung eine Fläche von 500 ha, doch soll sich nach und nach die Forstaufsicht über unser ganzes Schutzgebiet erstrecken, um

Entnommen aus: Denkschrift betr. die Entwicklung des Kiautschougebietes in der Zeit vom Oktober 1900 bis Oktober 1901.

die umfangreichen chinesischen Anpflanzungen namentlich in Lau schan zu erhalten und zu fördern, welche bei der Mißwirtschaft der Chinesen allmählich zu Grunde gerichtet wurden. Durch die Aufforstung wird das Gebiet, das auch schon jetzt namentlich in Lau schan mannigfaltige Naturschönheiten aufzuweisen hat, an landschaftlichem Reiz noch wesentlich gewinnen, gleichzeitig wird mit der Zeit dem jetzt bestehenden Holzmangel hierdurch abgeholfen werden.

Digitized by Google

## 2. Handel und gewerbliche Tätigkeit

Schon mit der Besetzung des deutschen Kiautschougebietes hatten sich einige deutsche, in Ostasien ansässige Firmen in Tsingtau niedergelassen und Lager und Läden errichtet, in denen hauptsächlich die allgemeinen Bedarfsartikel für die ersten Kolonisten und die Besatzungstruppen feilgeboten wurden. Hierdurch wurden die Arbeiten zum Herrichten der ersten Wohnungen aus chinesischen Häusern und die sonstigen Bauarbeiten wesentlich erleichtert. Bald folgten auch chinesische Händler, durch die Aussicht nach Gewinn gelockt. Seither hat sich die Ansiedlung europäischer Firmen in Tsingtau immer mehr entwickelt; die meisten der angesehenen alten deutschen Chinafirmen haben in Tsingtau Filialen gegründet, ein Beweis dafür, daß der Kolonie Kiautschou in kommerzieller Beziehung eine sichere Zukunft in Aussicht steht. Erfreulicherweise ist auch der Zuzug chinesischer Kaufleute nach Tsingtau ein reger, denn nach den überall an der chinesischen Küste gemachten Erfahrungen sind sie für den Handel mit dem Hinterland unentbehrlich. Für unser Schutzgebiet kommt, abgesehen von den Bedürfnissen der Kolonie selbst, nur der Durchgangshandel in Betracht. Um diesem nach Möglichkeit die Wege zu ebnen, wurde Tsingtau und das ganze deutsche Schutzgebiet am 2. September 1898 zum Freihafengebiet erklärt, innerhalb dessen es keinerlei Zollschranken gibt. Mit der chinesischen Regierung ist jedoch ein zunächst provisorisches Abkommen dahin getroffen worden, daß dieselbe in Tsingtau selbst ein Zollamt errichten darf, durch welches die über die Schutzgebietsgrenzen nach Schantung gehenden und die aus dem Inneren Chinas stammenden von Tsingtau nach anderen Orten auszuführenden Waren verzollt werden. Diese Maßnahme ist in erster Linie im Interesse der Kaufmannschaft getroffen, um ihr die Möglichkeit zu bieten, bei Ankunft oder bei Verschiffung der Ware diese in Tsingtau selbst zu verzollen, während sonst die Verzollung durch an der deutschen Grenze errichtete chinesische Zollämter stattfinden müßte und dadurch ein zweimaliger Aufenthalt der Waren bedingt würde.

Ein Bild der erfreulichen Entwicklung des Handels im Schutzgebiet geben nachfolgende Zusammenstellungen, die der seitens des Reichsmarineamts dem Reichstag vorgelegten Denkschrift, betreffend die Entwicklung des Kiautschougebietes in der Zeit vom Oktober 1900 bis Oktober 1901 entnommen sind:

Übersicht des Durchgangshandels über den Hafen von Tsingtau
(Schätzungswert)

| | 1. Oktober 1899 bis 30. September 1900 Wert, Dollar | 1. Oktober 1900 bis 30. September 1901 Wert, Dollar |
|---|---|---|
| Wert der Gesamteinfuhr von Waren fremden Ursprungs . . . . . | 945000 | 1803000 |
| Wert der Gesamteinfuhr von Waren chinesischen Ursprungs . . . . . | 3333000 | 7894500 |
| Wert der Gesamtausfuhr . . . . . | 1650000 | 4320000 |
| Zusammen: | 5928000 | 14017500 |

Digitized by Google

30'
Kr. Weihsien
Weihsien
Kreis Lai yang
chin tschuang
Ting tsy kau
Schiang schan
Ling ho
Lau ye miau
Tschin tschia k'ou
Kung tan ho
Ko lü tien
Ho nan
Wang tsun
Yüen ho
G
simo
Ling schan
Ling schan
Tuan tsun
Tschang ko tschuang
Tsimo
Miau tou
Wo tsy
An tsch'iu
Kreis
An tsch
Tsching
Su tschia tschai
Huang tschia tschai
Schan nan tou
Lau schan
180
30'
36

Digitized by Google

**Einfuhr von Waren ausländischen Ursprungs**

| Warengattung | | Gewicht u. s. w. | Wert, Dollar |
|---|---|---|---|
| Baumwollene Waren | Stück | 100007 | 461700 |
| Baumwollengarn | Pikul | 30005 | 888004 |
| Petroleum | Gallonen | 836120 | 250695 |
| Metalle | Pikul | 3131 | 9348 |
| Anilinfarben | Wert | — | 10749 |
| Nadeln | Tausend | 10639 | 2551 |
| Kohlen | Tonnen | 3198 | 40774 |
| Zündhölzer | Gros | 233202 | 73195 |
| Zucker | Pikul | 4842 | 31716 |

**Einfuhr von Waren chinesischen Ursprungs**

| Warengattung | | Gewicht u. s. w. | Wert, Dollar |
|---|---|---|---|
| Porzellan | Pikul | 9061 | 132669 |
| Rohbaumwolle | „ | 25025 | 544174 |
| Papier | „ | 126134 | 3045139 |
| Schang hai-Baumwollengarn | „ | 7515 | 225450 |

**Ausfuhr von Waren chinesischen Ursprungs**

| Warengattung | | Gewicht u. s. w. | Wert, Dollar |
|---|---|---|---|
| Borsten | Pikul | 281 | 23164 |
| Strohborte | „ | 4077 | 305716 |
| Schan tung Pongees | „ | — | 3405 |
| Bohnenöl | „ | 46148 | 589803 |
| Erdnußöl | „ | 99551 | 1791916 |
| Melonenkerne | „ | 33740 | 346267 |
| Kuhhäute | „ | 818 | 18405 |

1 £ = etwa 2,10 Mk.
1 Pikul = 60,479 kg.
1 Gallone = 4,543 l.

Auch die gewerbliche Tätigkeit ist nicht im Rückstande geblieben; in erster Linie ist sie durch die rege Bautätigkeit bedingt. Wir sehen da zahlreiche Ziegeleien, darunter drei große Dampfziegeleien, Kalkbrennereien, Steinbrüche, Maschinenschlossereien, Baugeschäfte, drei Buchdruckereien, elektrische Licht- und Kraftanlagen und eine größere Schiffs- und Maschinenreparaturwerkstatt. Letztere ist mit einer Bootsschleppe für kleinere Dampfer verbunden und so ausgerüstet, daß im allgemeinen alle an Bord der Schiffe vorkommenden Reparaturen ausgeführt werden können, soweit hierzu ein Docken nicht erforderlich ist.

Die Entwicklung des Handels und Gewerbes bedingte eine sich schnell steigernde Ausdehnung des Verkehrs und der Verkehrsmittel. Der Schiffsverkehr wird vermittelt durch Dampfer fast aller Nationen, Segelschiffe und chinesische Dschunken. Im Jahre 1901 liefen 311 Dampfer mit 463977 Tonnen Nettogehalt, 5 Segelschiffe mit 7979 Nettotonnen Gehalt und zahlreiche seegehende Dschunken Tsingtau beziehungsweise die Kiautschoubucht an. Regelmäßige deutsche Schiffsverbindungen sind vorhanden nach Schang hai mit Anschluß an die großen Dampferlinien nach Europa und nach Tschi fu und Tien tsin. Eine direkte Dampfschiffsverbindung mit dem Mutterlande besteht noch nicht, bis jetzt bot sich hierzu aber einige Male im Jahr Gelegenheit, anläßlich der Ablösungen der Truppen. Mit der weiteren Entwicklung des Handels wird aber das regelmäßige Anlaufen des deutschen Hafens Tsingtau durch die subventionierten Reichspostdampfer, die bisher nur Schang hai und Yokohama aufsuchen, unbedingtes Erfordernis werden, um ein Umladen der Güter in fremden Häfen und die damit verbundene Kontrolle durch das Ausland zu vermeiden. Zur Erleichterung der Ansteuerung der Kiautschoubucht ist bereits im Jahr 1898 ein provisorisches Leuchtfeuer auf der Insel Tscha lien tau errichtet worden, das endgültige dort zu erbauende Leuchtfeuer I. Ordnung geht seiner Vollendung entgegen. Ein zweites elektrisches Leuchtfeuer ist auf der Landzunge bei Yu nui san errichtet und bereits seit einem Jahre in Betrieb.

In Tsingtau hat sich ein überaus reger Postverkehr entwickelt, zu dessen Bewältigung acht Beamte, sowie zwei europäische und zehn chinesische Unterbeamte erforderlich sind. Die Tätigkeit des Postamtes erstreckt sich nicht nur auf die Verbindung mit Europa, den chinesischen Häfen und den Plätzen des Weltpostverkehrs, sondern auch auf den Verkehr innerhalb der Provinz Schan tung. Im Schutzgebiet selbst ist bei der Bahnstation Tsang kon und im bisherigen Hafenplatz der Stadt Kiautschou, Ta pu tou, eine deutsche Postagentur errichtet. Außerdem haben wir in der sogenannten Einflußzone ein deutsches Postamt in der Stadt Kiautschou und eine Postagentur in Kau mi. Der Wunsch der im Inneren der Provinz Schan tung tätigen Ingenieure, Kaufleute und Missionare nach regelmäßiger Postverbindung, sowie das Interesse des Gouvernements, die Handelsbeziehungen in ganz Schan tung möglichst zu erleichtern, führten zur Einrichtung besonderer Postverbindungen durch chinesische Kuriere nach wichtigeren Orten dieser Provinz. Zwei- bis dreimal wöchentlich findet Postverkehr durch diese Kuriere zwischen jenen Orten und Tsingtau statt. Die neue Stadt Tsingtau hat ein ausgedehntes Fernsprechnetz. Seit den chinesischen Wirren im Jahre 1900 hat Tsingtau direkte Kabelverbindungen nach Tschi fu und Schang hai und ist hierdurch an die großen überseeischen Kabel angeschlossen. Bis dahin wurde der chinesische Überlandtelegraph, der schon vor der Besetzung vorhanden war und mittels dessen durch chinesische Beamte alle die Besetzung betreffenden Telegramme unmittelbar nach der Besitzergreifung ruhig befördert worden waren, benutzt; gelegentlich der Wirren aber hatte sich diese Verbindung als unzuverlässig erwiesen und zur Legung deutscher Kabel geführt.

### 3. Eisenbahn

Die Eisenbahn, dieser Hauptfaktor für die Entwicklung des Schutzgebietes, wird von der Schan tung-Eisenbahngesellschaft, einer deutsch-chinesischen Gesellschaft, mit dem Sitz in Tsingtau gebaut. Zunächst ist der Bau einer Bahn

Digitized by Google

von Tſingtau über Kiautſchou, Wei hſien, nach Tſi nan fu in Angriff genommen, von der aus ſogleich eine Zweigbahn nach dem reichen Kohlengebiet bei Po chan geführt werden ſoll. Für ſpäter ſind Bahnlinien von Tſingtau nach J tſchou fu und von Tſi nan fu nach J tſchou fu geplant. Trotz großer Schwierig- eiten, die teils in den ſchwierigen Geländeverhältniſſen, teils in dem Wider- tand der chineſiſchen Bevölkerung ihren Urſprung hatten, ganz beſonders aber urch den Boxeraufſtand hervorgerufen waren, ſind die Bahnarbeiten ſo weit efördert worden, daß am 1. Dezember 1901 die Bahn bis zum Kilometer 128 beim Orte Tſchang ling, der bereits außerhalb der Einflußzone liegt, dem Verkehr bergeben werden konnte. Das erſte Kohlenrevier bei Wei hſien (km 183) ſt bereits ſeit Juni 1902 durch die Bahn mit Tſingtau in Verbindung, wo

Teil der Prinz-Heinrichſtraße in Tſingtau.

ann bis zur Förderung der erſten Kohlen in Wei hſien die Kohlenmole be- utzbar wird, ſo daß die Verladung der Kohlen direkt von der Eiſenbahn in en Dampfer ermöglicht wird. Gerade dieſe Einrichtung wird nicht unweſentlich azu beitragen, den Preis für die Schan tung-Kohle zu ermäßigen und dieſelbe ierdurch beſonders konkurrenzfähig zu machen.

4. Bergbau

Wie die Eiſenbahn als Mittel zur Hebung des Verkehrs ein abſolutes Erfordernis für den Ausbau des Schutzgebietes Kiautſchou bildet, ſo iſt, wie ſchon anfangs ausgeführt, die Anlage von Bergwerken zur Förderung er Kohle für die gewerbliche Entwicklung der Kolonie eine unerläßliche Be- ingung. Die Schan tung-Bergbaugeſellſchaft hat die Durchführung dieſer Arbeiten übernommen. Die Vorarbeiten, mit denen bald nach der Beſetzung es Kiautſchougebietes begonnen war, haben eine längere Unterbrechung urch die chineſiſchen Unruhen erlitten. Zur Zeit wird an der Errichtung iner Förderanlage bei Wei hſien gearbeitet. Mitte des Jahres 1902, alſo ur ſelben Zeit wie die Bahn bis Wei hſien fertiggeſtellt war, wurde ei etwa 150 m Tiefe das Steinkohlenlager erreicht. Weitere umfang- eiche Steinkohlenlager ſind bei Po ſchan vorhanden, deren Erſchließung ach Fertigſtellung des Bergwerkes in Wei hſien in Angriff genommen wer- en ſoll.

### 5. Schule und wissenschaftliche Arbeiten

Die Tätigkeit im Kiautschougebiet erstreckte sich aber nicht nur auf die materiellen Gewinn versprechenden Gebiete, sondern auch auf Arbeiten, die idealen Zwecken dienen. Schon vorher war erwähnt, daß sich in Tsingtau eine Schulgemeinde gebildet hat, die im Verein mit dem Gouvernement sich die Gründung einer deutschen Schule für die Kinder der Residenten in Tsingtau hat angelegen sein lassen. Bereits im ersten Jahre nach der Besitzergreifung ist die deutsche Schule eingerichtet worden; heute wird sie bereits von 29 Kindern von Europäern, 17 Knaben und 12 Mädchen besucht, die in den Lehrfächern unserer Mittelschulen unterwiesen werden. Geplant ist, den Unterricht für die Knaben so auszudehnen, daß dieselben mit Absolvierung der Schule mindestens das Zeugnis zum einjährig-freiwilligen Dienst sich erwerben können. Eine solche Schule kommt nicht nur den Kolonisten, sondern auch vielen der in Ostasien ansässigen deutschen Familien zu gute, die bisher gezwungen sind, ihre Knaben etwa vom zehnten Lebensjahre ab dauernd in die Heimat zum Schulbesuch zu entsenden. Für die Chinesen sind deutscherseits ebenfalls neue Schulen eingerichtet; das Verdienst, hierin energisch vorgegangen zu sein, gebührt den Missionen beider Konfessionen, deren Wirken überhaupt für die Kolonie segensreich war. Im Schutzgebiet sind drei deutsche Missionen: die Mission Berlin I Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden, der evangelisch-protestantische Missionsverein und die deutsche katholische Missionsgesellschaft von Steil, sowie eine amerikanische Mission tätig. Jede der deutschen Missionen hat Schulen für Chinesen eingerichtet, in denen als Hauptfach neben den chinesischen Klassikern die deutsche Sprache gelehrt wird. Der Zudrang zu diesen Schulen ist, da die Chinesen den Vorteil der Kenntnis der deutschen Sprache klar erkennen, bedeutend. Erwähnenswert ist die seitens der katholischen Mission eingerichtete deutsche Schule, in welcher chinesische Christen, welche eine chinesische Schule der Mission bereits durchgemacht haben, für den Eisenbahndienst vorbereitet werden, da die meisten Stellen im Bahndienst mit Chinesen besetzt werden sollen, nachdem bei den übrigen in China im Betrieb befindlichen Bahnen mit chinesischem Personal durchweg gute Erfahrungen gemacht sind. Seitens des evangelisch-protestantischen Missionsvereins ist ein Hospital für Chinesen in Tsingtau eingerichtet, in dem die Kranken durch einen deutschen Arzt behandelt werden. Letzterer hält auch eine umfangreiche Poliklinik für Chinesen ab. Diese Einrichtungen sind als große Wohltat, namentlich für die ärmere chinesische Bevölkerung zu begrüßen.

An wissenschaftlichen Arbeiten, die seit der Besetzung vorgenommen wurden, sind zu nennen: Zunächst eine gründliche Vermessung des ganzen Schutzgebietes, die sowohl die Grundlagen zum Stadt- und Hafenplan, als auch das Material zu genauen Land- und Seekarten lieferte. In Verbindung mit den Vermessungen wurde die geographische Lage des Ortes Tsingtau durch astronomische Beobachtungen scharf bestimmt und in Verbindung hiermit eine Zeitsignalstation errichtet, die täglich die genaue Mittagsstunde durch Fallenlassen eines Balles, sowohl den Landbewohnern, als auch den Schiffen auf der Reede und im Hafen angibt. Mit Fallenlassen des Balles wird gleichzeitig ein Kanonenschuß abgefeuert, um allenthalben den Bewohnern eine Kontrolle ihrer Uhren zu ermöglichen, denn öffentliche Uhren sind noch nicht vorhanden. Von Anfang an wurden regelmäßige meteorologische Beobachtungen

Digitized by Google

in Tſingtau angeſtellt, da die Kenntnis der meteorologiſchen Verhältniſſe für die ganze Entwicklung des Schutzgebietes von außerordentlicher Bedeutung iſt. Der meteorologiſche Dienſt wurde inzwiſchen auf mehrere Nebenſtationen im Schutzgebiet ausgedehnt, ein telegraphiſcher Austauſch der täglichen Beobachtungen mit Tſchi fu und Schang hai und in Verbindung hiermit ein Sturmwarnungsdienſt eingerichtet. Für die zu treffenden ſanitären Maßnahmen war die gründliche Erforſchung der geſundheitlichen Verhältniſſe erforderlich. Die dabei erhaltenen Reſultate ſpielten bei Anlage der Stadt eine wichtige Rolle und der Gründlichkeit des Vorgehens in dieſer Richtung iſt es zuzuſchreiben, daß der Geſundheitszuſtand in der Kolonie nunmehr durchaus gut genannt werden kann. Die Erforſchung der Flora wurde intenſiv in Angriff genommen, ebenſo fanden eingehende geologiſche Unterſuchungen nicht nur der für die Anlage der Kohlenbergwerke in Betracht kommenden beſchränkten Gebiete, ſondern des ganzen Hinterlandes durch einen dem Gouvernement zugeteilten höheren Bergbaubeamten ſtatt. Ein beſonderes Studium erforderten die Rechtsverhältniſſe der Chineſen im Schutzgebiet vor der Beſetzung. In Anlehnung an das vorhandene Gewohnheitsrecht in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten und unter Zugrundelegung des deutſchen Strafrechts, aber unter eingehender Berückſichtigung der chineſiſchen Rechtsanſchauungen, wurde im Jahre 1899 eine „Verordnung betr. die Rechtsverhältniſſe der Chineſen“ erlaſſen, die ſich bisher bewährt hat.

Truppenunterkunftsräume in Kiautſchou.

6. Tätigkeit der Beſatzungstruppen

Die Tätigkeit der Beſatzungstruppen bedarf noch beſonderer Erwähnung. Dieſelbe ging weit über den Rahmen ihrer militäriſchen Beſtimmung hinaus. Sie waren die Pioniere, die den nachkommenden Koloniſten den Weg vorbereiteten. Unmittelbar nach der Beſitzergreifung galt es, für Europäer einigermaßen brauchbare Wohnungen aus den chineſiſchen Häuſern zu machen. Dann waren Wege zu beſſern bezw. neu anzulegen, Polizeiaufſicht zu üben u. v. a. Überall wurden unſere Truppen mit beſtem Erfolg verwandt. Faſt jeder einzelnen Behörde waren Soldaten als Hilfsarbeiter zugeteilt, bis allmählich der Bedarf an Hilfskräften von der Heimat aus gedeckt wurde. Eine Anzahl der Mannſchaften iſt auch nach beendeter Dienſtzeit draußen geblieben, wo ſie teilweiſe recht gute Stellen, namentlich bei Privaten erhielten. Jedenfalls dürfen ſich die Beſatzungstruppen einen nicht geringen Anteil an der ſchnellen Entwicklung der Kolonie in den erſten Jahren zuſchreiben. Aber auch zur

Digitized by Google

militärischen Betätigung fehlte die Gelegenheit nicht. Im Schutzgebiete selbst war ein militärisches Einschreiten nie nötig, dagegen waren schon im Juni des Jahres 1899 gelegentlich des Bahnbaues in der Gegend von Kaumi, einer Stadt in der Einflußzone, Unruhen entstanden, die jedoch durch das schnelle und energische Vorgehen unserer Truppen im Keime erstickt wurden. Ende des Jahres 1899 und Anfang 1900 kamen dann wieder Schwierigkeiten mit der Bevölkerung anläßlich des Bahnbaues vor. Es wurde deshalb ein größeres Detachement nach Kiautschou verlegt, bis nach Vereinbarung mit dem chinesischen Gouvernement der Provinz Schantung Anfang März die Bahnbauten einen ungestörten Fortgang nehmen konnten. Der große chinesische Aufstand brachte für das Schutzgebiet keinerlei Ruhestörung mit sich. Die Ursache hierfür mag einerseits die Anwesenheit eines größeren Truppenkörpers in Tsingtau, anderseits aber vielleicht auch die Zufriedenheit der Chinesen mit der durchgehends gerechten Behandlung durch die deutsche Regierung gewesen sein. Dagegen bot sich den Besatzungstruppen mehrfach Gelegenheit zu ruhmreicher Betätigung. Bei Beginn der Unruhen in der Provinz Tschili war auf Requisition des deutschen Gesandten ein Detachement, bestehend aus 1 Offizier, 5 Unteroffizieren und 45 Seesoldaten, nach Peking entsandt, das sich durch seine heldenmütige Verteidigung der deutschen Gesandtschaft unsterblichen Ruhm erworben hat. Zwei Kompanien des III. Seebataillons, die auf Requisition des Chefs des Kreuzergeschwaders nach Tientsin entsandt waren, nahmen an den Kämpfen um diese Stadt und an der Entsetzung des Seymourschen Expeditionskorps ruhmvollen Anteil. Aber auch im Hinterlande der Kolonie begann es inzwischen unruhig zu werden. Zunächst benutzten Räuberbanden die unruhigen Zeiten, um ihr Handwerk dreister denn je auszuüben, dann aber schlossen sich diesen ein Teil der chinesischen Soldaten und die durch allerhand falsche Nachrichten von neuem verhetzte Bevölkerung an. Die Bergwerksbeamten und schließlich auch die Bahnbeamten mußten sich nach Kiautschou bezw. Tsingtau zurückziehen, ebenso fast alle Missionare. Ein Detachement wurde wiederum nach Kiautschou vorgeschoben, um die dortigen Deutschen zu schützen und ein weiteres Vordringen der aufständischen Banden nach dem Schutzgebiet zu verhindern. Später wurde ein zweites Detachement nach Tsimo verlegt, nachdem in der Nähe des Schutzgebietes Boxerbanden gesehen waren. Da der Bau der Bahn über Kiautschou hinaus unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich war, wurde beschlossen, die Strecke Tsingtau-Kiautschou unter dem Schutz deutscher Truppen nach Kräften zu fördern. Zu diesem Zwecke waren längs der Bahntrace außerhalb des Schutzgebietes kleine Detachements und Wachen stationiert. Verschiedentlich hatten diese mit Gesindel, mehrere Male auch mit organisierten Boxerbanden Kämpfe zu bestehen, ebenso wurden die von Kiautschou entsandten Patrouillen häufig beschossen, überall aber auf das energischste abgewiesen. Eine ernste Bedrohung des Schutzgebietes selbst hat aber dank der militärischen Maßnahmen nicht stattgefunden. Unter dem Schutz der deutschen Truppen konnte der Bahnbau trotz der schwierigen Verhältnisse wesentlich gefördert werden. Nachdem im Oktober die von zahlreichen Boxern und Räubern besetzten Dörfer um Kaumi durch ein weiteres Detachement der Besatzungstruppen gestürmt und deren Wälle geschleift waren, und das Detachement sich in Kaumi festgesetzt hatte, konnte der Bahnbau wieder aufgenommen werden. In kurzer Zeit trat eine völlige Beruhigung der Bevölkerung ein, so daß die Bahnbauten von nun an einen ungestörten Fortgang

Digitized by Google

nehmen konnten und den schon vorher erwähnten bedeutenden Fortschritt machten.

Die bisherige Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. In kurzer Zeit wird eine Kohle von dort verschifft werden, die nach den bisherigen Untersuchungen die Konkurrenz der sonstigen chinesischen und der japanischen Kohlen nicht zu fürchten haben wird. Die Ausfuhr von Landesprodukten der Provinz Schantung und die Schaffung eines lohnenden Absatzgebietes für die Erzeugnisse unserer Industrie ist in erfreulicher Zunahme begriffen, wie im besonderen die auf S. 672 f. angeführten Tabellen beweisen. Die gewerbliche Tätigkeit hat sich gesund entwickelt. Der Ausbau des Hafens ist gewaltig gefördert, in einigen Jahren werden die großartigen Anlagen vollendet und damit einer der besten und geschütztesten Häfen an den Küsten Chinas geschaffen sein. Dock- und Werftanlagen werden dort verkehrenden Schiffen alle Hilfsmittel bieten, um Reparatur- und Instandsetzungsarbeiten vorzunehmen. Ihren Bedarf an Kohlen können die anlaufenden Dampfer daselbst auf bequeme Weise decken. Kurz gesagt, der Hafen wird allen Anforderungen, die man an ihn stellen wird, voll und ganz genügen.

Digitized by Google

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 02

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
DEC 13 2001
BOOK DUE

JUL 16 1983 IL
7750588

AUG 2 4
WIDENER

WIDENER
DEC 13 200
BOOK DUE

WIDENER
SEP 10 1996
CANCELLED
BOOK DUE

Digitized by Google